Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1834.
Zweiter Band.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1834.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1834 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. Richter, die neue Unsterblichkeitslehre, als Supplement zu Wielands Euthanasia.
(Erster Artikel). — Jan. S. 1.
(Zweiter Artikel). — Jan. S. 131. — Göschel.
2. Arnold, wissenschaftliche Darstellung, oder Philosophie der Geschichte für Gebildete. Th. I. — Febr. S. 307.
3. Minde et Beauffort, de l'esprit de vie et de l'esprit de mort. — März. S. 412. — Carové.
4. Pinel (Scipion), Physiologie de l'homme aliéné, appliquée à l'analyse de l'homme social. — April. S. 555
5. Bachmann, über Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie. — Mai. S. 713. — Hinrichs.
6. Günther und Pabst, Janusköpfe für Philosophie und Theologie. — Mai. S. 801. — Göschel.
7. Rust, Philosophie und Christenthum, oder Wissen und Glauben. — Mai. S. 837. — Billroth.
8. van Heusde, initia philosophiae Platonicae. Vol. I. Philosophia puteri. Voluminis II. pars I — III. philosophia verl. — Juni. S. 934. — Weifse.
9. Cousin, Fragmens philosophiques. Seconde édition. — Aug. S. 283. — Hinrichs.
10. v. Wessenberg, über Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit. — Aug. S. 161. — Gabler
11. De ethicis Nicomacheis genuino Aristotelis libro, dissertatio litteraria. Scripsit Christianus Pansch. — Sept. S. 358. — Trendelenburg.
12. Schmidt, über das Absolute und das Bedingte mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus. Ein skeptischer Versuch. — Sept. S. 500. — Erdmann.
13. Eschenmayer, die Hegel'sche Religionsphilosophie, verglichen mit dem christlichen Princip. — Nov. S. 833. — Rosenkranz.
14. Beneke, Lehrbuch der Psychologie. — Dec. S. 999. — Hinrichs.
15. Michart, Beantwortung der von der philosophischen Fakultät zu Münster am 3. August 1833 gestellten Preisfrage: Examinetur sententia illorum, qui Deum existere philosophica argumentatione demonstrari neque posse neque debere contendunt. Adjungetur censura argumenti ontologici pro existentia Dei. — Dec. S. 884. — Göschel.
16. Veit, Saint-Simon und der Saintsimonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede. — Juni. S. 1019. — Weifse.
17. Windischmanni Sancara sive de theologumenis Vedanticorum. — Sept. S. 403. — Bopp.

II. Theologie.

1. Schmieder, die christliche Religionslehre zur Anregung und Unterweisung für Schüler der ersten Classe auf Gelehrtenschulen. — Febr. S. 213. — Billroth.
2. Hengstenberg, de rebus Tyriorum commentatio academica. — Febr. S. 182. — Ewald.
3. Schneckenburger, Annotatio ad epistolam Jacobi perpetua, cum brevi tractatione isagogica. — Febr. S. 221. — Märklin.
4. Gelpke, Evangelische Dogmatik. Th. I. — März. S. 396.
5. Erläuterungen der heil. Schrift Alten und Neuen Testaments aus den Classikern besonders aus Homer. — März. S. 388. — Benary.
6. Bretschneider, die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehre von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. — Apr. S. 513. — Baur.
7. Hagenbach, Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. — Apr. S. 621. — Marheineke.
8. Matthäi, Auslegung von I. Corinth. I, 1 — 3, als Probe des Strebens nach einer vollkommenen Auslegung des N. T. — Apr. S. 650. — Bauer.
9. Chalmer's historische Glaubwürdigkeit der christl. Offenbarung, übersetzt von Oster. — Mai. S. 711. — Bauer.
10. Hendewerk. Principia ethica, a priori reperta, in libris s. V. et N. T. obvia. — Mai. S. 759. — Bauer.
11. Sieffert, über den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. — Juni S. 891. — Vatke
12. v Weber, über die bevorstehende Umgestaltung der Kirchenverfassung des Königreichs Sachsen, in besonderem Bezuge auf die Behörden für die Angelegenheiten der evangel. Kirche. — Juni. S. 943.
13. Coelestin. Drei geistliche Gespräche für forschende Christen. — Juli S. 46. — Bauer.
14. Herzog, die Karikaturen der von Jesus Christus gestifteten Kirche. — Juli. S. 7.
15. Hortig's Handbuch der christlichen Kirchengeschichte neu bearbeitet von Dr. Döllinger. Ersten Bandes erste Abtheilung. Die drei ersten Jahrhunderte. — Juli. S. 52. — Pelt.
16. Lücke, Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannes und in die gesammte apokalyptische Litteratur. Auch mit dem Titel: Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. — Juli. S. 131. — Ewald.
17. Nonni Panopolitae Metaphrasis Evangelii Joannei. Recensuit lectionumque varietate instruxit Fr. Passovius. Accessit Evangelium sancti Joannis. — Juli. S. 69. — Bach.
18. Ruttenstock, institutiones historiae ecclesiasticae N. T. — Juli. S. 52. — Pelt.
19. Baur, der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf Hrn Dr. Möhlers Symbolik. — Aug. S. 270. — Marheineke.
20. Heidenreich, die eigenthümlichen Lehren des Christenthums rein biblisch dargestellt. Erster Bd., die Prolegomenen oder die Grundlegung enthaltend. — Aug. S. 196. — Bauer.
21. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. — Aug. S. 270. — Marheineke.
22. Tollin, Versuch einer geordneten Entwickelung der Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser aus der heiligen Schrift mit besonderem Bezug auf seinen Tod. Mit einer Vorrede von Dr. A. Neander. — Aug. S. 327. — Bauer.
23. Nitzsch, eine protestantische Beantwortung der Symbolik von Dr. Möhler. In den theologischen Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. Jahrg. 1834. Heft 1 und 2. — Aug. S. 270. — Marheineke.
24. Bautain (Abbé), reponse d'un Chrétien aux paroles d'un Croyant. — Sept. S. 377. — Göschel.
25. Faider, Paroles d'un Voyant à M. de Lamennais. — Sept. S. 484. — Göschel.
26. de Lamennais (Abbé), Paroles d'un Croyant. — Sept. S. 483. — Göschel.
27. Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge. Als Handschrift. — Sept. S. 329. — Göschel.
28. Henke, Georg Calixtus und seine Zeit. Erste Abth. Die Einleitung enthaltend. (Auch unter dem Titel: Die Universität Helmstädt im sechzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literärgeschichte). — Oct. S. 583. — Pelt.
29. Georg Calixtus Briefwechsel. Herausgegeben von Henke. — Oct. S. 583. — Pelt.

30. Geistliche Blüthen aus Heinrich Suso. — Oct. S. 639. — Bauer.
31. Kern, über den Ursprung des Evangeliums Mathäi. — Nov. S. 761. — Strauſs.
32. Lentz, Geschichte der christlichen Dogmen in pragmatischer Entwickelung. Th I. — Nov. S. 724.
33. Schneckenburger, über den Ursprung des ersten canonischen Evangeliums. — Nov. S. 761. — Strauſs.
34. Sieffert, über den Ursprung des ersten canonischen Evangeliums. — Nov. S 761. — Strauſs.
35. Staudenmayer, Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Th. I. — Nov. S 812. — Bauer.
36. Theodori Antiocheni, Mops. episc. quae supersunt omnia edidit A. a Wagern Vol. I. — Nov. S 692. — Bauer.
37. Lentzen, de Pelagianorum doctrinae principiis Dissertatio historico-critica. — Dec. S. 897. — Baur.
38. Wiggers, Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. Auch unter dem Titel: Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Zweiter Theil. — Dec. S. 897. — Baur.
39. Liebetrut, die Ehe nach ihrer Idee und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Nebst einem Vorwort von Dr. Aug. Hahn. — Dec. S. 926.
40. Schwabe, Selbsterkenntniſs, den sämmtlichen Amtsbrüdern im Groſsherzogthum Hessen statt eines Hirtenbriefs gewidmet. — Juni. S. 912.
41. Tholuck, Leben Georg Whitfields. Nach dem Englischen herausgegeben. — Dec. S. 976.

III. Jurisprudenz.

1. Reyscher, Sammlung altwürtembergischer Statutar-Rechte. — Jan. S. 119. — G. H.
2. Reyscher, Beiträge zur Kunde des deutschen Rechts. Erster Beitrag. Ueber die Symbolik des germanischen Rechts. — Jan. S. 118. — G. H.
3. Rudorff, das Recht der Vormundschaft, aus den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten entwickelt. — Jan. S. 25. — Mackeldey.
4. Bornemann, systematische Darstellung des Preuſsischen Civilrechts, mit Benutzung der Materialien des allgemeinen Landrechts. Bd. 1 — Mai. S 667. — Homeyer.
5. Dupin (ainé), Profession d'avocat. 2 Vol. — Mai. S. 782. — Rauter
6. Temme, Handbuch des preuſsischen Civilrechts. — Mai. S. 667. — Homeyer.
7. Thöne, ausführliches systematisches Handbuch des preuſsischen Privatrechts. Bd. I. Abth. I. — Mai. S. 667. — Homeyer.
8. Heimbach, Basilicorum libr. LX. — Mai. S. 748. — Witte.
9. Verhandlungen über die Theilungsfrage in Betreff der Universität Basel vor der eidgenössischen Theilungscommission, als bestelltem Schiedsgerichte. Nach den Akten herausgegeben und mit Anmerk. begleitet. Heft. I. — Juni. S. 952. — Homeyer.
10 Bauer, Lehrbuch des Strafrechts. Zw. Ausgabe. — Juni. S. 873. — Abegg.
11. Heffter, Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalrechts. — Juni. S. 873. — Abegg.
12. Heinroth, Grundzüge der Criminalpsychologie, oder die Theorie des Bösen in Bezug auf die Criminalrechtspflege. — Juli. S. 108. — Göschel
13. Köhler, Handbuch des deutschen Privatfürstenrechts der vormals reichständischen, jetzt mittelbaren Fürsten und Grafen. — Aug. S. 233. — Heffter.
14. Bergens, gamle Bylow (Lundh's Ausgabe des Bergener Stadtrechts). Ester Membran Codices, med Indledning, Oversaettelse og Anmaerkninger udgione af Gr. Fougner-Lundh. — Oct. S. 646. — Michelsen.
15. v. Meysenburg, Servius. Blätter für juristische Kritik. Erstes Heft. — Nov. S. 828.
17. Simon und v. Strampf, Rechtssprüche der preuſsischen Gerichtshöfe, mit Genehmigung ihrer Exc. der Herren Justiz-Minister. Dritter Bd. — Dec. S. 931. — Heffter.

IV. Staats- und Kameralwissenschaft.

1. Rau, Lehrbuch der politischen Oekonomie. Th. I. und d. T. Grundsätze der Volkswirthschaftslehre, zweite Auflage. — Jan. S. 52. — Schön.
2. Krug, die preuſsische Monarchie, topographisch, statistisch und wirthschaftlich dargestellt. 1te Abth. Ostpreuſsen. — Jan. S. 4. — Schön.
3. Hansemann, Preuſsen und Frankreich. Staatswirthschaftlich und politisch unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz. — Apr. S. 481. — Dieterici.
4. Schultz, Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Mit Rücksicht auf die neueste Behandlung röm. Staats- und Rechtsverhältniſse — Apr. S. 629. — Goettling.
5. Hoffmann, Neueste Uebersicht der Bevölkerung, der Bodenfläche u. s. w. des preuſsischen Staats. — Sept. S. 364. — Dieterici.
6. Thiersch, de l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. En deux volumes. Premier vol. de l'état politique et de la pacification de la Grèce. Second vol. de moyens d'arriver à la restauration de la Grèce. — Oct. S. 505. — Leo.
7. Malcolm, the government of India. — Juli. S. 1. — Leo.
8. Zachariae, Vierzig Bücher vom Staate. — Nov. — S. 809. — Schön.

V. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. A. Erman, Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane in den J. 1828, 29, und 30. ausgeführt. Abth. I. historischer Bericht Bd. I. Reise von Berlin bis zum Eismeere — Jan. S. 33. — Leo.
2. de Dohna (Comte), Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I., Roi de Prusse. — Febr. S. 201. — Förster.
3. Hoffmann v. Fallersleben, Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des XVI. und XVIII. Jahrh. — Febr. S. 198. — Kühne.
4. Krohn, das Missionswesen der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien. — Febr. S. 166. — J. F. v. Meyer.
5. Madwig, de Coloniarum populi Rom. jure et conditione quaestiones historicae. — Febr. S. 313. — Zumpt.
6. Helwig, Geschichte des Brandenburgischen Staates von der Entstehung desselben bis zum Anfange des dreiſsigjährigen Krieges. Abth. I. Geschichte der Mark Brandenburg bis zum Aussterben der Ballenstädtischen Dynastie. — März. S. 405. — Leo.
7. Marheineke, Geschichte der teutschen Reformation Th. 1 — 3. Zweite Auflage. — März. S. 321. — Strauſs.
8. de Luynes (le duc), el l'architecte Debacq, Métaponte. — Apr. S. 535. — Hirt.
9. Klenze, kritische Phantasieen eines praktischen Staatsmannes. — Apr. S. 658. — Goettling.
10. History of the civilisation and christianisation of South-Africa from its first settlement by the Duth to the final surrender of it to the Brittish. — Juni. S. 1014. — Müller.
11. Memoirs of the life and public service of Sir Thom. Stamford Raffles particulary in the government of Java from 1811 to 1816 and of Bencoolen and its dependencies from 1817 to 1824. — Juli. S. 102. — Meinicke.
12. Müller, Denkwürdigkeiten aus Griechenland in den Jahren 1827 und 1828 herausgeg. von P. O. Bröndsted. — Juli. S. 119.
13. Akerman, a descriptive catalogue of rare and unedited Roman coins. from the earliest period of the Roman coinage to the extinction of empire under Constantinus Palaeologos. With numerous plates from the originals, in two volumes. — Aug. S. 247. — Pinder.

14. Creuzer, zur Geschichte alt-römischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen. — Aug. S. 207. — Reinganum.
15. v. Raumer, historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Förster, Gans, Löbell, Stieglitz, Wachsmuth. Fünfter Jahrgang. — Aug. S. 191. — Barthold.
16. Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Zweiter Bd. Zweite Abth. Geschichte des Morgenlandes. — Aug. S. 215. — Aschbach.
17. Journal d'un Officier de l'armée d'Afrique — Sept. S. 377. — Rühle v. Lilienstern.
18. Extrait du Journal d'un Officier supérieur, attaché à la deuxième Division de l'armée d'Afrique — Sept. S. 377. — Rühle v. Lilienstern.
19. Chatelain, Mémoire sur la colonisation d'Alger. — Sept. S. 377. — Rühle v. Lilienstern.
20. Fernel, Campagne d'Afrique en 1830. Seconde édition, corrigée et augmentée. — Sept. S. 377. — Rühle v. Lilienstern.
21. J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, grofsentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven. Zweite verbesserte Ausgabe I, II, und III. Liefer. des ersten Bds. Mit 2 Karten. — Sept S. 366.
22. Historische Briefe. Veranlafst durch Heeren und das Archiv von Schlosser und Bercht. — Sept. S. 381. — Georg Lange.
23. Merlé, pour servir à l'histoire de la conquête d'Alger en 1830. Seconde édition revue. — Sept. S. 377. — Rühle v. Lilienstern.
24. v. Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreifsigjährigen Krieges, nach Originalquellen des Königl. Archivs zu Hannover. Erster Th. — Oct. S. 597. — Cramer.
25. Duncker, de historia ejusque tractandae varia ratione. — Oct. S. 519. — Gladisch.
26. Tod, Annals and antiquities of Rajast'han. 2 Vol. Erst. Art. — Oct. S. 532. — Zweit. Art. — Nov. S. 681. — v. Bohlen.
27. Micali, Storia degli antichi popoli italiani. Tom. I — III. Nov. S. 732. — Gerhard.
28. Micali, monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani. — Nov. S. 732. — Gerhard.
29. Gervinus, historische Schriften. Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert nebst einer Charakteristik des Machiavell. Versuch einer innern Geschichte von Aragonien bis zum Anzuge des Barcelonischen Königsstammes. — Nov. S. 705. — Georg Lange.
30. Wachler, Handbuch der Geschichte der Literatur. Dritte Umarbeitung. In 4 Bänden. — Nov. S. 715. — Ag. Benary.
31. Liebusch, Skythica oder etymologische und kritische Bemerkungen über alte Bergreligion und spätern Fetischmus, mit besonderer Berücksichtigung der slavischen Völker- und Götternamen. — Juni S. 925. — C. Lehmann.
32. Hurter, Geschichte Pabst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Erster Bd. — Dec. S. 985. — Leo.
33. v. Keyserlingk, kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse von Europa seit dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung bis auf den Congress zu Verona. — Dec. S. 911.

VI. Philologie.

a) Allgemeines.

1. Pott, etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen. — Jan. S. 81. — Bopp.
2. Bopp, vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen. Abth. I. die Lautlehre, Wurzel-Vergleichung und Casus-Bildung. — März. S. 423. — C. Schmidt.
3. Boeckh, Index lectionum etc. — Apr. S. 633.
4. Staedler, Wissenschaft der Grammatik. Ein Handbuch zu akademischen Vorlesungen so wie zum Unterricht in den höhern Classen der Gymnasien. — Juli S. 65. — Benary.
5. Lassen, Beiträge zur Erklärung der eugubinischen Tafeln. Erster Beitrag. — Aug. S. 257. Benary.
6. Molini. Codici Manoscritti Italiani dell' J. e. R. Bibliotheca Palatina di Firenze. Fasciculo I. Firenze 1833. — März S. 373. — Friedländer.
7. Koerte, Leben und Studien Fr. Aug. Wolf's des Philologen. — Mai S. 769. — Zumpt.

b) Orientalische Philologie.

1. 1) Gesenii Thesaurus philologicus criticus linguae Hebraeae et Chaldaeae veteris testamenti. Tomi primi fasciculus I.
   2) Gesenius, hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das A. T. Dritte Auflage.
   3) Gesenii Lexicon manuale Hebraicum et Chaldaicum. — Mai. S. 825. — Kosegarten.
2. Winer, Lexicon manuale Hebraicum et Chaldaicum in veteris testamenti libros ordine etymologico descriptum. — Mai. S. 825. — Kosegarten.
3. Urvasia, Fabula Calidasi. Textum Sanscritum ed. interpretationem latinam et notas illustrantes adjecit R. Lenz. — Juni. S. 969. - Rückert.
4. Malatimadhavae Fabulae Bhavatfutis Act. I. ed. Chr. Lassen. — Juni. S. 969. — Rückert.
5. Select Specimens of the theater of the Hindus, translated from the original Sanscrit. Vol. I. II. III. by Wilson. — Juni. S. 841.
6. Burnouf, observations sur les mots Zends et Sanskrits Vahista et Vasichtha et sur quelques superlatifs en Zend. (Extrait du nouveau journal asiatique). — Aug. S. 229. — Benary.
7. Beer, Inscriptiones et papyri veteres Semitici quotquot in Aegypto reperti sunt editi et inediti recensiti et ad originem Hebraeo-Judaicam relati cum palaeographia Hebraea concinnati. Part. I. Cum tabula lithogr. — Oct. S. 561. — Ferd. Benary.
8. Wihl, de gravissimis aliquot Punicorum inscriptionibus. — Oct. S. 561. — F. Benary.
9. de Schlegel, (A. W.) Réflexions sur l'étude de langues asiatiques adressées à Sir James Mackintosh, suivies d'une lettre à Mr. H. H. Wilson. — Febr. S 265. — v. Bohlen.
10. Calidasa, La Reconnaissance de Sacountala, Drame Sanscrit et Pracrit, publié pour la première fois par Chézy. — Juni. S. 841. — Rückert.
11. Kalidasa, Sakuntala, oder der Erkennungsring, ein indisches Drama, übersetzt von Hirzel. — Juni S. 841. — Rückert.
12. Rückert, Schi-King, chinesisches Liederbuch gesammelt von Confucius. — Juni. S. 1006. — Rosenkranz.
13. Devîmâhatmyam, Mârkandeyi Purani sectio. Ed., latinam interpretationem annotationesque adjecit Lud. Poley. — Jan. S. 68. — v. Bohlen.

c) Griechische Philologie.

1. Aristotelis de anima libri tres. Ad interpretum graecorum auctoritatem et codicum fidem recognovit, commentariis illustravit Trendelenburg. — März. S. 469. — Stahr.
2. Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis. Ad praeparandum Homericorum carminum textum Aristarcheum. — März. S. 361. — Bernhardy.
3. Crusius, griechisch-deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, nebst beigefügter kurzer Erklärung und Angabe der Sylbenlänge für den Schulgebrauch; ein Anhang zu jedem griech. Wörterbuche. — Juli. S. 85. — Haase.
4. Platonis Timaeus ed. Lindau. — Juli. S. 36. — Boumann.
5. ΣΟΥΙΔΑΣ Suidae Lexicon ed. Gaisford. — Sept. S. 411. — Bernhardy.
6. Kreuser, Homerische Rhapsoden. — Oct. S 625. — Lehrs.

7. Klausen, die Abenteuer des Odysseus aus Hesiodus erklärt. — Dec. S. 1015 — Lange.

d) Römische Philologie.

1. Zumpt, Ciceronis Verrinarum libri septem. Ad fidem codd. manuscr. recensuit etc. — Febr. S. 174. — v. Gruber.
2. Cornelii Taciti opera, ed. Walther. Tom. III et IV. — März. S. 325. — Capellmann.
3. Baehr, Geschichte der römischen Litteratur. 2te Aufl. — Apr. S. 564. — A. Benary.
4. Bernhardy, Grundrifs der römischen Litteratur. — Apr. S 564. — A. Benary.
5. Persii Flacci Satirarum liber, cum ejus vita, vetere scholiaste, et Casauboni notis etc. ed. Dübner. — Mai. S. 822. — E. B.
6. Persii Flacci Satira prima edita et castigata ad editiones antiquissimas etc. Ad examen publicum in schola Blochmanniana invitat Hauthal. — Juni. S. 894. — E. B.
7. Schneidewin, Ibyci Rhegini Carminum Reliquiae. — Quaestt. lyricar. lib. I. scrips. Praefix. epist. Car. Odofr. Mülleri. — Juli. S. 150 — Ulrici.
8. Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poëta. Recensuit R. Stuerenburg. Accedunt annotationes. — Aug. S. 262. — A. W.
9. Salustii quae extant. Recognovit, varias lectiones e codd. collectas, commentarios atque indices locupletissimos adjecit Gerlach. Vol. III. — Aug S. 310 — Zumpt.
10. Salustii orationes et epistolae ex historiarum libris deperditis. Ad fidem codd. Vaticanorum recensuit atque in scholarum usum ed. Orellius. — Aug. S. 310. — Zumpt.
11. Salustii Catilina, Jugurtha et historiarum fragmenta ad fidem optim. codd denuo recensuit atque accuratius auctiusque ed. Gerlach. — Aug. S. 310. — Zumpt.
12. Historia critica eclogarum ex Salustii historiarum libris. Scrips. Orellius. — Aug. S. 310. — Zumpt.
13. Salustii de Catilinae conjuratione deque bello Jugurthino libri. Cod. scriptis simul impressisque XL. amplius recensuit atque annotationibus illustravit Allen. — Aug. S. 310. — Zumpt.
14. Scriptores rerum mythicarum Latini tres Romae nuper reperti. Ad. fidem codd. muss. integriores ed. et scholiis illustravit Dr. Bode. Vol. I. et Vol. II. — Oct. S. 636. — Lange.
15. Carmina Anicii Manlii Torquati Severini Boethii, Graece conversa per Maximum Planudem. Primus ed. Car. Frid. Weber. — Dec. S. 941. — Kleine.
16. Krause, Vitae et fragmenta veterum historicorum Romanorum. — Mai. S. 805. — v. Gruber.
17. Lieboldt L. Cincius Alimentus. — Mai. S. 805. — v. Gruber.

e) Moderne Philologie.

1. Quintana, Poesias selectas castellanas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestras dias. 4 Vols. 12. — Febr. S. 429. — Ferd. Wolf.
2. Kind. *Τραγῳδία τῆς νέας Ἑλλάδος, ἐθνικὰ καὶ ἄλλα, τὰ μὲν τυπωμένα πρότερον, τὰ δ' ἀτύπωτα.* Neugriechische Poesieen, mit Einleitung, Sach- und Wort-Erklärungen herausgeg. von Dr. Th. Kind. — März. S. 456. — Mullach.
3. Hayward Esq. Faust, a dramatic poem by Goethe, translated into English prose, with remarks on former translations and notes. Second Edition. — Apr. S. 598. — Mundt.
4. Le mie prigioni, memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. — Opere di S. P. Padova. — Tre nuove tragedie di S. P. — Apr. S. 595. — A. Wagner.
5. The plays and poems of Will. Shakspeare, accurately printed from the text of the corrected copies, left by the late Sam. Johnson, George Steevens, Is Reed, and Edm Malone. With notes critical, historical and explanatory selected from the most eminent commentators; Mr. Malone's various readings; Johnson's preface; a life of the poet by Al. Chalmers; Shakspeare's will, with his autograph, from the original, a chronology etc. — Juli. S. 95. — Wagner.
6. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Kaufmann. Erst. Band 1830, 2ter Bd. 1832. — Juli. S. 96. — Wagner.
7. Davids, a grammar of the Turkish language: with a preliminary discourse on the language and litterature of the turkish nations etc. — Aug. S. 217. — Schott.
8. Die Lusiaden des Luis de Camoens, verdeutsch von J. J. C. Donner. — Sept. S. 492. — Diez.
9. *Βίος Ἀδαμαντίου Κοραῆ, συγγραφεὶς παρὰ τοῦ ἰδίου.* — Sept. S. 415. — Kind.
10. *Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος ἢ Συλλογὴ ποικίλων ποιημάτων, ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Μέρος πρῶτον καὶ δεύτερον.* — Dec. S. 869. — Kind.
11. Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthos primae, ad Ephesos quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus ed. Car. Octav. Castillionaeus. — Aug. S. 297. — v. d. Hagen.

VII. Kunstkritik und Archaeologie.

1. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832 herausgegeben von Riemer. Bd 1. 2 und 3. — Jan. S. 59. — Neumann.
2. Gerhard, hyperboreisch-römische Studien für Archäologie. Th. I. — Jan. S. 21. — Hirt.
3. Geoffroy St. Hilaire, recherches historiques, zoologiques et mythologiques au sujet de quelques fragmens d'un temple grec, représentant les douze travaux d'Hercule. — Jan. S. 94. — Toelken.
4. Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein. — Jan. S. 113. — Weifse.
5. Posgaru, Novellen. Zw. Aufl. 3 Bdchen — Febr. S. 278.
6. Schottky, über Münchens Kunstschätze u s. w. Erste Abth. Malerei Auch unter dem Titel: Münchens öffentliche Kunstschätze im Gebiete der Malerei. — Febr. S. 263. — Z.
7. Briefwechsel zwischen Heinrich Voss und Jean Paul. Herausgebeben von Abraham Voss. — Febr. S. 245. — Mundt.
8. Wagner (Fr. Aug.), Aegypten in Deutschland oder die germanisch-slavischen, wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster. — Febr. S. 295. — Halling.
9. Immermann, Merlin, eine Mythe. — März. S. 429 — Kühne.
10. Raoul-Rochette de la peinture sur mûr chez les Anciens. — März. S. 464. — Hirt.
11. Tieck, Novellenkranz, ein Almanach auf das Jahr 1834. (der Tod des Dichters). — März. S. 444 — Mundt.
12. Völkel's, archäologischer Nachlafs, herausgegeben von C. O. Müller. I. Th. — März. S. 462. — Hirt.
13. v. Gaal, Sagen und Novellen, aus dem Magyarischen übersetzt. — Apr. S. 550. — Kühne.
14. Ferrand, Gedichte. — Mai. S. 742.
15. Hoffmann von Fallersleben, Gedichte, 2. Bd. — Mai. S. 742.
16. Huber, die romantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältnifs zu der geistigen Entwickelung des französischen Volkes. — Mai. S. 696. — Mundt.
17. Keil, Lyra und Harfe, Liederproben. — Mai. S. 742.
18. Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Bd. 1 und 2. — Mai. S. 701. — Neumann.
19. Atterbom, die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiegel in 5 Abth. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. 2. Bd. — Juni. S. 878. — K. R.
20. v. Jaenisch (Karoline) das Nordlicht. Proben der neueren russischen Litteratur. Erste Liefg. — Juni. S. 966 — Kühne.
21. Stieglitz, Bilder des Orients. Bd. 4. — Juni S. 1006. — Rosenkranz.
22. Schick, über die Epopöe und Tragödie nebst vorangehenden Andeutungen über die Poesie und die schönen Künste überhaupt. — Juni. S. 908. — Ulrici.
23. Jameson, Characteristics of women, moral, poetical and

historical. With fifty vignettes et chiogs. In two Volumes. Second edition. — Juli. S. 96. — Wagner.
24. v. Holtei, deutsche Lieder — Juli. S. 24. — Neumann.
25. Hirt, die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Juli. S. 89. — Zumpt
26. Rosellini, I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria. Toscana in Egitto: distributi in ordine di materie, interpretati ed illustrati. Parte I. Monumenti Storici. Tomo II. — Juli. S. 117. — Ideler.
27. Schefer, Laienbrevier. Erstes Halbjahr. — Juli. S. 134. — Mundt.
28. Stieglitz, Stimmen der Zeit in Liedern. Zw. Aufl. — Juli. S. 29.
29. Rellstab, 1812. Ein historischer Roman. — Nov. S. 726. — Mundt.
30. Hiecke, Entwickelung des Ganges der Handlung in Goethes Iphigenia. Erster Th. einer Kritik dieses Drama's. — Aug. S. 278. — Neumann.
31 König, Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahre 1818 bis zum Jahre 1830 im königl. bairischen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. — Aug. S. 207. — Reinganum.
32. a) Lai d'Ignaurès, en vers, du XII. siècle, par Renaut; suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du XIII. siècle, publiés pour la première fois d'après deux manuscrits uniques, par Monmerqué et Francisque Michel. — Aug.
b) Lai d'Havelok le Danois; XIII. siècle. — Aug. S. 245. — Wolf.
33. v. Byern, Bilder aus Griechenland und der Levante. Mit einem Vorworte vom Prof. Zeune. — Sept. S. 477.
34. Gruppe, Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwickelung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. — Aug. S. 437. — Schöll.
35. Hoffmeister, Romeo, oder Erziehung und Gemeingeist. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers. 3 Bde. — Sept S. 428. — Kühne.
36. E. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Erst. Bd. — Sept. S. 396 — G. B.
37. Fr. v. Schillers auserlesene Briefe in den Jahren 1781 — 1805 herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. — Sept. S. 448.
38. Brunet, nouvelles recherches bibliographiques pour servir de supplément au manuel du libraire et de l'amateur de livres. Tom. 1 — 3. — Oct. S. 572. — Friedländer.
39. v. Bülow, das Novellenbuch, oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorwort von Ludwig Tieck. Th. I. — S. 671. — Mundt.
40. A. v. Chamisso, Gedichte. Zw. Aufl. — Oct. S. 609. — W. Neumann.
40 Lowndes, the bibliographer's manual of english literature. Vol. 1—4. — Octbr. S. 606. — Friedländer.
41. Bulwer, the pilgrims of the Rhine. 2 Vols. — Octbr. S. 652. — Kühne.
42. Mundt, moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabentheuer eines Salzschreibers. — Octbr. S. 620. — Göschel.
43. Sketches in Grece and Turkey with the present condition and future prospects of the Turkish empire. — Octbr. S. 660. — Ferd. Müller.
44. Tieck, Novellenkranz. Ein Almanach auf das Jahr 1835. Vierter Jahrgang. — Novbr. S. 753. — Kühne.
45. Göschel, Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal. — Decbr. S. 1009. — Kühne.
46. Schott, die Theorie der rednerischen Erfindung mit besonderer Hinsicht auf geistliche Reden dargestellt und an Beispielen erklärt. Zweite verbesserte Ausgabe. (Auch unter dem Titel: Die Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt (Zweiter Th.) — Decbr. S. 894.
47. Schwarz, Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Als Nachträge zur Erziehungslehre. — Decbr. S. 959.
48. Voſs, mythologische Briefe. 4ter und 5ter Bd. (Auch unter dem Titel: Mythologische Forschungen aus dem Nachlaſs des J. H. Voſs zusammengestellt und herausgegeben von Dr. H. G. Brzoska. 1ster und 2ter Bd.) — Decbr. S. 857.
49. Ab. P. Pifferi, viaggio antiquario per la via Aurelia da Livorno a Roma, con disegni analoghi di Carlo H. Wilson. — Jan. S. 152. — Ambroch.
50. Stieglitz, Bilder des Orients. Bd. 2. 3. und 4. — Febr. S. 209. — Kühne.
51. de Jorio (Andrea), la mimica degli antichi investigata nel gestire napoletano. — Apr. S. 616. — Ambrosch.
52. Pompeji, erster Bd. in 2 Abtheilungen. The library of entertaining knowledge. Pompeji. — März S. 574. — Zumpt.
53. (Karoline v. Woltmann). Deutsche Briefe. I. — Decbr. S. 889. — W. N.

VIII. Reine und angewandte Mathematik.

1. Ms. Somerville, Mechanism of the Heavens. — Febr. S. 285. — v. Riese.
2. Beer und Mädler, Mappa Selenographica. — Sept. S. 465. — Bessel.
3. Fries, populäre Vorlesungen über die Sternkunde. — Jan. S. 112. — Stern.
4. Poisson, Traité de mécanique. 2de edit. — Decbr. S. 961. — Stern.

IX. Geographie, Physik und Chemie.

1. Johann Jansen Straufsens Reise durch Italien, Griechenland, Liefland, Moskau, die Tartarei, Medien, Persien, die Türkei und Ostindien in den J. 1647 bis 1673, aus dem Holländischen übersetzt. — Jan. S. 38.
2. Abstracts of the papers printed in the philosophical transactions of the royal society of London, from 1800 to 1830 inclusive. — Febr. S. 232.
3. Zenker, Beiträge zur Naturgeschichte der Urwelt. — Juni. S. 917. — Link.
4. Marsden, Miscellaneous works. — Juli. S. 63. — Meinicke.
5. Sturt, two expeditions into the interior of Southern Australia during the years 1828, 1829, 1830 und 1831. 2 Thl. — Juli. S. 39. — Meinicke.
6. Parthey, Siciliae antiquae tabulae. Nebst einer erläuternden Beilage unter dem Titel: Siciliae antiquae tabula emendata. — Aug. S 294. — Reinganum.
7. A. de Humboldt, Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans les 15 et 16me siècles. Erste Lieferung des Textes. — Septbr. S. 449. — Ludw. Ideler.
8. Volger, Handbuch der Geographie. Dritte Aufl. 2 Thle. — Octbr. S. 542. — Walter.
9. Parrot, Reise zum Ararat. 2 Bände. — Novbr. S. 845. — Meinicke.
10. v Malchus, Handbuch der Militär-Geographie, oder Erd- und Staatenkunde von Europa mit specieller Beziehung auf Kriegführung. Mit einer oro-hydrographischen Karte von Europa. — Decbr. S. 873. — Rühle von Lilienstern.
11. Three weeks in Palestine and Lebanon. — Mai. S. 790. — Ferd. Müller.

X. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. Ratzeburg, über Entwicklung der fufslosen Hymenopteren-Larven, mit besonderer Rücksicht auf die Gattung Formica. (Besonderer Abdruck aus Acta Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Cur. Vol. XVI. P. I. 1832.) — Jan. S. 77.
2. v. Eschwege, Pluto Brasiliensis. Eine Reihe von Abhandlungen über Brasiliens Gold-, Diamanten- und anderen mineralischen Reichthum u. s. w. — Febr. S. 161. — Nöggerath.

3. v. Nordmann, mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. Heft 2. — Febr. S. 310.
4. Kunth, Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum secundum Familias naturales dispesita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis Tom. I. — März. S. 358. — Nees v. Esenbeck.
5. Graba, Tagebuch geführt auf einer Reise nach den Färö im Jahr 1828. — März. S. 415. — Gloger.
6. Rathke, de Libellarum partibus genitalibus. — März. S. 343.
7. Lenz, Schlangenkunde. — April. S. 659. — Wiegmann.
8. Rennie, die Baukunst der Vögel. — Apr. S. 517. — Gloger.
9. Kunth, Handbuch der Botanik. — Mai. S. 774. — Nees v. Esenbeck.
10. Brongniart, Histoire des Végétaux fossiles. 8 Livr. 4. — Juni S. 917. — Link.
11. Cotta (Bernhard), die Dendrolithen in Beziehung auf ihren innern Bau. — Juni. S. 917. — Link.
12. Endlicher, Flora Posoniensis. — Juni. S. 863. — Nees v. Esenbeck.
13. Lindley and Hutton, the fossil Flora of Great Britain. Vol. I. — Juni S. 917. — Link.
14. Sternberg (Graf Caspar), Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. Heft 5. und 6. — Juni S. 917. — Link.
15. Burmeister, Beiträge zur Naturgeschichte der Rankenfüfser. Mit 2 Kupfert. — Juli. S. 54.
16. a) Lindley, an introduction to Botany.
b) Lindley, an introduction to the natural System of Botany or a systematic view of the organisation, natural affinities, and geographical distribution of the whole vegetable Kingdom; together with the uses of the most important species in Medicine, the Arts, and rural or domestic Economy.
c) Lindley, Nixus Plantarum. — Juli. S. 76. — Nees v. Esenbeck.
17. Schmerling, ossemens fossiles de la Province de Liége. Juni S. 945. — Noeggerath.
18. Brandt und Ratzeburg, Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wild wachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse, nach natürlichen Familien erläutert. Erste Abth. Phanerogamen. — Octbr. S. 678.
19. Lehmann, Novarum et minus cognitarum stirpium pugillus tertius 1831. pug. quartus 1832. pug. quintus 1833. — Febr. S. 231. — Nees v. Esenbeck.
20. Dietrich, Flora des Königreichs Preufsen oder Abbildung und Beschreibung der in Preufsen wild wachsenden Pflanzen. 2 Bände. — Novbr. S. 855.
21. Nutall, a manual of the ornithology of the United States and of Canada. — Octbr. S. 556. — Gloger.
22. Swainson and Richardson, Fauna Boreali-Americana. — Octbr. S. 668. — Gloger.
23. Oken, allgemeine Naturgeschichte für alle Stände. Vierter Bd oder Thierreich, erster Bd. und fünfter Bd. Lief. 1—4. — Decbr. S. 1006.
24. Pallas, Zoographia Rosso-Asiatica Vol. I—III. 1831. (Als Beilage: Bericht über die Zoographia Rosso-Asiatica von Pallas, abgestattet an die K. Akadamie der Wiss. von Dr. K. E v. Baer. — Decbr. S. 937. — v. Baer.
25. Schönherr, Synonymia Insectorum, oder Versuch einer Synonymie aller von mir bisher bekannten Insekten. Erster Bd. Eleutherata. 4ter Thl. Fam. Curculionides. Tom. I. p. 1 und 2. Tom. II. p. 1. — Decbr. S. 990. — Burmeister.
26. Kosteletzky, allgemeine medizinisch-pharmaceutische Flora, enthaltend die systematische Aufzählung und die Beschreibung sämmtlicher bis jetzt bekannt gewordener Gewächse aller Welttheile in Beziehung auf Diätetik, Therapie und Pharmacie, nach den natürlichen Familien des Gewächsreichs geordnet. Bd. 1—3. — Juni. S. 957.
27. Vita Rumphii Plinii Indici. Ed. Henschel. — Aug. S. 238. — Schultz.

XI. Physiologie und Medizin.

1. Bartels, Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes. — Jan. S. 99. — Schultz.
2. Das bittere Leiden Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der seligen Anna Catharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnatenberg zu Dülmen nebst dem Lebensabrifs dieser Begnadigten. — Jan. S. 147. — Steffens.
3. Fränkel, das homöopathische System in seinem Zusammenhange mit der Geschichte der Medizin und dem jetzigen Zeitgeiste, in Folge praktischer Prüfung desselben aufgestellt. — Jan. S. 71.
4. Ueber die Homöopathik und ihre Beziehungen zu dem Selbstdispensiren der Aerzte. Eine staatswissenschaftliche Abhandlung von Rupertus dem Zweiten. — Jan. S. 135.
5. Ritgen, Baustücke einer Vorschule der allgemeinen Krankheitslehre. Erstes Zehend. — Febr. S. 273. — Friedr. Hufeland.
6. Buzorini, Grundzüge einer Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, mit kritischem Rückblicke auf die bisher bestandenen Lehren. — Febr. S. 381. — Leupold.
7. Kaiser, die Heilquelle zu Pfäfers, ein historisch-topographischer und heilkundiger Versuch. 2te Auflage. — März. S. 447.
8. Wendt (Alphons), de epidermide humana, dissertatio anatomica. — Mai. S. 726.
9. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. I. Bandes I. Abth. — Juli. S. 20. — Carus.
10. Phoebus, über den Leichenbefund bei der orientalischen Cholera. — Juli. S. 14.
11. Hermann (Lud.), de morbis, qui Algerii occurrunt, eorum natura et sanatione. — Aug. S. 181.
12. Marx, allgemeine Krankheitslehre. — Octbr. S. 589. — Matthäi.
13. Eberle, Physiologie der Verdauung nach Versuchen auf natürlichem und künstlichem Wege. — Novbr. S. 710.
14. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. Bd. I. Abth. I. — Novbr. S. 796.
15. Heinroth, die Lüge. Ein Beitrag zur Seelenkrankheitskunde, für Aerzte, Geistliche, Erzieher u. s. w. — Decbr. S. 977. — Waifse.
16. Hecker, der englische Schweifs. — Juli. S. 117. — Lorinser.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Juli 1834.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1834.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz.
Friedländer.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Gloger, in Breslau.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Grunert, in Greifswalde.
*v. Henning.
Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Göttingen.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Todtken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Halle.
*Zumpt.

Inhalt des Juli-Heftes.

Jahrbücher No. 1—20.

Seite

Burmeister, Beiträge zur Naturgeschichte der Rankenfüfser. Mit 2 Kupfert. Berlin 1834. . . 54

Coelestin. Drei geistliche Gespräche für forschende Christen. Leipzig 1834. — Bauer. . . . 46

Crusius, griechisch-deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, nebst beigefügter kurzer Erklärung und Angabe der Sylbenlänge für den Schulgebrauch; ein Anhang zu jedem griech. Wörterbuche. Hannover 1832. — Haase. 85

Hecker, der englische Schweifs. Ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Berlin 1834. — Lorinser. . 147

Heinroth, Grundzüge der Criminalpsychologie, oder die Theorie des Bösen in Bezug auf die Criminalrechtspflege. Berlin 1833. — Göschel. . . 108

Herzog, die Karikaturen der von Jesus Christus gestifteten Kirche. Augsburg 1833. . . . 7

Hirt, die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Berlin 1833. — Zumpt. 89

v. Holtei, deutsche Lieder. Schleusingen 1834. — Neumann. 24

Hortig's Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, neu bearbeitet von Dr. Döllinger. Ersten Bandes erste Abtheilung. Die drei ersten Jahrhunderte. Landshut 1833. — Pelt 52

Jameson, Characteristics of women, moral, poetical and historical. With fifty vignettes et chings. In two Volumes. Second edition. London 1833. — Wagner. 96

Lindau s. Plato.

1. Lindley, an introduction to Botany. London 1832.

2. Lindley, an introduction to the natural System of Botany or a systematic view of the organisation, natural affinities, and geographical distribution of the whole vegetable Kingdom; together with the uses of the most important species in Medicine, the Arts, and rural or domestic Economy. Lond. 1830.

3. Lindley, Nixus Plantarum. London 1833. — Nees v. Esenbeck. 76

Lücke, Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und in die gesammte apokalyptische Litteratur. Auch mit dem Titel: Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Bonn 1832. — Ewald. 131

Malcolm, the Government of India. London 1833. — Leo. 1

Marsden, Miscellaneous works. London 1834. — Meinicke. 63

Memoirs of the life and public service of Sir Thom. Stamford Raffles particularly in the government of Java from 1811 to 1816 and of Bencoolen and its dependencies from 1817 to 1824 with details of the commerce and ressources of the eastern archipelago and selections from his correspondence, by his Widow. London 1830. — Meinicke. . . 102

Seite

Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. 1. Bandes 1. Abtheil. Coblenz 1833. — Carus. . 20

Müller, Denkwürdigkeiten aus Griechenland in den Jahren 1827 u. 1828; herausgeg. von P. O. Bröndsted. Paris 1833. 119

Nonni Panopolitae Metaphrasis Evangelii Ioannei. Recensuit lectionumque varietate instruxit Fr. Passovius. Accessit Evangelium sancti Ioannis. Lipsiae 1834. — Bach. 69

Phoebus, über den Leichenbefund bei der orientalischen Cholera. Berlin 1833. 14

Platonis Timaeus. Optimarum nunc editionum textus recognovit, adnotatione continua illustravit A. Fr. Lindau. Lipsiae 1828. — Boumann. . . 36

Rosellini, I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati. Parte I. Monumenti Storici. Tomo II. Pisa 1833 — Ideler. . . . 117

Ruttenstock, Institutiones historiae ecclesiasticae N. T. Viennae 1832. — Pelt. 52

Schefer, Laienbrevier. Erstes Halbjahr Berl. 1834. — Mundt. 134

Schneidewin, Ibyci Rhegini Carminum Reliquiae. — Quaestt. lyricar. lib. I. scrips. — Praefix. epist. Car. Odofr. Mülleri. Gotting. 1833. — Ulrici. . . 150

The plays and poems of Will. Shakspeare, accurately printed from the text of the corrected copies, left by the late Sam. Johnson, George Steevens, Is. Reed, and Edm. Malone. With notes critical, historical and explanatory selected from the most eminent commentators; Mr. Malone's various readings; Johnson's preface; a life of the poet by Al. Chalmers; Shakspeare's will, with his autograph, from the original, a chronology etc. Leipsic 1833. — Wagner. . 95

Shakspeare's dramatische Werke, übers von Kaufmann. Berlin u Stettin, 1r Band 1830. 2r Band 1832. — Wagner. 96

Staedler, Wissenschaft der Grammatik. Ein Handbuch zu academischen Vorlesungen, so wie zum Unterricht in den höhern Klassen der Gymnasien. Berlin 1833. — A. Benary. 65

Stieglitz, Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite Aufl. Leipzig 1834. 29

Sturt, two expeditions into the interior of Southern Australia during the years 1828, 1829, 1830 and 1831. London 1833. 2 Vll. — Meinicke. . . . 39

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Personal-Chronik
Beförderungen und Ehrenbezeugungen . . . 1
Todesfälle 2
Wissenschaftliche Institute 3
Bibliographische Berichte.
England 3
Litterarische Anzeigen . . . . . 5—8

Berlin, im Verlage von *Duncker und Humblot* erscheinen:

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's
Werke.
Vollständige Ausgabe
durch
einen Verein von Freunden des Verewigten:

Dr. *Ph. Marheineke*, Dr. *J. Schulze*, Dr. *E. Gans*, Dr. *Lp. v. Henning*, Dr. *H. Hotho*, Dr. *K. Michelet*, Dr. *F. Förster*.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf.

16 bis 18 Bände. gr. 8. in zwei Ausgaben.

Subscriptions-Preise für das Alphabet oder 24 Bogen,
für die Abnehmer sämmtlicher Abtheilungen:

Druck-Velin-Papier	1½ Thlr.
Schreib-Velin-Papier	2 Thlr.

für die Abnehmer einzelner Abtheilungen:

Druck-Velin-Papier	2 Thlr.

Die Ausgabe auf Schreib-Velin-Papier wird nicht vereinzelt.

Fertig sind bis jetzt *fünf* Lieferungen, welche enthalten:

Bd. I. Philosophische Abhandlungen; nämlich: 1. Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjektivität, in der Vollständigkeit ihrer Formen, als Kantische, Jacobische und Fichtesche Philosophie. — 2 Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie. — 3. Ueber das Verhältniss der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. — 4. Ueber die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts, seine Stelle in der praktischen Philosophie, und sein Verhältniss zu den positiven Rechtswissenschaften. Herausgegeben von Dr. *K. L. Michelet*. 28½ Bogen.

Bd. II. Phänomenologie des Geistes; herausgegeben von Dr. *J. Schulze*. 39 Bogen.

Bd. III. bis V. Wissenschaft der Logik; herausgegeben von Dr. *Lp. v. Henning*. 68½ Bogen.

Bd. VIII. Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse; herausgegeben von Dr. *Ed. Gans*. 29 Bogen.

Bd. XI. XII. Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Daseyn Gottes. Herausgegeben von Dr. *Ph. Marheineke*. Zwei Bände. 55½ Bogen.

Bd. XIII. XIV. Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie; herausgegeben von Dr. *K. L. Michelet*. Erster und zweiter Band. 54½ Bogen.

Diese 5 Lieferungen kosten bei Annahme sämmtlicher Abtheilungen:

Ausgabe auf Druckpapier	17½ Thlr.
Ausgabe auf Schreib-Velinpapier	23¾ Thlr.

Die Subscriptions-Preise bei Abnahme einzelner Abtheilungen haben aufgehört. — Dagegen haben wir uns entschlossen, jedes der erschienenen Werke einzeln abzugeben und zwar zu folgenden Preisen:

Philosophische Abhandlungen	3 Thlr.
Phänomenologie des Geistes	4 Thlr.
Wissenschaft der Logik. 3 Bände. . .	5¼ Thlr.
Vorlesungen über die Philosophie der Religion; nebst der Schrift über die Beweise vom Daseyn Gottes. 2 Bände.	5¾ Thlr.
Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 3 Bände (deren 3r Band noch rest.)	10¾ Thlr.

Die *sechste* Lieferung der „Werke" wird zur Michaelis-Messe d. J. erscheinen und enthalten:

Bd. X. Vorlesungen über die Aesthetik; herausgegeben von Dr. *H. Hotho*.

Bd. XVI. Vermischte Schriften. Erster Band.

Für die folgenden Lieferungen bleiben dann noch übrig:

Bd. VI. VII. Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften; herausgegeben von Dr. *Lp. v. Henning*.

Bd. IX. Philosophie der Geschichte; herausgegeben von Dr. *Ed. Gans*.

Bd. XV. Geschichte der Philosophie. Dritter Band.

Bd. XVII. u. folg. Vermischte Schriften.

An Band I. der „Werke" schliesst sich an:

Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen, von Dr. *K. L. Michelet*. gr. 8. Druckpapier ⅓ Thlr. — Schreib-Velinpapier ½ Thlr.

Ferner ist bei uns erschienen:

Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von *Karl Friedrich Göschel*. gr. 8. Druckpapier ⅔ Thlr. — Schreib-Velinpapier 1 Thlr.

In dieser Schrift ist zum erstenmal der Versuch gemacht worden, die gesammte speculative Philosophie übersichtlich zusammenzustellen und dem Verständnisse näher zu bringen; sie kann so den *Hegelschen* Schriften zum Schlüssel dienen. Zugleich aber werden in der Darstellung des Verhältnisses der Philosophie zur Zeit, die theologischen, politischen, juristischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen, historischen, ästhetischen und philologischen Richtungen des Tages zur Sprache gebracht.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

I.

The government of India by Major-Gen. Sir John Malcolm. London 1833. 8. *P.* 282. 258.

Deutschland hat seither das Unglück gehabt, hinsichtlich der politischen Theorieen von den bewegteren Nachbarländern England und Frankreich ans Schlepptau genommen zu werden. Vielleicht liefse sich das Unglück noch in Glück wandeln, wenn man recht darauf achten wollte, wie nun in jenen Ländern zum Theil selbst eine Reaction in der Ansicht eintritt, und wenn man sich mit dieser Reaction in Rapport setzen wollte, ehe es zu spät ist. Die Reaction aber besteht darin, dafs man im Uebermafs des mechanischen Staatswesens, allmälig die vernichtende Leere desselben fühlt, und dafs tüchtige Männer, zum Theil ohne noch den nothwendigen Grund jener vernichtenden Wirkungen in rechter Tiefe zu erkennen, doch entschieden aussprechen, *dafs man den moralischen Kräften in der Politik wieder die höhere Anerkennung zu Theil werden lassen müsse, oder Alles gehe zu Grunde.*

Von dieser Seite besonders ist es, dafs obiges Werk eine ganz aufserordentliche Erscheinung ist, eine Erscheinung, auf die man auch in Deutschland aufmerksam machen mufs; denn die einzelnen statistischen Notizen, die es in Fülle enthält, auszieben und, wo dieselben in dieser Genauigkeit noch nicht bekannt waren, dem sich dafür interessirenden Publicum mittheilen, ist unsere Sache nicht.

Das Buch zerfällt in zwei Partieen. Die zweite, auf 258 Seiten enggedruckte, Partie enthält eine Anzahl Aufsätze und Schreiben, welche den Zustand und die Gouvernementsmafsregeln der englischen Regierung in Indien und ins Besondere im Gouvernement Bombay näher im Einzelnen darstellen, und diese Partie dürfte besonders den statistisch interessirten Lesern zu empfehlen sein. Die erste Partie bezieht sich überall auf diese Basis positiver Data, und enthält in mehreren Kapiteln allgemeine Räsonnements über den Zustand Indiens und immer in's Besondere des Gouvernements Bombay, über die gegenwärtige Regierungsweise, ihre Mängel und über die Mittel ihnen abzuhelfen.

Eine Reihe von Kriegen zu Behauptung der englischen Herrschaft in Indien hatte die englisch-ostindische Compagnie bis zum J. 1827, wo Lord W. Bentinck Generalgouverneur ward, mit einer grofsen Schuldenmasse belastet. Die strengste Sparsamkeit in der Administration wurde nöthig, und wurde dem Generalgouverneur von seiner Behörde in England zur ersten Pflicht gemacht. Bentinck richtete zwei Finanz-Commissionen ein: eine für das Civilfach, eine andere für das Militärfach. Die letztere wurde bald wieder aufgelöst; die Untersuchungen der ersteren dauerten zwei Jahre, um die nöthigen Ersparnisse einzuleiten.

Der Verf. wurde in jener Zeit, am 1. November 1827, Nachfolger des Hrn. Mountstuart Elphinstone als Gouverneur des kleinsten ostindischen Regierungsbezirkes der Compagnie, als Gouverneur nämlich des Districtes von Bombay, welcher nur etwas über 7 Millionen Menschen enthält, während Bengalen eine Bevölkerung von neun und sechzig, Madras eine von dreizehn Millionen enthält. Malcolm blieb in dieser Stelle bis zum 1. December 1830 und hatte also die von Lord Bentinck getroffenen Mafsregeln zu Verbesserung der Finanzen in dem ihm untergebenen Gouvernement einzuleiten.

Die feindselige Stellung der regierenden Engländer zu den regierten Landeseingebornen hatte bis dahin ein blofs mechanisches, durch äufsere Uebermacht gröfsten Theils allein geschütztes Verhältnifs zwischen beiden Theilen möglich gemacht. Die Finanzmafsregeln waren nun zum Theil von der Art, dafs sie diese Uebermacht zu brechen drohten; denn indem sie vorzüglich auch in Herstellung eines geringeren Aufwandes bei der

Verwaltung bestanden, indem man aber diese Verringerung nicht durch Einziehung der durch Engländer verwalteten Aemter, sondern durch geschmälerte Besoldung dieser Amtleute erreichen wollte, war als nothwendige Folge vorauszusehen, dafs theils sofort eine Reihe Mifsbräuche und Unterschleife in Gang kommen würden, um den Ausfall in der Einnahme der Beamteten zu decken, theils dafs andrerseits viele tüchtige, kräftige, einsichtige Männer, die bisher durch die hohen Ausstattungen der Beamteten der Compagnie gereizt, solche Stellen gesucht hatten, sie hinfüro verschmähen, und weniger einsichtigen, weniger kräftigen, weniger redlichen Naturen überlassen würden. Es war vorauszusehen, dafs die Mifsbräuche bei der Administration, die ohnehin nicht ganz vermeidlich bleiben, wenn sie überhand nähmen, den Hafs der Eingebornen auf das heftigste reizen würden, während alle *Energie* der Regierung, auf der allein der Ueberzahl der indischen Bevölkerung gegenüber die Uebermacht der Engländer beruht, durch schlechtere Beamtete zu Grunde gehen müfste.

Diese Betrachtungen scheinen Malcolm auf den Gedanken — den er freilich in dieser Allgemeinheit nicht ausdrücklich ausspricht — gebracht zu haben: *so gehe es nicht weiter* — man sei auf einen Punkt gekommen, wo die Entwickelung noch gröfserer mechanischer Gewalt die Compagnie wirthschaftlich ruinire und der Herrschaft der Engländer über kurz oder lang ein jammervolles Ende bereite — auf einen Punkt aber auch, wo man von der Energie des nun einmal hergestellten Mechanismus nichts nachgeben dürfe, ohne ebenfalls in einen allgemeinen Ruin verwickelt zu werden; — *wo also nichts übrig bleibe, als die im Lande selbst vorhandenen moralischen Mächte zu gewinnen, und mit ihnen weiter zu regieren.*

Dafs diese richtige politische Einsicht (hervorgegangen aus dem entwickelten Umafs mechanischen Wesens, welches bei scheinbarer Blüthe bis dicht an den Rand des Abgrundes geführt hatte) dem ganzen Buche zu Grunde liegt, sieht man auf jeder Seite desselben. Dabei konnte sich aber die erwachende Achtung vor den moralischen Mächten in den bisher blofs mechanisch, oder doch wenigstens vorherrschend mechanisch behandelten Kreisen nicht bis auf den Punkt steigern, dafs überhaupt an der Tüchtigkeit des ganzen Verhältnisses Englands zu Ostindien Zweifel aufgestiegen wären; denn einmal mufste das Verhältnifs als ein für Englands Macht lebensnothwendiges erscheinen, und darin schon für einen Engländer eine moralische Rechtfertigung liegen, und sodann erscheint gegenüber den Horreurs heidnischen Wesens in Ostindien die Herrschaft der Engländer zugleich als ein Verhältnifs im Interesse der Menschheit — dafs Malcolm dabei dem *Gegensatz* des *Christenthums* und des *Heidenthums* einen geringeren Nachdruck giebt als dem der *Civilisation*, welche jenes, und der *sittlichen Verwilderung*, welche dieses begleitet, wollen wir so hoch nicht rügen, da leider das europäische Bewufstsein dermalen so gestellt ist, dafs die zuletzt erwähnte Auffassungsweise der Gegenstände mehr Anklang findet, — geradehin: *verständlicher* ist.

Nachdem in dem 1. Kapitel die allgemeinen Verhältnisse, unter denen Malcolm Gouverneur von Baroda wurde, geschildert sind, geht der Verf. in dem [illegible] (S. 6—149) zu der Schilderung seiner Thätigkeit in dem angetretenen Gouvernement über — seiner Thätigkeit nach allen Seiten, wo seine eigenthümliche Ansicht der Verhältnisse der Engländer zu Ostindien bedeutend hervortritt.

Das erste besprochene Verhältnifs ist das zu Syajee, dem in Baroda residirenden Fürsten des Guicowar. Dieser will Gläubiger, denen das englische Gouvernement Garantieen gegeben hat, nicht befriedigen. Malcolm ertheilt dem Residenten in Baroda, Hrn. Williams, [illegible] Instruction, deren Resultat ist: eingegangene Verpflichtungen müfsten, im Bewufstsein dermalen überlegener Macht, grofsartig (d. h. ohne auf Nebendinge [illegible] hohen Werth zu legen und dadurch Andere zu leiten) gehalten, Andere müfsten zu deren Haltung in demselben Sinne genöthigt werden. Williams soll Syajee nicht durch Ceremonielstreitigkeiten oder durch Mangel an Rücksicht erbittern, aber die Gläubiger bei ihren Forderungen auf das strengste schützen. Der Fürst soll sich geehrt, trotz der englischen Uebermacht in [illegible] Kreise vollkommen anerkannt sehen; die Gläubiger sollen der Engländer moralische Festigkeit [illegible] und darauf wie auf einen Fels bauen lernen. Der Fürst und seine Gläubiger sollen, moralisch besiegt, England im Herzen huldigen — dieſs ist letztes Ziel.

Die Verhältnisse sind aber von der äufsersten Schwierigkeit. Malcolm kömmt selbst nach Baroda und trifft mit Syajee zusammen, bei welcher Gelegenheit er eine interessante Schilderung des unglückseligen Zustandes des Landes macht. Das Ende ist zuletzt die Sequestra-

tien eines Theiles von Syajee's Gebiet durch die Engländer zu Tilgung der Schulden des Fürsten. Mit Verwaltung dieser sequestrirten Landestheile wird Wittal Row, Syajee's Minister, beauftragt, der den ganzen Vergleich vornämlich verhandelt hat, aber nun auch den ganzen Hafs seines Herrn tragen mufs. Diefs Verfahren von Seiten des englischen Gouvernements rechtfertigt Malcolm, indem er sagt: „*This nomination of Wittal Row to the charge of the districts in Guzerat and Kattywar was no doubt most offensive to the feelings and pride of Syajee; but the case was one of emergency; it was produced by his faith lessness; there was no alternative; and the success of the arrangement superseded all other considerations.*" Weiter aber entwickelt Malcolm auch die moralische Nothwendigkeit, einen Mann wie Wittal Row zu schützen, und sich ihm dankbar zu beweisen, und geht dann zu einer allgemeinen moralisch politischen Betrachtung über, ohngefähr folgenden Inhalts: „Bei unserer Regierung in Ostindien kommen wir oft in Fälle, wo es gilt uns als Leute von Treu und Glauben zu beweisen. Wir können in diesem Punkte nicht empfindlich und streng genug über uns wachen, denn auf der moralischen Zuversicht, die wir dadurch erwecken, laufen die Angeln unserer moralischen Herrschaft in diesem grofsen Reiche (*it is the point upon which the moral part of our government of this great empire hinges*). Es kommen Fälle vor, wo wir zwar nicht durch eine formelle Zusage zu Treu und Glauben verpflichtet sind, wo wir aber trotz dem eine innere Verpflichtung nicht ablehnen können (*in which our faith, though not specifically, is virtually pledged*), und auch unter solchen Verhältnissen müssen wir unseren Verpflichtungen auf das Aeufserste nachkommen." Malcolm zählt natürlich die Fälle, wo Minister wie Wittal Row uneinsichtigen Herren gegenüber Verhältnisse mit den Engländern zweckmäfsig ausgeglichen haben, eben unter die fraglichen, und hält das englische Gouvernement deswegen für verpflichtet zum äufsersten Schutze solcher den Engländern die Hand bietenden Individuen.

Diese unglücklichen Verhältnisse zum Guicowar änderten sich nach Malcolm's Amtszeit und nach dem Tode Wittal Row's. Malcolm's Nachfolger gab die sequestrirten Landschaften zurück, indem Syajee's Gläubiger durch den Fürsten selbst bewogen wurden, auf die Garantie des englischen Gouvernements zu verzichten.

Der Verf. geht nun über zu der Darstellung der Beziehungen zum Kattywar. Durch das Verhältnifs des englischen Gouvernements zu dem Fürsten von Baroda entstanden Berührungen mit den Häuptlingen des Kattywar. Der Einflufs auf diese hat sich fortschreitend entwickelt, und Malcolm sieht diesen Einflufs als die Garantie eines friedlichen, gebildeteren, glücklicheren Zustandes dieser Landschaft an, deren Einwohner ein schön gebauter, muthiger, zum Reiterkampf besonders geschickter Stamm sind. Er sieht es als von dem Willen und von dem Verstand des englischen Gouvernements allein abhängig an, ob die Bewohner des Kattywars bei ihrem grofsentheils barbarischen Leben bleiben oder einer glücklicheren Bildung gewonnen werden sollen. Aber diefs Resultat *kann nicht auf mechanische Weise*, durch verletzendes Eingreifen und Aufzwingen fremden Wesens gewonnen werden, sondern nur so, dafs man die Häuptlinge des Kattywar moralisch gewinnt. „*Our danger*, sagt Malcolm, *now consists in the supremacy of our power, which must necessarily be liable to frequent abuse. In such questions as that of Kattywar, we have no plea of necessity for its exertion; we have little danger to apprehend from the disaffection of the chiefs, but much to gain in point of reputation, by confirming their attachment and ameliorating the condition of their adherents and dependents.*" Ueberall durch das ganze Buch kömmt dann Malcolm auch darauf zurück, wie wenig mit allgemeinen Anordnungen in politischer Hinsicht gethan sei; wie die meisten Verhältnisse sich nur individuell und local befriedigend ordnen lassen. Aus dieser Ueberzeugung scheint in diesem Falle das Lob zu fliefsen, was er dem Brigadegeneral Alex. Walker ertheilt, dem der frühere Gouverneur von Bombay Mr. Duncan volles Vertrauen schenkte, um an Ort und Stelle thätig zu sein, und der den Einflufs der Engländer in Guzerate, im Kattywar und in Cutch auf das einsichtsvollste gründete.

Von England aus war politisch empfohlen worden, die Verhältnisse zu Cutch aufzugeben. Malcolm erklärt sich fest gegen diese Ansicht, nachdem er persönlich sich von den Verhältnissen überzeugt hat. Die Nothwendigkeit der Beschützung des Kattywars und des Handels an der Küste gegen plündernde Horden und Seeräuber, die früher von Cutch ausgingen und in Kurzem wieder von dort ausgehen würden, war früher der Grund

der Anknüpfung von Verhältnissen mit Cutch, und begründet Malcolms Ueberzeugung, dafs man diese Verhältnisse nicht aufgeben dürfe. Dagegen sind auch hier andere sittliche Motive im Spiele: „*Objects of humanity were combined with those of policy, in the formation of our alliance with this petty state. Its prince was regarded as the head of the Jahrijah Rajpoots, among whom the horrid crime of infanticide had long been practised. The efforts of Mr. Duncan, through the agency of General Walker were unceasingly directed to the abolition of this inhuman practice.*" Nun liegt zwar (wie greulich auch uns die hier in Rede stehende Sitte erscheint) etwas Lächerliches in dieser vereinzelten politischen Sorge bei der sonstigen verhältnifsmäfsigen Unbekümmernifs um das sittliche Dasein gerade dieser Stämme, indefs ist es doch immer eine moralische Macht, die man auszuüben wünscht, und die man auf ein vereinzeltes Ziel hin nie ausüben kann, ohne mehr und mehr auf das ganze moralische Dasein dieser Stämme einzugehen. — Es knüpfen sich aber an den Besitz von Cutch auch noch weiter ausgedehnte politische Combinationen an: „*The extention of the territories of Cutch to Luck-put-Bunder and its immediate proximity to the Delta of the Indus give it increased value as a military position at a period, when the two great Asiatic powers, Persia and Turkey, ore no longer the formidable barriers they once were considered against the approach of an European enemy to the vicinity of our eastern possessions.*"

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Die Karikaturen der von Jesus Christus gestifteten Kirche von Eduard Herzog. Augsburg. 1833. 30 *Bog.* 8.

Als eine eigentlich theologische Abhandlung will der Hr. Vf. diese Darstellung selbst nicht angesehen wissen, sondern er giebt als den Zweck derselben an: die wahre Kirche, als welche ihm die sichtbare römisch-katholische Kirche in dem ganzen Umfange ihrer hierarchischen Wirksamkeit mit ihren angestammten Institutionen gilt, in Schutz zu nehmen, und das in ihr herrschende religiöse und kirchliche Leben, gegen die antikirchliche Tendenz des Zeitgeistes, nach besten Kräften zu vertheidigen. Die Oppositionsparthei, gegen die er angeht, sind die evangelischen Kirchengemeinden Wegen ihres Abfalls von der alleinseligmachenden und im ausschliefslichen Besitz der beseligenden und heiligenden Mittel der Gnade befindlichen katholischen Kirche, wegen der Gesetzlosigkeit, des Weisheitsstolzes und Freiheitsschwindels, die in ihnen herrschen sollen, straft er sie mit dem Namen der Karikaturen und Zerrbilder der wahren Kirche Jesu Christi. Ueber die Methode, welche Herr H. zur Lösung seiner Aufgabe verfolgt, und wie weit oder ob sie überhaupt gelöst, und ob diese Schrift für irgend eine Klasse von Lesern einiges Ersprieflsliche werde wirken können, darüber wollen wir in Kurzem unser Urtheil aussprechen. Was zunächst die Methode betrifft, so ist es gar keine, Belieben und Willkühr leiten den Verf. In einem zügellosen Raisonnement geht die Untersuchung in einem losen Zusammenhange von einem Gegenstande oder vielmehr Paragraphen zum andern über, und von der Untrüglichkeit seiner Behauptungen ausgehend, fällt er, ohne sich lange aufs Beweisen einzulassen, Verdammungsurtheile über die Principien, die Lehren und kirchlichen Institutionen der evangelischen Kirchen, und schildert diese in einer mit rhetorischem Prunk überladenen nicht Rede-, sondern Predigtweise, die mit platten und plumpen Witzen und mit schiefen, ja oft ekelhaften Bildern ihr Spiel treibt, als diabolische Verrenkungen und Karikaturen des Urbildes in der römischen Kirche. Es ist hier das Verjährungsrecht, welches Tertullianus einst, ohne auf den Inhalt einzugehen, gegen die Häretiker seiner Zeit anwandte, in seiner weitesten Ausdehnung gehandhabt. Wie viel mehr Gewicht hat auch nicht eine Antiquität von 1800 Jahren! Evangelische Lehre und Rationalismus, evangelische Kirche und Gott-, Gesetz- und Sittenlosigkeit sind dieser Ansicht identisch. Das ist die Art des Verfahrens: die katholische Kirche hat *a priori*, wegen ihres Alters, der Tradition seit 18 Jahrhunderten, des Monopols der Inspiration, als die von Gott ersehene untrügliche Verwalterin der Heilswissenschaften und Heilsanstalten, eine alleinige, unbedingte Berechtigung, das Widertheil dagegen wird, als die absolute Neuerung und ausgemachter Irthum, ohne Untersuchung oder vernünftiges Eingehen auf Inhalt und Beweisführung oder Widerlegung, verdammt. Dafs bei solcher Art des Verfahrens ein Ziel, welches es auch sei, nur unerreichbar werden mufs, leuchtet ein. Daher kann auch diese Schrift durchaus keinen Anspruch darauf machen, evangelischerseits irgend berücksichtigt zu werden; ja der sachkundige unbefangene Katholik mufs die Unbrauchbarkeit derselben zugestehn; und wenn auch der blinde Haufe jener Kirche in diesem Buche die Stimme eines beredten Controverspredigers nach altem Zuschnitt verehrte und bewunderte, ein freilich nicht zu verachtender Ruhm! so würde doch der schlichte katholische Christ, weil er die vielfach eingestreuten historischen Anspielungen nicht versteht, auch wegen der Kunstausdrücke und der Wortspiele mit fremdzungigen Wörtern, dieses Buch als für ihn unbrauchbar auf die Seite schieben müssen. Es ist also recht eigentlich in's Blaue hinausgeschickt, und kann für nichts gelten, als für einen subjectiven, sich selbst bespiegelnden Herzensergufs eines in katholischer Frömmelei und Bigotterie befangenen Eiferers.

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

The government of India by Major-Gen. Sir John Malcolm.

(Fortsetzung.)

Dieser *European enemy* kann kein anderer sein als Rufsland, welches — natürlich *mutatis mutandis* — ein neues römisches Reich dem neuen Karthago gegenübersteht; jetzt noch freilich mehr römischen Sinn bei dem Gegner als bei sich finden dürfte, aber auch mit jedem Jahrzehnt, um welches der mit diesem Gegner (man kann sagen: aus Weltverhältnissen nothwendig) bevorstehende Kampf verschoben wird, mehr Chancen für den Sieg erhält. Wie lange wird es dauern, bis einmal politische Ansichten, wie sie Malcolm ausspricht, nicht blofs die General- und Untergouverneure der Engländer in Ostindien, sondern (und darauf kömmt das Meiste an) auch fast alle Unterbeamteten leiten werden? denn mit mechanisch zugerittenen Unterbeamteten läfst sich trotz des besten Willens wenig moralischer Einflufs da üben, wo dieselben noch solche Geschäftsumfänge haben wie in Ostindien. Wie lange wird es dauern, bis einmal ein solches Gouvernement moralisch sich beim eingebornen Volke so befestigt hat, dafs diefs die Sache des Gouvernements *als die seinige* ansieht? — Bis dahin aber mufs nothwendig, da Malcolm zugesteht, mechanisch lasse sich die Kraft des Gouvernements nicht höher spannen, ja! *man müsse herabspannen, weil es an Geld fehle* — bis dahin mufs nothwendig Englands *wahre* Macht in Ostindien von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger einem äufseren Angriff gewachsen sein. Aehnliche Krebsschäden fressen aber an vielen Enden an Englands politischem Dasein, in Europa und Westindien und überall.

Malcolm sucht mit der gröfsten Aengstlichkeit jedes Mittel auf, und giebt es an, welches jenes moralische Band zwischen den Eingebornen und den Engländern schlingen helfen kann, ohne welches seiner Meinung nach Englands Macht in Ostindien auf völlig hohlem Boden steht.

Das erste Mittel, was er anführt, ist die Begründung und Gewinnung *einer Aristokratie eingeborner Grundbesitzer* in den ostindischen Staaten Englands. Er handelt davon unter der Rubrik: *privileged classes of the Deccan and Nuzzerana.* Das Institut Nuzzerana ist ein den Lehngeldern ähnliches, welche bei Succession in Lehnsgüter und Lehnsämter vom Lehnsherrn erhoben werden, wogegen der Lehnsherr die Verpflichtung übernimmt, den so succedirt habenden bei seinem Lehnsbesitz zu schützen und zu erhalten. Malcolm führt an, wie diese Art von Abgaben ganz im Sinne indischer volksthümlicher Weise sei. „*It is associated with the maintenance of the principal Jagheerdars and nobles of the Mahratta government in the Deccan and with the permanence and prosperity of the privileged classes of the country; an institution which was established by Mr. Elphinstone and contains in the principles of its construction the only means I have known applied in India to the object of preserving and continuing a native aristocracy.*" Malcolm sieht aber in dem ganzen Institut noch ein anderes Mittel moralischer Einwirkung. Aufserdem nämlich, dafs die ihrer Abstammung und ihrem Besitzstand nach bereits zu diesen privilegirten Klassen im Deccan gehörigen Familien (dadurch, dafs das englische Gouvernement gegen eine Abgabe, die es erhält, den Schutz des Besitzbestandes derselben übernimmt) an diese fremde Regierung durch ihr eigenstes Privatinteresse geknüpft werden, bietet die Ertheilung eines Besitzstandes von ähnlichem Umfang, mit ähnlichen Attributen durch das Gouvernement diesem die Mittel, auf eine sehr verbindliche Weise alle Eingeborne zu belohnen, welche sich vorzugsweise um dasselbe verdient gemacht haben, denn die so ausgestatteten Individuen treten dadurch mit den adeligen Klassen auf gleichen Fufs. „*The Jagheerdars and Sirdars are,*

in the estimation of their countrymen a hereditary nobility to whom proud ancestry and possession of land for generations give consequence; and it is the association with them that is prized by those we raise to inferior grades of the same order." „*The feelings and prejudices above stated are much stronger in India than in Europe.*" Malcolm fügt hinzu, dafs auf die moralische Gewinnung dieser höheren Klassen der Bevölkerung alles ankomme, denn der künftige Bestand des englisch-ostindischen Reiches werde vorzugsweise davon abhängen, ob sich diese Klassen mit der Herrschaft der Engländer aussöhnten oder nicht; auch werde die Möglichkeit von Ersparnissen lediglich von der Gewinnung dieser Klassen abhängen.

Der Verf. ist nämlich — um diefs aus einer Reihe einzelner Data hervorgehende Resultat hier sogleich vorweg zu nehmen — überzeugt, dafs Ersparnisse nur mit Erfolg und ohne Nachtheil gemacht werden könnten, durch *Einziehung* solcher Aemter, die durch hochzubesoldende Europäer verwaltet würden; diefs aber findet er wieder nur möglich, wenn ein grofser Theil der politischen Thätigkeit Eingebornen übertragen, wenn in diesen selbst ein fester Soutien der Herrschaft gewonnen werden kann.

Die englisch-ostindische Compagnie findet sich ihren ostindischen Herrschaften gegenüber in einem Verhältnifs, welches dem des römischen Senates zu den römischen Provinzen sehr analog ist. Pompejus, wie er nach dem mithridatischen Kriege die Anordnung der asiatischen Unterthanen- und Schutzgenossenländer der Republik betreibt, und Lord Bentinck, wie er als Generalgouverneur Ostindiens die Administration der englischen Besitzungen neu zu gestalten sucht, möchten wohl mehr Vergleichungspunkte bieten, als man auf den ersten Augenblick ahnet. Wenn doch nur unsere Schulmänner dann und wann ein Buch läsen, was sie wie vorliegendes so recht augenfällig mit dergleichen grofsartigen Verhältnissen bekannt machte! — nicht dafs sie sich dann selbst etwa in gewagte, *in dubio* oft genug schiefwerdende Vergleichungen der Schuljugend gegenüber einlassen sollten, zwischen römischen Proconsuln und brittischen Generalgouverneuren, sondern dafs sie selbst vor allen Dingen die Demuth erhielten einzusehen, dafs sich in den Schriften des Alterthums Verhältnisse einfach und ohne viel Detail angedeutet finden, deren ungeheure Macht und Bedeutung man erst einigermafsen ahnet, wenn man ähnliches, wenn auch nur entfernt ähnliches, wirklich im Detail kennen lernt. Schwerlich würde die Bemerkung, dafs unsere Jugendbildungsanstalten über aller kleinmeisterlichen, philologischen Genauigkeit von dem grofsen Sinne des antiken Staatslebens so wenig mitzutheilen, ja! das politische Verständnifs des Alterthums mehr zu Grunde zu richten als zu fördern geeignet seien, wie diese Bemerkung jüngst nachdrücklich genug ausgesprochen worden ist, solchen Widerspruch, ja! beinahe Hohn erfahren, als der Fall ist. Es ist nur die Unwissenheit in Beziehung auf das, wovon die Rede ist, und die Unkenntnifs dessen, was desiderirt wird, selbst was solche Erscheinungen hervorruft. Doch wir gehen nun zu den einzelnen Gegenständen über, in Beziehung auf welche Malcolm sich in seiner Richtung noch näher ausspricht.

Zuerst kömmt das Heer an die Reihe, wobei wir nach der einmal von Malcolm's Ansicht gewonnenen Kenntnifs gleich von vorn herein erwarten dürfen, dafs er mit wahrer Freude an der Institution des einheimischen, des aus Hindus componirten Heeres hängt. Die in diesem Heere durch Treue und Geschicklichkeit zu Verdiensten gelangten Officiere sind es vor allen, welche er der Landaristokratie durch Ertheilung von Lehen einverleibt und dadurch für immer für England gewonnen zu sehen wünscht. Beiläufig führt er aus, wie die militärischen Institutionen auch zu manchen geographischen Untersuchungen geführt hätten, und als wichtigstes Resultat davon führt er S. 46 an: *Lieutenant Burnes has completely ascertained the practicability of navigating the Indus. Its depth in the driest season is twelve feet; its current only two miles and a half an hour, and it is without rocks or rapids.* Kein Flufs eignet sich schöner zu Dampfschiffahrt, und die Zeiten, wo (wenn nicht anderweitige Trübungen eintreten) in der Nähe der Mündungen des Indus ein neues Babylon, ein östliches New-York entstehen und Indus aufwärts bis zu den Grenzen Hochasiens den Handel beleben, europäische Beziehungen gründen, christliche Lebensmotive zur Herrschaft zu führen vermag, sind wenigstens nicht mehr so absolut fern.

Höchst wichtig ist das, was Malcolm weiter über die Bildung einer einheimisch indischen Marine, ganz analog den aus Eingebornen bestehenden Heerestheilen, sagt. Der Vf. ist der Meinung, in Kurzem könne diese Marine bis auf einen Punkt ausgebildet sein, wo sie mit

geringer eigentlich englischer Unterstützung jedem Feind in den ostindischen Gewässern die Spitze bieten dürfe.

Die medicinisch-polizeilichen Anstalten übergehen wir hier als von zu geringem Belang für das Hauptaugenmerk; dagegen sind uns Malcolm's Aeufserungen über neue Einrichtungen in dem Gerichtswesen höchst überraschend gewesen, und wenn wir irgend wo seine Ansichten und sein System nach der Seite der Richtigkeit und Angemessenheit zu bezweifeln wagen möchten, so wäre es hier. — Indefs — er war drei Jahre Gouverneur in Bombay.

Er geht von dem Erfahrungssatze aus, dafs die Eingebornen, denen man die Waffen anvertraut, die man zu einem Heere gebildet habe, diefs Vertrauen gerechtfertigt, und sich als desselben werth, als treue und tapfere Soldaten gezeigt hätten. Nun, schliefst er weiter, sei es am zweckmäfsigsten, ihnen auch nach anderen Seiten Vertrauen zu zeigen, um nach eben diesen Richtungen hin sie zu erheben, moralisch zu gewinnen und aus ihnen die Ergänzung für die Lücken zu gewinnen, welche nothwendige Sparsamkeit reissen müsse. Trotz des üblen Rufs, in welchem die Wahrheitsliebe der Eingebornen steht (den er übrigens „als nicht unbegründet" anerkennt), will er den Versuch gemacht wissen von Jurys aus eben diesen Eingebornen. „*There can be no doubt that the admixture of natives in the administration of our laws would lead to their being better understood and appreciated*" — ist ein Satz, den man dem Verf. ohne weiteres zugiebt — ob aber, wenn er weiterhin sagt, der Meineid würde seltener werden, weil er von diesen mit Eingebornen besetzten Gerichten leichter entdeckt würde, und weil ein Meineid vor solchen Gerichten auch aus moralischen Gründen mehr gescheut werden würde, diefs seine Richtigkeit hat, müssen wir näher mit den Verhältnissen Bekannten ganz zu beurtheilen anheim geben. Für uns ist das Resultat: Malcolm wünscht Eingeborne in den Gerichten, wie in der Armee, wie auf der Flotte. Er selbst gesteht die Berechtigung zu einigen Zweifeln gegen die Zweckmäfsigkeit seines Vorschlages zu, meint aber, *das Experiment müsse dennoch auf alle Fälle gemacht werden*, denn nur wenn es gelinge, sei an Dauerhaftigkeit englischer Herrschaft in Ostindien zu glauben. Er spricht diefs S. 57 auf das Energischeste aus: „*But if I am right in believing as I conscientiously do, that unless they are treated with more confidence, elevated by more distinction and admitted to higher employment, we cannot hope to preserve for any long period our dominions in this country, no feelings or considerations should be allowed to oppose their gradual progress to every civil function and employ.*" Bei dieser Materie spricht auch der Verf. am entschiedensten diefs aus, dafs die Ersparungen in der Administration durch Einziehung von Aemtern, nicht durch Reduction der Besoldungen, bewirkt werden müfsten. „*It is offices, not salaries, that must be reduced.*"

(Der Beschlufs folgt.)

III.

Ueber den Leichenbefund bei der orientalischen Cholera von Dr. P. Phoebus, Privatdoc. zu Berlin. Berlin 1833. *Hirschwald.* 340 S. 8.

Während viele, ja man kann wohl sagen die meisten, der Schriftsteller über den Leichenbefund bei der Cholera Alles als Folge dieser Krankheit betrachteten, was sie an Leichnamen Abnormes und Ungewöhnliches oder nur ihnen Unbekanntes fanden: bemüht sich der Verfasser vorliegender schätzenswerther Schrift aus einer Fülle eigener, sorgfältig angestellter Untersuchungen uns ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Zustande der Leichen derer, die von der Cholera hingerafft sind, mit Uebergehung dessen, was auf Rechnung früherer Krankheiten geschoben werden mufs. Es sind nicht Referate über einzelne Sectionen, die nothwendiger Weise den gesammten Befund hätten enthalten müssen, der immer das Resultat des speciellen *Krankheitsfalles* ist, welchen die ganze Vergangenheit eines Individuums gestaltete: das Charakteristische, das die *Krankheitsart* überall jeder Individualität aufzudrücken pflegte, ist der Vorwurf der Darstellung des Verfs. Nur seine eigenen Untersuchungen von 81 Leichen lieferten ihm zu derselben den Stoff: die Berichte anderer Beobachter, mögen sie mit dem Vf. übereinstimmen, oder von ihm abweichen, sind von ihm den seinigen der Vergleichung wegen, meist kritisch gewürdigt, gegenübergestellt, nie aber mit ihnen verschmolzen. Auf diese Weise ist des Verfs. Schrift als eine äufserst schätzbare Vorarbeit für einen künftigen Monographen der Cholera zu betrachten.

Im ersten Capitel schildert der Verf. das Verhalten des Gefäfssystems in Choleraleichen. Das Blut wird überall, in den äufseren, wie in den inneren Theilen, in den Arterien, wie in den Venen, sehr reichlich gefunden. Stark und gleichmäfsiger, als sonst, war die Anfüllung des gesammten Arteriensystemes mit Blut. Dieses selbst war immer sehr dunkel, fast schwarz, dicker und näher als gewöhnlich und sonderte sich einigermafsen in zwei Theile: einen mehr flüssigen und einen mehr geronnenen, grumösen, kleine Klumpen bildenden. Dabei überall

starke Neigung zur Bildung von Gerinnseln, in denen die Fibrine mehr gelblich und weniger hell gefärbt war als sonst. Häufige Luftblasen im Blute, die sich wohl schon im Leben gebildet haben, und vielleicht kohlensaures Gas sind. Ecchymosen im subserösen Zellgewebe wurden häufig beobachtet. Die Gefäfswandungen waren stark injicirt, die inneren Häute der Gefäfse unverändert. — Das Nervensystem, dessen Schilderung das zweite Capitel gewidmet ist, zeigt aufser der allgemeinen Blutüberfüllung keine charakteristische Veränderung. Im sogenannten typhösen Nachstadium fand sich keine Blutstagnation im Gehirne, sondern mehr Wasser in dessen Höhlen und zwischen seinen Membranen. Die Muskeln des animalischen Lebens sind gewöhnlich mäfsig dunkel, und participiren an der allgemeinen Blutinjection. Die Leichenstarre tritt schon einige Stunden nach dem Tode ein, ist sehr stark und dauert ungewöhnlich lange. Diese Erscheinungen im animalischen Muskelsysteme treten in den Leichen allmählig um so mehr zurück, je länger die Krankheit dauerte, sind aber in den ersten Tagen der Nachkrankheiten meistens noch deutlich ausgesprochen. — Unter den serösen Häuten bieten die Pleura, das Bauchfell und der Herzbeutel den gewöhnlichen Grad der Feuchtigkeit und die gewöhnliche Menge des Secretes nicht dar. Durchgängig trocken war auch das Zellgewebe, sowohl das atmosphärische als das organische. Charakteristisch ist auch die frühe Austrocknung der Conjunctiva und Sclerotica. Auffallend ist der Collapsus des Zellgewebes, welcher sich in den äufseren Theilen dadurch kund giebt, dafs die Haut für die unter ihr liegenden Weichtheile zu weit erscheint, an mehreren Stellen Runzeln bildet und dafs die Weichtheile scharf und eckig unter ihr hervortreten. Die nach dem Tode sich findende violette Färbung der äufsern Haut tritt bei den eigentlichen Choleraleichen früh, stark und sehr verbreitet ein. Im Leben angebrachte Hautreize hatten in der Regel nur unbedeutende, oft gar keine Spuren zurückgelassen. Das Herz wurde gewöhnlich in seinen beiden Hälften, mehr jedoch in der rechten, von Blut stark ausgedehnt gefunden. Die Lungen, die Schilddrüse und Thymus zeigen die allgemeine Blutüberfüllung der parenchymatösen Organe. Die Schleimhaut des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Bronchialäste ist gewöhnlich mäfsig capilliform injicirt: letztere ist feucht oder es findet sich auch wohl eine geringe Quantität schaumigen, bisweilen grünlichen Schleimes auf ihr. Mit Lungentuberkeln behaftete Individuen sind nicht eben selten von der Cholera befallen worden. Im Munde und Rachen fanden sich aufser der allgemeinen Injection auch einigemal die gröfseren Schleimbälge an der Wurzel der Zunge ungemein stark. Das Innere der Speiseröhre hatte einen charakteristischen, matt-weifsröthlichen Teint. Magen und Darmkanal sind unter allen Theilen des Körpers die einzigen, welche nicht nur die allgemeine passive Blutüberfüllung in höherem Grade, sondern auch aufserdem, wenigstens stellenweise, eine unzweideutig active zeigten. Magen und Darmkanal waren im Ganzen stark gewöhnlich ausgedehnt, bald nur von Flüssigkeit, häufiger von Flüssigkeit und Luft. Nur der Dickdarm fand sich häufig grofsentheils leer und zusammengezogen. Im Innern des Magens und Darmkanals fanden sich sehr gewöhnlich ganz gleiche Massen, wie sie bei Lebzeiten durch Erbrechen und Durchfall entleert wurden. Würmer, die nicht selten angetroffen wurden, gaben kein Lebenszeichen, auch wenn die Leichen noch sehr frisch waren. Deutlich war im Magen fast immer, im Darmkanale sehr oft, stellenweise eine Injection der Schleimhaut selbst, die oft auf sehr kleine Stellen beschränkt, an nicht abhängigen sowohl, als an abhängigen Stellen sich zeigte. Dadurch, dafs diese capilliformen Verzweigungen weniger offenbar mit den Verzweigungen der submucösen Injection zusammenhängen, so wie dadurch, dafs fast immer die Consistenz der Schleimhaut an diesen Stellen verändert war, bekundete sich diese Injection als eine active. Bei den Individuen, welche im Leben blutige Stuhlgänge hatten, fand sich dieselbe vorzugsweise im Dünndarm und erreichte bisweilen einen sehr hohen Grad. Die blutige Färbung der Darmcontente zeigte sich sowohl bei auf der Höhe der Krankheit, als auch bei im typhösen Nachstadium Gestorbenen. An den mucös injicirten Stellen war die Schleimhaut gewöhnlich aufgelockert, verdickt, weniger durchscheinend. Die Schleimfollikeln des Magens und Darmkanales erschienen im Allgemeinen grofs; weniger die des Magens, als die Brunner'schen Drüsen, die solitaren Drüsen des Krummdarmes und Dickdarmes und die Peyer'schen Drüsen. Die Mündungen der Dickdarmdrüsen pflegten stark zu klaffen, weniger deutlich die der andern. Die Leber zeigte die allgemeine Blutüberfüllung, ihre Gallengänge enthielten die gewöhnliche Menge Galle. Die Gallenblase fand sich bisweilen mäfsig, bisweilen stark angefüllt, von einer in der Regel etwas dunkleren Galle, deren Spuren meist auch im Duodenum bemerkt wurden. Milz, Nebennieren, Nieren sind stark injicirt. Die Harnblase ist stark zusammengezogen, fühlt sich etwas hart an, ist nach aufsen fein ramiform und capilliform injicirt und im Innern stark gerunzelt. — Der Schilderung des Aeufseren der Choleraleichen ist das 10te Capitel gewidmet. Das 11te Capitel enthält Bemerkungen über die angeblich lange Bewahrung der thierischen Wärme der Choleraleichen, über das angeblich späte Eintreten der Fäulnifs, über Ansteckung durch Leichen, über die Zuckungen der Muskeln nach dem Tode, über den Einflufs der Individualität des Kranken und der verschiedenen Medicalien auf die Erscheinungen in der Leiche, über die Verschiedenheit des Leichenbefundes in den verschiedenen Epidemieen und Städten, und über die Aehnlichkeit, die zwischen dem Leichenbefund der an der Cholera und der an andern Krankheiten Verstorbenen Statt hat. Das 12te Capitel theilt das Ergebnifs zweier Sectionen von Individuen mit, an denen im Leben die Transfusion gemacht worden, und der Sectionen einiger Neugebornen. Den Schlufs bildet eine Parallele zwischen einem Obductionsbericht des Prof. Scoutetten und einem vom Verfasser.

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

The government of India by Major-Gen. Sir John Malcolm.

(Schluſs.)

Eine besondere Wichtigkeit legt Malcolm auf die sorgfältige Bahandlung der Grundsteuereinrichtung, denn Grundsteuern hält er für die dem Hindu volksthümlichsten öffentlichen Abgaben, da sie schon in der alten Verfassung, dann aber auch unter den mahomedanischen Fürsten mit der gröſsten Sorgfalt eingerichtet waren. Alles Land war genau vermessen, und demgemäſs taxirt; die Ergebnisse dieser alten Vermessungen liegen noch vielfach der Flureinrichtung von Ortschaften nicht bloſs zu Grunde, sondern sind auch schriftlich bewahrt, und jede wohl eingerichtete Ortschaft hat ihren *Meerdah* oder Landvermesser, der oft noch ein *Guzeshah* oder Königsmaſs, ein Messungswerkzeug mit dem königlichen Siegel darauf, welches durch Generationen fortgeerbt ist, als Urkunde und Zeichen des ihm zustehenden Amtes besitzt. Vermessungen, Taxationen des Grundeigenthums und Sicherstellung der Rechtsansprüche auf dasselbe sieht Malcolm als eine Grundbedingung weiterer gedeihlicher Verwaltung an; denn bis dieſs statt gefunden habe, sei alle Grundsteuererhebung ohne sichere Basis und gewissermaſsen willkürlich.

Er kömmt bei diesem Gegenstand ganz natürlich auf den Zustand der Agricultur zu reden, und indem er zugiebt, wie wünschenswerth es sei, daſs die Resultate europäischer Kenntnisse und Erfahrungen sich nach Indien übertragen lieſsen, wünscht er doch vor allen Dingen, daſs Eingeborne neue Unternehmungen, neue Wirthschaftseinrichtungen, neue Culturzweige u. s. w. in den Gang brächten. Als die geschickteste Klasse von Eingebornen erscheinen ihm hierzu die sogenannten „Ostindier, *East-Indians*" d. h. die Kreolen Ostindiens, welche mit dem Gebrauch der englischen wie der Landessprachen innig vertraut, wenn auch von weniger energischem Charakter als die Europäer, doch das beste Vermittlungsglied mit den Eingeborenen rein indischer Raçe sind; jetzt aber sich von allen politischen Aemtern ausgeschlossen und in einer traurigen Zwischenlage sehen. Im Gouvernement von Bombay ist für sie ein eignes Bildungsinstitut zu Poolsheher gegründet worden, von welchem sich Malcolm die besten Früchte verspricht. „*The liberal grant of the extensive building of Poolsheher in the Deccan* (an den Ufern des Beema, 15 Meilen von Poonah) *and the valuable gardens and lands adjoining demonds particular notice. It has enabled us under peculiarly advantageous circumstances to form an establishment there for instructing East-Indian youth in agriculture and the mechanical trades. The practical knowledge and early habits of industry and frugality they will there acquire will essentially promote their future succeſs in the occupations for which they ore intended.*" Malcolm erkennt in aller Weise die ganz eigenthümliche Lage dieser sogenannten Ostindier an, und nimmt für sie die Berücksichtigung und Begünstigung in Anspruch, welche ihre Anzahl, ihre Kenntnisse und ihr Charakter dringend forderten. Nur auf diese Weise werde man aus ihnen einen zufriedenen und einen eine sichere Grundlage englischer Herrschaft mehr gewährenden Theil der Bevölkerung zu machen im Stande sein. Diese Berücksichtigung und Begünstigung sei aber unmöglich, wenn alles nach uniformen Maſsnahmen behandelt werden solle — nach Maſsnahmen, die zum Theil unter so ganz anderen Umgebungen berathen und beschlossen als ausgeführt würden.

Noch unzulänglicher als solche allgemeine Maſsregeln in dieser Beziehung muſs bei so verschiedenen Bevölkerungs- und Landesbestandtheilen, wie sich in dem brittischen Ostindien finden, ein uniformes Polizeisystem erscheinen. Malcolm sagt, er habe es sich zu recht eigentlicher Aufgabe gemacht, im District vom Bombay während seines Gouvernements eine möglichst gute Po-

lizei herzustellen. Dabei sei er von drei Grundsätzen ausgegangen, *erstens* bei Einrichtung derselben nicht einem allgemeinen, mechanischen Entwurf zu folgen, sondern Sitten und Charakter der localen Bevölkerungen, und selbst der einzelnen Klassen, die in Rücksicht gekommen seien, dabei in Rechnung zu bringen — also, wie wir sagen würden, die Polizeibehörden in eine moralische Proportion zu den verschiedenen Landestheilen und Volksständen zu setzen. *Zweitens* so viel als nur irgend möglich und beinahe ausschliefslich die Polizeibehörden aus Eingebornen der respectiven Amtsdistricte zu bilden, und die höheren Stellen dabei wo möglich *solchen* Geschlechts- oder Stammhäuptern zu ertheilen, deren Angehörige sich durch besondere Anhänglichkeit an sie moralisch auszeichneten. Endlich *drittens* die oberste Leitung dieser Polizei einsichtigen Officieren anzuvertrauen, die sowohl mit militärischer Gewalt als mit magisträtlicher Autorität ausgestattet, in bedeutenden Mittelpunkten gröfserer Districte aufgestellt waren, um sowohl allen, die ein Interesse hatten sich an sie zu wenden, leicht zugänglich, als durch rasches Hinzukommenkönnen und durch Gewaltfülle allen denen, die den Frieden des Districts irgendwie störten, furchtbar zu sein. Am schwierigsten, erklärt er, sei die Einführung einer guten Ordnung in der Provinz Candeish gewesen.

Auch da, wo der Verf. von dem Erziehungs- und Unterrichtswesen spricht, leuchtet überall diese Absicht als die dominirende durch, *die Eingebornen zu heben so viel als möglich.* Er erkennt in dieser Hinsicht *den hohen Werth der Missionsanstalten an*, und empfiehlt sie auf das nachdrücklichste als ein Mittel einen moralischen Zusammenhang zwischen Herrschern und Beherrschten herbeizuführen.

Was er über Production und Handel sagt, übergehen wir hier. Im Allgemeinen geht daraus hervor, wie die Artikel des indischen Handels, besonders Baumwolle, durch Nordamerika und Aegypten aufserordentlich gedrückt werden; wie auch nach dieser Seite hin gar manche Besorgnifs sich mit dem Gedanken an die Zukunft des englischen Ostindiens verbindet.

Fast lächerlich erschien es uns, zu lesen, wie dieselbe Noth mit der Prefsfreiheit, die unsere europäischen Regierungen haben, sich auch in Ostindien wieder findet; wie es auch da das beste Mittel ist Zeitungen, die in den Sprachen des eingebornen Volkes erscheinen, recht gelesen zu machen, wenn die Redacteure das Unkraut des Mifstrauens und Hasses zwischen Regierten und Regierenden säen; und wie der Beschränkung dieser Prefsfreiheit aufser den (auch nach Ostindien wirkenden) Theorieen Europas auch die eigenthümlichen Ansichten der Eingebornen selbst entschieden entgegenstehen. Wird aber dieser Bekrittelung und Verlästerung jeder Mafsregel des brittischen Gouvernements bei dem Volke nicht ein Damm entgegen aufgeführt — wie soll da irgend eine wohlgemeinte Mafsregel wirklich moralisch wohlthätig und verbindend wirken? Irgend eine Verläumdung gegen irgend eine Mafsregel wird sich jeder Zeit in Umlauf setzen lassen.

Doch wir glauben durch diese Begleitung des Autors durch den eigenthümlichsten Theil seines Werkes, durch die Schilderung seiner Administration als Gouverneur von Bombay, unseren Lesern Mann und Buch hinlänglich geschildert zu haben. Er spricht in ähnlichem oder vielmehr gleichem Sinne auch von der allgemeinen Verwaltung der ostindischen Besitzungen und von den Verhältnissen dieser Verwaltung zu England. Ueberall dringt er auf Umgestaltung des Gouvernements nach der moralischen Seite, und sagt, (indem er darstellt, wie das Geforderte mit den Zugeständnissen, welche die Compagnie dermalen d. h. Anfangs 1833 gemacht habe, gar nicht vollständig geleistet werden könne) geradezu, es sei besser, wenn man die weiteren Zugeständnisse nicht machen wolle, die Compagnie ganz aufzuheben. Dabei erklärt er sich entschieden gegen das Vermehren der europäischen Bevölkerung in Ostindien durch Ansiedlungen irgend einer Art, weil diese Ansiedler ein Interesse haben würden, die Eingebornen zurückzudrängen, und weil sie hierin im Parlament in England leicht Hülfe finden dürften. Die Reformbill habe aufserdem eben erst aus Ostindien zurückkehrenden und also über die Verhältnisse dieses Landes *wohlunterrichteten* Männern (die sonst durch die Stimmen von verödeten Burgflecken leicht Eingang fanden) fast die Thüre gänzlich verschlossen.

Heinrich Leo.

IV.

Handbuch der Physiologie des Menschen (.) für Vorlesungen. Von Dr. Johannes Müller, ord. öffentl. Prof. d. Anat. u. Physiol. a. d.

K. F. Wilhelms Univers. u. der K. med. chir. Milit. Akad. zu Berlin, Direct. d. K. anat. Museums u. s. w. 1. *Bandes* 1. *Abtheil. Coblenz* 1833. 8. *VIII.* 390 *S.*

Die Natur und zumeist unsre eigne, liegt als ein offenbares Geheimniss vor uns; einen schweren Stand hat der Physiolog, dem die Aufgabe gestellt ist durch rastlose Forschung eine genügende Ausdeutung dieses Geheimnisses für sich und Andere zu erhalten, einen noch schwereren Stand aber hat der Arzt, welcher dieses Geheimniss selbst beherrschen, mit ihm gebahren, es in seinen abnormen Verhältnissen ergreifen und durch bald kräftigere bald mildere Einwirkung zu eigenthümlicher harmonischer Stimmung zurückführen soll. Das zweite setzte eigentlich die Vollendung der erstern Aufgabe voraus; aber diese selbst ist unendlich, in ihrem ganzen Umfange unerfüllbar, und doch fordert das tägliche Leben gebieterisch die Hände nicht in den Schooss zu legen, zu handeln, zu helfen, und über die Bestrebung nach dem Ziele der erstern Aufgabe die thätige Befassung mit der zweiten nicht zu verabsäumen.

Hier werden wir also sogleich, wie in vielen menschlichen Dingen erinnert, dass *Mehrere* sich zu Erreichung eines dem Einzelnen allein nicht zugänglichen Zieles vereinigen müssen, und in solchem Sinne werden dann namentlich Mittheilungen ernster, mit ächter Wahrheitsliebe berichteter Resultate anhaltender mühsamer Forschungen des Arztes dem Physiologen, und des Physiologen dem Arzte besonders dankenswerth. Mittheilungen dieser Art sind es aber, welche in diesem Anfange eines Handbuchs der Physiologie theils dargeboten theils für die Folge angekündigt werden, weshalb wir sie denn dem fleissigsten Studium angehender, so wie der besondern Beachtung gereifterer Aerzte empfehlen müssen.

Uebrigens bleibt nothwendig immer eine jede Forschung eine individuelle, während die Natur ein Universelles ist, und so erfasst denn auch der einzelne Forscher einen Standpunkt, welcher dem einer andern Individualität nie vollkommen zusagen kann. Auch hier bleibt daher die eine Art der Forschung, wenn sie sich nur überhaupt auf tüchtige Weise bethätigt, ein unentbehrliches Complement der andern und ist in dieser Beziehung willkommen, nur dass sie ja nicht etwa alleingültig und allein ausreichend zu sein wähne.

Was die Behandlungsweise des Gegenstandes in vorliegendem Werke betrifft, so ist dieselbe realistisch und das Einzelne möglichst beachtend, hingegen minder geeignet den Sinn für die philosophische Seite der Wissenschaft anzuregen oder zu befriedigen, und wir stehen um so weniger an, diess für einen Mangel anzuerkennen, da es uns scheint, als liesse sich mit strenger Erkenntniss des Einzelnen doch eine lebendigere Erfassung und Darstellung der alle diese besondern Erscheinungen zuletzt einzig und allein bedingenden, bestimmenden und erhaltenden Idee vereinigen. — Es giebt nämlich hier, wie in so vielen andern Richtungen des menschlichen Geistes eine gewisse Unmittelbarkeit, ein Steigern des innern Vermögens der Wahrnehmung, welche zu höhern Resultaten für thätiges Leben führt, als die mühseligste Durcharbeitung des Einzelnen! — Um diesen Gedanken deutlich zu machen, möchten wir als Beispiel an die Individualität mancher südlichen Völker erinnern, deren innere geistige Lebendigkeit sie in den Stand setzt, mit natürlichem Verstand und sicherm Takt so oft im Leben schnell den rechten Standpunkt einer Angelegenheit aufzufassen, rasch sich in verwickelte Vorstellungen zu finden, und mit entschiedenem Erfolg handelnd einzugreifen in Verhältnisse, wo vielleicht der trägere mit einer Menge mühsam erlernten Wissens belastete Nordländer leicht den rechten Standpunkt verfehlen und in zögerndem Ueberlegen nur zu spät zur Thätigkeit gelangen wird. — Zu solchen myopischen Vorstellungsweisen, welche uns öfters hier begegnet sind, und von denen wir oben sagten, dass wir sie schwerlich für geeignet halten können, den Sinn für die philosophische Seite der Wissenschaft anzuregen, würden wir gleich anfangs des Werkes die Ansicht vom Unterschied einer lebendigen und einer todten (!) unorganischen Natur rechnen; denn wie etwa bei dem Verständniss eines Werkes der Dichtung es das Höchste und Ersprieslichste bleibt, zur Auffassung der innern poëtischen Idee des Ganzen sich zu erheben und gewahr zu werden, wie von ihr der belebende Herzschlag ausgeht, welcher bis zum geringsten Gleichniss die Gesammtheit des Stoffes durchdringen muss: so ist es bei Betrachtung des grossen Werkes göttlicher Wahrheit, welche als Welterscheinung vor uns liegt, am unerlässlichsten und folgenreichsten, sich zur innigen Wahrnehmung des die gesammte Natur bis zu ihren einfachsten und unscheinbarsten Vorgängen durchdringenden Le-

bens hinaufzubilden, und es ist merkwürdig genug, wie Männer, welche oft gerade als Feinde aller Hypothesen und willkürlicher Voraussetzungen sich erklären, keine Hypothese und keine Willkür scheuen, wenn es darauf ankommt eine vorgefaßte Meinung, wie die von absolutem Unterschiede einer organischen und der Physiologie anheimfallenden und einer unorganischen der Physik verliegenden Welt, zu behaupten.

So finden wir denn hier die von Berzelius aufgestellte Ansicht, daß die organischen Körper durch *ternäre* und *quaternäre* Verbindungen ihrer Elemente bedingt seien, während die unorganischen durch allein *binäre* Verbindung sich charakterisirten, mit offnen Armen ergriffen, um einen recht sichern Schlagbaum zwischen lebendiger und todter Welt festzusetzen. Der Verf. beachtet dabei gar nicht, 1) wie viel Hypothetisches in Berzelius Ansicht selbst liege, und 2) wie selbst, wenn es unbedingte Wahrheit wäre, daß Pflanzen und Thiere ternäre und quaternäre Verbindungen, andere irdische Substanzen aber nur binäre Verbindungen enthielten, daraus eben so wenig ein absoluter Unterschied folgte, als es einen solchen Unterschied bedingen kann, wenn Pflanzen wesentlich ternäre, Thiere wesentlich quaternäre Verbindungen zeigen. Da indeß der Verf. so viel Gewicht auf die Unfehlbarkeit von Berzelius Ansicht legt, so wollen wir doch dabei noch etwas verweilen und die Gründe dagegen nicht verschweigen, welche erleuchteten vorurtheilsfreien Chemikern keineswegs entgangen sind. Das Hypothetische jener Ansicht ergiebt sich aber schon, indem man mehrere Stoffe durchaus mit demselben Rechte als durch binäre oder ternäre Verbindung bestehend betrachten kann. So ist *Schwefeläther* als *ternäre* Verbindung zu betrachten von 4 Aequivalent Kohle, 10 Aequiv. Wasserstoff und 1 Aequiv. Sauerstoff; allein ganz mit demselben Rechte kann man ihn auch als doppelt binäre Verbindung ansehen von 4 Kohle, 8 Wasserstoff = Kohlenwasserstoff und 2 Wasserstoff und 1 Sauerstoff = Wasser. — Dasselbe gilt auch vom Weingeist. Ferner kommen aber auch mehrfältig offenbar binäre Verbindungen wesentlich in sogen. organischen Substanzen vor, z. B. *phosphorsaurer Kalk* aus Phosphorsäure und Kalk in den Knochen und *kohlensaurer Kalk* in den Schalen, *Ammoniak* als binäre Verbindung in allen thierischen Ausdünstungen, *Harnstoff* oder cyansaures Ammoniak im Harn; da hinwiederum ternäre Verbindungen zuweilen ohne alle Beziehung auf sogen. organische Welt vorkommen, so nämlich im *Alaun*, welcher stets ternäre Verbindung ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Deutsche Lieder von Karl von Holtei. Schleusingen bei Glaser, 1834. *X und 220 S.* 12.

Unter den mancherlei Hindernissen der Poesie und ihres Genusses in Deutschland wird, gewiß nicht mit Unrecht, auch dieses angeführt, daß unsere Geselligkeit zu wenig poetisch sei; wogegen aber diese, wohl auch mit Recht, den Vorwurf zurückgebend, behaupten kann, unsere Poesie sei zu wenig gesellig. Lyrische Dichtungen erhalten ihre volle Wirkung erst durch den Gesang, dramatische durch die Darstellung auf der Bühne, alle übrige bedürfen, um vollständig genossen zu werden, des lauten Vorlesens. Wo aber geschieht dies alles? Unsere besten dramatischen Kunstwerke finden fast keine Theilnahme mehr, wodurch die Bühne den schlechtesten Händen anheimgefallen ist. Vorlesung poetischer Kunstwerke findet in wenigen geselligen Kreisen statt. Die Folge davon ist nicht nur ein merkwürdiger Mangel an Uebung im guten, ja selbst im richtigen Lesen, sondern auch eine auffallende Verwilderung des Stils und der Versification, die man erst recht gewahr wird, wenn man eine neuere poetische Produktion laut zu lesen versucht. Das Lied endlich, statt von einfachen leichten Melodieen in alle geselligen Kreise getragen zu werden, tritt nur noch in eigenen Instituten, die man Liedertafeln nennt, durch den Mund der Sänger an das Ohr. In anderen Cirkeln erhebt sich der Gesang nur auf dem Gerüst mühselig ausgebildeter Virtuosität, wo die Geselligkeit sich denn nur in schweigender Theilnahme zu äußern vermag, die Worte aber unbeachtet bleiben und einfache Lieder keine Stätte finden. So ist der Tempel des Apollo in ein Taubstummen-Institut verwandelt, der Umgang mit den Musen wird nur noch durch eine weitläuftige Correspondenz unterhalten, die Werke der Dichter nur durch das Auge vernommen und von dem Festmahl der Poesie läßt sich jeder seine Portion auf die Stube bringen. Dieses alles geschieht, weil unsere Gesellschaft nur vom Verstande zehrt und das Gefühl verkannt und verachtet bei Seite tritt. Dieses aber allein, als die nothwendige Grundlage alles gemeinsamen Lebens, kann, durch die Kunst geläutert und verschönt, die Gesellschaft zu dem machen, was sie sein soll, zur Quelle des erhöhten, veredelten Lebensgenusses, der dem Menschen bestimmt ist. So zeigt sich die Lyrik, wie sie es bei den Griechen war, als ein unentbehrliches Element der Gesellschaft; aber freilich darf sie nicht mit trockenen Blättern voll trauriger Buchstaben erscheinen, sondern mit der Leyer im Arm und Gesang auf der Lippe. Durchdrungen von dieser Wahrheit hat Hr. v. Holtei seine Lieder gesungen. Auf den Tönen der schönen, einfachen, bekannten und mit Recht beliebten Melodieen, die er theils gewählt, theils selbst gesetzt hat, und die fast jeder der hier mitgetheilten Dichtungen vorgesetzt sind, erhebt sich ein inniges, reines, lebhaftes, mehrentheils heiteres, seltener wehmüthiges Gefühl in leichten, wohlklingenden Versen zu einer Fülle anmuthiger Lieder, die obwohl auch nur gelesen schon reizend, doch (S. 3) auf's dringendste bitten, daß man sie singen möge, weil sie nur so erst in ihrem vollen Werth erkannt werden können. Hierzu bedarf es nicht großer Kunst, und wie auch ohne diese ihr Reiz zur vollen Wirksamkeit entfaltet werden könne, hat Hr. v. H. so auf der Bühne, wie in geselligen Kreisen zur Freude aller Hörenden gezeigt. Eingedenk der Pflicht, jenem der deutschen Poesie so nachtheiligen Verhältniß auch unsererseits nach Kräften entgegen zu wirken, empfehlen wir den Freunden edler Geselligkeit diese reizende Sammlung und dem Dichter ihre baldige Fortsetzung.

Wilh. Neumann.

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Handbuch der Physiologie des Menschen (.) für Vorlesungen. Von Dr. Johannes Müller.

(Fortsetzung.)

Hoffentlich ergiebt sich also, dafs eine solche chemische Trennung organischer und unorganischer Substanzen in voller Strenge keinesweges existirt und dafs, wenn in der Mehrzahl niedere organische Glieder des Erdorganismus mehr einfache Stoffe oder binäre Verbindungen darbieten, während höhere freiergewordene Glieder des Erdorganismus, wie Pflanzen und Thiere, auch höhere ternäre und quaternäre Verbindungen haben, dieses ein eben so schönes und gesetzmäfsiges Fortschreiten ihrer Mischungsverhältnisse sei, als ein solches Fortschreiten in ihren Formverhältnissen vorkommt, welche auch von den geradlinigten Formen der Krystalle zu den höhern Doppelkrümmungen in den Begrenzungen der Pflanzen, der Thiere und zuhöchst des Menschen so deutlich fortschreiten. Dafs mit dieser letztern Ansicht es auch vollkommen übereinstimmt, wenn Berzelius fand, dafs in Pflanzen und Thierstoffen die Mischungsgewichte kein so einfaches Zahlenverhältnifs zeigen als in den sogen. unorganischen, ergiebt sich von selbst. — Ueberhaupt enthalten die Prolegomena dieses Buches Betrachtungen *a*) über die organische Materie, *b*) über den Organismus und das Leben, *c*) über den thierischen Organismus und das thierische Leben insbesondere und *d*) über die den (sogenannten) unorganischen und organischen Körpern gemeinsamen Wirkungen. In allen diesen Abschnitten findet sich eine Menge von lehrreichen Bemerkungen gedrängt und scharf zusammengestellt, so dafs einen Auszug daraus zu geben hier weder versucht werden kann noch soll; nichtsdestoweniger erlaube man uns noch einzelne wenige Sätze etwas näher zu berühren. — So ist es dem Rec. aufgefallen S. 8 zu lesen: „Die organischen Stoffe sind während des Lebens *niemals* crystallisirt", da es doch gewifs dem Verf. nicht unbekannt ist, von welcher Unzahl schöner doppelseitig zugespitzter sechseitiger Prismen, z. B. das Labyrinth der Frösche erfüllt ist, und wie krystallinische Bildungen überhaupt oft so ganz innig in bedeutende Lebensprocesse verflochten sind. — Ganz stimmen wir dagegen dem Verf. bei, wenn er bei Gelegenheit der sehr schön mitabgehandelten Infusorien S. 14 sagt: „Die Art wie *Versuche* über *Generatio aequivoca* angestellt werden können, läfst *keine* Gewifsheit über nicht Statt gefundene Täuschung zu." Am wenigsten würde Rec. mit dem Verf. übereinstimmen können, wo vom Verhältnifs der Seele zum Organismus die Rede ist. Es scheint hier der Gedanke einer Entwicklung des Seelenlebens, als innere Grundidee des Organismus, vom Bewufstlosen zum Bewufsten ganz unbeachtet geblieben zu sein, und wenn der Verf., nachdem er über den Instinkt der Thiere die schöne Ansicht Cuvier's beigebracht hat: „es sei als würden die Thiere, wo der Instinkt sich äufsere, von einer angebornen Idee, von einem Traume verfolgt", dann S. 25 vom *Bewufstsein* sagt „es sei ein *spätes Erzeugnifs* der organischen Entwicklung und an ein Organ gebunden, *von dessen Integrität das Bewufstsein abhänge*", so hebt diefs nicht nur den Begriff einer Fortdauer des Bewufstseins nach dem Tode als ein Unding völlig auf, sondern scheint uns auch auf einer unphilosophischen Vorstellung, welche die Bedeutung der Seele als Grundbedingung der gesammten Erscheinung des Organismus verkennt, zu beruhen. —

Unter den sogen. physikalischen Erscheinungen des Organismus ist besonders die Entwicklung der Elektricität, so wie die Wärmeerzeugung sehr ausführlich abgehandelt und bei letzterer auch die Lehre vom Winterschlaf der Thiere mitgenommen; dafs hingegen, wo von Lichtentwicklung die Rede ist, der Verf. das Leuchten der Augen bei Katzen und anderen Thieren läugnet, kann Rec. keinesweges gut heifsen; der Verf.

versuche doch einmal, ob er mit einem frisch ausgeschnittenen Katzenauge oder künstlich geschliffenen Glase oder Steine im Dunkeln ein Leuchten erzeugen kann, wie das der Augen eines solchen im Dunkeln auf Beute lauernden Raubthieres? — Hier ist auch kein bloſs reflektirtes einzelnes Blitzen, wie an den Kanten eines Demant etwa, sondern das Innere der Pupille leuchtet im Dunkel röthlich, im Tageslicht grünlich! — Es geht diesen Leuchterscheinungen fast wie den Meteorsteinen, deren Annahme geraume Zeit von den Gelehrten als absurd verworfen wurde! —

Es folgt nun die *specielle Physiologie*, welche der Verf. unter 8 Bücher vertheilt: 1) Von den allgemein verbreiteten thierischen Säften, von der Säftebewegung und dem Gefäſssystem. 2) Von den organisch chemischen Veränderungen in den organischen Säften und den organisirten Theilen. 3) Von der Physik der Nerven. 4) Von den Muskelbewegungen, von der Stimme und Sprache. 5) Von den Sinnen. 6) Von den Seelenäuſserungen. 7) Von der Zeugung. 8) Von der Entwicklung. — Nur die beiden ersten Bücher sind in gegenwärtiger 1. Abtheil. d. 1. Bds. enthalten. Das erste Buch beschäftigt sich zuvörderst mit der Lehre *vom Blute*, und zwar auf eine äuſserst lehrreiche und vollständige Weise. Hier findet sich unter vielem Andern die Berichtigung der irrigen, vorschnell zu einer der unzähligen ephemeren Hypothesen über die Cholera benutzten Angabe Hermann's von der angeblich sauren Beschaffenheit des Blutwassers, da doch die Röthung der Lakmuſstinktur nur von dem im Blutwasser aufgelösten Farbestoff der Blutkörperchen abhängt; ferner die neusten, auf eigene Untersuchungen gegründeten Darstellungen über die Form der Blutkörperchen, welche beim Menschen in ihrem entwickelten Zustande als dicke, runde Scheibchen erscheinen und so lange Zeit irrigerweise mit dem Namen der *Blutkügelchen* belegt wurden (obwohl nach der Ansicht und den Beobachtungen des Rec. die Kugelgestalt sicher auch hier die *erste* Form bleibt, um welche sich in Folge der Strömung und Rotation Schichten anlegen, bis die Scheibenform hervortritt); nicht minder wird nach Berzelius eine interessante und präcise Darstellung der chemischen Analyse des Blutes gegeben. Ein für die Anwendung der Transfusion des Blutes nicht unwichtiger Gedanke ist es, wenn S. 136 gesagt wird: „Da die Blutkörperchen (welche nach Prevost und Dieffenbach insbesondere als belebendes Princip des in die Adern eingespritzten Blutes zu betrachten sind) im geschlagenen Blute durchaus unverändert sind, so sollte man in den wenigen Fällen, wo eine Infusion von Blut — nöthig ist, lieber geschlagenes, vom Faserstoff befreites Blut von der gehörigen Temperatur injiciren. (Frisches Blut wird nämlich durch sein Gerinnen oft im Injiciren hinderlich.) Auch die merkwürdige, namentlich aus Dieffenbach's Versuchen sich ergebende Thatsache ist nicht übergangen, daſs nämlich das Blut einer Thierklasse für das einer andern *giftig* zu wirken pflegt, so daſs z. B. schon einige Tropfen Säugethierblut in den Adern einer Taube tödtlich werden. — Hinsichtlich der Thätigkeitsäuſserungen im Blute selbst ist der Verf. der Meinung, daſs man dergleichen anzunehmen nicht berechtigt sei, worin nun allerdings Rec. ihm nicht beistimmen kann, denn wenn eben *Alles* im Organismus aus Flüssigkeit sich bildet, so ist ja schon an sich klar, daſs das Flüssige das eigentliche Element der gestaltenden Kraft sein müsse, deren Aeuſserung ohne Bewegung undenkbar bleibt, und daſs schon in dieser Beziehung Bewegungsvermögen ein Attribut der plastischen Flüssigkeiten sein müsse. Allerdings kommt nun bei einigermaſsen höherer Entwicklung Bewegung der aus dem Flüssigen gestalteten Kanäle und Bewegung der Flüssigkeit in stets untrennbarer Verbindung vor, aber dessen ungeachtet bietet das herrliche Phänomen des Kreislaufs der Charen, ferner die auch vom Rec. sehr deutlich beobachtete Kreisbewegung der Flüssigkeit in der *Alcyonella s. Plumatella calcaria*, so wie die von Eschscholz beobachtete Saftströmung mancher Akalephen Beispiele dar von ganz einfachen regelmäſsigen Bewegungen plastischer Fluiden noch ohne Hinzutritt einer besondern Bewegung der Kanalwände, welchen zufolge wir denn eben, nächst den allgemeinen Gründen (welche sicher auch die Annahme fortgehender, freilich durch Beobachtung nicht nachzuweisender Auflösung und Wiederbildung der Blutkörperchen rechtfertigen) die Ansicht von bestimmter Selbstthätigkeit des Blutes nicht verlassen können. — Die Lehre vom Kreislaufe des Blutes beginnt mit einer Uebersicht der verschiedenen Formen des Gefäſssystems in der Thierwelt, bei welcher Gelegenheit auch die vom Verf. vorgeschlagene Eintheilung der ersten Ordnung der Amphibien, vielleicht ausführlicher, als es in ein Handbuch der Physiologie gehört, dargelegt wird. — Die dann folgenden Betrachtungen über die allgemeinen

Erscheinungen des Kreislaufs und den grofsen und kleinen Kreislauf insbesondere, sind sehr interessant bearbeitet und enthalten viele, namentlich auch für Pathogenie wichtige Bemerkungen, z. B. die Stelle über die netzförmige Verbindung des Capillargefäfssystems durch den ganzen Körper S. 172. Die Mafse der feinsten Capillargefäfse giebt der Verf. von $\frac{1}{1000}$ bis $\frac{1}{5000}$ Par. Zoll an. Nachdem dann die Erscheinungen in der Thätigkeit des Herzens und der Arterien genauer erörtert sind, setzt der Vf. beim Capillargefäfssystem besonders auseinander, wie irrig die frühern Vorstellungen von offnen aushauchenden Enden oder Anastomosen desselben mit Absonderungskanälen gewesen seien, in welchen letzteren Beziehungen er sich auf seine gewifs sehr trefflichen Untersuchungen über die Struktur der Drüsen stützt. Es können also, wie der Verf. S. 203 sehr richtig sagt: „Flüssigkeiten aus den Capillar-Gefäfsen in die Höhlen nur ausdünsten, wie sie die Substanz der Organe selbst tränken, durch die Permeabilität aller thierischen Theile für aufgelöste Stoffe und durch die zwar nicht sichtbare, aber doch nothwendig vorhandene allgemeine Porosität der thierischen Substanz." Weniger können wir billigen, dafs der Vf. die Venenmündungen gänzlich läugnet; wer den Uterus von Schwangern und Wöchnerinnen häufig und genau untersucht hat, kann ihm hier nicht beistimmen, und finden sich nicht schon in Aplysien und Sepien offne Mündungen der Venen vor? — Ueberhaupt kommen nun hier fast auf jeder Seite Dinge zur Sprache, welche zu den weitläuftigsten Verhandlungen Veranlassung geben könnten, so dafs wir uns gewaltsam beschränken müssen, um nicht diesem Bericht eine zu grofse Ausdehnung zu geben. —

(Der Beschlufs folgt.)

VI.

Stimmen der Zeit, in Liedern von Heinrich Stieglitz. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1834.

In diesen Gedichten, durch welche der gesunde Pulsschlag einer ebenso kräftigen als besonnenen Zeitansicht geht, ist kein nach Aufsehn strebendes Herumturniren auf den politischen Stichwörtern des Tages zu suchen; sondern lediglich die Aufnehmungs- und Mittheilungs-Lust eines unbefangenen Dichtergemüthes, das seinem Antheil an seiner Zeit Sprache zu geben sich gedrungen fühlt, macht darin von dem schönen Vorrecht der Poesie Gebrauch, diese Tagesstimmung in heitern und kunstgebildeten Formen in sich klar werden zu lassen. Dafs die Dichtkunst, obwohl sie keine entscheidende Erörterungen der Politik vornehmen kann und soll, sondern nur auf die allgemeinsten Einwirkungen auf Gemüth und Gesinnung bei solchen Gegenständen sich angewiesen sieht, dennoch vor andern Weisen der Aeufserung auch eine grofse Gunst dabei voraus hat, ist bei vielen auf diesem Boden erwachsenen Gedichten der letzten Jahre, und auch bei den vorliegenden des geachteten Verfassers der „Bilder des Orients", ersichtlich genug. Diese Gunst liegt schon in den Mitteln poetischer Darstellung und Auffassung selbst, deren Natur es ist, oft den strengsten Ernst des Gedankens und der Ansicht in das bunte Gewand spielerischer Bilder und absichtsloser Wendungen einhüllen zu können, worin er seine Schroffheit und damit scheinbar auch seine Gefährlichkeit verliert; und so kann der Dichter, als kluger Meister des Worts, nach manchen Seiten hin unternehmen, zu wirken und anzuregen, wo die unumwundene Rede anderweitiger Erörterung engere Rücksichten zu beobachten nöthig hat. Was die politische Dichtkunst — und warum sollte eine solche Terminologie nicht ohne Bedenken gebraucht werden? — Feinsinniges in dieser Beziehung zu leisten im Stande ist, hat sich in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" oft mit unnachahmlicher Anmuth der Ironie gezeigt, und auch in diesen „Stimmen der Zeit", obwohl bei ihnen im Ganzen der Ausdruck einer ernsten, redlichen, und selbst von Wehmuth und Schmerz angeflogenen Stimmung überwiegend scheint, regt sich an mehreren Orten der erfreulichste Humor, wenn er auch, wie es dem im Grunde immer zu ehrlichen Deutschen in seiner satirischen Laune oft genug ergeht, nicht überall mit gleicher Schärfe und Keckheit heraustritt, weil er, aus angeborener nationeller Gutmüthigkeit der Reflexion, sich keiner schneidenden Einseitigkeit hinzugeben vermag, sondern stets auch noch den Gegensätzen ihr Recht widerfahren lassen möchte. Durch Kühnheit der Gedanken und des Tons schwingen sich jedoch Gedichte, wie „Mythus", „Germania", „Phantasmagorie" und „die Demagogen" zu einem schönen Muth der Ansicht auf, und besonders das letztere zeigt sich kräftig durch originelle Geltendmachung einer Betrachtung, die ersprieflich und fruchtbar genug ist. Es ist nämlich gewissermafsen der höhere Typus eines idealen Demagogismus, den der Dichter, welcher sich in dem frisch ausgesprochenen „Vorgrufs" nur dem Dienst der Wahrheit zu widmen verheifst, feststellt, indem er, mit allem gerechten Hafs gegen die „Volksverführer", doch jene Volksführung feiert, die im Grunde nur die waltende Idee selbt ist, welche im Werden der Zeiten mächtig wird und zu ihrer Verfechtung die grofsbegabten Individuen der Geschichte sich auswählt.

Die Poesie, die an den politischen Dingen laut wird, hat aber, aufser den begünstigenden Vorrechten des Wortes, von denen wir oben sprachen, noch den Vorzug, dafs man es gern an ihr sehen und dulden mag, wenn sie mit Weisheitsmiene, in schön gleitenden Versen und Reimen, die *Vermittelnde* zwischen den Extremen der Tagesmeinungen spielt. Während vermittelnde Tendenzen sonst wenig Glück machen, und das Juste-Milieu vielleicht gerade das poesieloseste aller Systeme ist, steht es dennoch dem Dichter, von seiner Vogelperspective aus,

wohl an, sich die Ereignisse und Verhältnisse immer unter den Gesichtspunkt der Vermittelung, Versöhnung und Ausgleichung zu rücken, und er kann oft der wohlthuendsten Einwirkung davon gewiss sein. Und wer weiss, wenn der Spanische Dichter und Staatsminister Martinez de la Rosa Juste-Milieu-Lustspiele schriebe und sie aufführen liesse, ob er nicht dadurch die Parteien aller Farben mehr für sein System bearbeiten würde, als er eben durch diess System selbst vermag. Auch diese „Stimmen der Zeit" von Hrn. Stieglitz gehören zu den *vermittelnden* Stimmen und Tendenzen der Zeit, doch ist es das vernünftigste Juste-Milieu, mit dem man sich nur befreunden kann. Man hört diesen Dichter vorzugsweise gegen die beiden äusersten Enden der Politik, den Ultraliberalismus und den Despotismus, sich aussprechen, und besonders äuser er sich, nach edler Dichternatur, allem Jacobinismus so feindselig, dass er dagegen lieber einen ehrenhaften Royalismus aus seinen Ansichten herausblicken läst, der, wenigstens den hier vorliegenden Gedichten nach zu urtheilen, dem Charakter des Dichters am übereinstimmendsten sich hervorthut. Unter vielen anderen ist hier besonders das aus warmer patriotischer Begeisterung geschöpfte Gedicht: *der Harfner* zu nennen.

Die allgemeine Zeitansicht des Dichters spricht sich am vollsten und schönsten in den drei Gedichten: „Unsere Zeit" aus, die, obwohl sie sich muthig mit auf die Bewegungslinie der Zeit hinstellen, doch nur ein durchaus loyales Vorwärts proclamiren. Der Verf. begrüsst und feiert nämlich ein Werden neuer Zustände, wie er es sieht, nicht bloss nach der Seite der Staatsformen hin, sondern in dem ganzen geistigen Zusammenhange der Volksentwickelung, an deren fortschreitender Gestaltung dann besonders auch Kunst und Wissenschaft Theil haben, ja eine Hauptstelle darin einnehmen. Diese Grundgesinnung hindert den Verf. von selbst, an die Grenzen des Ultraliberalismus, dem jene wissenschaftlichen Elemente gänzlich fremd und feind sind, hinanzustreifen, und unterscheidet ihn ganz wesentlich von den sogenannten Männern der Bewegung, die gerade in Deutscher Kunst und Wissenschaft nichts als Hindernisse für die Verwirklichung ihrer luftigen Freiheitsidee erblicken. Jene wünschen daher nichts eifriger, als vorerst jene geistigen Interessen des Deutschen Volkes zu vernichten und auszurotten, um auf dieser von allem Herkommen und alles Bedingung befreiten Hohlheit das Nichts ihres Staates aufzubauen. Ist doch sogar Börne, der sonst selbst in manchen seiner verirrtesten Behauptungen noch immer einen tieferen Grundzug des Geistes und der Gesinnung verräth, als die meisten seiner Parteigenossen und Nachahmer, so weit gegangen, in der Verbrennung der Bibliotheken das durchgreifendste Heilmittel für den Deutschen Charakter zu finden, und sollte er diess auch, nach seiner Weise, nur im kecken Sichselbstüberbieten seines krankhaften Humors gesagt haben, so liegt doch diese ganze Ansicht, welche die Cultur der Freiheit für gefährlich und verderblich hält, nur zu sehr im Sinne dieses zerstörungswuthigen Radicalismus. Stieglitz huldigt dieser für die Bibliotheken tödtlichen Ansicht gewiss nicht, und wenn schon er in seinem bekannten chinesischen Lustspiel die grosse Bücherverbrennung des Kaisers Schihoangti mit ergötzlichem Behagen behandelt hat, so wird doch selbst aus jenem culturfeindlichen Radicalismus des chinesischen Kaisers noch manches Buch gerettet, das die Grundlage zur Anlegung künftiger Bibliotheken bilden konnte. —

Diese *zweite* Auflage der vorliegenden Gedichte (ein um so erfreulicheres Zeichen, weil sonst gewöhnlich Erscheinungen dieser Art nur, wenn sie irgend ein äusserstes Ende der Ansicht auffallend und pikant ergreifen, Glück zu machen pflegen) bringt mehrere neue Stücke, die zu den vortrefflichsten gehören; darunter besonders: *Das Grab auf Sanct Helena*, in ausgezeichnet schönen Terzinen geschrieben, welche schwierige Versart der Verf. mit seltener Meisterlichkeit beherrscht, nebst dem sich daran schliessenden Gedicht: *Die Erfüllung*. Den Neugriechischen Zuständen widmet der Verf., der einst an dem Freiheitskampf dieses Volkes die erste Jugendbegeisterung seiner Muse entzündete, mehrere, im Ton verschiedenfach wechselnde Gedichte. Das erste dieser Art: *Hellas Wiedergeburt* schildert mit anmuthiger Laune die barocke Mischung der durch die gegenwärtigen Verhältnisse einander nahegebrachten Lebenselemente und Contraste, die dem Humor Stoff genug bieten konnten. Ernsten, ja tief wehmüthigen Tones ist dagegen das *letzte Griechenlied*, und in dem wahrhaft schönen Gedicht: *Der Geist aber machet ein lustig und frei Herz* wird die unvergängliche Herrlichkeit des alten Hellas noch einmal den Gedanken vorübergeführt. Die Form dieses Gedichtes, in dem auf eine sehr gut benutzte Art die letzten Worte einer jeden Strophe die folgende wieder beginnen, macht es um so wirkungsreicher, wenn auch hin und wieder dadurch einige zu absichtliche Wendungen entstanden sind. Den Antheil an *Polen* bezeichnen die *Weichselthränen*, ein Gedicht, das vielleicht durch eine nochmalige Umarbeitung an klarer Ausprägung gewinnen müsste. Die unglückseligen Erfolge der *Türkischen* Reformen-Versuche spricht *Sultan Mahmud*, redend eingeführt, selbst aus. Der Vf. hat zu diesem Gedicht das Motto aus dem Koran gesetzt: „An diesem Tage werden sie in das höllische Feuer hineingetrieben werden, und man wird ihnen sagen: das ist das Feuer, dessen Dasein ihr bestrittet! Ist es noch Blendwerk?" —

Und so fehlt in diesen Gedichten kaum irgend eine beziehungsreiche Saite der Zeit, die nicht angeschlagen und mit Interesse berührt wäre. Werden auch im Ganzen noch scharfgetroffene Abdrücke der Gegenwart darin vermisst, so bieten sich doch überall anziehende Anregungen dar, denen man mit Theilnahme folgt, und die in des Dichters Gemüth hineinblicken lassen, wie sich darin, in immer festerer Bestimmtheit, eine durchgreifende Zeitansicht zu bilden im Begriff steht.

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Handbuch der Physiologie des Menschen (.) für Vorlesungen. Von Dr. Johannes Müller.

(Schluſs.)

Der dritte Abschnitt handelt von der Lymphe und dem Lymphgefäſssystem, wobei der Vf. leider das mit seinem Buche fast gleichzeitig erschienene Werk von Panizza (*sopra il sistema linfatico dei rettili; Pavia* 1833. *fol. con VI. tavol.*) noch nicht benutzen konnte, welches durch seine auſserordentlich schönen Abbildungen der Lymphgefäſse des Krokodils, der Schildkröten u. s. w. sich so sehr auszeichnet. — Indem übrigens hier dem Ursprunge der Lymphgefäſse nachgegangen wird, kommt der Verf. auf die Untersuchung der Darmzotten, an denen er, gleich Rudolphi und jedem der diese zarten Gebilde unter dem Mikroskope genau betrachten will, besondre Endöffnungen nicht fand. Freilich wird dadurch immer die Lehre von der Aufsaugung der Nahrungsstoffe aus dem Darmkanal etwas sehr schwierig und die Physiologie muſs beschämt gestehen, selbst über einen der ersten und scheinbar bekanntesten Vorgänge, wenn es eine scharfe Auffassung des Details gilt, noch im Dunkeln zu sein. Rec. nachdem er eben wieder die so stark entwickelten Darmzotten aus dem Dünndarm einer jungen Eule mittelst eines sehr guten Mikroskops untersucht hat, ist am meisten geneigt, auch hier an Stoffaufnahme durch bloſse Permeabilität der ausnehmend zarten Substanz der Wände zu glauben. Uebrigens glaubt der Verf. an den die Zotten verbindenden Häutchen wirklich kleine Oeffnungen namentlich bei einigen Säugethieren gesehen zu haben, welches denn noch zu weitern Untersuchungen auffordert. Die von Fohmann beschriebenen Lymphgefäſse im Nabelstrange hält der Verf. noch für problematisch, obwohl nicht zu leugnen ist, daſs dieselben den fast auch bloſs ausgefülltes Zellgewebe scheinenden Injektionen der Lymphgefäſse bei Fischen und Lurchen doch sehr nahe kommen. — Endlich erhalten wir hier auch eine kurze Darstellung der merkwürdigen Entdeckung des Verfs., von den bei Amphibien vorkommenden *pulsirenden vier Lymphherzen*, welche wunderbarer Weise so lange sich der Beobachtung entzogen haben, obwohl namentlich die ischiadischen Lymphherzen der Frösche sich so sehr leicht darstellen lassen, und das seit dieser Entdeckung auch vom Rec. mehrmals beobachtete lange Fortpulsiren derselben selbst bei gänzlich abgetrenntem Hintertheil des Frosches uns gewiſs als eins der interessantesten physiologischen Phänomene erscheinen muſs. — Im 2. Buche der speciellen Physiol. kommt der Vf. zu der abermals mit groſser Vollständigkeit und Präcision abgehandelten Lehre vom *Athmen*. — Nach Bemerkungen über die athembaren oder nicht athembaren Gase im Allgemeinen, wendet sich der Verf. zu einem Ueberblick der verschiedenen Formen der Athemorgane in dem Thierreiche, wo vielleicht noch das sonderbare lungenartige Organ, welches von Leon Dufour in der Brust einiger Wasserinsekten beschrieben wurde, Erwähnung verdient hätte. — In die auch noch so vieles Zweifelhafte enthaltende Lehre vom Athmen weiter im Einzelnen einzugehen erlaubten die Grenzen einer Anzeige in diesen Blättern nicht. — Derselbe Grund hindert uns auch in das Detail des zweiten Abschnittes, welcher die Lehre von der *Ernährung*, dem *Wachsthum* und der Wiedererzeugung enthält, einzugehen, und nöthigt uns zur Beschränkung auf einige wenige Bemerkungen. Zuerst gestehen wir, selbst nach dem was in den Prolegomenen hierüber gesagt ist, eine dem angehenden Physiologen doch fast unentbehrliche allgemeinere Schilderung von der Eigenthümlichkeit jener rastlosen Umbildung, stätigen Zerstörung und Wiederbildung, welche die Natur überhaupt und insbesondre höhere organische Gestalten bezeichnet, hier doch ungern vermiſst zu haben. Eine ausführlichere Discussion über den sinnigen Ausspruch von Plato im Phädon: „der Leib hört nie auf

unterzugehen", wäre hier wohl am Orte gewesen, denn gerade das lebendige Ergreifen einer solchen grofsen Wahrheit ist das für das Beurtheilen und Handeln im Einzelnen besonders Fruchtbare. Würde wohl die mechanische hier auch vom Verf. mit Erfolg bekämpfte Ansicht von dem Anwachsen der Substanz eines Thierleibes aus den etwa gleich Backsteinen zu einer Mauer sich aneinander setzenden Blutkörperchen, in einem Geiste Platz finden, welchem das Fruchtbare jener Platonischen Ansicht recht klar geworden wäre? Ja selbst, wenn ein geehrter und sehr erleuchteter Freund neuerlich geneigt war, die ausgeschälten Kerne der Blutkörperchen im Hirn als Markkügelchen sich anhäufen zu lassen, so müssen wir darin eine Mifskennung jener Wahrheit finden, dafs der Leib eben um rastlos ein neuer zu werden, stätig untergehen müsse, und dafs daher zu Erzeugung eines neuen Gebildes immer das völlige Auflösen eines Vorhergegangenen gehöre; ja, dafs eben hieraus gleichermafsen folge, was auch der Verf. nicht zuzugeben geneigt war, nämlich dafs nicht minder die Blutkörperchen im stätigen Untergehen und sich wieder Bilden zu denken sind, ergiebt sich von selbst. — Unbefriedigt gelassen hat den Rec. die Lehre vom *Wachsthum*; denn will man überhaupt Wachsthum von erster Bildung des Organismus durch einen besondern Namen unterscheiden, worüber sich überhaupt noch manches sagen liefse, so müssen aufser den beiden Arten des Wachsthums, welche der Verf. hier aufführt, nämlich: „Wachsthum von allen kleinen Partikeln zwischen dem in der Anzahl seiner Zweige sich vermehrenden Capillar-Gefäfssystem aus, und Wachsthum durch schichtenweise Apposition von Bildungsstoff von einer organisirten Matrix ausgeschieden", noch andere sehr merkwürdige Arten des Wachsthums berücksichtigt werden. Dahin gehört theils eine Art des Wachsthums, welche in der Luft, oder auch im Wasser vorgehen kann, und als merkwürdige Form eigener organischer *Ausdehnung* erscheint: so wächst als ein in vieler Hinsicht lehrreiches Phänomen der Flügel des aus der Puppe kriechenden Schmetterlings unter unsern Augen, so wächst das Blatt der Pflanze, wenn es gedrängt und klein aus der Knospe sich erschlossen hat; theils gehört hierher eine Art des Wachsthums, welche im Wasser vorgehen kann und als eigenthümliches lebendiges *Aufquellen* erscheint, und so scheint insbesondre die Vergröfserung niederer fast gefäfsloser Thiere, welche in die Klasse der Eithiere gehören, zu Stande zu kommen. Beides sind aber Vorgänge, welche in ihrer Einfachheit um so mehr ein genaues Studium verdienen, da in ihnen eben der Schlüssel gegeben ist zum Verständnifs auch zusammengesetzterer Vorgänge des Wachsthums und der Bildung. Sodann müssen wir doch auch noch erklären, dafs wir uns allenfalls mit den Forschern verständigen können, welche Erde, Luft und Wasser für unorganisch oder unorganisirt halten und dieselben den lebenden organischen Geschöpfen gegenüberstellen, obwohl wir hier blofs verschiedene Stufen ein und desselben Lebendigen zu erblicken gewohnt sind; allein wenn der Verf. das Horngewebe, mit seiner Unzahl höchst merkwürdiger und zierlicher Bildungen, das Zahngewebe und das Gewebe der Krystalllinse als *unorganisirt* ansehen will, so sehen wir gar nicht ab, wozu das führen soll; man kann doch gewifs nicht den Begriff der Organisation vom Dasein oder Nicht-Dasein eines Gefäfssystems abhängen lassen? — Den letzten Abschnitt dieser ersten Abtheilung vorliegender Physiologie bildet die Lehre von der *Wiedererzeugung*, in welcher sich abermals eine Menge höchst schätzbarer Bemerkungen über Vorgänge dieser Art im Einzelnen zusammengestellt finden, obwohl wir auch hier keinesweges überall dem Verf. beipflichten können; indefs soll eine Anzeige kein Ort für Controversen sein und so beschliefsen wir dieselbe mit dem Wunsche, dafs eine Arbeit, deren Tüchtigkeit und Bedeutung wir, selbst bei öfters abweichender Gesinnung, doch vollkommen anerkennen, bald zu einer von Vielen sehnlich erwarteten Vollendung gelangen möge.

Was das Aeufsere betrifft, so ist auch der concise scharfe Druck und die ziemlich durchgängige Korrektheit desselben zu loben; dafs wir indefs überall Zwergfell statt Zwerchfell gedruckt gefunden haben, will Rec. noch schliefslich bemerken.

Carus.

VII.

Platonis Timaeus. Optimarum nunc editionum textus recognovit, adnotatione continua illustravit A. F. Lindau. Lipsiae 1828.

Die unter obigem Titel erschienene Ausgabe des Platonischen Timäus ist in neuerer Zeit die erste, welche einen über alle Theile sich erstreckenden, nicht

bloſs kritischen, sondern auch exegetischen Commentar enthält. Es ist zu verwundern, daſs ein an sachlichem Inhalt so überreicher, in vieler Rücksicht schwieriger Dialog jener doppelten Ausstattung so lange entbehrt hat. Die höchst geistreiche, lebendige und zugleich ausgezeichnet gelehrte Weise, in der Böckh die Erklärung des Timäus begonnen hatte, scheint Andere von der Fortsetzung eher abgeschreckt, als dazu ermuntert zu haben. Durch jene Erklärung wurde die nirgends Schwierigkeiten entdeckende, in leeren, winzigen Allgemeinheiten sich haltende und verbauende Oberflächlichkeit auf das Schlagendste belehrt, wie unendlich viel ihr zum gründlichen Verständniſs noch fehlte. Man konnte die Schwierigkeit der Bearbeitung dadurch umgehen, daſs man sich auf eine Ausgabe *ad modum Heindorfii* bornirte. Mehr aber vielleicht als bei jedem anderen Platonischen Dialoge muſste das durchaus Ungenügende des Heindorfischen Verfahrens beim Timäus hervortreten, in dessen Umfang Plato nicht bloſs seinen ganzen Reichthum an Naturkenntnissen, sondern auch die Grundgedanken der Philosophie des Geistes zusammendrängt. Der Verf. vorliegender Ausgabe hat daher etwas mehr als kritische Conjecturen nebst simpelen grammatischen und lexicalischen Notizen zu geben versucht. Da das Buch, bis jetzt durch kein nachfolgendes zu den Todten geworfen, sein, wenn auch nur stilllebiges, Leben sich zu erhalten gewuſst hat; so können wir bei unserer Beurtheilung den Vorwurf der Beschäftigung mit dem Todten um so weniger fürchten, als die nothwendig zu besprechende Idee des Timäus uns in eine Sphäre erhebt, deren Gegenstände nicht von gestrigem, sondern von ewigem Interesse sind.

Die äuſsere Einrichtung des Buchs ist folgende. Nach einer sehr kurzen Vorrede folgt der Text mit darunterstehender lateinischer Uebersetzung; den Schluſs machen die zahlreichen, umfangsvollen Anmerkungen.

Sprechen wir zuerst von dem Text. Hr. Lindau behauptet die Lesarten der Bekkerschen und Stallbaumischen Handschriften einer neuen Prüfung unterworfen zu haben. Wie sehr der Verf. aber auch nach Unabhängigkeit von fremder Autorität gestrebt haben mag; so ist ihm doch nicht möglich gewesen, eine Reform des Textes zu Stande zu bringen. Die wenigen Abweichungen der neuen Ausgabe sind fast alle von so geringfügiger Bedeutung, daſs sie weder zu einer Fülle des Lobes noch zu groſsem Tadel Veranlassung geben können. Wenn daher dennoch Hr. Lindau schon in der Vorrede seine Buſsfertigkeit wegen mehrmals begangener Apostasie vom Worte Bekkers oder Stallbaums zu bekennen für nothwendig hält; so ist Rec. wenigstens seinerseits sehr bereit, die vollständigste Absolution für so bescheidene Ketzerei dem Verf. zu ertheilen. Die Pedanterie mag jeden Buchstaben der gemachten Aenderungen peinlich befragen, nach welchem Rechtstitel er den alten Buchstaben verdrängt habe; für den philosophischen Philologen hat das Wort wesentliches Interesse, nur insofern es für den vollkommenen Ausdruck des Geistes unentbehrlich ist. Die Leser dieser Blätter werden daher ohne Zweifel mit der Anführung gleichgiltiger Abweichungen nicht behelligt sein wollen. Als eine bemerkenswerthe Abweichung können wir folgende anführen. §. 62 liest Bekker: *βαρὺ δὲ καὶ κοῦφον μετὰ τῆς κάτω φύσεως ἄνω τε λεγομένης ἐξεταζόμενον ἐν δηλωθείη σαφέστατα.* Hr. Lindau hat dagegen aus einem *codex Florentin.* ein *τοῦ* vor *κάτω* eingeschoben; durch diesen Einschub würde sehr klar ausgedruckt, daſs von dem Wesen der ganz abstracten Vorstellungen *des Unten* und *des Oben* die Rede sein soll; der Sinn wäre: das Schwere und das Leichte mag mit der Natur *des Unten* und *des Oben* zusammen erklärt am deutlichsten werden: hierbei wird aber das *λεγομένης* überflüssig, welches bei Bekker unentbehrlich ist; bei diesem heiſst der Satz: das Schwere und Leichte mag mit der Unten und Oben genannten Natur erklärt werden. Dieser Ausdruck ist sehr ungeschickt. Die ungewöhnliche Abbreviatur des Ausdrucks bewirkt beinahe den Schein, als ob nicht ein bestimmter, einzelner Gedanke, nicht eine einzelne *φύσις*, sondern die *φύσις* überhaupt *κάτω* und *ἄνω* genannt werde. Dennoch hat wahrscheinlich nicht Hr. Lindau, sondern Bekker die ursprünglichen Worte Platos; denn das, wie es scheint, von allen Handschriften festgehaltene *λεγομένης* will bei Hrn. Lindau keinen brauchbaren Sinn geben, da von der Natur des Unten und Oben vorher noch nicht gesprochen worden ist. Dürfte man das *λεγομένης* streichen, so erhielte der Ausdruck durch die Lindauische Lesart allerdings eine Klarheit und Richtigkeit, die er in der Bekkerschen nicht hat. Ohne die Autorisation der Handschriften darf man aber um so weniger sich an dem *λεγομένης* vergreifen, als die Bekkersche Lesart für einen Abschreiber wohl zu verwegen ist. Hr. Lindau giebt übrigens die wohlerwogenen Gründe seiner Vorliebe nicht an.

Da Rec. keine Kritik der Bekkerschen Ausgabe schreibt, so wird das über den Text Gesagte genügen.

Die von Hrn. Lindau gelieferte lat. Uebersetzung soll nicht blofs den Schwachen zur Brücke dienen, über welche sie zum Verständnifs des Originals gelangen; sondern auch den grammatischen Theil der Erklärung ergänzen. Man kann dieser Uebersetzung das Verdienst grofser Treue nicht absprechen; wenn aber die alte Ficiniana zur Noth eine schöne Ungetreue genannt werden darf; so wird man so ungalant sein müssen, der Lindauischen Uebersetzung umgekehrt den Namen einer treuen Unschönen zu geben. Die Wahl zwischen Beiden fällt schwer. Die lateinische Sprache ist an sich schon für die philosophische Darstellung nicht die biegsamste und reichste; sie vermag am wenigsten auf dem philosophischen Felde mit der griechischen Schritt zu halten; in Hrn. Lindaus Munde erscheint sie aber unbeholfener als sie es wirklich ist. Klarheit, Sicherheit, Gewandtheit des Ausdrucks sind dem Vf. nicht zu Theil geworden; seine Perioden haben, wenn sie lang werden, einen so labyrinthischen, lichtlosen Bau, dafs der in sie hineingerathende Leser übertheseische Beklemmung empfindet und Mühe hat, den dünnen Faden der Ariadne zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Two expeditions into the interior of Southern Australia during the years 1828, 1829, 1830 *and* 1831, *by Cptn. Ch.* Sturt 39*th regt. London* 1833. 2 *Vll.* 8.

Dieses Werk enthält die ausführlichen Berichte über die neuesten geographischen Entdeckungen im Innern von Australien, welche auf Befehl der um die Erforschung des Erdbodens so sehr verdienten englischen Regierung unternommen worden sind. Es ist bekannt genug, dafs nach der Ueberschreitung der das Innere von der Küstenterrasse von Newsouthwales trennenden Bergketten die in den schönen Plateauflächen, welche sich im Westen an jene Bergketten lehnen, entspringenden gröfseren Flüsse, der Macquarie und der Lachlan, die Entdecker in eine öde, unwirthbare Wüste von geringer Meereshöhe führten, in der Oxley jene beiden Flüsse in Seen und Sümpfen endend fand. So bildete sich die Ansicht, dafs diese und andere, später gefundenen, nicht unbedeutenden Ströme, die ebenfalls nach West in das tiefe Innere verfolgt wurden, in demselben in grofsen Sumpfseen endeten. Da sich jedoch gegen diese Ansicht auch Zweifel erhoben, so benutzte die Regierung eine grofse Dürre, von der man mit Recht muthmafste, sie werde die sonst undurchdringlichen Sümpfe zugänglich machen, um den tieferen Lauf jener Flüsse zu erforschen, und so untersuchte der Capitän Sturt 1828 den Macquarie, 1829 den Merumbidgi, in den der Lachlan sich mündet. Dieser Mann giebt hier die Resultate seiner beschwerlichen Reisen, die, wie sie den Ungrund der früheren Ansicht, als endeten die Flüsse des Inneren in grofsen Binnenseen, gezeigt haben, so uns zugleich das hydrographische System des südöstlichen Australiens vollkommen aufschliefsen.

Jene Sümpfe, in denen Oxley die Flüsse endend fand, sind nämlich nur partikuläre Ausdehnungen der Flufsthäler bei gröfster Ebenheit der Oberfläche, in denen die Ströme daher ihr besonderes Bett verlieren, und sich über die ganze Fläche ausdehnen, bis sie sich am Ende solcher Stellen wieder in Kanälen sammeln. Alle bisher bekannt gewordenen Flüsse des Innern scheinen aber ein grofses System zu bilden, das aus zwei Theilen, dem Darling und Murray, besteht; zum ersten gehören die Gebirgsströme von 28 bis 34 Grad, zum zweiten von 34 bis 37½ Grad Breite. Dafs der Darling wirklich in den Murray falle, ist zwar noch nicht ausgemacht, allein, wie Sturt ganz richtig bemerkt, höchst wahrscheinlich (seine Ansichten darüber Theil II. S. 112 sqq. bedürfen jedoch noch einiger Berichtigungen). Genauer auf die Resultate der Untersuchung, die in aller Beziehung höchst verdienstlich ist, einzugehen, ist hier nicht der Ort; der wissenschaftliche Geograph mufs das Werk selbst studiren, und wer sonst noch die Einzelnheiten dieser wichtigen Entdeckungen kennen lernen will, findet hinreichende Nachrichten in geographischen Zeitschriften, wie unter andern in Berghaus Annalen der Geographie.

Die Darstellung ist klar und einfach, wie diefs bei englischen Autoren der Art gewöhnlich ist, besonders im ersten Theile. Einzelne Weitläuftigkeiten, die vermieden werden konnten, besonders bei der Begründung einiger vom Verf. aufgestellten Hypothesen (die übrigens durchaus von sehr klarem Verstande zeugen) wird man dem Mann leicht zu Gute halten, der (nach dem ersten Capitel des zweiten Theiles) seine Gesundheit auf diesen Reisen aufgeopfert, namentlich in Folge derselben Blindheit sich zugezogen hat. Schlimmer sind die hier und da sich findenden Abweichungen in den Angaben, (wie z. B. die Höhe der d'Urbansgroup am Darling bald auf 600 (I, 199), bald auf 800 (I, 79), bald endlich auf 1300 Fufs (I, 211) über der Ebene angegeben wird) so wie Ungenauigkeiten in der Beschreibung, wovon Beispiele sich I, p. 86, 87, und p. 121 ff. finden, zwei Stellen, die nicht leicht zu erklären sein möchten.

Ueber den Zustand der Indigenen giebt das Werk einige interessante Aufschlüsse, besonders über die längs des Murray wohnenden, ziemlich zahlreichen Stämme. Was die naturhistorischen Nachrichten betrifft, so sind sie für Zoologie und Botanik nicht von Bedeutung, und interessiren blofs den Geographen; dagegen sind die in den Anhängen zu beiden Theilen enthaltenen Mittheilungen über die Mineralogie und Geologie der durchreisten Länder sehr schätzenswerth und der Beachtung der Mineralogen zu empfehlen. Eine dem Werke beigegebene Charte (von Arrowsmith) ist vortrefflich, die Kupfer jedoch (bis auf die Abbildungen der Vögel) sehr mittelmäfsig.

Meinicke.

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Platonis Timaeus. Optimarum nunc editionum textus recognovit, adnotatione continua illustravit A. F. Lindau.

(Fortsetzung.)

Mag der Verf., (wie in der Vorrede und den Anmerkungen) einen abgesonderten, freien Stand erhalten, oder sich in der Uebersetzung an dem Spalier fremder Vorstellungen fortranken, immer bleibt die Sprache etwas verwachsen und verkrüppelt. Es ist also zu fürchten, dafs der an die Uebersetzung gewiesene Leser an dieser oft eher sich abmatten, als zum Eindringen in das Original erkräftigen werde. — Mitunter drückt die Uebersetzung auch nicht mit derselben Bestimmtheit und Richtigkeit, wie das Original die Natur des besprochenen Gegenstandes aus; so z. B. heifst es (§. 68.) wo von der Entstehung des Blauen die Rede ist: *Splendido autem adjunctum candidum nigroque satis repletum colorem efficit caeruleum*; das Original sagt: *λαμπρῷ δὲ λευκὸν ξυνελθὸν καὶ εἰς μέλαν καταπορὲς ἐμπεσὸν κυανοῦν χρῶμα ἀποτελεῖται.* Dieſs ist der Ausdruck der Sache. Das Blaue entsteht dadurch, dafs ein Weifses auf ein Schwarzes fällt, oder, — mit anderen Worten, — dadurch dafs ein Schwarzes durch das Medium eines Weifsen gesehen wird; nicht aber, wie die Lindauische Uebersetzung sagt, durch Anfüllung des Weifsen mit dem Schwarzen; dadurch entsteht nur Grau. Mehr Beispiele der Ungenauigkeit anzuführen ist nicht der Ort.

Wir kommen zu den Anmerkungen. Die Physiognomie derselben, von fern angesehen, hat eine nicht unbedeutende Aehnlichkeit mit den Anmerkungen Wyttenbachs zum Phädon. Gleich diesem grofsen Philologen ruft Hr. Lindau die ganze Schaar alter Autoren, die sich über den Timäus geäufsert oder verwandte Gegenstände behandelt haben, bei der Kritik und Exegese zum Beistande herbei. Bei aller Aehnlichkeit macht sich indefs der Unterschied ganz bald bemerklich, dafs, während Wyttenbach fast überall mit jenen aus der Unterwelt heraufbeschwornen Geistern ein Wort zu sprechen, sie nach dem Wesentlichsten zu fragen, und ihre Antwort aus eignem Wissen zu erklären versteht, — Hr. Lindau sehr oft, um jene Schatten durch die Fackel seines Geistes nicht zu verscheuchen, ehrerbietig in den Hintergrund zurücktritt, und in die Tugend der Schweigsamkeit eingehüllt sich zusammenduckt. Wenn aber auch Hr. Lindau an vielen Stellen sich uns nur in verkürzter Figur präsentirt; so hat er dagegen über andere sich in imposanter Länge ausgedehnt. Auf jeden Fall mufs seine vielbewanderte, vieler Menschen Werke und Meinungen kennende, nach manchen Umwegen zur Sache heimschiffende Gelehrsamkeit den Tribut unsrer Anerkennung erhalten.

Was die Kritik anbelangt, so hat Hr. Lindau die harte Geduldprobe rühmlich bestanden, alle irgend bei alten Schriftstellern vorkommende Anführungen von Stellen aus dem Timäus mit dem Text des Plato zu vergleichen. Leider möchte nur das Ergebnifs nicht im Verhältnifs zur angewandten Mühe stehen. In den meisten Fällen enthalten die citirenden Schriftsteller die Worte Platons in nachlässiger, zuweilen selbst in unsinniger Form. Eine Verbesserung des Platon. Textes ist also von dieser Seite selten zu erwarten. Es hat jedoch immer ein subalternes Interesse, durch jene Veränderungen und Verunstaltungen auf die Schönheit der Platonischen Sprache noch aufmerksamer gemacht zu werden. In diesem Interesse mag die Ausführlichkeit der vom Verf. gemachten Vergleichungen ihre Entschuldigung finden.

In Bezug auf die grammatische Erklärung genüge die kurze Bemerkung, dafs wenn von Hrn. Lindau auch nicht viel Eigenthümliches geleistet, doch auf die Quellen weiterer Belehrung hingewiesen ist.

Bei der Erklärung der Sachen nimmt der Vf. seine Zuflucht besonders zu den Alten, zu Aristoteles, Theo-

phrast, Hippocrates, Galen, Plutarch, Proclus, Cicero, Plinius, selbst Livius. Dafs Hr. Lindau aus dem umfangsreichen Commentar des Proclus nur mit grofser Sparsamkeit geschöpft hat, wird hoffentlich von Niemanden eben getadelt werden. Die Erklärungen jenes Neuplatonikers sind nicht blofs oft trivial, langweilig, unzusammenhängend, sondern auch schief, das Wesen der Platonischen Philosophie mehr verdunkelnd als erhellend, den Geist Platos in Noachischer Angst über den Wassern unzähliger Formeln schwimmen lassend. Hr. Lindau war also zu sparsamer Auswahl nicht blofs berechtigt, sondern auch verpflichtet. Nicht in gleichem Grade, wie die Sparsamkeit, möchte die getroffne Auswahl zu loben sein. Bei mancher wichtigen Stelle giebt der Verf. kein Citat, obgleich eine nicht übele Erklärung vorhanden ist. Halten wir uns indefs nicht länger bei der Art und Weise auf, wie diese einzelne, obgleich reiche, alle Theile des Timäus bewässernde Quelle benutzt worden ist.

Untersuchen wir vielmehr, was der Verf. aus der *Gesammtheit* der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel zu machen gewufst, welche *Form*, welchen *Charakter* er seinem Commentar gegeben hat.

Wer die Beantwortung dieser Frage schon auf dem Titel des Buchs zu lesen glaubte, würde seine Vorschnelligkeit getäuscht sehen. Hr. Lindau ertheilt seinem Commentar nicht das gewöhnliche Prädicat eines *perpetuus*, sondern das seltene eines *continuus*; ob dadurch etwas Apartes angedeutet werden soll, darüber findet sich keine Belehrung. So viel ist aber gewifs, dafs dieser *continuus* einen *perpetuus* nicht im Mindesten an Continuität übertrifft. Seine Continuität besteht einzig und allein darin, dafs das Triebwerk der Erklärung, einmal aufgezogen, nicht still steht, bis es zum Ende abgelaufen ist. In sich selbst hat der Commentar keine andre Continuität als die, dafs alle Anmerkungen das Gemeinsame besitzen, Anmerkungen zu sein; der Zusammenhang der Bemerkungen liegt nicht in ihnen selbst, sondern im Text; keine führt nothwendig die andre herbei; keine continuirt sich wahrhaft in die andre hinein.

Rec. ist weit entfernt, diefs Auseinanderfallen als ein mit dem besten Commentar verträgliches anzusehen. Lassen wir aber auch die Forderung des Zusammenhangs bei Seite, so hätte doch bei aller Abgebrochenheit der Form für die Beleuchtung der Sachen weit mehr gethan werden können, als von Seiten des Vfs. geschehen. Nicht blofs ist die Erklärung des physikalischen und physiologischen Details, da Hr. Lindau die Hülfe neuerer Wissenschaft verschmäht hat, bei weitem zu dürftig ausgefallen; sondern, — was die gröfste Verwundrung erregt, — die *allgemeinsten, wesentlichsten, den ganzen Bau des Timäus tragenden, alles Einzelne zusammenhaltenden Begriffe* werden theils gar *keiner Erörterung* gewürdigt, theils mit einigen kümmerlichen, hie und da aufgegriffenen Bemerkungen abgefertigt.

Hier der Beweis unsrer Behauptung.

Bekanntlich erklärt der Platonische Timäus an mehreren Stellen die Natur für ein Werk des νοῦς und der ἀνάγκη, und zwar bestimmter so, dafs in einem Theile der Natur der νοῦς, in einem andren die ἀνάγκη, in einem dritten beide vereint thätig seien. Für uns, die wir allgemein die *gesammte* Natur unter die *eine* und *ausschliefsliche* Herrschaft der *Nothwendigkeit* stellen, ist diese ein doppeltes Princip der Natur anzunehmen scheinende Betrachtungsweise Platos nothwendig eine auffallende, höchst fragwürdige Erscheinung. Hr. Lindau bleibt uns die Erklärung derselben schuldig; ja er läfst uns nicht einmal wissen, ob sein reiner Sinn an diesem Zusammenleben des νοῦς und der ἀνάγκη ein Aergernifs genommen hat oder nicht. Wir werden über das Verhältnifs beider Begriffe zu einander weiterhin einige Worte sagen. —

Durchaus ohne Auskunft läfst uns der Verf. namentlich bei *der* Stelle §. 30., wo zum ersten Mal der weltschöpferische, aller Dinge Anfang und Ende bildende νοῦς auftritt; gerade in *Gegenwart* des νοῦς scheint Hr. Lindau die *Gegenwart* des *Geistes* zu verlieren; er flieht unter das dürre Gestripp seiner kritischen Notizen; er wird unsichtbar, und doch, wie sehr würde er uns verpflichtet haben, wenn er die höhere, reifere Entwickelung, die mit dem *Samen* der *Ideen* begabte Weltzeugungskraft, durch welche der *Platonische* νοῦς sich von dem *Anaxagoreischen* unterscheidet, mit scharfem, festem Blick aufgefafst und erklärt hätte? Durch alle Formen der Natur dem νοῦς zu folgen, ihn in jeder Gestalt, die er sich selbst giebt, zu erkennen, das mufste der Erklärung des Einzelnen vorbehalten bleiben. Aber in einfachen, grofsen Umrissen war gleich zu Anfang (§. 30.) ein Bild von der Bahn zu entwerfen, auf welcher der Platon. νοῦς zu seinem Ziele, zu sich selber kommt. Es mufste gezeigt werden, wie der im ersten

Theil des Timäus (§. 28—48.) *einfach allgemeine*, durch Erschaffung des *Weltalls* sich *verkörpernde* νοῦς, im zweiten Theil (§. 48—69.) durch die unendliche Mannigfaltigkeit der aus den *Elementen* entwickelten Erscheinungen sich *besondert*, im dritten Theil (§. 69.) aber diese unendliche Besonderung in die zugleich *einzelne* und *allgemeine* Natur des *Menschen* zusammenzieht, die Nothwendigkeit überwindet, über die Natur sich erhebt und in der Freiheit des menschlichen Geistes zur Erkenntniſs seiner selbst gelangt. Von diesem Selbstbewuſstsein des νοῦς zeigt jedoch der Timäus nur den Anfang; alles Uebrige ist Darstellung des in die *Aeuſserlichkeit* ergossenen νοῦς, also der *Nothwendigkeit* oder der ἀνάγκη; Plato nennt aber ἀνάγκη nur *diejenige* Form des verkörperten νοῦς, in welcher der Unterschied bis zur höchsten Spitze der Besonderung fortgeht; dieſs geschieht im zweiten Theil. — Nichts ist so wichtig wie das Begreifen jener Entwicklung des νοῦς; alles Einzelne hat Wichtigkeit nur dadurch, daſs der νοῦς durch dasselbe hindurchschreitet. Dennoch giebt Hr. Lindau kein Zeichen seiner Theilnahme an diesem schöpferischen Geist, und der gleiche Mangel an Berücksichtigung trifft auch die ἀνάγκη; sie, die das Widerstrebendste bändigt, vermag aus dem Verf. nichts weiter heranzulocken als die simple Bemerkung, daſs §. 48. τῷ λόγῳ παραθέσθαι *orationi nostrae adjicere* heiſse, und daſs Stobaeus die Worte νοῦ δὲ ἀνάγκης ἄρχοντος citire.

Eben so groſs ist Hr. Lindau in seinem Schweigen über das Verhältniſs der alles Lebende, selbst die Himmelskörper beseelenden ψυχή einerseits zum νοῦς, andrerseits zur Körperwelt, zum σῶμα (§. 30.)

Gegen die *Mutter* der Natur, wie (§. 49.) Plato den *Raum* nennt, bezeigt sich der Vf. etwas weniger schüchtern, als wir ihn gegen den gewaltigen *Vater*, den νοῦς gefunden haben. Doch bleibt auch hier das Resultat seiner Erläuterungen kümmerlicher Art. Er hätte die sonderbare Stellung, die Plato dem Raume im Timäus anweist, erörtern sollen. Nach der Betrachtung nicht nur der Planeten, der *Zeit*, sondern auch der Gattungen, der Geschlechtsunterschiede, ja selbst des Sehens, des Schlafens, Träumens, der Sprache, des Gehörs, nach allen diesen Gegenständen, von denen die zuletzt genannten eine so bestimmte, concrete Natur besitzen, führt Plato im zweiten Theil des Timäus §. 49. den ganz einfachen, abstracten Begriff des Raumes als einen *nun* erst, als einen *nicht* für das *Frühere*, sondern erst für das *Folgende* nothwendigen Begriff ein. Diese so späte Erscheinung des Raumes muſs um so mehr in Erstaunen setzen, als Plato selbst von dem *Raume* sagt, daſs er sei καὶ πρὶν οὐρανὸν γενέσθαι, noch *vor Entstehung* der *Welt*. Dazu kommt, daſs die von der Vorstellung unmittelbar mit dem *Raum* verbundene *Zeit* im Timäus, wenn auch nicht an die Spitze der Entwickelung gestellt, doch sogleich bei den Planeten betrachtet wird. Hr. Lindau nun nimmt es sich nicht heraus, die ehrbare *Mutter des* Alls darüber zur Rede zu stellen, daſs sie erst so lange nach ihrer Entbindung vom *Weltkinde* sich zeigt, und nicht vielmehr schon vor oder während ihrer Schwangerschaft erschienen ist. Er glaubt uns einen hinlänglichen Dienst erwiesen zu haben, wenn er den wahren Namen des anfangs incognito auftretenden, sich als *Weltamme*, als τιθήνη ausgebenden Raumes angemeldet hat. Plato ist in starkem Verdacht eines philosophischen Vergehens; Hr. Lindau muſste, kraft übernommener Rolle, ihn verhören, freisprechen oder verurtheilen. Obgleich der Verf. aber den Bagatell-Proceſs mit einem ihm kleidenden Eifer führt; so scheint er doch ein zu bescheidener Bürger in der Gelehrten-Republik zu sein, als daſs er den König der Philosophen (wie Plato wohl titulirt worden ist) vor Gericht zu ziehen sich unterfangen sollte. Wir sind also gezwungen, die Sache selbst zu untersuchen. Es verhält sich damit folgendermaſsen.

(Der Beschluſs folgt.)

IX.

Cölestin. Drei geistliche Gespräche für forschende Christen. Leipzig bei Vogel. 1834. *VIII.* 131. 12.

Das Vorwort zu diesen drei Gesprächen sagt, daſs der „verschwiegene" Verfasser in ihnen „einige Wesenheiten, welche die Gegenwart bisher unerkannt in ihrem Schooſse trug, in einer geistigen Individualität unbefangen an das Licht treten lasse." So geheimniſsvoll und mysteriös diese Einladung zur Theilnahme an den Gesprächen lautet, ein so groſses phänomenologisches Verdienst würde es sein, Wesenheiten, wie so viele aus dem Schooſs unserer Zeit sich zur Bestimmtheit entfalten möchten, zur Form zu verhelfen, zumal die Gegenstände, die hier behandelt werden, selbst in denen, die es mit ihnen ernst meinen, häufiger nur zu geisterhaften, schwankenden Umrissen als zu fester Gestalt gelangen.

Wenn schon diese Einladung lebhaftes Interesse erwecken kann, so wird dieſs durch die Gespräche selbst unterhalten, denn die Wesenheiten, die der Verf. dem offnen Tageslicht aus-

dem dunkeln Schooſs des Gefühls vindiciren will, sind nicht ihm fremde, die er nur in der Gegenwart vorfindet, sie sind ihm selbst eingelebt, es sind seine eigenen. Der Verf. kämpft in den Gesprächen mit sich selbst, die Wesenheiten, die noch als Geister in seinem Innern wohnen, in der Mittheilung zur Form des Geistes herauszuschaffen.

Schon das erste Gespräch „über die Personen der Gottheit oder die Antlitze Gottes" repräsentirt auf anziehende Weise die dunkle, geisterhafte Welt des Innern, in dem das Ich sein Bild erweitert und vervielfältigt sieht. Cölestin, nach dem als der Hauptperson das Büchlein seinen Namen hat, wird von einem Freunde im lauten Selbstgespräch angetroffen. Was noch unausgesprochen in ihm liegt, stellt er aus sich heraus im Sprechen und er behauptet, durch diese Thätigkeit des Geistes sich immer und immer von Neuem zur Person, ja überhaupt erst zur Person zu machen. Als sich das Gespräch zur Betrachtung der Trinität wendet, erscheint, um die Phantasmagorie des Geistes zu vollenden, Athanasius. Wie wenig er aber in der Gestalt des Revenant bei allem Sprechen am Gespräch Theil nimmt, zeigt sich darin, daſs die Offenbarung Gottes als des Dreieinigen zu einer „vielfachen Persönlichkeit" und selbst zu einer unendlichen Vielheit von Personen ausgedehnt und erweitert wird. Denn im Sprechen „personificire" sich Gott auf die vielfältigste Weise. Diese Productionskraft, mit der der Verf. das umfangreichste gnostische Pleorama bereichern könnte, vertheidigt er zugleich zu Gunsten des Swedenborgianers Oetinger gegen die Wissenschaft, die den Geist gerade vor einem solchen Zerfließen in die unendliche Weite bewahrt und die Offenbarung Gottes keineswegs als ein zielloses Sprechen, sondern als die innere *Selbst*bestimmung Gottes begreift. Durch diesen ewigen, immanenten ὅρος ist das „Leben der Gottheit", das der Vf. der Wissenschaft als das Höhere entgegenhält, das aber als solches nicht viel mehr als das ganz unbestimmte Sein ist, statt Personification das Wissen und zwar das Wissen seiner selbst. Hätte sich der Vf. nicht gegen dieses Wissen seiner selbst gesträubt, und somit im Geiste die Einheit in der Trias verkannt, er würde nicht zu einer vielfachen Persönlichkeit Gottes gekommen sein, noch dem Athanasius die bescheidene Ermahnung in den Mund legen, für dieerst sich mit den drei Personen Gottes genügen zu lassen und nicht die andern erkennen zu wollen. Bei allem Reichthum der Personen bleibt daher in Gott ein absolutes Dunkel, so wie im Cölestin das Ich, in dem er sich von Neuem personificirt, der „Namenlose" heiſst, der dem Sprechenden „als ein Anderer entgegentritt." *Wäre* Cölestin diesen Andern als sich selbst, alles Schattenspiel der Personifikationen fiele weg, die Wesenheiten würden zum Geiste.

Wie das erste Gespräch in der unsichern Haltung der Personen in Gott und in dem Dunkel, das auf dem Antlitze Gottes bleibt, nicht auf dem Alten Testamente beruht, sonst würde es von da zur Klarheit des N. T. übergegangen sein, sondern von ihm nur den unvollkommenen Anlaſs genommen hat, so erscheinen im dritten Gespräch die Weissagungen des A. T. von der Zukunft des Reiches Gottes in den trübsten, verworrensten Gestalten. Hier wo der Verf. dieselbe Frage behandelt, die zu allen Zeiten die edelsten Geister unabweisbar bedrängt hat, ob die in ihrer Idee allgemeine Kirche auch in den Dimensionen des Raumes und der Zeit als die allgemeine und siegreiche sich Existenz verschaffen wird, wäre es besonders darauf angekommen, der Sehnsucht auch in der Gegenwart die Gestalten ihrer continuirlichen Erfüllung nachzuweisen. Statt dessen überfliegt der Verf. im glühendsten Drange der frommen Ungeduld allen sauer erworbenen Besitz der Gegenwart. Europa ist nach ihm so sehr in Staat und Kirche gealtert, daſs eine Wiedergeburt nicht zu erwarten sei, die Sprachen, selbst die deutsche, sind für die zu erwartende Begeisterung so untüchtig und einseitig ausgebildet worden, daſs vielleicht ein „Dialekt Polynesiens" zur neuen Geistessprache wird ausgebildet werden. Das Einzige, was als Prophetie dieser Zukunft der Verf. in der Gegenwart aber äuſserst sinnig anerkennt, ist das Streben nach der allgemeinen Auffassung der Sprachen und nach der Erkenntniſs ihres Zusammenhanges. Nach Polynesien wird endlich der Hauptsitz verlegt, auf dem die christliche Gemeinde den höchsten Akt ihrer Verbreitung feiert, und die Weissagung, daſs vom Berg des Herrn das Gesetz und von Jerusalem das Wort des Herrn ausgehn wird, und daſs alle Völker dahin wallfahrten werden, die schon erfüllt sich auf unendliche Weise in der Kirche täglich erfüllt, läſst der Verf. in den künftigen Wallfahrten aller Völker nach der begünstigtsten Insel Polynesiens sich erfüllen. Ernst und frommer Traum fallen hier eben so zusammen, wie im ersten Gespräch Person und Personification in einander verschwimmen.

Der ungewisse und haltungslose Zustand, in dem sich jetzt die heilige Kunst befindet, und das Eigenthümliche der christlichen Kunst überhaupt in die Religion überzugehen, findet eine Art symbolischer Darstellung in der eben so schwankenden Haltung des zweiten Gesprächs, das von ihr handelt.

So anziehend nun diese Gespräche sind, zumal durch die Milde, die mit der Sehnsucht nach der Zukunft selten verbunden ist, so wenig ist das Versprechen des mysteriösen Vorworts, daſs einige Wesenheiten unserer Zeit als geistige Individualität hervortreten sollen, bestimmt gelöst. War damit gemeint, daſs eine feste, eingreifende Gestalt hervortreten soll, so ist dieſs nicht erreicht, denn Form wie Inhalt der Gespräche zergehen, weil sie in sich selbst keinen kräftigen Widerspruch tragen und ihr Ende, wo die individuelle Gestalt hervortreten sollte, mehr ein Verhauchen, als ein inhaltsvoller Schluſs ist. Ist aber damit gemeint, daſs Wesenheiten unserer Zeit einmal in einer einzelnen Erscheinung repräsentirt werden sollen, so ist es erreicht und wird es sich manche Beachtung verdienen, zumal aus den Gesprächen eine so milde, liebenswürdige Individualität hervortritt.

B. Bauer.

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Platonis Timaeus. Optimarum nunc editionum textus recognovit, adnotationes continua illustravit A. F. Lindeman.

(Schluſs.)

Die neuere Naturphilosophie hat vollkommen Recht, daſs sie mit dem Raum und der Zeit, diesen abstrahirtesten, einfachsten Gedanken der Aeuſserlichkeit den Anfang macht; durch diese Formen muſs die logische, ewige Idee hindurchgehen, um sich zur Natur, zur Materie zu machen. Plato faſst aber weder den Raum noch die Zeit in *der reinen Abstraction*, in welcher wir diese Gedanken festhalten; ihm sind dieselben an ein Concretes gebunden, die Zeit an die Planeten, der *Raum* an die *Elemente*. Der allseitige Uebergang der verschiedenen Elemente in einander zeigt ihre Verschiedenheit als eine vergehende, ihre Einheit als das zu Grunde liegende, im Untergang der Verschiedenheit sichtbarwerdende auf; die Einheit ist das Umfassende der Verschiedenheiten, dasjenige, worin sie bestehen; dieſs Umfassende nennt Plato den *Raum*; er unterscheidet diesen, wie Aristoteles richtig bemerkt hat, nicht von der *Materie*; was Plato Raum nennt, ist nichts als die Materie. Schon in dem Gedanken des im Timäus sogleich mit der ψυχὴ verbundenen σῶμα ist der Begriff der *Materie*, also auch des Raumes enthalten; das σῶμα ist aber noch innige Einheit der Einheit und des Unterschieds; erst in den Elementen trennt sich der Unterschied von der Einheit; erst also wo (wie im zweiten Theil des Timäus geschieht) die Besonderung der Elemente in ihrer ganzen Stärke hervortritt, erst da hebt sich auch die Einheit im schärfsten Gegensatz heraus, drängt sich dem Untersuchenden mit Gewalt auf; diese Einheit der Elemente ist die Materie; aus den entwickelten Gründen kommt daher Plato so spät auf diesen Begriff; er unterscheidet denselben, wie schon gesagt, nicht vom Raume; die Einheit der Elemente, welche er *Raum* nennt, ist keine bloſs *räumliche*, sondern auch eine materielle; sie hat dieselbe Natur, welche die Verschiedenheit der Elemente hat; diese sind materiell, gehen aus dem σῶμα hervor, werden aus dieser von dem νοῦς erzeugten ὕλη entwickelt; diese, von Plato nur nicht so abstract, wie von Aristoteles aufgefaſste, ὕλη ist, so zu sagen, der Raum, in welchem die Elemente ihr Bestehen haben, wie sie zugleich der Stoff ist, aus welchem dieselben gebildet werden. Der Unterschied zwischen dem Raum und der Materie, so ungeheuer er auch scheinen mag, ist doch so fein, daſs man sich eben nicht wundern darf, wenn Plato denselben nicht andeutet. Noch jetzt wird es selbst einem gebildeten Bewuſstsein etwas schwer, den Unterschied beider Begriffe logisch zu bestimmen. Das Gemeinsame des Raums und der Materie ist der Begriff der Aeuſserlichkeit; der Unterschied besteht nur darin, daſs das ruhige, beziehungslose Auſsereinander des Raumes in der Materie denjenigen Zusammenhang gewinnt, welcher in den Momenten der Zeit vorhanden ist. Hält Plato den bloſsen Raum für genügend, um den Ideen Körperlichkeit zu geben, so ist das ein Irrthum; der bloſse Raum giebt den Ideen nicht die Zähigkeit der Materie. Den *Weg*, auf welchem die Ideen zur Körperlichkeit gelangen, hat Plato nicht wissenschaftlich gezeigt. Welche Bewandniſs es aber auch mit seiner Ansicht von der Entstehung dieser Körperlichkeit habe, so ist auf jeden Fall die Behauptung, daſs der Raum erst für das im zweiten Theil zu Betrachtende nothwendig werde, eine vollkommen grundlose zu nennen.

Hier müssen wir unsere Bemerkungen über die allgemeinen, den Sinn des ganzen Timäus enthaltenden Begriffe abbrechen. In das Einzelne dem Verf. zu folgen, gestatten die Grenzen dieser Beurtheilung nicht.

Ueber die Form des Commentars nur noch einige Worte.

Nach des Rec. Dafürhalten muſs, wie schon eben

angedeutet, der Commentar jedes künstlerisch oder wissenschaftlich geschriebenen Werkes die Form des geistlosen Auseinanderfallens vermeiden; weniger aber noch als jedem andern ist es dem Commentar einer philosophischen Schrift gestattet, sich auf einzeln dastehende Erklärungen zu beschränken; er muſs vielmehr in sich ein noch innigeres, noch geschlosseneres Ganzes darstellen als das zu commentirende Werk selbst; er muſs den Begriff desselben in gereinigter, verklärter Form herausheben, die Bilder in Gedanken, die Gedanken in Begriffe verwandeln, in das lose Verbundene Zusammenhang bringen, die Lücken der Beweisführung durch die passenden Mittelglieder ausfüllen. Diese Arbeit ist besonders beim Timäus nothwendig, dessen mythische Form den Schein groſser Zusammenhangslosigkeit, ja selbst des Unsinns herbeiführt. Hr. Lindau hat nicht einmal eine äuſserliche Zusammenstellung des wesentlichsten Inhalts als Einleitung gegeben. Nach seinem nur wegen der Ehrlichkeit zu rühmenden Ausspruch ist überhaupt eine *Einleitung* in den Timäus etwas auſser dem Gesichtskreis des Philologen Liegendes. Zu myops hiernach, um weite philosophische Gebiete mit einem Blicke zu beherrschen, soll das philologische Auge an die Scholle des Vereinzelten gebunden sein. Da Hr. Lindau hiermit über seine Fähigkeit zum Zeichnen groſser Perspectiven des Gedankens den Stab gebrochen hat; so wird uns das Glück nicht zu Theil, die Kühnheit seines Pinsels in einem grandiosen, das Platonische Weltall idealisirt darstellenden Gemählde, wie wir hofften, am Eingang in den Timäus zu bewundern. Ein solches Bild des wohlgruppirten Ganzen muſs der Erklärer entwerfen, wenn er mehr als der Wagner des Plato, mehr als der Cicerone geringfügiger Einzelnheiten, — wenn er Erklärer der Idee sein will. Dieſs gruppirende, gliedernde Zusammenfassen alles Einzelnen ist nicht bloſs wegen der Ueberfülle des Inhalts, sondern auch wegen der übermäſsigen Abgeschlossenheit jedes der drei Haupttheile in sich selbst beim Timäus noch unerläſslicher als bei den anderen Platonischen Dialogen. *Jeder* der drei Theile *fängt* mit den allgemeinsten *Principien* an; *jeder endigt* auf seine Weise mit dem *Menschen*. Dadurch entsteht eine in der jetzigen Naturphilosophie nicht zu duldende Selbstständigkeit der Glieder; dem philosophischen Erklärer ist die Aufgabe gestellt, dieselben in die Einheit eines untheilbaren Ganzen zurückzuführen. Hr. Lindau scheint weder die Aufgabe noch die Lösung bemerkt zu haben.

Dr. Boumann.

XI.

Dr. Joh. Nepomuck Hortig's, königl. geistl. Raths u. Domkapitulars Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, neu bearbeitet von Dr. Joh. Jos. Ign. Döllinger, ord. Prof. der Theol. an der Universität München. Ersten Bandes erste Abtheilung. Die drei ersten Jahrhunderte. Landshut 1833. *Verlag der Krüllschen Universitätsbuchhandlung (G. J. Manz). XVIII.* u. 365 S. 8.

Institutiones Historiae ecclesiasticae N. T. cura et studio Jacobi Ruttenstock, Canonicae claustronieburg. Praepositi et hist. eccles. in Caes. Reg. scientiarum universitate Vindob. antea Professoris P. O. Viennae 1832. *typ. Io. B. Wallishausser. T. I. P. XIV et* 558. *T. II. X et* 654. 8.

Auf dem Felde der Kirchengeschichte hat sich in neuerer Zeit zuerst in der protestantischen, dann auch in der katholischen Kirche ein neues Leben geregt, wovon eine ganze Reihe von Werken auf beiden Seiten Zeugniſs ablegt. Eine Zeitlang ward in beiden Kirchen die Geschichte, nachdem sie lange genug dem Parteiinteresse der verschiedenen Confessionen gedient hatte, in einem Geiste verfaſst, der nicht nur unkirchlich, sondern auch allem kirchlichen Leben überhaupt entgegengesetzt und daher unfähig war, es zu begreifen und richtig darzustellen: zu dieser Klasse gehörten mehr oder minder Royko, Stöger, Wolf, neuerdings Reichlin-Meldegg, der aber dann zur protestantischen Kirche übertrat. Diesen stehen schroff diejenigen entgegen, welche den römischen Katholicismus in seiner ganzen Strenge noch geschichtlich zu halten suchen, wie Alber, Kerz und manche neuere Schriftsteller, denen sich auch der Verf. des ersten der hier angezeigten Werke, wenn schon im ziemlich gemäſsigtem Geiste, anreiht. Eine dritte Klasse gleicht den vorigen hinsichtlich des apologetischen Strebens, stellt aber das Interesse der Herzensreligion in den Vordergrund, wie *Stolberg*, *Katerkamp* u. A.; endl-

lich giebt es noch eine vierte Klasse gemäfsigter und besonnener Forscher, die zwar das Interesse für ihre Kirche nicht verleugnen, sich aber doch nie dadurch verleiten lassen, die in den Quellen enthaltenen Thatsachen zu verfälschen, oder durch Sophismen zu zwingen, gewisse Ansichten zu begünstigen. Zu diesen gehören Dannenmayer, von Rauscher, Ritter und auch, wenn auch mit weniger selbstständiger und eigenthümlicher Forschung, Ruttenstock. Zwar fehlt es auch hier nicht an manchen den Katholiken eigenen Irrthümern und unrichtigen Grundanschauungen; allein das Streben nach unparteilichem und freiem Urtheil ist doch überall vorherrschend und es zeigt sich, dafs auch hier wie in der protestantischen Kirche die Geschichte das Streben hat, sich von der Polemik ganz los zu machen. —

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wendet Ref. sich zu einer näheren Charakteristik der beiden oben angeführten Werke hin und zwar zunächst zu dem ersten, welches freilich eigentlich eine Umarbeitung eines fremden Werks ist, das aber so sehr verändert erscheint, dafs es in dieser dritten Auflage mit Recht als ein Werk des zweiten Verfs. Döllinger betrachtet werden darf. Bei der hier angestellten Prüfung darf es daher für das Werk Eines Verfs. gelten. Fragen wir daher nach den leitenden Grundsätzen, den Vorstudien und der daraus hervorgehenden Behandlungsweise, ohne auf die Verschiedenheit der Verf. Rücksicht zu nehmen.

Die Principien des Verfs. sind in etwas von einer Art Philosophie der Geschichte leicht tingirt, die aus der Naturphilosophie erwachsen in neueren Zeiten nicht selten zur Begründung des Katholicismus ist gebraucht worden; doch tritt nirgends etwas eigentlich Philosophisches hervor, aufser in sofern es etwa zum Eingang eines Abschnittes dient, wie da, wo von den Antitrinitariern und vom Gegensatz der katholischen Kirche gehandelt wird, wo es heifst (S. 258): „die Lehre von der Dreipersönlichkeit Gottes, oder die innre Selbstoffenbarung und Lebensentfaltung des göttlichen Wesens ist in Verbindung mit dem Dogma der Menschwerdung und Erlösung, mit welchem sie auf's Innigste zusammenhängt, das Fundament des Christenthums. Diese göttliche Dreieinheit, oder die Lehre, *die göttliche Monas manifestire sich selbst auf die vollkommenste Weise und erzeuge in dieser Manifestation einen wesensgleichen Ausdruck ihrer selbst, ihr Wort oder Licht, ihre Weisheit oder Intelligenz, welches der Sohn ist, und das von beiden ausgehende Band einer unaussprechlichen Liebe, welches diese beiden göttlichen Hypostasen als Quelle und Princip ihrer Seligkeit mit einander verknüpft, ist gleichfalls eine göttliche Hypostase, der heilige Geist;* — diese Lehre kann der endliche Menschengeist nie *begreifen* (und doch hatte der Verf. ja eben einen Versuch gemacht, sie wenigstens dem Begriffe näher zu bringen), da sie das innerste Wesen der unendlichen Gottheit angeht; sie mufs daher stets als ein Mysterium geglaubt werden" u. s. w. Hinsichtlich der Kirche äufsert der Vf. (S. 275 Anm.): „Jeder der nicht der Kirche glaubt, glaubt einem Menschen," entweder einem Andern, was unwürdige Geistesknechtschaft, oder sich selbst und der Deutung, welche er etwa der heiligen Schrift gebe. „Streng genommen giebt es daher aufser der Kirche keinen Glauben, d. h. kein sich Unterwerfen unter einen (legitimen) Höheren und es bestätigt sich, dafs die Kirche allein den wahren Glauben habe, d. h. dafs nicht nur das, was in ihr geglaubt wird, allein wahr sei, sondern auch, dafs das Glauben selbst in ihr das allein Aechte und Wahre sei." Aufser der Kirche gebe es nur Wahn. Diefs wird genügen des Verfs. Standpunkt zu charakterisiren und zu zeigen, dafs er keine Wahrheit anerkennt, die auf sich selbst ruht und im Geiste ihre Bewährung hat. Man begreift dabei freilich nicht, wie im Glauben (an die Kirche) und der Unterwerfung unter die Auctorität derselben die wahre sittliche Freiheit allein solle gefunden werden. Bei dieser die Würde der Wahrheit, wie der menschlichen Natur gleich sehr verleugnenden Behauptung ist es denn ganz folgerecht, wenn (S. 313) behauptet wird, dafs wenn die christliche Religion als die gewaltigste sociale Macht auf Erden wirken sollte, Jesus Christus die Bildung ihres Leibes, ihrer dauernden und festen Verfassung nicht dem Zufalle überlassen konnte oder der Willkür Einzelner; „denn so wäre sie blofses Menschenwerk geworden, hätte als solches ohne höhere Sanction, ohne Achtung gebietende Auctorität die Keime der Auflösung schon in sich getragen und wäre allen den zerstörenden Wirkungen der Zeit und der menschlichen Leidenschaften preis gegeben gewesen."

(Der Beschlufs folgt.)

XI.

Beiträge zur Naturgeschichte der Rankenfüsser. Von Dr. Hermann Burmeister. Mit zwei Kupferta-

fein. Berlin. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 1834. 59 S. 4.

Nachdem Poli, besonders aber Cuvier, über den innern Bau der Cirripedien schätzenswerthe Aufschlüsse gegeben, befanden sich die Naturforscher wegen der merkwürdigen Anomalien, die besonders Freßwerkzeuge und Nervensystem dieser Thiere vor den übrigen Mollusken, zu denen man sie gestellt hatte, auszeichnen, in nicht geringer Verlegenheit, welcher Platz ihnen neben den übrigen Thieren anzuweisen sei. Oken ahnete der Cirripedien-Verwandschaft mit den Gliederthieren. Thompson's Beobachtungen über die Entwickelung eines Balanus aus einem Jungen, das der Crustaceengattung Cypris nahe zu stehen schien, würden, wären sie von ihm selbst oder Andern hinreichend geprüft und bestätigt worden, die Ansicht, daß sie den Crustaceen angehören, zur Gewißheit erhoben haben. Allen Zweifel aber hierüber hinwegzuräumen, war dem Vf. vorliegender interessanten und wichtigen Schrift aufbehalten, deren merkwürdiges Resultat einen neuen Beweis liefert für die hohe Wichtigkeit des Studiums der Entwicklungsgeschichte der Thiere. Im Besitz einiger kürzlich gefangenen Exemplare von *Lepas anserifera*, untersuchte der Verf. den Eierstock derselben und fand darin alsbald Eier und Embryonen. Später gelang es ihm, eben ausgeschlüpfte Junge an dem Fucus zu entdecken, an welchem die Mutterthiere hafteten. Die an *Lepas anserifera* gemachten Beobachtungen wurden endlich an jungen Individuen einer andern Art, deren ausgebildeten Zustand der Verf. nicht kennt, bestätigt und erweitert

Jedes Ei hat eine nach dem einen Ende stumpfe, nach dem andern zugespitzte Form, erscheint etwas flacher als breit und enthält in einer sehr feinen Haut einen gelbrothen, wolkigen Dotter, welcher zwei Reihen kleiner Körner einschließt, welche Reihen gegen das dickere Ende hin breiter werden, mit einander verschmelzen und in einander fließen. An weiter ausgebildeten Eiern erkennt man innerhalb der klaren Eihaut den Körper des Thierchens: den birnförmigen Leib und die an dem hinteren verjüngten Ende befindlichen, an der Spitze mit Schwimmborsten besetzten Füße. Der vordere Theil des Leibes erscheint dunkler und die in zwei Reihen liegenden Kügelchen haben sich vermehrt. — Das schon aus der Eihülle hervorgeschlüpfte Junge gleicht in äußerer Gestalt den Jungen der Lernäen und Ostracoden. Es hat, wie das Ei, einen birnförmigen Umfang und zeigt in der Mitte des fast abgestumpften Vorderrandes eine kleine Hervorragung, hinter welcher ein dunkler Fleck sich zeigt, der vielleicht später zum Auge sich entwickelt. Seitlich neben dieser Hervorragung sitzen zwei lange, dünne, ungegliederte Fäden, wahrscheinlich Fühler, zum Festklammern dienend. Mehr an der Bauchseite stehen 3 Paar Füße, von welchen die vorderen ziemlich am Vorderrande, die anderen beiden Paare in der Mitte des Körpers befestigt sind. Jeder Fuß des ersten Paares ist einfach und an seiner Spitze mit mehreren Borsten versehen; jeder Fuß des folgenden Paares ist gabelförmig gespalten und jede Zinke wieder mit mehreren Borsten am Ende besetzt. Der Hinterleib ist ziemlich flach gedrückt, an der Spitze leicht ausgeschnitten und hier mit mehreren Borsten versehen. —

Ein einziges weiter vorgeschrittenes Individuum fand der Vf. schon festsitzend an den Tangblättern zwischen den übrigen. Es war umgeben mit einer dünnen, lederartigen, aus einem Stücke bestehenden Schale. Durch einen fleischigen Fortsatz, welcher an der unteren Stelle des abgerundeten Basaltheiles zwischen den Klappen hervortritt, war das Individuum an der Haut des Tangblattes befestigt. Bevor es sich so festsetzt, schwimmt es nach Thompson's Beobachtungen eine Zeitlang im Wasser umher und wahrscheinlich bildet sich während des Umherschwimmens, gleich nach dem ersten Ausschlüpfen aus dem Ei, die Schale. Die Organe, wodurch das Thier sich festsetzt, sind offenbar die langen, mit einem Haken versehenen Fühler. — Der Vordertheil des Körpers hat sich mehr verlängert und verdickt. Man bemerkt deutlich die Stelle, an welcher die Fühler entspringen, und gleich dahinter, zwischen Fühler und Maul liegt das sehr große Auge. Hinter diesem befindet sich ein kurzer, kegelförmiger Fortsatz, aus welchem sich in der Folge die Mundtheile entwickeln. Die 3 Fußpaare sind einander näher gerückt. Jeder Fuß des ersten Paares ist einfach und besteht aus 3 Gliedern. Die Füße der folgenden Paare sind jeder in zwei kleine, zweigliederige Füßchen gespalten. Die Länge des ganzen Thierchens mit der Schale betrug ¼ Linie.

Eine spätere Entwicklungsstufe beobachtete der Verf. an mehreren, mannichfach verschiedenen Individuen einer andern Art, die vielleicht *Lepas anatifera* sein kann. Nachdem sich das junge Individuum mit den armartigen Fühlern festgesetzt hat, streift es innerhalb der Schale seine alte Haut ab und bekommt nun die doppelte Anzahl der im Uebrigen noch ähnlich gestalteten Fußpaare; doch besteht das vordere jetzt auch aus zwei Füßchen an jeder Seite. Die armartigen, viergliederigen, am Ende mit einer Art Saugnapf versehenen Fühler entspringen als ein Paar fleischiger Fortsätze, die vom Vordertheil des Körpers wagerecht ausgehen, bis sie eine kurze Strecke über den Rand der Schale hervorgetreten sind; darauf biegen sie sich ein wenig nach oben und nehmen allmählich etwas an Umfang zu. — Die Häutung, welche wohl bald nach dem Festsetzen innerhalb der alten Schale erfolgt, ist höchst merkwürdig, denn es bleiben an der alten Haut zugleich die Augen und Fühler hängen, und das innerhalb der Schale befindliche Thier ist von dieser Häutung an beider verlustig gegangen. Eine neue parenchymatöse Schleimhaut bekleidet fortan die innere Oberfläche der Schale und bildet sich auf diese Weise zu dem, gewöhnlich Mantel des Thieres genannten innern Schalenüberzuge aus. An der innern Oberfläche dieser Haut hatte sich ein dichtes, braunes, bröckeliges Parenchym angesammelt, welches den größten Raum im Innern der Schale einnahm und das junge Thier überall einhüllte. Eine sackförmige Fortsetzung der eben beschriebenen innern Schalenhaut, die gleich anfangs mit diesem Parenchym angefüllt ist und vorn oberhalb der Arme zwischen den beiden Schalenklappen hervorwächst, bildet den Stiel, mit welchem das Thier, nachdem die Arme bei der Häutung verloren gegangen sind, sich festsetzt. Die kleinsten schon gestielten Individuen hatten noch keine Verknöcherungspunkte in der hornigen Schale, aber in den größern sah der Vf. schon mehrere zerstreute Kalksternchen gebildet. Das innerhalb der Schale befindliche junge Thier hat jetzt schon mehr Aehnlichkeit mit der Form des alten. Es sind jetzt 6 Fußpaare vorhanden. Jeder Fuß besteht aus einem dicken Grundgliede, welches wieder von einem fleischigen Fortsatze des Körpers getragen wird; auf das Grundglied folgt ein zweites und ein drittes, beide an Größe abnehmend. Das dritte Glied trägt am Ende zwei Borsten und an seiner innern Seite hängen jedesmal 2 noch kleinere Glieder. Hinten am Körper sitzt noch ein kleiner zweigliederiger Schwanz, welcher am Ende zwei ovale Blättchen trägt.

Andere Individuen, die an den Fucusblättern saßen, hatten schon alle Organe des vollendeten Zustandes, nur nicht in dem Grade ausgebildet, wie wir sie bei den alten Individuen antreffen. Der Eierstock, welcher im Verlauf der Entwickelung immer größer wird, und das Thier zuletzt ganz umgiebt, steht mit dem jungen Individuum nur an zwei Stellen, nämlich jederseits im Nacken, in Verbindung; er mündet durch keinen Gang in den Leib des Thieres, sondern ist nur durch eine weiche Haut am Nacken desselben befestigt, ähnlich also wie bei den Lophyropoden und Lernäen.

Außer der Entwicklungsgeschichte, aus der wir einige Momente hervorgehoben, liefert der Verf. Untersuchungen über den Bau von *Lepas anserifera*, *Coronula diadema* und *Otion Cuvieri*. In einer Abhandlung über die Verwandschaftsverhältnisse der Cirripedien vindicirt er ihnen eine Stellung unter den Crustaceen und schlägt vor, sie zwischen die Phyllopoden und Poekilopoden einzuschalten, und sie auf diese Weise, besonders wegen der stärkeren Ausbildung der Kiefer, Füße und Schale als Zwischenglied zwischen diesen beiden Gruppen zu betrachten. Den Schluß bildet ein Schema zu einer neuen Anordnung der Crustaceen. — Die beiden Kupfertafeln sind trefflich ausgeführt.

№ 8.

Jahrbücher
für
Wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Dr. Joh. Nepomuck Hartigs Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, neu bearbeitet von Dr. Joh. Jos. Ign. Döllinger.

Institutiones Historiae ecclesiasticae N. T. curâ et studio Jacobi Ruttenstock.

(Schluss.)

„Sollte aber der Grund zur Verfassung der Kirche gelegt werden, so bedurfte es, dazu keineswegs einer völlig neuen Schöpfung, sondern nur einer Entwicklung und Fortbildung der schon im A. T. vorhandenen hierarchischen Elemente." Daraus wird denn die ganze Hierarchie abgeleitet (S. 314): „Eine dreifache Vollmacht war dem Priesterthum des alten Bundes verliehen; die der Bewahrung und Auslegung der Lehre, die liturgische und die der Regierung." Daher auch hier Unterschied von Klerikern und Laien, Fortsetzung der Gewalt der Apostel in den Bischöfen, das Fortsetzen des Lehramts, der kirchlichen Herrschaft und des Hohenpriesterthums Christi (S. 322), endlich das Primat Petri und seiner Nachfolger als Repräsentant der Einheit der Kirche (S. 83. S. 352 ff.). Hier im Wesentlichen nichts Neues zu finden, wird man ohnehin erwarten; die bekannten Argumente hier anzuführen und mit gleichfalls bekannten Gründen zu widerlegen, wäre durchaus unnöthig. Doch können wir nicht unterlassen zu bemerken, dass in dem ganzen Abschnitt über die Verfassung der Kirche Alten und Neuen unkritisch untereinander geworfen ist (wobei die Erklärung von *Act. XX*, 25 wornach unter den Presbytern von Ephesus die Bischöfe Asiens zu verstehen und die von *Clem. Rom.* 1. *ad Corinth.* schwerlich viel Beifall finden dürften).

Dieses führt auf die zweite Frage, wie es mit den *Vorstudien* des Verfs. beschaffen sei. Da muss nun parteilos eingestanden werden, dass er mit den Quellen im Allgemeinen vertraut ist und nicht nur katholische, sondern auch protestantische Werke, namentlich auch viele schätzbare Monographieen der neueren und älteren Zeit sorgfältig studiert hat, wie er im Ganzen auch in Anführung der Litteratur eine gute Auswahl trifft, wenngleich der Protestant die Benutzung mancher Schriften vermissen möchte. Doch wird darin immer nur relative Vollständigkeit erlangt werden können und der Verf. übertrifft in dieser Hinsicht wenigstens die meisten seiner Confessionsverwandten.

Fragen wir nun endlich, *was der Verf. mit diesen Hülfsmitteln zu Stande gebracht*, so muss rühmend anerkannt werden, dass sich sein Werk durch gute Darstellung, einfache und klare Ordnung und sofern sich das hierarchische Interesse nicht einmischt, durch richtige und sichere Auffassung auszeichnet, wie z. B. die Lehren der Gnostiker, der Manichäer recht treffend dargestellt werden. Dagegen scheint der Verf. sich nicht in die Geschichte der ersten Kirche ohne weitere Bestimmung vom Papst, Appelliren an denselben, Verklagen bei ihm u. s. w. zu reden. Da er diese jedoch mit den meisten katholischen Kirchenhistorikern theilt, halten wir uns nicht weiter dabei auf; eben so wenig dabei, wenn in der Apostolischen Zeit von der Firmung (S. 60), und vom täglich wiederholten Opfer Christi in der Eucharistie (S. 114) geredet wird. Nur können wir freilich des Verfs. zuversichtliche Hoffnung nicht theilen, dass sein Werk zur nöthigen Restauration der Kirchengeschichte mitwirken werde.

Dagegen wendet Ref. sich zu ein paar Punkten hin, die einer Erörterung nicht unwerth sind: der erste ist die Behauptung, dass die chiliastischen Erwartungen in der ersten Zeit keinen so grossen Einfluss gehabt, wie man gewöhnlich glaube; und allerdings ist es ein offenbarer Missgriff und gänzliches Verkennen der Macht des christlichen Geistes, wenn man fast alle Wirkungen, die das Christenthum in der ersten Zeit äusserte, auf Rechnung jener Erwartungen setzen will; allein unverkennbar tritt derselbe schon im N. T. hervor und hat

schon da auf die Gemüther eine grofse Wirkung, wie wir besonders im zweiten Briefe des Paulus an die Thessalonicher sehen, der doch wohl hauptsächlich dem Streben des Apostels, Unordnungen, die in der Gemeine durch die Erwartung der nahen Wiederkunft Christi entstanden waren, zu dämpfen, entstanden ist. Doch ist es meist nicht der eigentliche Chiliasmus, sondern nur die oben angeführte, ihm verwandte Hoffnung, welche so mächtig wirkt; insofern hat der Verf. recht, der überdiefs leugnet, dafs Justin der Märtyrer in der bekannten Stelle der *Dial. cum Tryph.* §. 80. *Col.* p. 306 den Chiliasmus mit zur Rechtgläubigkeit rechne; es sei nämlich der Ausdruck Justins dagegen, welchen er sagt: „ich und *viele* Andre glauben diefs"; darauf setzt er hinzu: πολλοὺς δ' αὐ καὶ τῶν (wo mehrere, wie Gieseler mit Münscher μὴ einschalten) τῆς καθαρᾶς καὶ εὐσεβοῦς ὄντων χριστιανῶν γνώμης τοῦτο μὴ γνωρίζειν ἐθέλουσί σοι. Hier sei das μὴ keineswegs einzuschalten und anzunehmen, dafs Justin eine dreifache Klasse von Menschen unterscheide: 1) die mit ihm Gleichgesinnten, welche die Auferstehung und ein tausendjähriges Reich glaubten, 2) die andern Rechtgläubigen, welche wohl die Auferstehung, nicht aber diesen Reich behaupteten, und 3) die Gnostiker, welche zwar dem Namen nach Christen, in Wahrheit aber gottlose Irrlehrer seien, die — gar nicht für Christen gelten könnten; von diesen führe er die Verwerfung des Chiliasmus gar nicht an, weil diefs neben ihren Fundamentalirrthümern von gar keiner Bedeutung war. Die folgenden Worte passen sehr gut auf die Gnostiker und begünstigen der Verfs. Erklärung; allein wie ist damit der dann folgende Satz in Einklang zu bringen? Döllinger übersetzt: „Ich und die in allen Punkten rechtdenkenden Christen, wir wissen, dafs eine Auferstehung des Fleisches geschehen werde, und dafs ein tausendjähriges Reich in Jerusalem sein werde, das bekennen die Propheten einstimmig". Mit Recht fängt man aber, wie die Folge lehrt, wo die beweisende Stelle angeführt wird, mit καὶ γὰρ ἔτη einen neuen Satz an; und es dürfte des Verfs. Erklärung allerdings die richtige sein und die Einschaltung des μὴ auf einem Mifsverstand der Stelle beruhen. Dennoch bleibt es aber wahr, dafs der Chiliasmus sehr allgemein gewesen und dafs auch Justin grofses Gewicht darauf legt, wenn man gleich Neunden Recht geben mufs, wenn er sagt, Alles weise auf Verbreitung aus einer Quelle und Gegend hin, nämlich Papias und Kleinasien. *Euseb. H. E. III*, 36. *Nicephor. III*, 20.

Ein andrer Punkt betrifft das Primat der römischen Kirche und ihrer Bischöfe, wo ein paar Stellen unrichtig gedeutet werden. Die erste ist aus den ihrer Integrität nach freilich unsichern Briefen des Ignatius genommen, die jedoch hinsichtlich seines Briefs an die Römer, welcher sich im *Martyrium Ignatii* findet (*Grab. Spicil. Patr. sacr. II*, p. 13.) am wenigsten zweifelhaft sein möchte. Der Verf. leitet daraus die Anerkennung des Primats der römischen Kirche schon im Anfange des zweiten Jahrhunderts ab; allein die Stellung zwischen andern Prädikaten, die auf moralische Beschaffenheiten der römischen Gemeine gehen, rechtfertigt die altlateinische Uebersetzung, welche hat: *praesidens in caritate*, wörtlich eigentlich Vorsteherin der Liebe, die also gleichsam das Amt der Liebe vor allen andern Gemeinen verwaltet. — Die zweite Stelle ist die bekannte *Iren. III*, 3, 2. p. 175 *Massuet*, von der *potior* oder *potentior principalitas* der röm. Kirche; zwar befriedigt Gieselers Auffassung nicht, wenn er übersetzt: „denn mit dieser Kirche mufs wegen ihrer vorzüglicheren Ursprünglichkeit, der Natur der Sache nach (ἀνάγκη mit dem Infinitiv) die ganze Kirche d. i. die Gläubigen aller Orte, übereinstimmen." Und der Verf. macht mit Recht dagegen die Einwendung, dafs so ein ganz unlogischer Schlufs herauskommen würde: Irenäus „will darthun, dafs die Lehre sich in der gesammten Kirche von den Aposteln an rein und ächt erhalten habe", beruft sich deshalb auf die ununterbrochene Succession der Bischöfe, wovon er die der römischen als Beispiel anführt, weil, wenn der Glaube sich in dieser rein erhalten, er es auch in den übrigen sei, deren Pflicht es ist, mit dieser übereinzustimmen. Das Letztere ist aber erst vom Verf. hineingelegt. Der Gedanke ist vielmehr folgender: da es zu weitläufig sei, die Tradition aller apostolischen Kirchen zu verfolgen, wolle er nur die einer von den gröfsten, ältesten, Allen bekannten und noch dazu gleicherweise vom vornehmsten Heiden- und Judenapostel gestifteten anführen; daher versteht Ref. die folgenden Worte nur einfach so: „denn wegen ihres besonderen Ansehens müssen die Gläubigen aus allen Gegenden sie besuchen und so wird von den Christen aus allen Gegenden hier die apostolische Tradition erhalten." Dafs Irenäus sich auf die römi-

sche Kirche beruft, hat also nicht seinen Grund darin, daſs er im Abendlande schrieb, sondern weil sie für Repräsentantin aller andern Kirchen hinsichtlich ihrer Tradition gelten konnte. Uebrigens zum Beweise ist eine in unsicherer Uebersetzung erhaltene Stelle ohnehin nicht geeignet.

Noch bemerken wir, daſs dieſs Werk in drei Bänden erscheinen soll, von denen jeder aus zwei Abtheilungen besteht. Der Druck desselben ist, wenn auch nicht schön, doch deutlich und die Korrektur sorgfältig; ungern hat Ref. bei den griechischen Anführungen die Accente, hie und da auch eine richtige Interpunktion vermiſst.

Das zweite der angezeigten Werke ist ein in flieſsendem, wenn auch nicht immer korrektem, oft selbst barbarischem und scholastischem Latein abgefaſster, zur Grundlage für Vorlesungen bestimmter Abriſs der Kirchengeschichte, der von vielen Seiten Lob verdient und namentlich in Beziehung auf protestantische Schriftsteller von freierem Urtheil zeugt. Nur ist zu bedauern, daſs die Auffassung doch etwas zu äuſserlich ist; dieſs zeigt sich schon gleich in der Definition der Kirche (p. 3): *Est societas hominum a Christo eum in finem instituta, ut vera ac divina illius religio pura et integra conservetur, vegetiorque indies reddatur. Agi hic de societate quadam externa vel visibili, res ipsa loquitur.* So auch in den sehr allgemein und unbestimmt gehaltenen Aussprüchen über die verschiedenen Kirchengeschichtschreiber, hinsichtlich deren der Verf. durch seine Confession gebunden freilich auch genöthigt ist, sich vorsichtig auszudrücken. — Schlimmer ist diese Unbestimmtheit bei der Darstellung des religiösen Zustandes der Heiden (p. 83—92); wie äuſserlich ist z. B. die Entstehung der römischen Religion gefaſst!

Daſs der Vf. (S. 113—15) das alte Mährchen von einer morgenländischen Philosophie, welche den Namen Gnosis geführt, ohne weiteren Beweis aus dem Brucker wiederholt, muſs Wunder nehmen, da in den neueren Verhandlungen über die Gnostiker die Sache mehrmals ausdrücklich zur Sprache gekommen ist. Freilich scheint er diese auch nach dem Abschnitt über die Gnostiker wenig zu kennen, da er hier auf Giesseler, Matter, Möhler u. A. keine Rücksicht nimmt. Eben so sollte billig Münters Stern der Weisen. Copenh. 1826. 8., dem auch Ideler in seinem Handbuch der Chronologie folgt, benutzt und wenigstens angeführt sein. — Doch Ref. läſst sich auf solche Auslassungen nicht weiter ein und bemerkt nur, daſs sie besonders in Beziehung auf die in den zehn letzten Jahren erschienenen Schriften nicht ganz selten zu machen sind, in welcher Hinsicht der Verf. von No. 1. sich vor Ruttenstock entschieden auszeichnet, da ihm nicht leicht eine wichtigere Schrift aus älterer oder neuerer Zeit ganz entgangen ist; dagegen fehlen hier recht bekannte Schriften, wie die von Schneckenburger über die Proselytentaufe u. a. durch alle folgenden Abschnitte hin. Man kann daher im Ganzen wohl sagen, daſs der Vf. fast ohne Berücksichtigung der neuen Forschungen, den älteren Stoff, wie ihn etwa Schröckh in seiner Kirchengeschichte aus protestantischem Gesichtspunkte so trefflich verarbeitet, im römisch-katholischen Sinne behandelt hat.

Dieſs zeigt sich auch besonders in der Eintheilung des Ganzen. Es wird nämlich zwischen einer *Historia status externi* und *interni ecclesiae Christianae* unterschieden, wonach jede Periode in zwei Theile zerfällt, in deren ersterm wieder in drei Kapiteln: *De fundatione ecclesiae Christianae, de fatis prosperis eccles. Christ. seu de illius propagatione* und *de ejus fatis adversis* gehandelt wird; diese Eintheilung in günstige und ungünstige Schicksale, welche durch alle übrige Perioden hingeht, ist höchst unzweckmäſsig, da sie entweder nicht rein gehalten werden kann, oder das Zusammengehörige auseinander gerissen wird. — Der innere Zustand wird in fünf oder sechs Kapiteln abgehandelt: *de Gubernatione Ecclesiae et Hierarchia ecclesiastica, de scriptoribus ecclesiasticis, de doctrina Catholicorum, de Haeresibus, de Ritibus ecclesiasticis, Moribus Christianorum et disciplina Ecclesiae;* dann folgt noch ein *Appendix de Conciliis*, woraus denn freilich leicht zu erkennen ist, wie wenig hier die Materien in einander gearbeitet werden.

Dieſs Werk umfaſst bis jetzt die drei ersten Perioden und reicht bis auf Gregor VII, woraus sich ergiebt, daſs die erste Periode bis 306, welche den ersten Band einnimmt, verhältniſsmäſsig am ausführlichsten gearbeitet ist. Die zweite Periode reicht bis auf Karls des Groſsen Kaiserkrönung 800, (*II, p.* 1—476), die dritte bis auf Gregor VII, 1073. — Papier und Druck sind vortrefflich, als Handbuch für katholische Studierende der Theologie dürfte das Werk recht nützlich sein, Protestanten dasselbe aber nur wenig gebrauchen können, da Neues darin so gut wie gar nicht vorkommt und das

Bekannte doch immer durch den Confessionsunterschied hier und da im falschen Lichte erscheint.

L. Pelt.

XII.

Miscellaneous works of Wil. Marsden. London. 1834. 4.

Der berühmte Herausgeber des Marco Polo und Verf. der Geschichte von Sumatra und der Malaiischen Grammatik theilt in diesem Werke drei Abhandlungen mit, von denen jedoch blofs die erste: *On the polynesian or east-insular languages*, allgemeineres Interesse hat.

Es ist bekannt, dafs nach der gewöhnlichen Annahme die Bewohner der indischen und Südseeinseln mit Einschlufs der Australier als zwei ganz gesonderten Menschenstämmmen angehörig angesehen werden, dem sogenannten malaiischen hellfarbigen und dem schwarzen negerähnlichen, den man Australneger, Papuas und dgl. zu nennen pflegt, wofür Marsden hier den Namen Negrito braucht. Diese Ansicht ist zuerst von Reinh. Forster aufgestellt worden, und wenn gleich die Hypothese eines so scharfsinnigen Augenzeugen Beachtung verdient, so sind doch die von ihm (in seinen *observations*) aufgeführten Beweise dafür bei unserer so sehr viel genaueren Kenntnifs jener Gegend so ungenügend und dürftig, dafs sie vor keiner Kritik bestehen können. Obgleich also jene Ansicht erst noch zu beweisen ist, so ist es doch hier, wie öfter im Gebiet des Wissens, gegangen; man hat sie später ohne Beweis als ein sicheres Factum angenommen, und andere Schlüsse darauf gebaut.

Bei einer solchen Lage der Dinge schien jedoch ein hinlänglicher Beweis für jene Ansicht in der Beschaffenheit der von diesen Inselvölkern gesprochenen Sprachen zu liegen. Bei der grofsen Aufmerksamkeit, die man ihnen nämlich in unsern Tagen gewidmet hat, ergab sich bald, dafs ein bedeutender Theil der ohne Zweifel zu den malaiischen gehörenden Stämme Sprachen redeten, die nur höchstens dialectisch verschieden waren, und so bildete sich der neue Grundsatz, dafs alle, solche Dialecte redende Völker dem ersten grofsen Stamme angehörten, und dafs also die Nachweisung eines solchen Dialectes über die Stammabkunft entscheide. Von dieser Ansicht geht Marsden in der hier mitgetheilten Abhandlung aus.

Nach einer Einleitung, in der besonders Crawfurds Hypothesen (im zweiten Theil der *history of the indian archipelago*) mit Recht zurückgewiesen werden, folgt eine kurze vergleichende Untersuchung über die einzelnen Sprachen, so weit sie uns bis jetzt bekannt geworden sind, bei einigen in grammatischer, bei den meisten in etymologischer Hinsicht; denn in den meisten Fällen beschränken sich unsere Kenntnisse auf einige, von den Seeleuten im Vorbeigehen gesammelte Wörter, deren Zuverlässigkeit häufig dahingestellt bleiben mufs. Bei dieser Untersuchung sind die Sprachen in zwei grofse Abtheilungen getheilt, die malaiischen, unter sich übereinstimmenden, und die Negritosprachen, die unter sich abweichen; Uebereinstimmungen zwischen den letzten und ersten, die eben nicht sehr selten sind, werden durch zufällige Vermischung verschiedener Stämme erklärt. Zur Bestätigung dient ein durch alle Sprachen fortlaufendes Verzeichnifs von einigen dreifsig der gewöhnlichsten Wörter, nach der Art eines ähnlichen bei Crawfurd.

Wir begnügen uns, hier zu bemerken, dafs in diesem Augenblick die meisten dieser Sprachen, namentlich alle Negritosprachen, uns so höchst ungenügend bekannt sind, dafs gewifs nur mit der gröfsten Vorsicht allgemeine Schlüsse darauf gebaut werden dürfen; dafs ferner, obgleich Niemand die grofse Uebereinstimmung zwischen vielen dieser Sprachen läugnen kann, dennoch erst noch zu beweisen ist, dafs alle malaiischen Sprachen gewisse Begriffe mit denselben oder ähnlichen Ausdrücken bezeichnen müfsten, so dafs man daraus berechtigt wäre, aus dem Fehlen solcher Worte auf Stammverschiedenheit des Volkes zu schliefsen; dafs endlich, was das Schlimmste ist, das, was erst bewiesen werden soll, nämlich das Verhältnifs beider Menschenstämme zu einander, bei dieser Untersuchung bereits vorausgesetzt wird. Und wie mifslich es überhaupt in diesen Sprachen ist, blofs der Etymologie zu folgen, das werden jeden Unbefangenen die Bemerkungen von Bennet (im *Asiatic journal, new ser VII*, 200) über das, was sich noch vor Kurzem unter den Tahitiern ereignete, lehren. Daher kann es denn auch nicht befremden, wenn Marsden im Fortgange seiner Untersuchung zu Resultaten gelangt, die billig Staunen erregen müssen; wie z. B. dafs die Einwohner der Carolinen, eines Theiles der Moluccken und der Nikobaren zu den Negritostämmen gerechnet werden, weil ihre Sprachen entweder ganz von den malaiischen abweichen, oder doch nur zufällig einige malaiische Wörter aufgenommen hätten, während sonst nichts uns berechtigt, den sogenannten malaiischen Ursprung dieser Völker für zweifelhaft zu halten. Hätte Marsden Chamissos Untersuchungen über die Einwohner der Karolinen und Marianen gekannt, so würde er das wahre Verhältnifs derselben nicht so sehr verkannt haben. Fragt man aber nach dem Grunde so auffallender Behauptungen, so giebt es keinen anderen, als dafs jene Völker nicht fünf mit *lima*, das Auge mit *mata* u. dgl. bezeichnen! Weiter auf diesen Gegenstand einzugehen, enthalten wir uns jedoch um so mehr, da hoffentlich bald eine gründlichere Untersuchung über diesen eben so interessanten als schwierigen Gegenstand von einem Manne, der vielleicht mehr als irgend ein anderer der jetzt Lebenden im Stande ist, ein Urtheil darüber zu fällen, dem Publikum vorgelegt werden wird.

Müssen wir also auch die ganze Untersuchung als verfehlt ansehen, so können wir doch nicht leugnen, dafs sich das Werk sowohl durch grofse Gelehrsamkeit auszeichnet, (wiewohl die neueren französischen und russischen Entdeckungsreisen fast gar nicht beachtet sind) als auch im Einzelnen manche höchst scharfsinnige Bemerkungen enthält, wie die über die Alphabete der östlichen Inseln (p. 18 und 97 ff.), über die kagalische Sprache (p. 40 ff.), über den Charakter des Tahitischen (p. 54 ff.) u. s. w.

Die beiden anderen Abhandlungen beziehen sich auf die Erfindung eines allgemeinen Alphabetes für die orientalischen Sprachen und auf die Anlage eines Wörterbuches der englischen Sprache.

Meineke.

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

XIII.

Wissenschaft der Grammatik. Ein Handbuch zu academischen Vorlesungen, so wie zum Unterricht in den höhern Klassen der Gymnasien von G. L. Staedler. Berlin 1833. *Verlag von Bechtold und Hartje.*

Die Grundsätze, welche der Hr. Verf. in der Einleitung für eine philosophische Grammatik oder näher für die Sprachwissenschaft geltend zu machen sucht, sind fast eben dieselben, welche Rec. früher schon in diesen Blättern bei Gelegenheit der Beurtheilung der Bopp-schen Sanskrita-Grammatik aufgestellt hat, (J. f. w. K. 1833. Juli No. 3. p. 20 *seq.*) und die ihm das Fundament jetziger allgemeinen Sprachforschung zu sein scheinen. Bemerklich macht sich jedoch bei dem Verf. ein nicht genügend scharfes Verfolgen der organischen Entwicklung; vorzüglich bei der Deduction des Ueberganges einer Erscheinung in die andere, woher es denn kömmt, dafs manche Gliederungen falsch oder verfehlt erscheinen; dann aber eine Vernachlässigung des Studiums der vergleichenden Grammatik, namentlich des Sanskrits, die sich entweder in einseitiger Auffassung einiger Lehren rächt, oder nach Bestätigung mancher hingestellten Sätze vergeblich sich umsieht, und so dieselben als von der Wirklichkeit der Erscheinung entblöfst zu Abstractionen macht. Versuchen wir in dem folgenden Ueberblick dieses Urtheil zu rechtfertigen.

Das ganze Werk zerfällt in drei Hauptabtheilungen:

Ite Abtheilung: Ursprung der Sprache

IIte — —: die Elemente der Sprache:

1) der Buchstab;
2) die Sylbe.

IIIte Abtheilung: das Wort (Bildung des Wortes überhaupt):

1) die Redetheile;
2) die Formenlehre:
   a) Abstammung oder Etymologie;
   b) Abwandlung, Beugung oder Flexion;
3) die Bildung des Satzes (die Syntax überhaupt):
   a) die Rection;
   b) der Satz;
   c) die Wort- und Satzstellung.

Da es sich bei einem Werke, welches als philosophisches auftritt, vor allen um die Anordnung und Gliederung des Materials handelt, so haben wir unseren Lesern die Haupteintheilungen nicht vorenthalten wollen, knüpfen auch an diese zunächst unsere Bemerkungen an. Was nun für's Erste die drei Hauptabschnitte betrifft, so wird es selbst nach des Verfs. Ansicht von Grammatik überhaupt, leicht zu erweisen sein, dafs der erste derselben nur mittelbar dem Gebiete der Grammatik angehöre, sondern vielmehr ihre Voraussetzung sei. Der Grammatik ist es als solcher ganz gleichgültig, woher die Sprache komme, sie hat es mit dem Organismus der Sprache — als formellen Ausdruck des Gedankens zu thun, und fängt so bei dem Elemente dieser Form — welches der einfache Laut ist, an. Keinesweges leugnen wir, dafs alle jene Punkte, die der Vf. in dem betreffenden Abschnitte vorgetragen hat, hätten berührt werden müssen, nur gehören sie nicht innerhalb der Gliederung der Grammatik, sondern wie sie deren Voraussetzung sind, mufsten sie einleitend behandelt werden. Doch wir würden diesem Abschnitte seinen Platz nicht neiden, wenn das Fehlen in dem einen Punkte nicht die nachtheiligste Folge für die Gliederung des Ganzen gehabt hätte. Denn der Verf., indem er offenbar die Trichotomie des Begriffs durchzuführen sucht, hat nun, da jener Abschnitt ihm einen Hauptmoment der Gliederung abgiebt, in der weiteren Entwicklung zwei Momente zusammenziehend, unsrer Meinung nach, wesentliche Unterschiede verkannt. Das *Wort* erscheint in der Sprache als Ausdruck des Gedankens, und wie sein Ursprung rein der Form nach in

der Laut- und Sylbenlehre gezeigt wird, so wird seine Genesis als Bedeutungsträger in der Bedeutungslehre, und endlich sein Begriff als Darstellung des vollständigen Gedankens in der Syntax dargethan. So zerfällt uns die ganze Grammatik in drei Theile: I) das Wort als Form: *a*) die Elementarlehre, (Laut-Sylbe-Wort) *); *b*) die Flexionslehre; *c*) die Ableitungs- und Compositionslehre, sämmtlich nur formell die Lautveränderungen und Erweiterungen, abgesehen von ihrer Geltung und ihrem Werthe als Begriffsträger darstellend. II) Die Bedeutungslehre: *a*) die Wurzel als allgemeines, unentwickeltes, in ihrer Bewegung in sich (die verschiedenen Bedeutungen der Wurzel) und in ihrem Fortgang zum System des Wortes: 1) das Begriffswort, als Adjectivum, Substantivum, Verbum; 2) das Formwort, als Pronomen, Zahlwort, Partikel: *b*) die grammatische Form 1) die Verhältnisse der Dinge, zu einander (Genus, Numerus, Casus); 2) die Verhältnisse der Eigenschaften (die Gradation); 3) die Verhältnisse der Handlung (die Zeit, die Modi, die Genera); *c*) die Ableitung und Composition. III) Das Wort als Gedanke (Syntaxis): *a*) der einfache Satz — Taxis; *b*) der Nebensatz — Parataxis; *c*) die Periode — Syntaxis.

Von den gewöhnlichen bessern Eintheilungen — denn um vornehme Schulgrammatiken bekümmert sich Ref. ein für allemal nicht — weichen wir also darin ab, dafs wir einen zweiten Theil der Gesammtgrammatik in der Bedeutungslehre vindiciren. Diefs hat einst mein unvergefslicher Lehrer Reisig in seinen Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft gethan, doch nur ahnend; denn dafs er nur den ganz äufserlichen Theil der Synonymik (diese fällt ihrer grammatischen, nicht lexicalischen Seite, nach bei uns in den Fortgang der Wurzel zum System des Wortes) und einige ganz specielle Fälle in diesen Theil zog, ohne, wie wir, das ganze grammatische Feld in ihr Gebiet in vollständiger vernünftiger Gliederung aufzunehmen, das wissen mit mir seine ehemaligen zahlreichen Zuhörer; den Mangel fühlte er, auszufüllen diese Lücke war ihm — der grade in der regsten Zeit der Entwicklung der Sprachwissenschaft starb — nicht vergönnt. Die Wichtigkeit dieses Theiles macht sich aber vor allen bei Behandlung der Syntax kund. Hier werden gewöhnlich die Formen, mit Voraussetzung der Kenntnifs ihrer Bedeutung ohne weiteres aufgenommen, oder diese nachträglich an Orten abgehandelt, wo sie ihrer Natur nach fremd und störend sind, wie etwa die Bedeutung des Conjunctivs bei der Lehre von den hypothetischen Sätzen. Im Deutschen wo der Formreichthum nicht überwiegend ist, sondern die Bestimmungen gewöhnlich als Modificationen des Satzes erscheinen, wird diefs nicht so fühlbar, aber die andren Theile der Bedeutungslehre, namentlich die Entwicklung der Wurzel in sich, das Princip der Synonymik und die bedeutungsvolle Lehre der Ableitung bleiben unberührt, wenigstens der Entwicklung der Bedeutung nach, die gewöhnlich mit dem *Suffix als Form* verschmolzen wird, obwohl diefs als ungehörig neulich erst von Fr. Pott in diesen Blättern gut nachgewiesen ist. Sollten wir für unsere Gliederung einen zunächst äufseren Beweis — obwohl er sehr innerlich ist, vom Standpunkte der vollendeten Sprachwissenschaft aus — führen, so giebt es wohl nichts schlagenderes, als das Zusammenfallen der je drei Theile der einzelnen Abschnitte mit einander, und das Festhalten der drei Hauptsprachstämme in jedem einzelnen derselben. Wir meinen nämlich folgendes. An einem frühern Orte d. B. haben wir kurz angemerkt, und wir denken es bald im Einzelnen des Weiteren nachzuweisen, dafs die drei Stämme, wie sie sich physisch sondern, so auch die drei Hauptmomente der Entwicklung des Sprachgeistes ausmachen; das Chinesische (Hinterasiatische); das Semitische und das Indogermanische. Nun aber bleibt jeder dieser Stämme nach seiner Ordnung in seiner Grammatik stehen bei dem Momente der drei Theile, die dieser Stelle der Ordnung entspricht, und zwar bringt es das Chinesische in der Formlehre nur zum Wort als Laut, d. h. zum Element, wie W. v. Humbold schon richtig sah, in der Bedeutung kömmt es über die Wurzel und deren unmittelbare Identität mit dem System des Wortes (nicht durch Ableitung) nicht hinaus; in der Syntaxis aber bleibt es bei der reinen Taxis stehen. Das Semitische — diefs dualistische Princip — kömmt überall nur zum zweiten Glied; — Flexion, grammatische Form, Parataxis; — eigentliche Ableitung bleibt ihm fremd, denn es hat keine natürliche Wurzel, ebenso Composition und Periode; endlich das Indogermanische erreicht in allen dreien die höchste Spitze, wie in der Formlehre das Zusammengehen der Worte zur *starken* Composi-

*) Auch das Wort als fertiges kann noch formell, rein als Laut, Veränderungen erhalten, durch Zusammenstofsen mit andren Worten, wie diefs namentlich im Sanskrit durchweg der Fall ist.

tion, so bezeichnet in der Bedeutungslehre die Verschmelzung der verschiedenen Begriffe zu *einem* neuen Hauptbegriffe, endlich in der Syntaxis die Conglutinirung der zu einfachen Bestimmungen herabgesetzten Sätze zu *einem* Satze, oder die Periode, die Spitze der Grammatik. Dem mit logischen Gedanken Vertrauten wird es leicht einleuchten, dafs sowohl der Fortgang der Theile der Grammatik als jener Sprachstämme sich gründet auf den Schlufs des Allgemeinen zum Besondern in das Einzelne, welches wieder für sich Allgemeines wird, wie denn in dem Indogermanischen die denominativen Verba, selbst die von Compositen gebildeten, wieder gleichsam als neue Wurzeln erscheinen können. Der Verf., der die Grammatik nur als ersten Theil der Sprachwissenschaft betrachtet, mag vielleicht in dem zweiten Theile, der die Wissenschaft der Litteratur enthält, manches aus der Bedeutungslehre behandeln wollen, uns aber scheint der oben angeführte Zusammenhang mit der Grammatik so in der Natur des Organismus begründet, dafs eine Trennung uns ganz unmöglich ist. Jener zweite und dritte Theil der Sprachwissenschaft aber haben allerdings eine wesentliche Nothwendigkeit. Der Vf. deutet ihren Inhalt nur mit den Worten ihres Titels an, möge es uns erlaubt sein einiges über sie anzuführen. In der Grammatik erscheint die Sprache nur als Ausdruck des Gedankens, ohne dafs sie selbst als *Kunstform* betrachtet wird. Als solche tritt sie zunächst aus der Periode heraus in dem *Stil* auf, welcher wesentlich andre Kategorieen an sie bringt, als die grammatischen. Hier treten uns die jetzt ganz und gar vergessenen *Figuren* entgegen, deren Material — (Ellipse — Pleonasmus — Zeugma u. s. w.) die alten Grammatiker enthalten, die aber in leeren Definitionen und Exemplen sich drehend nirgends zum Begriff kommen. Aber der Stil theilt sich wesentlich in seine *Gattungen*, der Unterschied des Prosaischen zum Poetischen tritt auf, und findet seine Begründung in der Aufzeigung seiner Formen und Mafse — des *Metrischen*, *Prosodischen* u. s. f.

(Der Beschlufs folgt.)

XIV.

Nonni Panopolitae Metaphrasis Evangelii Ioannei. Recensuit lectionumque varietate instruxit Franciscus Passovius. Accessit Evangelium sancti Ioannis. Lipsiae. 1834. *Sumptibus F. C. G. Vogelii.* 8. *X und* 198 *Seiten.*

Es wird für die letzte Periode des mehr und mehr sinkenden Zustandes der griechischen Litteratur und Kunst eine stets merkwürdige Erscheinung bleiben, dafs um die Grenzscheide des vierten und fünften Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung ein Dichter auftrat, der nicht nur einen besonders gefeierten Theil des alten, seinem völligen Untergange mit Riesenschritten entgegeneilenden heidnischen Cultus, sondern auch die neue durch die Macht ihres himmlischen Ursprungs zur Weltreligion bestimmte immer mehr um sich greifende christliche Lehre in zwei, durch ihre metrische Form und durch eine eigenthümliche Art von Liebe und Begeisterung für den gewählten Stoff ausgezeichneten, Gedichten verherlichte. Nonnos von Panopolis in Aegypten ist der Verf. der Dionysiaka, eines epischen Gedichtes in 48 Büchern, und einer ebenfalls in Hexametern abgefafsten Umschreibung des Evangeliums des heiligen Johannes. Man hat daraus den Schlufs ziehen wollen, Nonnos sei früher, als er die Dionysiaka schrieb, ein Heide gewesen, später aber zur christlichen Religion übergegangen. Hat eine solche Annahme auch an und für sich nichts Ungereimtes, zumal in einer Zeit, wo das gesammte geistige und sittliche Leben einer gewaltigen Gährung unterlag und einer entscheidenden Krisis entgegenharrte, so ermangelt sie doch jedweder historischen Grundlage, und es ist andrerseits auch gerade nicht undenkbar, dafs ein freisinniger, unbefangener, nach höherer Weisheit strebender Dichter aus blofsen polyhistorischen Rücksichten eine der Hauptquellen der neuen Religion im Geiste des Originals umgearbeitet haben sollte, ohne gerade dem äufsern Götterglauben seiner Väter zu entsagen, so wie es hinwiederum aus gleichen Bestrebungen sich erklären läfst, wenn ein christlicher Dichter uralte Sagen eines vormals weit verbreiteten Cultus und die Thaten eines mächtigen, viel verehrten Gottes (daher von Sophokles Ant. 1115 *Πολυώνυμος* genannt), denen es an wahrhaft poetischen Elementen nicht fehlen konnte, zum Stoffe seiner Kunst gewählt hätte. Dem sei nun, wie ihm wolle, die beiden Gedichte des Nonnos sind nicht nur wegen ihres grundverschiedenen Inhaltes, sondern mehr noch ihrer metrischen Beschaffenheit halber, für die Geschichte der griechichen Poesie von höchster Bedeutsamkeit. G. Hermann hat zuerst auf die wesentlichen Veränderungen aufmerksam gemacht, welche Nonnos in die Behandlung des Hexameters einführte, und wie nach diesem neuen Vorbilde alle späteren griechischen Dichter sich richteten.

Dafs die Dionysiaka an F. Graeve einen tüchtigen Herausgeber gefunden haben, ist allgemein anerkannt. Die Metaphrasis aber hat länger als zwei Jahrhunderte so gut als brach gelegen, wiewohl F. A. Wernicke eine Ausgabe derselben beabsichtigte, deren Ausführung vielleicht nur sein frühzeitiger Hintritt vereitelte. Leider müssen wir auch von der vorliegenden Ausgabe der Wahrheit gemäfs bekennen, dafs der treffliche Passow mitten in seinem Werke vom Tode überrascht und somit an der letzten Ueberarbeitung und durchweg gleichmäfsigen Gestaltung des Textes verhindert worden ist. Zwar hatte er nie die Absicht, dem Texte einen umfassenden kritischen und exegetischen Commentar beizugeben, sondern er wollte sich damit begnügen, die Varianten so vollständig als möglich zu sammeln und zu sichten, den Text aber nach den zuverlässigsten Urkun-

den, und da wo diese ihn im Stiche liefsen, nach eigenem Urtheil zu constituiren. In ersterer Beziehung ist das Wesentlichste dadurch geleistet, dafs er die Lesarten der Aldinischen Ausgabe (1511. 4.) genau verzeichnet und nach ihr nicht selten eingeschlichene Verkehrtheiten wieder ausgemerzt hat. Gleichen Werth behauptet Sylburgs Ausgabe (1596. 8.), welche den *Codex Palatinus* zur Basis hat, und die abweichenden Lesarten dieser Handschrift in einem Anhange mittheilt. Nach diesen beiden Hauptquellen mufsten die Interpolationen anderer Herausgeber, welche sich nicht nur auf willkührliche Umgestaltungen einzelner Wörter und Phrasen, sondern auch auf untergeschobene ganze Verse erstrecken, für immer wieder gänzlich getilgt oder wenigstens eingeklammert werden. Aufserdem sind die Varianten der übrigen Ausgaben, deren Verzeichnifs die Vorrede liefert, in Verbindung mit jenen unter den Text gesetzt. Auf jeden Fall aber scheint durch die gegenwärtige Ausgabe, wenn sie gleich keinen andern Anspruch als den eines in seiner letzten Vollendung unterbrochenen *operis postumi* zu machen berechtigt ist, wenigstens der Standpunkt gewonnen zu sein, auf dem künftige Arbeiter weiter forthauen können.

Aufser dem litterar-historischen und metrischen Werthe, den Niemand der Metaphrasis absprechen wird, ist sie auch noch für die Kritik und Exegese des neuen Testamentes, insbesondere des Johanneischen Evangeliums, von entschiedener Wichtigkeit, jedoch, wie es scheint, von den heutigen Theologen und biblischen Interpreten noch lange nicht nach Gebühr benutzt und beachtet. Möge die gegenwärtige Veranlassung das gründliche Studium der heiligen Urkunden zu fördern geeignet sein. Deshalb ist auch zum Behufe einer leichteren Vergleichung der griechische Text des Johanneischen Evangeliums hinzugefügt, und zwar nach K. Lachmanns sorgfältiger Recension, weil diese gerade den orientalischen Text wiederherzustellen bezweckt.

Nach einigen Andeutungen, wie sie auf ein paar Blättern des verewigten Freundes vor uns liegen, scheint derselbe den Plan gehabt zu haben, sich über die metrische Kunst des Nonnos in der Metaphrasis genauer und umständlicher zu verbreiten. Wir wollen daraus einzelne Punkte, in so weit es angeht, hervorheben. Es ist nach Hermanns Erörterungen ausgemacht, dafs Nonnos in der Regel auch vor *muta cum liquida* gegen den früheren Gebrauch die Position gelten liefs. Ausnahmen von dieser Regel liefert die Metaphrasis in mehreren Beispielen: so 4, 146. *ἔνθᾰ χρόνου μεσσηγὺ, πρὶν.* 5, 155. *ἔλπευθᾰ χρόνου.* 7, 34. *τετέλεστο χρόνου.* 8, 184. *ἑλισσομένοιο χρόνου.* 13, 159. *ἀπαρνήσαιο πρὶν.* 7, 169. *ὑπὸ πνεύματι.* 3, 75. *ἀνθρώποιο βροτοῖς.* 16, 128. *γίνεσθε βροτῶν.* Ebenso vor *προσωπιστῆρος* 17. 35. vor *πρεσβύβατος* 19, 66. 226. vor *πρός* 11, 54. 14, 68. vor *δρακόντειος* 3, 76 u. s. w. Aber auch in der Mitte eines und desselben Wortes bleibt die Position unberücksichtigt, wie in *ἀλλοχρίου* 10, 18. 46. *ἀλλοπρόσαλλος* 1, 190. 5, 87. 6, 224. 13, 99. 18, 15. *ἕλιξι κυκλούμενος* 10, 162. wo sich durch einen Druckfehler *ἕλιξ* in den Text eingeschlichen hat. Dagegen werden auch ursprünglich kurze Sylben verlängert, besonders durch die Cäsur, z. B. 6, 17.

αὐτὸς γὰρ δεδάηκε τόπῳ ἥμελλε τελέσσαι.

6, 220. *ὅτι θεοῦ σὺ μόνος ἅγιος πέλες. ἡδυεπὴς δέ.*

12, 60. *ἀθανάτου ὁ ἐν οὐνόματι κοσμήτορος ἦκεν.*

(wiewohl dieser Vers als Spurius bezeichnet ist.) 13, 22.

λίντιον, ἰκμαλέοιο ποδὸς; ἀλκτήριον ἀνδρῶν.

15, 45. *ἀπλανέος σοφὸς οὗτος ἐμὸς ὅρος ἐστὶν ἐφετμῆς.*

Desgleichen tritt die Verlängerung vor *ῥ* ein 13, 110.

εἴκαστι ῥαθάμιγγι δεδευμένον ἄρτον ὀπάσσαι.

18, 134. *φ γγος ἀπειρέσιον κέδασε ῥοδοπήχυς ἠοῦς.*

Inzwischen auch dieser Vers ist eingeklammert und schwerlich aus des Dichters eigener Werkstätte. Ferner ist zu bemerken, dafs auch der Hiatus, freilich gröfstentheils da, wo ihn der Homerische Sprachgebrauch aus uralter Zeit her sanctionirt hat, nicht selten zum Vorschein kommt, besonders häufig vor den Pronomen οἱ und ἑ, und zwar im ersten Fufs 1, 86 2, 91. 18, 70. 20, 83. 106. (wo *καὶ* οἱ als — ⏑ erscheint) 2, 21. 3, 8. 166. 4, 42. 230. 234. 6, 215. 7, 74. u. s. w. (wo *καὶ* οἱ als Spondeus gebraucht wird). Desgleichen *εἰ μή* οἱ 3, 14. *ἀλλά* οἱ 4, 66. *ὅτε* οἱ 4, 186. *οὐδέ* οἱ 5, 151. *ἦ ῥά* οἱ 4, 154. *πῶς δέ* οἱ 9, 104. *εἰ δέ* ἑ 11, 193. Sodann im zweiten Fufs *οἴκομαί* οἱ 3, 3. *ταῦτα δέ* οἱ 8, 75. 18, 105. *τόσσα δέ* οἱ 12, 149. im vierten Fufs 1, 129. 4, 64. im fünften Fufs 3, 157. 163. 7, 113. 10, 142. *ἀλλά* ἑ 10, 40. 12, 26. *ἀμφὶ ἔθεν* 9, 100. Aber auch noch in anderer Beziehung findet sich der Hiatus, z. B. *ἀμωμήτῳ ἐνί* 1, 48. *ἀπειροκάκῳ ἐνί* 1, 186. *αὐτόθι ἔμπεδα* 1, 123. *τῇ ἔνι* 4, 238. 243. 9, 71. 12, 25. *ᾧ ἔνι* 10, 77. *ᾧ ἔπι* 5, 175. 7, 76. *ἧῃ ἰδέτηι* 5, 72. *ἀλεξιμόροιο ἐμῆς* 5, 98. *ἦ ἐγά* 7, 62. *ἀδίκῳ ὑπὸ* 7, 169. u. s. w. Vergl. Wernicke *ad Tryphiodor.* p. 484. Eine andere Eigenthümlichkeit des Nonnos bestand darin, dafs er weit seltner als frühere Dichter statt des Daktylus den Spondeus zuliefs, geschweige denn diesen schwerfälligen Fufs unmittelbar nach einander in einem und demselben Verse wiederholte. Geschieht dieses dennoch da, wo Eigennamen unvermeidlichen Zwang anlegen, so darf es natürlich nicht so sehr wundern, z. B. 1, 76. *Ἠλίας σύ.* 4, 103. *Ἰωάννης ἀντ.* 4, 183. *Ἰουδαίων ἀντ* cf. 12, 34. 168. Indessen kommen auch andere Fälle der Art vor, die bei diesem Dichter als offenbare Ausnahmen von der Regel betrachtet werden müssen, wie 1, 125. *βαπτίζων καὶ.* 3, 23. *ἀρχαίης ἐγκ.* 4, 5. *βαπτίζει καὶ,* 72. *οὐδαίης ἀλλ.* 73. *διψήσω καὶ.* 114. *ἀληθείη καὶ.* 5, 154. *θεοῤῥήτων μαστ.* 7, 183. *ἀγνώσσων βακχ.* 186. *κατακρίνειν εἰ.* 192. *μαστεύων καὶ.* 11, 40. *ἡμείων ξειν.* 89. *γινώσκω καὶ.* 202. *ἀπειρέσιον κεκ.* 16, 100. *ὑμείων μειλ.* Es darf aber hierbei die Bemerkung nicht unterdrückt werden, dafs jedesmal die beiden Spondeen den zweiten und dritten Fufs einnehmen; nur an Einer Stelle bilden sie den ersten und zweiten Fufs 9, 95. *ὑμείων παῖς.*

Schliefslich ist noch auf die Deutlichkeit und Schönheit des Drucks aufmerksam zu machen. Fehlt es auch hier und da nicht an Druckfehlern, so dürfen dieselben doch dem Leipziger Corrector um so weniger zu hoch angeschlagen werden, als das zum Druck des Textes zugerichtete Exemplar mit sehr schlechten Typen und unzähligen Abkürzungen ausgestattet war.

Dr. N. Bach.

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Wissenschaft der Grammatik. Ein Handbuch zu academischen Vorlesungen, so wie zum Unterricht in den höhern Klassen der Gymnasien von G. L. Staedler.

(Schluss.)

So fortschreitend zeigt sich zuletzt das Bedürfniss der Struktur vollendeter Kunstwerke der Sprache, und es endet der zweite Theil der Sprachwissenschaft in der Lehre von der *Composition*, welche, was man wohl sonst unter Rhetorik und Poetik vortrug, in sich aufnimmt, aber viel weiter gehend, innerlich durch Zurückführung auf den Begriff, äusserlich durch Hinzuziehung aller in der Sprache zum Vorschein kommenden Gattungen, (denn der historische, der philosophische Vortrag bedürfen eben der Berücksichtigung, wie der der Beredsamkeit und Poesie) die Spitze theoretischer Behandlung erreicht. Aber alle diese Formen sind nicht abstract, sondern haben historisch Leben und Mark und Bein, sie sind auch nicht wie Pilze aus der Erde geschossen, sondern sind der Entwicklungsgang des Sprachgeistes in den Völkern, und so gelangt die Sprachwissenschaft zu ihrem dritten Theile, welcher die *Philosophie der Sprachgeschichte* genannt werden kann. Wir haben dieses Theiles schon in den Jahrb. a. a. O. Erwähnung gethan, auch oben schon gelegentlich die Grundprincipien und die drei Momente in den verschiedenen Sprachstämmen nachgewiesen, wir übergehen deshalb hier das Weitere. Dem Verf. in Einzelnheiten zu folgen erlaubt uns der uns zugewiesene Raum nicht; dass wir nach dem Obigen seine Gliederungen und Darstellungen nicht *alle* billigen können, ergiebt sich von selbst. So, um einige Beispiele anzuführen, können wir die Deduction der Redetheile, die wir a. a. O. gegeben haben, nicht aufgeben, der Vf. scheint uns den Weg der Sprache vom Allgemeinen zum Besonderen und Einzelnen verfehlt zu haben. Eben so scheint uns der Verf. dadurch, dass er den Unterschied der Worte als Formworte und Begriffsworte nicht aufnahm — nach der trefflichen Scheidung Bekkers, den der Verf. überhaupt viel zu wenig benutzt — sich oft Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben; mit dem Zahlworte, dem *Verbum auxiliare* u. s. w. weiss er nichts Ordentliches anzufangen.

Es bleibt uns nur ein Zweites über, zu zeigen, dass des Verfs. Vernachlässigung der vergleichenden Grammatik ihm oft hinderlich gewesen ist. Diess fällt am schärfsten bei der Gliederung der verschiedenen Sprachen auf, die der Vf. ganz in der Folge genommen, wie sie in der Philosophie der Geschichte sich etwa stellen. Aber wir haben diese Einseitigkeit schon anderwärts in der Behandlung einer allgemeinen Geschichte der Poesie gerügt, und müssen hier darauf zurückkommen. Die Eintheilung der Sprachen in orientalische, klassische und moderne hält nicht Stich, denn die Sprachen haben ihr Material, ihren Körper alle dem Orient zu danken, und die Grammatik namentlich hat sich gegen ein solches abstractes Verfahren zu wehren. Das Indische steht seinem Bau und seiner Structur nach dem Griechischen ganz nah, sehr fern dem Chinesischen, von dem es der semitische Stamm trennt. Diess ergiebt die Vergleichung der Sprachen selbst, und da hilft es nichts sich mit allgemeinen Ausdrücken — etwa vom Geiste des Volkes — durchzuschlagen, sondern eben dieser soll in dem vorgefundenen Material, als gewusstem, erkannt werden. Dazu führt fleissiges Studium der Grammatiken dieser Sprachen — sonst fallen wir in die alten Abstractionen zurück. Bei dem ehrenvollen Standpunkte, den der Verf. einnimmt, und bei dem Ernste, den es ihm um die Sprachwissenschaft gilt, wird er diess leicht selbst ermessen können. Denn das im §. 15. Gesagte geht nie auf das Materielle der Sprachen ein, sondern giebt im allgemeinen Umrisse den Charakter der Völker, und so geschieht es, dass der Verf. z. B. in den orientalischen Sprachen die drei grand- und begriffsverschiedenen

Momente aller Sprachentwicklung (hinterasiatisches — semitisches — indisches Moment) zusammenwirft. Oder was soll man weiter sagen, wenn der Verf. das Englische zu einer *romanischen* (!) Sprache macht, von der es nichts hat, als eine Wortmasse, während sein Bau, seine Fügung rein *germanisch* ist, wie ein Blick etwa in Grimm's Grammatik zeigen konnte; gerade wie seine Geschichte romanische Elemente in sich aufnahm, aber wesentlich den germ. Charakter des Lehns in allen seinen Staatsverhältnissen durchgeführt hat. Wenn der Verf. dem Slawischen das Gepräge der Nachahmung als Grundprincip der Grammatik giebt, so müssen wir gestehen, dafs wir diefs nur einem Unbekanntsein mit dem Gegenstande zuschreiben können. Ref., der wenigstens diesem Sprachstamme, so weit es ihm gestattet war, einiges Studium gewidmet hat, hat selbst *so noch* einzelne so wichtige selbstständige Spracherscheinungen zu bemerken geglaubt, (die hier als *ausgebildetes Gesetz* erscheinen, während sie in den anderen europäischen Sprachen nur als *vereinzelte Existenzen* vorkommen), dafs ihm eine baldige recht scharfe Durcharbeitung dieses Stammes, namentlich des Altslawischen in Beziehung zu den übrigen europäischen Sprachen ein wahres Bedürfnifs zu sein scheint. Uebrigens zeigt sich bei dem Vf. auch anderwärts dieser Mangel. Hätte der Verf. z. B. das indische Lautsystem — das vollständigste und geordnetste aller Sprachen — gekannt, hätte er aus Grimm etwa das Historische des deutschen Umlauts berücksichtigt, so würden manche auffallende Fehler in der so wichtigen Lautlehre augenscheinlich fortgefallen sein.

Doch es ist uns nicht verstattet weiter zu gehen; wenn wir aber die Mängel dieses Buches rücksichtslos aufzeigen wollten, so geschah es eben, weil dasselbe einen so tüchtigen wackren philosophischen Sinn, und ein so reges Streben verräth, dafs es zu bedauern wäre, wenn der Verf. in seinen weiteren Leistungen durch solche Hindernisse gehemmt würde.

Agathon Benary.

XV.

1. *An Introduction to Botany. By John Lindley F. R. S. L. S. G. S. Member of the Imperial Academy Naturae Curiosorum; of the Botanical Society of Ratisbon; of the Physiographical Society of Lund; of the Horticultural Society of Berlin; Honorary Member of the Lyceum of Natural History of New-York; Assistant Secretary of the Horticultural Society of London; etc. etc.; and Professor of Botany in the University of London. London, printed for Longman, Rees, Orme, Brown, Green and Longman* 1832. *With six Copper-Plates and numerous Wood-Engravings. XVI. u.* 557 *S. gr.* 8.
2. *An Introduction to the Natural System of Botany or a Systematic View of the Organisation, Natural affinities, and Geographical Distribution of the whole Vegetable Kingdom; together with the uses of the most important species in Medicine, the Arts, and rural or domestic Economy. By John Lindley, etc. etc. Daselbst, bei denselben* 1830. *XCVIII. u.* 374 *S. gr.* 8.
3. *Nixus Plantarum. Auctore Johanne Lindley, Phil. Doct. Professore Londinensi. London apud Ridgway et Filios* 1833. *V. und* 28 *S.* 8.

Hr. Kunth gedenkt in der Vorrede zu seinem (im Märzheft dieser Jahrbücher No. 45. angezeigten) Handbuche des unter No. 2. genannten Werks als eines Vorläufers des seinigen, aus welchem er bei seiner Arbeit manchen Nutzen gezogen. Dieses veranlafst uns, nicht nur auf jenes belobte Werk zurückzublicken, sondern auch eine kurze Anzeige der beiden später erschienenen Schriften des mit Recht hochgeschätzten Verfs. hinzuzufügen.

Wenn wir No. 1. und 2. zusammenfassen, so haben wir in diesen beiden Handbüchern *das* in der weitesten Ausdehnung, was Hrn. Kunth's Handbuch in compendiarischer Kürze und gleichsam auszugsweise, obwohl keineswegs *als Auszug*, liefert.

Man darf die Introduction to Botany (No. 1.) unbedingt als ein Handbuch der allgemeinen Botanik betrachten, das dazu geeignet ist, den aufmerksamen Leser unmittelbar auf den Standpunkt zu stellen, auf welchem die Botanik *gegenwärtig* steht, indem es diese Wissenschaft nach allen Richtungen, mit allen Bestrebungen, mit allen Widersprüchen, die jetzt in ihr und

aus ihr sich entwickeln, aus einer reichen, fast vollständigen Belesenheit schöpft und den regen Fortgang derselben am besten durch die Klage bekundet, dafs noch einige wichtige Werke, welche während des Drucks erschienen seien, hätten unbenutzt bleiben müssen."

Nicht aber als blofse Zusammenstellung des Vorhandenen bietet uns der geistreiche Lindley sein Werk; sondern so, wie sich die Masse aller unsrer Kenntnisse vom Bau und Leben u. s. w. der Pflanzen in einem solchen Geist gestaltete, wie sich das Einklingende gleichsam ohne sein Zuthun zusammen findet, das Unklare, Widersprechende und Unsichre ausscheidet oder zurückzieht, während die eigne Forschung die Lücken mit neuen Beobachtungen, Vergleichungen oder Betrachtungen ergänzt und verbindet.

Dazu kommt noch Etwas, das hier mit zum Wesen gehört und den Werth des Werks verdoppelt, nämlich die Ausstattung. Man darf dieses Buch in jedem Betracht ein *schönes* nennen: Druck und Papier erquicken das Auge, und zahlreiche vortreffliche Holzschnitte, dem Texte an den entsprechenden Stellen eingeschaltet, beleben und versinnlichen den Inhalt dergestalt, dafs man nicht selten in Zweifel geräth, ob man Worte gelesen oder die Natur selbst angeschaut habe. Die Klarheit, Einfachheit und Bestimmtheit des Stils läfst nichts zu wünschen übrig.

Im Wesentlichen geht der Vf. hier denselben Gang, den wir bereits aus seinen *Grundzügen der Botanik* (*An Outline of the first principles of Botany*, London 1830. 106 S. 12.) kennen. Das *erste Buch* enthält die *Organographie* oder die Lehre vom Bau der Gewächse, von den Elementar-Organen und Grundgeweben anfangend und zu den zusammengesetzten vollständigen Organen übergehend; diese letzteren werden als Stengelgebilde oder Achsen, und als Blattgebilde, oder Anhänge der Achse dargestellt, und in zwei Abtheilungen, — erst zu den Blüthen bringenden, dann an den blüthenlosen (kryptogamischen) Gewächsen, — betrachtet. Das *zweite Buch* betrachtet die Pflanze im Zustande der Thätigkeit, indem es die Elementar-Organe und die zusammengesetzten Gebilde in ihren *Funktionen* verbindet. Das *dritte Buch* enthält die *Grundsätze der Klassifikation*, das *vierte* (*Glossologie*) stellt die in der Botanik üblichen Adjektiv-Ausdrücke zusammen. Diese Methode, die Prädikate, welche den Theilen beizulegen sind, gleichsam selbstständig, und ohne alle Beziehung auf irgend einen *bestimmten* Theil abzuhandeln, hat unsern ganzen Beifall; sie umgeht nicht nur alle Wiederholungen, sondern sie erhebt gleichsam die Glossologie auf die Stufe einer freien Konstruktion, wodurch dieselbe, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, für denkende Zuhörer und Leser einen eignen Reiz erhält, statt dafs dieser Theil der Botanik gewöhnlich für trocken gehalten, von den Zuhörern auf Universitäten gleichgültig aufgenommen, und von Lehrern, die zu gefallen wünschen, oft über die Gebühr beschnitten und übereilt wird. In der hier gerühmten Weise aber ist es nicht einmal nöthig, die Organographie *vor* der Glossologie abzuhandeln; es genügt schon, zu wissen, dafs man mit zwei Hauptreihen von Formen, nämlich gestreckten, als Achsen, die peripherischen Theile verbindenden, und mit peripherischen, mehr oder weniger in Flächenform erscheinenden Gebilden zu thun habe, und dafs, wo diese beiden Grundschemen in einander übergehen, sich auch die entsprechenden Prädikate von dem einen auf das andere übertragen lassen. Es handelt sich also nur davon, welche Formen solche imaginären Stengel oder gestreckte Achsen und Flächen erfahrungsmäfsig bisher im Pflanzenreiche unter allen möglichen *wirklich* zeigten und wie man diese bestimmt und benannt hat. Hierbei wird Jedem klar, dafs jedes andere Naturreich insofern an denselben Bestimmungen Antheil haben kann, als es die entsprechenden Gebilde ebenfalls darbietet.

Das *fünfte Buch* beschäftigt sich mit den *Regeln*, welche man beim *Beschreiben*, *Benennen* und *Aufschlagen* (Bestimmen) *der Pflanzen zu beobachten hat*; das *sechste* giebt einen Abrifs der *Pflanzengeographie*, das *siebente* endlich handelt von der *Metamorphose*, sowohl von der regelmäfsigen oder normalen, als von der krankhaften und unregelmäfsigen. Die Erklärung der sechs, sehr schön ausgeführten Kupfertafeln, welche diejenigen Figuren enthalten, die sich im Holzschnitt nicht gut darstellen liefsen, und ein doppeltes Register, der Substantiven und der Adjectiven, schliefsen dieses eben so nützliche als wohlgefällige Werk.

Die *Einleitung in das natürliche Pflanzensystem* (No. 2) ist schon durch eine in dem Industrie-Comptoir zu Weimar erschienene Uebersetzung unter uns verbreitet. Unter diesem Titel schenkt uns der Hr. Verf. eine Uebersicht des Gewächsreichs nach natürlichen Familien, deren Zahl hier 272 beträgt. Jede Familie wird kurz definirt, (ein Vorzug, der dieses Werk vor

allen ähnlichen auszeichnet), dann auch ausführlich beschrieben, nach ihren *Verwandtschaften*, ihrer *geographischen Verbreitung* und ihren *Eigenschaften* erörtert, und durch einige, bloſs namentlich angeführte Beispiele erläutert. Unter der Diagnose jeder Familie werden die Abweichungen vom Grundcharakter, welche bei einigen Familien gefunden werden, mit Erwähnung der abweichenden Gattungen, eingeschaltet. Besonders reich sind die Abschnitte über die *Verwandtschafts-Beziehungen* und über die *nützlichen* oder *schädlichen Eigenschaften*, welche die Pflanzen jeder Familie in ökonomischer, technischer, ärztlicher u. s. w. Hinsicht besitzen, ausgestattet. Man wird diese Abschnitte, bei den Hülfsmitteln, die dem Hrn. Verf. zu Gebote standen, und bei seiner ausgebreiteten Belesenheit als eine unerschöpfliche Fundgrube benutzen lernen. Die ausführlicheren Familien-Charaktere sind in lateinischer Sprache verfaſst, der übrige Text ist in englischer Sprache geschrieben.

Besonders lesenswerth ist die Einleitung, in welcher der Hr. Verf., indem er das erste Lehrbuch nach den Grundsätzen der natürlichen Methode für England an's Licht stellte, sich über die dieser Methode zur Grundlage dienenden Principien auf die faſslichste Weise ausspricht, zugleich aber auch die Werthe der beiden Methoden, der künstlichen und der natürlichen, mit entscheidenden Gründen gegen einander abwägt.

Er richtet seine Gründe hauptsächlich gegen den scheinbarsten Einwurf, den man gewöhnlich und bis zum Ueberdruſs hört, — daſs man nach dem natürlichen Systeme nicht, wie nach dem artificiellen, Pflanzen bestimmen, d. h. unbekannte Gewächse in systematischen Werken auffinden könne.

Diesem, eine äuſsere und zum Theil zufällige Bestimmung des Systems berührenden Einwurfe durfte er um so mehr seine Aufmerksamkeit schenken, da gegen das Wesentlichere, — den innern Werth und die Nothwendigkeit der Aufgabe, — eigentlich gar keine Einwürfe gemacht werden können und selbst die sogenannten Linnéaner Linné's Geist beleidigen würden, wenn sie diesen Werth bestreiten wollten.

Der Weg, den Hr. Lindley hier andeutet, ist auch für die richtige Einsicht in das Wesen einer nationellen Anordnung der natürlichen Pflanzenfamilien zu einem Ganzen von gröſster Wichtigkeit. *Natürlich* sind die *Grundeintheilungen* des Gewächsreichs in Hauptmassen: Gefäſspflanzen, Zellenpflanzen; Exogenische und Endogenische Gefäſspflanzen; angiospermische und gymnospermische Exogenen (Laub- und Nadelblättrige), grasartige und blumige Endogenen u. s. w.; — *natürlich* sind die *Familien* selbst, oder sollen es doch sein: aber alle Stufen, die in der Mitte liegen, die von Einem zu zu *einem* Andern führen, sind künstlich. Geschickt, und mit dem Bewuſstsein ihres Zwecks angelegt, können diese Zwischenglieder auf analytische Weise ebenso sicher, ja noch sichrer, jede gegebene Pflanze in ihre Ordnung oder Familie finden lehren, als die Klassen u. s. w. irgend eines artificiellen Systems, z. B. des Linné'schen. Hr. Lindley stellt eine solche Clavis auf, welche wenig zu wünschen übrig läſst *) und macht, indem er den Gebrauch derselben lehrt, zugleich auf die Unsicherheiten des Linné'schen Systems schon allein im Bereich der Brittischen Flora aufmerksam, welche die jeder natürlichen Anordnung bei weitem übersteigen. So zählte z. B. die Monandrie in England unter 5 Gattungen 3 Ausnahmen vom Klassen-Charakter, die Tetrandrie unter 21 Gattungen 5, ($\frac{1}{4}$), die erste Ordnung der 5ten Klasse unter 41 Gattungen 5 Ausnahmen ($\frac{1}{8}$), die zweite Ordnung (mit Ausschluſs der Umbelliten) unter 8 Gattungen 3, die dritte unter 5 Gattungen eine, und die einzige Gattung der Pentandrie Hexagynia ist selbst eine Ausnahme. Die achte Klasse enthält 12 Gattungen, von denen 5 anomalisch sind, die zehnte Klasse zählt bei 21 Gattungen 8 abweichende, u. s. w.

Noch muſs, als sehr vollständig und lehrreich, die bei jeder Familie angeführte Synonymie gerühmt werden.

In der Behandlung des Gegenstandes selbst und besonders in der geschickten, zuweilen schematisirenden Darstellung der Grundanordnung der Blüthentheile zeigen sich so viele lichte und erfreuliche Stellen, daſs man sich von dem Geiste des Verfs. in den geheimsten und verworrensten Regionen des Pflanzenbaus mit einer zutraulichen Behaglichkeit umherleiten läſst.

*) Diese analytische Nachweisung der natürlichen Familien hat Hr. Beilschmied mit manchen Zusätzen und Erläuterungen ausgestattet, in der *Flora*, oder *botanischen Zeitung* neu herausgegeben.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

1. *An Introduction to Botany. By John Lindley.*
2. *An Introduction to the Natural System of Botany or a Systematic View of the Organisation, Natural affinities, and Geographical Distribution of the whole Vegetable Kingdom; together with the uses of the most important species in Medicine, the Arts, and rural or domestic Economy. By John Lindley.*
3. *Nixus Plantarum, Auctore Johanne Lindley.*

(Schlufs.)

Die unter No. 3. angeführte kleine Schrift, Nixus plantarum, verdient die gröfste Aufmerksamkeit. Was oben in Bezug auf die Zusammenstellung der natürlichen Familien berührt worden: dafs die Zwischenstufen zwischen den anatomisch-physiologischen Grundabtheilungen des Gewächsreichs und den Familien in allen bisher aufgestellten natürlichen Methoden, sei's mit Absicht, oder absichtslos und aus Täuschung, künstlich eingeführt seien, wird hier von Hrn. Lindley in's Auge gefafst. Die wichtige Aufgabe ist: diese Zwischenstufen durch Mittelglieder auszufüllen, *die nicht weniger natürlich seien*, als die Haupteintheilungen und die Familien-Gruppen. Dafs sei heilsamer, als die immer mehr überhand nehmende Zerfällung der bekannten Familien und die Begründung neuer. Im Gefühl der Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Unternehmens, verkennt er weder die verwandten Bemühungen einiger Vorgänger, noch die Gefahren, denen er sich selbst aussetzt: „fama enim vix speranda est, vituperatio potius timenda in incepto, quo tot tantique viri iam succubuere".

Der Irrthum, welcher der Ausbildung einer in sich natürlichen Methode bisher im Wege gestanden, liegt, nach dem Hrn. Verf., in der vorgefafsten, zum Theil apriorisch abgeleiteten Meinung von den *Werthen der Charaktere*, z. B. der Perigynesis und Hypogenesis *), und dem daraus hergeleiteten Grundsatze: dafs der Charakter eine Abtheilung bilden könne, da dieses doch nur insofern gelte, als der Charakter ein *wesentlicher*, und folglich absolut sei, im entgegengesetzten Falle aber nicht. Der *wesentliche Charakter* bestimme, (wie Fries richtig bemerkt), *allein die Affinität*, der zufällige aber nur eine *Analogie* oder Aehnlichkeit.

Die Frage aber, was wesentlich und was zufällig sei? beantwortet Hr. Lindley, wie uns scheint, auf's befriedigendste so: die *physiologischen Charaktere* allein sind *wesentlich*, alle vom Bau hergeleiteten aber sind *schwankend*, d. h., sie sind auf verschiedenen Stufen des Gewächsreichs, aus uns noch völlig unbekannten Gründen, bald wesentlich, gleich den physiologischen, bald aufserwesentlich. Wesentlich an und für sich also ist die Hervorbildung oder der Mangel der Sexual-Organe, die Art zu keimen und zu wachsen, die innere Struktur der Stämme u. s. w.; die Epigynesis aber ist z. B. bei den Synanthereen wesentlich, bei den Ericeen von geringem Gewicht, bei den Saxifrageen ganz unwichtig; ein reichliches Eiweis mit kleinem Embryo scheint eine Grundeintheilung der Dikotyledonen mit mehrblättriger Blume zu begründen, bei den einblättrigen hingegen hat dieser Charakter, wie Pyrola und Orobanche beweisen, keine Bedeutsamkeit.

So bezeichnen also alle, aus der Struktur abgeleiteten Charaktere, insofern sie nicht, wie z. B. die nackten Eichen der Nadelhölzer, zugleich physiologische Momente involviren, innerhalb der gröfsern physiologischen Kreise nur die mannigfaltigen *Bestrebungen* (nixus) der Pflanzen, vermöge deren sie bald diese, bald jene Form und Richtung der Entwicklung verfolgen. Diese Sphären oder Grundlagen der Bestrebungen las-

*) So schreibt Hr. L., wie uns scheint, nicht ganz sprachrichtig.

sen sich nur *umschreiben*, (diagnosiren), nicht aber, wie die Grundabtheilungen, durch die Angabe ihres wesentlichen Charakters *definiren*.

Die sogenannten wesentlichen Charaktere dieser Stufen oder Stämme der Entwicklungsbestrebungen sind nichts weiter, als die Bedeutungen der vorwaltenden Formen eines Typus, umgeben von mannigfaltigen Ausnahmen.

Der Ausdruck: nixus, ist von dem Vf. sehr glücklich gewählt, indem er sowohl *Bestrebung*, als *Stufe*, *Stamm*, *Grundlage* bezeichnet; er ist aber schwer zu übersetzen, und vielleicht nur andeutungsweise durch: *Stamm*, d. i. lebendige Basis oder Einheit lebendiger Entwicklung *nachzubilden*. Hr. Rob. Brown nähert sich dem Begriff dieser Stämme überall, wo er das Bedürfniſs *natürlicher Klassen*, als höherer Einheiten für mehrere Familien, hervorhebt.

In der Anordnung der Stämme nähert sich Hr. Lindley den Grundsätzen, welche Fries aufgestellt hat; aber nur *der*, dem so viele Pflanzenformen vor Augen schweben, wie unserm Hrn. Verf., kann diese Grundsätze *so* anwenden.

Die Stämme vereinigen sich in Cohorten, die Cohorten in Unterklassen (Subclasses), die Unterklassen in Klassen; alle Stufen für sich aber müssen als Kreise bildend gedacht werden, so daſs zwischen je zweien der zunächst stehenden die verbindenden Ausstralungen einer jeden derselben treten und die Kette schlieſsen. Es ist hierbei merkwürdig, daſs der Verf., ohne es zu suchen, auf sehr verschiedenen Stufen für jeden Kreis fast durchgängig die Drei- Fünf- oder Siebenzahl der Glieder erhielt, gröſstentheils aber die Fünfzahl.

Um diese Methode an Beispielen zu erläutern, wollen wir den Kreis der Klassen, und den Kreis der Cohorten einer Unterklasse anführen, den Kreis der Stämme (nixus) einer Cohorte aber nur andeuten. Wir bemerken noch, daſs Hr. Lindley die Namen der Stämme auf eine sehr einfache Weise durch die Endigung alis, ales bezeichnet, welche er nach Umständen bald mehreren bald wenigeren der Anfangssylben der Hauptfamilie anhängt, z. B. Ranales für den Stamm, welcher die Ranunculaceae, Papaveraceae, Nymphaeaceae, Nelumboneae und Cephaloteae in sich begreift; Umbellales für Umbelliferae und Araliaceae, u. s. w. Die Namen der Cohorten bezeichnen den Hauptcharakter, ohne Rücksicht auf andere Charaktere, welche den habituellen Ausdruck ergänzen.

Die vier Klassen der geschlechtigen Pflanzen bilden mit der fünften, der Klasse der Esexuales, folgenden Kreis:

Exogenae, Endogenae,
Gymnospermae, Rhizantheae,
Esexuales.

Die Exogenen und Endogenen sind die höchsten Entfaltungssphären des Kreises; (der Hr. Verf. braucht dafür, mit Hrn. Fries, den nicht ganz bezeichnenden Ausdruck: centrum, Mittelpunkt;) die Ungeschlechtigen bezeichnen den Ausgangspunkt. Zwischen diese (die Esexuales) und die Rhizantheae fallen die Pilze; zwischen die Rhizantheae und die Endogenae die Arideen; zwischen die Endogenae und Exogenae treten die Smilales (Smilaceae, Dioscoreae, Roxburghiaceae), zwischen die Exogenae und Gymnospermae (Coniferae) die Piperales, endlich zwischen die Gymnospermae und Esexuales die Equisetaceae und Cicadeae, wodurch die Glieder des Kreises sich zur Kette schlieſsen.

Nehmen wir nun, als zweites Beispiel, die erste der drei Unterklassen der Exogenae, die Exogenae polypetalae. Sie zerfallen in 7 Cohorten.

1. Albuminosae; der Embryo ist viel kleiner als das Eiweis. Mit 5 *Stufen*: Ranales (siehe oben). Anonales: Myristiceae, Magnoliaceae, Winteraceae, Anonaceae, Dilleniaceae. Umbellales (siehe oben). Grossales: Grossulariaceae, Escalonieae, Bruniaceae. Pittosporales: Vites, Pittosporeae, Olacineae.

2. Gynobasicae; die Carpelle um eine vorspringende Central-Achse geordnet. Hierher die 4 Stufen der Rutales, Geraniales, Coriales (Coriarieae) und Fleerkeales (Limnanthaceae).

3. Epigynae; das Ovarium verwachsen, oft mit einer Scheibe gekrönt: Onagrales, Myrtales, Cornales, Cucurbitales, Begoniales.

4. Parietales; mit Wände-Samenböden: Cruciales, Violales, Passionales, Bixales.

5. Calycosae; der Kelch ist in einen unvollständigen Kreis geordnet, und zeigt zwei mehr nach aufsen fallende Blättchen: Guttales, Thealeſ, Acerales, Cistales, Berberales.

6. Syncarpae; die Charaktere der fünf vorherschenden Cohorten fehlen; die Carpelle sind zu *einer*

Frucht verwachsen: Malvales, Malinales, Rhamnales, Euphorbiales, Silenales.

7. Apocarpae; die Charaktere der fünf ersten Cohorten fehlen; die Carpelle sind entweder getrennt, oder leicht und unverletzt trennbar, oder nur einzeln in einer Blüthe vorhanden: Rosales, Saxales, Ficoidales, Crassales, Balsamales (Amyrideae, Anacardiaceae).

Diese sieben Cohorten verketten sich nun durch ihre (cursivgedruckten) Grenzstämme zu einem Kreise:

Apocarpae *(rosales)*	*(ranales)*	Albuminosae
(saxales)		*(ranales)*
(onagrales)		*(malvales)*
Epigynae.		Syncarpae
(cucurbitales)		*(silenales)*
(passionales)		*(cistales)*
Parietales.		Calycosae
(violales)		*(guttales)*
(geraniales)	Gynobasicae	*(rutales.)*

So kurz, wie oben die Cohorten, werden auch die *Stämme* oder Nixus charakterisirt. Z. B. Cohors III. Epigynae.

Nixus 1. Onagrales: Oligandrae, centrales. (Placenta centralis).
- 2. Myrtales: Polyandrae, centrales.
- 3. Cornales: Valvatae. (Aestivativae valvata).
- 4. Cucurbitales: Parietales.
- 5. Begoniales: Unisexuales, centrales.

Eine, mit einigen Erläuterungen versehene deutsche Ausgabe dieser, in kurzen Andeutungen viel umfassenden Schrift hat Hr. Beilschmied, wie wir hören, in den Druck gegeben.

Nees v. Esenbeck.

XVI.

Griechisch-deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen nebst beigefügter kurzer Erklärung und Angabe der Sylbenlänge für den Schulgebrauch; ein Anhang zu jedem griechischen Wörterbuche. Von G. Ch. Crusius. Hannover, 1832.

Bei der Abfassung eines solchen Buches, wie das vorliegende, konnte ein dreifacher Plan befolgt werden; es konnten nämlich die Eigennamen entweder bloſs sprachlich als nothwendiger Theil eines Lexikons betrachtet werden, insofern auch sie ein bisher freilich sehr vernachlässigter Theil des gesammten Sprachschatzes sind; oder es konnte, ohne besondere Rücksicht auf die Form der Namen, die dadurch bezeichnete Sache oder Person erläutert werden, in welchem Falle dann ein Real-Lexikon entstehen würde, das auch ohne wissenschaftliche Methode doch für gewisse Zwecke seinen Nutzen haben könnte; oder endlich es konnten diese beiden Rücksichten gleichmäſsig durchgeführt werden, mehr oder weniger ausführlich. Wenn nun der Verf. das allerdings in verschiedenen Beziehungen sehr fühlbare Bedürfniſs eines Lexikons der Eigennamen befriedigen wollte, so hätte er einen der genannten Pläne mit Konsequenz verfolgen sollen, was leider nicht geschehen ist. Offenbar nun hat dem Verf. mehr das bloſs sprachliche Bedürfniſs vorgeschwebt, wie aus der Vorrede und aus dem Werke selbst erhellt, und auch wir möchten zunächst wünschen, daſs hierfür etwas Tüchtiges geleistet würde. Der Verf. hat aber seine ursprüngliche Arbeit, bei der er vielleicht die Forderungen einer wissenschaftlichen Sprachforschung weit mehr im Auge hatte, bedeutend modificirt, indem er sie, auf den Wunsch seines Verlegers, für den Schulgebrauch bestimmte. Er hat sich dadurch genöthigt gesehen, seine Sammlung von Eigennamen nicht über die Schriftsteller hinaus auszudehnen, welche in den Kreis der Schule fallen, und auſserdem so viel von historischer Erklärung hinzuzuthun, als für seinen Zweck nöthig schien. So ist denn zu unserm Bedauern ein Buch entstanden, welches das wirklich vorhandene Bedürfniſs fast gar nicht befriedigt, das vorgebliche aber auch nur zum Theil; denn Schüler werden in solchem Wörterbuche noch ganz andere Belehrungen zu suchen haben, als hier gegeben sind, während wieder von dem Gegebenen ein groſser Theil für sie unnütz ist; und im Allgemeinen ist ihnen das Buch sehr entbehrlich. Wenn also der Vf. fortfährt, an der Vervollkommnung des Werkes zu arbeiten, was wir allerdings wünschen, so würden wir ihm rathen, sich nicht durch beschränkende Rücksichten des Verlegers davon abhalten zu lassen, in wissenschaftlichem Sinne eine möglichst vollständige Sammlung aller Eigennamen zu geben, mit genauer Angabe alles dessen, was ihre Form und die Zeit ihres Gebrauchs betrifft, dagegen mit Weglassung aller historischen Erklärung, so weit sie nicht zur Vermeidung von Zweideutigkeiten durchaus unentbehrlich ist; rathsam ist es dabei auf jeden Fall, die wichtigsten Stellen der Autoren genau anzugeben, wodurch denn Jeder in den Stand gesetzt wird, theils über die Form, theils über die Bedeutung der Namen die Quellen selber nachzusehen. Wir stimmen dem Verf. bei, wenn er die barbarischen Namen nicht ausscondert, da sie in der Regel so weit von ihrer wahren Form entfernt werden, bis sie aussehen, wie aus griechischer Wurzel entsprungen; nur die römischen, welche keine anderen Veränderungen erleiden, als so weit sie nach bekannten Gesetzen der griechischen Aussprache und Schreibung nöthig sind, könnten füglich weggelassen werden. Die alphabetische Ordnung, wenn auch nicht unbedingt nöthig, möchte doch beizube-

halten sein, jedoch müfste auf die Etymologie mehr Rücksicht genommen werden, so wie auf die Gesetze der Namenbildung. Es wäre wünschenswerth, wenn das, was sich hiervon unter allgemeine Gesichtspunkte bringen läfst, vereinigt wäre zu einer besonderen Abhandlung, die dem Wörterbuch schicklich vorgesetzt werden könnte.

So, glauben wir, würden die Anforderungen derer, für welche wirklich die Sammlung der Eigennamen ein Bedürfnifs ist, am besten befriedigt werden. Der Vollständigkeit nahe zu kommen halten wir nicht für so unmöglich, als der Verf. Vorrede p. VI. thut. Wir glauben, dafs kein Schriftsteller übergangen werden darf, der eine Ausbeute an neuen Namen verspricht, sollte man auch die später immer häufiger werdenden barbarischen für überflüssig halten. Für die Aussonderung einer bestimmten Anzahl von Schriftstellern läfst sich gar kein genügender Grund ausfindig machen, wenn einmahl die Rücksicht auf Schüler aufgegeben wird; und selbst bei dieser ist es nicht recht einzusehen, weshalb der Verf. die attischen Redner nicht berücksichtigt hat, die es gewifs eher verdienten, als Herodian u. A.

Doch nehmen wir das Werk, wie es einmahl ist, so können wir nicht leugnen, dafs der Fleifs und die Genauigkeit des Verfs. sehr anzuerkennen sind. Selbst die Vollständigkeit, so weit er sie beabsichtigte, läfst sich, zumal in Vergleich mit andern Lexicis, im Allgemeinen nicht bestreiten, obgleich wir glauben, dafs sie viel gröfser hätte sein können und sollen. Es wäre eine wenig nützende Arbeit, wenn wir aus den Schriftstellern, welche der Vf. vollständig benutzt zu haben versichert, alle mögliche Nachträge lieferten. Um jedoch unsen Urtheil zu bestätigen, machen wir wenigstens Einiges namhaft, was uns gerade aufgefallen ist als fehlend oder als falsch. So ist Aeschylus, der Tragiker, allein unter diesem Namen angeführt, obgleich mit 1) bezeichnet, so dafs der Verf. wohl einen zweiten, den Phliasier bei *Xen. Sympos. IV*, 63. hatte hinzusetzen wollen. Agetor ist nur als Beiname des Hermes aufgeführt aus Pausanias, während es doch näher lag aus *Xen. de Rep. Lac. XIV*, 2. als dorischer Beiname des Zeus. Von den aus dem dorischen Verbum ἀγέω gebildeten Namen, welche Ref. zu jener Stelle beigebracht hat, sind Agemon, Agesippos und Agetoridas nur in der ionischen Form hingestellt; letzteres steht aufser der dort angeführten Inschrift auch bei *Polyaen. II*, 33. Auch hätte das Agema wohl eine Erwähnung verdient, wenn nicht das spartanische bei *Xen. ib.* §. 7., so doch das makedonische. Der aus *Xen.* erwähnte Alypetos war ein spartanischer, nicht ein thebanischer Polemarch. Dailochos ist übergangen, Datamas aus Arrian genannt; beides wäre, so wie noch manches Andere, leicht aus Sturz *Lexic. Xen.* zu entnehmen gewesen. Die sämmtlichen, schönen Hundenamen, welche *Xenoph. Venat. VII*, 5. empfiehlt, sind ausgelassen; sie sind offenbar nicht von *Xen.* selbst gebildet, sondern waren im Gebrauch; ja der letzte davon, *Horme*, war der Name einer Hündinn, welche zu verewigen, *Arrian. Ven. cap. V.* sich sehr angelegen sein läfst. Andere Thiernamen, z. B die der Rosse des Achill, sind nicht übergangen. Der Flufs *Larissos* aus *Xen. hist. gr. III*, 2, 23. wird wohl richtiger *Lardos* geschrieben; übrigens ist auch jenes nur Vermuthung von Leunclav; die Lesart *Λάρισσα* kann nur dann verworfen werden, wenn das von Weiske und Schneider übersehene Zeugnifs des Theopomp bei *Strab.* 9. p. 1184. widerlegt ist, dafs an der Grenze von Achaja und Elis auch eine Stadt Larissa gelegen habe. Die *Pelagonische Tripolis* liegt nicht, wie Strabo irrthümlich sagt, in Makedonien, sondern in Thessalien, was sich genau nachweisen läfst aus Livius, der überhaupt nicht benutzt ist; so ist z. B. aus ihm Andranodorus nicht erwähnt. Desgleichen fehlen nicht wenige Namen, die selbst für die Geschichte und Alterthümer zu wichtig sind, um übergangen zu werden, sollten sie auch bei den in Schulen gangbaren Schriftstellern nicht erwähnt sein. Die κῶμαι von Sparta werden gar nicht, oder mit Unrichtigkeiten angeführt; Pitana nämlich wird nur als eine nicht weit von Sparta gelegene Stadt bezeichnet; Limnae als Vorstadt, Dyme nur als die Stadt in Achaja, Kynosura nur als Vorgebirge in Attika; Mesoa ist ganz ausgelassen, ebenso das wenigstens in Argos sichere Pamphyliakon; vgl. Ref. zu *Xen. Rep. Lac. XI*, §. 5. Wir können es nicht rügen, dafs die dort angeführten, zum Theil zweifelhaften Namen spartanischer Lochen nicht erwähnt sind; schlimmer aber ist es, dafs, wenn gleich s. v. *Δῆμος* die drei dorischen Stämme richtig angeführt sind, doch wieder die Pamphyler und Hylleer nur als sikyonische bezeichnet werden. Solche und mehrere andere Dinge der Art hätten aus O. Müller's u. A. Schriften leicht vervollständigt und berichtigt werden können. Chion, Sohn des ebenfalls übergangenen Matris, ist unerwähnt gelassen, obgleich unter seinem Namen noch eine Sammlung erdichteter Briefe vorhanden ist, und er selbst eine geschichtliche Bedeutung hat als Schüler des Plato und Mörder Klearch's, des Tyrannen vom pontischen Heraklea, der aber auch nicht aufgeführt ist.

Unrichtigkeiten in den Formen der Namen sind uns nur wenige aufgestofsen. *Γραὸς στήθος* ist falsch accentuirt. *Γυγάδας* hat ohne Zweifel die erste Sylbe lang. *Δημάδης* ist mit kurzem *ᾰ* aufgeführt, ein weit verbreiteter Irrthum; s. H. Lhardy in seiner *dissert. de Demade.* Berlin 1834.

Möchten diese Bemerkungen dazu beitragen, den Verf zu ermuntern, dafs er seinen löblichen Fleifs, mit dem er eine im Vergleich zu ähnlichen Arbeiten sehr achtungswerthe Arbeit geliefert hat, dem vorliegenden Gegenstande nicht entzieht, sondern ihn ohne irgend eine unwissenschaftliche Beschränkung seines Planes der Vollendung möglichst nahe bringe.

F. Haase zu Schulpforte.

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

XVII.

Die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Von A. Hirt. Berlin 1833. 354 S. *gr.* 8.

Vorliegendes Buch schliesst den Kreis beinah fünfzigjähriger Bestrebungen, die ein gelehrter und glücklicher Archäolog der alten Kunst zugewandt hat. Hr. Heinrich Hirt, nachdem er in andern längst für klassisch anerkannten Werken die Theorie und Geschichte der alten *Baukunst* abgehandelt hat, vereinigt nunmehr in diesem jüngst erschienenen Werke die Resultate seiner Forschungen über die Entwicklung der *bildenden Künste* bei den Alten zu einer gedrängten Uebersicht. Er weist in der Vorrede die einzelnen Abhandlungen und Aufsätze nach, durch welche er seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine auf diesen Theil der alten Kunst gerichteten Bemühungen kund gegeben hat, und die zum Theil die Grundlage der gegenwärtigen Schrift ausmachen. Hätte er damit nur beweisen wollen, daß er, von dem Beginn seiner kunstgelehrten Laufbahn an, das Ganze der alten Kunst im Auge gehabt habe, so würden wir diese einzelne Aufzählung für überflüssig halten. Denn wer zweifelte wohl daran? Vielmehr wissen wir hinlänglich, daß es auch die *alte* Kunst nicht allein gewesen ist, die den Forscher beschäftigte. Aber Hr. Hirt hat das persönliche Bedürfniß gehabt, auf der Schwelle des Greisenalters zurückzublicken auf die Leistungen der Jugend und des männlichen Alters, nicht redselig lobpreisend, sondern die Zerstreute sammelnd, verbindend, ergänzend und zu einer nahlichen *Uebersicht* vereinigend. Ohne Zweifel vereinigt er die sonst meist getrennten Erfordernisse eines Geschichtschreibers der Kunst in vorzüglichem Grade. Er hat während eines langen Lebens unendlich viel gesehen, eine Reihe von Jahren in dem klassischen Lande und unter den ausgezeichnetsten Werken der Kunst nicht als Dilettantismus, sondern berufsmäßig gelebt, er hat sich dabei das ganze Rüstzeug antiker Gelehrsamkeit angeeignet und in spätern Jahren eine reiche und ergiebige Muse genossen, um die Ergebnisse gelehrter Studien mit der Lebendigkeit unmittelbarer Anschauung zu combiniren. So muß uns also dieses Buch doppelt willkommen sein, weil es seinen Gegenstand in gedrängter Vollständigkeit umfaßt und sich selbst als das Endresultat eines langen auf dieses Ziel gerichteten Strebens ankündigt. Es ist das Ergebniß zugleich der gelehrten Studien des Verfs. und seiner technischen vielfach geübten Betrachtung.

Wir haben hinsichtlich der Anlage des Ganzen nur das Eine auszusetzen, daß Hr. Hirt sich etwas zu streng an den Begriff einer *Kunstgeschichte* gehalten hat. Von einer solchen verlangen wir nothwendig nur die Darstellung des historischen Verlaufs, der Entwicklung, Vollendung und Abnahme der Kunst, zugleich mit der Vertheilung der uns erhaltenen Monumente über die verschiedenen Perioden, als Belege dessen, was sie geleistet. Die Technik und ihre Theorie, ferner die Lehre von den Gegenständen der Kunst, und wie sie behandelt worden sind, gehören nicht wesentlich in die *Geschichte* der Kunst, obgleich sie die Grundlage derselben und den Neuern vorzüglich wichtig sind. Hr. Hirt hat sie größtentheils von dem vorliegenden Buche ausgeschlossen, und insofern verlangt dieses noch eine Ergänzung durch andere Werke. Nur in zwei interessanten Abschnitten überschreitet er die engeren Gränzen, die er sich selbst gesetzt, in der Abhandlung über das Götterfystem der Aegyptier und seine Darstellung in den Monumenten, von S. 11—38, und dann in dem Abschnitt über die Technik der Griechischen Mahlerei, von S. 162—166, indem er ein Resumé seiner darauf bezüglichen akademischen Abhandlungen giebt und damit das vorliegende Werk vervollständigt. In ähnlicher Art hätten wir ihn aber auch über den Erzguß, die Metall- und Marmor-

arbeit, und über die Ideale des Griechischen Götter- und Heroencyklus in diesem Zusammenhange zu vernehmen gewünscht; und es würde dem verehrten Verf. leicht gewesen sein, die Resultate seiner Abhandlungen in der Amalthea Band I. u. II. über Material und Technik der Bildkunst von neuem hier zu verarbeiten, und aus seinem mythologischen Bilderbuche die Darstellung des Griechischen Götter- und Dämonensystems zu entnehmen.

Dagegen ist der eigentlich *historische* Theil der Kunstgeschichte bei Hirt sehr reichhaltig und ohne Vergleich richtiger und vollständiger als bei Winckelmann. Alle Künstler des Alterthums, die nur irgend einiges sachliche Interesse haben, werden nach Zeit und Fach gesondert, mit vollständiger Anführung ihrer bei den Autoren erwähnten Werke, durchgenommen. Dabei kamen dem Verf. allerdings die Künstlercataloge von Junius und Sillig zu Statten, doch bewährt sich die Selbständigkeit seiner historischen und chronologischen Untersuchungen zur Genüge. Eigenthümlich ist ihm die Auffassung und Durchführung eines strengen historischen Zusammenhangs in der gesammten alten Kunst. Er beginnt mit den Aegyptern, denen er die Erfindung, wenigstens die *früheste* Uebung aller Arten von Technik in jedem Material der Kunst anweist. Die Kunst der semitischen und arischen Völker sieht er als eine Verpflanzung von Aegypten an; die Inder übergeht er ganz: es würde ihm aber auch nicht schwer geworden sein ihre bildende Kunst wegen ihrer Unbestimmtheit als eine von Aufsen dahin verpflanzte und phantastisch umgestaltete Erfindung darzustellen. Die Frage über den Ursprung der griechischen Kunst hat ein näheres Interesse. Hr. Hirt leitet sie auch in gegenwärtiger Schrift vollständig aus Aegypten ab und stellt alle eigentliche Kunstübung vor der Eröffnung Aegyptens, Olymp. 31, vor Chr. 656, in Abrede. Deshalb verwirft er die Nachricht des Plinius, dafs Bularchus für Candaules (gestorben Olymp. 15 oder 16, 1) die Schlacht der Magneten mahlte, setzt den König Pheidon von Argos, als der zuerst Silber münzte, aus Olymp. 8 in die Zeit des Klisthenes von Sicyon (Solons Zeitgenossen) herab, indem er sich der gewöhnlichen Lesart bei Herod. 6, 127 bedient, obgleich sie von allen Editoren angefochten wird, und macht keinen Unterschied zwischen Theodorus, Rhökos' Sohn, dem Erfinder des Erzgusses, und dem Theodorus, Telekles' Sohn, der den Ring des Polykrates schnitt oder fafste. Wenn er aber auch hiezu berechtigt sein mag und ihm zugestanden werden mufs, dafs die ersten Nachrichten von wirklichen Kunstwerken in Griechenland nicht höher als an die 30ste Olympiade (Kypselus) hinauf reichen, so folgt doch daraus noch nicht, dafs die Griechen auch um dieselbe Zeit bei der Eröffnung Aegyptens (31. Olympiade) dort erst „die Elemente der Kunst geschöpft haben." Wenn dies der Fall wäre, so hätte noch eine bedeutende Zeit verfliefsen müssen, ehe nicht blofs Schiffer, Söldner und Handelsleute, sondern auch durch deren Berichte angelockt Kunstbeflissene jenes Land besuchen und bei der Abneigung der Aegypter mit Fremden umzugehen sich die Elemente der Kunst aneignen konnten, denn das blofse Sehen reicht doch dafür nicht hin. Und nun führte ja nach alter und unbestrittener Sage, die auch Hr. Hirt angenommen, schon um dieselbe 30. Olympiade der Korinther Demaratus kunstgeübte Arbeiter jeder Art mit sich von Griechenland nach Italien, und in der 50. Olymp. *erfüllten* nach Plinius Dipoenus und Scyllis Griechische Städte (Argos, Cleonä, Ambracia) mit ihren Werken und bald darauf lieferten Bupalos und Athenis ihre Arbeiten, an denen ein Augustus Gefallen fand. Augustus, sagt Hr. Hirt, ein Freund alterthümlicher Kunst; aber doch gewifs nicht solcher, an der nur der Antiquar hätte Gefallen finden können, sondern würdig die Prachtbauten in dem kaiserlichen Rom zu schmücken. Eben so setzt die Erzählung des Herodot (I, 163) von der Auswanderung der Phokäer Olymp. 58, 3 dafs sie alle Heiligenbilder aus ihren Tempeln und die andern Weihgeschenke „mit Ausnahme dessen, was Erz, Stein und Gemählde war, in ihre Schiffe luden" voraus, dafs schon eine grofse Zahl von solchen Arbeiten dort vorhanden war. Ref. hält es für unmöglich, dafs zwischen der Erlernung der Elemente und dieser ausgedehnten Kunstübung ein so geringer Zwischenraum gewesen sein soll. Es liegt in der Art alter Kunstgeschichte, dafs der unbeholfenen Anfänge, die noch nicht Naturwahrheit ausdrücken, gar nicht gedacht wird. So waren denn auch Dipoenus und Scyllis in Olymp. 50 nicht, wie Hr. Hirt sagt (S. 77), *die ersten Arbeiter in Marmor*, sondern genauer mit Plinius (36, 4) die *ersten*, welche durch ihre Marmorarbeiten *berühmt wurden* (inclaruere). Wir können nicht umhin anzunehmen, dafs die Griechen die Elemente der Kunst selbständig erfunden und seit dem Anfang der Olympiaden geübt haben. Uns beweisen die Erzarbei-

ten Vulkans bei Homer nicht, dafs noch kein Mensch sie ausübte, vielmehr dafs dergleichen schon vorhanden waren, wenn auch in geringerer Vollendung, als der Dichter dem göttlichen Künstler beilegt, und der Peplos, den die Troischen Frauen der Minerva darbringen, beweist doch, dafs ein menschlich geformtes Bild der Göttin da war. Und wenn dies Bedürfnifs der göttlichen Idee menschliche Form zu geben, sich so früh zeigt, wie sollte es nicht zu fortschreitenden Versuchen geführt haben, es in dauerhaftem Material zu befriedigen? Der ägyptische Stil, der im Allgemeinen den ältesten Bildern beigelegt wird, verlangt nicht Nachbildung ägyptischer Formen, sondern ist der nothwendige Anfang der Kunst: man begnügt sich mit der Totalität menschlicher Figur, ohne noch ein selbständiges Leben und Bewegung in den Gliedern auszudrücken.

Als die zweite Periode nimmt Hr. Hirt die Zeit von Olymp. 60 bis 80 an. Er unterscheidet in derselben nach den Andeutungen des Pausanias den *äginetischen* und *alt-attischen* Stil und nimmt als das Unterscheidende derselben für den ersten das alterthümlich Conventionelle, für den andern das richtige Auffassen des Naturgemäfsen an. Es ist bedenklich die letzte Bestimmung, die jedem Kunstwerk zu Grunde liegt, ohne einen negativen Zusatz zur Charakteristik einer noch nicht vollendeten Kunstperiode zu machen. Beide Bestimmungen vereint können wir als das Wesen des *Alt-Griechischen* aufstellen. Wenn aber doch äginetischer und alt-attischer Stil unterschieden werden, sollten wir nicht bei dem Mangel entschieden alt-attischer Werke und bei dem Vorhandensein entchieden äginetischer Bildwerke den Unterschied vielmehr so annehmen, dafs das Wesen des Aeginetischen die ängstliche Naturtreue, die des Altattischen die steife Würdigkeit sei, die wir an den ältesten Griechischen Bildwerken wahrnehmen?

Die dritte Periode, die des naturgemäfsen Idealstils, von Olymp. 80 bis 120, theilt Hr. Hirt in drei Stufen, 1) die der Athenischen Hegemonie von Olymp. 80—94, 2) der Spartanischen durch Lysander erneuten Hegemonie von Olymp. 94—104, 3) der Macedonischen Herrschaft von Olymp. 104 bis 120, Schlacht von Ipsus. Er bemüht sich die Steigerung in dieser Periode der vollendeten Kunst näher zu entwickeln; nur verschwindet der Faden, an welchem dieser Fortschritt festzuhalten ist, bisweilen bei der grofsen Zahl der Meister und der Menge biographischer und chronologischer Angaben. Eigentlich bilden nur die erste und dritte Stufe den Fortschritt, was die Sculptur betrifft, die als die Hauptkunst der Mahlerei immer einen Schritt vorangeht. Auf der ersten Stufe werden die Ideale der Erhabenheit durch Phidias und Polyklet erfunden und festgestellt, Juppiter, Minerva, Juno. Auf der zweiten schafft die Bildnerei weniger Neues, als sie das Gefundene erhält und ausbildet; dagegen triumphirt die Mahlerei durch Zeuxis und Parrhasius. In der dritten Epoche schreitet die Bildnerei, nachdem sie das Erhabene erfüllt, zur Darstellung des Lieblichen und der reizenden Schönheit fort: die Ideale des Apollo, des Bacchus und der Venus werden erfunden: der Schlufs wird durch die ideale Ausbildung der Individualität, das Porträt, gemacht. Die Vertheilung der Reste antiker Sculptur in diese Perioden der vollendeten Kunst kann einigen Zweifel erwecken, doch wird uns die Entscheidung eines Hirt, auch wo er seine Gründe nicht angiebt, immer von Bedeutung sein. In die zweite Periode und um die 100. Olympiade setzt er die Mediceische Venus und ihren Meister Cleomenes. Wahrscheinlicher dünkt es uns doch, eben ihrer Vollendung wegen bei dem Stillschweigen der Alten, dafs sie *nach* Praxiteles zu setzen ist, dafs also der Apollodorus, der Vater des Cleomenes, nicht jener berühmte Mahler, der Vorgänger des Zeuxis, sondern entweder der spätere Bildhauer oder sonst ein anderer ist. Zur dritten Stufe rechnet er unter andern den Laokoon, den farnesischen Stier und Herkules.

Nachdem die Kunst den höchsten Punkt der Ausbildung erreicht hatte, setzt Hr. Hirt nach Plinius' Angabe ihren Stillstand von Olymp. 120 bis 155, den er sehr richtig als die Periode des Nachahmungsstils bezeichnet. Er sieht sich „in den unangenehmen Zustand versetzt, auch nicht ein einziges gröfseres Bildwerk nennen zu können, das mit Sicherheit in diese Periode gehörte." Vielleicht gehören aber in dieselbe doch nicht wenige, selbst von denjenigen Werken, die als Belege der erfindenden Kunstepochen angeführt worden sind, denn die Kunstfertigkeit kann bei sehr erweitertem Betrieb nicht nachgelassen haben. Die fünfte Periode reicht von der neuen in Rom entstandenen grofsen Kunstthätigkeit bis auf die Zeiten der Antonine. In der Geschichte der Baukunst hat Hr. Hirt diese Periode mit Recht sehr hoch gestellt, sie verdient auch in Hinsicht der Sculptur noch grofse Achtung: die Zahl der neu gefertigten Werke ist ungeheuer, und an Zierlichkeit der

Arbeit und kunstreicher Ueberwindung der Schwierigkeiten sucht sie ihres Gleichen. Doch ist der Kreis der Erfindung erfüllt und die Verbindung orientalischer Cultus mit klassischer Kunst dient nicht dazu, diese zu befördern. Was mit Sicherheit aus dieser Periode noch übrig ist, wird angegeben und kurz beschrieben. Hr. Hirt versteht es meisterhaft, mit wenigen Worten Vorstellung und Ausführung zu charakterisiren. So beurtheilt er bündig die Kunst der Wandmahlerei in den Ausgrabungen am Vesuv und behandelt in einem eignen Abschnitt die Steinschneidekunst sehr interessant mit Beschreibung der wichtigsten Ueberreste, wie des Mantuanischen (Braunschweigischen) Gefäfses, und eines hier zum ersten Mahl archäologisch beschriebenen Onyxfläschchens in Besitz des Hrn. Beuth zu Berlin. In der letzten Periode hätten wir Hrn. Hirt gern ausführlicher über die zahlreichen Mithrasbilder vernommen, auch etwas mehr Berücksichtigung der grofsen Sarkophagreliefs gewünscht, von denen alle Sammlungen besonders aber die Römischen erfüllt sind und welche hauptsächlich die Kunstthätigkeit dieser Zeit in Anspruch nahmen. Nicht ihre Erfindungskraft, denn die Darstellungen sind nach Hrn. Hirt den Denkmählern der früheren besseren Zeiten entnommen. Aber der verehrte Verf. eilt zum Ziele: die Schilderung des Verfalls der Kunst ist ihm sichtbar peinlich. Er schliefst mit der Erwähnung der Reliefs am Bogen Constantins: „Wer solche betrachtet, wird gestehen müssen, dafs wir die Geschichte der bildenden Künste von ihrem Entstehen an bis an den Rand des gänzlichen Verfalls geführt haben."

C. G. Zumpt.

XVIII.

1. *The plays and poems of Will. Shakspeare, accurately printed from the text of the corrected copies, left by the late Sam. Johnson, George Steevens, Is. Reed, and Edm. Malone. With notes critical, historical and explanatory selected from the most eminent commentators; Mr. Malone's various readings; Johnson's preface; a life of the poet by Al. Chalmers; Shakspeare's will, with his autograph, from the original; a chronology etc. Leipsic* 1833. *gr.* 8.

2. *Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Berlin und Stettin b. Nicolai.* 1r *B.* 1830. 2r *B.* 1832. 8.

3. *Characteristics of women, moral, poetical and historical. With fifty vignette et chings. By Mrs. Jameson. In two Volumes. Second edition corrected and enlarged. Lond.* 1833. 8.

Mit Freuden kündigen wir diese drei Werke an als Beweis, dafs das Aechte und Tüchtige sich durch und über alle Unbill, Verhöhnung, Unberührbarkeit, ja Rohheit hinweg Bahn macht und seine Kirche bildet, immer und überall. Die Menge von Ausgaben Shakspeare's in und aufser England deutet auf Bedürfnifs und Theilnahme, nicht blofs Mode. Die Uebersetzungen in das Französische, Italienische und Deutsche beurkunden, wecken und beleben das Studium. Und so mag immerhin Shakspeare seltener, oder, aus welcherlei Gründen auch, verändert über unsere dermalige, seiner unwürdige, oder scenisch überbildete und überladene, die Einbildungskraft überbietende und paralysirende Bühne gehen — er wird von und vor sinnigen Freunden gelesen und vorgelesen, sein Wesentliches, Eigenthümliches wird mehr erkannt, tiefer durchdrungen, das Zufällige, Zeitliche, Bedingte richtiger gewürdigt, mit besonnener Sicherheit und klarer Ueberzeugung selbst preisgegeben, und so läutert und bildet sich der Sinn an ihm und zu ihm hinaus über die enge, kümmerliche Theaterwelt unserer Tage zu einer andern, die schon war und wieder kommen mufs, nicht als leidige Nachäffung und Wiederholung einer ausgelebten Zeit und Sitte, sondern als Ab- und Nachbild einer neuen zu gewinnenden und gewonnenen Form des Menschengeistes, welches aber tiefer und näher sich zusammenschliefst mit dem Bildungsgange selbst. — Zu diesem Ende aber das Verständnifs und die Verbreitung Shakspeare's noch auf kritischere Weise, als seine Landsleute bisher gethan, zu fördern, scheint den Deutschen namentlich vorbehalten zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

1. *The plays and poems of Will. Shakspeare, etc.*
2. *Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann.*
3. *Characteristics of women moral, poetical and historical. With fifty vignette et chings. By Mrs. Jameson.*

(Fortsetzung.)

So sehr und lebhaft man daher der typographisch vorzüglich und lobenswürdigst, hinsichtlich des Apparats reichlich und mannigfaltig ausgestatteten Ausgabe No. 1. einen schwunghaften Vertrieb wünschen muſs, ja eben darum vorausverkündigen darf, eben so sehr ist, wenn man den Standort der Kritik kennt, aus welchem Shakspeare von deutschen Kennern betrachtet wird, zu wünschen und vorauszusagen, daſs es dabei nicht sein Bewenden haben dürfe und könne. Mit leidiger Auctorität und Celebrität, etwa eines Dr. Samuel Johnson, ist es wohl jetzt unter den Deutschen nicht mehr abgethan. Das Todtengericht, das er über seine Vorgänger hielt, ist längst über ihn und viele seiner Nachfolger gehalten worden. Und so bedürfte es jetzt allerdings einer andern Einleitung, als der seinigen, eines andern Textes, anderer Beurtheilungen der vorhandenen Stücke, einer andern Kritik hinsichtlich der apokryphischen, eines andern Glossars, selbst wenn wir nur erwägen, was die Drakes, Douces, Nares bereits gethan; wie verschieden die Urtheile der englischen und deutschen Kritiker über seine lyrischen Gedichte sind, welche hier mit Recht wieder aufgenommen wurden. Merkwürdig ist übrigens, welche Massen jetzt in Lexikonformat mit augentödtender Schrift zusammengedrängt werden, indem zu hoffen steht, daſs gröſsere und würdigere litterarische Unternehmungen, wie denn gesammelte Werke klassischer Schriftsteller dahin gehören, allmälig wieder das Quart und Folio unanstöſsiger und bräuchlicher machen werden. Es scheint nicht unstatthaft, daran zu erinnern, weil damit wenigstens Einer der vielen diätwidrigen Ueberreize wegfiele, deren wir im Physischen und Psychischen nur zu viel haben. Bis dahin sind Unternehmungen, wie die vorliegende, so folgerecht und zierlich ausgeführt, löblich und der thätigsten Unterstützung des Publicums werth.

Auch No. 2. muſs willkommen sein, wenn es nur rascher gefördert würde, damit nicht, zumal bei den immer mehr sich drängenden neuen Uebersetzungen — wie wir hören, ist schon wieder als Probe einer Uebersetzung Shakspeare's in Einem Bande der Macbeth von Justus Körner erschienen — die Theilnahme des Publicums erkalte. Denn Verständniſs, Treue und näheres Anschlieſsen an die Styleigenheit des Dichters, wiefern die Conception sich auch in dem Bau und der Gliederung der Rede ausspricht, ist hier nicht zu verkennen und hebt diese Uebersetzung meistens weit vor der Vossischen hervor. Wir erwähnen diese, nicht etwa aus Tadelsucht und um Vossens anderweitige Verdienste herabzusetzen, sondern weil Jemand unsere früher in diesen Blättern gelieferte Beurtheilung dieser Uebersetzung, so wie unsere dort mitgetheilte Ansicht von Uebersetzungen überhaupt völlig miſsverstanden hat, als billigten wir, um es kurz zu sagen, mehr Paraphrasen und Zurichtungen für den Gaumen des Uebersetzers, oder der Lesewelt, als treue, auch in der Form streng treue Uebertragungen, indem wir doch nur das einseitige Beharren bei einer schwerfälligen, pausbackigen, durch Idiotismen und gesuchte Derbheit, ja Plumpheit, gleichviel, welchem Dichter, und welcher Dichtungsgattung aufgedrungenen metrischen Form, mithin den Mangel an Sinn für Styl, für das Eigenthümliche und Schickliche eines jeden, tadelten und nachwiesen. Mit dem Verfehlten und Folgewidrigen aber in unklarer Befolgung eines Grundsatzes wird darum der Grundsatz selbst nicht verworfen. Ja, wir besorgen gar nicht, trotz die-

sem Ausspruch, selbst folgewidrig zu handeln, wenn wir Vossens Kritik und vorzüglich metrische Berichtigung des Textes grofsentheils loben und empfehlen, mithin gerade ein Verdienst um eine bis auf ihn, ja noch nach ihm, allzuwenig beachtete Seite, hervorheben. Denn, wie sehr wir auch die Freiheit des Genius und eine anmuthige Nachlässigkeit ehren, können wir doch bei der allbekannten Vernachlässigung, ja willkürlichen Mifshandlung des Textes der Shakspeare'schen Dramen durch Schauspieler, Herausgeber und Ausleger, gar Manches was hieraus hervorging, nicht für Folge von jenem ansprechen, oder wohl eine wirkliche Sorglosigkeit des grofsen Dichters, vielleicht noch dann in einer frühern Stylsperiode, für absichtlich halten und als Gesetz feststellen, wenngleich wir sie, wie manche Freiheit selbst, ihm oder auch der Natur der Sprache vergeben müssen. Ein abgebrochener, unvollständiger Vers berechtigt noch nicht, sich in schwierigen Fällen der Uebersetzung damit auszuhelfen. Ein zwölf, dreizehn, vierzehnsylbiger Jambe verräth nicht selten mehr die Verlegenheit, oder Unachtsamkeit des Uebersetzers, als er den Dichter uns treu wiedergiebt. Diefs trifft auch die Kaufmann'sche Uebersetzung zuweilen; und davor zu warnen, ist darum noch nicht Pedanterie, oder Sinnesstumpfheit. — Nicht minder zu warnen scheint nöthig vor dem Streben, den Dialog fliefsend zu machen, in dem Sinne nämlich, dafs er sich mehr dem Tone der Conversation, der Sprache des gewöhnlichen Lebens nähere, womit nicht selten die wohlverbundenen Glieder und Verhältnisse der Rede aufgelöst, verschoben und umgestellt werden, wohin aber entweder der Ernst und die Würde, oder auch der leichte, sylphenartige Flug und Schwung der Laune und des Witzes verfehlt wird. Dürfen wir nun hierin unserm Uebersetzer eine löbliche Strenge und gebührende Unbeachtung solcher unbefugten Forderung gedankenloser und bequemer Leser oder Zuhörer nachrühmen, so verträgt sich damit nur um so weniger eine schlaffe und unsichere, ja lüderliche Prosodie, die sich nicht einmal mit dem vorgängigen Beispiel früherer Perioden unserer Poesie, am allerwenigsten aber mit der losen Prosodie einer Mengsprache, wie der englischen, beschönigen oder gar rechtfertigen läfst. Nicht, als ob hiermit der hölzernen, gezwungenen Regelrichtigkeit, welche das Quantitätsprincip vorwalten lassen möchte, wie Bothe that, das Wort geredet werden sollte, sondern nur theils gefragt, ob die Sprache einer vermittelnden Nation, wie der unsrigen, in ihrem Wesen und Grunde nicht geeignet, ja berufen sei, das quantitirende und accentuirende Princip zu verbinden und zu vermitteln, theils auf die löblichen Strebungen und Leistungen vorzüglich der Vosse und Apel, aber auch Anderer hingewiesen. Nur fehlerfrei und regelrecht zu sein sei immerhin ein geringes Verdienst — es nicht zu sein kann mindestens nicht zu Lob oder Ruhm gereichen. Dergleichen aber hier nachzuweisen würde leicht sein, wenn es der Raum gestattete. Elenden z. B. kann keinerlei Prosodie billigen. Bei gröfserem Verdienst aber in Styl, Ton, Localfarbe, Helldunkel, Proprietät, wie es hier im Ganzen genommen sich kund giebt, ist auch das kleinere nicht zu verachten. — Die beiden vorliegenden Bände enthalten König Lear, Cymbeline, Macbeth und Othello, und es ist nur zu wünschen, dafs die Fortsetzung stetter und rascher vorschreite, da durch solche Arbeiten die Uebersetzungslitteratur nur gewinnen kann, wie die Schlegel-Tieckschen gegen andere, z. B. die Benda'sche gehalten, hinlänglich beweisen. Denn, wenn die letztgenannte bei allem Fleifse nicht geeignet ist, durch ihre paraphrastischen Entgliederungen und schwerfälligen Erweiterungen weder ein treues Abbild Schakspeare'scher Gedrungenheit, Gedankenfülle und Inhaltsschwere zu geben, so sind durch die erstern, und namentlich auch durch die hier fragliche Kaufmannische nicht unbedeutende Schritte zu Lösung der Aufgabe geschehen, dafs Urschrift und Uebersetzung in Styl, Sprache, Begriff und Anordnung sich decken. Höhere Zwecke und Kraft fordern und fördern einander gegenseitig. —

Indem wir nun in alle Wege das Studium dieses einzigen Grofsen der englischen Dichter auch unter uns immer mehr und mehr betrieben zu sehen wünschen, kann uns No. 3. nicht anders als willkommen sein, da dieses Werk besonders neben der Beleuchtung der dichterischen Herrlichkeit auch der sittlichen ihr Recht widerfahren und, wenn auch nicht in erbaulichen, ascetischen Paränesen hervorhebt, doch nicht selten ihren Abstich gegen die heutige Unnatur und Verzerrung durchblicken läfst. Denn Erfahrung und Ergebnisse, als Ausbeute und Vermittelung, oder Ausgleichung des Kampfes zwischen Gemüth und Welt, oder dem Einzelnen und der Macht des Ganzen sind und bleiben stets Bildungsmittel. Aber nicht nur das gewöhnlich sogenannte wirkliche Leben, der Verkehr des Tages, wel-

che ja, wie Alles in der Welt, eben so wenig, oder gar nicht verstanden, oder mifsverstanden, ja mifsbraucht werden können, hat dergleichen aufzuweisen; auch die Kunst, namentlich die Poesie, die doch auch Leben, und eben auch selbstständiges Leben ist, darf sich deren rühmen. Wenngleich nun das Didaktische der Poesie an sich eben so fremd ist, als das Pragmatische der Geschichte, so kann doch das Teleologische beiden nicht abgesprochen werden; und wie alltäglich und geistlos immer eine Moral in Beispielen sein kann, inwiefern sie mit einseitiger, trüglicher und absichtlicher Reflexion leicht ein Ganzes und dessen Gliedernifs auseinanderreifst, so ehrenwerth, verdienstlich und vielfach förderlich kann die in ein würdiges Dichtergebild hingegebene und versenkte Anschau, kann die spannkräftige Erhebung und Begeisterung in seinem Genusse sein. Auch hier kommt es auf das Wie, auf die Auffassung an. Und so war es denn ein glücklicher Zug zu nennen, der eine feinsinnige Frau einmal zu tieferer und ausschliefslicher Würdigung der Shakspeare'schen Frauengebilde drängte — gleichsam als sollte durch Mrs. Jameson gesühnt werden, was früher eine Mrs. Lenox an Shakspeare verbrochen hatte. Freilich aber hatte auch die Verfn., was eben bei jedes Dichterwerkes und Dichtergebildes Studium und Genufs unerläfslich ist, diese Gebilde in sich erlebt, in Phantasie und Gemüth nachgeschaffen, sich angeeignet, durch den bunten Wechsel der Welt hindurchgetragen, so dafs es ihr nun gelang, uns in dieser herrlichen Frauengallerie als kunstsinniger, begeisterter Cicerone herumzuführen und die eigenthümliche Schönheit jedes Bildes zu veranschaulichen. Hierbei aber bewährte sie zugleich ihren plastischen Sinn, indem sie mit kunstgewandter leichter Hand einzelne bezügliche Meisterstriche des Dichters, wie eigene Gefühlsmomente und Phantasiebilder in hingeworfenen, sogar eigenhändig geätzten Skizzen, als so vielen Uebersetzungen des Zeitlichen in das Räumliche, fixirte. Andrerseits nahm sie ihren Gegenstand besonnen, in festen und klaren Umrissen auf, Licht, Schatten und Farbenspiel in Uebergängen, Verschmelzungen und Abstufungen mit scharfem, geübten Auge begleitend. Wie diefs aber zu mancher Erörterung abweichender, liebloser, mithin auch beschränkter Ansichten von dem Dichter Gelegenheit gab, so verlor sie ihren Zweck nie aus den Augen. Ueber diesen spricht sie sich folgendermafsen aus. Da sie nämlich, die von je Beobachtende und Denkende, die verkehrte und schmähliche Stellung der Frauen in der heutigen Gesellschaft, die mifsverstandene und beiden Geschlechtern so nachtheilige weibliche Erziehung erwogen, der Satire aber als einem dem Weibe fremdartigen und ohnehin zweckverfehlenden Elemente abgeneigt, doch diesem Unwesen entgegentreten wollte, bemühte sie sich, die verschiedenen Bestimmungen und Wandlungen, deren der weibliche Charakter fähig ist, mit ihren Ursachen und Ergebnissen zu erläutern und durch Aufstellung edler, milder Naturen und Neigungen, durch Hinweisung auf die bildende und fördernde Macht der Leiden, auf das Gute, das noch im Bösen und Verkehrten liegt, auf Hoffnung in der Verzweiflung, dem harten, selbstsüchtigen, spöttischen und gleichgültig Alles verflachenden Sinne des Tages Schranken zu setzen. Aus der Geschichte mochte sie ihre Beispiele nicht nehmen, weil, wo es Beweggründe und Charakter gelte, sie gerade die unzuverlässigsten, parteisamsten und unbefriedigendsten Aufschlüsse gebe, dagegen die Shakspeare'schen Charaktere Geschichte und wirkliches Leben verbinden, vollständige, gediegene Individuen seien, deren Herzen und Seelen offen vor uns liegen, die wir entfalten, aller Selbstsucht, aller angelernten Sitte entkleiden, ohne uns oder Andere zu verletzen, die wir hassen, lieben, billigen oder verwerfen können.

(Der Beschlufs folgt.)

XIX.

Memoirs of the life and public service of Sir Thom. Stamford Raffles particularly in the government of Java from 1811 *to* 1816 *and of Bencoolen and its dependencies from* 1817 *to* 1824 *with details of the commerce and ressources of the eastern archipelago and selections from his correspondence, by his Widow. London.* 1830. 4.

Der Antheil, den die Verfasserin dieses Werkes, dessen Titel seinem Inhalte nicht vollkommen entspricht, an demselben gehabt hat, ist nur gering. Es besteht nämlich fast durchaus aus Briefen, die Raffles während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Indien an verschiedene seiner Freunde nach England geschrieben hat, und in denen er sich theils über seine Amtsverwaltung, theils über wissenschaftliche Gegenstände ausspricht. Die Zusätze der Verfn. knüpfen diese Documente nur lose an einander und lassen öfter die interessantesten Andeutungen unberührt, wie man dies von einer Frau und Wittwe nicht anders erwarten kann. Trotz dem wird Niemand das Verdienst, wel-

ches die Publicirung dieser für unsere Kenntniſs vom europäischen Indien erstaunlich wichtigen Briefe hat, verkennen; aber wenn man auch der Herausgeberin den gröſsten Dank dafür sagen muſs, so geben die Briefe dennoch nicht ein erschöpfendes und vollständiges Bild von dem Leben eines Mannes, wie es Raffles war; sie sind nur Materialien für einen Biographen, der ihm nicht fehlen möge.

Raffles wurde 1781 den 5ten Juli in Jamaica geboren, wo sein Vater ein Colonialamt verwaltete. Er erhielt seine Erziehung, allein nur sehr oberflächlich, in England, und schon früh verschaffte ihm seine Familie ein untergeordnetes Amt im Dienste der englischen Compagnie in Indien. Hier zeichnete er sich bald durch Geschicklichkeit und Eifer aus, und erhielt daher schon 1805 im September das Amt eines Secretärs in Pulo Pinang, wo er bereits anfing, sich den Studien zu widmen, denen er später auch unter den verschiedenartigsten Geschäften nie untreu geworden ist. An der Eroberung von Java 1811 nahm er besonders durch geschickte Unterhandlungen mit verschiedenen eingebornen Fürsten des Archipels, wozu ihn seine genaue Kenntniſs malaiischer Sitte und Sprache besonders tauglich machten, so bedeutenden Antheil, daſs er nach dem Umsturze der französisch-holländischen Herrschaft zum Gouverneur jener Insel ernannt wurde. Was er als solcher in administrativer und wissenschaftlicher Hinsicht geleistet hat, davon giebt sein klassisches Werk: *the history of Java*, die glänzendsten Beweise. Aber seine politischen Pläne verwickelten ihn mit den Directoren der Compagnie in solche Streitigkeiten, daſs er im März 1816 sein Amt niederlegte, und nach Europa zurückkehrte. Seine von der Regierung anerkannten Verdienste und sein unleugbarer Eifer für die Beförderung des englischen Interesses in Indien bewirkten indessen, daſs ihm bald das Amt eines Generalgouverneurs der englischen Niederlassungen in Sumatra übertragen wurde, und als solcher kam er im März 1818 in Benkulen an. Die meisten der hier mitgetheilten Briefe sind aus der Zeit dieses seines letzten Aufenthaltes in Indien, und sie geben über diesen Theil seines Lebens die genausten und gründlichsten Aufschlüsse. Auch hier zeichnete er sich, wie früher, auf's achtungswertheste aus durch seine freisinnigen und zweckmäſsigen Verbesserungen und durch rastlosen Eifer für die Wissenschaft und die Beförderung der Cultur unter den Einwohnern. Allein die unaufhörlichen Streitigkeiten, in welche ihn seine von den Ansichten der ostindischen Compagnie nur zu oft abweichenden politischen Ideen verwickelten, und die alle seine Unternehmungen, bis auf die Gründung der bekannten Handelsstadt Singapura hintertrieben, machten ihm seine Stellung immer unangenehmer, und als endlich noch häusliches Unglück ohne Maſs auf ihn hereinbrach, fühlte er sich bewogen abzudanken, und mit zerrütteter Gesundheit 1824 nach England zurückzukehren, wo er bereits 1826 den 4ten Juli starb.

Viel reicher ist Raffles geistiges Leben. Ihn unterstützten bei der Erforschung der Natur und der Zustände des menschlichen Lebens ein klarer Verstand und durchdringender Scharfsinn nicht weniger, als ein glühender Eifer und eine Ausdauer und Festigkeit, die sich durch kein Hinderniſs beugen, eher zum Uebermaſs verleiten ließ. Davon giebt jeder Brief die klarsten Beweise, und sie werden dadurch für das Verständniſs des geistigen Lebens dieses interessanten Mannes wahrhaft unschätzbar. Die ganze Richtung seines Strebens war aber wesentlich eine doppelte.

Die wissenschaftliche Seite seines Wirkens war für ihn die behaglichste und auch die erfolgreichste; sie braucht aber hier nur angedeutet zu werden, da seine Werke hinlänglich bekannt geworden sind. Er ist für uns der wahre Entdecker des indischen Archipels, der vor ihm trotz Valentyn eben so sehr eine *terra incognita* war, als Südamerika vor Alexander v. Humboldt trotz Ulloa. Kein Theil der Natur jener interessanten Länder oder der Geschichte ihrer Einwohner blieb von ihm unbeachtet; Allem widmete er seine Liebe und seinen Eifer, wenn er auch gleich der Naturbeschreibung, besonders der Zoölogie, mit vorzüglicher Anhänglichkeit sich zugewandt hatte, was denn auch die Gründung der *zoological society* in London, das Werk seiner letzten Tage, beurkundet. Daſs er aber bei diesem Streben dennoch nicht das geworden ist, was Humboldt für Südamerika, davon liegt der Grund zum groſsen Theil in der mangelhaften Erziehung, die er in seiner Jugend erhielt, und es ist rührend zu lesen, wie er auf der letzten Rückkehr nach Europa kurz vor seinem Tode die Muſse der Seereise mit Studien ausfüllte, die ihm die Versäumniſse der frühesten Jugend ersetzen sollten. Auch diese Briefsammlung enthält sehr interessante und schätzenswerthe Beiträge zur genaueren Kenntniſs der östlichen Inseln, besonders Sumatra's, und wir machen hier besonders aufmerksam auf die Berichte über die Länder Passummah (p. 315 sqq.), Menangkabau (p. 341 sqq.), die Insel Nias (p. 488 sqq.) so wie auf einen, dem Werke beigegebenen Anhang über die Zoologie von Sumatra und Java. Diese Abschnitte geben dem Werke einen hohen Werth für Naturforscher und Geographen.

Eine andere Richtung seines Strebens, und unleugbar eine Lieblingsrichtung, ist die politische; sie ist es besonders, die allenthalben aus dieser Briefsammlung hervorleuchtet. Sein wahrhaft ausgezeichnetes administratives Talent war schon längst bekannt durch die in der *history of Java* gegebenen Aufschlüsse über seine Verwaltung dieses Landes; ein glänzendes Seitenstück dazu liefern die von ihm verfaſsten und unserem Werke beigegebenen Gesetze und Verordnungen für die neue Colonie Singapura. Raffles politisch-administrative Grundsätze sind für Länder, die sich in einem solchen Culturzustande, wie der gröſste Theil Asiens, befinden, gewiſs die menschenfreundlichsten und richtigsten; er erstrebte einzig die allmählige Heranbildung der Einwohner jener Länder zu einer höheren geistigen Freiheit, ohne dabei auf den Vortheil der europäischen Verwaltung Rücksicht zu nehmen. Wer aber die Geschichte des europäischen Colonialwesens, besonders aber des europäischen Indiens kennt, wird leicht begreifen, wie sehr ihn ein solches Streben in Mißverhältnisse verwickeln muſste, nicht bloſs mit der holländischen Verwaltung, deren kleinliche und gehässige Feindseligkeit gegen ihn den schärfsten Tadel verdient, sondern selbst mit der engl. ostindischen Compagnie, und wenn gleich diese Verhältnisse, über die er fast auf jeder Seite seines Briefs bitter klagt, der Grund gewesen sind, warum fast alle seine Unternehmungen erfolglos blieben, so kann man doch überzeugt sein, daſs einst der Tag kommen wird, wo die Javanesen sein Andenken segnen werden. Es kann dabei freilich nicht geleugnet werden, daſs das stete Mißglücken seiner Pläne ihn allmählig erbitterte, und in seine politischen Projecte etwas Wildes und Stürmisches brachte, das gar nicht dazu geeignet war, ihm das Vertrauen der stets etwas zaghaften Politiker von Fort William und Leadenhall zu gewinnen. Die sorgfältige Erforschung dieses Kampfes zwischen der beschränkteren Ansicht der Compagnie und jener freisinnigeren, die Raffles und sein Freund Crawfurd vertraten, ein Kampf, der noch jetzt fortdauert, und von dem die ganze zukünftige Gestaltung des europäischen Indiens abhängt, ist für den Historiker von der äuſsersten Wichtigkeit, und deshalb wird das Studium dieses Briefwechsels auch dem Historiker in Zukunft unentbehrlich sein.

Meinicke.

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

1. *The plays and poems of Will. Shakspeare, etc.*
2. *Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann.*
3. *Characteristics of women moral, poetical and historical. With fifty vignette et chings. By Mrs. Jameson.*

(Schluss.)

Shakspeare's Frauen stehen nur verhältnissmäßig den Männern an Kraft nach, wie in der Natur selbst; auch die bösen behalten noch immer weiblichen Charakter, indem der Dichter selbst die Ansicht hegte, „dass Häßlichkeit am bösen Feinde selbst so schrecklich nicht sei, als am Weibe." Andrerseits seien seine liebenswürdigen Weiber anziehend einfach, anspruchlos, entzücken gleichsam bestem Seiten in uns anklängend, nicht leidige dichterische Abstractionen von Gemüthszügen und Neigungen. Dieser Ansicht gemäß hat die Verfs. die Shakspearischen Frauen, bloß Behufs leichterer Uebersicht und Ordnung, in drei Klassen getheilt, geistige, phantastische und gemüthliche, oder seelische. Die geschichtlichen sind besonders behandelt. Zur erstern gehören für Portia, Isabella, Beatrice und Rosalinde; zur zweiten Julia, Helena, Perdita, Viola, Ophelia, Miranda; zur dritten Hermione, Desdemona, Imogen, Cordelia. Alle sind in einer Art von Steigerung abgehandelt, wodurch natürlich die Darstellung an Lebendigkeit und Interesse gleich sehr gewinnt, wie durch die vergleichenden Rück- und Ueberblicke. Die geschichtlichen Frauen sind Kleopatra, Octavia, Volumnia, Constanze von Bretagne, Eleonore von Guienne, Blanca von Castilien, Margarethe von Anjou, Katharine von Arragon, und Lady Macbeth. Alle sind psychologisch tief und zart in, mit und durch die Situationen und Verhältnisse, worin sie sich bewegen, und entwickeln, dargestellt. Eingeflochten sind polemische Ansichten der Frauenmitwelt, und der Kunstrichter Shakspeare's, deren Stumpfsinn, wie Johnson's, oder auch Leichtfertigkeit und Sophistik, wie Hazlitt's, beiläufig abgefertigt werden. In der sogenannten höhern Kritik über Aechtheit und Unächtheit der Stücke kann sie freilich, trotz ihrer Bekanntschaft mit unserm Landsmann Schlegel, die englischen Vorurtheile nicht ganz los werden, wie sie denn die zwei letzten Theile Heinrichs VI. für nicht Shakspearisch hält, indem sie nur das Vollendete, Einzige für Shakspearisch anspricht, die Stylsperioden aber, welche doch ganz natürlich auch aus seiner Stellung im Leben begreiflich werden, nicht erwähnt, geschweige denn unterscheidet. Freilich eine Aufgabe, deren Lösung und Erörterung so schwer, als ihrem Zwecke ferner war. Diesem sittenrichterlichen Zwecke gemäß, durch Gegensatz und Gegenbilder zur Einsicht in die Verkehrtheit der heutigen weiblichen Erziehung und in ihre Folgen zu verhelfen, gönnte sie dagegen andern Betrachtungen Raum, die ihn näher bezeichneten. Hatte sie hinsichtlich der ersten Gattung, der Frauen von Geist, bemerkt, dass Sitten- und Brauchverschiedenheit der Zeit in ihrem Wesen nichts verändern könne, womit denn die Keckheit und Offenheit einer Beatrice z. B. entschuldigt und dazu durch Gegenbilder, wie Desdemona und Miranda, ausgeglichen wird: so spricht sie bei Gelegenheit der phantastischen und leidenschaftlichen Frauen mit Bedauern aus, dass es heut zu Tage zwar junge Mädchen und Frauen gebe, aber keine Jugend; die Blüthe des Daseins werde einer verzuhsobenen, verkünstelten Modeerziehung geopfert, so dass wir gefühllose, anstellige, überbildete, von klugen Müttern und talentvollen Gouvernanten abgerichtete Mädchen haben, bei denen Eitelkeit und Schicklichkeit, Gewissen und Gefühl ersetzen sollen; Mädchen mit unterdrückten, oder angenommenen, nicht von höheren Kräften und reineren Grundsätzen geleiteten Gefühlen und Leidenschaften; denen Meinung und Welturtheil für Tugendkraft und Licht gelten — mit Einem Worte voll

aufgeblühte, prunkende Treibhausrosen statt Rosenknospen des Frühlings. Die dritte Gattung endlich von Frauen sei häufiger, aber unbemerkter, gerade unter den Armen, Elenden, dem Unbill des Lebens und der Welt Preisgegebenen, welche aber der ursprünglichen Natur treu bleiben, wie Shakspeare. Die geschichtlichen Charaktere geben ihr Anlafs, den unverschämten Tadel von Shakspeare's historischen Verstöfsen und Anachronismen mit der Bemerkung zurückzuweisen, dafs sie entweder unbedeutend, oder gar, genauer angesehen, wirkliche Schönheiten, und dafs allgemein als Gegenstände des Glaubens und der Verehrung angenommene Wesen in alle Wege über alles Zeitliche und Oertliche erhaben seien. — Der Raum erlaubt nicht, auch nur ihre Ansichten zu skizziren. Versagen aber können wir uns nicht, zu bemerken, wie zart und sinnig die Verfn. frühere Erlebnisse und einzelne Vorfälle zu anmuthiger Beleuchtung ihrer Frauenbilder nützt. So gemahnt sie die aus einem eingezogenen Leben an einen rohen, prunkenden und verderbten Hof gebrachte Ophelia, wie eine Taube im Sturm, welche die Verfn. einst in Murano sah. Die Arme flatterte hin und her mit ihren Silberfittigen glänzend gegen die schwarze Donnerwolke, bis sie nach einigen schwindligen Wirbeln geblendet, erschrocken und verstört in die stürmischen Wogen hinabstürzte und von ihnen verschlungen ward. Eben so schliefst sie die Schilderung der Miranda mit folgendem schönen Bilde: „Ich erinnere mich eines Abends in Italien auf der Höhe von Fiesole. Zu meinen Füfsen lag die Stadt Florenz und das Arnethal, mit seinen Landhäusern, üppigen Gärten, Hainen und Olivengründen, alle in Abendroth gebadet. Ein durchsichtiger Dunst, in seiner Farbe fast so reich, wie die Granatblüthe, wallte sanftwogend über das Thal, und die Erde selbst schien unter dem Rosenschleier wärmer zu schlagen und lebendiger aufzuathmen. Ein tiefer Purpurschatten, der Vorläufer der Nacht, stahl sich schon allmälig über den Osten, am westlichen Himmel zögerte noch die Lohe der untergehenden Sonne, indefs der sanfte Duft der Bäume und Blumen und eine dann und wann heraufwehende Melodie die Sinne vollends berauschte. Ich aber blickte von der Erde auf zum Himmel, und unmittelbar über diesem Schauplatz schwebte die Mondsichel — allein an dem ganzen beleuchteten Himmel. Und wie dieser sanfte Mond zu der glühenden Landschaft unter ihm, so verhält sich Mirandas Charakter zu dem Charakter Juliens." Nach allem hier Gesagten kann und mufs man diesem Werkchen recht viel Leserinnen wünschen, damit an ihnen auch die sittlich fördernde Kraft der wahren Poesie sich bewähre, nachdem die Verführungs- und Verkehrungsgewalt der falschen, wie sie in Moderomanen einer lüsternen, aufgelösten Zeit lange genug grassirt hat, sich kundgegeben, und klar werde, dafs Geschmack und Sittlichkeit innigst verbunden sind.

Adolf Wagner.

XX.

Grundzüge der Criminalpsychologie, oder die Theorie des Bösen in Bezug auf die Criminalrechtspflege. Von D. J. Chr. A. Heinroth. Berlin 1833. *bei Dümmler.*

Zu dem Begriffe des Verbrechens gehört eine äusserliche Rechtsverletzung, wodurch das *Innere* der Handlung zur Erscheinung kommt. Die rechtliche Folge des Verbrechens bezieht sich theils auf die *Aeusserlichkeit* der Rechtsverletzung, theils auf das *Innere*, welches sich darin äussert.

Jene besteht in dem Schadensersatze, in der äusserlichen Wiederherstellung des verletzten Rechts, und ist die Civilfolge. Die Strafe hingegen ist die Kriminalfolge, sie trifft das Innere, den Willen des Verbrechers: nur der Wille wird in der Handlung bestraft; der Wille des Verbrechens ist die Schuld, welche Bewufstsein voraussetzt. Aber eben darum gehört zur Bestrafung des Verbrechens die Erkenntnifs desselben mittelst der Untersuchung, und zur Erkenntnifs des Verbrechens die Ausmittlung der Schuld, oder des innern Willens. Zur Ausmittlung dieser innern Schuld reicht aber weder die Feststellung des objectiven Thatbestandes, noch der äussere Beweis der Thäterschaft aus; denn damit wird eben blofs das Aeufsere des Verbrechens bewiesen, welches nicht bestraft werden kann. Auch das *Geständnifs* kann blofs über die Handlung selbst Gewifsheit verschaffen: selbst das *Schuldbekenntnifs*, das Geständnifs der Absicht, oder des innern Willens bleibt dem Zweifel unterworfen: es giebt an sich keine Ueberzeugung, sondern nimmt blofs mehr oder weniger den subjectiven Glauben des Richters in Anspruch. Es ist daher kein anderer und kein sicherer Weg zur Ausmittlung der Schuld und ihres Grades, als die *psychologische Er-*

mittlung. Diese ruht auf der Wahrheit der *Erscheinung*, denn „die äussere Erscheinung ist die Offenbarung des innern Grundes und legt Zeugniss oder Beweis von demselben ab." Auch die Lüge steht unter dem Gesetze der Wahrheit: die Gesammtheit ihrer Erscheinung offenbaret ihr innerstes Wesen, wie sie sich auch verstelle. *Es erscheint jeder Mensch, wie er ist.* Die psychologische Ermittlung der Schuld besteht daher in der Totalität aller Zeichen, welche das Innere der Handlung und des Handelnden vollständig verrathen und aus der Nacht des Innern an das Tageslicht bringen: sie ist mithin *Semiotik*, zu welcher die Aussagen in den Verhören gehören, ohne dass sie damit erschöpft wäre. Aber um diese Zeichen taxiren zu können, ist ein Massstab erforderlich, wornach sie zu deuten und zu würdigen sind. Dieser Massstab liegt in dem allgemeinen Begriffe des Bösen, unter welchen demnächst die einzelne That subsumirt werden kann. Das Böse muss daher erst in seinem Wesen als die Selbstsucht des Willens und in seiner Entwickelung so wie in seinen unterschiedenen Richtungen erkannt werden. Das Böse rahet mithin im Willen, seine Elemente sind einerseits die innerliche Empfänglichkeit oder die Disposition, Diathesis, und andrerseits der äussere Reiz, die schädliche Potenz: der Reiz ist das erzeugende, der Hang das gebärende Princip. So wird der Wille erst *unrein*, dann *verderbt*, demnächst wirklich *böse*, und zuletzt *unfrei*: daher auch der unfreie Wille als selbst verschuldet das Verbrechen nicht entschuldigt, wenn es auch den Verbrecher strafunfähig macht. Eben sowohl sind die innern und äusseren Förderungen des bösen Willens zu berücksichtigen und zu dem Ende psychologisch zu verfolgen.

Mit der Erkenntniss des *Bösen* entwickelt sich auch der bestimmte Begriff des *Verbrechens*. Dieses besteht in einer Rechtsverletzung: dem Rechte liegt aber die Persönlichkeit zum Grunde und die Person ist nichts anders als der Träger des Willens unter der Herrschaft der Vernunft, als des Gewissens, das Recht ist nichts anders als das Gesetz der Vernunft. Wenn daher das Recht verletzt wird, wird die Vernunft selbst in der Person verletzt; es wird, weil gegen die Person, gegen die Vernunft gehandelt. Das Subject muss daher Person sein, denn nur die Person, nur der Träger eines bewussten Willens, welcher an der Vernunft selbst activen Theil hat, kann gegen die Vernunft handeln: eben so muss das Object des Verbrechens eine Persönlichkeit angehen, welche verletzt wird, denn ausserdem ist kein Recht verletzt, welches nur in der Persönlichkeit wurzelt. Ein Verbrechen in seinem ganzen Umfange ist daher „die von Einer Person, oder von mehreren „Personen, und ihrem Vereine ausgehende Verletzung „Einer Person, oder mehrerer Personen, oder eines gan„zen persönlichen Vereins am Dasein, oder am Besitz„thum oder an beiden, entsprungen aus unreinem, oder „verderbtem, oder bösem Willen, der durch den äussern „Reiz eines Gegenstandes der Begierde oder des Ab„scheus und Hasses zunächst zur Neigung, zum Hange, „zur Begierde gesteigert, und sodann zum Gedanken, „Vorsatz und Entschluss der bösen That gereift, und be„günstigt durch Zeit, Ort und Umstände zur Ausführung gebracht und verwirklicht wird."

In dieser *Definition* liegt zugleich die *Eintheilung* der Verbrechen, welche um sie *qualitativ* (ob sie gemeine, schwere und enorme sind) bestimmen zu können, nach ihrer *Qualität* (nach ihrem Umfange, ob sie eine Person, oder viele, oder alle Personen verletzen) und nach ihrer *Modalität* (nach den Motiven, wodurch sie möglich und wirklich werden, ob und wie sie aus blindem Antriebe, oder aus Affekt und Leidenschaft, oder aus Bosheit begangen werden) unter die Kategorie der *Relation* subsumirt werden müssen. Der *Anfang* ist daher das Moment der Relation oder der Gegenständlichkeit, wornach das Verbrechen die Person entweder unmittelbar, oder nur in ihrem Eigenthume, oder in beiden Beziehungen verletzt; die *Mitte* bilden Quantität und Modalität: und der *Schluss* daraus ist die Qualität der Verbrechen.

Aus allen vier Momenten ermittelt sich auch *auf den Grund der Modalität* die psychologische Konstruction des Verbrechens.

Auf diese Weise wird der allgemeine Massstab erlangt, um darnach sowohl das einzelne Verbrechen zu würdigen, als auch die Strafe zu bestimmen, welche nichts anders ist, als „ein Act der Ausgleichung durch „das Gleichmass, denn das Wesen der Gerechtigkeit ist „das Gleichmass: Strafen heisst straff, eben, oder gleich „machen."

Näher erweiset sich aber der Einfluss der Psychologie auf das Strafrecht und die Strafrechtspflege in der *Semiotik*: sie ruht auf der vorausgegangenen Erörterung über die allmählige und verschiedenartige Ent-

wicklung des Bösen im Willen. Hier ist wieder das Erste die *Zeichenlehre*, die Erklärung der Zeichen als Erscheinungen überhaupt im Verhältnisse zum Bezeichneten, welches gleich ihnen selbst zu den Thatsachen gehört, die Eintheilung derselben in entfernte, nähere und nächste, in gewisse, ungewisse und trügliche, in vollständige, mangelhafte und ungenügende, in übereinstimmende, widersprechende und ergänzende u. s. w., die Deduction der Zeichen aus dem Wesen der Schuld, so wie die detaillirte Specification und Charakteristik der Zeichen zur Entdeckung der Art der Schuld und ihrer Entwicklung im Willen bis zur That. Diese Zeichen bestehen mithin in Worten, Geberden, Mienen, Blicken, Bewegungen, in der Entwicklungs-Geschichte der That und des Thäters, dessen Geburt, Erziehung, Unterricht, Lebensart u. s. w.

Das Zweite ist die *Beweislehre*, deren Wesen darauf ruht, dafs der Beweis als *psychologisch-thatsächlich* gefafst und gehandhabt, mithin auf alle Erscheinungen äufserer und innerer Art gerichtet werde, um das Innere selbst zu entdecken, welches wieder eine Thatsache, ein Object am Subjecte ist.

Das Dritte endlich ist die *Untersuchungslehre*, denn die Untersuchung geht zwar in der Praxis dem Beweise voraus, aber um ihn vorzubereiten, weshalb auch in der Theorie die Lehre vom Beweise voraus feststehen mufs, welcher wieder die Zeichenlehre zum Grunde liegt. Die Untersuchung selbst triplicirt sich als *Erkundigung*, *Beobachtung* und *Ausforschung*, deren Ergebnisse nicht blofs gesammelt, sondern unter *logischer Norm* vereiniget werden müssen, daher diese letztere als die Seele der Untersuchung anzusehen ist.

Diefs ist kürzlich der allgemeine Inhalt der vorliegenden Schrift, welche in zwei Theile zerfällt: der *theoretische* enthält die Theorie des Bösen und des Verbrechens nebst dessen psychologischer Erklärung: der *praktische* den Untersuchungsprocefs. Er schliefst mit einer Probe, indem er an einzelnen psychologisch-criminalistischen Untersuchungsfällen in specieller Casuistik sich versucht. Der Zweck der Schrift geht übrigens weiter als ihr Inhalt reicht: es ist nämlich darauf abgesehen, den Indicien, welche in ihrer Gesammtheit die objective Nöthigung zur Ueberzeugung enthalten, volle Beweiskraft zu vindiciren. —

Der Verf., durch seine schriftstellerische Thätigkeit, insbesondere durch geist- und gehaltreiche psychologische Forschungen rühmlichst bekannt und verdient, glaubt in dieser Schrift für das Criminalrecht und den Criminalprocefs neue Aufschlüsse niedergelegt, der Theorie und der Praxis eine ganz neue Laufbahn eröffnet und hiermit eine wesentliche Reformation vorbereitet zu haben, indem er das psychologische Moment herausheb und auf den innern Beweis, auf das Innere der äufsern That, als den Kern, die Aufmerksamkeit richtet. Wenn nun auch in den allgemeinen Ansichten von Recht, Verbrechen und Strafe so wenig als in der psychologischen Seite des Strafrechts für die *Wissenschaft* Neues zu fördern sein möchte, so bleibt doch dem Verf. das Verdienst einer warmen und anschaulichen Darstellung, und wie einer allerdings nöthigen Erinnerung und Einschärfung, wodurch das psychologische Moment zwar nicht erst erweckt wird, — denn dieses ist in unseren Gerichtshöfen nur zu sehr *vorherrschend*, — aber festere Richtung und Anleitung erhält. So wird namentlich der einseitige Mifsbrauch einzelner psychologischer Momente zur Beschönigung und Entschuldigung der Verbrechen und die Manie für die Monomanieen scharf gerügt, während positiv die psychologische Auffassung in der Totalität der Erscheinung herausgestellt und der Weg dazu durch die Festhaltung der christlichen Ansicht von der Sünde, durch kräftige Durchführung des strengen Begriffs vom Verbrechen und Strafe gesichert wird. Dieser Sinn der Wahrheit und des Glaubens, in welchem hier das Recht überhaupt aufgefafst wird, verdient volle Anerkennung und Beherzigung. Wenn der Verf. das Recht aus der allgemeinen Vernunft, welche sich im Willen manifestirt und zum Begriffe der Persönlichkeit führt, die Rechtspflege aus dem Bewufstsein ableitet, das Criminalrecht auf die Theorie des Bösen zurückführt; so erhalten wir damit dankenswerthe Erinnerungen und Mahnungen, welche eben sowohl an der Zeit sind, als mit der Aufgabe dieser Schrift in Verbindung stehen: denn „wonach will auch der menschliche Richter urtheilen, als nach dem Gesetze seines eigenen „Bewufstseins, welches er im Bewufstsein des Verbrechers wiederfindet" und hiermit als objectiv erkennet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Grundzüge der Criminalpsychologie, oder die Theorie des Bösen in Bezug auf die Criminalrechtspflege. Von D. J. Chr. A. Heinroth.

(Schluſs.)

Eben so werden die einzelnen geistreichen Beobachtungen und Erfahrungen, die tiefen Blicke in die verborgenen Winkel des menschlichen Herzens nur heilsam und ersprieſslich sein, wenn auch der Verf. nach seinem eigenen Bekenntnisse als ein Laie in ein fremdes Gebiet sich gewagt hat, dessen gegenwärtige wissenschaftliche Vorschritte ihm unbekannt geblieben sind. Dieſs kann aber um so weniger releviren, als die Feuerbachschen und Grohmann'schen Theorieen, gegen welche er ankämpft, wenigstens in der Praxis wie in der Bücherwelt ihre Geltung allerdings noch bekunden, daher sich auch der Verf. bewogen gefunden hat, auch auſserhalb dieser Schrift, und zwar im ersten dieſsjährigen Hefte der Hitzig'schen Zeitschrift gegen Grohmann's neueste Schrift wider die Todesstrafe sich weiter auszulassen.

Aus der Unbekanntschaft des Verfs. mit dem Gebiete des bestehenden Criminalrechts erklären sich auch die Vorwürfe gegen das Criminalrecht, als wenn es den innern Beweis des Verbrechens, den Schuldbeweis ablehne, — da es doch eben aus dem Aeuſsern auf das Innere schlieſst und nur dieses bestraft, und eben deswegen *dolus* und *culpa* unterscheidet, und die letztere von der Verschuldung nicht freispricht, sondern nur in einem entfernteren Fehler des Willens und in einem nähern aus jenem entstandenen Fehler der Erkenntniſs begründet findet.

So wird sich auch der Verf. bescheiden, daſs die Civilfolge einer Rechtsverletzung ebenfalls nach dem Innern, aus welchem die letztere hervorgegangen ist, bestimmt wird. Darum gilt auch im Civilrechte die Unterscheidung zwischen *dolus* und *culpa* inn- und auſserhalb des Vertragsverhältnisses. —

Unter diese juristischen Miſsverständnisse gehört auch die Polemik gegen den Strafzweck, welcher der Strafe abgesprochen wird, da doch jedenfalls mit dem Strafgrunde auch der absolute Strafzweck, wie im letzten Grunde und Zwecke die Gerechtigkeit mit der Liebe, zusammenfällt; dahin gehört ferner die Rüge gegen die Eintheilung des Beweises in den *natürlichen* und *künstlichen*, oder *unmittelbaren* und *mittelbaren*, welcher die Ausdrücke des *direkten* und indirecten Beweises *als neue* substituirt werden.

So wollen wir auch mit dem Verf. nicht rechten, wenn er von seinem Standpunkte aus gegen den Beweis aus dem Begriffe, welchen er den Hegel'schen nennt, sich erklärt, denn da er den Begriff nur subjectiv faſst, so übersieht er auch die durch den Begriff vermittelte Ueberwindung der Sphäre des Beweises, welcher ihm purer Unsinn ist, und jedenfalls wenigstens in die Sphäre des empirisch-juristischen Beweises zunächst nicht gehört.

Aus dem Standpunkte des Verfs. erklärt sich auch die versuchte Eintheilung der Verbrechen nach der Kant'schen Kategorieen-Tafel, welche an eine vergangene Zeit erinnert. Diese Eintheilung ist einmal nicht psychologisch zu nennen, indem sich das psychologische Moment auf die Kategorie der Modalität beschränkt. Sie laborirt aber auch zweitens an der Vermengung der Kategorieen, welche dem *Sein*, mit denjenigen, welche dem *Wesen* zukommen; wiewohl der Verfasser, wenn er einmal bei diesen Kategorieen stehen blieb, nicht anders verfahren konnte, als daſs er die Kategorie der Relation nur nach einem Factor derselben, nach der Gegenständlichkeit, an die Spitze stellte, und die Kategorie der Qualität als Intensität (*Reatus*) zum Schluſs- und Vereinigungsgliede erhob, womit die Qualität aus ihrer unmittelbaren Einfachheit in weitere Begriffsbe-

stimmungen übergeht. Dazu kommt drittens, dafs die Eintheilung der Verbrechen nur aus dem *Begriffe* des Verbrechens abgeleitet werden kann, und mithin auch nur die Kategorieen, so wie sie sich in der Sphäre des *Begriffs* ergeben, zur Richtschnur dienen können, wornach sich die Verbrechen einmal *subjectiv*, oder moralisch, psychologisch, d. i. nach dem Subjecte oder den Subjecten, sodann *objectiv* oder juristisch, d. h. nach ihrem Gegenstande oder Gegenständen, sondern, bis sie durch Verbindung beider Momente in der Idee, oder in dem individuellen, konkreten Verbrechen sich wieder zusammenfassen.

Aber wir dürfen sowohl von jenen juristischen Ausstellungen, als auch von dem speculativen Standpunkte der Wissenschaft, welchen der Verf. ohnehin mit der Mehrzahl nicht anerkennt, um so mehr absehen, als diese Seiten der Schrift mit der eigentlichen praktisch-psychologischen Tendenz derselben nicht in nächster Beziehung stehen. Diese Tendenz geht aber dahin, den Indicien nicht blofs die Wirkung der Vermuthung oder dringenden Verdachts, welche ihnen längst zugestanden ist, und worunter der zu einer geringern Strafe qualificirende Beweis zu verstehen ist, sondern volle objective Beweiskraft zu verschaffen.

Wenn damit gemeint wäre, dafs aus der aufserdem erwiesenen That unter Hinzutritt der Zeichen mit Gewifsheit auf das Innere derselben, auf die Schuld geschlossen werden könne, so wäre nichts gesagt, als was in jedem Strafurthel wirklich geschieht: denn es ist wohl zu merken, dafs das von dem Hrn. Verf. wiederholt angefochtene bestehende Criminalrecht die äufsere That und Thäterschaft selbst als das vollständig beweisende Zeichen des Innern, der Schuld ansieht, dafern sonst nichts widerspricht, womit denn auch der Grundsatz dieser Reflexion in's Innere dahin anerkannt ist, dafs das Aeufsere auf das Innere zurückweiset, weil es aus dem Innern kommt. Allein der Verf. will aus dem Indicien-Beweise selbst noch mehr als das Innere nach vorgängiger Feststellung des Aeufsern, er will daraus dieses Letztere selbst *in Kraft eines vollen Beweises* folgern. In dieser Ausdehnung wird aber hoffentlich seine Schrift sowohl wissenschaftlich als praktisch ihren Zweck verfehlen: die Unzulänglichkeit der Zeichen zur vollständigen Ueberführung in Ermangelung des äufsern Beweises folgt schon daraus, dafs die *Totalität* derselben, welche allein als die volle Erscheinung dem Wesen derselben gleich sein würde, empirisch der Unendlichkeit verfällt, und als incommensurabel in der Erfahrung nicht zu erlangen ist.

Jedenfalls mufs daher die Semiotik wie in der Heilkunst die Diagnose zur Hülfe nehmen, aber der Criminalist kommt auch *damit allein* nicht zur Gewifsheit, weil er seinen Patienten nicht mitten in seiner Krankheit vor Augen hat. Was der Arzt durch den Anblick erfährt, erlangt der Criminalist nur auf dem Wege des Geständnisses und der Ueberführung. So nachdrücklich daher der beabsichtigten Reform des Criminalwesens in dieser Ausdehnung widersprochen werden mufs, so wichtig ist es, dafs die äufsere Handlung von den ihr vorangehenden, sie begleitenden und darauf folgenden Umständen nicht abstrahirt, und diese Zeichen als Erscheinungen des innern Wesens aufgefafst und gewürdigt werden. Die Proben, welche der Verf. in der speciellen Casuistik gemacht hat, können übrigens selbst zum Belege dienen, dafs die Indicien zum vollständigen Beweise nicht ausreichen, so wie es sich auch versteht, dafs sie selbst wieder vollständig bewiesen werden müssen, nach der Schrift 2. Cor. 13, 1.

Zugleich müssen wir aber, Angesichts der vorliegenden speciellen Rechtsausführungen, wiederholen, was jüngst der Hahnemann'schen Arzneimittellehre vorgehalten worden ist *), nämlich dafs in der Strafrechtspflege, wie in der Medicin, „das Krankheitsbild nicht aus dem subjectiven Zusammenreihen der Symptome, sondern nur aus deren objectiver Entwicklung und Gliederung" gewonnen werden kann.

Unter diesen Beschränkungen, welche sich auf den juristischen Standpunkte von selbst ergeben, ist aber zu wünschen, dafs diese Schrift besonders von Juristen nicht allein *gelesen*, sondern auch *beherzigt* werde; *ersteres* ist mit Grund zu erwarten, weil sie schon vor ihrer jetzigen Erscheinung in der vielgelesenen Hitzig'schen Zeitschrift für die Criminalrechtspflege in den Preufsischen Staaten successiv einem zahlreichen Publicum nahe getreten ist. *Letzteres* stehet zu hoffen.

C. F. Göschel.

*) Wir deuten hiermit auf die sehr beachtungswerthe Schrift: das homöopathische System in seinem Zusammenhange mit der Geschichte der Medicin von D. Fränkel. Leipz. 1833.

XXI.

I Monumenti dell' Egitto et della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini. Parte I. Monumenti Storici. Tomo II. Pisa. Caparro 1833. 531 *Seiten.* 8.

Als Rec. im April des vergangenen Jahres in diesen Jahrbüchern den ersten Theil des vorliegenden Werkes anzeigte, war kaum Hoffnung vorhanden, dafs der zweite Theil, welcher die Untersuchungen über die älteste Geschichte Aegyptens abschliefst, so bald dem ersten nachfolgen würde. Um so erfreulicher ist es ihm, dafs so schnell die Gelegenheit ihm dargeboten wird, den Faden aufzunehmen, den er am Schlusse der Recension des ersten Theiles abgebrochen hatte.

Ros. beginnt diesen Theil mit der

XIX. Dynastie (*Diospolitanische* Könige von 1474 v. Chr. Geb. — 1280).

Unter *Ramses IV* (*Sethos — Aegyptus*) soll Danaus, ein Bruder des Königs, dessen ägyptischer Name nach Manetho beim Josephus *Armais* gewesen, nach Griechenland geflohen sein. Der prächtige Sarkophag dieses Pharaonen, von sienitischem Granit, wurde von *Salt* aus seiner Stätte Biban-el-Moluk an das Tageslicht gefördert und nach England geschafft, Karl X kaufte ihn für das Museum des Louvre. Der Deckel, so wie der Sarkophag selbst, ganz mit Skulpturen bedeckt, war schon früher nach Cambridge gebracht worden. Von *Ramses IV* rührt das bewundernswürdige Gebäude in Theben, das Ramesseum her, welches die Araber Medinet-Abu nennen. Dieser König hatte zehn Söhne, von denen die vier ersten einer nach dem anderen den ägyptischen Thron bestiegen, unter den Namen:

Ramses V (*Rapsaches*, *Rapses*, *Rampses* nach Jul. Africanus, Syncellus und Eusebius, vgl. Th. I. p. 51.)

Ramses VI (*Ammenephthes* nach Manetho).

Ramses VII (*Rameses*).

Ramses VIII (*Ammenemhes* nach Jul. Africanus).

Als eine in der That etwas wunderliche Geschichte mag hier bemerkt werden, dafs Ros. die Namen dieser Könige aus einer Art hieroglyphischer Säulenpalimpseste entziffert haben will, indem er annimmt, dafs die Königscartouchen *Ramses' IV* von seinem Nachfolger durch seine eigenen bedeckt worden seien u. s. f. Es liefse sich dagegen bemerken, dafs kein genügender Grund vorhanden zu sein scheint (ein bei Ros. sehr beliebtes Argument — vgl. neben vielen Stellen des ersten Bandes die Worte Th. II. p. 3: *nè veggo invero giusti motivi da rigettarlo*), weshalb sich in dem weiten Aegypten kein anderer Platz für die Söhne gefunden haben sollte, als der, welcher das Andenken ihres Vaters aufbewahrte. Indessen schiene die Abbildung, welche Ros. (p. III. der Dynastientafel) von diesen Palimpsesten giebt, allerdings für seine Behauptung zu sprechen, wenn sie nicht rein subjectiv wäre, da er die theilweise verwischten Charaktere nur durch sein Gefühl, in Bezug auf die Erhöhung, und sein Gesicht, in Hinsicht auf die Deutlichkeit, mit welcher sie hervortreten, abgezeichnet und die drei angeblichen Epochen durch drei verschiedene Farben zu trennen versucht hat, die sich im Originale nicht verfinden. Man möchte in Bezug auf diese Art von hypothetischen Untersuchungen sich in der That nicht abgeneigt fühlen, dem neuerdings von Jul. Klaproth mit vieler Mäfsigung vorgetragenen Bedenken gegen diese Art der Hieroglyphendeutung beizutreten, nicht als ob wir die Grundsätze, auf denen sie beruht, angriffen, sondern nur, indem wir die Sucht tadeln, ein vollkommen konsequentes System bei dem ersten Entstehen der Forschung aufzustellen. Genug, um zu unserem Gegenstande zurückzukehren, Ros. hat gefunden, was er finden wollte: eine Uebereinstimmung dieser entzifferten Palimpsesten mit der Königscartouche *Ramses' IV* und den Namenscartouchen seiner beiden ältesten Söhne. Wir könnten, wollten wir bei diesem Beispiel willkürlicher Hieroglyphendeutung, dem wir noch mehrere andere, aus diesem zweiten Theile entlehnte hinzuzufügen im Stande wären, länger stehen bleiben, noch bemerken, dafs sich die Hieroglyphe, welche das Abzeichen königlicher Würde ist, nur einmal über diesem sogenannten Palimpsest verzeichnet findet, und sich daher eben so leicht nur auf Eine der drei angeblichen Personen, als auf alle, beziehen liefse, anderer eben so nahe liegender Gründe nicht zu gedenken, die uns an der Richtigkeit der Angabe zweifeln lassen. — *Ramses' V* Name und Beiname findet sich aber noch übereinstimmend im Tempel von Karnak, einem Werke der

Könige der XVIII. Dynastie, welches dieser König nach Ros. wahrscheinlich hat wiederherstellen lassen. — Von *Ramses VI* findet sich keine Spur weiter, als in dem obgedachten Palimpsest. — *Ramses VII* Grab findet sich in Biban-el-Moluk nahe dem seines Bruders. — *Ramses VIII* Name steht aufser im Ramesseum noch auf zwei Stelen, welche sich in der Passalacqua'schen Sammlung im Berliner ägyptischen Museum befinden. — Der letzte König dieser Dynastie war *Ramses IX*, dessen Cartouche auf den Originaltafeln der Dynastien (vgl. die Recension des ersten Theiles) fehlt, sich aber auf einem Grabe in Biban-el-Moluk vorfindet. Dafs diefs der sechste König dieser Dynastie sei, welchen Eusebius aufführt, schliefst Ros. aus zwei Gründen, einmal wegen der Gleichheit des Namens, dann wegen des Ortes, wo sich seine Namenscartouche findet, nämlich im Ramesseum. Aufserdem ist dieselbe im Pallaste von Karnak und im Tempel des Chons daselbst wiederholt. Ros. behandelt dann die Frage, ob dieser König, den Manetho *Thuoris* nennt, identisch sei mit dem *Polybius* des Homer (*Odyss. IV*, 126), wie Manetho vorgiebt, oder mit dem *Proteus* (*Od. IV*, 384 folgd.), was er leugnet. —

(Die Fortsetzung folgt.)

XXII.

Denkwürdigkeiten aus Griechenland in den Jahren 1827 *und* 1828 *u. s. w. von Friedrich Müller aus Alfdorf. Herausgeg. von P. O. Bröndsted. Paris, Didot.* 1833.

Der als Verf. dieser, in Deutschland seltenen, Schrift aufgeführte Fr. Müller ging im J. 1827 nach Griechenland, ward daselbst Kommandant der Palamidisburg in Navplion (so, nicht Nauplia, mufs das, von den Italienern in früherer Zeit, zum Unterschiede von Neapel in Italien, genannte *Napoli di Romania* genannt werden, da die Neugriechen es *Ναύπλιον* nennen), und starb dort im August 1829. Aus dessen Nachlasse hat nun der Herr Legationsrath Bröndsted die vorliegenden Denkwürdigkeiten herausgegeben. Ihr besonderer Werth ist, nach der Stellung des Verfs, der historisch-militärische, und namentlich ist in dieser Hinsicht dasjenige von Interesse, was S. 15—57 über den Krieg in Attika in den Jahren 1826 und 1827 mitgetheilt wird. Die historisch-politischen Bemerkungen über Griechenland, seit der Ankunft des Kapodistrias (1828), reichen (S. 58 ff.) nur bis zum Juni 1828, und sie geben demnach über die eigentliche Entwicklung der Verwaltung und Regierung des Präsidenten Kapodistrias noch keinen Aufschlufs. Denn damals befand er sich noch im ersten Stadium seiner Laufbahn; er suchte erst das Terrain kennen zu lernen und selbst Terrain für sein System zu gewinnen. Erst mit dem Kongresse von Argos (1829) trat er mit diesem Systeme offen hervor. — Allgemeine Beachtung und Anerkennung ist dagegen demjenigen zu wünschen, was der Verf., gleichsam einleitend, über den Zustand der Dinge in Griechenland und über das griechische Volk im Allgemeinen (S. 1 ff.), nach den von ihm gemachten Erfahrungen, ausspricht, um so mehr, als es in dieser Hinsicht zum Theil noch tiefeingewurzelte Vourtheile gegen die Griechen unter uns zu beseitigen giebt, die sich nur auf Unwissenheit gründen. *Ignorantia mater injustitiae!* S. 2 ff. eignet der Vf. den Griechen ein gewandtes und lebhaftes Wesen, bei einem glücklichen Ebenmafse der verschiedenen Geistes- und Gemüthseigenschaften, eine vielseitige Geschicklichkeit, eine gewisse Selbstherrschaft und eine oft gefährliche Ueberlegenheit, ferner eine Gemüthsbeschaffenheit zu, welche Geistesbehendigkeit mit Geistesgegenwart, asiatischen Gleichmuth mit europäischer Sorgsamkeit verbindet. „Bei dem hohen Grade von Bildsamkeit", heifst es S. 3, „der den Griechen eigen ist, wird es nur von dem künftigen Gesetzgeber abhängen, die Griechen für edlere Triebfedern und höhere Eindrücke empfänglich zu machen, und die alten Geschlechter erstorbener Gröfse und Tugenden wiederzuerwecken, auf dafs da, wo der Baum der Menschheit in der schönsten Blüthe gestanden, er auch die besten Früchte tragen möge. Wie viele Fehler und Laster dieses Volk auch noch haben mag; wie unbekümmert die Griechen um das Schicksal ihres Vaterlandes scheinen, und auf innere Zwistigkeiten, auf Ränke und eigennützige Pläne bedacht sind (aber das gilt nur von Einzelnen und von Parteien, nicht vom Volke; — Ref.), wenn es sich um die erhabenen Güter der Selbstständigkeit und der Freiheit handelt: so ist es doch wiederum etwas ganz Eigenthümliches, dafs alle diese Uebel nicht den Grad von Bösartigkeit haben, als es auf den ersten Blick erscheint, weil den daraus entspringenden Verirrungen keine heftigen Leidenschaften zum Grunde liegen." Und S. 57 sagt der Verf.: „Das griechische Volk gleicht einem sehr verdorbenen, ungezogenen Kinde, von übrigens trefflichen Anlagen, welches einen weisen, aber sehr strengen Erzieher nöthig hat. Eine grofse Persönlichkeit, mit einer wohlbegründeten öffentlichen Gewalt, mit philosophischem und militärischem Talente, könnte noch Alles retten. Der Philhellenismus, wenn er sich nicht concentrirt und in Einer Person vereinigt auftritt, wird schwerlich leisten, was mit den grofsen Opfern, die er gebracht hat, im Verhältnisse stünde." Das schrieb M. im J. 1827, seitdem ist Vieles in Griechenland, für die Gegenwart, anders und besser geworden, und vielleicht wäre sogar jene Persönlichkeit gefunden. Kapodistrias war diese Persönlichkeit nicht, aber er ist mit einem trefflichen Rathe in das Grab gestiegen, der besonders für Griechenland Beachtung verdient.

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

I Monumenti dell' Egitto et della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico - letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini.

(Fortsetzung.)

Die Zeitbestimmungen über die Dauer dieser Dynastie erklärt Ros. selbst für unzulänglich aus Mangel an schriftlichen und Originaldenkmälern: sie beruhen auf den Angaben des Eusebius. Unter dieser XIX. Dynastie fand die Erneuerung der Hundsternsperiode nach Censorinus (*de die nat. c.* 21.) Statt, ein Zeitpunkt, in welchem nach einem Fragmente des Theon Alexandrinus (bei *Larcher: Notes sur l'Hérodote, Tom. II. p.* 553. *sec. édit.* — besser hätte Ros. auf *Biot Recherches sur plusieurs points de l'Astronomie égyptienne appliquées aux monumens astronomiques trouvés en Egypte, Paris* 1823. 8. p. 303 folgd. oder auf *Ideler Handb. der Chronologie* Th. I. p. 136 Anm. 1. vgl. Th. II. p. 593 folgd. verweisen können —) in Aegypten der König *Menophres* regierte. Ros. zeigt p. 33, dafs dieser Titel jedem Pharaonen hätte beigelegt werden können, da er nichts anderes bedeute, als *Sklave des Phra.*

XX. Dynastie (*Diospolitanische* Könige von 1280 v. Chr. Geb. — 1102.

Die schriftlichen Quellen geben nichts weiter an, als dafs diese Dynastie aus 12 Königen bestanden habe, die zusammen 135 Jahre regiert hätten, wie Julius Africanus sagt, oder 178, wie Eusebius. Ros. versucht zu zeigen, dafs der König *Nileus* bei Diodor. Sicul. und *Nilus* bei Dicaearch. (ap. *Schol. Apollon. Rhod. IV*, 276) eine und dieselbe Person sei und diesem Herrscherstamme angehört haben müsse. Nachdem er nachgewiesen hat, und wir glauben mit Recht, dafs *Syncellus* (*Chronogr. p.* 91 *ed. Goar*) ganz willkürlich die Namen der zwölf Könige dieser Herrscherfamilie aus denen der übrigen Dynastien zusammengesucht habe, um die Lücke in den Auszügen aus dem Manetho zu füllen, geht er zu den Originaldenkmälern über und führt drei Gründe an, durch welche er berechtigt worden sei, eine Anzahl von Cartouchen als dieser Dynastie angehörend zu betrachten, nämlich die Natur und Beschaffenheit der Namen (*Ramses*) und Titel, welche mit denen der früheren thebanischen Dynastien übereinstimme, die Oertlichkeit der zugehörigen Denkmäler (gröfstentheils die Grabstätten im Thale Biban-el-Moluk) und endlich die Unmöglichkeit diesen Königen einen anderen Platz anweisen zu können. Namentlich sprechen für diese Annahme die Grabstätten: die saitischen Könige haben sich in Sais, die memphitischen in Memphis, die thebanischen sämmtlich im thebanischen Nomos, und zwar an der angeführten Stelle, Begräbnifsplätze gewählt. Und finden sich von einigen keine Grabstätten vor, so sprechen für den Platz, den ihnen Ros. in der Reihenfolge der thebanischen Könige anweist, allerdings die Stellen, wo sich ihre Cartouchen vorfinden, die Gebäude Thebens. Ros. hat nur die Namen von neun Königen aufgefunden, und selbst von diesen ist er nicht im Stande, die Ordnung anzugeben, in welcher sie auf einander gefolgt sind. So führt uns der Verf. mit Hülfe vieler Hypothesen bis zu einem *Ramses XV:* von allen diesen Königen ist aber weiter nichts bekannt, als ihre nichts-, oder wenn man will, viel sagenden Titel.

Um nun den Uebergang zu erklären, welcher von den thebanischen Königen zu den tanitischen Statt gefunden hat, boten sich drei mögliche Ursachen dar; einmal Schwäche des regierenden Herrscherstammes, oder Aussterben desselben, oder Bürgerkrieg. Ros. nimmt die zweite an, da sich die Cartouchen zweier Priester vorfinden, deren Namen er *Amensi-Pehôr* und *Phisciam* liest, und die, ihren Attributen gemäfs, über Aegypten geherrscht haben müssen. Er macht es sehr wahrscheinlich, dafs, nach Aussterben der diospolitanischen Dyna-

stie, die Oberpriester von Theben, deren Würde in Einer Familie erblich war (Herodot II, 144), sich des Thrones bemächtigt hätten, bis der neu erwachte Kastengeist, namentlich der offene Widerspruch der Kriegerkaste, sie wieder von demselben vertrieben habe. — Die Denkmäler, welche von diesen beiden Priesterkönigen im Pronaos des Tempels von Chons vorhanden sind, führen uns auch zwei Töchter des Priesters Phisciam vor, welche *Πάλλαδες* des Ammon waren, ein Gegenstand, von dem schon in der Recension des ersten Theiles die Rede gewesen ist (vgl. Ros. p. 62).

XXI. Dynastie (*Tanitische* Könige von 1102—972 v. Chr. Geb. nach der Chronologie des Manetho).

Tanis nach *Stephanus Byzantinus* s. v. früherhin eine der glänzendsten und volkreichsten Städte Unterägyptens, war zu *Iosephus* (*Antiqq. Iudaic. IV*, 2.) Zeiten nur noch eine *πολίχνη*, und liegt jetzt in Trümmern, auf denen sich keine Spur von Originaldenkmälern dieser Dynastie auffinden läfst. Unter dem Namen צוֹעַן findet sich ihr Name im alten Testamente IV. Mos. 13, 23; Ps. 78, 12 und 43; Jes. XIX, 11 und 13; XXX, 4; was die LXX stets durch *Τάνις* übersetzen. Champollion fand auf einer dem Herrn Cousinery zugehörigen Stele den Namen eines Königs *Mandustèp*, den auch Burton auf einer Inschrift bei Kosseir am rothen Meere fand, und auf einer anderen Stele im Turiner Museum, welche bei Abydos gefunden worden war, den eines Königs *Aasen*, welche er als die ersten Könige dieser Dynastie bezeichnet. Aber selbst Ros. scheut sich diese Hypothesen zu unterschreiben, und hält sich daher an die Liste des Manetho, welcher sieben Könige aufzählt, deren Regierungsdauer 130 Jahre betrug. — In die Zeiten dieser Dynastie müssen die Ereignisse fallen, welche I. Kön. 3, 1; 9, 16; 11, 17 folgd. erzählt werden. —

XXII. Dynastie (*Bubastische* Könige 972 v. Chr. Geb. — 852).

Wie fast alle Städte Niederägyptens, lag auch Bubastis schon frühzeitig vollkommen in Trümmern, ein Ereignifs, welches die mannigfachen Einfälle fremder Völker bedingten, denen Aegypten ausgesetzt war. Der Göttin *Bubastis*, wie sie die Griechen nennen, heilig (Herodot II, 111; 141), war sie die Hauptstadt des gleichnamigen Nomos. Hier gelangen wir durch die wahrhaft geistreiche Kombinationsgabe Ros. wieder auf einen festeren Boden, zu einer vollkommen genügenden Uebereinstimmung mit den Angaben des alten Testamentes, und wir werden, in so kurzen Worten, als es irgend geschehen kann, den Gang der Untersuchungen über den ersten König der bubastischen Dynastie angeben, um darzuthun, dafs es den Forschungen unseres Verfassers keineswegs an sicheren Grundlagen fehle, und sie weit von einer eitlen Hypothesenkrämerei entfernt seien.

Die Hauptdenkmäler, welche uns für die Geschichte dieser Dynastie übrig geblieben sind, finden sich in den Pallaste von Karnak und zwar in dem ersten Hofraume, welcher dem Vf. gänzlich den Herrschern dieser Familie sein Entstehen zu verdanken scheint, ein neuer Beweis für ihn, dafs die Dynastien, so örtlichen Ursprunges sie auch waren, doch das ganze Aegypten beherrschten. Hier fand er ein Gemälde, welches eine riesige Königsgestalt darstellt, die umgeben von einer Menge von Fremden dem grofsen Gotte Ammon eine Anzahl besiegter Völkerschaften, deren jeder der Name beigefügt ist, an den Haaren herbeischleift. Die Cartouche giebt den Namen *Schischsonk* und in Abkürzungen *Schesk* oder *Schesi*, worin man leicht den *Sesonchosis* oder *Sesonchis* des Manetho, den ersten Herrscher der bubastischen Dynastie, und den שִׁישַׁק *Sisak* oder *Schischiak* der Bibel erkennt, welcher unter Rehabeam auf Jerobeam's Anstiften (I. Kön. 11, 40) gegen Jerusalem zog, es einnahm und die Tempelschätze plünderte (I. Kön. 14, 25. 26). Die eine der abgebildeten Figuren hat eine offenbar jüdische Physiognomie und trägt in hieroglyphischen Charakteren auf dem Schilde die Inschrift: *Juda Hamalekkak, das Land der Könige Juda.* Die Ansicht einer Anzahl Exegeten des alten Testamentes, welche diesen König Sisak für den *Sesostris* gehalten haben, hält Ros. keiner Widerlegung werth. Die grofse Inschrift, welche dem erwähnten Bilde beigefügt war, hat so durch die Länge der Zeit gelitten, dafs ihre Entzifferung unmöglich ist, und wir wissen daher aus den Originaldenkmälern nichts über die Regierungsdauer dieses Königs, welcher nach Manetho 21 Jahre regierte. Ros. fand nur eine andere Inschrift, welche als Datum das eilfte Regierungsjahr dieses Königs trug. Unter ihm mufs die Macht Aegyptens in hohem Grade wieder gewachsen sein, da er nach II. Paralip. 12, 3 mit 1200 Wagen, 60000 Reitern und unzähligem Volke, bestehend aus Aegyptern, Libyern, סכיים (nach Ros. p. 81 Troglodyten) und Mohren heraufzog. Den Namen die-

ses Königs fand Ros. auch noch auf mehreren anderen Denkmälern in Aegypten und auf vielen anderen wieder, welche nach Europa gebracht worden waren.

Eine unzweifelhafte Gewährleistung für die Richtigkeit seiner Annahme findet der Verf. in der Vergleichung der biblischen Chronologie mit den Zeitbestimmungen, welche sich aus den ägyptischen Denkmälern ergeben. Von dem Auszuge der Kinder Israël bis zu Rehabeam verflossen nach der Bibel 520, von Rameses III, unter welchem nach Ros. der Auszug geschah, bis auf Sisak 526 Jahr.

Der Nachfolger des Sesonchosis hiefs nach Jul. Africanus *Osoroth*, nach Eusebius *Osorthon*. Die Originaldenkmäler (eine Cartouche im Hofraume des Pallastes zu Karnak, auf den Trümmern des grofsen Tempels zu Bubastis, auf einer Alabastervase im Pariser Museum, auf mehreren Scarabäengemmen, unter andern auf nr. 956 der Pallitnschen Sammlung) geben den Namen *Osorkon*, übereinstimmend mit der verschiedenen Leseart mehrerer Handschriften des Eusebius (vgl. Tom. I. p. 54). Champollion (*Précis etc. sec. édit.* p. 257) glaubte, dafs dieser König identisch sei mit dem äthiopischen *Zarach* זֶרַח הַכּוּשִׁי, welcher gegen den König Asa (II. Paralip. 14, 8) einen unglücklichen Krieg führte. Die Zeitrechnung stimmt mit dieser Annahme allerdings überein, da von dem Einfalle des Sesak bis zur Niederlage des Zarach 33 Jahr verflossen und die Regierungsdauer der beiden ersten Pharaonen dieser Dynastie nach sämmtlichen Compilatoren des Manetho 36 Jahre betrug. Trotz dieser Uebereinstimmung und der Namensähnlichkeit (der Name *Zarach* enthält wenigstens die drei ersten Konsonanten des Namens *Osorkon*, wenn gleich der Endkonsonant fehlt), bezweifelt Ros. p. 89 folgd. dennoch diese Identität, weil Zarach nicht den Titel eines Pharaonen oder eines Königs von Aegypten, sondern die Bezeichnung eines Aethiopen führt. Er glaubt, da nach II. Paral. 12, 3 Aethiopien schon dem Könige *Schischionk I* unterthan war und der jüdische Geschichtschreiber alle Ursache hatte, die Macht des ägyptischen Königs zu vergröfsern, anstatt sie durch die wenig sagende Bezeichnung eines Aethiopen zu schmälern, dafs ein gleichzeitiger Häuptling zu verstehen sei, welcher bei dem Heereszuge des ersten bubastischen Königs sich von der grofsen Heeresmasse abgesondert, in ein benachbartes Land begeben, von dort aus einen Einfall in Juda gemacht und eine Niederlage erlitten habe.

Dafs in Bezug auf diese Dynastie die Angaben des Jul. Africanus, der sechs Könige aufzählt und als Regierungsdauer 120 Jahre angiebt, während Eusebius, wie er es häufig zu thun pflegt, um die Listen des Manetho mit seinem chronologischen System in Einklang zu bringen, nur drei (die beiden ersten und den sechsten) aufzählt und die Dauer ihrer Herrschaft auf 49 Jahre festsetzt, der Wahrheit näher kommen, geht aus den Denkmälern hervor. Ros. fand einen *Schischionk II*, welcher unter anderen den Beinamen der Göttin *Pascht* (Bubastis) führt, und den er als unmittelbaren Nachfolger des Osorkon ansieht, wegen der Gewohnheit der Aegypter, die Enkel nach den Grofsvätern zu benennen, und der fast vollkommenen Uebereinstimmung der Titulaturen mit denen der beiden ersten Könige dieser Dynastie. Die Namen der beiden Nachfolger, welche auch bei Jul. Africanus fehlen, hat Ros. nicht auffinden können; dagegen fand er den eines sechsten Königs *Takeloth*, übereinstimmend mit dem *Takellothis* des Jul. Africanus und Eusebius, auf einem Basrelief im Tempel von Karnak nicht weit von der Cartouche des Königs *Schischionk II*. Die Titel dieses Königs stimmen mit denen überein, welche das Haupt der Dynastie führte und sein Name findet sich auch auf anderen Denkmälern wieder. Er mufs wenigstens 25 Jahre regiert haben (nicht wie Jul. Africanus und Eusebius wollen, 13), da dieses Jahr seiner Herrschaft auf den Ruinen von Karnak angegeben wird. Als Nachfolger dieses Takeloth ergiebt sich ein Sohn *Osorkon II*, dessen Mutter *Keromama* hiefs.

Von den Königen der beiden folgenden Dynastien, von denen die erste tanitischen, die zweite saïtischen Ursprunges war, fand Ros. auf den hieroglyphischen Denkmälern keine Spur vor, da Tanis sowohl als Sais nichts als unförmliche Trümmerhaufen darbieten: und es ist daher von ihrer Geschichte nichts übrig geblieben, als die Namen, welche aus Manetho aufbewahrt worden sind. Der einzige König der XXIV. Dynastie war hiernach *Boccheris*, den Dieder. Sicul. I, 65 als einen der Vorgänger des Königs *Sabakon* erwähnt, während er den König, welchen *Sabakon* vertrieb, *Anysis* nennt. Nach Scaliger soll dieser Boccheris der König *Sua* oder *So* sein, welcher II. Kön. 9, 4 erwähnt wird.

Aegypten ward darauf von äthiopischen Königen beherrscht, deren Namen *Sabakon*, *Sevechus* und *Tarachus* Jul. Africanus und Eusebius übereinstimmend anführen. In Bezug auf den Charakter des ersten dieser Könige und die Ereignisse, welche seinen Regierungsantritt bezeichneten und begleiteten, stimmen *Herodot II*, 137 und *Diodor* a. a. O. nicht mit Manetho überein. Auf den gleichzeitigen Denkmälern Aegyptens finden sich die Abbildungen dieser drei Könige in gänzlich fremdartigem Schmucke mit eben so fremdartigen Titulaturen, die jedoch unter einander fast vollkommen übereinstimmen, vor. Die Denkmäler, die sie errichteten, wurden von den späteren Königen geachtet, da sie selbst die ihrer Vorgänger nicht allein schonten, sondern vergrößerten und verschönerten: auch hatten sie Sprache und Religion mit den Aegyptern gemein und ihr Vaterland hatte lange in naher Beziehung zu Aegypten gestanden. Der erste König verschönerte das prächtige Portal des Tempels von Luxor, den die Pharaonen der XVIII. Dynastie erbaut hatten, und daher findet sich auf demselben sein Riesenbild und in den Cartouchen sein Name *Schiabak*, der auch auf vielen anderen Denkmälern vorkommt. Der zweite König *Sevechus* oder *Sebichus*, nach der venetianischen und mailänder Ausgabe des Eusebius, erbaute einen kleineren Tempel in der Nähe des Pallastes von Karnak, wo sein Bild, sein Name *Schiabatok* (wie Ros. p. 108 nachweist, ein häufig auf äthiopischen Denkmälern vorkommender) und seine Titel angegeben sind. Name und Bild des Königs *Tahraka* finden sich zu Medinet-Abu und auf den Trümmern von Denkmälern auf dem Berge Barkal in Aethiopien, wo Dr. Ricci auch die Namen mehrerer anderer äthiopischer Könige, die aber nicht über Aegypten herrschten, entziffert hat. — Die äthiopische Dynastie herrschte nach den chronologischen Angaben Manetho's über Aegypten von 719 v. Chr. Geb. — 675, und in diesen Zeitraum muſs auch das Bündniſs fallen, welches Hiskias, König von Juda, gegen Sanherib mit Tirhaka, dem Könige der Mohren (תִּרְהָקָה מֶלֶךְ כּוּשׁ II. Kön. 19, 9.; Jes. XXXVII, 9), den Sanherib verachtete (II. Kön. 18, 21), abschloſs. Unbezweifelt ist es, daſs unter *Sethon*, dem Nachfolger des Königs Sabakon (bei Herodot II, 141), welcher gegen Sanherib Krieg zu führen sich genöthigt sah, kein anderer, als der dritte König dieser Dynastie zu verstehen sei, und daſs die wunderbare Geschichte, welche dort erzählt wird und auf die auch bei Jesaia XXXVII, 36 angespielt ist, sich in diesem Heereszuge ereignet habe. Genaue chronologische Rechnungen bei Ros. p. 119 folgd. geben ferner, daſs der Pharao *Sua*, von welchem Hosea, König von Israël, gegen Salmanassar Hülfe begehrte (II. Kön. 17, 4), der zweite dieser äthiopischen Könige *Schiabatok* gewesen sei. Die Verschiedenheit des Namens räumt Ros. durch die Bemerkung hinweg, daſs der Name der ägyptischen Gottheit *Sebek* oder *Sewek*, sobald er menschlichen Personen zuertheilt wurde, in *Seb* oder *Sewe* umgeändert ward, welches mit dem hebräischen שׁוּא oder שׁוָא übereinstimmt; zumal wenn man von der vielleicht verdorbenen Aussprache der Masoreten abgeht und שָׁוְא liest.

Auf die äthiopischen Könige soll nach Herodot II, 147 folgd. und Diodor I, 93 eine Zwölfherrschaft eingetreten sein: eine Nachricht, deren Glaubwürdigkeit der Verf. aus vielfachen Gründen in Zweifel zieht, namentlich weil von dem angeblich durch diese Könige am Mörissee erbauten Labyrinthe nicht die geringste Spur und bei Manetho auch nicht die entfernteste Andeutung von einer solchen Dodekarchie vorzufinden ist. Er nennt als XXVII. Dynastie eine Reihefolge von neun Königen saitischen Ursprungs, von denen Ros. die drei ersten *Stephinates*, *Nereptus* und *Nechao I* auf Originaldenkmälern nirgends aufzufinden vermocht hat. Dagegen bieten mehrere Monumente den Namen und Titel des Königs *Psametik* dar, und zwar des ersten dieses Namens, da *Nechao II* als sein Sohn und Nachfolger auf mehreren Stelen bezeichnet wird, womit auch Herodot II, 158 übereinstimmt *). Die ihm zugehörigen Cartouchen findet man auf mehreren Denkmälern von geringerem Umfange.

*) Nach Herodot's Chronologie stirbt *Necho* 601 v. Chr. Geb., nach Manetho 603. Psammetich wird auch von Diodor. Sicul. I, 66 der *Saïte* genannt.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

I. Monumenti dell' Egitto et della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine de materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini.

(Schluſs.)

Er führte Krieg mit den Assyrern (*Σύροι* bei *Herodot II*, 159) nach Herodot, Diodor und II. Paralip. 35, 20 folgd. und schlug sie bei Magdalum (מִגְדּוֹל Jerem. 44, 1; 46, 14; Exod. 14, 2; Num. 23, 7 u. s. w.), besiegte den König Josias (II. Kön. 23, 29; II. Paralip. 35, 20 folgd.), dessen Nachfolger, den König Joahas, er gefangen nach Aegypten führte (nach II. Kön. 23, 33 und Manetho), und ward endlich von Nebukadnezar besiegt (Jerem. 43, 10 folgd. II. Kön. 24, 7). Ihm folgte nach Herodot *Psamatis*, welcher nach Manetho *Psammuthis* oder *Psammetich* hieſs, und den letzteren Namen auch auf den Denkmälern führt; dann *Uaphres* oder *Vaphres* nach Manetho, *Apries* nach Herodot, der ihn zum Sohne des Psammis macht, und Diodor, welcher ihn vier Menschenalter nach Psammetich I. regieren läſst, nach den Denkmälern *Haphra* oder *Haphrê*. Die Uebereinstimmung zwischen den Erzählungen der Profanscribenten und der Bibel in Bezug auf diesen König ist bekannt.

Wir haben bis hieher die Resultate von Rosellini's Forschungen in einer Ausführlichkeit gegeben, welche eher für einen Auszug, als für eine Recension passend erscheinen möchte: aber wir wünschten nachweisen zu helfen, wie sehr die Ergebnisse dieser Untersuchungen für Sicherheit der Grundlage beurkunden, und daſs eine besonnene Kritik mit wenigen Ausnahmen fast durchgehends von dem Verf. gehandhabt worden sei. Konnte noch irgend ein Zweifel darüber obwalten, ob Champollion's Entdeckung phonetischer Hieroglyphen ihre vollkommene Richtigkeit habe, oder nicht, so werden die durch die Forschungen über die persischen Herrscher, die nachfolgenden Saïtischen, Mendesischen und Sebennitischen Dynastien, die griechischen Regenten und die römischen Kaiser gänzlich gehoben, da hier überall die Resultate mit den Nachrichten der griechischen und römischen Geschichtschreiber übereinstimmen und zum Theil selbst letztere ergänzen. Hieraus ergiebt sich aber zu gleicher Zeit, welcher Grad von Zutrauen der ägyptischen Geschichte beizumessen sei, wie sie sich jetzt durch Hinzuziehung und Entzifferung der Originaldenkmäler zu gestalten beginnt. Daſs manches noch ergänzt, erweitert, geändert werden müsse und werde, wenn neue Denkmäler aus dem Schooſse der Erde emporgefördert sein werden, kann niemand bezweifeln; aber wol auch niemand wird fernerhin die Männer, welche groſsen Scharfsinn mit eiserner Beharrlichkeit paarten und uns zuerst einen Blick in die wahre Geschichte des alten Aegyptens thun lieſsen, mit dem Namen eitler Hypothesenkrämer brandmarken. Je älter die Menschheit wird, desto mehr wird es ihr gelingen, zu ihren Anfängen hinaufzusteigen, und erst nach vielfältigen Forschungen dieser und ähnlicher Art wird es ihr vielleicht dereinst möglich werden, sich an die Erörterung jener groſsen Frage über die uranfängliche Verbreitung des Menschengeschlechtes zu wagen, deren Erledigung aber wol schwerlich jemals zu erwarten stehen dürfte.

Auſser 19 Dynastientafeln, welche die königlichen Cartouchen der Beherrscher Aegyptens von der XIX. Dynastie bis zu den Zeiten der Römer enthalten, sind dem Werke die noch übrigen Kupfertafeln beigegeben, welche, jetzt 24 an der Zahl, eine Ikonographie der ägyptischen Regenten nach den Originaldenkmälern mit gewissenhafter Treue copirt, in einer wahrhaft vortrefflichen Farbenausführung darbieten. Zu tadeln ist auch diesmal die Inkorrektheit des griechischen Druckes. So findet sich p. 28 diplomatisch genau:

Ἀργαλέος γὰρ τ' ἐςὶ θεὸς βροτῶν αὐδρὶ δαμῆναι.

Ferner ebendaselbst:

— — ὅςτε θαλάσσης
πάσης βένθεα οἶδε, Ποσειδάωνος ὑποδμώς,

abgebrochen νημε-ρτής, S. 77: Ἄρτεμις u. s. w. In Bezug auf seine Chronologie spricht sich der Verf. gewissermafsen selbst das Urtheil, wenn er S. 28 von dem trojanischen Kriege sagt: *avvenimento che tutto è ravvolto nella nebbia delle favole, e l'epoca del quale è tra i cronologi soggetto d'interminabili controversie.* Weit entfernt die Epoche des trojanischen Krieges als einigermafsen ausgemacht ansehen zu wollen (s. das Resultat der griechischen Tradition nach *Il. XXIV*, 765 folgd. bei Ideler Handb. der Chronol. I. p. 135 folgd. vgl. I. p. 373), fragen wir, ob die ägyptische Chronologie sicherer, als die der Griechen, selbst nach Entzifferung der hieroglyphischen Denkmale sei?

Sehr wünschenswerth würde es sein, wenn die jetzt beendigte geschichtliche Abtheilung des Werkes, die ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, durch eine deutsche Bearbeitung unserer Litteratur geschenkt würde. Da viele Abkürzungen möglich sind (die Weitschweifigkeit der meisten italiänischen Werke wissenschaftlichen Inhalts ist fast sprichwörtlich geworden), auch die Kupfertafeln füglich entbehrt werden können, so dürfte das Ganze in *einem* Octavbande zu mäfsigem Preise den vielen Freunden der Wissenschaft bei weitem zugänglicher und, wenigstens für Deutschland, erst dann die Verbreitung möglich gemacht werden, welche diesem Werke so sehr zu wünschen ist.

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

XXIII.

Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und in die gesammte apokalyptische Litteratur. Von Dr. Friedrich Lücke, ordentlichem Prof. der Theologie in Göttingen. — Auch mit dem Titel: Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes von Dr. F. L. Vierter Theil, erster Band. — Bonn 1832. *bei Eduard Weber. XIII. u.* 576 *S. in* 8.

Ist es ohne Grund in ihr selbst, dafs kein biblisches Buch so verschieden erklärt ist als die Apokalypse? Es scheint nicht so; vielmehr ist dieses Buch gleich von Anfang an von mehr als gewöhnlicher Dunkelheit.

Jede prophetische Schrift ist die Frucht einer besondern Zeit, eigenthümlicher Verwickelungen und Störungen. Denn der Prophet empfängt nicht im Schauen des Geistes und beschreibt nicht müfsig und leeren Spieles die Zukunft. Nur wenn die ewigen Ideen göttlicher Wahrheit in einer Zeit ganz verfinstert und die Förderung und Vollendung des Reiches Gottes völlig gehemmt und getrübt ist, nur dann ist die rechte Zeit für die prophetische Wirksamkeit; denn dann kommt es darauf an; die vorliegende Dunkelheit der Zeit durch das Licht des schauenden Geistes zu zerstreuen und zu zeigen, wie auch die gröfsten Gefahren, Schrecknisse und Hemmungen der Gegenwart nur die Vollendung des Reichs Gottes fördern sollen. Dann entzündet sich also ein neues Licht in des Propheten Geiste, worin er durch die Finsternifs der Gegenwart hindurch die Lösung aller Zweifel und Verwickelungen, das Reich der reinen Wahrheit, das Ende der Dinge in freudiger Gewifsheit erblickt. So löst sich zwar jede Weissagung in die Ahnung des zuletzt allein herrschenden Reinen und Wahren auf, und spricht Ideen aus, die der Prophet als solcher nicht erfunden hat, die er nur äufsern und schildern kann; aber das Eigenthümliche jedes besondern Propheten ist seine geschichtliche Stellung und die Art, wie er von seiner besondern Zeit aus die nahe und entfernte Zukunft ahnet. Und wie er vom Besondern ausgeht, um mit dem Allgemeinen zu schliefsen, so kann auch Farbe und Inhalt seiner Rede nur von seinem eigenthümlichen historischen Standpunkte aus vollkommen wiedererkannt werden.

Dieser historische Standpunkt aber ist gerade in der Apokalypse am schwersten zu erkennen. Denn das Reich des Unterganges, womit das Reich Gottes zu kämpfen hat, der Antichrist und der ganze damalige Gegensatz gegen das Christenthum wird darin nicht geradezu mit bestimmten historischen Namen genannt, sondern unter einer Hülle verborgen. Das Buch sagt selbst, es sei darin ein Geheimnifs, ein μυστήριον 17, 5, und nur der Verständige, ὁ ἔχων νοῦν, könne das Geheimnifs durchdringen 13, 18. Woher das Geheimnifsvolle dieses Buchs komme, ist eine Frage der historischen Kritik, welche hier zu beantworten zu weit abführen würde: genug, es ist da, und man darf es sich

nicht verhehlen. Zwar kann das Verschleierte in der Apokalypse nicht durchaus ohne Wink zur Lösung und Entschleierung geschrieben sein; der Verständige soll ja nach des Propheten Worte tiefer blickend den äussern Schleier davon heben können, und in der Entstehungszeit dieses Buchs, mitten in den Verhältnissen, die hier angedeutet und leise verhüllt sind, konnte die Lösung für jeden πνευματικός (11, 8) unter den Christen nicht schwer sein: aber wie leicht verschwand später das Andenken an diese Urzustände des Buchs und damit der Schlüssel zur historischen Ansicht! Kein prophetisches Buch konnte so verschieden verstanden werden, weil der feste historische Grund fehlte, und es dem Gutdünken eines jeden überlassen blieb, das dunkle Buch nach seiner Art zu erklären.

Nach so vielen Jahrhunderten, wo man zwar die allgemeinen Gedanken und letzten Hoffnungen der Apokalypse sehr wohl begriff, aber durchaus nicht das Besondre, Historische und damit den vollen Sinn und Zusammenhang des Buchs, ist die neuere Zeit endlich wie mit Gewalt dahingetrieben, in der Aufsuchung des historischen Verhältnisses der Apokalypse einen festen Grund für ihre Erklärung zu gewinnen, und jenen Schleier, der um das Buch gezogen ist, nicht nach eignem Dafürhalten, sondern nach den Winken des Propheten und den Spuren der Geschichte zu lösen. Dem beharrlichen, umsichtigen Forschen wird es zuletzt gelingen, das Dunkel, weil es bloſs künstlerisch über das Ganze gelegt ist und nicht im unklaren Sinne der Rede seine Quelle hat, vollständig zu durchdringen; schon ist dazu ein Anfang gemacht, auf den sich weiter fortbauen läſst. Jener Einwurf aber ist nicht zu fürchten, daſs durch solche Behandlung der Apokalypse das Höhere und Bedeutende ihres Sinnes verflüchtigt werden müſste. Vielmehr nur das falsche Verallgemeinern dessen, was der Prophet besonders und historisch dachte, wird dadurch abgewehrt. Der Prophet geht von besondern, historisch gegebenen Verhältnissen, von den Kämpfen und Gefahren der Gegenwart zum Allgemeinen fort: die Aufgabe seiner Erklärung ist also diese, diesen Fortgang und Zusammenhang im Sinne der Weissagung zu zeigen. Und wie es die Krone der Erklärung ist, die Höhen der prophetischen Anschauung zu erkennen, und das wahre Walten des erleuchteten Geistes über den Stoff, so ist ihr Anfang, die historischen Verhältnisse recht scharf aufzufassen, worin der Prophet gerade so und nicht anders redet.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXIV.

Laienbrevier. Von Leopold Schefer. Erstes Halbjahr. Berlin, Veit und Comp. 1834.

Nachdem das Lehrgedicht seit vielen Jahren in Deutschland verschollen oder vielmehr an der berüchtigten Langenweile seiner eigenen Natur allmählig hingestorben, ist es interessant, zu sehen, wie jetzt ein wirklicher Dichter, ohne Nachtheil der poetischen Interessen, und mit aller Freiheit seiner Begeisterung, diesen brachgelegenen Acker der didaktischen Poesie wieder zu bebauen unternimmt. Während die wässerige Verstandesphilosophie der meisten Lehrdichter des vorigen Jahrhunderts, wie sie sich in dem philisterhaften Auftakt des Alexandriners endlos breit machte, eher dazu geeignet war, die gesammte Lebensweisheit dem Leser zu verleiden, um statt dessen lieber ganz reflexionslos in den Tag hineinzuleben, hat es Leopold Schefer in diesem Laienbrevier — einer Reihe geordneter Lebensansichten auf jeden Tag im Jahre — verstanden, den Lehrton jener Lebensweisheit mit der Poesie zu einer Einheit zu verschmelzen, oder vielmehr aus der didaktischen Poesielosigkeit eine wahre Poesie der Lebensweisheit zu schaffen Er hat einen neuen Ton des Lehrgedichts darin angeschlagen, wenn er auch die an dieser Gattung, wie es scheint, unüberwindliche Monotonie der Form und Darstellung nicht abzuwehren vermochte.

Der eigenthümlichste Charakter dieses Dichters, von dem aus er auch in seinen Novellen das Trefflichste leistet, ist ein tiefes, beschauliches Gemüth, die still sinnende Contemplation eines reichen Herzens, das, durch innere und äuſsere Erfahrungen vielfältig gereift und gebildet, jetzt in einer gewissen behaglichen Zurückgezogenheit von der Welt, festgesiedelt innerhalb seiner selbstgezogenen Grenzen, von hier einen Standort zu Umblicken und Betrachtungen gewonnen hat In diesem „Laienbrevier" hat der Dichter die Summe seiner Lebenserfahrungen zusammengestellt, aber er zeigt sie uns nur als bereits gewonnene Resultate, in ihrer Harmonie und Ausgeglichenheit mit sich selbst, ohne in die Conflicte, die Anlässe und die Bewegungen hineinblicken zu lassen, durch welche sie in ihm und aus seinem Widerstand gegen die Verhältnisse hervorgegangen. Daher ist die Ausdrucksweise als Spruch, als Gnome vorherrschend, und diese gnomische Art der Dichtung scheint dem Naturell Schefers ganz besonders zuzusagen Aber für den Reiz des Lesens wäre zu wünschen gewesen, daſs der Dichter in die bloſs spruchweise Mittheilung seiner oft so herrlichen Gedanken, da er sie eben meistentheils doch zu ausführlichen Gedichten versponnen hat, auch ein etwas dialektisches Element hätte eintreten lassen. Um die dem Spruch eigenste Wirkung hervorzubringen, sind diese Gedichte indeſs nicht immer kurz und

epigrammatisch gedrängt genug, da der Kunst des Angelus Silesius, in zwei Zeilen die beiden Pole dieses grossen Weltgedankens entscheidend, und mit der Schnelle eines Blitzes zusammenzufassen, hier nicht nachgestrebt wurde. Statt dieser epigrammatischen Kürze ist Schefer vielmehr in eine liebenswürdige Redseligkeit ausgegangen, und führt uns besonders gern auf die kleinen Lieblingsplätzchen seines Sinnens und Philosophirens hin, an denen wir uns auch, unter grünen Laubgehängen, duftigen Frühlingsbüschen, Lerchenschlag, und dem gutmüthig vergnügten Gesicht eines Kleinstädters, das uns von ungefähr an der Strafse begegnet, seine anmuthige Gesellschaft keinen Augenblick verdriefsen lassen. Indem jedoch der Dichter, wie bereits gesagt, nur die gewonnenen und beruhigten Ergebnisse seiner innern Lebenskämpfe, nichts aber mehr von und aus diesen Kämpfen selbst, darstellt, so hängt damit auch der hervorgehobene Mangel an beweglicher Dialektik des Gedankens von selbst zusammen. Es werden nur lauter positive Sätze ausgesprochen, eine prästabilirte Harmonie schwebt über der ganzen Lebensansicht des Dichters, die Tugend herrscht in Frieden über der verklärten Erde, ein frommer Purismus und Sauberkeitsgeist hat sich hell und leuchtend über Formen und Gestalten des Lebens gebreitet, und alle Negativen des Daseins werden als überwunden zurückgestellt oder unberührt gelassen, wenn man auch nicht immer einsieht, wie sie überwunden werden konnten. Wenn diese ununterbrochene Kette positiver Sätze den Leser doch am Ende ermüdet, so ist diefs nicht Schuld Leopold Schefers, sondern diese mufs, wie billig, der Menschlichkeit des Lesers selbst, die nicht lauter Positivitäten zu ertragen vermag, zugeschoben werden. Unter Schefers reinem poetischen Himmel nimmt sich ein Tugendidealismus herrlich genug aus, obwohl er unter dem Dunstkreis des wirklichen Lebens als unmächtig sich erweist Doch würde, glauben wir, auch die poetische Wirkung dieser Gedichte gewonnen haben, hätte der Vf. zugleich in die andere Seite des Lebens mehr hinübergegriffen, die Conflicte und die Unruhe gezeigt, aus denen er seine Ruhe gewonnen, einige Dämonen und Ungeheuer in diefs fortwährende Blüthengewimmel losgelassen, einige kräftigende Donnerschläge zur Variation in diefs ununterbrochene Nachtigallensingen hineingesendet, mit einem Wort, hätte er auch die Schlange in dem Paradiese gezeigt.

Die ganze Weltansicht dieses Dichters ist aber auf einen *poetischen Optimismus* gebaut, der ihm alle Erscheinungen mit einem ewigen Sonnenglanz überkleidet, die Contraste mildert und die Gegensätze von vorn herein verschmilzt. Dieser Optimismus führt zu einer solchen Heiligsprechung der Erde, wie sie in dem „Laienbrevier" gewissermafsen zum Moralprincip, zum Sittengesetz erhoben worden ist. Die kindliche Gläubigkeit des Dichters, der das Tiefste zu erschauen vergönnt ist, hat in ihrem abgegränzten Stillleben das ihr gemäfse Glück gefunden, nichts ist unbedeutend und beziehungslos für sie, an das Kleinste, das in ihrem Kreise sich ereignet, weifs sie das Höchste zu knüpfen, und an jedem Rasenstrauch die Wolke verteufelt sie ihre Andacht, mit jedem Vogel steht sie in Sympathie. Aus diesem gegenseitigen Natur- und Gemüthsleben quellen die eigenthümlichsten Betrachtungen des Verfs. des Laienbreviers hervor, und hierin bewährt er auch in diesem Buche seine innige Wahlverwandtschaft mit Jean Paul, mit dem er die Sympathieen in der Anschauung, wenn auch nicht alle Mittel der Darstellung gleich mächtig theilt. Für die Einführung seiner Gedanken hat er es jedoch diefsmal zu sehr an einer interessanten äufsern Einrahmung, wodurch der Inhalt reizender in die Vorstellung heraustrete, fehlen lassen, und insofern macht sich dann noch ein alter Uebelstand aller didaktischen Poesie in der Reizlosigkeit der Form geltend. Auch kann es Wunder nehmen, dafs der Verf. sich hier noch den Vortheil entgehen liefs, diesen Gedichten, die doch gewissermafsen poetische Doppelgänger der Kalendertage sind, einen eigenthümlichen Bezug auf die bestimmten und individuell charakterisirten Tage des Jahres zu geben und dadurch farbigere Schattirungen zu verbreiten. Aber statt dessen ist der Dichter in seinem Absehen von allen äufseren Farben und Formen so weit gegangen, sogar die Abtheilung der Monate nur als zufällig zu nehmen, denn in den auf den Monat *Januar* fallenden Gedichten ist z. B. genau ebenso viel von der grünen Natur, von Blüthenbäumen und schlagenden Nachtigallen die Rede, als im Monat Juni dieselbe Decoration Stoff zu den Bildern und Gleichnissen hergeben mufs. Aber diefs ist der glückliche Optimismus dieses Dichters, dafs er das ganze Jahr hindurch Sommer auf Erden hat. Den Winter scheint er in seinem poetischen Kalender gar nicht zu kennen, da er wenigstens den Januar und Februar in diesem Laienbrevier so ganz ohne alle Anzeichen ihres gewöhnlichen Klimas verstreichen liefs. Doch könnte man mit ihm rechten wollen, dafs er die poetische Seite des Winters, wie überhaupt die Poesie des Wechsels in den Jahreszeiten, völlig ignorirt hat. Vielleicht holt er aber wenigstens das Eine noch im December nach, der im zweiten Halbjahr dieses Breviers, um das wir bald älter zu werden wünschen, erwartet wird. Obwohl in dem bereits gelieferten Halbjahr die Anschauungswelt dieses Gedankenkreises schon fast ausgeschöpft scheint, so ist der treffliche Dichter doch reich genug, um auch für die Fortsetzung dieser Gedichte, wenn er nur einigermafsen Thema und Ton freier zu wenden und auch äufserlich zu vermannigfaltigen versteht, schöne Erwartungen zu hegen. Dafs er für sein Werk einen Ueberfluss an Gedanken, als Mangel daran haben mag, entnehmen wir schon aus dem Umstande, dafs er sich zu dem Jahr seines Laienbreviers ein Schaltjahr erwählte, wo er ein noch für einen Tag mehr im Jahre sorgen mufste, denn sein üppig warmer Februar zählt gerade neunundzwanzig Gedichte. — Die Verlagshandlung hat dem Buche ein Register angehängt, wie man es hinter Gesangbüchern zu finden pflegt, indem sie die Mühe auf andächtige Leser rechnete.

Th. Mundt.

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und in die gesammte apokalyptische Litteratur. Von Dr. Friedrich Lücke.

(Fortsetzung.)

Hiermit ist auch die Regel bestimmt, wonach Schriften unserer Zeit über die Apokalypse zu beurtheilen sind. Noch jährlich erscheint eine Menge von Büchern über das räthselhafte Buch, worin man Alles findet, nur nicht eine Erklärung nach dem Sinn des Propheten. Desto bedeutender und erfreulicher ist die Erscheinung der obigen Schrift, einmal, weil sie dem Grundsatze folgt, dafs man sich, um den sichern Sinn des Buchs zu finden, auch blofs der Klarheit der Worte des Propheten, nicht aber allerhand fremdartigen Urtheilen und Vermuthungen unterwerfen müsse, sodann, weil sie alle die schweren, oft behandelten und doch noch nicht ganz gelösten Hauptfragen der Kritik über das dunkle Buch aufs Neue von Grund aus untersucht und erörtert enthält. Durch solche mit Liebe und Beharrlichkeit fortgesetzte Untersuchung ist manches Dunkle nun klarer an's Licht gezogen, mancher Zweifel zerstreut, und unsere gesammte Erkenntnifs über das Wesen des Räthselbuchs in der That sehr bedeutend gefördert. Noch müssen wir vorläufig bemerken, dafs die apokalyptische Litteratur hier mit grofsem Fleifse verfolgt und in Auszügen und Proben erläutert wird, wie denn in neuerer Zeit kein gelehrtes Werk über die Apokalypse erschienen ist, welches so umfangreich und ausführlich den Stoff behandelte als dieses.

Die Kapitel nach der vom Hrn. Verf. angenommenen Eintheilung sind: *I. Darstellung des Inhalts der Apokalypse. II. Charakteristik und Geschichte der apokalyptischen Litteratur* S. 22—155. *III. Von der Form, der Grundidee, so wie der Oekonomie und Composition der Ap. IV. Ueber die Veranlassung, den Zweck und die ursprünglichen Leser, so wie die Originalsprache und den Sprachcharakter der Ap. V. Ueber den Verf. der Ap., so wie den Ort und die Zeit ihrer Abfassung. VI. Beweis für die ursprüngliche Ganzheit und Einheit der Ap. VII. Ueber die kanonische Geltung und Stellung der Ap. VIII. Geschichte und Theorie der Auslegung und des Gebrauchs der Ap.* Die Stellung der beiden letzten Kapitel am Ende ist völlig passend; das erste, dritte und sechste Kap. würden vielleicht näher aneinander gerückt oder ganz verschmolzen eine noch leichtere Ordnung bewirken.

Zum Einzelnen übergehend, fühlt Ref. die Unmöglichkeit einer Kritik aller hier behandelten Fragen: es genüge daher die Kritik einer dieser Fragen, der Frage über den historischen Sinn und Inhalt der Apokalypse.

Der Verf. theilt die Apokalypse in drei Theile mit folgendem Inhalte: I. Kap. 1, 9—3, 22. „Allgemeine historische Vorbereitung, Bezeichnung und Zueignung des apokalyptischen Inhalts im engern Sinne;" II. Kap. 4, 1—11. „Die Zukunft Christi in besonderer Beziehung auf den Gegensatz zwischen dem Reiche Gottes und *Jerusalem* als dem Mittelpunkte des jüdischen Antichristenthums;" III. Kap. 12, 1—22, 5. „Kampf und Sieg des göttlichen Reiches in besonderer Beziehung auf *Rom* als Symbol und Mittelpunkt des heidnischen Antichristenthums." Und ausdrücklich wird erklärt, dafs in Kap. 4—11. nichts auf Rom (d. h. aber das Heidenthum überhaupt), sondern Alles nur auf Jerusalem bezogen werden könne. Demnach billigt der Verf. die Eichhorn'sche Ansicht von dem Sinne und der Eintheilung der Apokalypse, nur dafs Eichhorn aus Kap. 19—22. noch einen besondern Theil des Buchs machte.

Es erregt aber zuerst die Art der Eintheilung selbst einiges Bedenken. Denn die zwei letzten Theile zwar würden den zusammenhängenden Gedanken: Sieg des Christenthums über Juden- und Heidenthum (Jerusalem und Rom), richtig in seine Bestandtheile auflösen; aber

der erste Theil würde mit diesen zweien in keinem innern, nothwendigen Zusammenhange stehen, sondern sich als äufsere Zuthat sondern. Denn Kap. 1—3. enthalten nach kurzer prophetischer Einleitung nur die sieben Briefe an die sieben Gemeinen Asiens als die nächsten Leser des Buchs, folglich etwas dem Kerne des Buchs, der Darstellung der Vollendung des Reichs Gottes, ganz Aeufseres und Fremdes, was der Prophet mehr zufällig nach seinen persönlichen Verhältnissen hinzusetzte.

Würde man aber meinen, die logische Schärfe in der Eintheilung sei auf den Verf. der Apokalypse nicht anzuwenden, so ist die Erwiderung, dafs, die Sache genauer besehen, in dem Buche selbst die richtigsten und unfehlbarsten Kennzeichen einer wohlangelegten und sorgfältig durchgeführten Ordnung sich finden. Mit Kap. 4. beginnt erst die wahre Darstellung der Ankunft und Vollendung des Reiches Gottes, welcher Grundinhalt der Apokalypse sich dann in ununterbrochener Reihe bis 22, 5. fortzieht. Die wenigen Stücke, welche vorhergehen und folgen (Kap. 1—3. und Kap. 22, 6—21.), sind nichts als eine Vor- und Nachrede, ganz äufserlich nach den persönlichen Verhältnissen des Propheten zu den ersten Lesern des Buchs hinzugesetzt, so dafs sie fehlen könnten, ohne den Sinn des Ganzen unvollendet zu lassen. In dem Grundtheile des Buchs nun hat der Verf. die ganze Entwickelung und Gliederung des darzustellenden Stoffs an bestimmte heilige Zahlen und Ordnungen gebunden, in das Chaos der messianischen Erwartungen so zuerst mit schöpferischem Geist eine eben so klare und übersichtliche als schöne und passende Einheit bringend. Das heilige Dreimal-Sieben beherrscht die ganze Ordnung so, dafs alles Uebrige nur als Vorbereitung, Einschaltung und weitere Folgerung zu dieser Grundzahl erscheint, das Dreimal-Sieben selbst aber so in einander geflochten ist, dafs aus dem Siebenten sich zweimal eine neue Folge von Sieben unmittelbar entwickelt. Und wie damit die wahre Gliederung und Eintheilung nach dem Sinn des Propheten selbst sicher gegeben scheint, so erhellt von der andern Seite, dafs das Ganze nicht in *zwei* Theile gespalten werden kann; namentlich ist vor dem zwölften Kapitel gar keine Hälfte und kein bedeutender Abschnitt und Ruheort, weil der am Ende des eilften Kap. im Himmel vorbereitete und gepriesene Sieg des Messias nun sogleich folgen mufs. Vielmehr ist die Ordnung und Gliederung des Ganzen auf einen steigenden Fortschritt der Entwickelung des grofsen Drama von der ersten Zahl jenes heiligen Dreimal-Sieben bis zur letzten angelegt, und dasselbe Antichristenthum, welches in der ersten Zahl als dem Untergange hingegeben eröffnet wird, fällt endlich mit der letzten Zahl. Es sind hier nicht zwei Antichristenthümer, die einzeln bekämpft würden und nach einander, sondern, wie es auch der strenge Begriff will, es ist eins und dasselbe Antichristenthum, dessen immer nähern und völligern Fall das Buch beschreibt, als vorhergehend der endlichen Vollendung des göttlichen Reichs. Wir irren ganz, oder es sagt schon die Wahrheit des Gedankens und die Anforderung der dichterischen Anlage (denn der Apokalyptiker ist ein dichterischer Prophet), dafs der Gegensatz des Reichs Gottes und Christi, der überwunden werden soll, ein einziger, grofser, von Anfang an sich selbst gleich bleibender sein mufs.

Welcher ist nun der einzige, bis zum Ende unveränderliche Gegensatz? Wir können nicht weit vom Wahren hier abirren: es ist der Idee nach nichts als das Reich der Welt, in seinem geraden Gegensatze zum Reiche Gottes und seiner nothwendigen, unaufhaltbaren Vernichtung. Der Idee oder der innern Wahrheit nach steht so dieser Prophet, wie es sein mufs beim wahren Propheten, ganz auf derselben Stufe, worauf alle andern. Aber der Zeit nach und dem, was die Zeit mit sich bringt, ist er wieder ein anderer und fafst das Antichristenthum in anderer Form auf. Denn als diese besondre Form erscheint das Heidenthum, Rom (das grofse Babel 17, 5) also als der Mittelpunkt des Antichristenthums. Und dieses Resultat der Erklärung des Buchs läfst sich auch in weiterer Untersuchung beweisen. So lange das Christenthum erst entstand und um sein Dasein auf Erden kämpfte, hatte es sich erst loszutrennen vom Judenthume als dem, woraus es hervorging, nicht wie der Zweig aus einem Baume, sondern wie die reife schöne Blüthe und Frucht, in die die ganze Kraft des Baumes aufgeht, aus altem gutem Stamme. Im Augenblick des Entstehens ist es also, obwohl die Kraft alles Heidenthum zu überwinden schon verborgen in sich schliefsend, doch noch nicht im nächsten Gegensatz zum Heidenthum. Aber nachdem es in kurzer Frist sich genug vom Judenthume losgerungen hat, stellt es sich dann in den vollen und weit wichtigern und umfassendern Gegensatz zum Heidenthume, und findet da erst auch seinen wahren Gegensatz. Denn vom Judenthume hat das

Christenthum sehr bald nichts mehr zu fürchten: so sehr ist jenes schon innerlich und äusserlich zerfallen und hat auch das letzte Gut, welches es noch hatte, nun verloren, weil es solches in das Christenthum abgab und neben diesem nicht behaupten konnte. Das Heidenthum stand dagegen in ungeheurer Ausdehnung und mit aller der grössten äussern Macht, so wie mit zahllosen Priestern und Verehrern ganz neu und unangetastet im Gegensatz zu dem jungen Christenthume; das Heidenthum fasste die Welt, und das Weltliche ging auf in's Heidnische. Und lässt sich verkennen, dass das Christenthum erst im Heidenthume seinen wahren, durchgängigen Gegensatz fand, mit dem es einen langen schweren Todeskampf zu durchkämpfen hatte? Das Heidenthum steht dem Christenthume durchaus und gänzlich entgegen, nicht eben so das Judenthum, noch weniger das alte Moses- und Prophetenthum. Nehmen wir noch hinzu, dass nach allen Spuren die Apokalypse in die Zeit fällt, wo das Heidenthum zum ersten Mal verfolgend sich gegen das Christenthum erhob, so ist nicht schwer zu sehen, wie sich dem Apokalyptiker das Antichristenthum im Heidenthume verkörpern konnte; obgleich er, wie sich von selbst versteht, auch das Judenthum, sofern es nicht in's Christliche sich auflöse, vom Reiche Gottes ausschliesst.

Herdern muss das Lob bleiben, dass er den engen Zusammenhang der Apokalypse schon ahnete, nur dass er in den Irrthum verfiel, Alles auf den Fall *Jerusalems* zu beziehen. Insofern trifft die Eichhorn'sche Erklärung wenigstens zum Theil besser das Ziel, indem sie in Kap. 12—18. das Heidenthum geschildert findet. Wenn sie nur nicht, was sie so gewinnt, auf der andern Seite wieder dadurch verlöre, dass sie die Einheit und den Fortschritt der Apokalypse zerstört, meinend Kap. 4—11. beziehe sich als erste Hälfte auf Jerusalem. Wir fragen, *was* bezieht sich in den entscheidenden Stücken Kap. 4—9. auf Jerusalem? und die Antwort ist, nicht dass *gar nichts*, sondern 9, 20. 21. bezieht sich, da Götzendienst den damaligen Juden nicht im geringsten Schuld gegeben werden kann, so gewiss bloss auf Heiden, dass, auch von allem Andern abgesehen, diese Stelle allein schon der Erklärung von Jerusalem das stärkste Gewicht gegenüberstellt.

Nur Kap. 10. und 11, 1—13. handeln von der Züchtigung und nicht völligen, sondern theilweisen Zerstörung Jerusalems, damit die Stadt gewarnt und gebessert eingehe in's Reich Gottes. Aber dieses Stück ist deutlich nach der oben erwähnten Weise der Apokalypse eine blosse Einschaltung (vgl. 9, 12—21. mit 11, 14.); und das *kleine* bittersüsse Buch, welches der mit Jerusalems Schicksal beauftragte Engel bringt 10, 2, kann im Gegensatz zu dem grossen Buche mit 7 Siegeln 5, 1. nichts weiter enthalten als das in diesem kleinen Stücke eingeschaltete Schicksal Jerusalems, welches obwohl das Christenthum fördernd und daher süss, doch auch viel Bittres enthält. Wie diese Einschaltung entstanden, ist auch leicht deutlich: dass das in jüdischen Irrthümern und Sünden befangene Jerusalem nicht so bleiben könne, ist eine alte Ahnung Matth. 24; der Prophet, alle messianischen Ahnungen einigend, konnte sie nicht übergehen, denn sie ist auch an sich nothwendig, schaltete sie aber seinem ganzen Plane nach als untergeordnet passenden Ortes ein, weil ihm Judenthum und Jerusalem vor dem, was ihm Antichristenthum ist, mehr in den Hintergrund tritt. Erscheint doch selbst in dieser Episode als die wahre Macht des Antichristenthums das aus dem Abgrunde heraufsteigende Thier, d. h. das Heidenthum 11, 7. vgl. mit 13, 1 ff.

Unsre Leser mögen die Ausführlichkeit dieser Beweisführung entschuldigen: es schien sich bloss über die Eintheilung der Apokalypse zu handeln, betraf aber in der That den ganzen Sinn des Räthselbuchs. Noch etwas Anderes knüpft sich von selbst daran. Wodurch unterscheidet sich diese letzte Weissagung der Bibel von den frühern? Was ist das Neue in ihr? Diese Frage ist zwar auch vom Hrn. Verf. S. 177, 169 f. berührt, aber soviel Ref. sieht, nur unbestimmt und allgemein beantwortet, als gehöre dem Apokalyptiker nichts an als die Art und Weise, wie er die christlichen Weissagungen Matth. 24. „im Einzelnen", oder, „von einem bestimmten historischen Standpunkte aus apokalyptisch ausführe und darstelle", welches etwa mit dem übereinstimmt, was früher Herder sagte, die Apokalypse sei nichts als eine weitere Ausführung von Matth. 24. Würde aber wohl schon die Art und Weise der Ausführung den Propheten machen? oder ein bestimmter historischer Standpunkt ohne weiteres? Es wäre nicht in ihm eine ganz neue, bis dahin unerhörte Regung und Schöpfung, ein neu strahlender Blitz des Geistes? Wollte der Apokalyptiker nichts als die längst gegebenen messianischen Hoffnungen, wie sie dem Geiste Christi entsprechen, für seine Zeit in seiner Art und Weise wiederholen, so

wäre er kein Prophet. Allerdings kann der wahre Prophet sich so wenig von der Grundidee der ewigen Vollendung des Gottesreiches entfernen, dafs sich alle seine Gesichte und Ahnungen zuletzt in diesem Allgemeinen wieder auflösen, und insofern stimmt die Apokalypse mit Matth. 24. so wie mit den Weissagungen des A. T. vollkommen überein. Aber die längst gegebene allgemeine Hoffnung mufs in der Zeit, worin die Apokalypse fällt, durch neue Umstände und Verwickelungen so sehr zurückgedrängt und getrübt worden sein, dafs es einer neuen Erleuchtung bedurfte, um das Dunkel der nächsten Zukunft zu zerstreuen und aus den Verwirrungen der Gegenwart zurückzuleiten zu der letzten Hoffnung. Dem Apokalyptiker mufs in dem fernen Sternenmeere alter Hoffnungen ein neuer, nahe leuchtender Stern aufgegangen sein; der Gedanke einer bis dahin ungeahneten Gestaltung und Entwickelung der Zukunft mufs sein Inneres wie ein Blitz durchzuckt und erhellt haben, mächtig genug, um dann auch als Erleuchtung nach Aufsen wieder zu wirken. Erzählt doch der Prophet selbst, dafs er ἐν ἐκστάσει eine Vision erhalten habe 1, 10 ff. und kann er damit meinen, dafs ihm nichts Andres geoffenbart sei als was längst bekannt? Und was ist nun dieses Neue in der Apokalypse? Es kann nichts sein als die neue Ansicht vom Antichristenthum, wie dieses sich im Heidenthum verkörpern und untergehen werde; so dafs wir auch auf diesem Wege auf dasselbe Resultat über das Antichristenthum des Apokalyptikers kommen. So ist in der Apokalypse wirklich ein neuer, eines neuen Propheten würdiger Gedanke, der erst die wahre Einheit, die echte Farbe und das ganze Charakteristische eines neuen Orakels giebt. Und indem die alte Form nicht zufällig und willkürlich, sondern durch einen neuen, sich mit innerer Nothwendigkeit aufdrängenden Gedanken in eine neue Form übergeht, ist hier ein wirklicher geistiger Fortschritt, eine wahre Entwickelung der alten und immer bleibenden Idee. Wir glauben, erst in der Apokalypse tritt der grofse, welthistorische Gegensatz des Christlichen in vollem Umfange und mit den stärksten Farben hervor und damit schliefst das N. T. und das Jugendleben des Christenthums im apostolischen Zeitalter, so wie dem Jünglinge erst beim Eintritte in die grofse Welt der Kampf mit der feindlichen Welt in seinem ganzen Gegensatze erscheint. So dafs, wie das A. T. im Buche Daniel mit dem völligen, ewigen Gegensatze des Reichs Gottes gegen die dem Untergange hingegebenen Reiche der Welt schliefst, eben so das N. T. in der Apokalypse mit dem vollen, grofsen, bis ans Ende der Dinge dauernden Gegensatz des göttlichen Reiches Christi und des Reiches der Welt, als Vermächtnifs und Lehre für alle Zukunft.

Die ängstlichen Bemühungen, zwischen Matth. 24. und der Apokalypse eine formelle Uebereinstimmung zu beweisen, fallen nach alle diesem von selbst als unnöthig sowohl als der Apokalypse nicht entsprechend. Der Erklärer mufs das Besondre jedes von beiden, und das Neue der Apokalypse vielmehr recht scharf und wahr auffassen, wenn er nicht Alles verwirren will. Dafs aber in der Idee kein Widerspruch herrsche zwischen den zwei Hauptweissagungen des N. T., versteht sich von selbst.

Dieses etwa ist das Wichtigste, worin Ref. von vorliegender Schrift abweicht. Uebrigens stimmt er mit dem vorzüglichsten Inhalt derselben, den mannigfachen historischen Untersuchungen, so sehr überein, dafs er darüber nur wenig zu sagen haben würde. Eine mit gründlicher, mit der vorsichtigsten, Alles erwägenden Kritik und grofser patristischer Gelehrsamkeit geführte Untersuchung ist z. B. die über den Verf. der Apokalypse. Die alte, oft mit Erbitterung geführte Streitfrage, ob der Evangelist Johannes der Schriftsteller der Apokalypse sei oder nicht, wird hier so vereinfacht und so weit geschlichtet, als es nach unsern jetzigen Hülfsmitteln möglich ist. Nach dem Ergebnifs dieser umfassenden, ruhigen Forschung ist zwar nicht der Evangelist, wahrscheinlich aber ein Schüler oder Freund desselben, welcher die vom Apostel selbst erlebte und mündlich geäufserte Vision schriftlich im Namen des Apostels dargestellt hätte, der Verf. des Buchs, eine ansprechende Vermuthung, welche man sich gefallen lassen kann, bis vielleicht einmal eine sicherere Erkenntnifs jede blofse Vermuthung aufhebt. Das Gewicht der Stelle 21, 14. hätte vielleicht gegen den neuesten Vertheidiger der unmittelbaren Abkunft des Buchs vom Evangelisten noch etwas mehr hervorgehoben werden können.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und in die gesammte apokalyptische Litteratur. Von Dr. Friedrich Lücke.

(Schluſs.)

Daſs die griechische Sprache der Apokalypse von der der sichern Schriften des Apostels Johannes zu weit abweiche, als daſs die Verschiedenheit des Inhalts solche Abweichung entschuldigen könnte, erkennt auch die wahrheitsliebende Forschung des Verfs. an. Auch ist zu rühmen, wenn der Verf. gegen solche, die zu sehr dem hebräischen Sprachelement der Apokalypse nachgehen, die griechische Farbe dieser Sprache zu vertheidigen sucht. Doch mag Ref. bei dieser Gelegenheit nicht verschweigen, wie er das Princip, in der griechischen Sprache N. T. den Gedanken an das Hebräische so weit als möglich zu entfernen, noch nicht recht begreifen kann. Denn es scheint doch gewiſs, daſs bei Schriftstellern, welche, wie die meisten des N. T., Juden von Geburt, in Palästina das Griechische nicht rhetorisch erlernt hatten, der hebräische Sprach- und Denkgeist immer im tiefen Hintergrunde blieb, ohne von dem echtgriechischen gänzlich überwunden zu werden; so daſs sich eigentlich bei jedem Schriftsteller nur *die* Frage thun kann, wie weit er sich von jenem Hintergrunde hin zu dem Echtgriechischen erhebe, eine Stufenleiter, worauf der Apokalyptiker gewiſs die unterste Stufe einnimmt. Wo man das Einzelne erklärt, wird man freilich vom Griechischen ausgehn und das Hebraisirende als abweichend bezeichnen müssen: wo man aber ganze Massen vor sich hat (und nur durch die Betrachtung der Massen wird man den wahren Sprachcharakter einer Schrift verstehen), da wird man am besten vom hebräischen Sprachgefühle ausgehn und nachweisen, wie weit dieses die Schrift durchdringe. Die griechischen Futura z. B. in der Stelle 4, 9—11 sind nach durchaus ungriechischer Art gebraucht: wie es in der Sprache des A. T. bei weiter fortgesetzter Beschreibung eines Zustandes oder einer Dauer, ohne Rücksicht ob die Handlung in den Kreis der Gegenwart oder den der Vergangenheit gehört, lauten würde וְכִי יִתְּנוּ — יִשְׁלוּ וְהִשְׁתַּחֲוּ, eben so hier καὶ ἵνα δώσουσιν πεσοῦνται καὶ προσκυνήσουσιν; etwas Aehnliches im N. T. findet sich nicht, so viel Ref. weiſs, denn Stellen wie Röm. 3, 30. Luc. 1, 37. sind anderer Art. Eben so kann das in der Apok. häufig als *verbum finitum* gesetzte Participium nicht wohl vom rhetorischen Ton des Ganzen und der mit Absicht abgerissenen Rede kommen: denn ein vom hebräischen Gefühle verlassener Grieche, auch wenn er noch so rhetorisch oder so abgebrochen redete, würde nie das Participium so gebrauchen können. Ref. kann auch einen rhetorischen Ton in der Apokalypse nicht finden; wohl aber klingt ihm fast das ganze Buch bis auf wenige Stellen, wo das Griechische reiner durchtönt, wie ein hebräisches Buch in griechischen Schällen, ohne daſs man deswegen anzunehmen braucht, der griechische Text sei aus einem hebräischen übersetzt.

Ein anderer sehr lehrreicher Abschnitt ist der über die Geschichte der Erklärung dieses Buchs, wo der Vf. durch alle Zeiträume und Länder die oft schwer zu findende Spur mit nicht weniger Behaarlichkeit als Gelehrsamkeit verfolgt. Wie wichtig die Kenntniſs der vielfachen Deutungen und Miſsdeutungen dieses in gewissen Zeiten tief in das Leben der Kirche eingreifenden Buchs ist, erhellt schon aus der Kirchengeschichte. — Recht unterrichtend ist endlich das Kapitel über Charakter und Geschichte der apokalyptischen Litteratur überhaupt, wo der VR. nach kurzen Bemerkungen über die biblischen Bücher dieser Art von den apokryphischen, meist verloren gegangenen Apokalypsen weiter redet und besonders über das Buch Henoch und 4. B. Esrä eigenthümliche Ansichten mittheilt. Es ist ein Glück, daſs solche wenig gelesene Bücher von Zeit zu

Zeit ihren verständigen Leser und Untersucher finden. Ref. erlaubt sich nur noch die einzige Bemerkung zu diesem Kapitel, dafs er nicht das Buch Daniel allein, sondern auch Ezechiel als die Vorbilder der Apokalypse des N. T. betrachtet. In der Auffassung des Antichrists und in der geheimnifsvoll künstlichen Berechnung der nächsten Zukunft ist das B. Daniel zwar das Vorbild; aber in der grofsartigen Zusammenfassung aller nahen und fernen Hoffnungen und Ahnungen und deren Verflechtung zu einem schönen Ganzen ist allein Ezechiel Muster. Im Allgemeinen läfst sich kaum sagen, ob der Apokalyptiker mehr von Daniel oder von Ezechiel hat: sein Wesen in dieser Art und sein Vorzug besteht darin, dafs er die sehr verschiedenen Schöpfungen Daniels und Ezechiels beide in sich aufnimmt und mit mehr Kunst in einer höhern Einheit reproducirt. Auch das äufsere Zeichen der Apokalyptik in ihrem Unterschiede von der einfachen prophetischen Rede, nämlich die Vermittelung aller Offenbarungen durch Engel in einer Reihe von Visionen, ist in Ezechiels zusammenhängenden Visionen schon vorbereitet.

Ewald.

XXV.

Der englische Schweifs. Ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts von Dr. J. F. C. Hecker, Professor der Heilkunde an der Universität zu Berlin u. s. w. Berlin 1834. X. 240 S. 8.

Wenn es keinem Zweifel unterliegt, dafs die Geschichte für alle Wissenschaften die eigentliche Grundlage und Einleitung bildet, so werden auch Natur- und Heilkunde, welche vorzugsweise auf die Beobachtung und Erfahrung hingewiesen sind, die historische Begründung nicht entbehren können. Die gegenwärtigen Körperleiden sind in ihrer Gesammtheit nur eine Stufe der Entwicklung, nur eine Phase des kranken Lebens in einer grofsen Reihenfolge von Erscheinungen, und erhalten mithin nur durch Erkenntnifs des Vergangenen, nur durch geschichtliches Forschen ihre volle Bedeutung. Grofse Krankheiten sind untergegangen oder haben sich zersplittert; aus Geringfügigem hat sich Bedeutendes entwickelt: überall in diesem Wechsel der Gefahr und Zerstörung offenbaren sich die Wirkungen mächtiger Naturgesetze. Hier ist kein luftiges Reich vergänglicher Vermuthungen, die Thatsachen reden selbst in tausend Erinnerungen, und durch historische Untersuchung gelangt man zu einem Kern der Wirklichkeit, von dem die Heilkunde zu ihrem grofsen Nachtheil bisher noch immer fern geblieben ist, während sie oft in minder fruchtbarem Erdreich ihre Wurzeln schlug, oder auch in starren Schulsatzungen verkümmerte. Der Staat verlangt von seinen Aerzten mit allem Recht eine vielseitige Einsicht in das Wesen und die Ursachen der Volkskrankheiten, aber eine solche Einsicht kann nicht aus der Beobachtung vereinzelter Epidemieen gewonnen werden, weil die Natur in ihnen niemals alle ihre Seiten entfaltet, vielmehr von den Gesetzen des allgemeinen Erkrankens immer nur wenige in Wirksamkeit treten läfst. Es genügt nicht einmal ein Menschenalter, wäre es auch noch so reich an grofsen Erfahrungen, um eine dieses Namens werthe Lehre von den Volkskrankheiten im Kreise erlebter Erscheinungen zu begründen: die Erfahrung aller Jahrhunderte ist hier die Quelle, aus welcher geschöpft werden mufs, und die ärztliche Forschung der einzige Weg, der zu dieser Quelle führt, will man nicht neuen Uebeln unvorbereitet entgegengehn, und die Meinung, dafs die gegenwärtige Heilkunde das vollgültige Ergebnifs aller früheren Bestrebungen sei, in ihrer ganzen Unwahrheit bestehen lassen.

In solcher Weise spricht Hr. Prof. Hecker sich selbst über den Endzweck und die Signatur seines Werkes aus, welches aus treuer Durchforschung vielfacher, zum Theil sehr seltener Quellen hervorgegangen, unter steter Berücksichtigung der gleichzeitigen Natur- und Weltbegebenheiten eine Seuche beschreibt, die nahe daran war, bei den Aerzten in gänzliche Vergessenheit zu sinken, obgleich sie zu den merkwürdigsten und furchtbarsten Uebeln gehört, die jemals auf der Erde erschienen sind.

Die fünf Epidemieen, welche die englische Schweifsucht verursacht hat, gehören dem Zeitraum von 1485 bis 1551 an; weder früher noch später ist dieselbe in der nämlichen Ausbreitung beobachtet worden. Zum erstenmal bricht sie im August des Jahres 1485 in England aus, um welche Zeit ein vieljähriger Bürgerkrieg durch die Schlacht bei Bosworth geendigt war. Sie erscheint als ein überaus hitziges Fieber, das nach kurzem Frost die Kräfte wie mit einem Schlage vernich-

tend, unter schmerzhaftem Magendruck, Kopfweh und schlafsüchtiger Betäubung den Körper in übelriechenden Schweiſs auflöst, und innerhalb weniger Stunden, spätestens über Tag und Nacht sich zum Tode, nur selten zur Genesung entscheidet. In London dauert die Seuche fünf Wochen fort und breitet sich bis zu Ende des Jahres über ganz England aus, aller Orten von gleicher Heftigkeit, und überall Furcht und Schrecken verbreitend. Die Aerzte wuſsten in so harter Bedrängniſs wenig oder nichts zu rathen; dem englischen Volke blieb also keine andere Zuflucht, als zu seinem eigenen gesunden Verstande übrig, und dieser ertheilte ihm den Rath, keine gewaltsame Arzneien, wohl aber mäſsige Erwärmung anzuwenden, keine Nahrung und nur wenig mildes Getränk zu genieſsen, in ruhiger Lage bis zur Entscheidung vier und zwanzig Stunden auszuharren. Durch dieses Verfahren wurden noch Viele dem Verderben entrissen, bis am Ende des Jahres mit einem gewaltigen Sturm aus Südost die Seuche völlig verschwand, ohne auf Schottland, Irland oder ein anderes Land überzugehn.

Im Sommer des Jahres 1506, als Niemand mehr an die Rückkehr dieser Plage dachte, erhob sie zum zweitenmal ihr Haupt, war aber bei geringerer Heftigkeit und der so eben erwähnten zweckmäſsigen Behandlung schon im Herbst wieder beendigt, und blieb auch dieſsmal in Englands Grenzen eingeschlossen. Desto schrecklicher zeigte sich die dritte Epidemie, welche im Juli 1517 erscheinend, nach sechs Wochen schon ihre gröſste Höhe erreichte und volle sechs Monate das Land in beständiger Angst und Trauer erhielt. So gewaltig war die Krankheit und von so raschem Verlauf, daſs die Kranken binnen zwei oder drei Stunden starben, und der erste Fieberfrost für ein sicheres Zeichen der Auflösung gehalten wurde. Unter den niedern Ständen waren die Sterbefälle zahllos, aber auch die Reihen der Vornehmen und Hofleute wurden gelichtet; keine Vorsicht vermochte den Tod von den Palästen zu entfernen, in manchen Städten wurde ein Drittheil, in andern sogar die Hälfte der Einwohner von diesem neuen Würgengel getödtet. Schottland, Irland und alle andern überseeischen Länder blieben auch für jetzt noch verschont, jedoch erreichte die Seuche das nahe Calais, wo merkwürdiger Weise nur die dortigen Engländer, nicht aber die französischen Bewohner erkrankten.

(Der Beschluſs folgt.)

XXVI.

Ibyci Rhegini Carminum Reliquiae. — Quaestt. lyricar. lib. I. scripsit Fr. Guilh. Schneidewin, Phil. Dr. Helmstad. Praefix. epist. Car. Odofr. Mülleri. Gotting. (G. Kübler) MDCCCXXXIII.

Eine Fragmentensammlung von den Dichtungen des Ibykos, bekanntlich eines der neun klassischen Lyriker des alexandrinischen Canons, war längst schon Bedürfniſs für eine zukünftige Geschichte der hellenischen Dichtkunst, da die älteren Sammlungen (von Henr. Stephanus und Fulv. Ursinus) mehr oder minder unvollständig, durch die verkehrte Behandlung der Versmaſse und Rhythmen nur ein verkehrtes Bild der Gedichte selbst geben konnten, Neuere aber (wie Boissonade) in den gleichen Fehler verfallen sind, oder (wie Mehlhorn) nur einzelne Bruchstücke näherer Aufmerksamkeit gewürdigt haben, und eben so für die Geschichte, Leben und Charakter des Dichters bisher nur Weniges, mit Irrthümern Vermischtes (wie von Harles zu *Fabric. Bibl. Gr.*) gethan war. Um so dankenswerther ist die Bemühung, die nicht nur die vorhandene Lücke ausfüllt, sondern durch die *Trefflichkeit* einer eben so fleiſsigen als scharfsinnigen Arbeit noch darüber hinaus Land gewinnt und den Boden befruchtet, einen Dank, den wir mit Freuden dem Herrn Verf. darbringen, und den schon einer der gröſsten Alterthumsforscher jetziger Zeit, Herr Prof. Müller in seiner Epistel an ihn ausgesprochen hat.

Die bezeichnete Art der Bearbeitung bewährt sich in vorliegendem Werke durchgängig. Im ersten Theile desselben: *Prolegg. de vita et carminibus Ibyci Rheg.* folgt einer gründlichen Untersuchung über das Vaterland, Geburt, Zeitalter und Lebensumstände des Dichters eine eben so umsichtige Abhandlung über den poetischen Charakter, die Arten der Gedichte, den Dialekt und die Versmaſse derselben, und Anderes, was dahin gehört. Der zweite Theil: *Ibyci carminum quae supersunt* (p. 83 *sqq.*) giebt die geretteten Bruchstücke in gründlicher Vollständigkeit und einer im Allgemeinen durchaus zu billigenden Anordnung.

Wir heben namentlich aus dem ersten Theile Einiges heraus, um ein Paar Bemerkungen daran zu knüpfen. Zuerst wird eine Erklärung versucht, wie die verschiedenen Namen von Ibykos Vater entstanden seien, und dabei (p. 8) die Vermuthung ausgesprochen, daſs der Sänger von Geschlecht zu dem messenischen Theile der Bevölkerung von Rhegion gehört haben möchte. Die Andeutungen, die darauf führen, scheinen indessen etwas schwach und unsicher, indem in den Fragmenten selbst keine *gewisse* Spur von dem Hasse des Ibykos gegen die Spartaner sich zeigt (denn die Erzählung *fragm. XVI.* scheint, obwohl aus Lesches entlehnt, offenbar eher zum Preise der unwiderstehlichen Schönheit Helenas als zum Tadel des Menelaos gewendet zu sein, und der Beiname der lakonischen Jungfrauen φαινομηρίδες *fr. XLIX.* spricht im Munde eines so glühend-erotischen Dichters wie Ibykos wohl ebenfalls eher Billigung als Vorwurf aus); die Stelle aber bei *Pseudo-Plut. de nobilit.* 2. von der *συγγενεια* des Ibykos (*coll. Strabo VI. p.* 259 *ed. Casaub.*) möchte doch allein zum

Erweise jener Behauptung nicht genügen, da der Dichter namentlich in seinen erotischen Gesängen, seiner Hauptdichtart, so nahe an den äolischen Styl der Lyrik sich anschlösse (wie der Verf. selbst anerkennt p. 35), und außerdem ein ausdrückliches, wenn auch nicht sehr zuverlässiges Zeugniß eines spätern Grammatikers (*Ioann. Gramm. ap. Aid. Hort. Adon. p.* 243 *B.* — *Πινδάρου καὶ Ἰβύκου καὶ Σιμωνίδου καὶ Βακχυλίδου* — *διὰ τὸ μὴ Δωριεῖς εἶναι τῇ φύσει τοὺς ποιήτας* —) jener Ansicht entgegensteht. — Nach der Feststellung des Zeitalters und einer Bemerkung über das Vaterland des Dichters folgt (p. 22 sqq.) die Behandlung der bekannten Geschichte seiner Ermordung. Refer. sieht nicht ein, warum Hr. S. dem Zeugniß des Antipater von Sidon (*Anthol. Pal. VII*, 745 *cf. Schol. Nemea de nat. hom.* 42, p. 305 *ed. Oxon. Macar. Chrysoc. ap Walz. ad Aeschin. Viol.* p. 30), der den Schauplatz der That nach dem Sisyphischen Lande (Korinth) versetzt, widerspricht. Wenn auch Ibykos in jüngern Jahren auf Samos bei Polykrates verweilte, warum sollte er nach der allgemeinen Sitte der hellenischen Sänger nicht auch später hin noch häufige und weite Reisen (namentlich nach den verschiedenen musischen Festen) unternommen haben? Daß aber das Epigramm eines Ungenannten (*Anth. Pal. VII*, 714) auf ein in Italien ihm errichtetes Grabmahl hindeutet, beweist wenig wider Antipater, da es an sich schon wahrscheinlich, nach mehreren Beispielen gebräuchlich war, daß den großen, in der Ferne gestorbenen Meistern der Kunst auch vom dankbaren Vaterlande ein Denkmahl gesetzt wurde. (so z. B. um Homer und Hesiodos nicht zu gedenken, dem Stesichoros zu Himera und Katana *Kleine ad Stesich. fragm. p.* 26, der Sappho (*Anthol. Pal. VII*, 14. 17. *cf. Marm. Par. Ep.* 37) u. A.); auch kann man annehmen, daß nicht selten den großen Dichtern auch da, wo ihre Poesie besonders blühte und heimisch geworden war, Monumente erbaut wurden (vergl. Welker in Jahns Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1829 Hf. II. S. 144). –

Das Hauptverdienst des ersten Theiles der Schrift ist unstreitig der sehr gelungene Nachweis (p. 37 sqq.), daß auch aus Ibykos dichterischer Thätigkeit ähnliche lyrische Dichtungen *heroisch-epischen Inhalts* hervorgegangen, wie sie bisher fast nur von Stesichoros bekannt waren (denn von Xanthos, dem Vorgänger des Himeräers, Xenokritos dem Lokrer, Sakadas dem Argiver wissen wir in dieser Hinsicht nur Weniges und Unbestimmtes). Mit Recht setzt der Verf. diese ganze Klasse von Gedichten in Beziehung auf die in Großgriechenland mit besonderer Pietät gefeierten Feste und die hohe göttliche Verehrung einiger Heroen (p. 52. 53 sq.); und Ref. hätte nur gewünscht, daß Hr. S. den damit ausgesprochenen *hymnischen* Charakter derselben etwas prägnanter und klarer entwickelt hätte. Ohne Zweifel nämlich gehörten (nach des Ref. Ansicht) diese Dichtungen nicht, wie der um die Geschichte der hellenischen Dichtkunst so hochverdiente Welker (a. a. O. S. 153 ff. 163 ff.) auszuführen sucht, zur lyrischen Tragödie, sondern wesentlich zu den Hymnen im weitern Sinne, und standen zur eigentlich lyrischen Poesie ungefähr in demselben Verhältniß wie die Homerischen Hymnen zur epischen, indem sich dort epische Elemente in die lyrische Kunst, hier lyrische in das epische Gebiet einmischten. Dieß zeigt sich am deutlichsten bei Stesichoros, der unstreitig bei weitem der berühmteste Meister dieser Gattung war, während Ibykos erotische Gesänge vorzugsweise hoch geschätzt wurden. Der Hymnus war es, dem nach Klemens von Alexandrien Stesichoros besondere Ausbildung und Vollendung gab, und seine Kunstthätigkeit widmete (*Strom. p.* 608 *C.*) — so ist hier ohne allen Zwang der Sinn von *ὑπόθεσις* (*ex fumes*) in hymnischer (strophisch-epodischer) Form bewegte sich seine ganze Poesie (*Suid. s. v.* Τρὶς ἀπηγόρευν), und Pausanias nennt eines seiner Gedichte von epischem Inhalte (die *Ἰλίου πόρθησις*) geradezu die *Ode* des Himeräers (X, 26, 2 *cf.* I und *Isocrat. Encom. Helen. p.* 218 *D ed. Cant.*), ein anderes aber, in welchem er jenen Widerruf auf seinen früheren Tadel der göttlichen Helena sang, und das nach Welkers eigner Ansicht (a. a. O. III. S. 264 ff.) ohne Zweifel ebenfalls zu den übrigen Gedichten epischen Inhalts gehörte, wird gewöhnlich die *Palinodie* auf Helena, von andern *Ἐγκώμιον Ἑλένης* (*Suid. s. Στησίχορος* u. d. Stellen b. Kleine *f. l. p.* 91 *sqq.*) genannt, und zerfiel nach Konons Ausdruck (*Narrat.* 38 *ap. Aristid. T. II. p.* 462 *Steph.*) in mehrere Hymnen. Am wichtigsten aber ist, daß offenbar ganz ähnliche Gedichte des italischen Lokrers Xenokritos (am besten um 600 v. C. G. zu setzen nach *Plut. de Mus. p.* 1134 *B. Paus* X, 7), in denen er epische Gegenstände (*ἡρωϊκῶν ὑποθέσεων πράγματα*) behandelte, nach Plutarch (*l. l. E.*) *Päanen* hießen, von Einigen dagegen als dithyrambisch, jedenfalls mithin als *hymnisch* bezeichnet wurden, und daß endlich, was noch mehr ist, Stesichoros selbst in einem erhaltenen Fragmente seiner Oresteia (*Schol. Aristoph. Pac.* 797 *fr.* XXXIX Kleine) auf den hymnischen Charakter dieser Dichtung hindeutet. Wenn auch der angenommenen lyrischen Tragödie keineswegs hymnische Elemente abzusprechen sind, wenn sie auch vielleicht sogar vorherrschend waren, und sich in Stesichoros Dichtungen selbst Spuren dramatischen *Geistes* gefunden haben sollten, so scheint es dem Ref. doch nach jenen Anzeigen sehr mißlich, diese Dichtungen ohne *feste* Unterstützung zur lyrischen Tragödie zu rechnen, wofür weder in den Fragmenten noch in den Nachrichten von ihnen irgend etwas *Sicheres* spricht. — Daß auch Ibykos neben Xenokritos dem Lokrer ähnliche Gesänge gedichtet, wirft ein bedeutsames Licht auf den Charakter der großgriechischen Lyrik, das leicht weiter noch führen könnte. —

Was die Behandlung der Fragmente im zweiten Theile des Werks betrifft, so hat hier schon G. Hermann in seiner Recension desselben (Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1832. Hf. IV.) Mehreres namentlich über Versmaße und Interpretation erinnert, obwohl Ref. keineswegs seiner Meinung überall beitreten, sondern häufig genug der des Verfs. folgen würde. Ueberhaupt vermißt Ref. in dieser Recension des großen Gelehrten die billige Anerkennung, welche die vorliegende Schrift in hohem Grade verdient, und die namentlich der jüngere, sich noch Bahn brechende Schriftsteller von dem anerkannten, feststehenden Meister, auch wenn er nicht aus dessen Schule stammt, zu fordern berechtigt scheint. Den Ursachen davon will Ref. nicht nachforschen, wie er überhaupt gegen diese Eigenschaft des Hermannschen Urtheils lieber blind gewesen wäre. Hinsichtlich der Anordnung der Fragmente hat Ref. selbst nur noch zu bemerken, daß es ihm bedenklich scheint, die drei Fragmente XXIV—XXVI, wie der Vf. thut, unter dem angenommenen Titel *Aeolica* mit Bestimmtheit zu den episch-lyrischen Gedichten zu rechnen, da alle drei ihres Gegenständen nach (Althäa, Leda, Endymion) mindestens eben so leicht, wenn nicht wahrscheinlicher, erotischen Gesängen, in denen ja Ibykos (nach *fr. V. VI.*) ebenfalls Mythen (erotischen Inhalts) behandelte oder doch berührte, angehören möchten. Dasselbe Bedenken ließe sich noch gegen die Stellung einiger anderen Bruchstücke erheben. — Wenige Bemerkungen über unbedeutendere Einzelheiten unterdrückt Ref. absichtlich, da die philologische Kleinmeisterei, die meist entbehrlich erscheint, bei der Beurtheilung eines wahrhaft *guten* Werkes niemals Platz greifen sollte.

Hermann Ulrici.

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1834.

Der englische Schweiß. Ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts von Dr. J. F. C. Hecker.

(Schluss.)

Zum viertenmal erscheint dieselbe Krankheit im Jahr 1528 zu Ende Mai im volkreichsten Theile von London, verbreitet sich rasch über das ganze Königreich, und wird bald darauf ein Bild des Entsetzens für alle Völker des nördlichen Europa, in keiner Stadt länger als einige Wochen verweilend, aber die Kranken in wenigen Stunden vom Wohlsein zum Tode bringend. Im nächsten Jahr (1529) zeigt sie sich zuerst in Hamburg (25. Juli), wo binnen 22 Tagen 1100 Einwohner starben, in Lübeck (29. Juli) und demnächst funfzig deutsche Meilen weiter am Fuss des Erzgebirges. In den ersten Tagen des Septembers bricht sie zu gleicher Zeit in Danzig, Stettin, Augsburg, Kölln, Strassburg, Frankfurt a. M., Göttingen und Hannover aus; erst zu Ende des Monats werden die Niederlande, Dänemark und die skandinavische Halbinsel betroffen, die Türken vor Wien erreicht, auch Liefland, Polen, Litthauen und Russland von ihr heimgesucht. Ueberall auf dem Continent zeichnete sich die Epidemie durch die Schnelligkeit ihres allgemeinen Verlaufes und durch die ungemein kurze Zeit ihres Verweilens aus; in Amsterdam, in Antwerpen und vielen deutschen Städten wüthete sie nur fünf Tage, fast nirgend vermochte sie ihre Herrschaft länger als funfzehn Tage zu behaupten, und schon im December scheint sie in allen diesen Ländern verschwunden zu sein, ohne irgend ein Merkmal in der Entwicklung anderer Krankheiten zurückzulassen. Eine grosse Zahl von Menschen starb an den Wirkungen verderblicher Flugschriften, in welchen der frühern Erfahrung entgegen das gewaltsame vier und zwanzigstündige Schwitzen empfohlen worden war. Die Krankheit stellte sich ohne alle Vorboten meistens mit kurzem Frost und einem Zittern ein, das in schlimmen Fällen in Zuckungen der Glieder überging, öfters mit unangenehmen Kriebeln in den Händen und Füssen, oder mit äusserst schmerzhaftem Gefühl unter den Nägeln verbunden war, worauf bei Allen ein dumpfes Kopfweh, bei Vielen eine rasende Fieberwuth folgte, bis eine gefahrvolle Schlafsucht hinzukam, welche, wenn sie nicht standhaft überwunden wurde, dem Leben durch Schlagfluss ein Ende machte. Während des ganzen Verlaufes begleitete die Leidenden eine tödtliche Angst, bei Vielen wurde das Gesicht blau und aufgedunsen, das Athmen geschah mit grosser Beschwerde, dabei erzitterte und klopfte beständig das Herz, bis endlich nach kurzem Zögern, oft auch sogleich im Anfang über den ganzen Körper der stinkende Schweiss in Strömen hervorbrach, entweder heilbringend, wenn das Leben Herr über die Krankheit werden konnte, oder verderblich, wenn es ihm unterlag. Die Kranken litten auch bei sehr beschleunigtem und gereiztem Pulse an unauslöschlichem Durst, ohne dass die Thätigkeit der Nieren und die Darmentleerung völlig unterbrochen war. Zuweilen traten Krämpfe, Irreden, Erbrechen und ziehende Schmerzen im Nacken oder in den Gliedern hinzu, und nicht selten blieb nach überstandenem Schweiss ein frieselartiger Hautausschlag zurück. Wie schnell auch die Entscheidung zum Leben oder Tode erfolgte, so bedurfte es doch mindestens acht Tage, ehe die Genesenden durch gute Pflege und stärkende Nahrung wieder aufgerichtet wurden; auch sicherte das Ueberstehen der Krankheit vor Rückfällen nicht, und zuweilen sah man Menschen zum dritten- und viertenmal von der Schweissucht ergriffen werden. Die zu früh der Luft sich aussetzten, wurden leicht vom Durchfall oder auch von der Wassersucht befallen.

Drei und zwanzig Jahre später erscheint endlich (1551) der verheerende Feind des englischen Volkes zum letztenmal, im April zuvörderst in Schrewsbury,

wo an den Ufern der Severn undurchdringliche übel riechende Nebel ihn verkündet hatten, im Juli zu London, und bis zu Ende Septembers weit und breit, die Ausländer in England durchaus verschonend, den Engländern dagegen in's Ausland folgend, ohne sich hier auf die Eingebornen fortzupflanzen. Die Seuche ergriff eben so plötzlich und unvermuthet, wie sonst: bei Tische, im Schlaf, auf der Reise, bei Scherz und Spiel, zu jeder Tageszeit, und so wenig hatte sie die alte Bösartigkeit abgelegt, daſs einige ihrer Opfer selbst in kürzerer Frist als einer Stunde getödtet, andere in einer oder einigen Stunden aus der Mitte der Lebenden abgefordert wurden. Vier und zwanzig Stunden, nicht mehr noch weniger, entschieden zur Genesung. Ueberall durch die herrschende epidemische Constitution hervorgerufen, und überall nach kurzer Herrschaft spurlos verschwindend, vermochte die Krankheit jetzt wie früher wohl nirgend ein wahres im strengen Sinn so zu nennendes Contagium hervorzubringen, obgleich sie ohne Zweifel durch Mephitis, durch sinnlichen und psychischen Eindruck von kranken auf gesunde Personen überging, hierin der neuen „asiatischen" Seuche ähnlich, mit welcher sie überhaupt in mancher Beziehung nicht unpassend verglichen werden kann.

Wenn nun der englische Schweiſs von unserm Verfasser als ein rheumatisches Fieber mit groſsem Nervenleiden betrachtet wird, so stimmt dieses allerdings mit den Symptomen und selbst mit einigen ursächlichen Momenten überein. Damit ist aber nur im Allgemeinen die Klasse der Krankheiten bezeichnet, in welche nach unsern heutigen Begriffen die Schweiſssucht einzureihen wäre. Der wahre Ursprung derselben läſst sich durch einzelne Schädlichkeiten nicht hinreichend erklären, die Bedeutung oder das Wesen solcher Epidemieen durch eine beschränkte und isolirte Betrachtung nicht im entferntesten begreifen. Diese Krankheit gehört, wie der Verf. richtig bemerkt, einem Zeitraum voll fauler bösartiger Verderbniſs an, in welchem nicht nur die alten Geiseln des Menschengeschlechtes, namentlich die morgenländische Pest, das aufgeregte Europa fast unablässig durchzogen, sondern auch ganz neue Seuchen, oder neue Gestalten von Seuchen ausgebrütet wurden. Die eben geborene Lustseuche vergiftete die Körper mit der ganzen Fülle ihrer ersten wuchernden Gewalt, die fauligen und ansteckenden Fieber (Fleckfieber und *Trousse-galant*) rafften mit schnellem Verlaufe Tausende und abermal Tausende hinweg, Influenzen, Ruhren und bösartige Entzündungen wechselten mit einander ab, und die unter dem Namen der „Hauptkrankheit" bekannte Hirnentzündung, sonst nur bei Einzelnen vorkommend, herrschte damals wiederholt, besonders in Deutschland, allgemein, durch Fieberwuth und Raserei, nicht selten auch durch Selbstmord ausgezeichnet. Die Schweiſssucht, dieses „*Gespenst des Nebels*" bildete in der Kette dieser Erscheinungen nur ein einzelnes Glied, sie stand mit gleichzeitigen Vorgängen im südlichen und mittleren Europa nicht auſser Verbindung, und Alles berechtigt zu der Annahme, daſs die krankhafte Thätigkeit der Organismen während jenes Zeitraums überhaupt eine vorwaltende Richtung nach der Haut geäuſsert, und in den kälteren Theile von Europa sich einseitig bis zu dem gefährlichen Fluſsfieber gesteigert habe. Auch die Kriege und die geistigen Kämpfe jener auſserordentlichen Zeit, die vielfachen und merkwürdigen Naturereignisse, die Sitten, Gewohnheiten und Laster des damaligen Lebens dürfen bei den groſsen Volkskrankheiten nicht unbeachtet bleiben, wenn man ein vollständiges und treues Bild von dem pathologischen Zustande des sechszehnten Jahrhunderts erhalten will. Die in allen diesen Beziehungen reichlich in unserm Buche mitgetheilten Bemerkungen und Nachrichten mögen zum Beweise dienen, daſs der Verfasser sich der Gröſse seiner Aufgabe vollkommen bewuſst gewesen ist.

Allein wie wichtig auch die Stelle erscheint, welche jene Seuchen in den kritischen Perturbationen und Epochen der Weltgeschichte einnehmen, und wie oft auch die gewaltsamen Anstrengungen der Natur und des Geistes zu gleicher Zeit erfolgen mögen, so können doch alle diese Ereignisse von natürlicher und geistiger Art zuletzt vielleicht nur als verschiedene Wirkungen einer tiefer liegenden gemeinsamen Ursache angesehen werden; keineswegs aber dürfte daraus folgen, was der Verfasser zu glauben scheint, daſs Krankheiten es gewesen sind, welche oft die Denkweise, die Stimmung und die Thaten *ganzer Zeitalter* bestimmt oder hervorgebracht haben. Vielmehr hat die Erfahrung beständig gelehrt, daſs die moralische Wirkung auch der schrecklichsten Seuchen stets nur eine vorübergehende gewesen ist, und selten länger als das Uebel selbst gedauert hat; fast nirgend zeigt sich der Leichtsinn so auffallend, als in diesem Punkt, und eben

so schnell, wie ein genesenes Individuum seine Krankheit vergifst, sobald erlischt auch bei dem ganzen Volke das Andenken an eine gefahrvolle Epidemie, die es überstanden hat. Zur Begeisterung, zum Hafs und Fanatismus waren so viele nahe liegende tief in dem geistigen Leben jener Zeiten begründete Momente und Veranlassungen vorhanden, dafs man, um jene zu erklären, kaum nöthig hat, defshalb auch die Krankheiten mit anzuklagen; noch weniger möchte man geschichtlich zu beweisen oder auch nur psychologisch zu erklären im Stande sein, wie allein aus beengender Todesfurcht so mächtig wirksame, ja grofsartige Leidenschaften entspringen und Jahrhunderte hindurch die Völker in fortwährender Spannung erhalten konnten. Die Furcht ist überhaupt nicht geeignet, grofse Thaten zu veranlassen, am wenigsten die dazu erforderliche Begeisterung zu erzeugen.

Fragen wir weiter nach dem letzten zureichenden Grunde der allgemeinen Erkrankungen, so ist vor allen Dingen wichtig zu wissen, welcher Antheil hierbei der nach nothwendigen Gesetzen wirkenden Natur, und welcher dem freigebornen Menschengeiste zuerkannt werden soll. Der Verfasser neigt sich, wie jetzt die meisten Aerzte, mit entschiedenem Uebergewicht zur Natur, und hat schon früher in der Abhandlung über die Pest des vierzehnten Jahrhunderts sich deutlich dahin erklärt, dafs grofse Seuchen als pathologische Erscheinungen des gesammten Erdorganismus zu betrachten sind, welche den menschlichen Willen unterjochend mit Nothwendigkeit in gewissen Umläufen erfolgen, und durch kosmische nicht näher bekannte Naturkräfte hervorgebracht werden, denen alles Organische unterthan ist. Dieser Ansicht steht eine ältere entgegen, welche seit Jahrtausenden einhellig festgehalten, den letzten Grund solcher Erscheinungen allein in den Mifsbrauch des menschlichen freien Willens setzt, die Volkskrankheiten als die Folgen dieses Mifsbrauchs d. h. als göttliche Strafen erkennt, und die natürlichen Ursachen nur als vermittelnde oder secundäre gelten läfst. Zur gründlichen Prüfung dieser tiefen und wichtigen Gegensätze reicht die blofse Geschichte nicht mehr aus; die Philosophie mufs hier zu Hülfe kommen und die Vermittlung übernehmen. So viel läfst sich jedoch auch vom ärztlichen Standpunkte behaupten, und der Verfasser selbst hat Belege dafür geliefert, dafs der Mensch jene Uebel bekämpfen kann, und dafs dieses oft mit grofsem Erfolge geschieht, wenn der Wille gut und mächtig genug, und der Verstand nicht verdunkelt ist. Denn ganz und gar hat der Menschengeist seine Herrschaft über die Natur nicht eingebüfst, nicht sclavisch braucht er allen verderblichen Einflüssen unterthan zu sein, er kann das natürliche Uebel oft verhüten, oft beschränken, unterdrücken, es unschädlicher machen, ihm entfliehen und sich retten. Und in die Macht des freien Willens ist es gegeben, alle Krankheiten zu vermeiden, welche aus ungeordneter Lust und Unmäfsigkeit entspringen — ihre Zahl ist Legion; so wie es der verständigen Besonnenheit möglich ist, auch solchen Uebeln auszuweichen, welche die Folgen der Unvorsichtigkeit oder leicht zu entfernender Unwissenheit sind. Diefs gilt nicht allein von einzelnen auf das Individuum beschränkten Leiden, sondern auch von solchen, die einer weiten Verbreitung fähig sind. Durch Absonderung können sogar die verheerendsten Uebel, der Typhus und die Pest, beschränkt und abgehalten werden; die Austrocknung der Sümpfe, die Lichtung der Wälder, die Cultur des Bodens machen zuweilen endemische Fieber verschwinden, die von jeher in einer Gegend einheimisch waren; ein gutes diätetisches Verhalten, oft nur eine bessere Nahrung und gröfsere Reinlichkeit können eine Menge von Volkskrankheiten verhüten, welche in Fehlern des vegetativen Lebens wurzelnd, die Gesundheit von Tausenden untergraben. Ja, selbst von den grofsen Erkrankungen, die man Weltseuchen genannt hat, ist noch keinesweges mit unzweifelhafter Gewifsheit dargethan, dafs sie unabwendbar eintreten und sich verbreiten mufsten, wohl aber gewifs, dafs ihre Schrecken gemildert werden konnten, und viele Individuen, ja ganze Völker davon unberührt blieben. Die meisten Krankheiten, welche der Mensch erduldet, sind mehr oder weniger sein eigenes Werk. — Defshalb ist auch die alte Meinung, welche den ersten Ursprung der Seuchen aus einer geistigen *Verschuldung* erklärt, nicht so beschränkt und grundlos, als man jetzt wähnt, und weil der Freiheit günstig, jedenfalls trostvoller und des Menschen würdiger, als die ihr gegenüber stehende neue Meinung, nach welcher die wilden oder gesetzmäfsigen Naturkräfte das unterjochte Geschlecht mit unbedingter Nothwendigkeit und fast ohne Widerstand beherrschen müssen. Auf dieses Verhältnifs aufmerksam zu machen, und das Palladium des freien Willens selbst in Beziehung auf die Krankheiten

hervorzuheben, scheint jetzt um so nöthiger und heilsamer zu sein, je häufiger auch in der Pathologie die Natur vergöttert wird, und je mehr man sich gewöhnt hat, in den sogenannten kosmisch-tellurischen Ursachen den letzten Grund der Seuchen zu erblicken und eine blinde autokratische Macht zu erkennen, deren Einfluſs die Völker weder zu verhüten, noch zu überwinden oder zu beseitigen fähig sein sollen — eine Ansicht, die groſse Einschränkungen und Berichtigungen bedarf, und allgemeiner angewendet, oder mit Consequenz bis auf die Spitze verfolgt, für die Wissenschaft und Praxis gefahrvoll werden muſs, weil sie nicht nur die Pathogenie in Verwirrung setzt, sondern auch die aus dieser hervorgehende Hygieine zu vernichten droht, und, die Sanitätspolizei im tiefsten Grunde erschütternd, einem verderblichen Fatalismus offene Thür und Bahn bereitet. Solcher einseitigen Richtung entgegen zu wirken, ist gerade die Geschichte der Krankheiten vorzüglich geeignet, wenn sie nämlich uns nicht allein erzählt, was der Mensch zu leiden hatte, sondern auch an Thatsachen zeigt, was er gegen das natürliche Uebel auszurichten im Stande war.

Ob die Schweiſssucht noch einmal wiederkehren werde — wer vermöchte dieſs mit Gewiſsheit vorherzusagen! Indessen belehrt uns die merkwürdige Krankheit, welche im Spätherbst 1802 in dem fränkischen Städtchen Röttingen erschien, und nach allen ihren Zufällen mit Grund für einen englischen Schweiſs erklärt werden muſs, obgleich sie über diesen Ort sich nicht hinaus erstreckte, daſs die Bedingungen zu einem solchen Leiden auch in unserm Jahrhundert sich zusammenfinden und für eine zahlreiche Gesellschaft todtbringend werden können. Wäre hier gleich anfangs ein geschichtskundiger Arzt zur Hand gewesen, der das altenglische Verfahren gegen die Schweiſssucht in Anwendung gebracht hätte, so würde sich dieses Fieber nur als eine milde Krankheit gezeigt, und wenige Einwohner weggerafft haben. Leider erneuerten sich die Auftritte der alten Zeit, als wären die unzähligen Schlachtopfer der heiſsen Behandlung und der mörderischen Arzneibücher vergebens in's Grab gestiegen, — die Kranken wurden wie im sechszehnten Jahrhundert zu Tode geschmort, bis es zuletzt noch einem verständigen Manne gelang, durch zweckmäſsigeres Verfahren einige achtzig Kranke am Leben zu erhalten.

Für die Zukunft bleibt es eine hoffnungsvolle und erfreuliche Erscheinung, daſs in unsern Tagen die Wissenschaften sich mit sichtbarer Vorliebe der historischen Begründung zugewandt haben, und daſs besonders auch durch die neue Philosophie dieses Bestreben begünstigt wird. Einer so allgemeinen Richtung kann auch die Heilkunde ohne den gröſsten Schaden sich nicht entziehen; denn die Geschichte der Krankheiten und besonders der epidemischen gewährt nicht allein die erfahrenste Anleitung über dasjenige, was bei der Wiederkehr solcher Uebel zu thun oder zu unterlassen ist, sondern auch zugleich die sicherste Basis, auf welcher eine wahre und glückliche Restauration der Medicin erfolgen kann. Und die Geschichte ist auch das vorzüglichste, ja vielleicht das einzige Mittel, durch welches den schiefen Systemen und bodenlosen Theorieen, die zur Unehre und zum Nachtheil der ärztlichen Wissenschaft noch fortwährend wie verführerische Irrlichter der Finsterniſs entsteigen, mit Nachdruck und Nutzen begegnet werden kann. Je weniger aber bisher in der historischen Pathologie geleistet worden ist, und je seltener die Aerzte sind, welche zur Pflege derselben den Beruf und die Mittel haben, desto höher müssen wir das Verdienst unseres Verfs. und den Werth seines hier angezeigten Werkes stellen, desto mehr wollen wir aber auch im Interesse der Wissenschaft wünschen, daſs er auf dem mit so lohnendem Erfolg betretenem Wege weiter fortgehen und dem neuen furchtbaren Gebiet erhalten werden möge, auf welchem nicht weniger als das Meiste zu thun noch übrig ist.

C. J. Lorinser.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1834. (Zweites Semester.) № 1.

Personal-Chronik.

Bei der Universität zu Halle ist der Prof Dr. *Germar* für das Jahr 1834—35 zum Prorector erwählt und als solcher bestätigt worden.

Der Königl. Geh. Ober-Baurath Dr. *Crelle* zu Berlin ist von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel zu ihrem Korrespondenten ernannt worden.

Der Kandidat des Predigtamts, Licentiat der Theologie *Heinrich Abeken* ist zum Prediger bei der Königl. Preufs. Gesandtschaft in Rom berufen und als solcher bestallt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den nach der Universität Erlangen berufenen Professor Dr. *Olshausen* bei der Universität zu Königsberg die nachgesuchte Entlassung aus dem diesseitigen Staatsdienst zu ertheilen geruht.

Dem zur Stelle eines General-Superintendenten des Herzogthums Altenburg berufenen Prediger und Diakonus an der Moritz-Kirche zu Halle Dr. *Friedrich Hesekiel* ist die erbetene Entlassung aus seinem bisherigen Amtsverhältnifs ertheilt worden.

Des Königs Majestät haben den Pfarrer *Franz Larisch* zu Konitz zum Domkapitular an der Domkirche zu Pelplin zu ernennen, und die diesfallsige Urkunde Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Privatdocenten an der Universität zu Breslau und Lehrer an der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt daselbst, Dr. *Wentzke*, das Prädikat eines Professors Allergnädigst zu ertheilen geruht.

Dem Adjunkten bei dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, Dr. *Reinganum*, ist der Titel eines Professors beigelegt worden.

Dem Professor am Gymnasium in Stralsund Dr. *Nitze* ist der Titel „Direktor", und dem Oberlehrer Dr. *Kramer* ebendaselbst der Titel „Professor" verliehen worden.

Die durch Beförderung des Kollegen Dr. *Liebmann* zum Oberinspector der Waisenanstalt an den Frankischen Stiftungen in Halle erledigte Stelle eines Kollegen an der lateinischen Schule des Waisenhauses und Bibliothekars der vereinigten Waisenhaus-Bibliothek ist dem bisherigen Kollaborator an der lateinischen Schule und Aufseher bei der Waisenanstalt Dr. *Eckstein* übertragen worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre die Errichtung einer mit dem Prediger-Seminar zu Wittenberg in Verbindung zu setzenden Anstalt für das Elementar-Schulwesen zur Uebung der Seminaristen zu genehmigen geruht. Der Kandidat der Theologie *Rüdiger* ist zum Oberlehrer dieser Elementarschule vorläufig auf ein Jahr ernannt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre dem Professor Dr. *Jüngken* zu gestatten geruht, den ihm verliehenen Belgischen Leopoldsorden zu tragen.

Todesfälle 1834.

Am 29. Jan. starb zu Emden in Ostfriesland der dortige erste Prediger, Dr. *Joh. Chr. Herm. Gittermann*, 66 Jahr alt.

Der Professor bei der Universität zu Königsberg Dr. *Elsner* ist am 27. April d. J. am Nervenfieber verstorben.

Der Lehrer *Ernst Rosenhain* am Gymnasio zu Liegnitz, ist am 28. April d. J. mit Tode abgegangen.

Am 7. Juni starb zu Würzburg der Professor der Theologie *F. N. Rösch*, 54 Jahr alt.

Am 10. Juni starb zu Heidelberg der Professor der Mathematik *K. Ch. von Langsdorff*, 77 Jahr alt.

Am 14. Juni starb zu Leyden der Professor der Medicin und Königl. Leibarzt Dr. *Meinard Simon du Puy*, 80 Jahr alt.

Am 15. Juni starb bei Carlow in Irland der Bischof und Professor Dr. *Doyle*.

Am 18. Juni starb zu Bonn der Geheime Ober-Regierungs Rath und ehemalige Regierungs-Bevollmächtigte bei der Berliner Universität, *Chr. Ludw. Friedr. Schultz*.

Am 22. Juni starb zu Berlin der praktische Arzt und Privatdocent an der Friedrich-Wilhelms-Universität Dr. *Ferdinand Wilhelm Becker*, 29 Jahr alt.

Der Professor in der philosophischen Fakultät Dr. *Wahl*, bei der Universität zu Halle ist am 29. Juni d. J. verstorben.

Am 30. Juni starb zu Koblenz der in der litterarischen Welt als Verfasser der ersten Rheinreise bekannte Pastor *J. G. Lang von Neuendorf*, im 79sten Lebensjahre.

Wissenschaftliche Institute.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den Ankauf eines Herbariums des Botanikers Ecklon in Hamburg für das hiesige Herbarium zu genehmigen geruht.

Se. Königliche Hoheit der Kronprinz in Gemeinschaft mit Ihren Königlichen Hoheiten den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses haben geruht der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Ihr Höchstes Wohlwollen dadurch zu erweisen, dafs Höchstdieselben beschlossen haben, zur Unterstützung würdiger und bedürftiger Studirender die Summe von jährlich 800 Thlr. zu unterzeichnen, woraus nach dem Willen der Hohen Stifter ein Freitisch errichtet werden soll. Ihre Königliche Hoheiten haben den Werth dieser edlen Gabe dadurch noch zu erhöhen geruht, dafs Höchstdieselben mit ehrenvollem Zutrauen die Verwaltung dieses Freitisches dem Rektor und Senat der Universität überlassen und diese ermächtigt haben, die näheren Bestimmungen wegen der Theilnahme an dieser Stiftung durch ein besonderes Statut festzustellen. Diesem Statut zufolge werden 20 Freitische unterhalten, dergestalt, dafs für eine jede Person für jetzt monatlich 4 Thlr. bezahlt, und die Freitische für 10 Monate im Jahre in ganzen oder halben Raten verliehen werden. Die Zutheilung des Freitisches geschieht vom Rector und Senat mit vorzüglicher Berücksichtigung der Söhne verstorbener Prediger und Schullehrer, sowohl an Inländer als Ausländer, welche nicht mehr im ersten Semester ihrer Studien sind, und welche das akademische Triennium noch nicht zurückgelegt haben, in der Art, dafs bei Beurtheilung der Würdigkeit und Dürftigkeit der Bewerber die Bestimmungen in Anwendung kommen, welche für die Verleihung der bisherigen Universitäts-Freitische gesetzlich bestehen.

Bibliographische Berichte.

England.

Allan Breck, a Novel, by the Author of „The Subaltern." 3 *vols. post* 8*vo.* 31*s* 6*d*
Armstrong's (Dr.) Lectures on the Principles and Practice of Physic. 8*vo.* 16*s.*
Ashburner on Dentition. 18*mo.* 4*s.*
Barwell on the Value of Money. 18*mo.* 4*s.*
Bell's Mathematical and Physical Tracts. 8*vo.* 2*s.* 6*d.*
— *Principles of the Law of Scotland, 3d edition.* 8*vo.* 21*s.*
Bridgewater Treatises. Prout on Chemistry, Meteorology, and Digestion. 8*vo.* 15*s.*
Brydges' (Sir E.) Imaginative Biography. 2 *vols. post* 8*vo.* 21*s.*
Bulwer's Pilgrims of the Rhine. Royal 8*vo.* 31*s.* 6*d.; large paper, India proofs,* 3*l.* 3*s.*
Calvin on the Romans. 12*mo.* 7*s.*
Calcraft's Memoirs of De Latude. 12*mo.* 6*s.*
Channing's Discourses, Reviews, etc. vol. II. Royal 8*vo.* 12*s.*
Dickson on the Diseases of India. 8*vo.* 4*s.*
Edgeworth's (Miss) Helen, a Tale. 3 *vols. post* 8*vo.* 31*s.* 6*d.*
Eccles on the Ulcers of the Leg. 8*vo.* 3*s.* 6*d.*
Fifty Sermons, published for the Benefit of the Irish Clergy. 2 *vols.* 8*vo.* 28*s.*
Gilbart on the Principles of Banking, new edition. 8*vo.* 7*s.* 6*d.*
Green's Reminiscences of Robert Hall, 2d edition. 12*mo.* 6*s.*
Hayward's Translation of Faust, 2d edition. 8*vo.* 12*s.*
Hook's (Rev. W. F.) Two Sermons on the Church Establishment. 8*vo.* 2*s.* 6*d.*
Hopkins's Great Britain for the last Forty Years. 12*mo.* 6*s.*
Hull's History of the Glove Trade. 12*mo.* 5*s.*
Hume and Smollett's History of England, by Hughes, vol. II. 12*mo.* 5*s.*
Inglis's Vindication of Ecclesiastical Establishments, 2d edition. 12*mo.* 3*s.* 6*d.*
Israel's Sojourn in the Land of Egypt. 8*vo.* 6*s.*
Jackson's Pneumatology. 12*mo.* 6*s.*
King's Metrical Exercises on Scripture Texts. 8*vo.* 6*s.*
Lardner's Cabinet Cyclopaedia, vol. LII. — (Stebbing's Church, vol. II.) 12*mo.* 6*s.*
Lay of Life, a Poem by Hans Busk. cr. 8*vo.* 6*s.*
Macauley on Field Fortification, with Plates. 12*s.*
Maccoish's Philosophy of Sleep, 2d edition. 12*mo.* 7*s.*
M'Lelland's Essay on the Cathedral of Glasgow. 8*vo.* 15*s.*
Madox's Excursions in the Holy Land, Egypt, etc. 2 *vols.* 8*vo.* 32*s.*
Martin's History of the Colonies, vol. I. Asia. 8*vo.* 21*s.*
Mendham's Memoirs of the Council of Trent. 8*vo.* 14*s.*
Parkes' Chemical Catechism, thirteenth edit. 8*vo.* 15*s.*
Philip on Minute Doses of Mercury, 12*mo.* 3*s.* 6*d.*
Report of the Committee on Steam Carriages. 8*vo.* 4*s.*
Romance of History, (France), vol. I. 12*mo.* 6*s.*
Ryan's London Medical Journal, vol. IV. 8*vo* 14*s.*
Sedgewick's (Professor) Discourse on the Studies at Cambridge. 8*vo.* 4*s.*
Sir Rodolph of Hapsburgh, a Novel. 3 *vols. post* 8*vo.* 31*s.* 6*d.*
Taylor's (Joseph) Memoirs. 12*mo.* 5*s.*
The Old Maiden's Talisman, a Novel. 3 *vols. post* 8*vo.* 27*s.*
The Recess, a Serio-comic Tour to the Hebrides. 8*vo.* 7*s.* 6*d.*
Theological Library, vol. VI. — (History of the Reformed Religion in France, vol. II.) 12*mo.* 6*s.*
Tucker's Light of Nature Pursued, new edition. 2 *vols.* 8*vo.* 24*s.*
Trollope's History of Christ's Hospital. 4*to.* 3*l.* 3*s.*
Voyage of the Amherst, 2d edition. 8*vo.* 8*s.*
Walsh's Report of the Trial on Parochial Taxes. 8*vo.* 5*s.*
Washington's Writings, by Sparkes, vol. II. 8*vo.* 12*s.*
Wetherhead's Pedestrian Tour through France and Italy. 8*vo.* 12*s.*
Whately (Archbishop) on Transportation. 8*vo.* 6*s.*
Williams's Abstracts of the Acts, 1833 8*vo.* 12*s.*
Wilson and Duncan's Entomologia Edinensis. 8*vo.* 12*s.*

Ackermann's Roman Coins. 2 *vols.* 8*vo.* 2*l.* 12*s.* 6*d.; large paper,* 4*l.* 4*s.*
Ainsworth's Account of the Caves at Ballybunion. 8*vo.* 4*s.*
Answer to the Case of Dissenters. 8*vo.* 5*s.*
Art of Heraldry. 18*mo.* 3*s.* 6*d.*
Bunyan's Pilgrim's Progress, with Engravings by Bonner. Royal 18*mo.* 9*s; morocco,* 10*s.* 6*d.*
Bunyans Pilgrim's Progress, metrically condensed, by Thomas Dibdin 12*mo.* 4*s.*
Callcott's Grammar of Music. 18*mo.* 3*s.* 6*d.*
Chambers's Jacobite Memoirs of the Rebellion in 1745. 8*vo.* 10*s.* 6*d.*
Cleone, by Mrs. Grimstone. 2 *vols. post* 8*vo.* 21*s.*
Cooke's (Captain) Sketches in Spain. 2 *vols.* 8*vo.* 21*s.*
Combe's Physiology Applied to Education. 12*mo.* 6*s.*
Coleridge's (S. T.) Poetical Works, new edition. 12*mo. vols. I. and II.* 5*s. each.*
Cowper's Miscellaneous Works and Life, by Memes. vol. I. 12*mo.* 7*s.*
Curiosities of Literature, by D'Israeli, new edition. 12*mo. vol. II.* 5*s.*
Dickson on the Psalms. 2 *vols.* 12*mo* 12*s.*
Explanatory and Practical Comments on the New Testament, vol. II. 8*vo.* 10*s.* 6*d.*
Forguson's Tour in Canada, 2d edition, with Additions. 12*mo.* 7*s.* 6*d.*
Goethe's Faust, translated by Blackie. 12*mo.* 7*s.* 6*d.*
Hemans's (Mrs.) National Songs and Lyrics for Music. 12*mo.* 8*s.* 6*d.*
Herand's Judgment of the Flood. Royal 8*vo.* 21*s.*
Hetherington's Fulness of the Time. 8*vo* 12*s.*
Howell's (Rev. W.) Sermons. vol. I. 8*vo.* 12*s.*
Howitt's (Mary) Seven Temptations. 12*mo.* 9*s.*
Hunter's Introduction to Valor Ecclesiasticus of Henry VIII. 8*vo.* 2*s.* 6*d.*
Jobson on the Teeth. 8*vo.* 12*s.*
Kay (Dr.) on Asphixia. 8*vo.* 7*s.* 6*d*
Knight's (Corporal) English Battalion at Oporto. 12*mo.* 5*s.*

Life of Samuel Drew, by his Son. 8vo. 12s.
Lardner's Cyclopaedia, vol LIII. (Middle Ages, vol. III.) 12mo 6s.
Letters and Essays, by Richard Sharp. 8vo. 9s.
Macvicar on Light 8vo. 4s.
Makanna, or the Land of the Savage. 3 vols. post 8vo. 31s. 6d.
Mackintosh's (Sir James) History of the Revolution in 1688; with a Notice of his Life. 4to. 3l. 3s.
Mary Ogilvie, a Tale, with Illustrations by Cruikshank. 12mo. 5s.
Martin's (Montgomery) Ireland, its State and Poor Laws. 8vo. 7s. 6d.
Memoir of Hannah More. 32mo. 2s. 6d.; *silk,* 3s. 6d.
Murray on Consumption, 2d edition., 8vo. 8s. 6d.
Our Town: rough Sketches of Character. 2 vols. 8vo. 21s.
Pardoe's (Miss) Traits and Traditions of Portugal, 2d edition. 2 vols. 8vo. 21s.
Perceval on Lameness of the Horse, vol. I. 8vo. 10s. 6d.
Richardson's History and Antiquities of Greenwich. 12mo. 3s. 6d.
Ramadge (Dr) on Consumption. 8vo. 8s.
Record Commission, vol. VI. (Valor Ecclesiasticus of Henry VIII.) Folio. 30s.
Royle's Botany of the Himalayan Mountains, Part. II. 4to 20s.
Salvador, the Guerilla, 3 vols. post 8vo. 31s. 6d.
Scott's (Capt.) Recollections of a Naval Life. 3 vols. post 8vo. 31s. 6d
Select British Biography. 12 vols. 18mo. 60s.
Shaw's Illuminated Ornaments. 4to. 5l. 5s.; *large paper,* 10l. 10s.
Shepherd's Medica Sacra. 8vo. 7s.
Spirit of the Peers and the People. 8vo. 5s.
Starke's Elements of Natural History. 2 vols. 8vo. 32s.
Stephens on Irrigation and Draining. 8vo. 8s. 6d.
Story without an End. 16mo. 5s.
Tate's Introduction to Greek Metres, 4th edition, 8vo. 5s.
The Hamiltons, a Novel. 3 vols 8vo 31s. 6d.
The Legitimate Consequences of Reform. 8vo. 7s. 6d.
The Revolutionary Epick, by D'Israeli. 4to. 9s. 6d.
Traits and Stories of the Irish Peasantry, first series, new edition, 2 vols. 12mo. 10s.
Whychcotte of St. John's, 2nd edit. 2 vols. 8vo. 18s.
Willmot's Lives of Sacred Poets. 12mo. 4s. 6d.
Wilson's (Rev. P.) Sermons, vol. I. 3d edit 8vo. 10s. 6d.

Litterarische Anzeigen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.) 3 Theile. (113½ Bogen.) geh. 3 Thlr.

Die Theilnahme, welche eine kleine Auswahl des geistigen Nachlasses einer der edelsten Frauen unserer Zeit bei seinem ersten Erscheinen im Freundeskreise gefunden, hat zugleich das allgemeinste Verlangen danach rege gemacht. Wir freuen uns daher, diesem Verlangen entsprechen und dem Publikum diese erweiterte Ausgabe in 3 Bänden übergeben zu können.

Duncker und Humblot in Berlin.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur herausgegeben von Ernst Gotthelf Gersdorf, Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen. 3 Thlr.

Diese Zeitschrift deren erster Band in 10 Heften bereits versandt wurde, hat die schwierige Aufgabe über alle in den Ländern deutscher Zunge erschienenen und in den allgemeinen Buchhandel gekommenen Druckschriften vom J. 1834, so weit diese bis jetzt erlangt werden konnten, möglichst schnell zu berichten, nach dem Urtheile sachverständiger Männer bisher gelöst und bei Allen, die reges Interesse an den neuesten Erzeugnissen der deutschen Literatur nehmen, günstige Aufnahme gefunden. Unterstützt durch eine gröfsere Anzahl ausgezeichneter Mitarbeiter und bei strengem Festhalten an dem Plane, den Inhalt jeder Schrift in gedrängter Kürze und fern von jeder Parteilichkeit so zu charakterisiren, dafs der gebildete Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht ihm nützlich sein werde oder nicht, dürfen wir hoffen, einem bei der grofsen Literaturmasse längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und somit einer mehrseitigen Unterstützung auch Seiten der Herren Verleger und Herausgeber durch baldige Einsendung ihrer neuesten Druckschriften uns versichert halten. Ueber 1000 Schriften sind bereits im ersten Bande angezeigt, und das Auffinden derselben durch eine bestimmte Anordnung in jedem Hefte und ein sorgfältiges Register am Schlusse des Bandes erleichtert worden. In den beigegebenen literarischen Miscellen werden Personalnotizen, Nachrichten über literar-historische und Kunstgegenstände, geographisch-statistisch-historische Notizen, Schul- und Universitätsnachrichten u. a. gegeben, mit vorzüglichem Fleifse aber die wichtigern neuesten literarischen Erzeugnisse des Auslandes zusammengestellt. Der erste Band enthält Uebersichten der neuesten dänischen, englischen, französischen, holländischen, italienischen, russischen, schwedischen und spanischen Literatur, die durch ausgedehntere Correspondenz künftig noch bedeutend erweitert werden sollen.

Das Repertorium erscheint regelmäfsig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet; jedem Hefte wird ein bibliographischer Anzeiger beigegeben, worin literarische Anzeigen aller Art, Antikritiken u. dgl. gegen Insertionsgebühren von einem Groschen für die Zeile aufgenommen werden.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse: *„An die Expedition des Repertoriums der ges. deutschen Literatur"* an den Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15. Juni 1834.

F. A. Brockhaus.

In der Schnuphaseschen Buchhandlung in Altenburg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. G. F. Chr. Greiner, der Arzt im Menschen oder die Heilkraft der Natur. Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und zu einer Anleitung zur praktischen Benutzung derselben. 2 Bände. 1829. (62 Bogen stark) gr. 8. 4 Thlr.

Die Literatur-Zeitungen und medicinischen Journale haben den Werth dieses Werks rühmlichst anerkannt, und überheben uns jeder weitern Anpreisung.

Aug. Matthiä's vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. 1833. (20½ Bogen) gr. 8. 1 Thlr.

„Es kann für das wissenschaftliche besonders humanistische Publikum nur erfreulich sein, hier alle Programme und sonstige Schulschriften des verdienten Matthiä, welche durch Wahl zeitgemäfser Themata eben so sehr wie durch gründliche Ausführung sich viele Freunde erworben haben, vereinigt zu finden" etc. (Leipz. Lit. Zeitung. 1833. No. 297.)

Georg Spalatin und die Reformation der Kirchen und Schulen zu Altenburg, von J. Wagner. gr. 8. Mit 1 Portrait. 1830. broch. 14 Ggr. 17½ Sgr.

Nachricht für Gelehrte und Litteraturfreunde

über die

Litterarische Zeitung,

herausgegeben, unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten,

von

Karl Büchner.

Die *litterarische Zeitung* erscheint wöchentlich einmal (am Mittwoch), 1 bis 2 Bogen gr. 4 stark, und liefert, in wissenschaftlicher Ordnung,

1) eine gedrängte kritische Uebersicht der neu erschienenen in- und ausländischen Bücher,
2) eine Anzeige der in den in- und ausländischen theologischen, historischen, philologischen, juristischen, staatswissenschaftlichen und politischen, naturwissenschaftlichen, medicinischen, geographischen, mathematischen, militärischen, pädagogischen, technologischen, landwirthschaftlichen und litterarischen Zeitschriften enthaltenen Aufsätze und Recensionen,
3) eine Angabe der Dissertationen, der akademischen und Gymnasial-Programme, und
4) eine litterarische Personal-Chronik,

Alles im Allgemeinen vollständiger und früher, als irgend ein anderes litterarisches Journal.

Wenn die litterarische Zeitung schon jedem Litteratur-Freunde willkommen sein dürfte, so mufs sie noch ganz besonders denjenigen Gelehrten erwünscht sein, denen ihre beschränkte Zeit nicht erlaubt, sämmtliche neue Bücher und Zeitschriften selbst anzusehen, sowie Predigern und Gymnasiallehrern, die auf dem Lande und in kleinen Städten leben, und welche alle nun nach der litterarischen Zeitung leicht dasjenige auswählen können, was von Werth oder für sie von Interesse ist.

Der grofse Beifall, welchen die litterarische Zeitung überall gefunden hat, *und der ihr ferneres Bestehen verbürgt*, dürfte wie von dem Bedürfnifs eines solchen Blatts, so auch von ihrer zweckmäfsigen Ausführung zeugen.

Der ganze Jahrgang der litterarischen Zeitung kostet, um deren allgemeine Verbreitung zu erleichtern, nur 1⅔ Thaler (durch die Post 2 Thlr.) Alle Buchhandlungen und die königlichen Postämter nehmen Bestellungen an. — Nummer 1 bis 30 sind erschienen und versandt.

Duncker und Humblot in Berlin.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

August 1834.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1834.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Friedländer.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Gloger, in Breslau.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
v. Hagen.
*v. Henning.
Heffter
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Göttingen.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Halle.
*Zumpt.

Inhalt des August-Heftes.

Jahrbücher No. 21—40.

Seite

Akerman, a descriptive catalogue of rare and unedited Roman coins: from the earliest period of the Roman coinage to the extinction of empire under Constantinus Paleologos. With numerous plates from the originals, in two volumes. London, 1834. — Pinder. 247

Baur, der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf Hrn. Dr. Möhlers Symbolik. Tübingen, 1834. — Marheineke. 270

Burnouf, observations sur les mots Zends et Sanskrits Vahista et Vasichtha et sur quelques superlatifs en Zend. (Extrait du nouveau journal asiatique) Paris, 1834. — A. Benary. 229

Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poeta. Recensuit R. Stuerenburg. Accendunt annotationes. Lipsiae 1832. — A. W.* 262

Cousin, Fragmens philosophiques. Seconde édition. Paris, 1833. — Hinrichs. 283

Creuzer, zur Geschichte alt-römischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen. Leipzig und Darmstadt, 1833. — Reinganum. 207

Davids, a grammar of the Turkish language: with a preliminary discourse on the language and litterature of the turkish nations etc. London, 1832. — Schott. 217

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthos primae, ad Ephesos quae supersunt, ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus edidit Car. Octav. Castillionaeus. Mediolani, 1834. — v. d. Hagen. 297

Hermann, (Lud.) de morbis, qui Algerii occurrunt, eorum natura et sanatione. Herbipoli, 1833. . . 181

Heydenreich, die eigenthümlichen Lehren des Christenthums rein biblisch dargestellt. Erster Bd., die Prolegomenen oder die Grundlegung enthaltend. Weilburg, 1833. — Bauer. 196

Hiecke, Entwickelung des Ganges der Handlung in Goethe's Iphigenia. Erster Theil einer Kritik dieses Drama's. Zeitz, 1834. — Neumann. 278

Kohler, Handbuch des deutschen Privatfürstenrechts der vormals reichsständischen, jetzt mittelbaren Fürsten und Grafen. Salzbach, 1832. — Heffter. 233

König, Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahre 1818 bis zum J. 1830 im königlich baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Kaiserslautern, 1832. — Reinganum. . . . 207

1) Lai d'Ignaurès, en vers, du XII. siècle, par Renaut; suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du XIII. siècle, publiés pour la première fois d'après deux manuscrits uniques, par Monmerqué et Francisque Michel. Paris, 1832.

Seite

2) Lai d'Havelok le Danois; XIII. siècle. Paris, 1833. — Wolf. 245

Lassen, Beiträge zur Erklärung der eugubinischen Tafeln. Erster Beitrag. Bonn, 1833. — A. Benary. 257

Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Zweite Auflage. Mainz, 1833. Dritte Aufl. Mainz und Wien 1834. — Marheineke. 270

Nitzsch, eine protestantische Beantwortung der Symbolik von Dr. Möhler. In den theologischen Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. Jahrg. 1834. Hft. 1 u. 2. — Marheineke. 270

Parthey, Siciliae antiquae tabula. Nebst einer erläuternden Beilage unter dem Titel: Siciliae antiquae tabula emendata. Berolini, 1834. — Reinganum. 294

v. Raumer, historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Förster, Gans, Löbell, Stieglitz, Wachsmuth. Fünfter Jahrgang. Leipzig, 1834. — Barthold. 191

Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Zweiter Bd. Von der Thronbesteigung der Abassiden u. der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums bis auf das Emirat der Seldschuken, den Investiturstreit und die Kreuzzüge. Zweite Abth. Geschichte des Morgenlandes. Kassel, 1833. — Aschbach. 215

Vita G. D. Rumphii, Plinii Indici. Accedunt specimen materiae Rumphianae medicae clavisque herbarii et thesauri amboinensis. Ed. Henschel. Vratislaviae, 1833. — Schultz. 238

1) Salustii quae exfant. Recognovit, varias lectiones e codd. — collectas commentarios atque indices locupletissimos adjecit Gerlach Vol. III. Basil. 1831.
2) Salusti orationes et epistolae ex historiarum libris deperditis. Ad fidem codd. Vaticanorum recensuit atque in scholarum usum ed. Orellius. Turici, 1831.
3) Salusti Catilina, Jugurtha et historiarum fragmenta ad fidem optim. codd. denuo recensuit atque accuratius auctiusque ed. Gerlach. Basil. 1832.
4) Historia critica eclogarum ex Salustii historiarum libris. Scrips. Orellius. Turici, 1833.
5) Sallustii de Catilinae conjuratione deque bello Jugurthino libri. Cod. scriptis simul impressisque XL amplius recensuit atque adnotationibus illustravit Allen. Londini, 1832. — Zumpt. 310

Tollin, Versuch einer geordneten Entwicklung der Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser aus der heiligen Schrift mit besonderem Bezug auf seinen Tod. Mit einer Vorrede von Dr. A. Neander. Berlin, 1834. — Bauer. 327

v. Wessenberg, über Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit. 2 Hefte. Heilbronn, 1833. — Gabler. 161

Im Verlage von *Duncker und Humblot* in *Berlin* ist vor Kurzem erschienen:

Anleitung zur Kenntnifs

sämmtlicher in der

Pharmacopoea Borussica

aufgeführten

officinellen Gewächse

nach natürlichen Familien

von

Karl Sigismund Kunth

Dr. der Phil., ordentl. Prof. der Botanik an der Friedrich-Wilhelms-Universität, Vicedirector des botan. Gartens und der Königlichen Herbarien etc.

gr. 8. 2⅔ Thlr.

„Das vorliegende Werk soll besonders zum Leitfaden bei Vorlesungen über pharmaceutische Botanik dienen, aber es wird auch gewifs zum Selbststudium eines der brauchbarsten botanischen Handbücher seyn, die wir jetzt besitzen, besonders da das Buch mehr enthält, als der Titel verspricht. Vor der Aufzählung der officinellen Gewächs befindet sich eine gedrängte allgemeine Anleitung, um die im Buche vorkommenden Beschreibungen der Familien und Gattungen, so wie der einzelnen Pflanzen verstehen zu können. Diese Anleitung zerfällt in zwei Abschnitte: 1. Von dem Bau der Gewächse im Allgemeinen. 2. Von der natürlichen Methode im Allgemeinen und der Jussieuschen insbesondere. Der erste Abschnitt enthält so viel von der Physiologie und Organographie, wie der junge Botaniker durchaus wissen muls, um mit Nutzen und ohne erst bänderreiche Werke vorzunehmen, lebende Pflanzen analysiren zu können. Der zweite Abschnitt giebt einen Begriff von dem, was man unter natürliches Pflanzensystem zu verstehen hat und erklärt das von Jussieu aufgestellte ausführlich. Die Aufzählung der Gewächse folgt nun nach des Verfs. eigenthümlichem natürlichen System, welches wir schon aus seinem Handbuch der Botanik (1831, in demselben Verlag) kennen. Klassen und Familien sind genau characterisirt, ohne weitschweifig zu seyn, und bei den Gattungen der ausführliche Character derselben angegeben. Die Arten sind mit den nöthigen Citaten von guten Abbildungen versehen, dann folgt eine deutsche Diagnose, Vaterland und Standort, eine vollständige deutsche Beschreibung, und die Anführung des officinellen Theils, wobei zugleich auf dessen Bestandtheile und auf dessen Wirkung und Anwendung in der Medicin kürzlich hingewiesen wird. Wenn der officinelle Theil ein Produkt der Pflanze ist, wird auch jedesmal die Gewinnungsart angegeben. Kann die Pflanze mit einer ähnlichen verwechselt werden, so werden die unterscheidenden Kennzeichen erwähnt. Durch diese ausführliche Bearbeitung hat der Verf. das Buch für angehende Pharmaceuten und Mediciner sehr nützlich gemacht, und werden sie, wenn sie das Werk recht fleifsig studiren und die Beschreibungen mit lebenden Pflanzen vergleichen, sich recht bald einige Kenntnifs von den officinellen Gewächsen verschaffen." (Literarische Zeitung 1834. Nr. 23.)

Ferner ist 1831 in demselben Verlage erschienen:

Handbuch der Botanik

von

Karl Sigismund Kunth,

ordentlichem Professor der Botanik an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

In zwei Ausgaben:

Octav, auf gutem weifsen Druckpapier 3½ Thlr.
Gr. Octav, auf Velin-Schreibpapier 4½ Thlr.

Es fehlte bisher an einem Werke, das geeignet wäre, dem Anfänger und vorzüglich dem angehenden Arzt, welcher oft nur wenig Zeit auf das Studium der Botanik zu verwenden hat, schnell zu einer allgemeinen Uebersicht des Wesentlichen zu verhelfen. Dieses Bedürfnifs zu befriedigen, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, in dem das Wichtige und Nothwendige aus der Botanik klar und deutlich zusammengestellt, und welches aus den Vorlesungen des Herrn Verfs. entstanden ist. Es zerfällt in drei Abtheilungen: In der *ersten* wird Alles was auf die Organisation der Gewächse Bezug hat, abgehandelt, wobei die neusten und einfachsten Ansichten zum Grunde gelegt werden. In der *zweiten* wird von der Eintheilung der Gewächse gesprochen, und die *natürliche Methode* als für den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft allein passend dargestellt. In der *dritten* werden die in den beiden ersten Abtheilungen erkannten Grundsätze auf die *Pflanzenfamilien* angewendet, was bisjetzt in solcher Vollständigkeit wie hier noch nicht geschehen war. Der angehende Botaniker lernt darin die einzelnen Familien nach ihren Merkmalen kennen, erfährt ihre gegenseitigen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, ihre geographische Verbreitung; ihre arzneilichen oder sonstigen Eigenschaften, und wird auf die merkwürdigsten und nützlichsten Gewächse jeder Familie besonders aufmerksam gemacht. Auf diese Weise kann gegenwärtiges Handbuch zugleich dem langgefühlten und oft ausgesprochenen Bedürfnisse einer vollständigen Uebersicht aller bekannten Familien einigermafsen abhelfen. — Wie jedem Studirenden der Botanik und angehenden Aerzten ist obiges Werk auch besonders noch wegen seiner Fafslichkeit jedem Liebhaber der Botanik als Handbuch zu empfehlen.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

XXVII.

Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit von J. H. von Wessenberg. Quo teneam vultus mutantem Protea nodo? Horat. — Heilbronn am Neckar, J. D. Classische Buchhandlung. 1833. 2 *Hefte.* 302 S. 8.

Mit den vorliegenden zwei Heften, denen zum Abschluſs des Ganzen noch ein drittes, zugleich mit historischen Beilagen, folgen soll, hat Hr. v. W., wie wir glauben, seinen Freunden und Verehrern in Deutschland, überhaupt Allen, die den höchst ehrwürdigen und edlen Charakter des einsichtsvollen Hrn. Verfs. schon aus seinen früheren zahlreichen Schriften kennen und schätzen gelernt haben, und denen daran gelegen ist, in seinem klaren und richtigen Sinne die wahren Güter des Menschen in Kirche und Staat gehörig erkannt und gewürdigt, erhalten und gefördert zu sehen, eine nicht minder erfreuliche Gabe, als die früher empfangnen, geliefert. Wenn eine so achtungswerthe Persönlichkeit schon für sich dem Werke eine besondere Bedeutung und Empfehlung verleiht, so kann es noch um so mehr Interesse für das Publicum haben, über einen Gegenstand von der Wichtigkeit des hier abgehandelten die Ansicht und Stimme eines Mannes zu vernehmen, der neben den würdigsten Prälaten der katholischen Kirche in Deutschland seinen Platz zu nehmen würdig, mit einem erleuchteten und durchgebildeten Verstande auch ein warmes und lebendiges Gefühl, einen edlen und zarten Sinn, und mit feiner, eindringender Erkenntniſs auch einen Reichthum von gelehrten Kenntnissen verbindet, und der im Ueberblicke der Zeiten und Ereignisse das Wahre vom Falschen, das Richtige von der Ausartung und Verirrung wohl zu unterscheiden geschickt, überdieſs dafür bekannt ist, im Geiste ächtchristlicher Liebe, Milde und Duldung zu denken und zu leben, nichtsdestoweniger aber auch in der erkannten Wahrheit selbst die mächtigste Aufforderung zu ihrer muthvollen Verkündigung und Vertheidigung zu finden. Hr. v. W., welcher jetzt in stiller Zurückgezogenheit und Muſse lebt, hat in seinen eignen Lebenserfahrungen ohne Zweifel sich über manches Herbe und manche Unbilde zu beklagen; wir sehen ihn aber überall mit edler Selbstvergessenheit, ohne Klage oder auch nur eine leise Andeutung von Unzufriedenheit über eignes unverdientes Miſsgeschick, unverrückt nur für das wahre *Reich Gottes* arbeiten und wirken, unermüdet das Ziel des allgemeinen Wohls in Kirche und Staat verfolgen, und so auch in der vorliegenden Schrift, unter andern S. 175, den eiden, von einem stolzen Eigendünkel verführten Stiftern schwärmerischer Secten und besonderer Parteien, allen mystischen und pietistischen Separatisten überhaupt, das Groſse und Erhabene der kirchlichen Vereinigung und die schönen Tugenden des kirchlichen Lebens, *Demuth* und *Gehorsam*, zu Gemüthe führen. Indem Wahrheit und Recht, die Beseeligung durch den wahren christlichen Glauben, ächte christliche Tugend und Frömmigkeit, wirkliche Bildung und vernünftige Erfüllung des menschlichen Zweckes und Berufes über Alles ihm am Herzen liegen, jedes eitle Bestreben aber, auſser und neben dem Allgemeinen und Ganzen etwas Besonders zu haben oder zu sein, ihm als eine selbstsüchtige und verwerfliche Richtung erscheint, ist es vornehmlich das Bild des Erlösers, welches ihm selbst stets lebendig vor der Seele steht, und welches er auch Andern, wiederholt auch in der vorliegenden Schrift, zur Vergleichung und Selbstbeurtheilung vor die Augen führt. —

Man erinnert sich noch der Zeit, wo von den Edlen und Wohlmeinenden *Licht* und *Wärme* öfter als die zwei mächtigen Potenzen genannt und gepriesen wurden, welche *zusammen* erst das Product eines harmonischen und vernünftigen Lebens für den Menschen er-

geben, deren einseitig hervortretende Macht oder überwiegende Vorherrschaft aber als gleichgewichtstörend und unheilbringend betrachtet wurde, indem ein zu starkes oder zu viel Licht ohne Wärme nicht blofs erkältend, sondern die zu helle Beleuchtung und Aufklärung der Gegenstände leicht auch zu einer *Aufzehrung* derselben werde, zu viel Wärme aber ohne Licht eine Mutter der Leidenschaft, der falschen Empfindsamkeit, der Uebereilung, des Irrthums, oder die im Finstern brütende Gebärerin noch viel schlimmerer Uebel, als da sind Ekstase, Ueberspannung und Verrücktheit, Schwärmerei, Fanatismus u. s. w., werde, wie denn auch Lavater (nach S. 15) die Schwärmerei eine *Wärme* nennt, welche das *Licht* scheut. Der Gegensatz, welcher uns hier begegnet, und die Art seiner Fassung hat sich auch in andern Formen und Ausdrücken häufig geltend gemacht und thut es noch: Glauben und Wissen (von deren nothwendigem Beisammensein auch der Hr. Verf. sogleich S. 1 seine Abhandlung beginnt, ihren Unterschied jedoch in ihren *Gegenständen* (?) findend), Kopf und Herz, Verstand und Gemüth u. s. w. sind auf gleiche Weise einander entgegengesetzt worden. An diese etwas frühere Zeit, an ihre Denk- und Anschauungsweise hat sich Ref. bei der vorliegenden Schrift erinnert gefunden, nicht blofs durch Stellen, wie z. B. folgende: „Ein Mensch, der *allein Kopf* sein will, ist ebenso ein Ungeheuer, als der *allein Herz* sein will; der ganz gesunde Mensch ist beides"; „Licht und Wärme müssen mit einander verbunden sein, wenn u. s. w.", sondern durch den ganzen geistigen Ton und die Tendenz der Schrift. Unter dem Lichte in dieser harmonischen Verbindung ist keineswegs jenes reine, sich selbst gleiche, völlig klare und durchsichtige Licht gemeint, sondern das Licht nur so, wie es das für sich Dunkle, die Objecte *bescheint* und *erleuchtet*, nicht sie ganz durchdringt, noch auflöset, mithin Dunkles, das es vorfindet und voraussetzt, auch noch übrig läfst, wie z. B. Unbegreifliches, Unergründliches, an sich Mystisches in der Religion, dergleichen auch Hr. v. W. anerkennt, und, indem er vor solchem Unergründlichen und Geheimnifsvollen schweigend und in Demuth sich beugt (vgl. S. 66 u. 262), es auch unangetastet und unerklärt gelassen will, da der Versuch zu seiner Ergründung durch das *Gefühl* zur mystischen, durch die *Vernunft* zur metaphysischen Verirrung führe. Eben so wirkt auch die andere Potenz, die Wärme, nur zur *Erwärmung* des sonst Kaltbleibenden. An solchen Entgegensetzungen, an welchen die denkende Vorstellung in ihren Erklärungen sich hält, ist so viel richtig, dafs der eine Factor der vorgestellten oder beabsichtigten Harmonie für sich und ohne den andern eine einseitige Abstraction, eine Unwahrheit ist; das Product aber, welches hier zu Stande kommt, ist nicht etwa in höherer Potenz eine Einheit eine *qualitative* Ausgleichung der beiden entgegengesetzten Factoren, sondern blofs eine Verknüpfung und Neutralisation derselben zu einem Zustande, wo sie zu einander sich in einem Verhältnifs gegenseitiger Gebundenheit und Ermäfsigung befinden, übrigens aber jeder für sich bleibt, was er zuvor war; wird die Harmonie gestört, die Einheit verletzt, so geschieht dies durch ein *quantitatives* Ueberwiegendwerden des einen oder andern, durch zu viel Licht, zu viel Kopf oder Verstand auf der einen, oder durch zu viel Wärme, Herz, Gefühl auf der andern Seite. So z. B. nach Hr. Verf. S. 138: „Das Gemüth, das Herz verweichlicht in Trägheit und Schwermuth; der Geist, die Vernunft wird leicht verwegen. Eines mufs das andere zügeln, bald heben, bald mäfsigen. Alle Mifsklänge, alle Unfriede in uns selber, und im Verhältnisse mit Andern, entstehen aus der Absonderung des Gefühls von der Vernunft, des Glaubens von der Forschung, aus einseitiger Ausbildung des Gemüths oder der Denkkraft". Wir sind damit einverstanden, was den Fehler der Einseitigkeit betrifft. Indem aber Licht und Wärme, welche hier keine natürlichen, sondern geistige Potenzen sind, Verstand und Gefühl und wie sonst diese entgegengesetzten Factoren gefafst werden mögen, durch einseitigem Hervortreten mit quantitativem Uebergewicht das Unheil beigemessen wird, als verschiedene Thätigkeiten und Verhaltungsweisen überhaupt dem Geiste angehören, in diesem aber mit allen seinen übrigen Functionen auch ohne Entgegensetzung, wenngleich mit Unterschiede, sich in *qualitativer* oder *organischer* Einheit befinden: so würde ein tieferes Eingehen in die Natur des Geistes an die Stelle jenes vorgestellten blofsen *Gleichgewichtes* unterschiedener Kräfte, welches überall keine grofse wissenschaftliche Empfehlung hat, eine andere, auf die höhere lebendige Einheit und vernünftige Wahrheit auch schon des subjectiven Geistes und seiner formellen Thätigkeiten gerichtete Betrachtungsweise setzen, nicht minder aber auch den Inhalt seiner objectiven Wahrheit sich zum Gegenstande ma-

ben. Was es heiße, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, was doch vom Christen gefordert wird, auch der Schwärmer wohl nicht richtig wissen; es wird aber auch sonst oft aus Unkenntniß oder nach der bloßen Meinung dessen, was der Geist, und was die Wahrheit ist, eine oberflächliche oder ungeschickte Antwort auf die Frage gegeben. Uebrigens könnte man noch eine Bemerkung hierbei machen: In einer zu ihrer Zeit sehr berühmt gewordenen Philosophie, gegen welche jedoch auch unser Hr. Verf. wegen ihrer Lehre von einer unmittelbaren Anschauung, welche „mit der des Mysticismus wie im Brennpunkte zusammentraf" (S. 37), nicht sehr günstig gestimmt scheint, ist die Lehre von einer absoluten Indifferenz aller Gegensätze und einem quantitativ-überwiegenden Hervortreten der Factoren öfter wie etwas Unbegreifliches oder auch Widersinniges angesehen worden; allein man hat nur, wie es scheint, als Definition des Absoluten und als Erklärung *aus* ihm nicht wollen gelten lassen, was sonst dem Logischen und Formellen seines Gedankens nach und für andere Gegenstände, wie z. B. für geistige Zustände, auch für den thierischen Organismus, dem Bewußtsein und der Vorstellung der Zeit etwas ziemlich Geläufiges war, wie denn überhaupt die Begriffe von Neutralisation, Gleichgewicht, von dem, was sich gegenseitig Widerstand leistet, sich gegenseitig bindet, lähmt, im Schach hält u. s. w., zu denen gehören, welche der Vorstellung am besten eingehen. — Indem der Hr. Verf. nach beiden Seiten hin gegen die einseitigen Extreme sich wendet, kann es der Natur des Gegenstandes und seiner Aufgabe nach auch an Berührung der Philosophie und verschiedener Philosopheme nicht fehlen; auch Anklänge an das Speculative werden vernommen, besonders wo von Mysticismus und von berühmten Mystikern der früheren Zeit die Rede ist. Allein es wird nur anführungsweise davon gesprochen, und ein eignes Eingehen in das Speculative schon durch die praktische Richtung der Schrift fern gehalten. So wird z. B. S. 26 von Philosophemen gesprochen, „die das Dasein *angeborner Ideen* läugnen", welche Hr. v. W., wie es scheint, annimmt, und der Ungrund der Erwartung oder Besorgniß, daß solche Philosopheme den Keim aller Schwärmerei ersticken würden, aus der Erfahrung dargethan, indem auch der Läugner solcher Ideen ein *Gemüth*, mithin die Fähigkeit zu Vorstellungen habe, „welche der stärkste und ausgebildetste Verstand nicht hervorbringen kann" (aber doch wohl das vernünftige Denken?). „Eine dieser Ideen, ja die Haupt- und Mutteridee ist die der *Unendlichkeit*, die aus der Sehnsucht des Gemüths nach einer Befriedigung, die es im Endlichen nie findet, entsteht". Die endlichen, beschränkten Ergebnisse der Forschungen des Verstandes sind allerdings etwas Unbefriedigendes, und nöthigen daher den denkenden Geist, seiner eignen innern und vernünftigen Natur gemäß, über das Endliche sich zu erheben zum Unendlichen und somit erst zu seiner Wahrheit zu kommen; diese vernünftige Nothwendigkeit, nicht beim Endlichen stehen zu bleiben, liegt nun dem Hrn. Verf. in dem *Gemüth*, ob er gleich nicht verhehlt, daß dieses oft auch „ein Wolkenbild statt einer lichten Idee umfängt". „Mit Unrecht ist aber das Annehmen angeborener Ideen so gedeutet worden, als ob der Gebrauch der Vernunft dadurch überflüssig werde. Denn nur mittelst der Vernunft lassen sich diese Ideen entwickeln". Warum, möchte man aber hier fragen, werden diese Ideen, die für ihre ewige, anundfürsichseiende Wahrheit übrigens ihre Entstehung nicht erst der leiblichen Geburt verdanken, nicht lieber sogleich ganz der *Vernunft* zugewiesen, als deren eigenster *Inhalt*, oder wenigstens, wenn dem Hrn. Verf. die Vernunft nur noch als die *bloß formelle* gilt, *ihr* doch als dem Vermögen des Unendlichen und Unbedingten? — Es wird sodann noch, im Gegensatze der nicht zu erwartenden Vereinigung der abweichenden Verstandesansichten der menschlichen Subjecte, „eine Vereinigung in den Ideen des Gemüths vom Unsichtbaren, Unendlichen in und über uns, worauf dessen Ruhe und Freudigkeit beruht", als etwas, was man hoffen dürfe, dargestellt, (diese Vereinigung ist in der That auch gar nicht schwer, oder eigentlich vielmehr in der Religion und in jeder Gemeinde schon überall vorhanden); ja, „sie wäre wohl schon zu Stande gekommen, wenn der Verstand mit der ihn begleitenden Phantasie (?) nicht rastlos strebte, theils die Möglichkeit von solchen Ideen (aber man hat sie ja, thatsächlich und wirklich) zu bestreiten, theils die Ideen des Gemüths in sein Bereich zu ziehen und in sein Prokrustesbett zu fügen". Das zu einiger Würdigung der philosophischen Ansichten des Hrn. Verfs. hier Mitgetheilte läßt von selbst erkennen, wie diese Ideen, über welche heutzutage übrigens die Philosophie wohl ziemlich in's Klare gekommen ist, von ihm gefaßt worden sind. Da sie hiernach bei ihm allerdings dem *Gemüthe*,

d. h. dem *unmittelbaren* Geiste, näher dem unmittelbaren Wissen angehören, und als unmittelbare Festigkeiten des Bewufstseins, worin auch ihre sogenannte Angeborenheit besteht, als unmittelbare Gewifsheiten oder Ueberzeugungen, ohne ihren sie vermittelnden Gedanken oder Begriff, nur wie intellectuelle Anschauungen vorhanden sind: so verlieren sie damit auch eben so sehr an speculativem Interesse, als sie dagegen ein ungemeines *praktisches* gewinnen und dafür sich sehr empfehlen. Auch wird sogleich darauf von der Gegenwirkung des Verstandes, die der Philosophie und dem Zeitgeist überhaupt eine vorherrschende Idee (soll wohl „Richtung" heifsen?) auf Natur- und Rechnungskunde gegeben habe, und von der Gegenwirkung des Gemüths, welche sie eben so einseitig auf Mystik hinzulenken trachte, gesprochen, und, „den Sieg solcher einseitigen Richtungen zu verhindern", als Aufgabe gestellt, deren Lösung mithin die Führung zur richtigen Mitte verspricht. „Mögen (heifst es weiter am Schlusse einer Art von Einleitung von S. 1—29) nur immer mehr Wahrheiten und Irrthümer als solche erkannt werden, so wird uns die Sonne (das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt) immer heller den Weg des ächten Menschenberufes beleuchten, und darum ist es doch am Ende zu thun. Diesem Zweck ist auch die gegenwärtige Schrift gewidmet". Eine durch Christenthum und Vernunft auferlegte Pflicht, „der Schwärmerei entgegenzuarbeiten", findet Hr. v. W. „ganz vorzüglich in solchen Zeiten, die auf heftige Erschütterungen der politischen und sittlichen Verhältnisse folgen, wodurch die einflufsreichsten Ueberzeugungen und Meinungen der Völker wankend geworden sind". Und bei dieser praktischen Tendenz der Schrift gebührt auch dem Hrn. Verf. sogleich das Zeugnifs, dafs, wenn in Staat und Kirche Alles so *wäre*, wie es nach seinem richtigen und wohlwollenden Sinne sein sollte, Welt und Menschheit sich wohl dabei befinden würden. Die Schwärmerei, welche als Gegenstand der beiden vorliegenden Hefte, deren Stoff wieder in 5 besondere Abschnitte zerfällt, geschildert und bekämpft wird, ist zwar wohl die Schwärmerei überhaupt, und daher auch die *politische*, welcher der 4te Abschnitt besonders gewidmet ist, nicht ausgeschlossen; vernehmlich ist es aber doch die *religiöse*, „die furchtbarste und verderblichste von allen", welche der Hr. Verf. im Auge hat und in den 3 ersten Abschnitten theils nach ihrem allgemeinen Charakter und ihren besondern Formen, theils in ihrem Unterschiede von der wahren und ächten Begeisterung, theils in mehreren geschichtlichen Erscheinungen näher zeichnet und verfährt; der 5te Abschnitt handelt vom Mysticismus besonders. Die Abhandlung selbst schreitet nicht eben in streng-wissenschaftlicher Form vorwärts; es ist vielmehr eine freie, ungezwungen sich fortbewegende Besprechung, welche am Faden der Reflexion und nachdenkenden Beobachtung über die Erscheinung, ihre Ursachen und Zusammenhänge, ihren Gegenstand nach allen Seiten hin erörtert und eine reiche Abwechslung von schönen Ergebnissen der Betrachtung mit geschichtlichen Belegen, Erfahrungen und Thatsachen darbietet. Es waltet aber ein richtiger Takt durch das Ganze hin, der so zu sagen rechts und links Alles, was sich von der rechten Bahn entfernt, was zur Verirrung oder Ausschweifung wird, sogleich gehörig kenntlich macht und dagegen die richtige Mitte wieder herstellt, so dafs für einen allgemeinen vernünftigen oder verständigen Sinn Alles so geschlichtet und zur Ordnung gebracht sich findet, wie es annehmbar und wünschenswerth erscheint. Es ist insbesondere ein *vernünftiger Verstand* und eine ernste Besonnenheit bei einem wohlwollenden und religiösen Gemüthe, was sich in dieser Behandlung des Gegenstandes charakterisirt; die Schrift ist reich an feinen Beobachtungen und geistreichen Bemerkungen, etwas Geistreiches überhaupt durch das Ganze unverkennbar; zugleich treten die Beweise von einer ungemeinen Belesenheit des Hrn. Verfassers wie schöne Früchte dem Leser überall entgegen.

Da die Schrift eine *praktische* Tendenz hat, so ist sie vornehmlich aus diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen. Für das Praktische aber erscheint die Schwärmerei als etwas, *was nicht sein soll*, als eine traurige Verirrung, der vorzubeugen, als ein Uebel, das aus der Welt hinwegzuräumen ist. Indem aber dasjenige, was nicht sein soll, seine Voraussetzung hat und den Mafsstab seiner Beurtheilung findet an demjenigen, *was sein soll*: so entsteht die Frage, 1) was denn dieses Seinsollende sei? und 2) welches die wirksamsten Mittel, vorhandenes Uebel und Unheil solcher Art möglichst hinwegzuschaffen, oder besser gar nicht aufkommen zu lassen? Zu dem Letzteren gehört auch die Verbesserung etwa vorhandener fehlerhafter Zustände, in denen Ursachen oder Veranlassungen des Uebels verborgen liegen. Da nun religiöse und politische Schwärmerei nichts Geringeres

als Kirche und Staat betreffen, in denen überhaupt das Leben der Menschen wurzelt und sich bewegt: so liegt es von dieser Seite nahe, auf das grofse Kapitel von den Uebeln in der Welt überhaupt sich übergehen zu lassen und den Weltverbesserungs-Versuchen, wenigstens lehrend, wie die Welt sein solle, beizutreten, d. h. in der Voraussetzung der Wahrheit so ziemlich das Nämliche thun, was die Schwärmer und Fanatiker in ihrem Irrthum, den *sie* für die Wahrheit nehmen, auch wollen. Nun giebt es aber eine bereits bestehende Ordnung der Dinge in der Welt und eine Handhabung dieser Ordnung, aufser der göttlichen Vorsehung und Weltregierung, durch die weltliche Macht der Staatsregierungen, und auch eine *Wissenschaft*, welche sich auf diese Ordnung bezieht und zugleich die rechte Lehre von der *vernünftigen Wahrheit* der Dinge ist. Von dem Praktischen kommt man so zur Wissenschaft zurück, welche jedoch, wenn sie auch *praktisch* ausreichen soll, nicht vor den Riegeln und Schlössern darf stehen bleiben noch zurückweichen, welche eine verirrte Praxis gewaltsam erbricht oder mit dem unrechten Werkzeuge eröffnen will, sondern sie ebenfalls zu eröffnen hat, aber mit dem rechten Schlüssel, der die Wahrheit des Innern unverdreht und unversehrt erhält. Unser Hr. Verf. nun, welcher sich ganz auf der Seite der bestehenden positiven Ordnung befindet und sie überall nur nach ihrer wahren Bedeutung gefafst und behandelt, verwaltet und ausgeführt zu sehen wünscht, hat dabei auch, wie es scheint, nicht nöthig gehabt, von vorne herein in dem, was sein soll, einen Mafsstab der Beurtheilung für das Gegentheil aufzustellen; einige bedeutende Stellen in Beziehung auf Einzelnes, was da und dort der Besserung bedarf, finden sich im Fortgange. Aufserdem kommt aber bei der Schwärmerei besonders das *Psychologische* oder Subjectivgeistige in Betracht. Indem gerade die mit dem Irrthum in der Sache sich verknüpfende psychologische Verirrung es ist, worin der Schwärmer die Stärke findet, seine ihm zur Wahrheit erhobene falsche oder verkehrte Ansicht nicht blofs innerlich für sich zu hegen, sondern sie auch im äufsern Dasein gelten und wirken zu lassen und nach Kräften zur Ausführung zu bringen: so ergiebt sich auch hier die Frage, welches der wahre und richtige Gemüths- und Willenszustand sei, zu welchem die Schwärmerei sich nur als das Unrichtige und Verkehrte davon verhalte. Insofern nun hierbei nicht der Zustand einer unempfindlichen Ruhe und unthätigen Gleichgültigkeit als Mafsstab genommen werden, sondern Gefühl und Wille hier nur in der Bewegung und Aufregung des Interesses für einen Gegenstand in Betracht kommen können: so ist der gesuchte Zustand die wahre und ächte Begeisterung oder der *Enthusiasmus*. Wir finden daher auch unsern Hrn. Verf., jedoch erst im 2ten Abschnitte, sehr bemüht, nicht blofs die Schwärmerei von dem Enthusiasmus genau zu unterscheiden, sondern diesen auch, die wahre und ächte Begeisterung für den christlichen Glauben, für das Wahre und Göttliche, für das Grofse, Edle und Sittliche, welche ein vornehmer oder gemeiner Weltton oft ebenfalls als Schwärmerei verdächtigen möchte, gegen solche Verunglimpfungen und Mifsdeutungen sehr in Schutz zu nehmen beflissen. Eine bedeutende Definition jedoch von der psychologischen Seite, deren Treffendes indessen die ganze, vom Hrn. Verf. erst später näher unterschiedene Sippschaft solcher Verirrungen angeht, begegnet uns gleich Anfangs, wo bei einer worterklärenden Vergleichung der Schwärmerei mit dem *Schwärmen* und *Schwarmmachen* der Bienen unter ihrer Bienenkönigin (Ebenso wird sie nachher mit den, angezündet, mit Geprassel hin und her fliegenden und mit einem Knall zerplatzenden *Schwärmern* in der Feuerwerkerkunst verglichen) diese Worte folgen: „In der That ein treffendes Bild von dem, was in der Seele des Schwärmers vorgeht! Auch in dieser ist *Eine* fruchtbare und hervorragende Hauptvorstellung die Mutter und Königin der übrigen, auf welche sich alle beziehen, an welche sie alle sich anhängen, und dann mit ihr in die Welt hervorbrechen. Die fixe, dunkle, meist verworrene Idee des Schwärmers macht in seiner eigenen Gefühls- und Gedankenwelt Schwarm, und er fühlt sich dann auch angetrieben, für seine Lieblings-Idee unter den Menschen Schwarm zu machen". Und in der That ist es, von der Leidenschaft an bis zur Verrücktheit des Wahnsinns, immer irgend eine einzelne Bestimmtheit, es sei eine blofse Vorstellung und Einbildung oder auch eine Lehre und Wahrheit, welche übrigens an ihrer gehörigen Stelle im vernünftigen Ganzen und diesem untergeordnet ihre gute Bedeutung und richtige Geltung haben kann, die in einer Verirrung solcher Art für sich allein hervorgehoben und fixirt, auf das Extrem getrieben und selbst an die Spitze des Ganzen gestellt, so behandelt wird, dafs alles Uebrige ihr untergeordnet, und ihr, der einzelnen Bestimmtheit, der

Werth, die Kraft und Wahrheit des Ganzen beigelegt, dieses aber damit, das wirkliche Ganze nämlich selbst, in seinen Gliedern und Theilen verrückt und verschoben, verdreht und verrenkt wird. Und bei der innern Einheit des Geistes, in dem unmittelbaren Zusammenhange von Intelligenz und Willen wird auch die *theoretische* Verirrung zur *praktischen*, der Irrthum im *Object* zur Verirrung des *Subjects*, in der Art, dafs das Ganze des geistigen Vermögens und seiner verschiedenen Thätigkeiten ebenfalls für die einzelne Bestimmtheit in Anspruch genommen wird; und, je beschränkter, einseitiger, ungebildeter die Einsicht und Erkenntnifs, desto leichter und leidenschaftlicher wird auch die besondere Vorstellung und Ansicht, die vermeinte Wahrheit oder der Weg, der zu ihrer Realisirung führen soll, von der *praktischen* Thätigkeit des Geistes ergriffen und die ganze Kraft desselben, die ganze Energie von Gefühl und Willen auf diesen Einen Punkt geworfen, wie ein unsinniger Spieler etwa sein ganzes Vermögen auf Einen Wurf setzt. So bemerkt auch unser Hr. Vf. vom „*Mysticismus*, der sich mit der gemeinen Lehre, und dem *Pietismus*, der sich mit der gemeinen Praxis nicht begnügen will", S. 43: Sie „entspringen beide theils aus einem Streben nach idealer Vollkommenheit, theils aus einer Schwachheit, einer Beschränktheit der Einsichten, vermöge welcher sie gewisse Elemente der Religion für das Ganze derselben ansehen, und den Weg und das Ziel verwechseln, wozu sich meistens ein verblendender Selbstdünkel gesellt". An der Schwärmerei selbst hat Hr. v. W., wie das Motto auf dem Titel und auch die Abhandlung des Gegenstandes zeigt, einen Proteus, ein in seiner vielgestaltigen Erscheinung schwer zu packendes und der umgeworfenen Fessel wieder entschlüpfendes Wesen gefunden. Und allerdings hat es in der von ihm ergriffenen Behandlungsweise, so sehr sie einestheils zu den feinen Beobachtungen und geistreichen Reflexionen Gelegenheit giebt, doch anderntheils seine besondere wissenschaftliche Schwierigkeit, mit der ganzen Mannigfaltigkeit des in der Erfahrung sich darbietenden Stoffes gehörig fertig zu werden, da der der einen Gestalt eben abgewonnene allgemeine Gedanke schon auf die folgende nicht mehr eben so passen will. Indem der Hr. Verf. überhaupt von dem Uebel selbst anfängt und es in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, Symptomen, Ursachen und Zusammenhängen u. s. w. verfolgt, läfst sich seine Schrift der Monographie einer Krankheit vergleichen. Um von den die Natur des Uebels im Allgemeinen umfassenden Bezeichnungen einige der wichtigsten Stellen mitzutheilen, da dem Reichthume des Hrn. Verfs. ohnehin nicht wohl in das Einzelne folgen läfst, so heifst es im 1sten Abschnitte (S. 6 ff.): „Alle Schwärmereien (jedoch vorzugsweise die religiöse) sind aus *Einer* Quelle — aus der *Ungenügsamkeit des menschlichen Geistes* mit seinem *beschränkten* Vermögen entsprungen." In einer der beiden Bestrebungen dabei entweder „nach Ergründung von Erkenntnissen, die über den Grenzen seines Verstandes und der Offenbarungen liegen, welche ihm die Gottheit gemacht hat, oder „nach einer höheren Vollkommenheit, als ihm seine sinnlich-geistige Natur zu erreichen vergönnt, — wie man den Ursprung jeder Schwärmerei nachzuweisen vermögen." Als zwei leicht zu unterscheidende Charaktere derselben werden dann angegeben: 1) das Streben, „die Geheimnisse der übersinnlichen Welt einzudringen, und zwar durch Anschauung des Unanschaubaren und durch phantastische Mittel (was freilich der ganz verkehrte Weg dazu ist); 2) der Glaube, „dafs es über dem Pflicht- oder Sittengesetz noch etwas Höheres gebe, welches von ihm lossprechen, ja sogar das Widerspiel fodern könne." Die schöne, vielleicht auch richtigste Vorstellung von der ächten Sittlichkeit als das „Streben nach *Vereinigung des Willens mit dem der Gottheit*", (was könnte auch eine *christliche* Moral anderes lehren?) zwar „die Quelle der reinsten Frömmigkeit und der edelsten Tugenden", wurde „doch oftmals von einer verkehrten Einbildung in eine Mutter der Schwärmerei verwandelt, und zwar mit zwei entgegengesetzten Richtungen. Die Einen wähnten: die Vereinigung mit Gott erfordere die Ausrottung der Sinnlichkeit; die Andern dünkten sich in ihrem hohen Aufschwung zum Göttlichen über alles Sinnliche dergestalt erhoben, dafs sie keiner Bezähmung der Gelüste des Leibes bedürften. — Wie fruchtbar an schwärmerischen Verirrungen war nicht die weitausgebreitete Idee von der teuflischen Natur alles Materiellen! u. s. w." Tiefbedeutsame Lehren des Christenthums mithin haben einseitig hervorgehoben und verkehrt angewendet, zu allerlei schwärmerischen Verirrungen Anlafs gegeben. An Beispielen davon, die auch unserm Hrn. Verf. geläufig sind, ist die Religions- und Kirchengeschichte reich. Wenn aber ein wohlmeinender praktischer Eifer nur

das Unheil vor Augen hat, das unglückseliger Weise durch solche Lehren gestiftet wurde, nicht aber auch die wahre und wirkliche, meist sehr tiefe und wichtige Bedeutung dabei hervorhebt, so gewinnt es das Ansehen, als ob auch jene Lehren selbst der Welt besser erspart worden wären. Auch pflegt in der That eine gemeine christliche Praxis, welche für ihre gewöhnliche Tugend und Frömmigkeit nur ein geringes geistiges Bedürfniss hat, dergleichen Lehren häufig als unwesentlich zu ignoriren. Bei unserem Hrn. Verf. dürfen wir wohl die Einsicht voraussetzen, dass das Christenthum auch tiefere, ja die tiefsten Bedürfnisse des Geistes für sein äusseres und inneres Leben zu befriedigen bestimmt sei. — Näher werden dann *Genusssucht*, welche sich selbst auf das Gebiet der Religion ausdehnt, Gott und Christum auf sinnliche Weise geniessen will, überhaupt aber der religiösen Schwärmerei wohl am meisten Anhang verschafft, — und *Grübelsucht*, „das Trachten nach Erforschung des Unerforschlichen", im Gebiete der Religion daher rührend, „dass man sie als ein *Wissen* ansieht und solchem Wissen einen hohen Werth beilegt, ohne darauf zu achten, ob es für das Leben fruchtbar sei oder nicht", — als *zwei Hauptquellen* der Schwärmerei bezeichnet. Wie „jede leidenschaftliche Bewegung ihrer Natur nach *eigensüchtig*" ist, so werden auch: Trotz und Hochmuth, Selbstdünkel und Eigenliebe, Unduldsamkeit und Proselytenmacherei, Unzugänglichkeit für Belehrung im Dünkel einer höheren Eingebung und Weihe, Mangel des Sinnes für Wahrheit, mit welcher der Schwärmer *spielt*, Selbsttäuschung, auch ohne Wissen und Wollen, Ansteckung mit einem gewissen Lügengeiste, Verschmähung der Folgerichtigkeit des Verstandes, u. a. m. als zum Gefolge der Schwärmerei gehörig angegeben. „Da die Vernunftgründe in seinen Augen von geringem Werthe sind, so legt er alles Gewicht auf solche Vorstellungen, die auf das Gefühl und die Phantasie Eindruck machen können. Dadurch versetzt er sich in die Rolle eines Schauspielers, dem es nicht sowohl darum zu thun ist, der Wahrheit oder der Tugend Anhänger zu gewinnen, als das Interesse der Zuschauer und Zuhörer seiner Persönlichkeit zuzuwenden. Nicht leicht wird ein Schwärmer sich diess eingestehen. Vielmehr wähnt mancher redlich, nur die Sache Gottes liege ihm am Herzen." Allein er verwechselt damit seine individuelle Ansicht, durch Gefühl und Phantasie berückt. „Die Eigenliebe — sagt Jacobi, von Mystikern sprechend, in einer S. 18 aus Allwills Briefen angeführten treffenden Stelle — ist eben ein Schalk, und giebt sich kund, ohne dass sie daran dächte. Wer sich in Gedanken und Worten gar so sehr und viel mit seinem Ich beschäftigt, und jeden Nadelstich, den dieses Ich von Aussen erfährt, zu Protokoll nimmt, scheint zu übersehen, dass, um mit Gott innig vereinigt zu sein, man sein Selbst vergessen und sich selber gar kein Gehör geben müsse." Anderntheils aber verkennt auch unser Hr. Verf. nicht, dass mit den Namen Schwärmer und Mystiker von dem gemeinen und ungläubigen Verstande häufig Missbrauch getrieben wird, und „auch die *ächte Frömmigkeit* leicht in den Ruf der Schwärmerei kommt", wie denn schon nach Augustins Bemerkung gerade diejenigen, „die es mit dem Christenthume genau nehmen und bessere Christen sein wollen, gern von den Christen selbst als Schwärmer bezeichnet werden". — Indem der Hr. Vf. schon im 1sten Abschnitte auch auf Erscheinungen von Schwärmerei in unserer Zeit zu sprechen kommt, werden als Ursachen oder Quellen hier insbesondere angeführt: die frühere Abnahme des Glaubens, wozu auch „die Alles ökonomisch berechnende Tendenz der Sittenlehre am Ablaufe des 18ten Jahrhunderts" gehört, der Umschwung der Philosophie durch Fichte und Schelling, das Umsichgreifen des mystischen Geistes, dann vollends der politische Jammer, wo religiöse Begeisterung sich zur patriotischen gesellte, auch der Missbrauch der Bibelvereine zur Verbreitung der Sectenlehren und dazu, „um nebst den Bibeln eine Fluth der albernsten mystischen uno pietistischen Traktätchen, Mährchen und Fabeln unter das Volk zu bringen". Als „die pratriotische Begeisterung aus Mangel an Nahrung erlosch, suchte die politische Schwärmerei fortwährend in allerlei Verhüllungen auf finstern Schleichwegen ihren Kram zu fördern. Sie ergötzt noch jetzt das Publikum mit dem Wahn einer Herstellung der (goldenen?) Zeiten des Mittelalters und verfinstert inzwischen die Gegenwart durch trübe und dunkle Traumgesichte. In England, Frankreich und Deutschland gewinnen die Schriften von Jakob Böhm und Schwedenborg, reich an mystischem Unsinn, seit einiger Zeit wieder viele Liebhaber u. s. w." Wenn der klare und helle Verstand des Hrn. Vfs. dergleichen mit Recht verschmäht, so verkennt er doch an andern Stellen auch das andere, der trüben Schwärmerei für das Mittelalter entgegengesetzte Extrem des

ultraliberalen Verstandes unserer Zeit nicht, auf welches wenigstens noch besser, als auf jene, das S. 24 angeführte Wort paſst: „Der Wahnwitz, wenn er epidemisch wird, bekommt den Namen der Vernunft", und zu dessen Bekämpfung nicht minder, als gegen „die Secte der schwärmerischen Weltverdunkler", „die Regierungen im Gefühl ihrer auf das wahre Volksbedürfniſs gegründeten Kraft" (nach S. 40) die schönen Erwartungen des Hrn. Vfs. zu erfüllen bereit sind. — „Auch jetzt (1830) — heiſst es wiederholt S. 86 — preist man uns wieder die Werke von Jakob Böhm, Schwedenborg, St. Martin und selbst die eines Bombastus Paracelsus als Fundgruben des Geistes, des Genie's, des Lichtes." In nüchternen, gegen die Tiefen des Geistes sich sehr genügsam bezeigenden Zeitaltern, die unter andern einer solchen Fundgrube des Geistes, wie die Bibel selbst ist, gar übel mitspielten, war freilich wenig Nachfrage nach solchen Werken; der Ruf: „Mystischer Unsinn!" reichte hin, die *Verständigen*, wie vom Bösen selbst, davon ferne zu halten. Für diejenigen aber, welche jetzt das Bedürfniſs einer tieferen Befriedigung fühlen, giebt es allerdings weit bessere, wahrhafter und nachhaltiger befriedigende Fundgruben des Geistes, als jene Werke sind; die besten und tiefsten hat unter andern eine *wirkliche Wissenschaft* der speculativen Philosophie aufgeschlossen, welche weder mit Mysticismus noch Scholastik zu verwechseln ist. Gerade diese aber, über welche der mystische Unsinn wohl keine Gewalt hat, könnte den Hrn. Vf., auch um des *mystischen Sinnes* willen und zum Besten der Geschichte der Wissenschaft, etwa bitten, nicht auch ihr das Lesen solcher Schriften entziehen zu wollen. So belesen Hr. v. W. sich sonst zeigt, so scheint er doch von der neuesten Philosophie keine nähere Kenntniſs mehr genommen zu haben. Nach Kant, dessen Philosophie einen sehr günstigen Eindruck bei ihm zurückgelassen zu haben scheint, werden auſser Jacobi nur noch Fichte und Schelling, schon mit weniger Beistimmung, und vom Bedeutendsten der letzten 10 Jahre nur noch Ancillon über Glauben und Wissen angeführt. Was ohne Nennung eines Namens über die neueste Philosophie gesagt wird, oder auf sie wenigstens hindeutet, weicht von einer auch sonst vorgekommenen Befangenheit in Miſsverständniſs und Vorurtheil nicht sonderlich ab. Hr. v. W. hätte aber gerade für die praktische Seite einen wissenschaftlichen Gewinn daraus ziehen können, von welchem noch nachher die Rede sein wird. Von ihm selbst aber wird da, wo schon von den Mitteln gegen die Schwärmerei die Rede ist, nochmals „eine wohl noch zu wenig beachtete Quelle" derselben angegeben und als solche „das Uebersehen des *Zusammenhangs des Wissens* in allen seinen Verzweigungen" bezeichnet, unter Anführung der bekannten Stelle aus Göthe's Faust: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft u. s. w."

Was die *Mittel* betrifft, von denen der Hr. Vf. schon im ersten Abschnitte spricht, so gehört dahin zunächst schon das richtige Verhalten und Verfahren von Seiten der Kirche selbst, um Schwärmerei zu verhüten und durch Ungenügendes und Unbefriedigendes in der religiösen Erbauung nicht selbst die Entstehung separatistischer Vereine zu fördern: der *reine, ungefälschte Unterricht* in der durch Christus geoffenbarten Religion; Aufrechthaltung der *Moralität*, besonders der Schamhaftigkeit und der häuslichen Tugenden; das reinbewahrte *Ansehen der Kirche*, welche „sich als die liebevolle Mutter zeigen muſs, die, unabhängig von der Politik dieser Welt, die *Beförderung des Reiches Gottes*, d. i. der Herrschaft der Wahrheit und Tugend nach den Vorschriften Jesu einzig im Auge hat", und nach Jesu Beispiel, welches der Hr. Vf. hier häufig anführt, auch gegen die verirrten Schaafe ein mütterliches Verhalten ohne falschen rechtgläubigen Eifer, ohne Polemik, ohne Ketzerrichterei u. s. w. zeigt. „Um aber das Ansehen der *sichtbaren* Kirche heut zu Tag zu befestigen, muſs man jedem Gedanken entsagen, es auf Willkür, auf Sophismen, auf isidorische Decretalen oder auf Staatsverfügungen, Kabinetsbefehle begründen zu können". Ref. bedauert, von den vielen bedeutenden Stellen nicht mehr mittheilen zu können. — Gegen wirklich vorhandene religiöse Schwärmerei wird vor der Anwendung aller derjenigen Mittel gewarnt, welche das Uebel nur ärger machen und dem Schwärmer Gelegenheit geben, sich mit der Märtyrerkrone zu umgeben, mithin von Zwangsverboten und allen scharfen Maſsregeln, auſser wo etwa die Schwärmerei in Thaten wider Recht und gesetzliche Ordnung übergeht; dagegen dem Verhindern zahlreicher Versammlungen der Schwärmer und überhaupt den mehr negativen Heilmitteln, welche der Schwärmerei die Nahrung entziehen, das Wort gesprochen, auch der Verspottung, welche nicht das rechte Mittel sei, eher die feine Ironie, mit wahrer Gutmüthigkeit verbunden, vorgezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit von J. H. von Wessenberg.

(Fortsetzung.)

Am Ende des ersten Abschnitts werden noch allerlei besondere Arten von Schwärmerei durchgegangen, unter welchen sich theils wirklich schädliche und gefährliche, theils aber auch unschädliche, obwohl alberne und thörichte, theils auch jene milderen Schwärmereien befinden, welche in das Gebiet des Enthusiasmus hinüberstreifen und so heifsen könnten, wenn ihr Gegenstand grofs und edel genug wäre. Mehreren solchen Schwärmereien fehlt indessen das Merkmal des Schwarmmachens nach der Definition des Hrn. Verfs. Bei Erwähnung der früheren phantastischen „Schwindeleien der Jugend auf deutschen Hochschulen" heifst es: „Des Jünglings Karl Sand höchst tragische (?) Verirrung ist beinahe die einzige Thatsache in dem Drama jener Schwindelei, die einen durchaus ernsten und wahrhaft tragischen Charakter an sich trug"; und es „ist sehr zu bedauern, dafs der, wie es scheint, sonst so rein sittliche Jüngling sein Vorhaben nicht einem weisen Freunde anvertraut hat, der den Traumwandler — zur Besinnung gebracht hätte". Allein es würde sehr schwer halten, aus dieser Geschichte, deren Held von einem ungeheuern und zugleich albernen Irrthume, von einer unsinnigen Chimäre oder, wie der Hr. Verf. selbst sagt, von einer heillosen fixen Idee zur Frevelthat getrieben wurde, eine *gute*, ihren Namen wirklich verdienende *Tragödie* zu machen; denn dem Tragischen mufs doch irgend ein wahres sittliches Verhältnifs und eine sittliche Berechtigung zu Grunde liegen; und war er sonst ein rein sittlicher Jüngling, so hatte er einen weisen Freund schon am fünften Gebot. —

Ueber den Inhalt des 2ten Abschnittes, der sehr viel Lesenswerthes enthält, aber hier nicht ausführlicher sich mittheilen läfst, ist schon bemerkt worden, dafs der Hr. Verf., so sehr er die Schwärmerei in jeder Gestalt bekämpft, doch eben so sehr die edle und wahre Begeisterung, „welche allein das Grofse im menschlichen Leben schafft", vertheidigt, auch hier unter vielfältiger Berufung auf das Beispiel Jesu, der Apostel und anderer Glaubenshelden, und sie gegen den Spottnamen der Schwärmerei in Schutz nimmt. Nur „die Grenzlinie zwischen edler Begeisterung und thörichter Schwärmerei ist freilich oft sehr fein gezogen". Auch in dieser Abhandlung werden noch manche besondere Züge, Richtungen oder Motive der Schwärmerei bemerklich gemacht. Indem hierbei auch von grofser Leichtgläubigkeit, vom Unglauben und vom Aberglauben, „der durch Verläugnung der Vernunft der Schwärmerei verwandt ist", gesprochen wird, erscheint es dem Hrn. Verf. (S. 137) auffallend, „dafs bei den griechischen und römischen Götzendienern keine anderen Schwärmereien aufkamen, als die der Aberglauben erzeugt". Allein dieses Auffallende möchte wohl verschwinden, wenn man erwägt, dafs eine Schwärmerei, wie die hier gemeinte, eine Lehre, ein Dogma voraussetzt, dieses aber da nicht Statt findet, wo die Gottheit nur für die Vorstellung, nicht für das Denken, welches diese Vorstellung vielmehr alsbald vernichtet, vorhanden, und nicht Eine Gottheit, sondern eine Vielheit vorgestellter göttlicher Individuen Gegenstand ist. Aberglaube aber war bei den Römern wohl nach der besondern Richtung und Beschaffenheit ihrer selbstsüchtigen und scrupulösen Religion etwas Nothwendiges und Unausbleibliches, bei den Griechen dagegen nur etwas Mögliches, keineswegs in dem Wesen der schönen griechischen Götterwelt nothwendig enthalten, daher zufällig und seltener, häufiger erst in der spätern Zeit. — Mit dem Gegenstande dieses Abschnittes hängt besonders auch die Hervorhebung und rechte Würdigung der *Vernunft*, welche die Schwärmer alter und neuer Zeit im Gegentheil hafsten und

scheuten, und die Zurückweisung des nicht mit ihr zu verwechselnden, „ganz in irdischen, sinnlichen Dingen befangenen, rechnenden und klügelnden *Verstandes*" auf die Grenzen seines endlichen Gebietes zusammen. Indem als „ein treffliches Mittel gegen religiöse Schwärmerei" nach Lessing dieses angegeben wird, „dafs die Offenbarung die Vernunft des Menschen leite, und dann die Vernunft seine Offenbarung erhelle", wird dieses Verhältnifs der Vernunft zur Offenbarung und zum Glauben überhaupt noch näher besprochen und darüber zur Ehre der Vernunft einige glänzende Stellen, besonders aus Kirchenvätern, wie Augustin und Clemens v. Alex., angeführt, womit dieser Abschnitt schliefst. Der Hr. Verf. würde indessen die Ehre und die Rechte der Vernunft noch besser gewahrt haben, wenn er sie als etwas *selbst Objectives* mit einem an und für sich wahren, ewigen Inhalte, wie Gott selbst die absolute Vernunft genannt wird, anerkannt hätte und nicht dabei stehen geblieben wäre, sie als ein blofses Vermögen unseres *subjectiven* Geistes, nämlich als „die Gabe, die Kraft, zu untersuchen und zu prüfen", anzusehen. Was man so Vernunft nennt, ist in der Regel nur ein vernünftiger Verstand, und nach dieser zwar bekannten und vielverbreiteten, aber auch überall nur auf halbem Wege stehen bleibenden und es nicht zur Ueberwindung des Gegenstandes bringenden Ansicht, welche der Vernunft eine nur *negative* Thätigkeit läfst, sagt auch Hr. v. W.: „die Vernunft begreift zwar das Göttliche nicht; sie zeigt aber, was unmöglich göttlich sein könne u. s. w." —

Indem wir für den Inhalt des 3ten Abschnittes, „Beleuchtung einiger der neuesten Erscheinungen der Schwärmerei, ihrer Ursachen und ihrer Verwandtschaft mit frühern, nebst einem Rückblick auf einige ältere und neuere Beispiele aufserordentlicher Begeisterung", den Leser selbst auf das hier Dargebotene verweisen müssen, dessen historisches Interesse durch die geistreiche Art der Mittheilung und der begleitenden Reflexionen erhöht wird, gestattet uns der Raum auch bei dem 4ten Abschnitte „Von der politischen Schwärmerei", welcher eben so die denkende und wissenschaftliche Betrachtung mit den Erscheinungen und geschichtlichen Thatsachen verwebt, kein längeres Verweilen. Politik und Religion, bemerkt der Hr. Verf., bei den Völkern des Alterthums gewöhnlich auf das Engste verschwistert, schieden sich von einander im Christenthum, wie zwei abgesonderte Reiche. „Doch im Verlaufe der Zeit strebe jedes dieser Elemente, das andere sich dienstbar zu machen. Von dem an sehen wir die religiöse und politische Schwärmerei, so oft sie sich nicht bekämpften, einander die Hand reichen und sich wechselweise unterstützen. Unermefslich ist der Jammer und das Elend, welches dieses Bündnifs über die Menschheit verhängt hat. Was man eigentlich *Fanatismus* nennt, ist seine Geburt". Es wird dann aber auch die gröfste geschichtliche Erscheinung des Fanatismus, welcher ein ganzes weitausgebreitetes Reich, das Muhamedanische, seine Entstehung verdankte, nicht unerörtert gelassen. In Folge der Schilderung von den Staatsunruhen und Revolutionen in England und Frankreich, wobei bemerkt wird, dafs „im brittischen Fanatismus ein religiöses Element vorhanden war, im französischen ein irreligiöses", kommt der Hr. Verf. auch auf die Juli-Revolution und auf unsere heutigen politischen Zustände (bis zum Hambacher Feste), und auf das Bedenkliche in denselben zu sprechen. Ref. wünschte hierbei insbesondere von den wohlgemeinten Vorschlägen und Mitteln eine ausführlichere Mittheilung machen zu können, welche gegen ein vielverbreitetes politisches Unbehagen und zur Zerstörung der „eigentlichen Elemente bösartiger Schwärmerei" als die wirksamsten empfohlen werden. Im Allgemeinen sind sie „*Licht* und *Recht*". Bei solchen Vorschlägen und Forderungen, welche unsere deutschen Regierungen, eben darum weil sie Regierungen sind und für das Wohl des Ganzen sorgen, ohnehin von selbst so weit als möglich zu erfüllen bemüht sind, kommt viel darauf an, von wem sie gemacht werden, und in welcher Gesinnung. Hr. v. W., welcher sich völlig auf der Seite der bestehenden gesetzlichen Ordnung befindet, läfst über seine wohlwollende und wohlgemeinte Absicht auch nicht dem leisesten Zweifel Raum; man hat aber recht gute und zeitgemäfs klingende Vorschläge oder Forderungen mitunter auch wohl aus dem Munde Solcher vernommen, welche bei den ihnen gemachten Zugeständnissen keineswegs stehen zu bleiben Willens waren. So wird man z. B. das zweite der vorgeschlagenen Mittel, die öffentliche Erörterung politischer Gegenstände, wohl gelten lassen können, wo und so lange es wirklich nur um die Ausmittelung der Wahrheit, insbesondere auf wissenschaftlichem Wege, zu thun ist; die wahre und eigentliche Wissenschaft hat bei uns schwerlich etwas von der Censur zu fürchten; aber alle glän-

nden Phrasen über Preſsfreiheit werden die Regierungen nicht dazu vermögen können, weil es wider ihren Begriff, wie wider ihre Pflicht wäre, dem bösen Willen, der unter dem blendenden bloſs äuſsern Anschein von Wissenschaftlichkeit sich der Presse zur öffentlichen Verführung bedienen will, den uneingeschränkten Gebrauch dieses Mittels zu überlassen. —

Auch in dem *fünften* Abschnitte „*Vom Mysticismus*", welcher nicht minder als die vorigen durch Stellen und Anführungen aus den Schriften einiger der edelsten Mystiker, wie Gerson, Tauler, Thomas a Kempis u. a., dann durch Einflechtung geschichtlicher Momente aus dem Leben heiliger Schwärmer und Schwärmerinnen, wie z. B. der heiligen Theresia, und der Selbstschilderung ihrer Zustände, eine schöne Belebung erhält, zeigt sich der Hr. Verf. besonders bemüht, die Bahn der rechten Mitte zwischen der Verirrung zu den Extremen, einerseits zu dem bloſsen innern Schauen oder Fühlen des Uebersinnlichen und Geheimniſsvollen, andrerseits zu dem „Eisspitzen unserer Verstandescultur", theils selbst zu gehen, theils Andern vorzuzeichnen; wobei sein eignes, tiefes und lebendiges, religiöses Gefühl, insbesondere für wesentliche, dem Verstande aber unzugängliche Lehren des Christenthums, sich in einem schönen Lichte zeigt, und viel Treffliches überall dargeboten wird. Von den mancherlei Visionen, welche der Hr. Verf. anführt oder beurtheilt, sei dem Ref. verstattet nur Eine auszuheben, welche man naiv nennen könnte. Von der Bäuerin Maria *des vallées* berichtet Joh. Eudes (Stifter der Eudisten, gest. 1680.), der ihr Gewissensrath war, unter andern Gesichten folgendes: „Im Jahre 1646 befahl ihr Christus in den Himmel zu gehen, um alle Heiligen zu begrüſsen, sie that es; aber, da sie sah, daſs die Heiligen dort nichts thun, hielt sie dieselben für Müssiggänger, und wollte sie aus dem Himmel auf die Erde herabjagen, damit sie am Heil der Seele arbeiten". —

(Der Beschluſs folgt.)

XXVIII.

De morbis, qui Algerii occurrunt, eorum natura et sanatione, auctore Ludovico Herrmann, Med. et Chir. Dr., chirurgo assistente primario in exercitu gallico-africano. Herbipoli 1833.

Der Verf. giebt nach eigener Anschauung in den französischen Militair-Lazarethen zu Algier eine dankenswerthe, zwar gedrängte, aber sehr interessante Schilderung zuerst des Klimas und der Witterung von Algier, deren Einfluſs auf die herrschenden Krankheiten daselbst, besonders unter dem französischen Militair, und alsdann eine Charakteristik der hauptsächlichsten dieser Krankheiten in pathologischer und therapeutischer Beziehung.

Die meisten Krankheiten entstehen im Sommer, so daſs die Zunahme im Mai anfängt, und bis zum August und September immer steigt; dann nehmen sie wieder ab und erscheinen am wenigsten im März und April. Die groſse Hitze und Trockenheit am Tage, und der kalte Thau des Nachts, schlechtes Wasser oder Wassermangel in den der Wüste näher gelegenen Orten, in Verbindung mit den in dieser Zeit reifenden Früchten (Feigen, Datteln, Granaten, Trauben, Zitronen, Pomeranzen u. s. w.), welche besonders die Europäer gern übermäſsig essen, scheinen den Hauptgrund davon zu enthalten. Die Eingebornen, welche mäſsig in dem Genuſs der Früchte sind, werden weniger von Krankheiten befallen. Bei dem französischen Militair kommt der anstrengende Dienst im Sommer als Krankheitsursache hinzu, weil die Beduinen um diese Zeit die Lager überfallen, und die Soldaten immer auf den Posten sein müssen. So kommt es, daſs von den 15—16,000 Mann der Garnison von Algier (die in Bona und Oran ungerechnet) gewöhnlich viertausend krank in den Lazarethen liegen, deren die Anzahl von 6 vorhanden ist. Im September 1832 starb ohngefähr der vierzigste Mann in den Lazarethen.

Die Hauptkrankheiten sind denen tropischer Klimate ähnlich; am häufigsten vorkommend sind Entzündungen und Wechselfieber, fast gar keine chronische Krankheiten. Am wichtigsten sind die Entzündungen, welche vorzugsweise die Digestionsorgane vom Zahnfleisch und der Zunge an bis zum Rektum angreifen. Die Entzündungen der Digestionsorgane verhalten sich zu denen der Respirationsorgane wie 3 : 1. Der Grund hiervon liegt in der beständig durch die Hitze erhöhten Hautthätigkeit, die leicht durch die kühlen Nächte unterdrückt wird, so daſs sogleich sympathetisch antagonistisch der Darmkanal afficirt wird. Die Mauren suchen daher auf's sorgfältigste Störungen der Hautthätigkeiten zu vermeiden, und tragen auch im Sommer leichte weiſse Mäntel, Bernous genannt; weiſs, weil diese Farbe das Licht absorbirt, ohne viel Wärme frei zu machen. Auch die französischen Soldaten dürfen jetzt keine leinene, sondern nur von rothem Tuch verfertigte Beinkleider, auch keine Leibröcke, sondern nur tuchene Ueberröcke tragen. Die Mauren tragen auſserdem einen seidenen oder wollenen Bauchgürtel. Es sind gewöhnlich gastrische Fieber und Diarrhoeen, woran die meisten dort ankommenden Europäer zuerst leiden, und die dann häufig in Entzündungen und Verschwärungen des Magens und Darmkanals übergehen, weshalb sie der Verf. zu den entzündlichen Zuständen rechnet. Dabei leiden die Kranken an unbeschreiblichem Heiſshunger. Besonders in den dicken Gedärmen entstehen leicht Verschwärungen, und diese Zustände gehen leicht in Wassersuchten über. Auch Hirn- und Rückenmarks-Entzündungen, Augen- und Ohren-Entzündungen, welche letztere in die gefährlichsten chronischen Zerstörungen

übergehen, sind nicht selten. Die Augen werden von dem blendenden Licht, welches die weiſs übertünchten Häuser der Stadt reflektiren, sehr afficirt, und leiden zugleich dadurch, daſs man alles schneeweiſs vom Kopf bis zu den Füſsen in dieser brennenden Sonne gekleidet sieht. Nicht selten entstehen auch Nieren- und Blasenentzündungen; sehr selten Entzündungen des Herzens und Gefäſssystemes.

Die Kur ist in allen diesen Fällen rein antiphlogistisch; Blutentziehungen bei Hirnaffectionen, selbst Arteriotomie, schleimige und ölige Getränke sind die Hauptmittel. Brechmittel in gastrischen Zuständen und drastische Purganzen, wie Calomel, Aloe, Jalappe sollen leicht Darm- und Magenentzündungen hervorrufen. Wenn ausleerende Mittel nöthig sind, soll man allein Manna, Tamarinden und ähnliche Lenientia geben. Nächst diesen entzündlichen Zuständen sind die Wechselfieber am häufigsten, besonders hartnäckig in der Garnison der Kastelle Ferme und Maison carrée, welche ohngefähr 3 Stunden von Algier an den Ufern des Flusses Aratsch liegen, in deren Umgebungen viele Sümpfe durch das häufige Austreten des Flusses entstehen, welche durch ihre miasmatischen Ausdünstungen in der Sommerhitze sehr schaden. Die Anfälle der Wechselfieber sind stürmisch und durch inflammatorischen Charakter ausgezeichnet. Die Paroxysmen sind regellos, wenig Frost, starke Hitze, viel Hirnzufälle. Unter solchen Umständen beginnt die Kur ebenfalls mit der antiphlogistischen Methode und später erst werden Febrifuga angewendet, unter denen das Chinin den ersten Platz hat. Die Fieber machen leicht Recidive oder gehen, ehe sie geheilt sind, in anhaltende über, welche durch heftige Affectionen des Nervensystems tödten, besonders bei Leuten, welche unmäſsig leben und dem Trunke ergeben sind. Gegen Recidive ist der fortgesetzte Gebrauch des Chinins nöthig, und zur Nachkur bei diesen Krankheiten Enzianwein nützlich befunden worden.

Eine lästige Plage wird auſserdem hier nicht selten durch Blutigel erregt, welche in dem Trinkwasser vorhanden sind, und sich beim Verschlucken desselben im Rachen ansaugen. Sie sind sehr zahlreich, schwarz, nicht stärker als ein Pferdehaar, schwellen aber, nachdem sie sich vollgesogen, zur Dicke unserer medizinischen Blutigel an. Schade, daſs der Verf. die Species nicht bestimmt, oder Exemplare in Weingeist nach Europa gesandt hat. Man wendet Salzwasser, sauren Wein und dergl. dagegen an.

Wir erlauben uns beim Schluſs des Berichts über diese interessanten Mittheilungen aus Afrika nur eine Bemerkung über die Ansicht des Verfs. von der primitiv entzündlichen Natur der dortigen gastrischen Krankheiten und über die darnach eingerichteten Heilmethoden, welche indessen den Werth der schätzbaren Darstellungen des Verfs. durchaus nicht verringern soll. Man sieht nämlich leicht, daſs die neuere Methode der französischen Aerzte offenbar mehr Einfluſs als eine vorurtheilsfreie Betrachtung der Natur auf jene Ansicht ausübt. In der afrikanischen Hitze, wo das Blutsystem bei jedem Gesunden in einer übermäſsigen Aufregung sich befindet, die natürlich auch in Krankheiten nicht nachläſst, findet die Theorie der gastrischen Entzündungen offenbar groſse Nahrung. Allein die Einzelnheiten, welche der Verf. selbst anführt, geben der Vermuthung Raum, daſs die fieberhaft entzündliche Aufregung des Blutsystems im Anfange der gastrischen Krankheiten (ebenso wie in den Wechselfiebern) bloſse Heilbestrebungen der Natur und nicht die primitive Krankheit selbst sind, und daſs die späteren wirklich eintretenden Entzündungen Wirkungen und nicht Ursachen der gastrischen Krankheiten sind. Wir wollen nicht leugnen, daſs häufig, um die übermäſsigen Aufregungen des Blutsystems zu mindern, die antiphlogistische Methode nöthig und nützlich ist; aber nur in besonderen Fällen, wo die Individualität des Kranken sie bedingt. Die antiphlogistische Methode wird nie das Wesen der gastrischen Krankheiten heben, und die Klagen, welche der Verf. darüber führt, daſs die gastrischen Wechselfieber in wahre Nervenfieber übergehen, kann eben so gut in der alle Kräfte raubenden antiphlogistischen Methode, als in dem Wesen der Krankheit liegen. Daſs in Fällen, wo von selbst heftige Durchfälle entstehen, ausleerende Mittel schaden, daſs die Anstrengung des Brechens die Congestionen nach dem Kopfe vermehrt, und unter Umständen die Symptome vergröſsert, wollen wir nicht bestreiten; aber eben so wenig können wir glauben, daſs da, wo wirkliche Sordes im Darmkanale die Ursache der krankhaften Aufregung sind, diese durch die antiphlogistische Methode sollten gehoben werden können. Man hat vielleicht in neuerer Zeit mit Unrecht nur die Quantität mit Vernachlässigung der Qualität der krankhaften Reaktionen besonders in den Digestionsorganen im Auge, während durch Wiederherstellung der qualitativen Störungen die quantitative Aufregung leicht gehoben werden könnte. Wir wollen uns der Kürze wegen nur eines Beispiels bedienen. Der Verf. erzählt selbst, daſs er bei der Section am Wechselfieber verstorbener Kranken neben den entzündlichen Affectionen eine durch den Inhalt auſserordentlich ausgedehnte, aber nicht etwa mit Galle, sondern mit einer serösen Flüssigkeit erfüllte Gallenblase gefunden habe. Dieses Phänomen haben viele Aerzte, wie Adam, Sandras, Otto, auch in den Choleraleichen beobachtet, während auch andere Abweichungen der Galle, wie z. B. der Mangel des bitteren Geschmacks, nur gelegentlich und beiläufig angeführt werden. Man hat vorzüglich nur auf die Menge der in der Gallenblase vorhandenen Galle, nicht auf die Qualitäten und Reaktionen derselben gesehen, welche doch offenbar nicht allein von einfach rein quantitativ entzündlicher Aufregung entstehen. Die Physiologie hatte freilich bisher hier wenig vorgearbeitet. Wie bedeutungsvoll nun aber die Qualität der Galle ist, und welchen Einfluſs sie auf die Verdauung in den verschiedenen Abtheilungen des Darmkanals im gesunden und kranken Zustande hat, erfahren wir jetzt mit Vergnügen aus den zahlreichen und überraschenden Versuchen und Beobachtungen des Hrn. Prof. Schultz, welche in dem eben erschienenen Werke: *de alimentorum concoctione experimenta nova*, erzählt sind, und es steht zu erwarten, daſs man, hierdurch aufmerksam gemacht, auf die wesentliche Bedeutung der Qualität der Absonderungen in den Digestionsorganen zugleich die ganze qualitativ lebendige Seite ihrer Thätigkeiten, auch in Krankheiten mehr in's Auge fassen und nicht glauben wird, alle Affectionen der Digestionsorgane bloſs von Entzündungen des Darmkanals ableiten zu können. Man wird so einsehen, daſs in Fällen abnormer Gallenbildung, wie der eben erwähnte, es offenbar mehr darauf ankommen muſs, die normale Qualität der Galle wieder herzustellen, als Mittel gegen Entzündungen des Darms zu verordnen, die erst in Folge jener abnormen Qualität der Sekretionen entstehen. Wir schliefsen diese Anzeige im Uebrigen mit aufrichtigem Danke für die darin mitgetheilten Beobachtungen.

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit von J. H. v. Wessenberg.

(Schluſs.)

„Das Eigenthümliche aller Mystik — sagt der Hr. Verf. S. 226 f. — besteht in zwei Punkten: 1) daſs sie nur eine gewisse Art innerer Gefühle und Empfindungen oder einen innern geistigen Sinn als Erkenntnisquelle der sittlichen und religiösen Wahrheiten annimmt; 2) daſs sie in ihren Adepten ein entschiedenes Vertrauen auf unmittelbare Eingebungen, die sich dem Individuum gerade durch jenen innern Sinn, durch geistige Empfindungen offenbaren, erweckt und begründet. Der Mystiker legt sich demnach ein eigenes Organ bei, wodurch er zur Anschauung der höchsten Wahrheit gelange." Allein nicht eigentlich die Mystik überhaupt, welche bei jedem Volke und in jeder Religion vorkommt, und vielmehr, wenn sie eine „gesunde, einem reinen, edeln und kräftigen Herzen entquellende Mystik ist", in der Art etwa, wie Stäudlin (Gesch. der christl. Moral, S. 137 f.) sie schildert, als etwas auch in dem Geiste des Christenthums Begründetes und Nothwendiges, keineswegs mit Verstand oder Vernunft Streitendes u. s. w. anerkannt wird, ist es, wogegen der Hr. Vf. kämpft. Eine solche Mystik, „in ihrer reinen Vollendung nur das seltene Ergebniſs einer gleich gemüthlichen und geistigen Bildung" kann „in diesem reinen Sinne die Rechte des Gefühls und des Glaubens gegen die Anmaſsungen des Verstandes, die Heiligkeit der Gesinnung gegen pharisäisches Scheinwesen und den lebendigen Geist der Urkunden des Christenthums gegen die Vergötterung ihres todten Buchstabens und gegen den todten Mechanismus äuſserer Gebräuche geltend machen." Und diese Mystik dürfte auch etwa so weit gehen, „so weit ihrer die ächte christliche Liebe bedarf, und durch sie der Vernunft und dem Glauben kein Abbruch geschieht". Doch ist auch schon Fenelon, wie es scheint, dem Hrn. Vf. in manchen Dingen zu weit gegangen. Was von ihm bekämpft wird, ist vielmehr nur „die Mystik in ihrer Ausschweifung" oder „die Krankheit des *Mysticismus*", der „den Regeln des gesunden Verstandes Hohn spricht, durch Ueberschätzung des contemplativen Lebens zur Vernachlässigung des thätigen und gemeinnützigen verleitet, alles, was im Kreise menschlicher Erkenntnisse positiv genannt wird, und mit den wichtigsten Interessen der Menschheit zusammenhängt, mit Verachtung oder Gleichgültigkeit ansieht, u. s. w.; der Mysticismus, der nach seinen verschiedenen Richtungen, welche er bisweilen alle in sich vereinigt, auch in den *gemüthlichen*, in den *speculativen* und den *theurgischen* eingetheilt worden ist." Von diesem krankhaften Mysticismus werden nun ebenfalls wieder allerlei besondere Züge und Vergesellschaftungen aufgeführt, welche überhaupt, wie man sagen kann, in der Eitelkeit der besondern Ichheit oder in einer subjectiven Verirrung ihre Wurzel haben, wie *geistlicher Stolz*, Sinn nur für das eigne *Licht*, das die Phantasie anzündet, Begehren der vollen *Gewiſsheit* der Vereinigung mit Gott statt der *Zuversicht* des demüthigen Glaubens, der *Privatgeist* oder die Sectirerei, Verwechslung des *eignen Geistes* mit dem *Geiste von Oben*, unklare Selbsterkenntniſs, die ansteckende Kraft u. s. w. Indessen „der Gipfel des Mysticismus besteht in geistiger *Selbstvernichtung*", wozu der *Quietismus*, selbst wieder mit mehreren Graden oder Unterschieden, gehört, und gegen welche unser Hr. Vf. mit groſser Sorgsamkeit für die geistige Selbsterhaltung seine besondere Abneigung zu erkennen giebt. Abgesehen davon, in wie weit eine solche, jedenfalls nur vorübergehend eintretende, geistige Selbstvernichtung auch nur möglich sei, könnte man lächelnd dazu sagen, daſs ja der sein Ich auf solche Art Aufhebende sich in guter Hand damit, nämlich in Gottes Hand, befinde, zu dem er ja kommen wollte. Allein

wir sind hier überhaupt auf denjenigen Punkt gekommen, der für die wissenschaftliche Kritik ein näheres Interesse darbietet. Den Mysticismus findet der Hr. Vf. nicht bloſs darum tadelnswerth und verwerflich, weil er auf dem *unrechten* Wege, dem des Gefühls, des innern Schauens u. s. w., zur Gewiſsheit des Uebersinnlichen, der Vereinigung mit Gott, zur Aufschlieſsung des in Gott Verborgenen und Geheimniſsvollen gelangen will, sondern weil dieses, woran er sich wagt, eben das Unergründliche und Unerforschliche selbst ist, welches nur die *Ahnung* seiner dereinstigen Enthüllung zuläſst. Eben deshalb wird die der Mystik entgegengesetzte *Scholastik*, welche auf dem Wege des Denkens durchzudringen suchte, nicht minder zurück- und zurechtgewiesen. Der wissenschaftliche Standpunkt, auf welchem Hr. von W. stehen geblieben, ist hiemit hinlänglich bezeichnet. Indem er selbst auch von einem Bündniſs der Mystik mit der Scholastik spricht, welches, richtig geschlossen, sollte man glauben, als die richtige, die Extreme in sich aufhebende und versöhnende Mitte die wahre Wissenschaft zum Resultate geben sollte, heiſst es: „Die trefflichsten Skolastiker im Mittelalter waren zugleich Mystiker, und ihr Bestreben ging dahin, die Heiligthümer des Herzens mit der Schärfe der Gedanken gegen Scheingründe zu vertheidigen. Indem aber andrerseits die Mystik in ihrer Vermengung mit der Scholastik nach wissenschaftlicher Form und Beweiskraft strebte, verfiel sie mit sich selbst in Widerspruch, da es zu ihrem Wesen gehört, in ihrem Bereich keine Wissenschaft anzuerkennen. (Ganz richtig; allein, wenn sie sie anerkannte, so war sie damit auch etwas Besseres geworden.) Die Wissenschaft aber, von Mystik geleitet, wurde zu leerem Schein." So einseitig die Scholastik war, und so viel bloſs leerer Schein in ihr vorkam, so haben doch gerade jene trefflichsten Scholastiker schon gar vieles Tiefe und Verborgene zur richtigen Vernunfterkenntniſs gebracht, was die Wissenschaft für immer angeht und auch jetzt wieder hervorgezogen wird. Die höchsten Interessen des denkenden Geistes aber müſsten unbefriedigt bleiben, wenn ein leidiges Vorurtheil die Unerforschlichkeit und Unerkennbarkeit des Uebersinnlichen überhaupt schon zum voraus decretirt. Denn wofür haben wir das Denken? wozu Vernunft und Wissenschaft? Das genannte Vorurtheil ist vielmehr selbst noch eine zurückgebliebene Einseitigkeit von der einseitigen subjectiven Richtung und Ausbildung der Philosophie, wie der Zeit, und daher noch auſser der wahren und richtigen Mitte. So sagt der Hr. Vf. z. B.: „Das gröſste aller Räthsel oder Geheimnisse versucht der Mystiker, wie der Scholastiker zu lösen, nur jeder auf anderm Wege. Es ist dieſs das *Verhältniſs zwischen Nothwendigkeit und Freiheit*". Allein mit diesem Geheimniſs, das schon früher nicht unergründet blieb, ist doch wohl heutzutage die *Wissenschaft*, ohne Scholastik noch Mystik zu sein, so ziemlich in's Reine gekommen. An einer andern Stelle: „Nichts reizte diesen Forschungsgeist (beider, der Mystiker, wie der Scholastiker) mehr, als was in tiefes Dunkel gehüllt ist und mit dem Leben, mit der Tugend in keiner Berührung steht. Wie konnte er sich zur Anmaſsung versteigen, die Verbindung der Gottheit und Menschheit in Christo zu *erklären*? Wie konnte er so überaus wahnwitzig sein, Fragen, wie die von einem oder zwei Willen in Christo aufzuwerfen und zu lösen oder haarscharf zu bestimmen, wie Gott auf den Menschengeist einwirke und wie weit Gottes Einfluſs auf des Menschen Heil sich erstrecke?" Unsere speculative Theologie wird auch hierauf die gleiche Antwort geben können, oder wenigstens bei Gegenständen, auf denen etwas so Wesentliches beruht, wie die Versöhnungslehre, und die auch das praktische Christenthum und des Menschen Heil so nahe angehen, die *wissenschaftlichen* Versuche der Erklärung und tieferen Erkenntniſs nicht als Anmaſsung und Wahnwitz behandeln lassen wollen. Es ist eine gar zu genügsame Tugend, welche für ihr praktisches Wohl in diesem Leben von höheren Dingen gar nichts Näheres und Tieferes zu wissen nöthig zu haben glaubt. Bei diesem negativen Verhalten gegen die mystischen oder speculativen Lehren des Christenthums wird man leicht auf eine Vermuthung geführt, welche Hr. v. W. wohl auch nicht gerne als gegründet zugeben möchte, als ob nämlich in dem Hintergrunde einer solchen Ansicht und Denkweise eigentlich noch etwas Rationalistisches, jedoch hier mit der Besorgniſs sich verborgen halte, daſs jene Lehren, einer näheren Forschung unterworfen, dem Denken wirklich nicht Stand halten möchten, auf der andern Seite aber die Ehrfurcht vor Offenbarung, Bibel und Kirchenlehre zu groſs sei, um sie auf solche Weise antasten und in Gefahr bringen zu lassen. Die wirkliche Wissenschaft aber, welche ganz unbefangen an die Erkenntniſs solcher Lehren geht und ihren positiv-vernünftigen Gedanken zu gewinnen sucht, kennt keine

nicht Bezeugnifs, die sie so gut, wie jenen Aufklärungsverstand selbst überwunden hat! Für das Unternehmen einer *praktischen* Belehrung aber, welche statt der unrichten Art, wie etwas geschieht, die rechte nachweisen soll, hat es überdiefs noch seinen besondern Anstand, ja etwas Widersprechendes, diejenigen, welche sich auf Schätze des Erkenntnifs besonders angewiesen glauben, und dann auch nach der innersten Stimme ihres Geistes für vollkommen berechtigt halten, sogleich im Eingange dazu mit der Erklärung abzufertigen, dafs sie nicht etwa auf diese oder jene Art hinein zu gelangen hoffen dürfen, sondern dafs sie überhaupt gar kein solches Verlangen haben sollen. Da der nach Befriedigung ringende Trieb des endlichen Geistes zur möglichst inneren Erkenntnifs Dessen, was in seinem Verhältnifs zu Gott, dem unendlichen Geiste, zugleich seine eigne innerste Wahrheit ausmacht, sich nicht als etwas Nichtseinsollendes abweisen läfst, und ihm auch nur der Aufschlufs, den die wirkliche Erkenntnifs gewährt, seine wahre Befriedigung sowohl, wie seine wahre Freiheit zu verschaffen vermag: so zeigt sich schon von dieser Seite, wie *ungenügend* nicht blofs eine praktische Lehre sei, welche die volle Befriedigung verwehrend, bei der Beschränkung und Halbheit stehen bleibt, sondern wie unwürdig auch des freien Geistes ein so unfreies Verhalten der Wissenschaft gegen ihn, welche gerade in den wichtigsten, sein ewiges Heil angehenden Gegenständen ihm die nähere, durchdringende Belehrung nicht blofs vorenthält, sondern im Dunkel und Nichtwissen zu verbleiben, sogar als das Richtige anempfiehlt. Die christliche Offenbarung aber ist gerade dadurch, dafs das Verhältnifs Gottes zur Menschheit in Christo, dem Einigen von beiden, und eben darum dem Mittler und Versöhner, in seiner Wahrheit erschienen und offenbar geworden ist, selbst die wahre Offenbarung. Wenn daher über das Bedürfen und Genügen der gewöhnlichen Partei hinaus, welche Christum in Gesinnung und That mehr nur für das äufsere und irdische Leben zum Muster und Vorbild zu nehmen pflegt, ein tieferes Streben der Erkenntnifs gerade darauf gerichtet ist, das Verhältnifs des göttlichen Wissens und Wollens zum menschlichen, wie es im Heiland selbst war und nothwendig sein mufste, auch zum eigenen Heil und Besten und für ein göttliches Leben im eignen Innern etwas näher zu fassen und zu erkennen und gleichsam aus der Wurzel des eigenen Selbstbewufstseins zu begreifen: so wird ein solches Streben, bei aller Möglichkeit der Verirrung, doch keineswegs als Anmafsung zurückgewiesen, am wenigsten aber der theologischen Wissenschaft zum Tadel gemacht werden können. Ist denn speculative Erkenntnifs auch nicht Jedermanns Sache, wie die göttlichen Geheimnisse selbst auch nicht für Jedermanns Verstand, oder für den gemeinen Verstand vielmehr überhaupt gar nicht, so ist doch heutzutage ein tieferer Geist der Forschung, ein innigeres Verlangen nach gründlicher Erkenntnifs und Belehrung auch in die Gemeinden selbst eingedrungen, deren gebildetere Glieder zumal sich auf ihre tiefer gehenden Fragen nicht mehr auf die gewöhnliche Weise abfertigen lassen. Weigert sich eine christliche Gottesgelahrtheit und Seelsorge, Solchen den gesuchten Aufschlufs zu geben, so ist es ihre Schuld, wenn diese ihn dann auf denjenigen Wegen, des Mysticismus und der Schwärmerei, suchen, welche der Hr. Verf. so sehr bekämpft. Scheint ihm aber eine solche Wissenschaft, ob sie schon denkende Erkenntnifs ist, doch etwa selbst schon Mysticismus zu sein, so bleibt nur übrig, im Bewufstsein der Wissenschaft dem auf das Bestimmteste zu widersprechen und eben auf sie selbst hinzuweisen. Ein Denken im Gegentheil, welches sich noch nicht zu dieser inneren Erkenntnifs der Wahrheit erhoben hat, ist eben auch nur noch ein Verstand der äufsern Dinge geblieben. Die Erkenntnifs aber, von welcher wir sprechen, ist eben so wenig auch ein dürres, abstractes, scholastisches Wissen, sondern als ein Wissen, das aus dem *ganzen* Geiste und aus dem Geiste in seiner Wahrheit kommt, und für die Wahrheit das Zeugnifs des Geistes hat, ebenso sehr auch eine Erkenntnifs von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, — die wahre Vereinigung der Extreme, die wahre Mitte. —

Der wohlgemeinte praktische Eifer des Hrn. Vfs. hat noch auf einer andern Seite an der Wissenschaft angestofsen. Da von diesem praktischen Gesichtspunkte aus alle schwärmerischen und mystischen Erscheinungen allenthalben, wo sie irgend in den Religionen der Völker und in ihrem Cultus vorgekommen, als Verirrungen behandelt werden, welche nicht hätten sein sollen, so hat die Wissenschaft es zu bedauern, von dem Schicksal einer solchen Behandlung nicht blofs eine Menge von Erscheinungen in der christlichen Kirchen- und Religionsgeschichte, sondern auch in der Religion der Hindus, der alten Perser und anderer asiatischer Völker gerade

solche Erscheinungen davon betroffen zu sehen, welche auf wesentlichen Lehren dieser vorchristlichen Religionen beruhen und zu den interessantesten Erscheinungen in der Geschichte des religiösen Geistes und seiner Entwicklung gehören, von denen die Wissenschaft nicht sagen kann, sie hätten nicht sein sollen, wie sie denn auch nicht bloſs wirklich, sondern in diesem groſsen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes auch nothwendig waren. —

Ref. hat in voller Anerkennung nicht bloſs ohnehin der seinen und edlen Gesinnung des Hrn. v. W., sondern auch der Vorzüge der gegenwärtigen Schrift und ihrer zeitgemäſsen Erinnerungen mit den wenigen Ausstellungen bis an's Ende gezögert, aber auch der Wissenschaft ihre Ehre und ihr Recht nicht vergeben können. Wir erwarten, was noch das dritte Heft bringen werde. —

Gabler.

XXIX.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Förster, Gans, Löbell, Stieglitz, Wachsmuth, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Fünfter Jahrgang. Mit den Faust'schen Bildern aus Auerbachs Keller in Leipzig. Leipzig 1834. *bei F. A. Brockhaus.* 453 S.

An der dieſsjährigen Spende des historischen Taschenbuchs, eines einmal modisch gewordenen Vehikels, um gefällige Partieen historischer Stoffe auch zur Kenntniſs eines Publikums zu bringen, welches hinter schwerfälligem gelehrtem Apparate dieselben aufzusuchen nicht geneigt oder geeignet ist, vermissen wir mit wahrhaftem Bedauern zum erstenmale den Beitrag des hochgeehrten Herausgebers, nachdem der Jahrgang 1833 uns schon kärglich genug abgefunden hatte. Muſste Hr. v. Raumer in den drei ersten Lieferungen, zumal beim litterarischen Miſswachse 183½, das Meiste thun und uns das Beste geben, nämlich jene gediegenen, geistvollen Fragmente aus seiner Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, so räumen ihm die Leser für die frühere Alleinbestreitung des geforderten Jahresaufwands *keineswegs* das Recht ein, sich zurückzuziehen, nachdem er die Tafel einigemal reich besetzt, und Gästen, welche auf *seinen* Namen geladen sind, andere Bewirther unterzuschieben. Hr. v. R. möge geneigtest zu Herzen nehmen, daſs unter *seinen* Auspicien und dem verheiſsenen und bewährten Beistande eines Wilken, J. Voigt u. A. das Werk begonnen ist; daſs die Gesellschaft der Pairie der Historiographen eine mächtige Lockung für aufstrebenden Schriftstellerehrgeiz ist und daſs Beiträge der Genannten gleichsam als Flügelmänner wirken, welche dem Ganzen gleichgemessene vornehme Haltung und Physiognomie verleihen, während ohne jene Maſshalter und Maſsgeber gar leicht das Unternehmen vom ursprünglichen Plane entartet.

Zu der eingestandenen Befürchtung veranlaſst den Ref. keineswegs schon die Ausbeute dieses Jahrganges, welcher uns ganz wohl empfohlene Diadochen aufführt. Aber verhehlen mag er es sich nicht, daſs keine ein zu veränderter Charakter sich ankündigt, und daſs wir die Lieferung nicht als *Sammlung historischer Kabinetstücke* preisen können; eine Erwartung, zu welcher uns noch im vorigen Jahrgange das heiter-schauerliche Gemälde vom 1. Juli 1810 berechtigte. Wir erhalten bestimmt mehr Bausteine und Werkstücke als architektonische Ausführung, mehr Abhandlung und Forschung als abgeschlossen dargestellte Vollendung.

Treten wir näher an die einzelnen Gaben, so begegnet uns zuerst Hr. F. Förster mit einem, ihm und der Nation liebgewordenen, Stoffe: er bietet uns Wallenstein als regierenden Herzog und Landesherren. Seit Hrn. F. F. das Glück und Verdienst wurde, uns jenen Reichthum anziehender Aufschlüsse über den merkwürdigsten und letzten deutschen Condottiere mitzutheilen, ist er des Gegenstandes, dem von Jahr zu Jahr die Liebe der Deutschen neue Forschung zuwandte, *insoweit* Herr geworden, und der Stoff zugleich so gesichtet und gesondert, daſs wir nun endlich alle aufgefundenen Elemente zum Ganzen zusammengeschossen sehen möchten. Diese Versicherung giebt uns Hr. F. schon für das laufende Jahr *) und wir wünschen ihm Glück, nicht ohne Neid, da eine dankbarere Arbeit schwerlich andern deutschen Geschichtsforschern vorliegt.

---

*) Gegenwärtiger Aufsatz ist vor der Ansicht des bereits erschienenen Werkes niedergeschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Förster, Gans, Löbell, Stieglitz, Wachsmuth, herausgegeben von Friedrich v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe ist aber einiger Lustra werth und ihre genügende Lösung — denn sie umfaſst die Geschichte der ersten siebzehn Jahre des welthistorischen dreiſsigjährigen Krieges bezogen auf das eine Individuum — könnte allein einem Schriftsteller einen Ehrenplatz in der Litteratur erringen; darum warnen wir vor Uebereilung. Es fehlt zwar nicht an Monographieen; von vielen Seiten ist das Gebiet durchforscht und die Ansicht des Helden von den verschiedensten Standpunkten genommen; aber er wirkt, schafft und leidet nicht *allein*, sondern mit einem Gedränge von Persönlichkeiten, die auf wahrhaftige Würdigung und Stellung in dem groſsen Bilde Anspruch machen, und die nur ein sehr in's Detail gehendes Studium der Zeitgeschichte aufzufinden vermag. Ohne diese Vertrautheit mit Individuen des *zweiten* und *dritten* Ranges kann die Schilderung keine lebendige Wahrheit gewinnen und ein Fehler dagegen ist so tadelhaft als ein verzeichneter Zug im Hauptbilde. Wie Manches Hr. F. seit der Herausgabe der Arnimschen Briefe hinzugelernt hat, lehrt vorliegende Arbeit; mit Christoph von Redern, „dem leichtfertigen Schelm, der um Friedland reitet", konnte der Herausgeber jener Briefe Th. I. S. 52 noch gar nichts anfangen, als daſs er ihn mit der unruhigen Bewegung in Böhmen *überhaupt* in allgemeine Verbindung brachte; jetzt weiſs Hr. F. aus seinem Verzeichnisse der confiscirten und von Wallenstein angekauften Güter, (was er jedoch früher schon aus R. von Senkenberg Th. IV. §. 64. wissen muſste.) daſs dem „abstracten Rebellen" die Herrschaften Friedland und Reichenberg geraubt und dem W. für den Spottpreis von 150000 Thlr. zugeschlagen waren, und daſs der Usurpator alle Ursache hatte, auf den Kopf des muthigen Edelmanns einen Preis zu setzen und mit fünf Fähnlein auf ihn streifen zu lassen. — W.'s Jugend, welche uns in der Schule und in Beckerschen Weltgeschichten mit so kecken, lustigen Zügen gezeichnet wurde, „der burschikose Freiherr im Studentenkragen", soll uns auf einmal weggewischt werden trotz aller Testimonien des Hrn. von Murr, durch jenen böhmischen Patrioten Fr. Palacky im 2ten Bande des böhmischen Museums von 1831, gestüzt auf Czerwenka's Leben des Herzogs; ist die Untersuchung dadurch *abgeschlossen?* Auch über den Ausgang des Hochstrebenden scheinen uns die Acten noch keineswegs so fertig zum Spruche dazuliegen als es Hrn. F. bedünken will. Soll die Arbeit nur ein κτῆμα εἰς τὸ ἀεί werden, welche unseren gespannten Nachbaren, Franzosen und Engländern, die nationale Frage als *abgemacht* übergebe, so erinnern wir wohlmeinend an das Horazische neunte Jahr!

Wir erhalten aber in acht Kapiteln sehr schätzbare, bisher theilweise noch ganz unbekannte, Beiträge über den Friedländer als Reichsfürsten, hauptsächlich entlehnt aus einer Reihe eigenhändiger Briefe und Decrete des Herzogs, welche Hr. Prof. Glückselig in Prag sorgfältig zusammengetragen hat. In Verbindung mit Hrn. Schottky's Vorlesungen über W.'s Privatleben und nach gegenseitiger Berichtigung gewinnen wir ein sehr befriedigendes, oft überraschendes Ganze. Die statistische Uebersicht der Bestandtheile des Herzogthums Friedland und die Lehntafel lehren uns das wahrhaft fürstliche böhmische Besitzthum des Mannes, der nach einem Schreiben bei Stenzel Gesch. d. Pr. Staats H. I. S. 453 erklärt, „sein Stand als Reichsfürst sei höher als seine Stelle als Generalfeldhauptmann". In diesem Sinne sehen wir W. jedes Recht und jede Pflicht des Fürsten fast mit Eifersucht auf ältere Reichsglieder üben; er zieht S. 14 die Güter derjenigen Vasallen ein, die ihre Lehnbriefe nicht gelöst haben. Seine Verwaltung ist nach

dem Muster anderer Reichsfürsten geordnet; ein Landeshauptmann steht an der Spitze; viele namhafte Behörden fungiren in gemessenen Kreisen. Sehr merkwürdig ist die nachgewiesene Vorbereitung zu einer ständischen Verfassung, welche dem dritten Stande nicht so abgeneigt scheint, als wir vom geschworenen Feinde republikanischer Formen erwarten sollten. Würdig und grofsartig ist W.'s Sorge für Kirche und Schule; er befördert den Katholicismus durch Anlegung von Klöstern, ohne die Tyrannei seines Kaisers in Gewissenssachen nachzuahmen, oder den Geistlichen, zumal den Jesuiten, Ueberschreitung ihrer Befugnisse nachzusehen. Mitten im Kriegsgetümmel gedenkt er der Errichtung von Schulen, ordnet den Studienplan und wacht über das leibliche Wohl seiner studirenden Jugend bis in ein, man möchte sagen — waisenmütterliches — Detail. (S. 44 empfiehlt er Sauberkeit aus dem Feldlager vor Stralsund und warnt gegen Krätze!). — Das vierte Kapitel ist dem Staatshaushalte, der Landwirthschaft, den Fabriken und Gewerben gewidmet und zeigt uns den Friedländer als umsichtigen Beförderer der Blüthe seines Landes. S. 54 heifst es: „Alle Hülfsmittel des Bodens, jede Thätigkeit der Einwohner ward, zwar zunächst für das Heer, in Anspruch genommen, jedoch soll der Gewinn den Unterthanen redlich zukommen". Anpflanzung von Maulbeerbäumen, Gärtnerei für den Haushalt, die „kranken blöden Kapaunen und Küchlein", Viehfütterung, Brauerei, Gestüte beschäftigen ihn neben dem colossalen Antheil am Geschick Europas in so unbegreiflicher Weise, dafs wir unwillkürlich an Karl den Grofsen erinnert werden. Das fünfte Kapitel betrifft die Bauunternehmungen und Gartenanlagen. Gitschin soll der glänzende Mittelpunkt des neuen Staates werden, nicht als ein slavischer Flecken mit prachtvollem Schlosse zwischen verfallenen Lehmhütten und Pfützen, sondern eine deutsche Stadt mit jedem Relief eines wohlgepflegten Gemeinwesens. Hand in Hand mit grofsartigen Unternehmungen in Gitschin und anderen Orten ging der Bau des bekannten Palastes in Prag; als habe W. in der Welt weiter nichts zu thun, als die Risse seiner Baumeister zu revidiren, zu bessern und ungeduldig die Entstehung seiner Schöpfung zu betreiben, sehen wir seine Aufmerksamkeit auch dem Geringsten zugewendet. Auf Reisen in's Ausland hatte der Herzog seinen Geschmack ausgebildet, wiewohl auch schon deutsche Residenzen, Dresden, Salzburg, Heidelberg, Würzburg, musterhafte Gebäude und Gärten aufweisen konnten. So war die Lust an Orangerieen, Springbrunnen und allerlei neckenden Wasserkünsten in Deutschland bereits heimisch, ohne dafs es des Versailler Vorbildes bedurft hätte. Ein häfslicher Anachronismus ist es, wenn Hr. F. S. 73 den Garten und das Prager Schlofs den Anlagen *der Könige* zu Versailles nachgebildet sein läfst. Wie bekannt gab es damals noch kein Versailles, die Schöpfung *eines* Königs; nur Chambord bei Blois, von Franz I. erbaut, galt als würdige Hofstätte französischer Herrscher. Solche Verstöfse erinnern unangenehm an „die bestäubten Perücken, welche der Hofkriegsrath in Wien i. J. 1626 schüttelte", (W.'s Briefe I. S. 52) an jedem, falls er kein Kahlkopf war, noch sein eigener Schopf zu Gebote stand.

Das sechste Kapitel ist überschrieben: „des Herzogs Hofstaat, Garderobe, Trinkgelder" und bietet in gefälliger Zusammenstellung zunächst nichts Neues als genauere Angabe des einzelnen Aufwandes. Ganz artig sind die Belege für die fürstliche Generosität gegen die niedere Dienerschaft als Gast und Reisender. S. 84 f. Vergifst der Gewaltige doch das Trinkgeld der Gärtner nicht, wenn sie die ersten Veilchen in die Garderobe gebracht! — Das siebente Kapitel beschäftigt sich mit dem Finanz- und Münzwesen, auf welches letztere der Reichsfürst aufserordentlichen Werth legte. Wohl ist es eine unauflösliche Aufgabe, die Quellen des Reichthums W.'s mit Bestimmtheit aufdecken und seinen Geldhaushalt zum Abschlufs bringen zu wollen. Aus mehreren, hier gegebenen, interessanten Einzelnheiten glaubt Hr. F. den Herzog von der Beschuldigung frei sprechen zu dürfen, als habe er viele Millionen aus deutschen Reichsländern nach Böhmen geschleppt; vielmehr thut er dar, dafs ein grofser Theil der in fernsten Landen aufgebrauchten Kriegsmittel aus Böhmen, zumal aus dem Herzogthume, für Bezahlung gezogen wurde. Hans de Witte ist eine Reihe von Jahren hindurch W.'s Banquier, bis er sich im J. 1630 zum bösen Omen erhängte. Warum vermochte bei dieser Gelegenheit (S. 119) Hr. F. den keineswegs zur Stelle passenden Conversationswitz nicht zu unterdrücken: „das sei das schlechteste Geschäft, *was* ein Banquier machen könne"?

(Der Beschlufs folgt.)

XXX.

Die eigenthümlichen Lehren des Christenthums rein biblisch dargestellt von Aug. C. Chr. Heydenreich.

Erster Band, die Prolegomenen oder die Grundlegung enthaltend. Weilburg bei Lanz. 8. XII u. 522 S. 1833.

Die Exegese und die historische Theologie haben jetzt fast alle Kräfte und Arbeiten der Theologen in Anspruch genommen, indem die erarbeiteten oder mit einander noch streitenden Principien auf jenen Gebieten sich selbst und hiemit ihre geschichtliche Rechtfertigung und Vollmacht finden wollen. Für die besondere Bearbeitung der Dogmatik scheinen alle Kräfte zu feiern, und wie sonst Exegese und Historie als Beiwerk der Dogmatik eingewebt wurden, concentriren sich jetzt alle Fragen der Dogmatik in der immer tiefern Behandlung jener Disciplinen, gleich daher die Erkenntnifs des Dogma keineswegs ruht, sie vielmehr auch zu ihrer eigenen Gestalt aus jener Vertiefung in ihre Voraussetzung sich wieder sammeln wird, ist dennoch jede Gabe, die ihr eigends gewidmet wird, dankenswerth, zumal wenn sie, wie vorliegende, von einem so ehrwürdigen Verfasser dargeboten wird.

Dafs aber auch Hr. Heydenreich unmittelbar von den Arbeiten der Exegese herkommt, spricht er selbst damit aus, dafs er seine Darstellung der Lehre des Christenthums eine „rein biblische" nennt. Biblisch zwar ist jede Dogmatik, auch die, die aus der schweren Arbeit des Begriffs herkommt und nennt sich jede, selbst die, der es darum zu thun ist, dem Begriff, den sie in seiner eigenen Gestalt verwirft, auch in der Bibel zu widerstreben. „Rein" biblisch aber nennt der Hr. Vf. seine Darstellung nicht nur des schriftgemäfsen Charakters wegen, sondern weil sie wesentlich auf der Aneinanderreihung und Zusammenstellung des unmittelbaren biblischen Inhalts beruht. Die Reflexion, mit der er diese einzelnen Stellen in Zusammenhang bringen und zu einem Ganzen verknüpfen will, bezeichnet der Hr. Verf. damit, dafs er sein Werk die Darstellung der „eigenthümlichen" Lehren des Christenthums nennt. Das also, „wodurch das Evangelium recht eigentlich zum Evangelium wird", darzustellen, sich von diesem Eigenthümlichen in jeder Lehre bestimmen und leiten zu lassen, ist hiemit die ausgesprochene Absicht des Verfs. Oder diefs Eigenthümliche ist der Begriff, das Princip, dem es zukommt, zu entscheiden, was christlich sei, was zum Inhalt der Dogmatik gehöre oder nicht. Dem Herrn Verf. hat sich somit unmittelbar die Nothwendigkeit kund, ein Princip aufzustellen, das die Einheit und Nothwendigkeit seiner Wissenschaft in ihrer Entwicklung schaffe und zum Resultat habe. Es genügt ihm nicht, die einzelnen Aussprüche der Schrift in Zusammenhang zu bringen, er will auch das Princip dieses Zusammenhangs, das Fundament, auf dem die Lehren und Bestimmungen der Dogmatik ihren Haltpunkt und ihre Rechtfertigung erhalten.

Indem aber der Verf. hiemit das Bedürfnifs eines Princips ausgesprochen hat, bleibt er auch bei dem blofsen Bedürfnifs stehen und entfernt er sich sogar von dessen innerer und voller Befriedigung, indem er die Kategorie des Eigenthümlichen als leitendes Princip aufstellt. Denn, ist nun die Hauptfrage: was ist jenes Eigenthümliche, wodurch eine Lehre zur christlichen wird, wodurch wird es als jenes Eigenthümliche gerechtfertigt, wie wird es als solches erkannt? das heifst, was ist das Princip der Dogmatik, das der Verf. fodert und bei dessen unerfüllter Federung er stehen bleibt, wenn er das Eigenthümliche als jenes Princip proponirt.

Ohne jedoch von der innern Unruhe seines leeren Princips zur nähern Untersuchung desselben sich führen zu lassen, sagt der Hr. Verf. gleich im Anfang seines Werkes, das „eigenthümliche Wesen" des Christenthums bestehe in „etwas Thatsächlichem und Historischem". Auch dieses Historische als die Erscheinung Christi wird weder geläugnet von denen, die es als nothwendig und vernünftig begreifen, noch von denen, die es nur als vorgegangen und historisch anerkennen, ja selbst von denen, die aufserhalb des Verbandes der christlichen Kirche stehen, wird es auch wohl als das gewufst, woran sich alle Lehre und alles Leben der Christen anschliefst. In dieser Unbestimmtheit ist daher diese „Grundlegung" fern davon, irgend etwas Eigenthümliches auszusagen, ja indem der Verf. sagt, „auf dieses Thatsächliche beziehen sich gewisse, aufser dem Gebiete der religiösen Vernunfterkenntnifs liegende Dogmen", stellt er sich statt auf die Seite derer, die in Einheit mit der Kirche jenes Thatsächliche als das Dogma selber wissen, auf derer Seite, die das Dogma von jenem Historischen trennen, in der Meinung, dafs beides sich nur auf einander „beziehe" und die so beides, das Historische seines dogmatischen Inhalts, das Dogma seiner Wirklichkeit und Objektivität entkleiden.

In dem wenn selbst noch dunkeln Gefühl, gerade etwas ganz Allgemeines, Planes und jeder innern Entwicklung Beraubtes als das Eigenthümliche der christlichen Lehre aufgestellt zu haben, fühlt sich der Verf. gezwungen, die Wahrheit der christlichen Offenbarung noch abgesondert von jenem Princip darzuthun. Die Prolegomena werden für ihn wesentlich zur Apologetik. Sein Princip wird also dem Vf. selbst so schwach und machtlos, dafs er vor dem Eintritt in die Wissenschaft es unternehmen mufs, die Wahrheit ihres Inhalts zu demonstriren.

So zur Mangelhaftigkeit einer im Verscheiden liegenden Wissenschaft getrieben, verhandelt der Hr. Vf. in seiner apologetischen „Grundlegung" den Inhalt der Dogmatik vor der Dogmatik, und der Erfolg straft sein Unternehmen. Die Idee der Offenbarung, die ihre Wirklichkeit als die Nothwendigkeit selbst weifs, und deren Explikation die Wissenschaft der Dogmatik ist, wird von dem Vf. nicht nur als die blofse Möglichkeit vorgestellt, sondern diese seine subjektive Vorstellung ihrer Möglichkeit verlegt er auch in Gott und „denkt" sich diefs in Gott als ein „Wählen" p. 51 zwischen verschiedenen Wegen und die höchste Möglichkeit, die der Vf. p. 50 zu Wege bringt und zu deren Wahl Gott gelangen kann, ist, dafs Gott sich „zum Werkzeug bei der Mittheilung seiner Offenbarungen sogar eines einer höhern Ordnung der Dinge angehörenden, ja mit ihm selbst in der vollkommensten Gemeinschaft stehenden *Wesens* bediene". Es ist der gröfste Schmerz, den die Wissenschaft fühlen kann, wenn sie denselben Inhalt, den sie in seiner Wahrheit und Wirklichkeit zu begreifen sucht, und weifs, von denen, die ihgleichfalls in Schutz nehmen wollen, unter der Kategorie der

blofsen Möglickeit, die als solche die Unmöglichkeit ist, jedem Spiel der Willkühr Preis gegeben und diese Willkühr zugleich nothwendig in Gott verlegt sieht. Eine solche Auffassung der möglichen Offenbarung steht nicht über der Frage der Scholastiker, ob Gott statt Mensch auch ein Kürbis werden könnte, und über ihr steht das Bewufstsein des griechischen Heidenthums, das seine substanzielle Macht und die Offenbarung der Wahrheit und aller sittlichen Gesetze als einen persönlichen Gott wufste.

Obgleich nun der ehrwürdige Hr. Verf. in Christus „diesen höchsten Gesandten Gottes" p. 111 sieht, und p. 115 „eine aufserordentliche göttliche Veranstaltung" annimmt, „durch welche der Mensch Jesus Christus zu jener Einsicht in die *ἐπουράνια*, über welche er die Menschen belehrte, gelangt zu sein, überzeugt war", wie sollte es auch möglich sein, dafs er dieser „Ueberzeugung" Christi vertrauen zu müssen glaube? Wie kann er sich bei der Vereinigung eines so unbestimmten, armen „Wesens", wie er oben den *λόγος* nannte, mit einem Menschen beruhigen? Bei einem Wesen, welches nur ein Mittel ist, das Gott in seiner Willkühr gewählt hat? Vielmehr weil er selbst fürchten mufs, dafs jene Möglichkeit auch eben so gut die Unmöglichkeit sei, sucht der Verf. nach andern apologetischen Beglaubigungen, durch die das Christenthum als eine aufserordentliche Offenbarung bestätigt werde und zwar wie er es in gerechtem Vorurtheil nennt, nach „äufseren".

Die erste Stelle unter diesen „äufsern Beglaubigungen" ist den Weissagungen des A. Testaments angewiesen. Durch eine „besondere Thätigkeit Gottes" wurden p. 184 jene Hoffnungen und Weissagungen unter dem jüdischen Volk hervorgerufen, sie waren „durch Gott hervorgebracht." Diesen Grundsatz stellt der Hr. Verf. einer Zusammenstellung und Anordnung der A. T. Weissagungen voran, die eine der gelungensten Parthieen seines Werkes bildet. Ist aber damit der Knoten, dessen Lösung die apologetische Absicht war, wirklich überwunden? Ist damit der Schein der Zufälligkeit der vereinzelten und hiemit verendlichten Momente der Weissagung aufgehoben? Ist damit die Einheit der Verheifsung und ihrer Erfüllung gewufst, wenn es heifst, beides sei durch Gott herbeigeführt? Ist damit der wesentliche Inhalt, der dem endlichen Geiste die tröstliche Versicherung seiner Unendlichkeit giebt, erkannt, und die innere Nothwendigkeit, die den verheifsnen und den erschienenen Christus als den einen und denselben begreift? Die Worte „durch Gott", an sich leer und dem Widerspruch gegenüber ohne apologetische Kraft, erhalten dann erst Sinn und Bedeutung und erreichen dann erst die siegreiche Macht des Gedankens, wenn entwickelt wird, dafs Christus der Eine und selbe es war, der sich selber ankündigte und in seiner Erscheinung die Erfüllung seiner eignen Verheifsung gegenwärtig wufste, dafs das Eine und selbe Princip das Selbstbewufstsein über seine zufällige Einzelheit hinaus zur Zuversicht der künftigen Erreichung seiner Idee erhob, in seiner erschienenen Wirklichkeit mit der Totalität der Idee versöhnte und die zerstreuten Momente seiner Weissagung von sich in seiner vollendeten Persönlichkeit versammelte, vereinte und in sich von ihrer Zufälligkeit und Endlichkeit befreite.

Weil aber der Verf. in Christus nur ein unbestimmtes Wesen mit dem Menschen verbunden annimmt, kann er eben diesem Wesen keine Energie in seiner vorbereitenden Ankunft zuschreiben, und wie jene Weissagungen ihm fremd von Gott hervorgebracht wurden, bleibt es auch p. 233 unentschieden, ob bei den Wundern Christi „sich die eigenste Causalität Gottes nur durch Christum als ihr Organ geäufsert", oder ob „Christo selber eine ihm persönlich mitgetheilte und eigenthümliche höhere Kraft eingewohnt habe". Das könnte doch allein das gewinnende und bezwingende Resultat der Apologetik sein und die Wissenschaft ist es reicht es in der That, dafs die Wunder Christi nicht nur in einer so schwebenden Ungewifsheit, sondern als die eben so nothwendige Selbstdarstellung der Persönlichkeit Christi, als es die Lehre ist, gewufst werden; dafs so nothwendig, als Christus in der Lehre das Bewufstsein seiner Einheit mit der allgemeinen Wahrheit hat und darstellt, die Wunder die nothwendigen Handlungen derselben Persönlichkeit sind, die sich als die Einheit des schöpferischen Wortes und des individuellen Willens weiss. Bleiben sie daher dem Verf. nur „äufsere" Beglaubigungen, so bleibt der verständigen und verneinenden Subjektivität das Recht unbenommen, sie auch von Christus abzulösen und zu verneinen und seine apologetische Absicht in ihr Gegentheil zu verkehren.

Und wie ist der Vf. im Stande, seine apologetische Arbeit gegen die Ansprüche derselben negirenden Subjektivität zu verwahren, wenn er als dritte Beglaubigung der Offenbarung das „augenscheinliche Mitwirken" Gottes bei der apostolischen Predigt anführt. War es nicht der Geist Christi, der wie er in seiner irdischen Erscheinung objektiv sich darstellte, seine subjektive Verwirklichung in den Aposteln wufste, und in der Kirche zum wirklichen allgemeinen Bewufstsein brachte? Ein blofses Mitwirken aber, und mochte es auch noch so „augenscheinlich" sein, wenn es nur die eigne Thätigkeit der Apostel „begleitend" ist, konnte auch blofser Schein sein und die weitere Beglaubigung durch den Einflufs des Christenthums auf die sittliche Welt, in welcher Beglaubigung die Welt vom Christenthum als absolut verschieden getrennt wird, trägt kein stärkeres apologetisches Moment in sich. Sie wird vielmehr von denen, die jenen Gegensatz der Welt und des Christenthums läugnen, ohne ihn zu überwinden, als die Thätigkeit der Welt selber mit relativem Rechte vorgestellt, von denen, die die volle Einheit des Gegensatzes wissen, als die eigene Vollendung des wahren Princips der Welt, das auch in den endlichen Gestalten derselben nicht absolut verloren ist, gewufst.

Dieses Wissen aber vollendet sich allein in der Wissenschaft und hat auch in dieser erst die wahrhaft apologetische Kraft in sich. Die Apologetik hingegen, die nur durch einzelne Reflexionen ihren Gegenstand zu vertheidigen sucht, arbeitet gegen ihren eignen Zweck, und nur für die, gegen die sie ihre Sache in Schutz nehmen wollte.

B. Bauer.

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Förster, Gans, Löbell, Stieglitz, Wachsmuth, herausgegeben von Friedrich v. Raumer.

(Schluſs.)

Ein mißliches Factum ist es, daſs W., zu Anfang seiner Herrschaft so natürlich mild gegen seine Unterthanen, in den letzten Jahren zu den gehässigsten Maſsregeln schreitet und nicht allein die im Eintreiben der Steuerreste lässigen Beamten mit Kopfabschlagen bedroht, sondern mit gleich mörderischer Strenge unglückliche Hintersassen zu behandeln gebietet. So vermissen wir gegen das Ende seines Lebens eine gewisse sittliche Vornehmheit, welche uns von vorne herein als wohlthuender Beweis der Unschuld dienen könnte. — Das achte Kapitel enthält des Herzogs Nachlaſs und letztwillige Verordnungen und lehrt wiederum die fluchwürdige Gier, mit welcher die Mörder Friedlands baares Vermögen zerrinnen ließen. Das mehrmals umgeschriebene Testament bethätigt die löbliche Sorgfalt des Gatten für die Herzogin. Der Schluſs des ganzen, sonst wohl geschriebenen, Aufsatzes, ist eine Variation auf das schon oft beliebte Thema: „mit der Mordfackel konnten wohl die Schulden getilgt werden, nicht aber die Schuld".

Beschäftigte sich die erste Arbeit des Taschenbuches mit einem Gegenstande, der, streng der Geschichte angehörend, dem deutschen Leser noch immer im Gewande der Poesie vergegenwärtigt zu sein pflegt, so ist die zweite einem Stoffe zugewandt, der, über das Gebiet der Historie hinausstreifend, als eine der bedeutsamsten und tiefsinnigsten Sagen der Nation immer am Herzen lag. Hr. C. L. Stieglitz, uns in einem ganz anderen Gebiete (durch seine „Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse des Waldes und der Jagd in Deutschland") bekannt, bringt uns die *Sage vom Doctor Faust.* Das Wesentliche der Untersuchung, welche auf ausgebreitete Belesenheit in seltenen Schriften des XVI. und XVII. Jahrhunderts sich stützt, geht darauf hinaus, daſs Hr. St. dem berufenen Abentheurer historische Persönlichkeit zugesteht, ihn in Kundlingen geboren werden läſst, sein Auftreten in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts fixirt, gleichwohl S 147. 148 berichtet: „erst 1525 habe er sich männiglich offenbart, auch nach Widmann Land und Leute durchzogen"; seine Höllenfahrt sei 24 Jahre später, also 1549, erfolgt. Um die Identität des Magikers festzuhalten, werden die Männer erwähnt, welche wegen einer zufälligen Namensähnlichkeit oft mit dem angeblich ächten Faust verwechselt wurden, unter ihnen sehr befremdend ein *Magiker* in Polen (S. 151), Faustus Socinus, „der das Volk durch seine Wunderthaten an sich zog". Dieser Hrn. St. so verkappte Schwarzkünstler ist kein anderer als der weltberufene Stifter der Socinianer aus Siena, Vetter des späteren Laelius Socinus, welche beide erst im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts auftreten.

Ungeachtet alles kritischen Fleißes des Vfs. müssen wir uns doch entschieden gegen den von ihm mühsam verfolgten Faust als *Originalfaust* erklären. Der Held der Sage ist viel älter; wenn Hr. St. den Zenith seines Lebens in's Jahr 1525 setzt, so blicken wir schon beim Beginn des XVI. Jahrh. auf den abendlich verschwimmenden Schimmer des Unheimlichen zurück. Unser Beweis ist aber ein Brief des berühmten Geschichtsschreibers und Litterarhistorikers Johann Tritheim, Abts zu Sponheim, unter dessen *epistol. familiar. Opp. II.* S. 559 der Ausgabe Frankf. 1601 zu finden, und von Würzburg d. 20. August 1507 an den Mathematiker Johannes Verdungus von Hasfurt geschrieben. Hr. St. citirt diesen Brief zweimal S. 139 u. 190 nach *verschiedenen* Ausgaben, hat aber die Folge nicht daraus gezogen, welche derselbe aufdrängt. Dort nämlich meldet Tritheim von einem Ernprahler und Marktschreier, welcher sich Georgius Sabellicus, Faustus junior (nicht mi-

nor, wie S. 190 steht), *fons necromanticorum*, *astrologus*, *magus secundus*, *chiromanticus*, *agromanticus*, *pyromanticus*, *in hydra arte secundus*, nenne. Der Abt habe ihn auf seiner Rückreise aus der Mark Brandenburg im J. 1506 zu Gellnhausen getroffen, ihn zwar nicht zu Gesicht bekommen, gleichwohl aber einen Brief mit jenen abgeschmackten Titeln von ihm erhalten. Ihm sei ferner glaublich hinterbracht, wie jener sich solcher Weisheit und Gedächtnifskraft gerühmt, dafs er die Werke des Plato und Aristoteles, wenn sie verloren gingen, wiederherstellen könne. In Würzburg habe er sich gleicher Wunderthaten mit Christo vermessen; darauf sei er in den Fasten des J. 1507 nach Kreuznach gekommen, und habe durch seine Aufschneidereien bewirkt, dafs Franz von Sickingen, Pfälzischer Amtmann allda, (*hominis mysticarum rerum percupidi promotione*) ihm die erledigte Schulmeisterstelle gegeben; der Paederastie offen beschuldigt, sei er durch die Flucht der Strafe entgangen. „*Haec sunt, quae mihi certissimo constant testimonio de homine illo, quem tanto venturum esse desiderio praestolaris*". Wenn nur neunzehn Jahr *vor* dem durch Hrn. St. festgestelltem Auftreten des angeblichen Originalfaustes ein Betrüger, dessen Wirklichkeit bezeugt ist, die Stirn hatte, als Faust der *jüngere*, als *Magus secundus*, *in hydra arte secundus* sich zu produciren, und mit solcher Dreistigkeit sich auf einen *major* zu beziehen, kann dieser Georgius Sabellicus im J. 1506 ein Nachahmer jener Johann Faust vom J. 1525, der 1549 vom Teufel gehohlt wurde, gewesen sein, oder ist nicht vielmehr jener, ungeachtet aller Zeugnisse immer *gestern dagewesene*, *verschwindende* Faust, wenn er ja wirklich war, mit dem Prahler Georg Sabellicus ein Nachbild des längstverschollenen *Prototyps* der Sage? Wäre es nicht unbegreiflich, dafs ein Tausendkünstler neunzehn Jahre vor dem berühmten Philadelphia sich der *jüngere* Philadelphia genannt hätte, wenn wir nicht einen noch früheren annähmen? Wird nicht nach der chronologischen Folge der Faust vom J. 1525 ein *Faustus minimus?*

So drehen wir uns also im Kreise herum, dessen Anfangspunkt wohl niemand mit Gewifsheit angeben wird. Am wenigsten aber scheint es uns glaublich, dafs im dritten Jahrzehend des XVI. Jahrh., im Zeitalter *historischer* und *biographischer Helle*, ungeachtet aller Dunkelheit in den Gemüthern, der weltberufene Wundermann sich so habe verflüchtigen können, dafs selbst nicht Henricus Pantaleon, der uns die unbekanntesten Namen seiner Zeit berühmter Männer dutzendweis aufführt und ihre Lebensumstände erzählt, kein Wort über Faust meldet.

Unsere Ansicht ist daher: zu Anfang des XVI. Jahrh. hat die Sage, mag der Held eine tiefsinnige Nationalhieroglyphe sein oder in früherer Zeit wirklich gelebt haben, dichterisch sich ausgebildet und im Volke so mächtigen Anklang gefunden, dafs mehrere abenteuerliche Gelehrte, fahrende Schüler, Marktschreier, den lockenden, durch Klang und Doppelbedeutung — ich möchte sagen — energischen und geheimnifsvollen Namen sich beilegten. Dr. Johann Faust und der umgehende Schalksknecht Till Eulenspiegel gehören, ungeachtet des Letzteren Grabstätte zu Möllen, *einer* Kategorie an, und es würde nicht schwer halten, über beide Revenants aufzufinden. Ich will nur eines Geister- und Spuckverwandten des Doctors erwähnen, der in unsern Marken sein böses Spiel trieb und der nur einiger poetischen Ausschmückung bedarf, um als märkischer Faust den andern würdig an die Seite gestellt zu werden. Thomas Kantzow, der liebenswürdige Geschichtschreiber Pommerns (st. 1542) erzählt Th. II. S. 365: im J. 1525, also nach Hrn. St. recht im Faustischen Epochenjahre, habe in Landsberg a. d. W. ein schwarzer Mönch, Johann, gelebt, welcher mit Hülfe seines schwarzen Mantels sich unsichtbar machen, „ausreiten oder schweben" konnte. Derselbe habe allerlei wüstes, neckendes Spuckwesen in den Häusern lutherischer Bürger, zumal mit den Weibern, getrieben, zuletzt aber sei er einmal ohne seinen Zaubermantel aus der Pfaffenzeche im Kalandshause zu einer Bürgerfrau gegangen, darob übel geschlagen, ergriffen und in den Thurm gesteckt worden. Vom Rathe dem Landesherren, Markgrafen Johann, überliefert, habe er diesen in der schwarzen Kunst unterrichtet, so dafs er „ungesehen" den Landtagen und ständischen Versammlungen beiwohnen konnte. Zum Dank vom Markgrafen als Pfarrer in Spandau angestellt, sei er nach etlichen Jahren „schändlich umgekommen", d. h. vom Bösen gehohlt worden. So erfahren wir denn zum erstenmale, dafs im reverenden Ministerium zu Spandau der Teufel sein Wesen getrieben. —

Im übrigen ist dieser fleifsige, wiewohl nicht zu einem *sicheren* Resultate führende Versuch des Vfs. uns immer eine anziehende Lectüre gewesen, nur möchten wir das Repertorium aller Faust betreffenden Bücher,

Bilder u. s. w. als 22 Seiten einnehmend, nicht für den Zweck des Taschenbuchs geeignet finden. —

„*Das Principat des Augustus*" von J. W. Loebell führt uns in andere Zeiten und Gedankengebiete. Der gelehrte Hr. Vf. sucht mit sehr scharfsinnigen Gründen seinen Helden gegen den Vorwurf zu vertheidigen, „als sei er ein Heuchler und listiger Schleicher gewesen und habe sein ganzes Leben hindurch als leidlicher Schauspieler seine Rolle gespielt." Wir möchten bezweifeln, dafs diese Ansicht von Augustus als so *allgemein* sich geltend mache, um solche Ereiferung und einen so künstlichen Apparat der Widerlegung Seitens des Hrn. Verfs. zu veranlassen. Der Quell der Machttitel des August, heifst es, flofs nicht aus den alten republikanischen Aemtern, welche er sich übertragen liefs. „Sonst würde er nicht, des wichtigsten, des Consulats, sich zu entledigen, sein ganzes Verhältnifs zum Volke auf eine nicht unbedenkliche Spitze getrieben haben." August's Bestreben, den Besitz des Consulats nicht als Machtprincip hinzustellen, soll uns ein, zwar nicht neues, doch wieder angeregtes Verständnifs von *Horat. Od. III.*, 3 verdeutlichen. Wir lassen den Erklärern des Dichters die Würdigung dieses Aufschlufses, welchen Tanaquil Faber zuerst gab; theilen wir aber auch vollkommen die Meinung des Hrn. Vf., dafs Augustus die Uebernahme des Consulats als etwas Entbehrliches ansah, so sind wir doch um genügende Auskunft verlegen, worin denn die Befugnifs desselben, die ihm seine eigene Sicherheit garantirte, bestanden habe? Der factische Besitz aller Provinzen und der Oberbefehl des Heeres war eine Machtfülle, die auch selbst in *jenem* Rom einen scheinbar rechtlichen Ursprung nachweisen mufste, wollte sie nicht als beleidigende Usurpation dastehn. Diesen Ursprung vermissen wir in Hrn. L. geistreich und elegant geschriebener Untersuchung, und es möchte kein anderer sein, als den Tacitus im Eingange der Annalen ausdrücklich bezeichnet. Augustus war mit Antonius und Lepidus *Triumvir reipublicae constituendae;* Tacitus, bei welchem jede Silbe ihren tiefen, prägnanten Sinn hat, sagt an a. O. *posito triumviri nomine*, nicht *posita triumviri potestate*, und dieser stillschweigende Vorbehalt des Triumviratrechtes, welches nach Lepidus und Antonius auf Octavian sich concentrirt hatte, erklärt wohl jene ungemessene Befugnifs im Staate, kraft welcher Augustus Consulate und alle republikanischen Titel als entbehrlich betrachtete. —

Die „*Aufstände und Kriege der Bauern im Mittelalter*" von W. Wachsmuth nennen wir mit freudiger Anerkennung einen mustergültigen Beitrag des historischen Taschenbuches. Eine abgeschlossene Reihe von Erscheinungen, mannigfaltig durch ihr Colorit, in geschmackvoller Darstellung, dabei verbunden durch den Gedanken: „dafs das Wort Freiheit in jeglicher Zeit, in allen Sprachen und Zungen einen süfsen, lockenden Klang gehabt hat, und dafs auch nach Jahrhunderten der Unterdrückung das Gefühl des Grimmes über unverdiente Knechtschaft sich nicht gänzlich aufzehrt." Wir haben es nicht mit jenen unheilvollen, zum Theil so gewissenlos beurtheilten, Aufständen zu thun, welche der Reformation das Gepräge der deutschen Revolution vollenden, sondern mit den trauererweckenden Erhebungsversuchen des gemifshandelten Bauernstandes, welche *vor* der kirchlichen Bewegung das adelige und hierarchische Princip fast in allen Ländern Europas hervorrief. Ausgeschlossen ist die stürmische demokratische Aufgeregtheit im Zusammenhange mit der Reformation, welche unser Vf. auf die acht Jahre von 1517 bis 1525 beschränkt, obgleich der grofsartigste und merkwürdigste Kampf für kirchliche und bürgerliche Berechtigung erst in die Jahre 1534—36 fällt, die Grafen- oder Bürgermeister-Fehde, deren gesammter Complexus, in der Mitte der gewaltige, der Antike nahe, Consul von Lübeck, Jürgen Wullenwerer, des Ref. Feder gegenwärtig beschäftigt.

Die Schilderung der verschiedenen Bauernkämpfe im Mittelalter ist getragen durch eine geistvolle Vergleichung mit ähnlichen Zuständen und Erscheinungen im classischen Alterthume und durch die Darlegung des sich ausbildenden Verderbnifses altgermanischen Staatswesens. Die ungebeugten Sachsen, die Stellinger, beginnen die Folge der Nachtstücke, der wir in den wechselvollsten Scenen durch Hochallemannien, die Normandie, Jütland und Schonen, Rustringergau, Nord- und West-Frankreich, Altengland bis zu dem mit hunnischer Wildheit gedämpften Aufstande Georg Dosa's in Ungarn mit gleicher Spannung folgen. Die einzelnen, nach den Jahren geordneten, Monographien sind immer durch sehr verständige Rück- und Seitenblicke mit dem Gange des europäischen Staatenlebens in Verbindung gesetzt und bethätigen überall die gründliche Quellenkenntnifs des Hrn. Verf. —

Den Schlufs des Jahrganges machen zwei *Verlo-*

ungen über die letzten funfzig Jahre von E. Gans, welche die früheren von 1833 aufnehmen. Ref., jedes Lobes über diese anerkannt geistvollen Entwicklungen sich enthaltend, begnügt sich mit einer Andeutung des Gedankenzusammenhangs. Die erste der hier mitgetheilten Vorlesungen construirt aus früher dargelegten Elementen die *Monarchie Ludwig's XIV.*, als welche, obgleich nur eine Durchgangsherrschaft, überall ausser England in der zweiten Hälfte des XVII. und im XVIII. Jahrh. sich geltend machen mufste. Das Reich der „Ichheit" sank durch die Mittel, welche dasselbe gebildet hatten, indem das Princip der *Ichheit des Staates im Könige* nicht über das Individuum, das diesen Satz für sich auffand, hinausging; das *Heer*, der Einheit des Führers in der Persönlichkeit des Königs ermangelnd, herabkam; die *Civilverwaltung* am Eigensinn privatrechtlicher Zustände sich zersplitterte; die *Polizei* als geheime in Verachtung fiel; *Klerus* und *Adel* das Gefühl der Selbstständigkeit verlor; die *Parlemente*, zwar zurückgesetzt, nicht entwaffnet wurden, und der *dritte Stand*, in der Dunkelheit herangewachsen, die Autoritäten des XVII. Jahrh. in der Stille zermalmte. — Die zweite Vorlesung charakterisirt die *Regentschaft* als Zeit der Sittenlosigkeit und Schwäche, schildert die alle Stände erschütternden Finanzoperationen Lews, und leitet aus allmälig motivirten Veränderungen die nach andern Richtungen hinstrebende *Geistigkeit* ab, deren Auftreten die französische *Revolution* ist.

Schliefslich kann Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch die folgenden Jahrgänge des Taschenbuchs dieser geisterfrischenden Beigabe nicht entbehren mögen, welche mit der Kategorie der *historischen Erzählung*, der *Untersuchung* und der *Schilderung* individueller Zustände den Reiz des Mannigfaltigen vollenden.

F. W. Barthold.

XXXI.

Zur Geschichte alt-römischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedr. Creuzer. Leipzig u. Darmstadt 1833. 122 S. 8.

Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr 1818 *bis zum Jahr* 1830 *im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König, Lehrer in Speyer. Kaiserslautern* 1832. *VI. u.* 224 S. 8.

Während das Studium dessen, was am Mittel- und Niederrhein auf das römische Alterthum hinweist, in der letzten Zeit auf erfreuliche Weise gefördert worden ist, wovon vor Allem die Leistungen der Karl-Theodorschen Akademie zu Karlsruhe und des herzogl. nassauischen Vereins, wie die Bereicherungen des akademischen Museums zu Bonn und die Sammlungen im Grofsherzogthum Hessen und in Rheinbaiern genügend Zeugnifs ablegen, hat sich der Oberrhein und Neckar einer solchen Theilnahme nicht zu erfreuen gehabt, und es ist nun besondrer Zweck der oben genannten Schrift des um die Alterthumskunde hochverdienten Geh. Raths Creuzer, auf das, was noch für die Kenntnifs des römischen Alterthums in dieser Gegend geleistet werden könnte, aufmerksam zu machen. Die Schrift, die sich durch gründliche Untersuchung und klare Darstellung auszeichnet, ist als ein vortrefflicher Leitfaden für alle, die zu betrachten, welche mit den Erforschung des Alterthums der genannten Gegend sich beschäftigen wollen, und durch die Art der Bearbeitung auch für diejenigen zugänglich und brauchbar, welche in das klassische Alterthum weniger eingeweiht sind, und gern folgt man den Untersuchungen des würdigen Verfs., selbst wenn man, wo er in Bezug auf Mythen und Götterdienst entfernt Liegendes zu verbinden sucht, nicht immer ihm beizupflichten geneigt sein möchte. In dem ersten, *geographische Uebersicht und historische Momente* überschriebenen Abschnitte weist die Schrift sehr übersichtlich die vornehmlichsten Oertlichkeiten und Begebenheiten nach, an welche die Betrachtung der Kolonisationsverhältnisse der Gegend zu knüpfen ist, bei welcher Gelegenheit dann die Art und Weise näher beleuchtet wird, wie die Römer dort ihre Herrschaft durch äussere und innere Mittel zu befestigen suchten. Bei den erstern tritt besonders die Errichtung von Kastellen, Schanzen und Mauern, wie die Anlegung von Strafsen hervor, über welche letztern noch die im Octoberhefte der hallischen Literatur-Zeitung vom Jahr 1833 befindlichen Mittheilungen zu vergleichen sind; von den innern Mitteln nahmen vorzugsweise die Pachtverhältnisse die Aufmerksamkeit in Anspruch.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Zur Geschichte alt-röm. Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedrich Creuzer.

Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr 1818 *bis zum Jahr* 1830 *im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König.*

(Schluſs.)

Ein besondres Interesse gewährt der ganze Abschnitt noch dadurch, daſs wir, was in den von Angelo Mai in der letzten Zeit aufgefundenen Ueberresten alter Schriftsteller auf unsern Gegenstand Bezügliches enthalten ist, sorgfältig und mit gutem Erfolg benutzt finden. Hervorzuheben sind hier die *Demonstratio provinciarum* aus der spätern Kaiserzeit und der Redner Symmachus. Nachdem der Vf. die Hauptverbindungslinien der Römer in der obern Rheingegend kurz nachgewiesen, geht er zur Betrachtung der Hauptkriegsereignisse über, deren Schauplatz gedachte Gegend war. Besonders wichtig ist hier der von den Chatten unter Claudius unternommene Streifzug, welcher nach Creuzer auf der rechten Rheinseite, und zwar nicht nordwärts, sondern südwärts des Mains statt fand. Der Vf. will nach Tacitus bereits in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Ch. G. zwei deutsche rheinische Volksstämme in dem badischen Mittel- und Niederrheinkreise mit den Römern verbündet und denselben kriegsdienstpflichtig wissen, nämlich Nemeter und Vangionen, welche nach der Vermuthung des Verfs., die indeſs noch stärkerer Begründung zu bedürfen scheint, früher diesseits des Rheins gewohnt haben mögen, und damals zur Hülfe gegen die Chatten aufgeboten worden sind. Am Ende des ersten und im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Ch. G., wo die Verbindung der Rhein- und Donauländer unter den Römern schon ganz entschieden hervortritt, finden wir den ganzen Landesstrich vom Main bis an die Grenze der Schweiz von römisch-gallischen Colonisten landwirthschaftlich benutzt, und es begegnet uns bereits städtische Cultur. Kaiser Trajan und dessen Nachfolger widmeten den Colonisationsverhältnissen der Gegend eine besondre Aufmerksamkeit, und wir sehen das in Italien erprobte Colonisations- und Pachtungssystem hierher übertragen, und bald Getreide- und Weinbau, Architektur, Handel und städtische Gewerbe emporblühen. Nachdem der Verf. über die Feldzüge der spätern Kaiser in den deutschen Rheinlanden berichtet hat, verweilt er etwas länger beim dritten Feldzug des Julian, welcher bekanntlich hinsichtlich der Localität manche Schwierigkeit darbietet. Derselbe fand nach Creuzer's Ansicht nicht nördlich vom Main, sondern südlich von demselben statt, und es wäre der Uebergangspunkt des römischen Heers, nach dem Byzantiner Eunapios, in der Gegend von Speyer zu suchen; der Zug ging dem Verf. von Speyer aus nach der Bergstraſse zu durch den Odenwald, vielleicht über die dortige Römerstraſse, und endigte im Hohenlohischen unweit der Jaxt. Es folgen dann Erörterungen über die Gegend, als Schauplatz bedeutender Kriegsunternehmungen unter Valentinian, und es wird hier mit groſsem Scharfsinn erwiesen, daſs die Schlacht bei Solicinium, dem entweder das heutige Schwetzingen oder noch eher Sulzbach bei Weinheim entspricht, und die Schlacht bei Lupodunum, auf welches Ladenburg mit gröſserem Rechte als Lupfen seine alten Ansprüche behaupten dürfte, eine und dieselbe gewesen sei. Hierauf wird das Jahr 369 als durch Befestigungs- und Verbindungsarbeiten ausgezeichnet hervorgehoben, wobei der Verf. aus Symmachus anziehende Notizen mittheilt. Ueber die Lage des *munimentum Valentiniani*, dem nach verschiedenen Annahmen Mannheim, Seckenheim, Ladenburg oder Altrip entsprechen sollen, hat der Verf. eben so wenig zu einer entscheidenden Ansicht kommen können, als über die Veste, welche gleichfalls

sungen über die letzten funfzig Jahre von E. Gans, welche die früheren von 1833 aufnehmen. Ref., jedes Lobes über diese anerkannt geistvollen Entwicklungen sich enthaltend, begnügt sich mit einer Andeutung des Gedankenzusammenhangs. Die erste der hier mitgetheilten Vorlesungen construirt aus früher dargelegten Elementen die *Monarchie Ludwig's XIV.*, als welche, obgleich nur eine Durchgangsherrschaft, überall ausser England in der zweiten Hälfte des XVII. und im XVIII. Jahrh. sich geltend machen mufste. Das Reich der „Ichheit" sank durch die Mittel, welche dasselbe gebildet hatten, indem das Princip der *Ichheit des Staates im Könige* nicht über das Individuum, das diesen Satz für sich auffand, hinausging; das *Heer*, der Einheit des Führers in der Persönlichkeit des Königs ermangelnd, herabkam; die *Civilverwaltung* am Eigensinn privatrechtlicher Zustände sich zersplitterte; die *Polizei* als geheime in Verachtung fiel; *Klerus* und *Adel* das Gefühl der Selbstständigkeit verlor; die *Parlemente*, zwar zurückgesetzt, nicht entwaffnet wurden, und der *dritte Stand*, in der Dunkelheit herangewachsen, die Autoritäten des XVII. Jahrh. in der Stille zermalmte. — Die zweite Vorlesung charakterisirt die *Regentschaft* als Zeit der Sittenlosigkeit und Schwäche, schildert die alle Stände erschütternden Finanzoperationen Lews, und leitet aus allmälig motivirten Veränderungen die nach andern Richtungen hinstrebende *Geistigkeit* ab, deren Auftreten die französische *Revolution* ist.

Schliefslich kann Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch die folgenden Jahrgänge des Taschenbuchs dieser geisterfrischenden Beigabe nicht entbehren mögen, welche mit der Kategorie der *historischen Erzählung*, der *Untersuchung* und der *Schilderung* individueller Zustände den Reiz des Mannigfaltigen vollenden.

F. W. Barthold.

XXXI.

Zur Geschichte alt-römischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedr. Creuzer. Leipzig u. Darmstadt 1833. 122 S. 8.

Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr 1818 bis zum Jahr 1830 im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König, Lehrer in Speyer. Kaiserslautern 1832. VI. u. 224 S. 8.

Während das Studium dessen, was am Mittel- und Niederrhein auf das römische Alterthum hinweist, in der letzten Zeit auf erfreuliche Weise gefördert worden ist, wovon vor Allem die Leistungen der Karl-Theodorschen Akademie zu Karlsruhe und des herzogl. nassauischen Vereins, wie die Bereicherungen des akademischen Museums zu Bonn und die Sammlungen im Grofsherzogthum Hessen und in Rheinbaiern genügend Zeugnifs ablegen, hat sich der Oberrhein und Neckar einer solchen Theilnahme nicht zu erfreuen gehabt, und es ist nur besondrer Zweck der oben genannten Schrift des um die Alterthumskunde hochverdienten, Geh. Raths Creuzer, auf das, was noch für die Kenntnifs des römischen Alterthums in dieser Gegend geleistet werden könnte, aufmerksam zu machen. Die Schrift, die sich durch gründliche Untersuchung und klare Darstellung auszeichnet, ist als ein vortrefflicher Leitfaden für alle, die zu betrachten, welche mit den Erforschung des Alterthums der genannten Gegend sich beschäftigen wollen, und durch die Art der Bearbeitung auch für diejenigen zugänglich und brauchbar, welche in das klassische Alterthum weniger eingeweiht sind, und gern folgt man den Untersuchungen des würdigen Verfs., selbst wenn man, wo er in Bezug auf Mythen und Götterdienst entfernt Liegendes zu verbinden sucht, nicht immer ihm beizupflichten geneigt sein möchte. In dem ersten, *geographische Uebersicht und historische Momente* überschriebenen Abschnitte weist die Schrift sehr übersichtlich die vornehmlichsten Oertlichkeiten und Begebenheiten nach, an welche die Betrachtung der Kolonisationsverhältnisse der Gegend zu knüpfen ist, bei welcher Gelegenheit dann die Art und Weise näher beleuchtet wird, wie die Römer dort ihre Herrschaft durch äufsere und innere Mittel zu befestigen suchten. Bei den erstern tritt besonders die Errichtung von Kastellen, Schanzen und Mauern, wie die Anlegung von Strafsen, hervor, über welche letztern noch die im Octoberhefte der hallischen Litteratur-Zeitung vom Jahr 1833 befindlichen Mittheilungen zu vergleichen sind; von den innern Mitteln nahmen vorzugsweise die Pachtverhältnisse die Aufmerksamkeit in Anspruch.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Zur Geschichte alt-röm. Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedrich Creuzer.

Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr 1818 *bis zum Jahr* 1830 *im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König.*

(Schluſs.)

Ein besondres Interesse gewährt der ganze Abschnitt noch dadurch, daſs wir, was in den von Angelo Mai in der letzten Zeit aufgefundenen Ueberresten alter Schriftsteller auf unsern Gegenstand Bezügliches enthalten ist, sorgfältig und mit gutem Erfolg benutzt finden. Hervorzuheben sind hier die *Demonstratio provinciarum* aus der spätern Kaiserzeit und der Redner Symmachus. Nachdem der Vf. die Hauptverbindungslinien der Römer in der obern Rheingegend kurz nachgewiesen, geht er zur Betrachtung der Hauptkriegsereignisse über, deren Schauplatz gedachte Gegend war. Besonders wichtig ist hier der von den Chatten unter Claudius unternommene Streifzug, welcher nach Creuzer auf der rechten Rheinseite, und zwar nicht nordwärts, sondern südwärts des Mains statt fand. Der Vf. will nach Tacitus bereits in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Ch. G. zwei deutsche rheinische Volksstämme in dem badischen Mittel- und Niederrheinkreise mit den Römern verbündet und denselben kriegsdienstpflichtig wissen, nämlich Nemeter und Vangionen, welche nach der Vermuthung des Verfs., die indeſs noch stärkerer Begründung zu bedürfen scheint, früher diesseits des Rheins gewohnt haben mögen, und damals zur Hülfe gegen die Chatten aufgeboten worden sind. Am Ende des ersten und im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Ch. G., wo die Verbindung der Rhein- und Donauländer unter den Römern schon ganz entschieden hervortritt, finden wir den ganzen Landesstrich vom Main bis an die Grenze der Schweiz von römisch-gallischen Colonisten landwirthschaftlich benutzt, und es begegnet uns bereits städtische Cultur. Kaiser Trajan und dessen Nachfolger widmeten den Colonisationsverhältnissen der Gegend eine besondre Aufmerksamkeit, und wir sehen das in Italien erprobte Colonisations- und Pachtungssystem hierher übertragen, und bald Getreide- und Weinbau, Architektur, Handel und städtische Gewerbe emporblühen. Nachdem der Verf. über die Feldzüge der spätern Kaiser in den deutschen Rheinlanden berichtet hat, verweilt er etwas länger beim dritten Feldzug des Julian, welcher bekanntlich hinsichtlich der Localität manche Schwierigkeit darbietet. Derselbe fand nach Creuzer's Ansicht nicht nördlich vom Main, sondern südlich von demselben statt, und es wäre der Uebergangspunkt des römischen Heers, nach dem Byzantiner Eunapios, in der Gegend von Speyer zu suchen; der Zug ging dem Verf. von Speyer aus nach der Bergstraſse zu durch den Odenwald, vielleicht über die dortige Römerstraſse, und endigte im Hohenlohischen unweit der Jaxt. Es folgen dann Erörterungen über die Gegend, als Schauplatz bedeutender Kriegsunternehmungen unter Valentinian, und es wird hier mit groſsem Scharfsinn erwiesen, daſs die Schlacht bei Solicinium, dem entweder das heutige Schwetzingen oder noch eher Sulzbach bei Weinheim entspricht, und die Schlacht bei Lupodunum, auf welches Ladenburg mit gröſserem Rechte als Lupfen seine alten Ansprüche behaupten dürfte, eine und dieselbe gewesen sei. Hierauf wird das Jahr 369 als durch Befestigungs- und Verbindungsarbeiten ausgezeichnet hervorgehoben, wobei der Verf. aus Symmachus anziehende Notizen mittheilt. Ueber die Lage des *munimentum Valentiniani*, dem nach verschiedenen Annahmen Mannheim, Seckenheim, Ladenburg oder Altrip entsprechen sollen, hat der Verf. eben so wenig zu einer entscheidenden Ansicht kommen können, als über die Veste, welche gleichfalls

sungen über die letzten funfzig Jahre von E. Gans, welche die früheren von 1833 aufnehmen. Ref., jedes Lobes über diese anerkannt geistvollen Entwicklungen sich enthaltend, begnügt sich mit einer Andeutung des Gedankenzusammenhangs. Die erste der hier mitgetheilten Vorlesungen construirt aus früher dargelegten Elementen die *Monarchie Ludwig's XIV.*, als welche, obgleich nur eine Durchgangsherrschaft, überall ausser England in der zweiten Hälfte des XVII. und im XVIII. Jahrh. sich geltend machen mufste. Das Reich der „Ichheit" sank durch die Mittel, welche dasselbe gebildet hatten, indem das Princip der *Ichheit des Staates im Könige* nicht über das Individuum, das diesen Satz für sich auffand, hinausging; das *Heer*, der Einheit des Führers in der Persönlichkeit des Königs ermangelnd, herabkam; die *Civilverwaltung* am Eigensinn privatrechtlicher Zustände sich zersplitterte; die *Polizei* als geheime in Verachtung fiel; *Klerus* und *Adel* das Gefühl der Selbstständigkeit verlor; die *Parlamente*, zwar zurückgesetzt, nicht entwaffnet wurden, und der *dritte Stand*, in der Dunkelheit herangewachsen, die Autoritäten des XVII. Jahrh. in der Stille zermalmte. — Die zweite Vorlesung charakterisirt die *Regentschaft* als Zeit der Sittenlosigkeit und Schwäche, schildert die alle Stände erschütternden Finanzoperationen Lews, und leitet aus allmälig motivirten Veränderungen die nach andern Richtungen hinstrebende *Geistigkeit* ab, deren Auftreten die französische *Revolution* ist.

Schliefslich kann Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch die folgenden Jahrgänge des Taschenbuchs dieser geisterfrischenden Beigabe nicht entbehren mögen, welche mit der Kategorie der *historischen Erzählung*, der *Untersuchung* und der *Schilderung* individueller Zustände den Reiz des Mannigfaltigen vollenden.

F. W. Barthold.

XXXI.

***Zur Geschichte alt-römischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedr. Creuzer. Leipzig u. Darmstadt* 1833. 122 S. 8.**

***Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr* 1818 *bis zum Jahr* 1830 *im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König, Lehrer in Speyer. Kaiserslautern* 1832. *VI.* u. 224 S. 8.**

Während das Studium dessen, was am Mittel- und Niederrhein auf das römische Alterthum hinweist, in der letzten Zeit auf erfreuliche Weise gefördert worden ist, wovon vor Allem die Leistungen der Karl-Theodorschen Akademie zu Karlsruhe und des herzogl. nassauischen Vereins, wie die Bereicherungen des akademischen Museums zu Bonn und die Sammlungen im Grofsherzogthum Hessen und in Rheinbaiern genügend Zeugnifs ablegen, hat sich der Oberrhein und Neckar einer solchen Theilnahme nicht zu erfreuen gehabt, und es ist nun besondrer Zweck der oben genannten Schrift des um die Alterthumskunde hochverdienten Geh. Raths Creuzer, auf das, was noch für die Kenntnifs des römischen Alterthums in dieser Gegend geleistet werden könnte, aufmerksam zu machen. Die Schrift, die sich durch gründliche Untersuchung und klare Darstellung auszeichnet, ist als ein vortrefflicher Leitfaden für alle die zu betrachten, welche mit den Erforschung des Alterthums der genannten Gegend sich beschäftigen wollen, und durch die Art der Bearbeitung auch für diejenigen zugänglich und brauchbar, welche in das klassische Alterthum weniger eingeweiht sind, und gern folgt man den Untersuchungen des würdigen Verfs., selbst wenn man, wo er in Bezug auf Mythen und Götterdienst entfernt Liegendes zu verbinden sucht, nicht immer ihm beizupflichten geneigt sein möchte. In dem ersten, *geographische Uebersicht und historische Momente* überschriebenen Abschnitte weist die Schrift sehr übersichtlich die vornehmlichsten Oertlichkeiten und Begebenheiten nach, an welche die Betrachtung der Kolonisationsverhältnisse der Gegend zu knüpfen ist, bei welcher Gelegenheit dann die Art und Weise näher beleuchtet wird, wie die Römer dort ihre Herrschaft durch äussere und innere Mittel zu befestigen suchten. Bei den erstern tritt besonders die Errichtung von Kastellen, Soldanzen und Mauern, wie die Anlegung von Strafsen hervor, über welche letztern noch die im Octoberhefte der hallischen Litteratur-Zeitung vom Jahr 1833 befindlichen Mittheilungen zu vergleichen sind; von den innern Mitteln nehmen vorzugsweise die Pachtverhältnisse die Aufmerksamkeit in Anspruch.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Zur Geschichte alt-röm. Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedrich Creuzer.

Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr 1818 *bis zum Jahr* 1830 *im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König.*

(Schluſs.)

Ein besondres Interesse gewährt der ganze Abschnitt noch dadurch, daſs wir, was in den von Angelo Mai in der letzten Zeit aufgefundenen Ueberresten alter Schriftsteller auf unsern Gegenstand Bezügliches enthalten ist, sorgfältig und mit gutem Erfolg benutzt finden. Hervorzuheben sind hier die *Demonstratio provinciarum* aus der spätern Kaiserzeit und der Redner Symmachus. Nachdem der Vf. die Hauptverbindungslinien der Römer in der obern Rheingegend kurz nachgewiesen, geht er zur Betrachtung der Hauptkriegsereignisse über, deren Schauplatz gedachte Gegend war. Besonders wichtig ist hier der von den Chatten unter Claudius unternommene Streifzug, welcher nach Creuzer auf der rechten Rheinseite, und zwar nicht nordwärts, sondern südwärts des Mains statt fand. Der Vf. will nach Tacitus bereits in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Ch. G. zwei deutsche rheinische Volksstämme in dem badischen Mittel- und Niederrheinkreise mit den Römern verbündet und denselben kriegsdienstpflichtig wissen, nämlich Nemeter und Vangionen, welche nach der Vermuthung des Verfs., die indeſs noch stärkerer Begründung zu bedürfen scheint, früher diesseits des Rheins gewohnt haben mögen, und damals zur Hülfe gegen die Chatten aufgeboten worden sind. Am Ende des ersten und im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Ch. G., wo die Verbindung der Rhein- und Donauländer unter den Römern schon ganz entschieden hervortritt, finden wir den ganzen Landesstrich vom Main bis an die Grenze der Schweiz von römisch-gallischen Colonisten landwirthschaftlich benutzt, und es begegnet uns bereits städtische Cultur. Kaiser Trajan und dessen Nachfolger widmeten den Colonisationsverhältnissen der Gegend eine besondre Aufmerksamkeit, und wir sehen das in Italien erprobte Colonisations- und Pachtungssystem hierher übertragen, und bald Getreide- und Weinbau, Architektur, Handel und städtische Gewerbe emporblühen. Nachdem der Verf. über die Feldzüge der spätern Kaiser in den deutschen Rheinlanden berichtet hat, verweilt er etwas länger beim dritten Feldzug des Julian, welcher bekanntlich hinsichtlich der Localität manche Schwierigkeit darbietet. Derselbe fand nach Creuzer's Ansicht nicht nördlich vom Main, sondern südlich von demselben statt, und es wäre der Uebergangspunkt des römischen Heers, nach dem Byzantiner Eunapios, in der Gegend von Speyer zu suchen; der Zug ging dem Verf. von Speyer aus nach der Bergstraſse zu durch den Odenwald, vielleicht über die dortige Römerstraſse, und endigte im Hohenlohischen unweit der Jaxt. Es folgen dann Erörterungen über die Gegend, als Schauplatz bedeutender Kriegsunternehmungen unter Valentinian, und es wird hier mit groſsem Scharfsinn erwiesen, daſs die Schlacht bei Solicinium, dem entweder das heutige Schwetzingen oder noch eher Sulzbach bei Weinheim entspricht, und die Schlacht bei Lupodunum, auf welches Ladenburg mit gröſserem Rechte als Lupfen seine alten Ansprüche behaupten dürfte, eine und dieselbe gewesen sei. Hierauf wird das Jahr 369 als durch Befestigungs- und Verbindungsarbeiten ausgezeichnet hervorgehoben, wobei der Verf. aus Symmachus anziehende Notizen mittheilt. Ueber die Lage des *munimentum Valentiniani*, dem nach verschiedenen Annahmen Mannheim, Seckenheim, Ladenburg oder Altrip entsprechen sollen, hat der Verf. eben so wenig zu einer entscheidenden Ansicht kommen können, als über die Veste, welche gleichfalls

ungen über die letzten funfzig Jahre von E. Gans, welche die früheren von 1833 aufnehmen. Ref., jedes Lobes über diese anerkannt geistvollen Entwicklungen sich enthaltend, begnügt sich mit einer Andeutung des Gedankenzusammenhangs. Die erste der hier mitgetheilten Vorlesungen construirt aus früher dargelegten Elementen die *Monarchie Ludwig's XIV.*, als welche, obgleich nur eine Durchgangsherrschaft, überall ausser England in der zweiten Hälfte des XVII. und im XVIII. Jahrh. sich geltend machen mufste. Das Reich der „Ichheit" sank durch die Mittel, welche dasselbe gebildet hatten, indem das Princip der *Ichheit des Staates im Könige* nicht über das Individuum, das diesen Satz für sich auffand, hinausging; das *Heer*, der Einheit des Führers in der Persönlichkeit des Königs ermangelnd, herabkam; die *Civilverwaltung* am Eigensinn privatrechtlicher Zustände sich zersplitterte; die *Polizei* als geheime in Verachtung fiel; *Klerus* und *Adel* das Gefühl der Selbstständigkeit verlor; die *Parlemente*, zwar zurückgesetzt, nicht entwaffnet wurden, und der *dritte Stand*, in der Dunkelheit herangewachsen, die Autoritäten des XVII. Jahrh. in der Stille zermalmte. — Die zweite Vorlesung charakterisirt die *Regentschaft* als Zeit der Sittenlosigkeit und Schwäche, schildert die alle Stände erschütternden Finanzoperationen Laws, und leitet aus allmälig motivirten Veränderungen die nach andern Richtungen hinstrebende *Geistigkeit* ab, deren Auftreten die französische *Revolution* ist.

Schliefslich kann Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch die folgenden Jahrgänge des Taschenbuchs dieser geisterfrischenden Beigabe nicht entbehren mögen, welche mit der Kategorie den *historischen Erzählung*, der *Untersuchung* und der *Schilderung* individueller Zustände den Reiz des Mannigfaltigen vollenden.

F. W. Barthold.

XXXI.

***Zur Geschichte alt-römischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedr. Creuzer. Leipzig u. Darmstadt* 1833. 122 S. 8.**

***Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr* 1818 *bis zum Jahr* 1830 *im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König, Lehrer in Speyer. Kaiserslautern* 1832. *VI.* u. 224 S. 8.**

Während das Studium dessen, was am Mittel- und Niederrhein auf das römische Alterthum hinweist, in der letzten Zeit auf erfreuliche Weise gefördert worden ist, wovon vor Allem die Leistungen der Karl-Theodorschen Akademie zu Karlsruhe und des herzogl. nassauischen Vereins, wie die Bereicherungen des akademischen Museums zu Bonn und die Sammlungen im Grofsherzogthum Hessen und in Rheinbaiern genügend Zeugnifs ablegen, hat sich der Oberrhein und Neckar einer solchen Theilnahme nicht zu erfreuen gehabt, und es ist nun besondrer Zweck der oben genannten Schrift des um die Alterthumskunde hochverdienten Geh. Raths Creuzer, auf das, was noch für die Kenntnifs des römischen Alterthums in dieser Gegend geleistet werden könnte, aufmerksam zu machen. Die Schrift, die sich durch gründliche Untersuchung und klare Darstellung auszeichnet, ist als ein vortrefflicher Leitfaden für alle die zu betrachten, welche mit den Erforschung des Alterthums der genannten Gegend sich beschäftigen wollen, und durch die Art der Bearbeitung auch für diejenigen zugänglich und brauchbar, welche in das klassische Alterthum weniger eingeweiht sind, und gern folgt man den Untersuchungen des würdigen Verfs., selbst wenn man, wo er in Bezug auf Mythen und Götterdienst entfernt Liegendes zu verbinden sucht, nicht immer ihm beizupflichten geneigt sein möchte. In dem ersten, *geographische Uebersicht und historische Momente* überschriebenen Abschnitte weist die Schrift sehr übersichtlich die vornehmlichsten Oertlichkeiten und Begebenheiten nach, an welche die Betrachtung der Kolonisationsverhältnisse der Gegend zu knüpfen ist, bei welcher Gelegenheit dann die Art und Weise näher beleuchtet wird, wie die Römer dort ihre Herrschaft durch äussere und innere Mittel zu befestigen suchten. Bei den erstern tritt besonders die Errichtung von Kastellen, Schanzen und Mauern, wie die Anlegung von Strafsen hervor, über welche letztern noch die im Octoberhefte der hallischen Litteratur-Zeitung vom Jahr 1833 befindlichen Mittheilungen zu vergleichen sind; von den innern Mitteln nehmen vorzugsweise die Pachtverhältnisse die Aufmerksamkeit in Anspruch.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Zur Geschichte alt-röm. Cultur am Ober-Rhein und Neckar mit einem Vorschlage zu weitern Forschungen, von Dr. Friedrich Creuzer.

Beschreibung der römischen Denkmäler, welche seit dem Jahr 1818 *bis zum Jahr* 1830 *im königl. baierschen Rheinkreise entdeckt wurden, u. s. w. Gesammelt und herausgegeben durch Joh. Michael König.*

(Schluſs.)

Ein besondres Interesse gewährt der ganze Abschnitt noch dadurch, daſs wir, was in den von Angelo Mai in der letzten Zeit aufgefundenen Ueberresten alter Schriftsteller auf unsern Gegenstand Bezügliches enthalten ist, sorgfältig und mit gutem Erfolg benutzt finden. Hervorzuheben sind hier die *Demonstratio provinciarum* aus der spätern Kaiserzeit und der Redner Symmachus. Nachdem der Vf. die Hauptverbindungslinien der Römer in der obern Rheingegend kurz nachgewiesen, geht er zur Betrachtung der Hauptkriegsereignisse über, deren Schauplatz gedachte Gegend war. Besonders wichtig ist hier der von den Chatten unter Claudius unternommene Streifzug, welcher nach Creuzer auf der rechten Rheinseite, und zwar nicht nordwärts, sondern südwärts des Mains statt fand. Der Vf. will nach Tacitus bereits in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Ch. G. zwei deutsche rheinische Volksstämme in dem badischen Mittel- und Niederrheinkreise mit den Römern verbündet und denselben kriegsdienstpflichtig wissen, nämlich Nemeter und Vangionen, welche nach der Vermuthung des Verfs., die indeſs noch stärkerer Begründung zu bedürfen scheint, früher diesseits des Rheins gewohnt haben mögen, und damals zur Hülfe gegen die Chatten aufgeboten worden sind. Am Ende des ersten und im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Ch. G., wo die Verbindung der Rhein- und Donauländer unter den Römern schon ganz entschieden hervortritt, finden wir den ganzen Landesstrich vom Main bis an die Grenze der Schweiz von römisch-gallischen Colonisten landwirthschaftlich benutzt, und es begegnet uns bereits städtische Cultur. Kaiser Trajan und dessen Nachfolger widmeten den Colonisationsverhältnissen der Gegend eine besondre Aufmerksamkeit, und wir sehen das in Italien erprobte Colonisations- und Pachtungssystem hierher übertragen, und bald Getreide- und Weinbau, Architektur, Handel und städtische Gewerbe emporblühen. Nachdem der Verf. über die Feldzüge der spätern Kaiser in den deutschen Rheinlanden berichtet hat, verweilt er etwas länger beim dritten Feldzug des Julian, welcher bekanntlich hinsichtlich der Localität manche Schwierigkeit darbietet. Derselbe fand nach Creuzer's Ansicht nicht nördlich vom Main, sondern südlich von demselben statt, und es wäre der Uebergangspunkt des römischen Heers, nach dem Byzantiner Eunapios, in der Gegend von Speyer zu suchen; der Zug ging dem Verf. von Speyer aus nach der Bergstraſse zu durch den Odenwald, vielleicht über die dortige Römerstraſse, und endigte im Hohenlohischen unweit der Jaxt. Es folgen dann Erörterungen über die Gegend, als Schauplatz bedeutender Kriegsunternehmungen unter Valentinian, und es wird hier mit groſsem Scharfsinn erwiesen, daſs die Schlacht bei Solicinium, dem entweder das heutige Schwetzingen oder noch eher Sulzbach bei Weinheim entspricht, und die Schlacht bei Lupodunum, auf welches Ladenburg mit gröſserem Rechte als Lupfen seine alten Ansprüche behaupten dürfte, eine und dieselbe gewesen sei. Hierauf wird das Jahr 369 als durch Befestigungs- und Verbindungsarbeiten ausgezeichnet hervorgehoben, wobei der Verf. aus Symmachus anziehende Notizen mittheilt. Ueber die Lage des *munimentum Valentiniani*, dem nach verschiedenen Annahmen Mannheim, Seckenheim, Ladenburg oder Altrip entsprechen sollen, hat der Verf. eben so wenig zu einer entscheidenden Ansicht kommen können, als über die Veste, welche gleichfalls

Valentinian auf dem *mons Piri* erbaute, in welchem Berge der Vf. den, Heidelberg gegenüber liegenden Heiligenberg zu suchen geneigt ist. In dem darauf folgenden, *Denkmale* überschriebenen Abschnitte wird mitgetheilt, was in den Bezirken des badischen Unter- und Mittelrheinkreises an alterthümlicher Ausbeute bisher Bedeutendes zu Tage gefördert worden ist. Von Oertlichkeiten ist hier zunächst Heidelberg hervorgehoben, wo ein wichtiger vierseitiger Altar und ein gleich wichtiger Grabstein gefunden worden sind, der, wie viele, den Merkur darstellt, von welcher Gottheit, wie der Vf. bemerkt, in den benachbarten Provinzen Frankreichs, in Lothringen und Elsafs, wie in den deutschen Rhein- und Donauländern mehr, wie anderswo, Denkmale sich finden. Es werden hieran einige Bemerkungen über die Verpflanzung fremder Gottheiten und Culte auf deutschen Boden geknüpft, und hierbei besonders auch auf den Mithrasdienst hingewiesen, den viele Mithrassteine und vor Allem das vor mehreren Jahren bei Heddernheim unweit Frankfurt am Main entdeckte Mithräum bekunden. Solchen Naturdienst verräth dem Vf. auch der auf einer Inschrift vorkommende Name Visucius, nach ihm wohl nichts anders als der römisch umgewandelte Flufsgott Wisgoz, weiser oder weissagender Gott, und er möchte damit die Weschnitz bei Weinheim und den dem Wasser eigenthümlichen weifsen Schaum in Verbindung bringen, so dafs hier, ähnlich wie bei der Quelle Albunea (Weifsflufs) bei Tibur, die auf die gleichnamige *Sibylle* hindeute, der Grund des Namens in der sinnlichen Anschauung zu suchen sei. Ref. läfst es dahingestellt, wie weit das Nachweisen so entfernt liegenden Zusammenhangs als gelungen betrachtet werden kann, indem nach seinem Dafürhalten bei den vielen Zufälligkeiten, die bei dergleichen, namentlich wenn vorzugsweise der Weg etymologischer Forschung gewählt wird, im Spiele zu sein pflegen, ein solches Verfahren nur gar zu leicht eine gefährliche Klippe wird. Unter den seit längerer Zeit bekannten Ueberbleibseln hebt der Vf. ferner hervor die bedeutenderen Todtenstätten bei Schwetzingen und Schriesheim und das römische Bad unweit Ladenburg. Besonders wichtig für das Alterthum scheint ihm auch die Gegend um Waldorf, südlich von Schwetzingen, wo man in der Richtung nach Wiesloch im Walde Spuren von Grabhügeln, altes Gemäuer u. a. m. wahrnimmt. Den Vf. veranlafst dies zur Annahme, dafs durch diese Gegend, nämlich über Pforzheim (*Porta Martianae silvae*) eine Hauptrömerstrafse geführt habe. Er gedenkt hier einer Inschrift, auf welcher *Jupiter Doligenus* (richtiger *Dolichenus* oder *Dolichenius* von *Doliche* im nördlichen Syrien) vorkommt, was dem Vf. ein neuer Beweis der dort stattgefundenen Religionsvermischung ist. Andre, in Mühlbach auf dem Schwarzwald und in Röthenberg im Würtembergischen gefundene Inschriften, wo die Diana *Abnoba* genannt wird, lassen den Vf. hier, wie bei dem Gott Visucius, einheimischen Gottesdienst erblicken. Dafs die unweit Pforzheim gefundene Inschrift, auf welcher *NOBE* vorkommt, als *Abnobe* zu vervollständigen ist, leidet keinen Zweifel. Diese Göttin, als welche der Schwarzwald verehrt wurde, giebt dem Vf. Anlafs zu einem Exkurs über den Namen des Gebirgs, *Abnoba*, welcher, wie er richtig bemerkt, bis in diese Gegend ausgedehnt worden sein mag, indem schon Tacitus *Abnoba* bis an die Quelle der Donau reichen läfst, und Eratosthenes und Strabo, wenn gleich sie diesen Bergzug nicht unter einem besondern Namen aufführen, doch dem allgemeinen Namen des westdeutschen Gebirgs, Hercynia, welches auch den *Abnoba*-Bergzug zu ihrer Zeit in sich begriffen haben mufs, eine Ausdehnung bis an den Oberrhein geben. Wenn nun Strabo vom herkynischen Walde sagt, dafs er fruchtbare Strecken und bequeme Wohnplätze für Völkerschaften habe, und, was hier besonders in Betracht kommt, auf dem Wege zu diesem Gebirge von der Donau her Hochebenen sich finden, so läfst sich, wie der Vf. meint, beides vom andern Ende des Schwarzwaldes sagen, den man den Hagenschiefswald nennt. Die durch zuverlässige Mittheilungen ihm bestätigte Fruchtbarkeit dieser Gegend, die Volkssagen von früherer bedeutender Cultur daselbst, die dort gefundenen Waffenstücke und andre auf das Alterthum hinweisende kleineren Gegenstände, die mannigfachen Bautrümmer der Gegend, der schon früher hier entdeckte Zug einer Römerstrafse, die Ueberreste von römischen Bädern und andre erhebliche Ueberbleibsel sind ihm ein Beweis, dafs man nun nicht mehr, wie bisher oft geschehen, blofs von römischen Zehentlanden nördlich vom Main und von vorübergehenden römischen Ansiedelungen im Süden dieses Flusses wird reden können, sondern dafs von jetzt an auch auf den fruchtbaren Hochebenen des Schwarzwaldes eine Jahrhunderte hindurch bestandene, durch Heerstrafsen verbundene und durch Vertheidigungslinien gesicherte rö-

misch-gallische Colonisation wird anerkannt werden müssen.

Der hierauf folgende kurze Abschnitt, *Folgerung und Vorschlag* überschrieben, weist auf die bisherigen Leistungen für Erforschung des Alterthums am Mittel- und Niederrhein hin, und, indem er zeigt, wieviel noch in dieser Beziehung für den Oberrhein und Neckar zu thun sei, hebt er sieben Punkte hervor, die wohl durch noch so manchen Fund erfreuen würden, nämlich die Gemarkung von Ladenburg, dann die Felder und Waldungen zwischen Ketsch, Brühl, Schwetzingen, Neckarau und Seckenheim, vorzüglich die dem heutigen Altrip gegenüberliegenden Oertlichkeiten, endlich Waldorf. Der Abschnitt schliefst mit der Aufforderung zur Bildung eines Alterthumsvereins für die oberen und unteren Neckargebiete. Es folgen nun die *Anmerkungen* (S. 74—114), welche durch ihre Reichhaltigkeit den Text trefflich ergänzen, und wegen ihres äufseren Umfangs eine passendere Stelle am Ende des Werkchens fanden. Nach Mittheilung einiger *Nachträge* und *Berichtigungen* werden zum Schlusse die in der Schrift befindlichen *Vignetten*, Büsten und Münzen darstellend, welche in der Gegend gefunden worden sind, erklärt. Beigefügt ist ein mit Sorgfalt angefertigtes und sauber gestochenes Kärtchen von Ober-Deutschland und den Grenzländern unter den Römern besonders im vierten Jahrhundert, mit den heutigen Lokalnamen.

Die zweite Schrift hat bei weitem nicht die Wichtigkeit wie die eben angezeigte; sie bleibt indefs für den Alterthumsforscher immer von Interesse, indem sie ihm eine Zusammenstellung oder besser Sammlung der wichtigsten Mittheilungen an die Hand giebt, die wir über die im baierischen Rheinkreise gefundenen Ueberbleibsel aus dem römischen Alterthum bisher nur vereinzelt besessen haben. Die Anordnung ist nicht zweckmäfsig und übersichtlich genug, und die Darstellung in den einzelnen Mittheilungen, namentlich denen des Herausgebers selbst, leidet mitunter an einer wahrhaft ermüdenden Breite. Zu einem geordneten Ganzen verarbeitet, würden die im Werkchen befindlichen Materialien sicherlich manches anziehende Resultat in Bezug auf Lokalität, Alter und Beschaffenheit des Aufgefundenen gewinnen lassen. Die vor siebzehn Jahren zu Speyer angelegte Sammlung verdient alle Aufmerksamkeit; sie besitzt viele gröfsere und kleinere Ueberbleibsel und so auch eine artige Anzahl Sculpturen, deren Darstellungen, meist *demi-relief* und gut ausgeführt, vorzugsweise Merkur, Minerva, Apoll und Vulkan zum Gegenstande haben, und somit darauf hinweisen, wie schon früh Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in dieser Gegend heimisch waren. Der erste Abschnitt: *Das linke Rheinufer unter römischer Regierung bis zum Einfalle der Franken* enthält Bekanntes; der zweite, *historische Beschreibung des römischen Kastells Alta ripa u. s. w.* ist nicht ohne Interesse, und es wird hier die schon oben berührte Frage wegen der Lage des *munimentum Valentiniani* erörtert. Die Mittheilung ist vom Domkapitular Dahl in Mainz, der sich für das heutige Altrip zwischen Mannheim und Speyer entscheidet, und sich hierbei auf zwei Stellen bei Symmachus stützt, wovon indefs die eine, welche auf die Lage am Zusammenflufs von Rhein und Neckar deutlich hinweist, seine Ansicht nicht eben begünstigt, und mehr auf das heutige Mannheim hinführt, für welchen Ort auch Creuzer noch am meisten stimmt. Der dritte Abschnitt der Schrift, *Beschreibung der ehmaligen römischen Begräbnifsfeierlichkeiten in der Nemeterstadt, Speyer*, enthält Bekanntes; der vierte berichtet über einen schon vor längerer Zeit in der Chormauer der Georgenkirche zu Speyer gefundenen *Sarg*, dem Epitaphium zufolge den der Claudia Luna, einer Schwester des Kaisers Claudius, deren Gerippe, von einer weifsen kalkartigen Masse umschlossen, wohl erhalten ist. Der fünfte Abschnitt giebt beachtungswerthe Mittheilungen über *römische Todtenköpfe und andre heidnische Leichengefäfse*, und endlich der sechste und letzte, unstreitig der wichtigste der Schrift, eine *Beschreibung der im Rheinkreise vom Jahr* 1818—1830 *entdeckten römischen Alterthümer u. s. w.* Die Uebersicht ist nach den Fundorten gegeben, deren Zahl an siebzig beträgt, und von welchen wegen ihrer Ergiebigkeit Rheinzabern, Schwarzenacker, Speyer, Meckenheim, Landstuhl, Blieskastel, Germersheim, Lauterburg im Elsafs, Dunzweiler, Deidesheim und Dürkheim mit seiner bekannten Ringmauer und dem Teufelstein hervorzuheben sind. Hie und da sind auch gelungene Etymologieen von Ortsnamen mitgetheilt, so z. B. von Dunzweiler, welches von *ad undecimum*, wie *Dieuze* von *ad duodecimum*, abgeleitet wird. Dem Buche beigegeben sind drei ziemlich sauber lithographirte Tafeln, welche 88 Abbildungen enthalten.

Reinganum.

XXXII.

Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Dr. Friedrich Rehm. Zweiter Band. Von der Thronbesteigung der Abbassiden und der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums bis auf das Endrat der Seldschuken, den Investiturstreit und die Kreuzzüge. Zweite Abtheilung. Geschichte des Morgenlandes. Mit zehn Stammtafeln. Kassel bei Joh. Christ. Krieger. 1833. gr. 8.

Mit dem vorliegenden Bande füllt der Hr. Verf die Lücke aus, welche zwischen der ersten Abtheilung des zweiten Bandes und dem 3ten Bande Abthl I. (angezeigt in diesen Jahrbüchern Jan. 1832. Nr. 13 und 14.) geblieben war. Hr. Rehm hat schon in seinem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters, wovon der 3te Band des Handbuches zugleich eine Fortsetzung ist, die Geschichte der Chalifate und ihre Dynastieen, so wie die der macedonischen Kaiser in Byzanz erzählt: hier findet sich dieser Zeitabschnitt der morgenländischen Geschichte ganz neu bearbeitet. Nur in der Geschichte der tartarischen Völker ist wenig geändert worden; auch sind die in derselben vorkommenden wichtigsten Ereignisse in die byzantinische Kaisergeschichte aufgenommen. Die Eintheilung ist ganz nach der im Lehrbuch getroffenen beibehalten, nur einige kleinere Dynastieen sind hinzugefügt und die Geschichte des Fatimidischen Chalifats ist bis auf den Untergang desselben fortgesetzt. Es umfaſst demnach diese Abtheilung oder des vierten Buches zweites Capitel die Geschichte des Morgenlandes von der Mitte des achten bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts in folgenden sechs Paragraphen:

1. Chalifat der Abbassiden zu Bagdad v. S. 6—110.
2. Uebersicht von 18 Dynastieen in Asien v. S. 110—237.
3. Acht Dynastieen in Afrika mit dem Chalifat der Fatimiden in Kahira v. S. 237—320.
4. Chalifat der Ommaijaden in Spanien v. S. 320—398.
5. Makedonisches Kaiserhaus in Byzanz v. S. 399—496.
6. Bulgaren, Chazaren und andere tartarische Völker von S. 497—515.

Die Beilage enthält Zusätze zu der Geschichte der Ghasnawiden nach Mirkhond v. S. 516—522.

Die Geschichte des Chalifats von Bagdad bis zum J. 1075 ist in allgemeinen Umrissen entworfen. Da es hier an einer Volksgeschichte gänzlich fehlt, so hat der Herr Verf., um die Darstellung einigermaſsen zu beleben, wie auch um nicht mit Namen und Zahlen die Erzählung zu überladen, Scenen aus dem Leben der Chalifen und Beschreibungen des Hofceremoniels aufgenommen, auch hie und da Einiges über die inneren Verhältnisse mitgetheilt. Dessenungeachtet macht das Ganze keinen erfreulichen Eindruck, und es bleibt zu sehr Uebersicht, als daſs es ein Gemählde (wie der Hr. Vf. sich ausdrückt) genannt werden könnte.

Sehr gelungen und wahr ist das, was in der Einleitung zur Geschichte der Abbassidischen Chalifen S. 2—6 über das Wesen und den Zustand der mohammedanischen Reiche gesagt ist; dagegen möchten wir der Einleitung zu der Uebersicht der Dynastieen in Asien, welche S. 110—118 gegeben ist, nicht beistimmen. Mit Unrecht ist hier dem Islam zur Last gelegt, was zu allen Zeiten im Morgenlande aus dem Wesen und Charakter der Regierung und Völker natürliche Folge war. Ganz am unpassenden Orte ist der Uebergang zu den Staatsverfassungen und deren Beurtheilung (S. 113 flg.), welche eher in eine europäische Staatengeschichte neuerer Zeit gehörte, als in die Geschichte des Morgenlandes im Mittelalter.

Zur bessern und schnellern Uebersicht der zahlreichen Dynastieen in Asien mag die Eintheilung nach geographischer Ordnung, welche der Hr. Vf. gewählt hat, ihre Vorzüge haben, aber wo historische Entwicklung und Zusammenhang stattfinden soll, ist sie zu verwerfen. Die Geschichte der Abbassidischen Chalifen ist ganz eng mit dem Schicksale der meisten östlichen Dynastieen verflochten, und diese greifen wieder mehr oder weniger in einander. Es ist daher nicht füglich ohne Wiederholung oder ohne Lücken, oder ohne allzu häufiges Zurückweisen, die Geschichte jeder einzelnen Dynastie zu trennen. Da diese Dynastieen in Asien nur zum Theil neben einander bestanden, mehrere aber auf einander folgten oder sich verdrängten, so ist eine zusammengefaſste Darstellung nicht nur möglich, sondern erleichtert auch ungemein das Verständniſs dieser ohnehin sehr abgerissenen und oft dunkeln Geschichten.

Auch für die africanischen und spanischen Dynastieen hätte eine andere Ordnung gewählt werden dürfen. Die Ommaijaden muſsten nicht zuletzt, sondern vorangestellt werden. Sie machten den Anfang des Abfalles von dem Abbassidischen Chalifate im Westen: dann folgten die Edrisiden im nordwestlichen Africa und die Aglabiden. Die Thuluniden und Ikschiden in Aegypten möchten wir lieber zu den östlichen Dynastieen zählen, die erstern wenigstens gewiſs. Am Schlusse erst würden wir das Fatimidische Chalifat von Kahira setzen, das sich dann erhebt, als schon ein Theil der andern Dynastieen in Africa aufgehört haben, oder doch ihrem Untergange nahe sind.

In Rücksicht der Angabe des geschichtlichen Stoffes gebührt dem Herrn Rehm das Verdienst, die vorzüglichsten Quellen und bessern Hülfsschriften gründlich studirt zu haben. Es ist in dieser Hinsicht so viel hier geleistet worden, als nur irgend in einem Handbuche geleistet werden kann: denn man wird kein Werk von diesem geringen Umfange finden, das neben der ziemlich in's Einzelne gehenden Darstellung so viele historische Facta, Namen und Zahlen enthält, als das Handbuch von Hrn. Rehm. Daneben enthält es zahlreiche litterarische Nachweisungen sowohl der Quellen als der Hülfsschriften. Ein besonderer Vorzug des Werkes ist noch die genaue und sorgfältige Bestimmung der Chronologie, so daſs die wichtigsten Data in der morgenländischen Geschichte nach der Hedschra und der christlichen Zeitrechnung mit Monat und Tag sich angegeben finden. Hr. Rehm hat der Chronologie dieser Zeiten schon früher seine Studien gewidmet, und einen Theil derselben in einer besondern Schrift (*Computationes chronologicae ad historiam Abbassidar. spectantes. Marburg*, 1828. 4.) bearbeitet, worauf auch in der Geschichte der Abbassidischen Chalifen öfters hingewiesen worden.

In des Hrn. Verfs Darstellung der einzelnen Begebenheiten und des innern Zusammenhanges derselben näher einzugehen, möchte hier nicht an seinem Platze sein. Daſs hie und da nicht ein Irrthum, ein Versehen, unterläuft, läſst sich in allgemeinen Geschichtswerken nicht vermeiden. Ein ungemeiner Vorzug ist es schon, wenn im Vergleich mit den andern ähnlichen Werken es sich vortheilhaft durch eine nur geringe Zahl von Versehen auszeichnet.

Mit besonderer Vorliebe und Gründlichkeit ist der Abschnitt der Geschichte des makedonischen Kaiserhauses in Byzanz (v. S. 399—496) ausgearbeitet. Es sind nicht nur die griechischen Quellen (und zwar so weit die Bonner Ausgabe der Byzantiner es gestattete, im verbesserten Text) auf das sorgfältigste benutzt, sondern auch die gedruckten orientalischen Berichte, besonders Abulfeda's, Elmakin's, Abulfaradsch's damit verglichen worden. Auch die wichtigen und zur Aufhellung mancher Facta sehr dienlichen Berichte Kemaleddin's (die Regierung des Saahd Aldaula, übers. v. Freitag, Bonn 1820. 4.) sind nicht übergangen und in zahlreichen längeren Noten die abweichenden Nachrichten zur Ermittelung der Wahrheit zusammengestellt worden. Abulfaradsch hätte aber unter dem Namen Bar Hebräus (denn auch so wird er genannt) nicht als ein neuer Schriftsteller, wie einigemal geschehen ist, aufgezählt werden sollen: es müſste denn sein, daſs Hr. Rehm damit andeuten wollte, daſs er den in arabischer Sprache aus der syrischen Chronik des Bar Hebräus gemachten Auszug, welchen man ihm gewöhnlich selbst zuschreibt, von anderer Hand hält, was nicht unwahrscheinlich ist. Durch die gleich sorgfältige Benutzung der griechischen und orientalischen Nachrichten hat die Geschichte der macedonischen Kaiser bei den vielfachen Berührungen des byzantinischen Reiches mit dem morgenländischen Chalifate und den mohammedanischen Völkern nicht wenige Aufklärungen erhalten, so daſs hier das Werk gewiſs mehr geleistet hat, als man von einem Handbuche erwartet.

Aschbach.

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

XXXIII.

A Grammar of the Turkish Language: with a preliminary discourse on the language and literature of the turkish nations, a copious vocabulary, dialogues, a collection of extracts in prose and verse, and lithographed specimens of various ancient and modern manuscripts. By A. L. Davids. London 1832. *LXXVIII und* 208 S. 4.

Der hoffnungsvolle, den Wissenschaften viel zu früh entrissene Davids hat das vorliegende, der türkischen Sprache und Litteratur geweihte, und dem Sultan Mahmud zu Füfsen gelegte Werk, wie er selbst (S. LXXVII der Einleitung) berichtet, in seinen Erholungsstunden zusammengetragen. Es zerfällt in drei Abtheilungen: ein „*Preliminary Discourse*" (S. I—LXXVIII.), welches von den verschiedenen Verzweigungen des grofsen türkischen Völkerstammes, von ihren Dialekten und Litteraturen handelt, eine praktische Grammatik (S. 1—168), und eine kleine Chrestomathie (— S. 208), die Auszüge aus gröfstentheils ungedruckten Werken enthält.

Das „*Preliminary Discourse*" giebt sowohl von der grofsen Belesenheit des Verfs. in den vorzüglichsten Werken, die bis 1832 über Ursprung, Geschichte und Litteratur der türkischen Völker erschienen sind, als auch von seiner gewandten Benutzung morgenländischer Quellen, und im Lesen derselben erlangten Fertigkeit, schöne Beweise. Die bedeutendsten, von Europäern abgefafsten Werke, die dem Verf. zu seiner gehaltreichen Einleitung, sofern sie die Stammesverwandten der Osmanen betrifft, das Material geliefert, sind „Visdelou's Geschichte der Tatarei", „Abel-Remusat's *Recherches sur les Langues Tartares*", „Balbi's *Introduction à l'Atlas Ethnographique du Globe*", *etc.* Von orientalischen Quellen hat er, da ihm die Kenntnifs der chinesischen Sprache abging, nur „*Raschid-Eddin's Dschami' Ettewarich*", und „*Abul-Ghasi Behader Chan's Kitabi Schedschrei Turki*" vergleichen können. Dieses letztere Werk war Abel-Remusat noch nicht im Originale zugänglich, wie denn seit dem Erscheinen der „*Recherches*" unsere Kenntnifs mehrerer Dialekte, namentlich des *Uigurischen*, *Dschaghatai*'schen und *Kaptschak*'schen, erweitert worden ist. Um die Litteratur-Geschichte der Osmanen hat sich Hr. v. Hammer unstreitig das gröfseste Verdienst erworben, und aufser den Werken dieses Gelehrten standen unserem Verf. auch eine Menge gedruckter und geschriebener Schätze der Bodleyanischen Bibliothek zu Gebote.

Die dem ungeheueren Central-Asien entstammten, und grofsen Theils daselbst noch hausenden Völker theilen sich, wenn man nur auf Gesichts- und Schädelbildung Rücksicht nimmt, in *zwei* Rassen, von denen der Naturforscher die Eine, zu der alle mit den Osmanen stammesverwandte, und im Wesentlichen dieselbe Sprache redende Völker gehören, nur als Theil derjenigen Haupt-Rasse betrachtet, die er die *kaukasische* nennt; die Andere, welche Mongolen, Tungusen, Tibetaner u. s. w. umfafst, ist die *mongolische* benannt worden. Beide Benennungen mag man in *naturhistorischem* Sinne getrost beibehalten; aus völkerhistorischem und philologischem Standpunkt betrachtet, sind sie aber *grundfalsch*, indem nichts abenteuerlicher sein kann, als die Hypothese, welche allen Völkern kaukasischer Rasse, oder auch nur einem grofsen Theile derselben, den *Kaukasus* zum Ursitze anweist, und eine gemeinschaftliche Ableitung der Völker mongolischer Rasse von den eigentlichen *Mongolen*, wie Geschichte und Sprachenvergleichung lehrt, ganz aus der Luft gegriffen ist. Bei vielen Völkern der sogenannten kaukasischen Rasse (den indo-slavo-germanischen) läfst wenigstens die wirkliche *Verwandtschaft*, nicht blofs die *Analogie* der Sprachen auf eine historische innigere Berührung schliefsen; von

den Völkern mongolischer Rasse hat aber jedes seinen wesentlich verschiedenen Sprachstamm, und ihre Aehnlichkeit beschränkt sich nur auf *Analogie*, in welcher letzteren Hinsicht die Sprache der kaukasisch genannten *Türken* denselben ungleich näher steht, als den indo-slavo-germanischen, so wie sie in ihrem Wurzelnsysteme von allen verschieden ist. Hieraus erhellt, dafs wir die *Türken* eben so wenig mit den übrigen Central-Asiaten in verwandtschaftliche Berührung bringen können, und zufrieden sein müssen, wenn wir, von der Geschichte häufigst verlassen, zu ermitteln im Stande sind, welches Volk mit Recht den Namen *Türken* *) verdient, d. h. mit den Osmanen als blutsverwandt zu betrachten ist. Wir werden also den Namen *Türken* von jetzt an am zweckmäfsigsten nur dann gebrauchen, wenn wir den Stamm in seiner ganzen Ausdehnung verstehen, und die europäischen Türken nur *Osmanen* nennen.

Ueber Urzitze, Alterthum und Abkunft der Türken finden wir bei muhammedanischen Schriftstellern, was die einzelnen Umstände betrifft, eben so wenig Zuverlässiges, als bei den Chinesen, der einzigen ostasiatischen Nation, deren beglaubigte Geschichte über Christi Geburt hinaufreicht, und der einzigen cultivirten Nation, die sehr frühzeitig mit türkischen Horden in feindliche Berührung kam. Die Muhammedaner vermengen Dichtung mit Wahrheit; die Chinesen sind oft aus Nationalstolz und Barbaren-Hafs keine unparteiischen Berichterstatter. Darin stimmen aber die Notizen aus Ost und West überein, dafs die Türken als Nation uralt, und dafs sie ursprünglich in der heutigen Mongolei, in der Gegend der Flüsse *Tula* und *Selinga* sich niederliefsen. Unter den Nachkommen des Stammvaters *Turk* (nach muhammedanischer Ueberlieferung) strahlt besonders *Oghus* hervor (um 2824 v. Ch.), mit dem die National-Sage der Türken, und eine selbstständige Chronologie beginnt. Oghus, in gewissem Betrachte ein Dschemschid der Türken, ist in liebliche Sagen eingehüllt; der Nachhall seiner Thaten und seines Wirkens erhielt sich noch lange in der Tatarei. Die älteste, unbezweifelt türkische Nation, deren die Chinesen gedenken, sind die *Hiong-nu* (von Deguignes irrthümlich mit den finnischen *Hunnen* verwechselt), deren Reich um 1763 v. Ch. begonnen haben soll, und die um 250 v. Ch. über die ganze Tatarei, von Korea bis zum kaspischen Meere, sich ausbreiteten. Die „grofse Mauer" leistete ihren Stürmen nur schwachen Widerstand. Ihre Macht wurde bald nach Anfang unserer Zeitrechnung durch inneren Zwiespalt und äufsere Feinde allmählig gebrochen. Ein kleiner Theil der Hiong-nu liefs sich in einem Thale des Altai nieder, wo sie am Fufse eines Hügels (so erzählt der chinesische Polyhistor *Ma-tuan-lin*) eine Stadt erbauten, die an Form einem *Helme* glich. „Da nun, führt Ma-tuan-lin fort, ein Helm in ihrer Sprache *tu-kiü* *) heifst, so wählte das Volk von jetzt an diesen Namen".

Das Reich der *Tu-kiü* wurde bald noch bedeutender, als das ihrer Ahnen, der Hiung-nu, gewesen war. Sie kamen abwechselnd in friedliche oder feindselige Stellung zu China, Persien und selbst Byzanz, zerfielen aber ums Jahr 585 in zwei Reiche, von denen das im Westen des Altai belegene allmählig bis zur persischen Grenze sich ausdehnte. So wurden die erfolgreichen Unternehmungen türkischer Horden gegen Persien und Byzanz vorbereitet. Die östlichen Tu-kiü erlagen einem anderen, von den Hiong-nu abstammenden Volke, den *Hoei-hu* oder *Hoei-hi*, wie die Chinesen sie nennen. Die Hoei-hu wurden bald auch im Westen mächtig, huldigten zuerst der Religion des Muhammed, und gründeten den letzten bedeutenden türkischen Staat in Mittelasien. Nach der Auflösung des Reiches der Hoei-hu spielten zuerst die Seldschuken und dann die Osmanen im *Westen* ihre Rolle.

Man hat die Hoei-hu lange mit einem anderen türkischen Volke verwechselt, das noch heutiges Tages *Uiguren* oder *Jguren* heifst, seit undenklicher Zeit im inneren Asien die Gegenden von Chamul und Turfan bewohnt, niemals von grofser geschichtlicher Bedeutung

*) Der sehr gemifsbrauchte Name *Tatar* (nicht *Tartar*), den man auf *alle* nicht osmanische *Türken*, und noch dazu auf *Mongolen*, *Mandschu* u. s w. ausdehnt, sagt in der That noch weniger, als der Name *Franken*, den die Europäer im Orient führen (*Recherches sur les langues Tartares*, *p.* 1—2.)

*) Wirklich bedeutet تُرك (*turk*) noch jetzt im Türkischen *Helm*; denn es ist sicherer, dieses Wort mit elidirtem r zum Grunde zu legen, als mit Abel-Remusat an تَقِيَّة (*tukiek*) *Mütze* zu denken, welches ein arabisches Wort. In Khang-hi's Wörterbuch haben wir unter dem Zeichen *kiü* (*kiue*) folgende Notiz gefunden: „Die Tu-kiü wohnten vormals am *Kin-schan* (Altai), und waren geschickt in Verarbeitung des Eisens. Der Kin-schan hat die *Gestalt eines Helmes* (*dschuang ju teu-meu*); einen *Helm* nennt diese Nation *tu-kiü*; daher der Name ihres Reiches." (Kap. II, Bl. 97.)

war, und fast immer in gröfserer oder geringerer Abhängigkeit von China erscheint. Die Gründe gegen diese Hypothese findet man in den „*Recherches sur les langues Tartares*" (S. 285 ff.), und wir halten es für überflüssig, sie hier zu wiederholen, weil Davids mit gänzlicher Umgehung derselben der älteren Annahme beitritt. Eine ihm eigenthümliche Hypothese, die er mit Gründen zu unterstützen sucht, ist die, dafs das Uigurische Alphabet weit älteren Ursprungs sei, als gewöhnlich angenommen wird, und nicht aus der syrischen, sondern unmittelbar aus der *Zend*-Schrift stamme. Also müssen die Uiguren — so schliefst er — auch eine ältere, verloren gegangene Litteratur gehabt haben; oder umgekehrt, weil man sichere Thatsachen hat, dafs die Uiguren schon lange vor der Zeit, wo die syrische Schrift, nach Anderer Behauptung, zu ihnen gelangt ist, eine Buchstabenschrift und Litteratur besafsen: so kann ihr Alphabet nicht syrischen Ursprungs sein.

Der Verf. stützt sich zuerst auf das ausdrückliche Zeugnifs des Chinesen *Ma-tuan-lin*, dem gemäfs die Uiguren, aufser der chinesischen Schrift, auch *barbarischer* Buchstaben sich bedienten. Ma-tuan-lin schrieb unter der Dynastie *Sung*, im *zehnten* Jahrhundert, und wenn Abel-Remusat wirklich annähme, dafs die nestorianischen Mönche erst im *zwölften* Jahrhundert nach der Tatarei kamen, so hätte Davids ein starkes Vorurtheil für sich. Allein an welcher Stelle behauptet der französische Gelehrte das Letztere? Sagt er nicht (S. 44) mit klaren Worten, dafs die syrische Schrift höchst wahrscheinlich schon um die Mitte des *achten* Jahrhunderts den Bewohnern der Tatarei bekannt geworden sei, welche Annahme nicht blofs das unbestreitbar authentische (von Davids ganz ignorirte) Denkmal von *Singan-fu*, sondern auch Marco Polo's Nachrichten über die Verkündung des Christenthums in Hochasien zu bestätigen scheinen?

Andere Gründe zu Gunsten seiner Hypothese liefert dem Verf. das uigurische *Alphabet* selbst. Einige Buchstaben desselben haben gröfsere Aehnlichkeit mit den entsprechenden Buchstaben der Zend-Schrift, und mehrere syrische Buchstaben fehlen den Uiguren ganz. Ersteres kann sehr wohl ein Werk des Zufalls sein; Letzteres beweist höchstens, dafs man die respectiven Laute beider Sprachen nicht sorgfältig genug gegen einander abwog, oder dafs verschiedene syrische Lautzeichen sehr entbehrlich waren, weil im Uigurischen kein analoger Laut existirte. So z. B. haben die Uiguren das semitische *'Ain* (syr. *'Ee*) mit Recht verschmäht, denn dieser Laut ist den Türken eben so fremd als uns, und der Uigure konnte nicht voraussehen, dafs er ihn einst, nach seiner Bekehrung zum Islam, in adoptirten arabischen Wörtern gebrauchen würde. Von den drei S-Lauten der Syrer (*Sain*, *Semcat* und *Zode*) hat man nur Einen aufgenommen; eben so von den beiden T-Lauten (*thet* und *tau*). Auch dieser Umstand darf uns nicht Wunder nehmen. Selbst in dem gelösteren und nüancirteren Lautsysteme der osmanischen Türken giebt es eigentlich nur *zwei* S-Laute und Einen T-Laut; daher die Unbestimmtheit und Willkür im Gebrauche ihrer, von den Arabern erborgten Buchstaben ص und س, ط und ت, versteht sich nur beim Schreiben ächt türkischer Wörter *).

Von alten historischen Annalen, und überhaupt von einer Litteratur der Uiguren, die ein älteres Datum hätte, als ihre Bekehrung zum Islam, findet sich durchaus keine Spur, und was Davids ein *striking proof* für die Existenz derselben nennt, erscheint uns im Gegentheil als eines der unhaltbarsten Argumente. Der chinesische Vf. des *Su-hung-kian-lu* und der Perser Alaeddin stimmen bei Erzählung einer alten türkischen Sage im Wesentlichen überein; aber ist diese Uebereinstimmung nicht auch ohne die Voraussetzung, dafs sie aus uigurischen *Annalen* geschöpft, denkbar? Warum thuen Beide ihrer schriftlichen Quellen keine Erwähnung, und konnten nicht Beide dieselbe *mündliche* Tradition benutzt haben? Wir gestehen gern, dafs die ältere Hypothese noch Einwürfen und Zweifeln Raum läfst; allein unsere historische Kenntnifs des inneren Asiens ist überhaupt noch viel zu lückenhaft, als dafs wir uns in diesem, wie in manchem anderen Punkte, über blofse Wahrscheinlichkeit erheben könnten.

Die türkische Sprache zerfällt, nach der genaue-

*) Das Osmanli-Alphabet könnte von seinen 33 Buchstaben wenigstens *zehn* entbehren, wenn der europäische Türke seine edle und bildungskräftige Muttersprache des arabischen und persischen Wustes entledigen wollte, der ihr den Beinamen „scheckiges Pferd" gegeben hat. Die Armenier, welche das Osmanli bekanntlich mit ihren National-Charakteren schreiben, richten sich dabei ganz nach der Aussprache des gemeinen Lebens, durch welche Methode zwar mancher Buchstabe entbehrlich, aber auch manches *arabische* Wort schwer erkennbar wird.

sten Eintheilung, in *zehn* Dialekte: den Uigurischen, Dschaghatai'schen, Kaptschak'schen, Kirgisischen, Turkmanischen, Caucaso-Danubischen, Austro-Sibirischen, Yakutischen, Tschuwaschischen, und das Osmanli. Ein Reisender, der, mit Kenntniss einiger Dialekte ausgerüstet, von Marokko abgehend, die südlichen Küstenländer des Mittelmeeres, Syrien, Kleinasien, und jenseit des schwarzen Meeres die unermeßlichen, zum asiatischen Rußland gerechneten Länder bis an die Lena und den Polar-Ocean durchwanderte, würde auf dieser halben Weltreise Völker türkischen Stammes antreffen, denen er sich verständlich machen könnte. Zu dieser beispiellosen Ausbreitung der türkischen Nation haben die Eroberungen Tschingis-Chan's und seiner Nachfolger, und die der Sultane aus dem Geschlechte Osman's das Meiste beigetragen. Schon Tschingis-Chan's Heere waren größtentheils aus Türken gebildet.

Von allen bekannteren Dialekten der türkischen Rasse ist der *uigurische* der reinste geblieben, weil die Uiguren an den Weltstürmen ihrer Brüder wenig oder gar keinen Antheil nahmen, und die Religion der Araber gleichsam zu sich kommen ließen, während die meisten anderen türkischen Völker dem neuen Glauben bis in seine Heimath entgegeneilten. Außerdem hatten die Uiguren, als der Islam bei ihnen Eingang fand, schon ihr eigenthümliches Alphabet, und so kam es, daß die Anzahl der fremden, besonders arabischen Wörter, die sie aufnahmen, immer weit beschränkter blieb, als im Dschaghatai'schen und Osmanli, von welchen beiden Dialekten der letztere auch mit vielen europäischen Wörtern sich bereichert hat. Um also den wahren lexikalischen Reichthum der türkischen Sprache ermessen zu können, muß man vorzüglich das Uigurische berücksichtigen. In grammatischer Hinsicht ist aber das Osmanli weit mehr entwickelt, als alle seine Schwestersprachen, die es auch an periodischer Fülle, an Zartheit und Wohllaut weit hinter sich läßt *).

Abel-Remusat hat in seinen „*Recherches*" Beobachtungen über die uigurische Sprache mitgetheilt, die Davids ohne Ergänzung und Berichtigung aufnimmt, obgleich die von ihm mitgetheilten Bruchstücke schon Material dazu geben könnten. Wir begnügen uns vorläufig mit einigen zerstreuten Bemerkungen. — Der uigurische Genitiv *ning* steht im Gebrauche wie in formeller Hinsicht der mandschuischen relativen Partikel *ningge* sehr nahe, und in der von Abel-Remusat citirten Stelle: *yil kari ning, alkisch* u. s. w. (diejenigen, welche alt sind, lobpreisen) ist er noch wahres Relativum. — „Das Verbum der Uiguren scheint, sagt Davids (p. XXIX), keine anderen Formen zu kennen, als die Affirmative (Activ und Passiv), und die Negative, und sie haben weder Impossibilia, noch Reciprocal-, Causal- und Personal-Verben." Sollte aber z. B. „*öldurarman*" (*ich will tödten lassen*) keine causale Form sein? *) Noch unverkennbarer ist diess bei *geltürmek, kommen lassen, herbringen* **), auf welches bereits Jaubert die gleichbedeutende osmanische Form *getürmek* (كتورمك) zurückführt. — Weder Abel-Remusat noch Davids gedenken der Form des *Optativs* im Uigurischen. Wir halten uns hier wieder an die, von Davids selbst gegebenen Auszüge aus dem *Bachtiar-Namek*. Daselbst heißt es z. B. (p. 171, Z. 5) „*dachi tangri te'ala din umud tutarman, kim yasukun yok sebebi din mani chlas kil-kak.* (قبل قه)". Zunächst bemerken wir, daß der Vf. die uigurischen Worte durch „I trust, by divine Mercy, *that you will deliver me from my chains*", nicht genau wiedergegeben hat. Sie heißen vielmehr: Auch hoffe ich zu dem allmächtigen Gotte, daß *Er* mich aus den Ketten, *die ich schuldlos trage*, erlösen werde. ***) *Kilkak* kann hier nichts Anderes sein, als die *dritte* Person des *Optativs*, mit der ursprünglichen Endung *kak*, die bei den Osmanen in *a* oder *e* erweicht ist (*kila, seweh*). Noch diene als Beispiel: „*lakin korkarman, kim itkek man*", *allein ich fürchte mich, daß ich es sage* (es zu sagen). ****) Eine sehr gute Parallele giebt die osttürkische Dativ-Endung *ka* (*ga*), im Osmanischen ebenfalls *a* oder *e*.

*) Der gemeine Osmane geht so weit, daß er nicht bloß sein gelindes g wie j ausspricht, sondern auch die harten Kehlhauche und Palatinale oft in einem bloßen h untergehen läßt. Man sehe die Orthographie türkischer Wörter in der italiänisch-armenisch-türkischen Grammatik, welche 1792 in Venedig erschien.

*) Sie findet sich p. 171, Z. 4, und noch an mehreren Stellen. (Im Osmanli heißt *ölmek, sterben*; *öldürmek, tödten* oder *tödten lassen*.) In der *ersten* Zeile steht: *kim — öldurunlar*, daß sie hinrichten sollen. P. 173 findet sich der Negativ *öldürmeghil, tödte nicht!*

**) p. 171, Z. 4: *buyurdi, kim Bachtiarni geltürdilar*, *er befahl, daß man den B. bringen möchte.* Hier wäre es ganz unstatthaft, die Silbe *tur* (*dur*) bloß im Sinne eines Verbum Substantivum zu nehmen.

***) *Chlass kilmak* heißt wörtlich *Erlösung schaffen.*

****) p. 172, Z. 12 (v. u.)

(Der Beschluß folgt.)

№. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

A Grammar of the Turkish Language: with a preliminary discourse on the language and literature of the turkish nations, a copious vocabulary, dialogues, a collection of extracts in prose and verse, and lithographed specimens of various ancient and modern manuscripts. By A. L. Davids.

(Schlufs.)

Einen wesentlichen Unterschied in der Phrasenbildung des Uigurischen und des Osmanli begründet das Verbum, weil im ersteren Dialekte die relativen Tempora nicht durch Hülfsverba ausgedrückt werden. Es giebt im Uigurischen der Form nach nur ein Präsens und ein Präteritum, von welchen letzteres, merkwürdig genug, die Verbal-Wurzel in ihrer Zusammensetzung mit einem Verbum Substantivum zeigt, das nur im Osmanli vollständig und getrennt erscheint. Der Osmane stellt das Präsens und Präteritum dieses Verbi Substantivi (*im*, *idüm*) mit Participien der Vergangenheit und der Zukunft zusammen, und erhält auf diesem Wege nicht blofs genauer bestimmte *absolute*, sondern auch *relative* Zeitverhältnisse, die dem Uiguren wahrscheinlich ganz fehlen.

Abel-Remusat, dem Davids folgt, will das Verbum Substantivum, insofern es *absolute* Zeitverhältnisse bildet, gar nicht als Hülfs-Verbum anerkennen. Allein es ist doch wohl unbezweifelt, dafs auch in diesen Fällen seine vornehmste Bestimmung darauf hinausläuft, die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, wenn gleich ganz allgemein, zu *unterscheiden?* In dem Participium Präsentis, *allein* gebraucht, liegt eben so wenig eine *gegenwärtige* Zeit, als in dem Participium Präteriti eine *vergangene*, sondern ihr Hauptausdruck ist der einer *Dauer* oder *Vollendung*, die auf jede Zeit pafst, und um die fehlende Zeitbestimmung zu ergänzen, wurde ein Verbum Substantivum zu Hülfe genommen *). Freilich waren die *absoluten* Zeitverhältnisse, als die unentbehrlichsten, am Frühesten bezeichnet, und so ist es ganz natürlich, dafs sie auch im Türkischen häufigst mit dem Particip oder der Verbalwurzel gleichsam verwachsen erscheinen. Diese Krasis ist jedoch auch bei den später bezeichneten, *relativen* Zeitverhältnissen im Entstehen, und man kann z. B. für *doghmisch idüm* (ich hatte geschlagen), eben so gut *doghmischdüm* gebrauchen.

Der Verf. giebt in der Chrestomathie Auszüge aus drei, von ihm benutzten uigurischen Manuscripten, die sämmtlich aus der muhammedanischen Periode sind. Der Text ist in arabische Buchstaben umgeschrieben, und jedem Stücke ein Facsimile beigefügt, das uns den Charakter der uigurischen Schrift sehr anschaulich macht.

Der *dschaghatai*'sche Dialekt ist die, in dem gröfseren Theile des unabhängigen Turkestan, dem *Mewar-Ennehar* der Morgenländer, herrschende Sprache. Unter den Fürsten aus Tschingis-Chan's und Timur's Hause, die in den schönen Thälern Sogdiana's von den Beschwerden des Krieges sich erholten, erblühte hier eine Litteratur, die wenigstens der uigurischen sehr vorangeeilt ist. Obgleich die dschaghatai'sche Sprache vielleicht eben so viele persische und arabische Wörter aufgenommen hat, als das Osmanli, so bewahrt sie doch viele ächt türkische Wörter, die man in dem Osmanli vergebens suchen dürfte. Die von dem Verf. mitgetheilten Stücke aus dem *Babur-Nameh* (noch ungedruckt)

*) Eben so liegt in dem Participium Futuri kein reines Futurum, sondern nur ein *Sollen*, *Müssen* oder *Wollen*, ohne Rücksicht auf die *Zeit*, und um letztere zu bezeichnen, war wiederum ein Hülfs-Verb nothwendig. Das reine Futur, welches durch Verbindung des türkischen Participii Futuri in *dschek* mit dem Präsens des Verbi Substantivi entsteht, ist eben so gut *absolutes* Tempus, als die unbestimmte Gegenwart und Vergangenheit.

und aus Abul-Ghasi's Genealogie der Türken *) zeigen im Gebrauche grammatischer Formen und im ganzen Periodenbau grofse Aehnlichkeit mit dem Uigurischen. Relative Zeitformen (wie z. B. *tüschup irdi*, er *war* gefallen) scheinen nicht häufig vorzukommen. Die Sprache Babur's ist einfach, kurz und nervig, ein veredeltes Uigurisch. Wie alle Schwestersprachen des Osmanischen, liebt auch das Dschaghatai'sche vollere Vocale und härtere Consonanten.

Von den türkischen Dialekten des alten Reiches *Kaptschak* (Kasan, Astrachan und einige Nachbarländer) ist der kasan'sche am meisten ausgebildet, und hat sogar eine Art Litteratur **). Von einer ehemaligen Litteratur der *Kirgisen* ist nichts mehr zu finden, und die Austro-Sibirier, die Jakuten u. s. w. haben niemals etwas Aehnliches besessen. Die Dialekte der sibirischen Türken sind zum grofsen Theil mit finnischen und mongolischen Wörtern vermengt.

Der Vf. geht nun zur Litteratur der *Osmanen* über (S. XVIII—LXXVIII), die er in allen ihren Zweigen sehr ausführlich charakterisirt, und besonders den Geschichtschreibern und Dichtern viel Aufmerksamkeit schenkt ***).

Was endlich die *Grammatik* betrifft, so kann man dieselbe, obgleich sie eine Frucht der *leisure hours* des Vfs., zwar nicht als blofse Compilation betrachten; allein dasjenige, was sie von älteren praktischen Sprachlehren unterscheidet, ist doch im Ganzen zu unbedeutend, als dafs es sich verlohnte, bei Charakterisirung derselben in's Detail einzugehen. Das Material haben dem Vf. hauptsächlich Meninsky und Jaubert geliefert, zum Theil auch seine eigne Lectüre. Ueber die Eigenthümlichkeiten verwandter Dialekte erfahren wir aus seinem Buche mehr, als aus den bisher erschienenen Grammatiken; aber namentlich das *Verbum* verspricht in dieser Beziehung noch eine gute Nachlese. Zu einer künftigen *wissenschaftlichen* Bearbeitung des Türkischen ist genaue Bekanntschaft mit den vornehmsten Dialekten unerläfslich.

*) *Abulghasi Bahadur Chani Historia Mongolorum et Tatarorum, nunc primum Tatarice edita. Casani*, 1825. 1 *Vol Fol.*

**) Gedruckt erschien unter Anderem ein „Leben Tschingis-Chan's u. Iksak Timur's". Kasan 1822. 8. Aus diesem Werke giebt Davids (p. 192—193) ein kurzes Fragment.

***) In der Chrestomathie sind zwei poetische Stücke — aus *Baki* und *Mesihi* — und fünf prosaische mitgetheilt (darunter Einiges von *Hadschi Chalfa*, aus *Naima's* Annalen, und aus dem *Humayun-Nameh*).

Die Beispiele, womit der Vf. seine grammatischen Regeln erläutern will, sind öfter sehr unzweckmäfsig aus der *Dichtersprache* entlehnt. Man darf dem Gedächtnifs des Anfängers keine Phrasen einprägen, bei deren Erklärung so viel anticipirt werden mufs, dafs er die Regel — worauf es hier doch hauptsächlich ankommt — darüber vergifst. Türkische Verse sind schon wegen ihrer sehr starken arabischen und persischen Färbung schlecht geeignet, von dem Genius der Sprache einen Begriff zu geben. Eben diefs gilt von den prosaischen Uebersetzungen und Paraphrasen arabischer oder persischer Werke, aus denen man so gern Beispiele entlehnt, z. E. dem türkischen *Loksman*, der sich schon in seiner arabischen Tracht jämmerlich genug ausnimmt, und dem bei allen seinen Schönheiten sehr überladenen und untürkisch stilisirten *Humayun-Nameh*.

Die Syntax bildet nur einen Anhang, was in einer praktischen Sprachlehre zu entschuldigen ist. Wo der Vf. von der Verbindung des Substantivs mit seinem Adjective spricht, verbessert er stillschweigend den Irrthum Meninsky's, dafs letzteres dem ersteren niemals nachfolgen könne, wenn das Substantiv rein türkisch sei. Hier mufs aber der Sprachgebrauch unser Führer sein, und wir möchten z. B. nicht dafür einstehen, dafs man für شيرين يمش (*schirin yemisch, süfse Frucht*) auch *yemischi schirin* sagen könne, da Meninsky gerade desselben Beispiels sich bedient, um das Gegentheil darzuthun. Besser hätte der Vf. سنجق شريف (*sandschaki scherif, heilige Fahne*) als Beispiel gewählt. Von dem persischen Genitiv, dessen die Türken so oft sich bedienen, wenn das regierende und regierte Wort arabisch oder persisch sind, z. B. سر عسكر (*seri asker, Chef des Heeres*, حضرت سلطان (*hesreti sultan, die Majestät des Sultans*), ist gar nicht die Rede.

Ein Verzeichnifs der für den Anfänger nothwendigsten Wörter (*Vocabulary*) und neun türkische Gespräche bilden einen Anhang zur Grammatik. Diese Zusätze sind mit unwesentlichen Modificationen aus der alten, dem Jesuiten Holdermann zugeschriebenen Sprachlehre *) entlehnt.

Wilhelm Schott.

*) *Grammaire Turque ou Methode courte et facile pour apprendre la langue Turque etc.* Konstantinopel 1730. Von diesem sehr selten gewordenen Buche liegt uns ein Exemplar vor. Eine handschriftliche Notiz in demselben erklärt einen gewissen Paul, damaligen Dragoman bei der dänischen Gesandtschaft, für den Verfasser.

XXXIV.

Observations sur les mots Zends et Sanskrits Vahista et Vasichtha et sur quelques Superlatifs en Zend par Mr. Eugène Burnouf. (Extrait du nouveau Journal asiatique.) Paris. 1834.

Die vorliegende Abhandlung des geistvollen Erklärers der alten Denkmahle der Perser ist wahrscheinlich einzeln nicht in den Buchhandel gekommen; Ref., der dieselbe der freundlichen Güte des Vfs. verdankt, glaubt deshalb den Lesern dieser Blätter ihren Inhalt mittheilen zu müssen, indem er einige kleinere Bemerkungen anknüpft.

In dem gröfseren Commentar zum *Yaçna* hat Hr. Bf. auf das Wort *Vahista* aufmerksam gemacht, und dessen Stamm und Ableitung zu erörtern gesucht. Die Bedeutung ist „*egregius, excellens*", die Form offenbar superlativisch. Welches nun ist der Positiv und auf welche Wurzel führt sich das Wort selbst, wie auch die etwanigen Verwandten desselben zurück. Zunächst hat das Zend noch neben *Vahista* die Worte *vaêhs vahya* und *vôhu*, welche offenbar einen Stamm *vah* theoretisch voraussetzen, der die Bedeutung „*gut sein*", in welcher alle jene Worte übereinstimmen, haben würde. Im Sanskrit dürfte man dafür nicht *vah* (*veho*) annehmen, da einer bestimmten Regel nach Sanskrit *H* im Zend *Z* wird, sondern vielmehr *Vas*, weil Sscr. *S* gewöhnlich dem *H* des Zend entspricht. Nun hat das Sscr. das Wort *Vasu* in der Bedeutung „*das Gute*", in gleichen einen Eigennamen *Vasis'ṭ'a*, der ohne Schwierigkeit als Superlativ sich auf dieselbe Bedeutung zurückführen läfst, und somit würde sich der Stamm *Vas* als gesichert ergeben. Haben wir soweit Hrn. Burnoufs Ansicht gebilligt, so müssen wir uns nun gegen eine weitere Ausdehnung, welche derselbe unserem Stamme, durch Hinzuziehung des Sskr. Wortes *bahu, multus*, giebt, auf das entschiedenste erklären. Denn wenn Hr. Burnouf dieses Adjectiv für identisch mit *vasu* hält; (*Comm. sur le Yaçna p.* 111 *not.*), so dürfte niemand gegen eine Erhärtung des *v* in *b*, die im Sskr. so sehr gewöhnlich ist, irgend etwas einwenden, dafs aber Sscr. *s* und *h* wechsele, dafür vermisse ich die Belege. Vielmehr scheint mir dies *h* im Sskr. selbst nur das Ueberbleibsel eines festeren Lautes, die zurückgelassene Aspiration eines *ϑ*, wie dieſs so häufig selbst in grammatischen Formen der Fall ist, man vgl. die Imperativendung *dhi* (*ϑι*) zu *hi*, und Stamm *dhâ* (*ϑε*) zu Part. *hita* u. s. w. Es wäre somit ein früheres *badhus* vorauszusetzen, und dieſs finden wir der Bedeutung so wie der Form nach vollkommen erhalten im griech. *βαϑύς*; *) denn der Wechsel der Bedeutung *Viel* und *Tief* ist mindestens ganz unerheblich. —

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dafs fast alle Sskr. Worte auf *us* sich in griech. Adjectiven auf *υς*, so wie Neutra auf *u* in Worten auf *υ* erhalten haben. Man vergleiche nur *swâdus* = *ἡδύς*; *prthus* = *πλατύς*; *urus* = *εὐρύς*; *âcus* = *ἀκής*; *lag'us* = *ἐλαχύς*, vgl. *λάχ-υα*; *mad'u* (*mel* — süfs,) = *μεϑύ*, *mrdus* = *βραδύς* nach demselben Verhältnisse wie *mrtus* = *βροτός* woneben *μορτός*. So haben wir denn auch, um auf unser Wort zurückzukommen, in *Vasu* stets nur ein Neutr. eines Adjectivs erkannt und im Griechischen ein entsprechendes Adjectivum erwartet. Dafs im Sskr. ursprünglich ein *Vasus* als Mascul. Statt fand, dieſs darf man wohl aus *Vasus-d'arâ* (*terra*) schliefsen, welches Wort das Acc. *m*, das Neutra auf *u* nicht kennen, beibehalten hat, folglich einen Nominativ, wie wir ihn suchen, voraussetzt.

Dieſs zugegeben, wird man zugleich nicht mehr bezweifeln, dafs das Wort sich im Griechischen, und zwar im homerischen Dialecte, wiewohl stark aber auch durch feste Wohllautsgesetze verändert, erhalten habe. Denn offenbar leitet sich das epische Adjectiv *ἡΰς*, *ἐΰς*, *ἠΰ*, *ἐΰ* vom Sskr. *vasu* so ab, dafs der Anlaut des *v* sich im Digamma verlor, während *s* zwischen zwei Vocalen, wie fast immer, ausfiel. Treten zwei solcher Wohllautsgesetze zusammen, so werden freilich die Worte oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wie z. B. es schon ein geübtes Auge erfordert, um in der folgenden Reihe

Sskr.	Gr.	Röm.	Deutsch
snus'ā	*νυός*	*nurus*	Schnur

die Abstammung zu erblicken; obwohl keine Veränderung ohne das bestimmteste dem verschiedenen Organe individuelle euphonische Gesetz geschieht. Wir hätten also ein ursprüngliches griechisches *ϝ(σ)ΰς*. Diese Ableitung wird durch zwei Punkte stark bestätigt; 1) die *ursprüngliche Getrenntheit* des *ε* oder *η* vom *υ* zeigt sich am schärfsten darin, dafs diese Laute *nie* verschmelzen, ohne dafs doch hierfür ein blofs metrischer Grund vorhanden wäre; eine Strenge, welche selbst bei Ausfall eines Consonanten beispiellos ist; 2) das Digamma ist im Wechsel des Vocales mit oder ohne Spiritus begründet, man vergleiche

ἐῆος mit *ἐΰς* und *ἠΰς*.

Denn *V* im Anlaut ersetzt sich im Griechischen entweder 1) durch Diphthongisirung, indem *υ* zurück hinter den anlautenden Vocal tritt, *αὐδ-άω* = *ϝάδ* = *wad*, *εὐκηλος* = *ϝέκηλος* Stamm *vaç*; oder 2) durch Verlängerung eines Vocals, — Gunirung desselben, oder was eigentlich dasselbe ist, Vorsatz eines *ε*, man vgl. *veças, vicus*, = *οἶκος* (Stamm *viç*); *vinum* = *οἶνον*; *ἐέρση-warsa* (Stamm *wrs'*). 3) durch *Spiritus asper*, der jedoch sich in *lenis* verwandeln kann; *ἑκών*, *ἕκηλος* neben den obigen Formen, und namentlich *ἕρση* und *ἔρση* neben *ἐέρση*. Dafs dieselbe Erscheinung, die Verwandlung des *asper* in *lenis* auch bei dem *Spiritus* eintritt, welcher das anlautende *s* ersetzt, habe ich schon früher gezeigt, als ich zuerst das griech. *ἀ* in den Worten *ἀδελφός, ἀκοιτις, ἄλοχος, ἄξυλος ὕλη* (*Hom. Il.* 11. 115. nicht für *ἀξύλευτος*) für die Präp. *sa* erklärte, und mit *ἅπας* und dem wechselnden *ἀθροος* und *ἄθροος* zusammenstellte. Also wäre das Verhältnifs der drei obigen Formen von *ἐΰς* so zu bestimmen, dafs *ἐῆος* und *ἐΰς* nach der dritten, *ἠΰς* nach der zweiten Vertretung sich gebildet hätten. Denn die Form *ἐῆος* für ein Pronomen zu halten, dazu kann ich mich eben so wenig entschliefsen, als zu einer Aenderung des Spiritus mit Buttmann,

*) Man könnte sich versucht fühlen, auch *παχύς* zu diesem Stamme *bahus* zu ziehen, indefs kenne ich Wechsel des Sskr. *b* mit Gr. *π* sicher nur in einem Worte *bud'* mit *πυϑ*, (*ἐπυϑ-όμην*); sollte sich vielleicht *bahus* Gr. sowohl in *παχύς* als *βαϑύς* verwandelt haben, indem die allgemeinere Bedeutung „*viel*" sich so in zwei besondere ausprägte? Denn dafs Sskr. *h* zweien verschiedenen Lauten zugleich entsprechen kann, zeigt *ahi* = *ὄφις* und *ἔχις*, wie *han* = *φαν* (*φόν-ος, ἐπι-φν-ον*) und *ϑαν* (*ϑάν-ατος, ἔ-ϑαν-ον ϑν-ήσκω.*)

welcher indessen παιδός ἴῃος u. s. w. sehr richtig der Bedeutung nach mit φίλοιο vergleicht und diese wie ähnliche Adjective für reine Umschreibungen des Pronomens poss. hält, die ja dem epischen Sprachgebrauch so angemessen sind. Da's aber das Adject. ἴῦς nichts zu thun habe mit der Partikel *sú*, diefs beweist der Zusammenhang der letzteren mit Sanskrit *su* im Gegensatz des δύς zu Sskr. *dus* einerseits; dann aber der Umstand, dafs *sû* sich nur metrisch in *ἐϋ* auflöset oder in *ἠϋ* verstärkt, als gewöhnlich aber seine ihm eigenthümliche Form *sû* beibehält, welche gerade bei dem Adj. nie erscheint, endlich aber findet sich kein Beispiel der Adjectivirung einer Separativpartikel, auch nicht in den verwandten Sprachen. Wir hätten somit hoffentlich im Griech. den Stamm als reines Adjectiv gefunden, und könnten nun um vieles gefördert, zur weiteren Untersuchung fortschreiten. Denn da Hr. Bf. kein ursprüngliches *vasus* annimmt, so mufs er, um zu einem Superlativ *Vasis'ťas* zu gelangen, einen Umweg nehmen und zu einer Regel des Paninis seine Zuflucht nehmen, die indefs nichts Neues enthält, und nicht mehr als Bopp in der Gramm. Reg. 252. schon auseinandersetzt; nämlich dafs Worte mit Suffixen *mat*, *wat*, *in*, *tr* in der Gradation diefs ihr Suff. zugleich mit dem vorausgehenden Vocal abwerfen, und *īyas*, *is'ť'as* an das so verstümmelte Thema anfügen. Hiernach könnte allerdings *Wasis'ťa* von *Wasumat* abgeleitet werden, und Paninis führt auch diefs Wort grade zur Bestätigung seiner Regel an. Was nun aber diese ganze Regel betrifft, so können wir ihre Fassung überhaupt nicht billigen, denn es ist nicht denkbar, dafs Suffixe nicht nur ganz weggeworfen würden nur durch mechanischen Einflufs des Gradationssuffixes, sondern überdiefs noch die zum Stamme gehörigen Vocale. Vielmehr ist zu sagen, dafs die Gradation auf *īyas* und *is'ťa* es liebt, sich von den einfachsten Verbal- oder Nominalthemen zu bilden, wobei der Vocal vor dem Gradationssuffix wegfällt, das geschwächte Thema aber durch Guna oder Vocalverlängerung, wo es angeht, gestürkt wird. Diefs trifft nicht nur etwa die genannten Suffixe, sondern vorzüglich Worte auf *ra* (vergl. *xudra*, *xipra*, *stira*, *sp'ira*, *tirpra*), *u* u. s. w.; und auch auf das Griech. erstreckt sich dasselbe Gesetz, wo Buttmann ziemlich richtig sah, dafs αἴσχιστος, ἴχθιστος u. s. w. nicht durch Wegwerfung des ρ gebildet seien, sondern von ursprünglichen kürzeren Formen αἶσχος u. dg. m.; und so wirft auch *st'ira* nicht etwa sein *r* mechanisch fort, sondern der Comparativ schliefst sich dem Thema an, welches an sich Kraft genug hat Träger der Bedeutung zu sein Was nun die Worte auf *u* betrifft, so wird bei allen die Grad. auf *īyas* und *ist'as*, *u* von dem Suffix absorbirt und die erste Sylbe verstärkt. Diese Verstärkung geschieht aber in diesen Comparativen auf die sonderbare Weise, dafs die Gunirung sich oft als Nach-, nicht als Vorsetzung des *a* zeigt, also *ṛ* = *ra* für *ar*, vergl. *krs'a*, *tirpra*, *prť u*, *mṛdu*, *b'rça* u. s. w., und so vielleicht *va* statt *o* in *uru* = *varīyas*, ähnlich finden wir *īr*, in *rā* verstärkt, da *ā* intensiv länger ist, als ī in *dīrg'a* = *drāg'īyas*. *A* hat natürlich kein *Guna*, demnach wie

mṛdus (βραδύς), *mradīyas* (βραδίων), *mradis'ťas* (βράδιστος)

also bildet auch *lag'us* (ἐ-λαχύς) *lag'īyas* (ἐλάσσων) *lag'is'ťas* (ἐλάχιστος) und ebenso *pať us.**) Nun aber versteht es sich von selbst, dafs das Wort *vasus* analog dem *lag'us*, oder *pať us* sich in *vasīyas*, *vasis'ťas* bilden mufs, und so wären wir, ohne den Umweg durch *vasumat*, zur Erklärung aller dieser Formen gelangt. Denn es entspräche nun dem Positiv *vasus*, ἠΰς, das Zend *vaŋhu*; dem Neutrum *vasu* erhalten im Griech. in der bekannten Form δώτηρις ἐάων, das Zend neut. *vohu* (wo *u* rückwirkend den Umlaut hervorbringt, wie *paitis* = Sskr. *patis*); dem Comp. *vasīyas* entspräche Zend *vahya*, und dem Superl. *vasis'ťa*, Zend *vahista*, alles nach bestimmten, von Hrn. Burnouf selbst dargestellten Wohllautsgesetzen. Der Stamm aller dieser Worte aber ist von Hrn. Bopp schon richtig als *Vas nr.* 2. *induere* angegeben. Ich will nun gelegentlich noch eines Punktes erwähnen. Der Verf. scheint unser deutsches Wort „*beste*" mit dem Superl. *Vahistas* zusammenstellen zu wollen. (*Comm. sur le Yaçna p.* 129.) Ich kann nur Klangähnlichkeit der neuhochdeutschen Corruption darin finden. Grimm in der Gr. 3. *p.* 603 setzt sehr richtig für die goth. Formen *batiza*, *batists* und für die Ahd. *peziro*, *pezzist*, Stämme wie *bats* und *paz* voraus, die nach der Lautverschiebung nicht auf *vas* führen können; diese würde vielmehr ein Sskr. *b'ad* etwa erfordern. Nun aber heifst Sskr. *b'adra* glücklich, und nach Wilson 2. *excellent, best;* Worte auf *ra* aber bilden sich von kürzeren Stämmen, oder um den gewöhnlichen grammatischen Ausdruck zu gebrauchen, werfen ihr *r* fort; wir würden daher von *b'adra* einen Comp. *b'adīyas*, *b'adis'ťa* bilden können, welches letztere ganz dem Goth. *batists* und *AHD. pezzist* entspricht.

Die vorliegende Abhandlung enthält nun noch mehr schätzenswerthe Bemerkungen, wie die über den Mangel des Nasals vor der Sylbe *hi*, über die Substitutionsform *gara* für *guru*, wo nur das Gr. γεραίτερος als bestätigend berücksichtigt zu werden verdient; wie sie denn überhaupt für die ganze Gradationsbildung überaus belehrend ist. Mufsten wir auch oft von Hrn. B.'s Meinung abweichen, so sind uns doch seine reiche Gelehrsamkeit, die alles Gegebene sorgsam benutzt, und der feine Takt für Würdigung der schwierigsten Spracherscheinungen so verehrungswürdig, dafs wir uns den schönsten Hoffnungen für die Erklärung der alten Denkmahle des Zend von solchem Talente erfreuen dürfen.

Agathon Benary.

---

*) Dafs hier an Gunirung zu denken sei, ergiebt ein Hinblick auf die Worte, (Regel 226.) die bis auf *swei* oder *drei* alle ohne Substitute so erklärt werden können, dafs nach Verkürzung der Endung die Vocalverstärkung eintrete, so also

dūra = *dū* + *guna* = *do* + *īyas* = *davīyas*,
yuvan = *yu* + — = *yo* + *īyas* = *yavīyas*
xudra = *xud* + — = *xod* + *īyas* = *xodīyas*
sťula = *sťu* + — = *sťo* + *īyas* = *sťaviyas*,

und so *bahula*, welches, da es nicht gunirt werden kann, sich unregelmäfsig zur Verstärkung einen Nasal versetzt. wie etwa in der sechsten gunalosen Classe diefs ausnahmsweise einige Wurzeln thun; m. v. auch die gunalose W. *vṛnh* 1, 1. mit der gunirten *vrh* 1, 1. Die drei Worte *priya*, *st'ira* und *sp'ira* erklären sich nun natürlich so, dafs nach Abwerfung der Endung der Vocal gunirt wird, und die Comparativendung *īyas* wie in *b'ūyas* sich zu *yas* verkürzt, also *pri-pre-preyas*; *st'ira-st'e-st'eyas*; *sp'ira-spe-speyas*; dieser Verkürzung des *īyas* in *yas* schreibe ich den Wechsel von παχῖων und πάσσων und ähnliches zu, indem *y* nicht mehr wie *ῖων* durch *ι* gehalten und verschlungen, sich zu *s* umwandelt, und den vorhergehenden Consonanten sich assimulirt, ähnlich wie die Conjug. auf — σσω das *y* der vierten Classe hat, und den vorhergehenden Consonanten assimulirt, πράσσω, τάσσω u. s. w. Aus allem diesem aber folgt dann, dafs die Verwandlung des *ṛ* Vocals des Positives in *ra* des Comparativs, die im Text erwähnt ist, und die *überall Statt* findet, wo *ṛ* im Positiv. erscheint, als Verstärkung (Guna Bopp §. 34. b.) des Comparativs vom Standpunkt des Sskr. aus zu halten ist, selbst wenn in den Positiven ursprünglich *ṛ* nicht Statt fand, sondern dieser Vocal nur Verstümmlung ist; eben so wie in den Wurzeln mit *ṛ*, z. B. *b'ṛ* die gunirten Formen als verstärkte zu betrachten sind; *bib'armi* gegen *bib'rvas*; wenn auch vom Standpunkt der *vergleichenden* Grammatik das Verhältnifs sich anders gestaltet. Bei *uru* zu *varīyas* verstärkt, ist die Gunirung in *va* statt *o* auffallender, doch würde negativ die häufige Verwandlung der Sylbe *va* in *u* dafür sprechen; indefs läfst das Gr. εὐρύς auf ein früheres *varus* vermuthen, (vergl. ναρ-εύκ-ηλος) während *urus* = ὑρύς wäre.

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

XXXV.

Handbuch des deutschen Privatfürstenrechtes der vormals reichsständischen jetzt mittelbaren Fürsten und Grafen, von J. C. Kohler, F. Oett. Wallerst. geh. Hofrathe. Sulzbach 1832. *bei v. Seidel. XII. u.* 371 *S.* 8.

Diese Schrift behandelt, wie schon der Titel ankündigt, nur allein das Privatfürstenrecht der vormals reichsständischen jetzt ihren ehemaligen Mitständen unterworfenen deutschen Fürsten und Grafen; also nicht das ganze Privatfürstenrecht, welches auch die privatrechtlichen Verhältnisse der unabhängigen deutschen Fürsten und insbesondere ihrer Familienglieder umfafst, mit welchen die sonst reichsständischen Standesherrn eine für sich bestehende Adels-Klasse bilden: sondern nur das eigenthümliche Privatrecht eines Zweiges davon; was sich nicht tadeln läfst, da allerdings das Privatrecht der regierenden Häuser durch seine nahe Berührung mit dem öffentlichen Recht manche eigenthümliche Richtung darbietet, obschon eine gleichzeitige Verarbeitung immer möglich und in mehreren Hinsichten sogar wünschenswerth erscheinen darf. Jedenfalls verdient es schon unsere Anerkennung, dafs hier wenigstens der eine Theil einer sonst ziemlich blühenden juristischen Disciplin in seiner jetzigen Gestaltung zum Erstenmale in einer wissenschaftlichen Form dargeboten wird, und es darf also diese Erscheinung nicht gänzlich unbemerkt in diesen Blättern vorübergehn.

Die Darstellung nimmt diesen Gang:

Auf eine nach dem jetzigen Standpunkte der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte wohl zu weit und ohne Noth ausgedehnte historische Einleitung von 78 Seiten wird in einzelnen Kapiteln Folgendes abgehandelt: 1) Entwicklung des Begriffs und der Quellen des Privatfürstenrechts in der angegebenen Beschränkung; dann 2) das Recht der Ebenbürtigkeit; 3) das Recht der Ehe, 4) der Vormundschaften, 5) des Stammguts, 6) der Erbfolge, 7) der Austräge, 8) der Familienverträge.

Dafs hiermit der Kreis der hauptsächlichsten Gegenstände oder Lehren abgeschlossen sei, wobei sich ein eigenthümliches Privatfürstenrecht nachweisen läfst, oder wie man wohl jetzt passender sagen würde, ein eigenthümliches Familienprivatrecht des deutschen hohen Adels, kann nicht geläugnet werden, wenn man von dem engern Begriff des Privatrechts ausgeht, d. h. einer Regel, wonach sich die Befugnisse Einzelner im Staat gegen andere Glieder desselben (nicht auch gegen ihn selbst) abschliefsen und bestimmen. Nur noch eine Erörterung des Privatlehnrechts der Mediatisirten kann vermifst werden. Alles übrige Eigenthümliche in ihren Rechtsverhältnissen gehört aber unstreitig dem öffentlichen Recht an.

Zur Kritik des Einzelnen sei Folgendes bemerkt. Das Nothwendigste war es wohl, von Anfang an den Kreis der Personen zu bestimmen, in welchem das Privatfürstenrecht, was der Verf. darstellen wollte, seine Geltung findet. Eine solche Bestimmung ist wenigstens mit doctrineller Schärfe nicht getroffen. Zwar giebt der Verf. S. 73 ein Verzeichnifs der vormals reichsständischen jetzt mittelbar gewordenen Familien, welche den eigentlichen mittelbaren hohen Adel des deutschen Bundes bilden sollen, und auf welche demnach das Privatfürstenrecht des Verfs. sich lediglich zu beschränken scheint; indessen möchte es hier nicht an erheblichen Ausstellungen fehlen. So sind in das Verzeichnifs Familien aufgenommen, welche doch während des Reichsbestandes nie zum Besitz der Reichsstandschaft gelangt sind, wie z. B. das herzogliche Haus *Croy*; so sind die fürstlichen Familien *Auersberg*, *Colloredo*, *Lobkowitz*, *Metternich* und *Windischgrätz* daselbst aufgeführt, obgleich diese ihre ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen veräufsert haben, und durch eine solche Veräufserung, nach der Behauptung des Verfs. S. 110, die in der

deutschen Bundesacte versicherten Standesrechte verloren werden sollen; wir sehen anderweitig die Familienäste *Stolberg-Stolberg* und *Stolberg-Rosla* mit aufgeführt, bei denen es an einer der Regel nach und auch vom Vf. für wesentlich erachteten Bedingung zum vollständigen Besitz der Reichsstandschaft mangelte, und dagegen S. 78 ganz abgesondert das mit Stolberg ungefähr in derselben Kategorie stehende Haus *Schönburg* erwähnt, ohne dafs man sieht, welches Rechtsverhältnifs ihm der Verf. eigentlich zuerkennen wollte, während übrigens die ehemaligen sog. reichsständischen Personalisten gänzlich ausgeschieden werden, weil sie nach dem Reichsabschiede von 1548 §. 66 „gar nicht als Reichsstände angesehen werden" könnten, was jedoch durch diefs Allegat so wenig als durch irgend ein anderes zu beweisen ist. Offenbar ist in diesem Theil der Behandlung keine Folgerichtigkeit. Der richtige Weg würde hier ohne Zweifel der sein: Man gehe aus von dem Begriff eines hohen deutschen Adels, der sich historisch vollkommen construiren läfst, und dessen Kennzeichen und Basis die alte Reichsstandschaft ist, mit der regelmäfsigen jedoch nicht absolut nothwendigen dinglichen Voraussetzung der Landeshoheit; aus jener flossen gewisse persönliche Standesrechte, aus letztrer selbstständige legislative Verwaltungs-Befugnisse; Man unterscheide hiernächst diejenigen Familien des subjicirten deutschen hohen Adels, auf welche die Bundesacte Art. 14. vollkommene Anwendung findet (den persönlich und dinglich gleich qualificirten hohen Adel); sodann die, auf welche diefs nur in der einen oder andern (es sei der blofs persönlichen oder blofs dinglichen) Beziehung zulässig ist, und endlich die, welche nach unläugbarer Analogie wenigstens noch immer die persönlichen Vorrechte des deutschen hohen Adels in Anspruch nehmen dürfen. Nur mit diesen Unterscheidungen, die bei allen einzelnen Materien des in Rede stehenden Familienrechts in's Auge gefafst werden müssen, läfst sich zum Ziel gelangen.

Bei dem ersten Kapitel möchte man wohl nach dem gewöhnlichen Mafsstabe der Vollständigkeit, auf welche man bei einem Handbuche rechnet, eine Angabe der frühern Litteratur des deutschen Privatfürstenrechts vermissen; eben so eine genauere Uebersicht der legislativen und factischen Veränderungen, welche dasselbe in einzelnen deutschen Landen erlitt, so wie der neuern Acte der Gesetzgebung und Einrichtungen, welche sich an die deutsche Bundesacte angeschlossen haben; es mufs endlich unsystematisch befunden werden, dafs der Verf. nicht schon in diesem ersten Kapitel, sondern vielmehr in dem letzten erst von den Familienverträgen handelt, die ja doch eben mit eine Quelle dieses besondern Privatrechts sind. Es mufsten daher sogleich hier im Anfang die allgemeinen rechtlichen Grundsätze von denselben vorgetragen werden, und bei den einzelnen Lehren war noch zu bemerken, wie weit die Familien-Autonomie dabei gehen durfte und noch darf. Es genügt ferner auch nicht, unter den eigenthümlichen Quellen des ältern Rechts blofs die Autonomie der Standesgenossen, und darunter die Gewohnheitsrechte, sammt den Stamm- und Familienverträgen anzuführen (S. 87): sondern es war genauer zu unterscheiden zwischen den gemeinsamen Quellen des deutschen hohen Adelsrechts und zwischen den besondern Rechtsquellen einzelner Familien. Zu jenen gehörte das gemeinsame Herkommen aller reichsständischen Häuser (was sich denn freilich auch in den autonomischen Satzungen einzelner mit beurkundet); weiterhin das, was in den Reichsgesetzen darüber vorkommt und *in subsidium* die unläugbare Autorität des in Deutschland recipirten fremden Rechts; zu den besondern Rechtsquellen aber die specielle Familienobservanz, welche keineswegs ein eigentliches Gewohnheitsrecht, sondern vielmehr ein stillschweigendes Vertragsrecht ist, und zum Theil mehr, zum Theil weniger als *consuetudo* erfordert (*Pütter de normis decidendae successionis familiar. illustr.* §. 70 *seq.*), und dann die geschriebenen Familiengesetze (nicht blofs *Verträge*), da ja auch Testamente und andere einseitige Willensacte ein specielles Familienrecht begründen konnten.

Der erste Gegenstand einer umfassenden Behandlung des Familienprivatrechts der Mediatisirten war unstreitig das eigenthümliche *Standes*verhältnifs derselben, was nicht blofs in politischer, sondern auch in privatrechtlicher Hinsicht Wirkungen äufsert. Die Bundesacte rechnet sie zum hohen Adel, und drückt dadurch das Standesverhältnifs im Allgemeinen näher aus. Es wäre also zu untersuchen: welche Privatrechte sind hierin enthalten? (die Bundesacte nennt blofs eines, und freilich auch das bedeutendste, die Ebenbürtigkeit; aber es giebt aufserdem auch noch einige andere), ferner: welches sind die Bedingungen dieser höhern Adelsgenossenschaft und wie wird sie verloren? Des Vfs. zwei-

ten Kapitel „Ebenbürtigkeit" überschrieben, enthält nur einen Anklang dieser Fragen, erschöpft sie aber nicht. Unberührt ist z. B. das Verhältniss blosser Adoptivkinder, ferner der *legitimati per subsequens matrimonium* an diesem Ort geblieben, und anderer Adelsrechte ausser der Ebenbürtigkeit keine Erwähnung geschehen. Wenn übrigens S. 110 die Ansicht aufgestellt wird, die auch vor mehrern Jahren noch der Ref. und neuerlich wieder von Dresch theilte, dass durch Veräusserung des mediatisirten Territoriums der hohe Adel verloren gehe; so wird sich freilich wohl dagegen schon eine gewisse Bundespraxis anführen lassen, indem Oesterreich und Meklenburg auch noch denjenigen ehemaligen Reichsständen, welche ihre Standesherrschaften veräusert haben, in ihren officiellen Anzeigen beim Bundestage die Titel des hohen Adels fortdauernd zugestehen.

Weniger Stoff zu erheblichen Bemerkungen gewährt das dritte Kapitel von der Ehe oder dem Eherecht des mediatisirten hohen Adels S. 111—186, wo zuerst die Lehre von den gleichen und ungleichen Ehen, sodann die von dem Güterrecht der Ehegatten abgehandelt wird. Aber das kann nicht als bewiesen zugegeben werden, dass nach dem neuern Recht die Ehelichung einer Person vom niedern Adel für den hohen Adel eine *notorische Missheirath der Regel nach* sei; auch hätte die Frage vorher erörtert werden müssen: „wie weit durften und können noch jetzt die Familiengesetze wegen Beschränkung der ungleichen Ehen und in Ansehung der Wirkungen derselben gehen?" die bekanntlich zu den allerstreitigsten gehört. Vgl. *Hersemeier de pactis gentilitiis. Mogunt.* 1788. *p.* 52 *sqq.*

Im vierten Kapitel von der Vormundschaft giebt der Verf. nur sehr spärliche Notizen. Jedenfalls wäre hier eine reichhaltigere Zusammenstellung älterer Familiengesetze und neuerer landesherrlicher Verordnungen wegen der Vormundschaft in den mediatisirten Häusern sehr am Ort und leicht gewesen.

Eine ähnliche Bemerkung lässt sich wegen des 7. Kapitels von den Austrägen machen.

Ausführlich und verdienstlich ist dagegen wieder das fünfte Kapitel vom Stamm- und Fideicommissgut, ingleichen das sechste von der Erbfolge. Doch mögen wir hier die Behauptung S. 239 nicht unterschreiben, dass bei der Veräusserung eines mediatisirten Stammgutes an eine andere Familie desselben Standes diese Stammguts-Eigenschaft auch für die Familie des Acquirenten von Rechtswegen fortdauern soll.

Ueber das achte Kapitel von den Familienverträgen, wo der Verf. ebenfalls wohl die richtigen Grundsätze vorgetragen hat, haben wir, was die Stellung derselben betrifft, schon oben unsere Meinung gesagt.

Die ganze Schrift verdient jedenfalls das Lob, 1) einen Theil der praktischen Jurisprudenz wieder angeregt zu haben, welcher durch den Gang der Zeit eingerostet war, 2) die Hauptpunkte richtig erkannt, und 3) sie in einer grossentheils angemessenen Form und Vollständigkeit dargelegt zu haben. Eine künftige Revision wird die oben angeregten Punkte nicht ausser Acht lassen, und gewiss auch nicht die schon oben gewünschte Ausdehnung auf das Familienrecht der souverainen deutschen Familien.

Heffter.

XXXVI.

Vita G. E. Rumphii, Plinii Indici. Accedunt specimen materiae Rumphianae medicae clavisque herbarii et thesauri amboinensis. Edidit Aug. Guil. Ed. Th. Henschel, Med. et Chir. Dr. univers. Vratisl. Profess. publ. ord. Vratislaviae 1833. *XIV. et* 215 *S.* 8.

Durch die neueren botanischen Reisen in Ostindien, besonders durch die von Wallich und Blume, ist das grosse Interesse, welches die Werke von Rheede und Rumph für die indische Pflanzenkenntniss immer gehabt haben, vermehrt und wieder aufgefrischt worden, so dass es keinem Zweifel unterliegt, dass schon dieserwegen die Theilnahme des botanischen Publikums an dieser sorgfältigen und fleissigen Arbeit des Hrn. Prof. Henschel eine sehr lebhafte sein würde, wenn nicht noch der umfassende tiefe und reiche Inhalt der Werke Rumph's, den die Akademie der Naturforscher deswegen mit dem Namen des indischen Plinius belegte, hinzukäme. In den 12 Büchern des *Herbarium amboinense* allein sind über tausend Pflanzen, ihren Formen, Eigenschaften und Nutzen nach, auf das genauste beschrieben und ungeachtet der widrigen Schicksale, die das Werk gehabt, mit 694 Kupfertafeln in Folio erläutert. Die darin gegebenen Nachrichten sind für uns um so

wichtiger, da mehrere Pflanzen, welche sie betreffen, namentlich aus der Familie der Orchideen, Myrtaceen, Labiaten u. s. w., neuerlich nicht wiedergefunden und also aufser den Rumph'schen Beschreibungen bis diesen Augenblick, ungeachtet der Bemühungen von Linnée, Burmann, Hamilton u. A. noch unbekannt sind. Alles dieses vereinigt sich, die Erwartung der näheren Kenntnifs von dem Leben eines Mannes, der so Aufserordentliches in so früher Zeit leistete, zu spannen, um so mehr als die Nachrichten, welche über Rumph's Leben bisher allgemein bekannt waren, wirklich dürftig und, wie sich nun ergiebt, auch zum Theil unrichtig waren. Du Petit Thouars hat neuerlich im 39. Bande der *Bibliothèque universelle* eine Biographie Rumph's geliefert, die aber, obgleich sehr dankenswerth, doch weniger vollständig als die hier gegebene ist, bei welcher der Vf. aufser den in Rumph's Schriften selbst zerstreuten Nachrichten besonders: Fr. Valentyn *Oud en Nieuw Oostindien. Amsterdam* 1724 *Fol.*, ferner die Briefe, welche von Rumph in den Akten der Leop. Akademie der Naturforscher und in der unter dem Titel: *India litterata* von M. B. Valentin herausgegebenen Schrift befindlich sind, benutzte. Folgendes sind die Hauptzüge aus der vom Hrn. Prof. Henschel entworfenen Schilderung des Lebens Rumph's. Georg Eberhard Rumph ist im Jahr 1627 in der jetzt zum Preufsischen Regierungsbezirk Koblenz gehörigen Grafschaft Solms geboren und in Hanau, wo sein Vater Aug. Rumph Architekt war, erzogen. Auf dem Gymnasium daselbst erhielt er eine nicht gewöhnliche klassische Bildung, wie seine Fertigkeit sich lateinisch auszudrücken in seinen Werken beweist. Von Kindheit auf zog ihn die Kenntnifs der Naturgeschichte an und er beschlofs im 18. Jahre eine Reise in andere Welttheile zu machen. Dazu bot sich ihm die scheinbare Gelegenheit, als der Graf Ludwig von Solms Greifenstein, der jüngere von 3 damals lebenden Brüdern, welcher in holländischen Diensten stand, nach Deutschland kam, um Truppen für Holland anzuwerben. Er folgte diesem, welcher indessen fälschlich vorgab, dafs er die Truppen für Venedig nach dem adriatischen Meere führen wollte, mit einer grofsen Anzahl angeworbener Deutschen über Rotterdam nach der Insel Texel, wo er mit den Truppen im Jahr 1645 eingeschifft wurde. Aber sie schifften nicht nach Venedig und nahben die Küsten Italiens, wie Rumph so sehnlich wünschte, nicht, sondern steuerten, nachdem sie zuvor noch die portugiesischen Küsten gesehen, nach den holländischen Besitzungen in Brasilien: nach Pernambuco, wo die Holländer mit den Einwohnern von Paraguay in Kriég lebten. Von dieser Expedition, während welcher er die Seekrankheit und den Skorbut überstand, kehrte Rumph nach drei Jahren zurück, also im Jahre 1648. Erst 1652 ging er nach Ostindien, und es ist nicht bekannt, was ihn in der Zwischenzeit beschäftigte, auch nicht, in welcher Eigenschaft, mit welchen Aussichten er nach Ostindien ging, nicht einmal, wo er zuerst landete. Erst im Jahre 1656 findet sich Rumph's Name zuerst unter den Beamten auf Amboina, aber nicht etwa, wie einige bisher meinten, als Arzt, sondern als Soldat und zwar in dem Range eines *Fähnrichs*. Von nun an aber hat man genaue Nachrichten von seinem Leben bis zum Tode. Er stieg schnell in Würden und Ehren: 1657 war er mit dem Titel eines Oonderkoopmann und dem Range eines Lieutenants, Hoofd oder Vorsteher der Provinz Larike *). Als solcher kommandirte er die militärische Besatzung und war Vorsteher des Buitenkomtoir, schrieb die Briefe und Rechnungen, inspicirte die Nelkenpflanzungen und Nelkenerndte, empfing und spedirte alle Handelswaaren, war oberster Richter über die 700 Einwohner des Dorfes Larike und für die Eingebornen vertrat er die Stelle des Fürsten. Bei alledem blieb ihm hier so viel Zeit übrig, dafs er ernstlich mit dem Studium der Natur den Anfang machte. Er durchwanderte die Wälder und Einöden des Landes und Alles, was er an Pflanzen, Thieren, Mineralien und Meeresprodukten habhaft werden konnte, beobachtete er genau, zeichnete es und suchte von den Einwohnern die Eigenschaften und Wirkungen zu erfahren. Unter allem zog ihm die Pflanzenwelt am meisten an und er verwendete fast die ganze Zeit, die er in Indien verlebte, auf das Studium derselben, wie er dem damaligen Präsidenten der Akademie der Naturforscher L. C. Schröck nach Europa schrieb.

*) Der oberste Befehlshaber aller holländ. ostindischen Besitzungen war der Landvoigt. Die übrigen Beamten folgten in dieser Rangordnung: Opperkoopmann en Tweede, Opperkoopmann, Koopmann, Oonderkoopmann.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Vita G. E. Rumphii, Plinii Indici. Accedunt specimen materiae Rumphianae medicae, clavisque herbarii et thesauri amboinensis. Edidit Aug. Guil. Ed. Th. Henschel.

(Schlufs.)

Rumph erhielt im Jahr 1660 eine höhere und seinen Studien mehr günstige Stelle. Er wurde Vorsteher der Provinz Hitou, als welcher er dem Range nach zwar noch unter dem Hauptmann und dieselben Geschäfte wie in Larike, aber mehr Einkünfte und weniger Arbeit hatte. Zugleich war er Beisitzer des politischen Raths von Amboina und hatte viele untergebene Gehülfen. Aufser dem gewöhnlichen Gehalt, welcher monatlich 80 Gulden betrug, erhielt er fast alle Lebensbedürfnisse entweder von der holl. Societät (wie Wein und Oel) oder von den Einwohnern, die verpflichtet waren, ihm alle Morgen Fleisch, Wildpret und Fische vor die Thür zu bringun. Den gröfsten Gewinn hatte er aber von dem Uebergewicht der Nelken. Die Societät kaufte nämlich von den Einwohnern je 540 Pf. zu dem Spottpreise von 50 Gulden. Von diesen 540 Pf. erhielt der Vorsteher aufserdem gesetzmäfsig 1 Pf., wodurch bei der grofsen Quantität, die spedirt wurde, leicht Reichthümer zu erwerben waren. Valentyn erzählt, dafs er einen Vorsteher gekannt habe, dem jemand für seinen in 4 Monaten gemachten Gewinnst 10,000 Thaler geboten hatte, ohne dafs er hatte zuschlagen wollen. Aufserdem bewohnte Rumph als Vorsteher der Provinz ein kleines Kastell, Amsterdam, in dem Dorfe Hila, mit prächtiger Einrichtung nebst Garten, Thiergarten, und hatte Viehzucht und freie Jagd. Dazu kam, um das Leben angenehm zu machen, die herrliche Anmuth der Gegend mit schönen Hügeln, Ebenen, Wäldern und Flüssen in zierlicher Abwechselung, so dafs sie den Einwohnern von Amboina zum Lustwandeln diente. Valentyn sagt von dem Vorsteher dieser Provinz: *Hy heeft een Princen Leven!* Hier lebte Rumph 13 Jahre, verheirathete sich und war so glücklich, an seiner Frau nicht nur eine liebenswürdige Lebensgefährtin, sondern zugleich eine Gehülfin bei seinen Pflanzenstudien zu finden. Ein Sohn und zwei Töchter wurden ihm geboren. In derselben Stellung wurde er 1662 zum Range eines Kaufmanns und 1663 zugleich zum Hauptmann befördert. Als Hauptmann war er zugleich erster Befehlshaber des Kastells und Oberbefehlshaber der Besatzung von ganz Amboina, hatte den Gehalt eines Oberkaufmanns und überhaupt den dritten Rang in dem amboinischen Staat. Er hatte dabei die Besatzungen aller 11 amboinischen Inseln zu inspiciren und die zu diesem Zweck unternommenen Reisen verschafften ihm schöne Gelegenheit seine Naturkenntnifs durch Beobachtungen, wie z. B. über das Leuchten des Meeres, zu vermehren. Auch die Inspektion des Städtischen und die Direktion des Militairlazareths hatte er zu besorgen. Er wurde 1664 Oberkaufmann und nach dem Tode des Landvoigts Peter Marville, mit dem er einige Mifshelligkeiten hatte, im Jahr 1668 Commissarius des Consistoriums, als welcher er die Kirchen und Schulsachen im Senat bearbeitete.

In diesen Stellungen gelangten seine naturhistorischen Forschungen zu einiger Reife. Er hatte eine grofse Menge in lateinischer Sprache abgefafster Manuscripte mit sehr vielen Zeichnungen zusammengebracht, ohne jedoch das Ganze geordnet zu haben, und um nun die letzte Hand an seine Arbeit zu legen, wünschte er nach Europa zurückzukehren. Aber das Schicksal fügte es anders und wollte, dafs seine glücklichen Tage nun zu Ende sein sollten. Als er im Jahr 1670 zum letzten Male mit grofser Anstrengung viele Hügel und Uferstriche durchwandert und sich den Wirkungen der brennenden Sonnenstrahlen lange ausgesetzt hatte, um noch seine Kenntnifs der dortigen Pflanzenwelt ganz zu vervollständigen, verdunkelte sich sein Gesicht und in Zeit von drei Monaten wurde er fast ganz blind. Er be-

schloſs nun Amboina nicht zu verlassen, sondern so gut es gehen würde, dort seine Materialien zu einem vollständigen Werk zu verarbeiten. Dazu war ihm die Regierung behülflich, indem sie ihm zum öftern einen Gehülfen dabei bewilligte. Er nahm nun als Hauptmann und Vorsteher der Provinz Hitou seinen Abschied und schlug seinen Wohnsitz in dem Castell Victoria in Amboina auf. Dort übersetzte er zuerst seine lateinischen Manuscripte in's Holländische, ordnete das Ganze in 12 Bücher, von denen 6 im Jahr 1680 fertig waren. Doch das Unglück folgte ihm weiter. Am 17. Febr. 1674 gegen Abend wurde Amboina nebst allen naheliegenden Inseln von einem schrecklichen Erdbeben erschüttert, so daſs beim ersten Stoſs die Dächer von 75 Häusern zusammenstürzten. Unter den Personen, die dabei ums Leben kamen, befand sich seine Gemahlin und 2 liebenswürdige Töchter. Linnée hat, um das Andenken an dieses Unglück zu verewigen, eine Orchis nach dem Namen von R.'s Gattin O. Susannae genannt. Aber das Maſs seiner Leiden war hiermit noch nicht erfüllt. Am 11. Jan. 1677 zerstörte eine Feuersbrunst beinahe die halbe Stadt Amboina. Auch Rumph's Haus wurde ein Raub der Flammen und es verbrannte ihm dabei der gröſste Theil seiner Bibliothek, viele Manuscripte und alle Figuren für das *Herbarium amboinense!* Aber auch unter diesen niederschlagenden Ereignissen verlor er den Muth nicht, und bemühte sich mit Unterstützung von Seiten der indischen Societät durch geschickte Zeichner einen groſsen Theil der Abbildungen wiederherstellen zu lassen, doch gelang dieſs nicht mit allen, denn zu vielen seiner Beschreibungen fehlen uns in seinem Werk nun die Kupfer. Unter diesen Bemühungen nahmen die Kräfte des blinden und alten Mannes bis zum Jahr 1682 sichtlich ab und im Jahr 1687 verlor das Werk noch an seinem Sohn einen tüchtigen Mitarbeiter, der nun Sekretair des Tribunals wurde. Doch war Rumph, selbst auch nach dem Erblinden, noch häufig im Senat durch Rath und That den öffentlichen Angelegenheiten nützlich. Er stand ferner in fleiſsigen wissenschaftlichen Briefwechsel: nach Europa mit dem Leibmedicus Christ. Menzel in Berlin und mit Schröckh; in Asien mit seinen Freunden: mit dem Protomedicus und Consul Andr. Cleyer aus Cassel, dem Arzt ten Rhyne, in Batavia und einigen gebildeten Kaufleuten: *de Vicq*, *Herb. de Jaeger etc.* Im Jahr 1695, also nach 42 Jahren, war das ganze Werk, woran er 17 Jahre sehend und 25 Jahre blind gearbeitet, im Manuscript vollendet. Schon im Jahr 1692, wo die ersten 6 Bücher mit wiederhergestellten Zeichnungen fertig waren, sendete er diese mit dem Schiff Waterland nach Europa. Aber das Schiff hatte das Unglück in einem Treffen mit den Franzosen unterzugehen, und das Rumph'sche Werk wurde in den Wellen begraben. Glücklicherweise aber hatte der Gouverneur in Java Joh. Camphuis das Ganze abschreiben und die Copieen zurückbehalten lassen, so daſs durch diesen Zufall allein das Werk Rumph's erhalten worden ist. Rumph selbst hat aber weder die Herausgabe des *Herbarium amboinense*, noch seines zweiten, besonders an Thierbeschreibungen reichhaltigen Werkes: Amboinische Rariteitkammer, erlebt: denn Camphuis starb 1695 und die Abschriften verzögerten sich so, daſs wahrscheinlich während der Vollendung derselben Rumph selbst im J. 1702 starb. Labillardiere sah sein Grab an der Südseite von Amboina mit einem Stein bedeckt und mit Gesträuch von *Panax fruticosum* umgrünt. Das Manuscript zur Amboinischen Raritätenkammer hatte Rumph 1690 einem Freunde H. d'Acquet, Consul in Delft, nach Europa gesendet, der es im J. 1704 in Amsterdam erscheinen lieſs. Die Manuscripte zum *Herbarium amboinense* fand Burmann im Hause der indischen Societät zu Amsterdam erst im J. 1740, wo sie begraben und mit Schaben und Motten kämpfend lagen. Wie Burmann sie aus dem Holländ. wieder in's Lat. übersetzt, sind sie mit beigedrucktem holländ. Text erschienen von 1741—1755. Indem wir mit Dank für die interessanten Belehrungen, die uns Hr. Prof. H. über das Leben Rumph's zugänglich gemacht, von dieser Biographie scheiden, erlauben wir uns nur die eine Bemerkung, daſs uns nicht deutlich geworden ist, ob mit den Manuscripten zu den ersten 6 Büchern, die mit dem Schiffe Waterland untergingen, auch die dazu gehörigen Zeichnungen verloren wurden und ganz neu wiedergemacht werden muſsten, oder ob auch Copieen von den Zeichnungen vorhanden waren.

Das „*Specimen materiae medicae Rumphianae*" und die „*Clavis operum Rumphii*" bilden angenehme Zugaben, theils zur leichteren Uebersicht, theils zum Verständniſs der Namen. In der *Clavis* hätten reichere Hülfsmittel dem Hrn. Vf. gewiſs einige Lücken ausfüllen und manche Irrthümer vermeiden helfen; doch wird man das Geleistete willkommen annehmen. Auf einer dem Buche beigegebenen Tafel sind in Steindruck zierlich die drei Wohnungen Rumph's zu Larike, zu Hila und

das Castell Viktoria zu Amboina, nebst den umgebenden schönen Landschaften nach Valentyn abgebildet, welche den Verehrern Rumph's gewiſs Freude machen werden. Dr. C. H. Schultz.

XXXVII.

1) *Lai d'Ignaurès, en vers, du XII. siècle, par Renaut, suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du XIII. siècle, publiés pour la première fois d'après deux manuscrits uniques, par L.—J.—N. Monmerqué et Francisque Michel. Paris,* 1832. *chez Silvestre; imprim. de A. Pinard. (Volume tiré à* 150 *exempl. numérotés à la presse; avec deux facsimile coloriés).* 83 S. *gr.* 8.

2) *Lai d'Havelok le Danois. Treizième siècle. Paris* 1833. *chez Silvestre, imprim. de A. Pinard. (Volume tiré à* 100 *exempl. numérotés à la presse) XLVIII. u.* 33 S. *gr.* 8.

Erst seit den Untersuchungen des Abbé de la Rue (*Archaeologia; Vol. XIII,* p. 35—67; — und *Recherches sur les ouvrages des Bardes de la Bretagne armoricaine dans le moyen âge. Caen,* 1815 8.) und Roquefort's Ausgabe der „*Lais de Marie de France. Paris* 1820" hat man die *Lais*, diese eigenthümliche Gattung der alt französischen Fabelpoesie, näher kennen gelernt. Die vorliegenden Gedichte gehören ebenfalls zu dieser Gattung, und ihre Bekanntmachung ist um so schätzenswerther, als sich gerade von diesem interessanten Zweige der epischen Poesie des Mittelalters verhältnisſmäſsig noch so wenig auffinden lieſs.

Deſshalb ist man selbst noch über *Namen, Ursprung, Charakter, Form* und *Inhalt* der *Lais* im Dunkel, das noch dadurch vermehrt ward, daſs man den Namen: *Lais* später sogar auf rein lyrische Gedichte (*Chansons*, Lieder) übertrug, die mit den älteren, ursprünglich sogenannten, nichts gemein hatten, als etwa die Bestimmung, *abgesungen* zu werden. Nur von diesen letzteren (*Lais de Chevalerie*) aber kann hier die Rede sein.

Die etymologische Untersuchung des *Namens* dieser Gedichte setzt natürlich die Ermittelung voraus, von *welchem Volke* sie *ursprünglich* ausgegangen waren. Zwar besitzen wir solche nur mehr in altfranzösischen und altenglischen Nachbildungen, die den Namen ihrer Originale beibehielten; beide aber weisen auf *altbretonische* Vorbilder als ihre ursprünglichen Quellen hin.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob *Britannien* oder *Bretagne* das Vaterland derselben sei; aber, wie wir glauben, ohne Noth. Denn so viel wenigstens scheint ausgemacht, daſs sie entweder in Wales oder in Armorica entstanden, also ursprünglich den Abkömmlingen desselben, kymrischen Stammes angehörten, der bei der innigen Verbindung dieser beiden Länder im Mittelalter, und bei der vielfachen Verzweigung ihrer stamm- ja blutsverwandten Einwohner im Grunde nur als *ein Ganzes* zu betrachten ist. Man wollte daher die Wurzel und Grundbedeutung des Wortes: *Lai* auch nur in einer der *keltischen* Sprachen suchen, und die bisher aufgestellten Ableitungen von *lessus, leudus, laxatum, lag* und *laikan* scheinen in historischer und etymologischer Rücksicht gleich unstatthaft und gezwungen. Viel näher liegt doch das schon von Ellis (*Specimens of early engl. metrical Romances. Vol. I,* p. 35.) aus Walker nachgewiesene ersische *Laoi* (Gedicht; vgl. O'Brien, Focalóir Gaoidhilge — Sax — Bhéarla. Paris, 1768 4to, s. h. v.), und wir wollen noch auf folgende in Owen's kymrischem Wörterbuche vorkommende verwandte Formen wenigstens aufmerksam machen: *Llai (lly—ai; that is small, or little)*; — *Llaiz (lla-iz; that is mild, or soft,* „*doux lais*"); und insbesondere auf *Llais (lly—ais; a voice, a sound, note, tones)*.

Auch über *Charakter, Form* und *Inhalt* dieser Dichtungsgattung in ihrer ursprünglichen Abfassung sind die Urtheile der gelehrtesten Kenner des Mittelalters noch ziemlich schwankend. Mit Uebergehung der noch ohne hinlängliche Sachkenntniſs aufgestellten Behauptungen von Laravallière und Legrand wollen wir davon die Definitionen von Tyrwhitt, de la Rue und Raynouard nebeneinanderstellen. Der erste sagt nämlich: „..... *we should rather define the Lay to be a species of serious narrative poetry, of a moderate length, in a simple style and light metre. Serious is here opposed to ludicrous, in order to distinguish the Lay from the Conte or Fabliau; moderate length distinguishes it from the Geste, or common Roman; — all the Lays that I have seen are in*

light metre, not exceeding eight syllables" (*Introd. disc. to the Canterb. Tales.* §. *XXVI, Note* 24).

(Der Beschluſs folgt.)

XXXVIII.

A descriptive catalogue of rare and unedited Roman coins: from the earliest period of the Roman coinage to the extinction of the empire under Constantinus Paleologos. With numerous plates from the originals. By J. Y. Akerman, F. S. A. in two volumes. Vol. I. XXII und 506 S. *Vol. II.* 512 S. *London.* 1834. 8.

Die Vorliebe für *römische* Münzen, welche früher bei Sammlern und Gelehrten herrschte, ist in der neuern Zeit von dem eifrigern Studium der *griechischen* Münzen verdrängt worden. Dieser Theil der Numismatik besitzt neben anderen Vorzügen den besonderen Reiz, daſs hier zahlreiche neue Entdeckungen das Feld der Wissenschaft ununterbrochen erweitern, während die Auffindung unedirter römischer Münzen fast eine Seltenheit zu nennen ist. Um so mehr erscheint es schätzenswerth, daſs das vorliegende Werk, wiewohl im Allgemeinen nur eine Uebersetzung der zweiten Ausgabe von Mionnet *de la rareté et du prix des médailles Romaines*, eine Anzahl wichtiger römischer Münzen aus den zum Theil sehr unzugänglichen englischen Cabinetten zuerst bekannt macht. Die im Druck erschienenen Kataloge einiger dieser Sammlungen, z. B. der von Hunter und vom British Museum, enthalten gerade nur die griechischen Abtheilungen dieser Cabinette. Doch sind dieselben nicht minder reich an *römischen* Münzen, deren viele im Lande selbst, als ehemaligem Theile des römischen Reiches, alljährlich aufgefunden werden, und bald durch die auf Britannien bezüglichen Typen und Legenden, bald als Denkmale einheimischer Usurpatoren, eines Carausius, eines Allectus, das besondere Interesse der dortigen Sammler in Anspruch nehmen. Durch Akerman's Werk nun lernen wir Seltenheiten aus den Cabinetten von Hunter, J. Brumell, T. Thomas, F. Douce u. A. kennen, vornämlich aber aus der Münzsammlung des *British Museum*, welche erst in den letzten Jahrzehnden durch Vereinigung der Cabinette von Cracherode, Townley, Cust, de Bosset, Lord Elgin, Payne Knight und durch andere Erwerbungen schnell zu einer Groſse herangewachsen ist, durch welche sie der Pariser Sammlung den Rang streitig macht.

Akerman weicht von Mionnets Plan in so fern ab, als er die, ihrer Natur nach höchst unzuverlässigen, Angaben des Werthes der Münzen gewöhnlich hinwegläſst, hingegen die hochsten Preise anmerkt, bis zu welchen gewisse vorzügliche Stücke in den Versteigerungen der Cabinette von Mead (1755), Tyssen (1802), Miles (1820), Dimsdale, Trattle, Henderson (1830), Lord Morton (1830) u. A. getrieben worden.

Auſser einer tabellarischen Uebersicht des Gewichtes und Silbergehaltes der Denare aus verschiedenen Zeiten schickt Akerman seinem Kataloge eine Abhandlung über die Prägkunst der Alten voraus, worin er die Meinung verficht, daſs die äuſserst zahlreichen *falschen* Kaiser-Münzen, welche aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, zum Theil von den Kaisern selbst herrühren. Allerdings muſs man zugeben, daſs ein Mann wie Caracalla, der seinem Vater nach dem Leben trachtete und seinen Bruder ermorden lieſs, wohl auch ein Falschmünzer sein konnte. Bei diesem Aufsatze giebt Akerman die Abbildung eines zu *Beaumont-sur-Oise* gefundenen zangenförmigen Werkzeuges, welches unstreitig bestimmt war, zwischen die beiden noch daran befindlichen Stempel den Schrötling zu fassen, um sodann die wiederholten Schläge des Hammers zu empfangen. Ein solches Instrument hat man vielleicht auf den bekannten Denaren der Familie Carisia neben Hammer und Ambos zu erkennen. Unter den übrigen sehr treuen Abbildungen, welche mit Ausschluſs der Vignetten zwei und zwanzig Tafeln füllen, ist der groſse, zwei Zoll im Durchmesser haltende Silbermedaillon des Priscus Attalus zu nennen, welcher sich im *British Museum* befindet.

Um nun eine Probe von Beurtheilung des Einzelnen in Akerman's Katalog zu geben, betrachten wir sogleich den Anfang desselben. Es haben sich bekanntlich Stücke von den im ältesten Rom gebrauchten Erzbarren erhalten, welche durch gewisse darauf angegebene Abtheilungen Gewicht und Werth eines jeden abgebrochenen Theiles leicht übersehen lieſsen. Einen Uebergang von diesen Barren zu eigentlichem Gelde bildeten solche länglich-viereckige Stücke gegossenen Erzes, wie dasjenige ist, welches Passeri edirt hat. Es trägt auf der einen Seite mehrfache Abtheilungen, während die andere einen Stier darstellt. Mehrere, ebenfalls viereckige Pondera, welche man jedoch schon *Geld* nennen kann, haben auf *beiden* Seiten einen *Stier*, denselben Typus, den bekanntlich Servius Tullius auf das erste Geld, welches angeblich hievon den Namen *pecunia* erhielt, gesetzt haben soll. Auch kommen andere Darstellungen auf diesen viereckigen Stücken vor. Zu den von Mionnet angeführten fügt Akerman noch folgende zwei, aus dem *British Museum:*

Ovaler Schild, darauf zwei sich kreuzende Blitze.
Rev. *Ovaler Schild.*
Zwei kämpfende Hähne, dazwischen zwei Sterne.
Rev. *Zwei Dreizacke, dazwischen zwei Delphine.*

Daſs dergleichen Pondera zum Theil anderen italischen Staaten, als Rom, angehören, ist nicht unwahrscheinlich. Hahn und Stern z. B. sind auf den Münzen der campanischen Städte Cales, Teanum, Venafrum, Suessa, Calatia und des benachbarten Aquinum einheimisch; eben dahin weist die Form der Aufschrift *ROMANOM* auf einem ähnlichen viereckigen Pondus. Wie auf dem zweiten der so eben angeführten Pondera des *British Museum* finden wir die Attribute des Merkur und Neptun auf einem weder von Akerman noch von Mionnet erwähnten ähnlichen Stück der florentinischen Sammlung, welches auf der einen Seite einen Caduceus, auf der andern einen Dreizack, beide mit Bändern umwunden, darstellt. (S. *Inghirami, Monumenti Etruschi, III. tav.* 2.) Wir wissen nicht, ob das von *Caronni* (*Ragguaglio di monumenti, II. p.* 183) edirte Pondus:

Parazonium und Blitz.
Rev. *ROMANOM. Scheide des Parazonium,*

von welchem es allerdings moderne Nachgüsse giebt, mit Absicht und aus hinreichenden Gründen von Mionnet und Akerman unerwähnt geblieben ist.

Die Benennung *Quadrussis*, welche diese beiden Numismatiker allen von ihnen angeführten viereckigen Stücken dieser Art ertheilen, beruht, da jedes Werth- und Gewichtzeichen fehlt, nur auf der Bemerkung, daſs das Gewicht von vier römischen Pfunden (zu 6160 pariser Gran, nach Létronne) bei einigen derselben ungefähr zutrifft. Für diese kann die Benennung *Quadrussis* unter der Voraussetzung gelten, daſs sie in Rom vor Herabsetzung der Erzwährung gegossen worden sind. Das von Passeri edirte Stück aber ist, nach den darauf befindlichen Abtheilungen zu schlieſsen, ein *Quinquessis.*

Akerman's kostbar ausgestattetes Werk giebt einen erfreulichen Beweis, daſs die hier und da nur zu sehr vernachlässigte Münzwissenschaft sich in England gegenwärtig einiger Theilnahme erfreut; und wenn der um dieses Studium hochverdiente Millingen bei Herausgabe seiner *Ancient coins of Greek cities and Kings* (*London.* 1831. 4.) über Geringschätzung der Numismatik unter seinen Landsleuten klagt, so muſs dagegen der öffentlichen Vorlesungen rühmlich gedacht werden, welche neuerlich über antike Münzwissenschaft von *Edw. Cardwell* in Oxford gehalten und dem Drucke übergeben worden sind (Oxford. 1832. 8.). Auch wird die Verbreitung numismatischer Kenntnisse durch die nach *Mionnets* Vorgang von *J. Doubleday* in London angefertigten Schwefelabgüsse antiker Münzen wesentlich gefördert.

Pinder.

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

1) *Lai d'Ignaurès, en vers, du XII. siècle, par Renaut, suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du XIII. siècle, publiés pour la première fois d'après deux manuscrits uniques, par L.—J.—N. Monmerqué et Francisque Michel.*

2) *Lai d'Havelok le Danois. Treizième siècle.*

(Schlufs.)

De la Rue äufsert sich darüber fast ebenso: „*Les Lais bretons doivent être regardés comme des poëmes, contenant le récit d'un événement intéressant, d'une longueur modérée, toujours sur un sujet grave et ordinairement armoricain ou gallois, et toujours en vers de huit pieds, du moins dans les traductions françaises et anglaises qui sont parvenues jusqu'à nous*" (*l. c.*; *p.* 27—28). Raynouard endlich sagt ganz kurz: „(*Lai*) *un conte héroique qui offre assez souvent les récits d'aventures, soit merveilleuses, soit tragiques*" (*Journ. des Savans*; 1820, *p.* 400)). So vag auch diese Begriffsbestimmungen sind, so sind sie dennoch zu enge. Vergleichen wir damit, was die alten Nachahmer selbst über ihre Originale berichten, z. B. die Einleitung zum „*Sir Orpheo*", der altenglischen Nachbildung eines solchen *Lai*:

We redyn ofte, and fynde ywryte,
As clerkes don us to wyte,
The layes that ben of harpyng
Ben yfounde of frely (ferly) thing;
Sum ben of wele, and sum of wo,
And sum of joy, and merthe also,
Sum of bourdyn, and *sum of rybaudry*,
And sum ther ben of the feyrè;
Sum of trechery, and sum of gyle,
And sum of happes that fallen by while.

Of alle thing that men may se
Moost te lowe forsothe they be.
In *Brytayn* this layes arne ywrytt,
Furst yfounde, and forthe ygete,
Of aventures that fillen by dayes,
Wherof Brytons made her layes,
When they myght owher (owther) heryn
Of aventures that ther weryn,
They toke her harpys with game,
Maden layes, and yaf it name *).

Aus dieser Stelle, zusammengehalten mit den bekannten und oft angeführten aus den *Lais* der *Marie de France* und mit Chaucer's „*Prologue to the Frankeleins Tale*", scheint uns klar hervorzugehen, dafs die *Lais* ursprünglich nichts anders waren als *altbretonische Volksballaden*, auf deren Entwickelung, Stoff und Form dasselbe angewendet werden kann, was von der epischen Volkspoesie (Balladen, Romanzen) überhaupt gilt; dafs daher auch in ihnen sich das lyrisch-epische Element dieser Dichtungsgattung vorfand; dafs *jedes aufsergewöhnliche*, die Fantasie in höherem Grade aufregende Ereignifs, im Vaterlande selbst vorgefallen, oder bei einem Nachbarvolk und von diesem überkommen, die durch den Volksglauben geheiligten Sagen von dem Einwirken überirdischer Wesen, selbst volksthümlich gewordene altklassische Mythen und Traditionen, u. s. w. den Stoff **), und kürzere, *singbare* Verse und ein einfaches, kunstloses Metrum die Form derselben ausmachten ***).

*) S. Ritson, *Anc. engl. metr. Romances. Vol. II, p.* 248—249. — Mit dieser Stelle stimmt der Eingang der altenglischen Bearbeitung des *Lai del Freisne* (*Lai le Frain*) der *Marie de France* fast wörtlich überein. (S. Henry Weber, *metr. Romances. Vol. I, p.* 357—358).

**) Dafs mehr ernste, ja tragische Gegenstände behandelt wurden, ist ebenfalls ein allen Volksballaden gemeinsamer Zug (Vgl. den trefflichen Aufsatz über Balladenpoesie von Häring [Willibald Alexis] im Hermes, Th. 21, S. 38).

***) Dafs diese *Lais* einst wirklich abgesungen wurden, beweisen viele Stellen in der Ueberarbeitung derselben von der *Marie de France* (vgl. Roquefort's Ausgabe, *Vol. I, p.* 32); auch Chaucer (*l. c.*) sagt:

Dafs eine solche Volkspoesie in Wales und Armorica schon sehr frühzeitig (seit dem 6. und 7. Jahrh. n. Chr.) existirt, und dafs neben den gelehrten Kunstdichtern (Priveirz; Penceirzion) auch eine von diesen verachtete Klasse von Volksdichtern (Posveirz; Clerwyr) bestanden habe, haben bereits de la Rue (*l. c., p.* 31 *sqq.*) und Turner (*Hist. of the Anglo-Saxons.* 4. *ed. London,* 1823. 8. *Vol. III, p.* 555—558) nachgewiesen *).

So wären uns denn in diesen durch „Ton und Form, Geist und Inhalt eigenthümlichen" *Lais* die Grundzüge uralter Volksballaden erhalten, und sie gewifs in dieser Rücksicht allein schon höchst merkwürdig **). Denn der ursprüngliche Charakter ist selbst noch in den auf uns gekommenen Nachahmungen der anglo-normannischen Dichter erkennbar, und dem der ältesten englischen Balladen sehr ähnlich. Dafs die *Lais* aber durch die immer zunehmende Breite in der Behandlung der späteren Nachbildner ihr ursprüngliches lyrisches Element und ihre Singbarkeit immer mehr verloren; dafs oft willkürliche Verschmelzungen mehrerer ähnlichen Sagen in eine (z. B. in dem „*Lawnful Miles*" *des Thomas of Chestre* aus den „*Lais de Lanval*" und „*de Graelent*" der *Marie de France*), dem Zeit- und Ortskostüme entsprechende Interpolationen, u. s. w. dabei stattfanden, versteht sich von selbst, und sie haben auch hierin nur das Schicksal der Volksballaden überhaupt getheilt.

So sind die *Lais* die Quellen von der berühmten „*Historia regum Britanniae*" des *Geoffroy of Monmouth*, von den meisten Romanen des *Arthur*'schen Sagenkreises, von so vielen Erzählungen (z. B. in den *Fabliaux*, in den *Canterbury Tales*, im *Decamerone*, u. s. w.), und selbst unter den Provenzalen (vgl. Raynouard im *Journal des Savans*; 1816. *p.* 182—183; — und Diez, die Poesie der Troubadours. S. 254—255) berühmt geworden. Daher heifst es z. B. von dem in Prosa und in Versen im *Perceforest (Paris,* 1528. *Vol. IV, fol.* 51. *no.* 2. *Cap.* 18.) bearbeiteten „*Lay de la Rose*": ..... „*et tant fut racompte des ungs aux autres que oncques puis ne fut oublie, ains en firent les Bretons ung lay qu'ils appellerent le lay de la rose, qui courut depuis par toutes terres*", *etc.* ..... Und das ist die andere Rücksicht, in der die *Lais* für die Geschichte der romantischen Poesie von grofser Wichtigkeit sind *).

Auch durch die vorliegenden nordfranzösischen Bearbeitungen solcher *Lais* wird das bisher Gesagte bestätiget. Alle weisen auf einen *bretonischen Ursprung*; so das *Lai d'Ignaurès* im Eingange:

Pour chou voel roumans coumenchier,
Une aventure molt estraigne,
Que jadis avint *en Bretaigne* etc.

und am Ende:

Franchois, Poitevin et *Breton*
L'apielent le Lay del Prison.

Im *Lai de Melion* weist schon der Name auf den bretagnischen Ursprung (von dem bretagnischen *meuli*, loben; gälisch: *moli*), und die ganze Handlung geht im Lande des Königs Artus und am Hofe des Königs von Irland vor. In denselben Kreis von Artus und der Tafelrunde versetzt uns das *Lai du Trot*, in dem es noch überdiefs ausdrücklich heifst im Eingange:

Which layes with *hir instruments they songe*,
Or elles *redden* hem for hir plesance.

Erinnert das nicht an das „*Singen* und *Sagen*" der angelsächsischen und altdeutschen Gedichte (vgl. W. Grimm, deutsche Heldensage; S. 374)? — Könnte es etwa nicht durch eigentlichen Gesang und musikalische Recitation erklärt werden? —

*) Vgl. auch: Edward Jones, *Musical and poet. Relicks of the Welsh Bards. London,* 1794. *fol.; p.* 33 *and* 83. — So scheint sich im Bretagnischen der einst so hoch geehrte Name: Bard nur mehr in der Bedeutung eines *Volksdichters, Bänkelsängers, Musikanten* (*Jongleur*) erhalten zu haben; wenigstens findet sich nur diese einzige Bedeutung in Lepelletier's *Dict. de la lang. bret.* (*s. v. Barz*) angegeben.

**) Man könnte sich vielleicht wundern, dafs sich gar keine Spur einer schriftlichen Aufzeichnung der *kymrischen Originale* nachweisen lasse, und, so wie von dem Mangel altbretonischer Schriftdenkmale überhaupt, noch mehr hievon insbesondere den Grund in der bekannten Stelle Caesar's (*de bello gall., lib. VI, cap.* 14) suchen. Uns scheint aber gerade dieser Umstand den volksmäfsigen Ursprung und Charakter dieser Dichtungen noch mehr zu bekräftigen; denn wie spät erst fing man an, die Volksdichtungen *als solche* zu sammeln und aufzuzeichnen (man denke nur z. B. an die spanischen Romanzen und schottischen Balladen)! — Es ist daher eben so unverdächtig als bedeutsam, dafs *Marie de France* sich immer nur auf *mündliche* Quellen, auf das *Hörensagen* alter Traditionen beruft.

*) Mit Recht sagt daher F. W. Val. Schmidt (Fortunatus und seine Söhne. Berlin, 1819. S. 218): „Die britischen *Lais* wurden mit grofser Begierde gehört und nacherzählt, und gewifs *mehr benutzt als wir jetzt wissen können*, da die späteren Erzähler ihre Vorbilder gewöhnlich nicht nannten.

L'aventure fu molt estraigne,
Si avint jadis en *Bretaigne.*

und am Ende:

Un lay en fisent *li Breton,*
Le lay del Trot l'apele — l'on.

Noch bezeichnender wird diese Beziehung im *Lai d'Havelok le Danois* ausgedrückt, wie (vers 21):

Que un lai en firent *li Breton,*
Si l'appellèrent de son nom
Et Haveloc et *Cuaranf.*

und (vers 258):

Cuaran l'appelloient tuit;
Car ces tenoient *li Breton*
En lur langage quistron.

Aus diesen Proben ersieht man zugleich, dafs diese *Lais* auch in Beziehung auf *metrische Form* den bekannten der *Marie de France* ganz gleichen.

Den Inhalt der vorliegenden *Lais* können wir uns aber ersparen hier mitzutheilen, da bereits Raynouard mit gewohnter Gelehrsamkeit und Umsicht eine Analyse desselben im *Journal des Savans* (und zwar vom *Lai d'Havelok* im Aprilheft, 1831; p. 206—214, und von den übrigen im Januarheft, 1833; p. 5—14) gegeben hat. Wir beschränken uns daher, hier nur noch einige Bemerkungen dazu nachzutragen.

Das *Lai d'Ignaurès*, das die berühmte, von Troubadours und Trouvères besungene, und vielfach nachgebildete Geschichte von der grausamen Rache eifersüchtiger Ehemänner, die ihren Frauen das Herz des geliebten Nebenbuhlers als Speise vorsetzten, erzählt, ist unter den bisher bekannt gewordenen Bearbeitungen dieser Sage die älteste (aus dem XII. Jahrh.), und daher auch diese Sage *bretonischen Ursprungs.* Sie war als solche frühzeitig auch den Troubadours bekannt, wiewohl, wie es scheint, nach einer von der vorliegenden abweichenden Version; denn Arnaud de Marsan (aus dem XIII. Jahrh.) sagt davon (*qui comte* — Raynouard, *Choix des poésies des Troubadours. Tom. II, p.* 308—309):

De *Linaure* sapchatz
Com el fon cobeitatz,
E com l'ameron totas
Donas, e'n foron glotas,
Entre 'l maritz felon
Per granda trassion
Lo *ley* ausir al plag;

Mas aco fon mot lag
Que *Massot* so auzis;
E 'n fo, so ers, devis
E faitz *quatre mietatz*
Pel *quatre molheratz.*
Sest ac la maystria
De d' intre sa ballia,
Entro que fon fenitz.

In der vorliegenden Bearbeitung aber des Trouvère Renaus kömmt der Name des Verräthers: Massot nicht vor, und *nur das Herz* des *Ignaurès* wird von den eifersüchtigen Ehemännern, deren Anzahl sich aber auf *zwölf* beläuft, ihren Frauen vorgesetzt.

Das *Lai de Melion* behandelt mit dem von der Marie de France bearbeiteten *Lai du Bisclaveret* denselben Gegenstand, und auf eine so ähnliche Weise, dafs man sie fast nur als verschiedene Versionen derselben Sage ansehen kann. Beide enthalten nämlich die Sage von einem bretagnischen Ritter (Melion), der sich in einen *Wehrwolf* verwandelt, und durch seine treulose Frau verrathen wird. Doch scheint uns die im *Lai du Bisclaveret* befolgte Version die ältere und ächtere zu sein, weil sie einfacher und natürlicher ist. Uebrigens ist wohl der Volksglaube an Wehr- oder Mannwölfe, dessen schon Herodot (*Lib. IV, cap.* 105.) gedenkt *), *germanischen* Ursprungs, und durch germanische Nachbarvölker (Franken, Angelsachsen, Dänen und Normänner) unter den keltischen und romanischen verbreitet worden; daher ist er auch am meisten ausgebildet gerade bei jenen keltischen Stämmen zu treffen, die die meiste germanische Beimischung (wie die keltisch-germanischen Belgen, Briten, Kymry in Wales und Armorica) hatten. Darauf weist schon die Nachbildung des ursprünglichen, germanischen Namens in den keltischen und romanischen Sprachen hin **); dafür spricht auch

*) Es ist merkwürdig und bedeutsam, dafs er diesen Glauben gerade den *Neurern* zuschreibt, die sich bei den *Budinen* angesiedelt hatten. Denn Mannert (Gesch. der alten Deutschen. Th. I, S. 8—10) macht es sehr wahrscheinlich, dafs diese *Budini* ein *germanisches* Volk gewesen seien, das vielleicht *Odin* (*Woden;* daher *Budini, Bodeni, Gothini*) vom schwarzen Meere in die Gegenden der Ostsee führte, und das sich von da nach Schweden und Dänemark verbreitete. Auf jeden Fall ist es dem Charakter dieses wild-schauerlichen Glaubens angemessener, anzunehmen, dafs er von den nordischen Barbaren auf die Griechen und Römer überging, als das Umgekehrte.

**) *Wer-Wolf,* (d. i. Mann-Wolf); normännisch: *Garwalf*; latinisirt: *Gerulfus;* altfranzösisch, *Garous* (*loup-garou;* picardisch: *leups varous*); longobardisch: *Garulf, Garolfo, Unerolfo;* bretonisch: *Bisclaveret* (nach Ritson verstümmelt aus *Bleis-Garo*), so wenigstens nach der *Marie de France*:

« *Bisclaveret ui nun en Bretun,*
Garwall (*Garwalf*) *l'apelent li Norman.*

vaskisch: *Garo-Bleis* (Bullet. *mdm. sur la langue celtique. Tom. II, p.* 626, *s. v. Garo.*). Im Französischen und Bretonischen scheint durch die Apokope des zweiten Wortes (*Wolf*) der Zusatz: *loup, bleis* nothwendig geworden zu

die nordische Mythe von dem Wolfe der Unterwelt *Fenrir (Fenris-Ulfr)*; dafür zeugt endlich auch die in der *Helga-Quida Hundingsbana (I, XXXIII — XXXVII)* und in der *Volsunga-Saga (cap. 12.)* erwähnte Verwandlung des *Sigmund* und *Sinfiötli* in Wölfe, in deren Gestalt sie umherziehen und Unthaten, Firinwerke, begehen. Diese letztere Sage wird durch das *Lai de Melion* merkwürdig erläutert. Wilh. Grimm (deutsche Heldensage. S. 388) vermuthet nämlich, dafs die Verwandlung in Wölfe und umgekehrt wieder in Menschen von dem Besitze der daselbst erwähnten *Goldringe* abhängig gewesen sei. Nun heifst es in der That auch in unserem *Lai* (vers 152):

Dame, dist-il (Melion), por Deu, merci!
Ne plorés mais, jo vos en pri;
J'ai en ma main . j. *tel anel*,
Vés le ci en mon doit manel;
.Ij. pieres a ens el caston;
Onques si faites ne vit-on;
L'une est blance, l'autre vermeille;
Oïr en poés grant merveille:
De la blance me toucerés,
El sor mon chief le meterés,
Quant jo serai despoilliés nus,
Leus devenrai grans et corsus;
— — — — — —
Por Deu, vos pri, ci m' atendés,
Et ma despoille me gardés.
Jo vos lai ma vie et ma mort:
Jl n'i auroit nul reconfort,
Se de l'autre touciés n' estoie;
Jamais nul jor hom ne seroie.

Im *Lai du Bisclaveret* wird des Rings nicht gedacht, und die Rückannahme der Menschengestalt blofs von dem Wiederfinden der Kleider abhängig gemacht, mehr übereinstimmend mit den von *Plinius (Hist. nat. Lib. VIII, cap.* 34 [22]) und Petronius *(Satyricon; Cap.* 62., *ed. Burmann, p.* 310—314) erzählten Sagen. Dieser Volksglaube schlug aber so tiefe Wurzeln in der Bretagne, dafs er noch im vorigen Jahrhundert nicht gänzlich ausgerottet war *).

Eben so verräth schon der Titel des *Lai d'Havelok le Danois* eine Verschmelzung nordischer und bretonischer Sagen. Daher werden einzelne Züge desselben erst recht verständlich, wenn man sie mit ähnlichen in den nordischen Sagen vergleicht; so z. B. das *Feuerathmen* des *Havelok* (vers 71):

Totes les houres q'il dormoit
Une flambe de lui issoit,
Par la bouche li venoit fors:
Si grant chalur avoit el cors.
La flambe rendoit tel odour,
Onc ne sentit nul hom meillour.

Verglichen mit den von W. Grimm (deutsche Heldensage. S. 105—106) gesammelten Stellen über dieselbe Eigenschaft Dietrichs von Bern.

Dieses *Lai* wurde zuerst nebst der Bearbeitung desselben Gegenstandes von dem anglo-normannischen Dichter Geoffroy Gaimar und einer altenglischen Nachbildung in England, aber nur für die Mitglieder des Roxburgh Club, durch Henrik Madden herausgegeben, und nach dieser Ausgabe besorgte Hr. Fr. Michel einen Abdruck des *Lais*, nebst einer Uebersetzung der Einleitung des englischen Herausgebers. In dieser hat Hr. Madden mit vielem Fleifs und Gelehrsamkeit alle Bearbeitungen dieser Sage und alle darauf bezügliche Stellen der Chroniken, u. s. w. zusammengestellt, und durch diese urkundlich nachgewiesene Geschichte dieser einen Sage uns ein merkwürdiges Musterbild der Geschichte der Sagen überhaupt aufgestellt. Denn ursprünglich eine bretonische Volksballade, wurde sie bald von Kunstdichtern (*Trouvères*) in ihrer gewöhnlichen Weise erweiternd nachgebildet, ging in die Chroniken über, wurde nach diesen abermals von Kunstdichtern besungen (vgl. Percy, *Reliquies.* 1765. *Vol. II, p.* 231. „*Argentile and Curan*"), und endlich wieder in Volksballaden auf allen Strafsen abgesungen („*à une époque plus récente, cette tradition descendit jusqu'à la forme d'une ballade populaire et des rues*". *Préface, p. XXXV*). Diese Volksballaden des 17. Jahrh. mögen sich aber zu den bretonischen etwa so verhalten haben, wie die Bearbeitung Warner's zu der vorliegenden des anglo-normannischen Dichters; denn aus dem feuerathmenden Helden unseres *Lai* ist dort bereits ein sentimentaler Schäfer geworden! —

Noch müssen wir mit Dank anerkennen, dafs die vorliegenden Ausgaben mit der Sorgfalt, Eleganz und Einsicht veranstaltet sind, wie man sie von so gelehrten und geschmackvollen Herausgebern, wie die so vielfach um die altfranzösische Litteratur verdienten Herren v. Monmerqué und Fr. Michel, zu erwarten gewohnt ist.

Ferdinand Wolf.

---

sein (im Bretonischen trat wohl an die Stelle der ursprünglichen Bedeutung das ähnlich lautende einheimische: *garv, i. e. asper, rudis*). — Vgl. auch: *Reinardus Vulpes, ed. Mone; p.* 306—309.

*) S. *Lepelletier, Dict. de la langue bretonne; s. v. Den-bleis,* und *Cougoul;* — und *Latour d'Auvergne, Origines gauloises. Hamb.* 1801. *p.* 38.

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

XXXIX.

Beiträge zur Erklärung der eugubinischen Tafeln von Dr. Christian Lassen, aufserordentl. Prof. u. s. w. Erster Beitrag. Bonn 1833. bei Weber.

Der grammatische Standpunkt unserer Zeit, der die Betrachtung einer Sprache, wie sie in *einer einzelnen* Periode geblüht, als untergeordnet anerkennt, mufs nothwendig darauf hinführen, die ältesten Denkmahle aufzusuchen, um mit den Anfängen des Bildungsprocesses in's Klare zu kommen. Defswegen ist die Erforschung der eugubinischen Tafeln als zeitgemäfs zu bezeichnen, da die seitherigen Untersuchungen selbst die O. Müller's vieles Schiefe und Unsichere enthalten; und mit wahrer Freude haben wir defshalb im vorigen Jahre der wackeren Bestrebungen des Hrn. Lepsius gedacht. Wir können diesen letzteren das vorliegende Werk, das denselben Gegenstand, doch in ganz verschiedener Weise behandelt, anreihen, und die in demselben gefundenen Resultate prüfen, um so den Fortschritt, welchen die Erklärung dieser Monumente gemacht, zu betrachten. Die eugubinischen Tafeln haben eine doppelte Schwierigkeit; einmal ist ein Theil derselben — und zwar der gröfsere in fremder Schrift geschrieben, deren einzelne Elemente uns nicht überall bekannt sind, zweitens sind sie bis auf wenige Münzen u. s. w. der ganze Ueberrest eines sonst nicht aufbewahrten Dialekts, so dafs dessen grammatische und lexikalische Seite aus ihnen erst geschaffen werden mufs. Die erste Schwierigkeit wird durch den Umstand erleichtert, dafs zwei Tafeln in lat. Schrift geschrieben sind, die eine stete Vergleichung gestatten; die Lösung der letzteren ist rein auf das Zurückführen des Umbrischen auf die verwandten Dialekte, namentlich auf das Römische, hingewiesen. Es konnte nun scheinen — und der Verf. selbst ist wie Passerius in *Paral.* p. 247 dieser Meinung — es sei das leichteste, mit den lat. geschriebenen Inschriften anzufangen, da diese mindestens der paläographischen Schwierigkeiten enthoben sind; indefs erledigt sich eine solche Annahme durch folgende Betrachtungen. Erstens kann man schwerlich in den blofs lateinisch geschriebenen Tafeln auch nur einen Schritt mit Sicherheit thun, ohne die Vergleichung der etruskischen, da die ersten meist nur eine Ausführung einer der letzteren sind, zweitens aber kann vorzüglich der grammatische Standpunkt kein sicheres Resultat erwarten, ehe nicht die Frage erledigt ist, ob der *Unterschied der Schrift* nicht *durch einen Unterschied der Sprache*, d. h. durch eine Veränderung der Sprache in der Zeit bedingt ist, und diese Frage führt wesentlich auf die Untersuchung des Alters der Tafeln, namentlich des relativen, welche wiederum nur durch ein Eingehen in das Paläographische gefördert werden kann. Wir müssen also bei einer gründlichen Erörterung dem von Lepsius eingeschlagenen Wege den Vorzug geben, wollen aber mit dem Vf., der nur *Beiträge* zu liefern beabsichtigte, nicht hadern, dafs er jene delikaten und höchst schwierigen Punkte zur Seite geschoben hat; können doch auch so Resultate gewonnen werden, wenn gleich manches lange Räsonnement fruchtlos dadurch wird, dafs der Werth und die Bedeutung eines verglichenen etruskischen Elementes auf Treu und Glauben von den Vorgängern angenommen, und so oft verkannt und entstellt ist. Denn es läfst sich gar nicht läugnen, dafs Lanzi und die älteren, ja selbst O. Müller manche Zeichen etrurischer Schrift nicht gehörig gewürdigt haben, was augenscheinlich der grammatischen Auffassung im Wege steht. Läfst man aber jene weitere paläographische Untersuchung zur Seite, so ist es unverkennbar, dafs um so mehr eine genaue Kenntnifs der verwandten Dialekte nothwendig ist, namentlich des ganzen grammatischen Reichthumes des Römischen, da von ihm allein aus ein einiger Mafsen sicherer Fortschritt möglich ist. Hr. Lassen scheint uns nun

nicht genau genug mit den grammatischen Gesetzen des Römischen vertraut, um mit Sicherheit überall sich bewegen zu können; daher kömmt es denn, dafs er zuweilen dem Umbrischen Bildungen aufbürdet, die dem römischen Organismus widerstehen, oder auch zweitens nach Beispielen für eine Erscheinung im Umbrischen in Verlegenheit ist, wo der römische Sprachschatz sie der Fülle nach bietet, drittens aber, dafs für die Erklärung und Auffassung der Inschriften überhaupt nicht das geleistet ist, was selbst auf diesem Wege hätte gefördert werden können. Für die beiden ersten Punkte wollen wir hier einige Belege geben, der dritte mufs im Laufe dieser Beurtheilung von selbst hervortreten. Wenn der Verf. z. B. in der Erklärung des Beiwortes *Grabovis* 6. 2, 22 (vergl. 4, 2, 11 und 4, 2, 22 und 6, 1, 1 und 6, 1, 19 bei Dempster) so verfährt, dafs er es als Beiwort auffafst, componirt aus dem Stamme *gra* + *bovis*, wovon der erste *wachsen* bedeute, das zweite die Heerde bezeichne, also einen Gott, (Jupiter, Mars, Vofion) „der die Weiden grünen läfst und die Ochsen nährt", so wird an der Bedeutung des Stammes *gra* keiner zweifeln, aber wir fordern den Vf. auf, uns 1) irgendwie zu beweisen, dafs ein reiner Stamm, und ein solcher ist doch *gra*, eine so bestimmte Bedeutung, und zwar in einem Composito haben könne; 2) uns formell eine solche, dem *Römischen* rein *barbarische* Compositionsbildung zu belegen, in welcher den ersten Theil eines *Compositums* ein *blofser Stamm* ausmache. Der Vf. beruft sich vielleicht auf *gradivus*, welches nach ihm denselben Stamm hat, allein das heifst nur einen Barbarismus durch den andern belegen. Denn wie bildet Hr. L. *gradivus* aus *gra?* entweder durch Suffix; und da wissen wir in der That nicht, wie sich ein Suffix *divus* rechtfertigen lasse; oder als Compositum, welches dann nach dem Verf. etwa heifst: „Mars, der die Weide grünen läfst und göttlich ist," wo wir denn einen *weidebegrünenden* Mars uns mythologisch, und wiederum ein Compositum mit reinem Stamme *im ersten Theile* uns grammatisch zur Rechtfertigung erbitten müfsten. Denn dem Unbefangenen, der in der Grammatik vor allem ohne Hin- und Hersprünge auf die Bildungsgesetze dringt, ist es klar, dafs *gradivus* regelmäfsig von *gradu* + Suff. *īvus* abgeleitet werde, etwa wie *festivus* von Stamm *festu*, *aestivus* von *aestu* u. s. w. Vielleicht meint Hr. Lassen für den reinen Stamm im Anfang des Compositi sich auf griechische Bildungen, wie ἐχέφρων, δαπέθυμος, φέραοπις berufen zu können? Dagegen wäre indefs zu bemerken, dafs der Stamm vor einem Consonanten nie *rein* stehe, folglich adjectivischer Durchgang wahrscheinlich ist, 2) dafs diese selbst der Anordnung der Compositionsglieder nach auffallende Bildung rein *griechisch* ist, und meines Wissens nie auf eine andere Sprache überging, weshalb einzelne stehende Worte des Sanse., wie *mṛga*, (componirt aus *mṛ* + *ga*, nicht von *mṛg* Cl. 10, wie Bopp will, da es sonst wegen Suff. *a*. *marga* heifsen müfste, vielmehr ist Cl. 10 *mṛg*, Denom. von *mṛga* und deshalb gunalos) nicht mit jenen griechischen parallel gehen. *) Sollen wir nun Hrn. Lassen seinen weidesegnenden Mars überlassen, und uns selbst nach einer Erklärung umsehen, so ist zunächst klar und schon bemerkt, dafs *grabovis* im letzten Theile auf Stiere hinführt; auch gehört das Wort, da es Adjectiv ist, sicher zur Klasse der Possessiv- (Bahuvrîhi) Composita. Entweder ist also das erste Wort ein Substantiv oder Adjectiv, im ersten Fall durch Copulativ- oder Abhängigkeitscomposition, im zweiten Fall durch Determinativcomposition übergegangen zur Possessivcomposition. Nun haben die Götter, denen das Epitheton gegeben wird, nichts oder wenig mit der Landwirthschaft zu thun, also bezieht sich der Stier wahrscheinlich auf das Opfer, das ihnen gebracht wird; Juppiter, Mars, der „einen ..... Stier hat"; folglich war das erste Wort wahrscheinlich ein Adjectiv. Nun wissen wir weiter, dafs *v* zwischen 2 Vocalen ausfällt, und die Vocale sich zusammenziehen, selbst am Ende des Compositums, so wird *Jovipiter* = *Jupiter*, *Joviglans* = *Juglans*, folglich kann *gravibovis* sehr bequem *grabovis* werden, und wir hätten somit das Wort gelöst. Steht nun *gravi* von *gravis* schwer in der Bedeutung *fett* (πίονα μῆλα)? Die Götter, „die *fette Stiere haben*"; ich glaube nicht, denn das Epitheton ist mir zu unbedeutend; geeigneter wäre die Farbe, denn alles kömmt hierauf bei den Opfern an, namentlich wurden dem Mars *dunkle* Stiere geopfert. Nun hat römisch grade *ravus* **) diese Bedeutung, in der es Horaz

*) Man könnte für Hrn. Lassens Meinung einer Stammcomposition R. *morbus* anführen, aus *mer* + *bus*, allein *bus* ist hier nicht wie *ga* in *mṛga* selbständiges Substant., sondern Suffix, das auch anderswo erscheint, vergl. *ver-bum* aus *ṛ* (begränzen ὅρος u. s. w.) + *bum*, welches Suffix ich der Homogenität von *bilis*, *bundus*, *bulum* wegen eher auf Stamm *bū* sein, als *bā* (*ba-culum*) gehen, zurückführe.

**) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dafs ich *gravis* und

und mehrere, namentlich Varro, brauchen; die verwandten Dialecte (deutsch grau) führen darauf, dafs *ravus* das *g* eingebüfst habe, was sich indessen in dem Plautinischen *gravistellus* (*cfr. Interprett. ad Plaut. Epidic. p.* 442. *ed. Taubm.* und *Lindem. ad Fest. p.* 441.) nach den besten Erklärern noch sicher erhalten hat; das ältere Umbrische hatte nun den Anlaut rein bewahrt, und wir hätten somit einen *Mars grabovem*, d. h. einen Mars, dem dunkle Stiere gebracht werden; eine gewifs antiquarisch und sprachlich mehr gesicherte Erklärung, als die des Hrn. Lassen. Eine ähnliche grammatische Unbedachtsamkeit begeht Hr. L. bei der Darlegung der umbrischen Zahlworte. Der Verf. will nämlich die häufiger vorkommenden Adj. zu *vereir* erklären und denkt mit den älteren an Zahlen. Das lassen wir einstweilen dahingestellt sein; nun aber meint Hr. Lassen mit Lanzi, *vehier* führe auf *zwanzig*, denn die Vergleichung der sämmtlichen Dialecte lehre (p. 22), dafs der *Stamm* (*sic!*) von zwanzig, *vic* sei, (böotisch *ϝικατι*, laconisch *βείκατι*, indisch *vinç-ati;* lat. *vic-ies*, *vic-esimus* u. s. w.); *c* aber verwandle sich vor *e* und *i* in *s*, also *vis*, und diefs in *h*, also *vih*, wonach dann die Identität von *vehier* erwiesen ist. Wahrlich ein solches etymologisches Verfahren geht über unsere Vorstellung. Es mufste Hrn. L. beifallen, da die Vergleichung von *triginta*, *quadraginta* u. s. f. Gr. *τριάκοντα* u. s. f. es ebenso nothwendig als deutlich zeigt, dafs an einen Stamm *vic* in allen diesen Worten nicht zu denken sei, sondern das *c* (das Hr. L. mit Bedacht immer zum ersten Theile zieht, *vic-ies*, *vic-esimus*), dem zweiten Theil des Compositums angehöre, während der erste Theil fortlaufend in allen Zehnern die Zahlenreihe enthält, folglich in *viginti*, *ϝικατι* alle jene Sylben *vi* des ersten Theiles nur für *dvi* stehen. Der zweite Theil also war zu untersuchen, das indische *çats* u. *çat*, zum griech. *κατι*, *κοντα;* röm. *ginti*, *ginta*, goth. (20—50) *tigus* und (70—90) *tê-hund* zu vergleichen, wo dann das Goth. über die Art des letzten Theils der Composition den besten Aufschlufs gegeben haben würde, da es allein überall die erste Sylbe der Zahl 10 (*taikun*) auch in der weiteren Reihe erhielt, während die anderen Sprachen *daça*, *decem*, *δέκα* die erste Sylbe abkürzend wegwerfen, und aus der zweiten sich abstracte, undeclinable Substantive durch — *t* bilden, wobei ich den Unterschied zwischen *ti* des Zwanzig von *t* oder *ta* der weitern Zehner als Unterschied des Duals vom Plural fasse.

(Der Beschlufs folgt.)

ravus als eine Wurzel betrachte, die nur in verschiedener Bedeutung verschiedene Declination annahm, vielleicht im Umbrischen nicht einmal getrennt war. Der Abfall des *g* vor *r* ist zwar selten, doch nicht ohne Beispiel.

XL.

M. Tulli Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poeta. Recensuit Rud. Stuerenburg. Accedunt annotationes. Lipsiae 1832. *XXII und* 192 S. *gr.* 8.

Den Anlafs zur neuen Ausgabe dieser früher so viel bewunderten und bearbeiteten Rede Cicero's gaben zunächst, wie Hr. St. in der Vorrede erzählt, die Zweifel, die Schroeter an der Aechtheit derselben gehabt hatte. Obwohl nun Hr. St. diese gleich anfangs als ungegründet verwirft und mit Recht behauptet, die Rede, wenn gleich nicht eben ausgezeichnet wegen der Geringfügigkeit des ganzen Prozesses, rühre dennoch entschieden von Cicero her, so entspringt doch hieraus eine nicht selten polemische Richtung, theils gegen Schroeter, theils gegen andre Herausgeber, die aus der Ungewöhnlichkeit eines Sprachgebrauchs Beweise für die Unächtheit der Rede hatten hernehmen wollen. Allein dies bleibt Nebensache; Hauptzweck ist augenscheinlich, obwohl ihn Hr. St. nirgends ausspricht, erstens, einen Versuch kritischer Textberichtigung des Cicero zu liefern, dann aber auch nebenher in längeren Anmerkungen grammatikalische und lexikalische Untersuchungen abzuhandeln.

Der Werth dieser Ausgabe besteht hauptsächlich darin, dafs manche einzelne Fragen über Lateinischen und besonders Ciceronianischen Sprachgebrauch mehr angeregt, als wirklich beantwortet sind, auch mehrmals durch passend angeführte Beweisstellen der Interpretation mehr Gewicht verliehen ist. Denn bei dem grofsen, übrigens ganz lobenswerthen, Streben, das man Hrn. St. anmerkt, neue und wo möglich recht feine Regeln des eleganteren Lateinischen Styls aufzustellen, läfst es sich leicht erklären, dafs er wegen zu grofser Begierde, die vermeinten Irrthümer Anderer aufzudecken, oft theils unklar, theils unrichtig und unzuverlässig wird. Ueberdem erschwert eine lästige Breite und ein gewisses Auseinandergehen der Untersuchung den Ueberblick, und rechnet man dazu, dafs ein scharfes, bestimmtes, aus einer oft zu grofsen Masse von Beispielen gezogenes Resultat durchgängig fehlt, so erhellt leicht, dafs die ganze, mit Beweisstellen fast über die Gebühr belastete Disputation oft nur dazu dient, um den Leser selbst zu einer neuen Untersuchung aufzumuntern. Als Beispiel möge die Anmerkung dienen, die zu 5, 11 über *scilicet* handelt. Das Aeufserliche, der Ursprung ist gut angegeben, dafs es nämlich aus sci, dem alten Imperativ für scito, und licet, nicht aus scire und licet entstanden sei, ähnlich wie videlicet aus vide und licet, licet aus i und licet, und daher ursprünglich unserm Deutschen „wisse" entspreche. Doch statt nun tiefer in die Sache einzugehen, und den Gebrauch von scilicet, den man doch wahrlich aus der blofsen Uebersetzung nicht lernt, aus einander zu setzen, begnügt

sich Hr. St, eine Masse nicht eben geordneter Beispiele anzuführen, die weder das schon erlangte Resultat evident beweisen, noch irgend ein neues liefern. Daher kommt es nun, dafs von allen neu aufgestellten Behauptungen nur die haltbar sind, welche sich auf unmittelbare, mit keiner weitern Reflexion verbundene Beobachtung gründen, z. B. 6, 12 dafs der Abl. *nomine* nie vorkommt; 10, 24, dafs *praeco* sonst nie in übergetragener Bedeutung: „Herold" heifst, sondern dafür praedicator steht; 2, 3 dafs *non modo — verum etiam* eine fast nur bei Cicero gewöhnliche Redensart ist; ferner dafs Herr St. an mehreren Stellen eine für selten gehaltene Konstruktion mit ähnlichen Beispielen belegen konnte, z. B 4, 6 den absoluten Gebrauch von *dignus* ohne Abl.; 5, 10, dafs *ascribere in aliqua civitate* Ciceronianisch sei. u. s. w. Besondere Beachtung, jedoch auch noch weitere Untersuchung fordert die Bemerkung 12, 31, dafs *tum — tum* nie wie cum — tum für *sowohl — als auch*, sondern immer nur für *bald — bald* gebraucht werde. Hr. St. entdeckt, dafs *tum — tum* sich z. B. nirgends in den Büchern de republ., in den Philippischen Reden und bei Sallust findet.

In Hinsicht auf *Kritik* müssen wir diese Ausgabe verfehlt nennen. Zwar spricht Hr. St. viel vom *codex Erfurtensis* und *Ambrosianus*; doch was daraus Brauchbares zu schöpfen war, hat theils schon Orelli, theils aber auch besonders Madvig in seiner Ausgabe der orationes selectae (Kopenhagen 1830) benutzt. Hr. St. trieb aus jugendlicher, von keinem sichern Urtheile geleiteter Neuerungssucht die Sache zu weit, und von allen Lesarten, die er neu aufnahm, ist nicht eine einzige zu empfehlen. Wer würde z. B. 11, 23, wo die gewöhnliche Lesart ist: Archiam ad perficiendum carmen hortatus sum die Varianten des Erfurter Codex *adoravi* in den Text aufnehmen, oder wer 10, 25 das ganz poetische *fortem* dem gewöhnlichen fortunam vorziehen? Auch zu Conjekturen, die bei dem jetzigen Texte dieser Rede durchaus unnütz sind, liefs sich Hr. St. hinreifsen, z. B. 10, 23, wo er statt periculorum et laborum incitamentum setzt *invitamentum*. Wie sehr aber Hrn. St. vor allen Dingen ruhige Besonnenheit und Ueberlegung fehlt, beweist vorzüglich das eigene Gefühl der Unsicherheit, das sich in der Vorrede zu seiner neuesten Ausgabe von Cicero's Büchern de Officiis zeigt. Hier nämlich verwirft er zwar anfangs, von Andern aufmerksam gemacht, einige der von ihm aufgenommenen Lesarten und Emendationen als übereilt; doch später sich selbst überlassen, weicht er von seiner frühern Meinung nur ab, um in desto gröfsere Irrthümer zu verfallen: z. B. 3, 4 hatte er in seiner Ausgabe st. celeriter antecellere omnibus contigit gesetzt antecellere *coepit*, indem contingit nicht mit dem blofsen Infinitiv verbunden werden könne; dort verwirft er dies, sagt jedoch, st. antecellere müsse man *antecellenti* schreiben. Und dennoch führt Hr. St. selbst in seiner Ausgabe ein Beispiel an, wo *accidit* mit dem blofsen Inf. konstruirt wird! —

Für *Sacherklärung* ist so gut wie gar nichts geschehen. Denn dafs der vir lectissimus, der Prätor in dem Prozesse des Archias (2, 3) *Q. Cicero* sei, ist schon aus Zumpt ad Verr. Act. 1, 3, 10 hinlänglich bekannt. Andere Schwierigkeiten aber sind entweder gar nicht, oder doch falsch behandelt. So die, an der Schroeter mit Recht Anstofs nahm, die Hr. St. aber leicht durch Emendation beseitigt. Aus dem ganzen Prozefs des Archias nämlich geht hervor, dafs Tarent eine civitas foederata aequissimo jure ac foedere war; nun sagt aber Vellej. Pat. 1, 15, 4, es sei dorthin eine Kolonie geführt worden unter dem Konsulat des Cassius Longinus und Sextius Calvinus, d. h. 114 a. Ch. Wie kann dies mit einander bestehen? Hr. St. sagt, Cicero könne sich nicht geirrt haben, offenbar wäre die Lesart bei Vellejus falsch, und st. Tarentum zu emendiren, *Forentum*, eine kleine Stadt in Apulien, die Horaz Od. 3, 4 Ferentum nennt, jetzt Forenza. Doch sonst lesen wir nichts von einer Kolonie *Forentum*, und was wird mit Strabo anzufangen sein, der ebenfalls und ausdrücklich erzählt, es sei eine Kolonie nach Tarent geführt worden? Die Sache verhält sich nämlich so. Durch den zweiten Punischen Krieg hatte Tarent sehr gelitten, und überdem zerrütteten innere Zwistigkeiten die Stadt. Um diesem bösen Zustande abzuhelfen, sandte Rom dorthin eine Seekolonie, jedoch so, dafs *neben* dieser Kolonie noch jene civitas foederata bestand. Dies erhellt, wenn man es auch nicht aus dem Verhältnifs anderer Griechischer Städte schliefsen könnte, deutlich aus Plinius hist. nat. 3, 9. — Ferner vertheidigt Hr. St zu 3, 4 die Lesart aller Handschriften und auch des Scholiasten *Sillani* lege ac Carbonis gegen die Conjektur des Manutius *Silvani*, indem er aus Vellej. 2, 12, 4 den Carbo und Sillanus als Zeitgenossen des Marius angiebt, und meint, sie hätten 650 a U., d. h. 104 a. Ch. dies Gesetz gegeben. Doch wie ist dies möglich, da erst 665 unter dem Konsulat des Cn. Pompejus Strabo und Q. Porcius Cato durch die lex Plautia Papiria den föderirten Staaten das Bürgerrecht gegeben wurde? Sollten nun die ascripti foederatis civitatibus dasselbe schon 15 Jahr früher, also 13 Jahr vor dem Ausbruche des Bundesgenossenkrieges erhalten haben? Zudem waren Carbo und Silanus nicht zugleich Konsuln, sondern jener 113, dieser 109 a. Ch. Endlich ist es wahrscheinlich, dafs zu gleicher Zeit und durch dasselbe Gesetz, das den civitatibus foederatis das Bürgerrecht gab, auch die ascripti civitatibus foederatis dasselbe erhielten. — Einen groben Fehler aber begeht Hr. St., indem er 5, 10 die testamenta für testamenta in procinctu hält, da Archias wohl nie in der Legion diente, und nie eine Schlacht mitmachte.

Im Ganzen genommen leuchtet bei näherer Betrachtung dieser Ausgabe leicht ein, dafs sie die Jugendarbeit eines zwar vielfach belesenen und im grammatischen Excerpiren ungemein fleifsigen Mannes ist, — denn dies Hrn. St. abzusprechen, wäre offenbare Ungerechtigkeit — der jedoch noch nicht dahin gelangt ist, über seine Meinungen mit Ruhe und Besonnenheit, auch wohl mit einigem Mifstrauen zu urtheilen. Zugleich liefert diese Ausgabe den Beweis, dafs die Kritik und Erklärungskunst noch vieler anderer Hülfsmittel, als der grammatischen Observation bedarf. Ref. zweifelt nicht, dafs Hr. St, wie er schon jetzt Vieles von dem luftigen Gebäude seiner Kritik wieder eingerissen hat, so auch bald erkennen wird, dafs die dreiste Art, mit der er sie in den Büchern de Officiis (Lipz. 1834) geübt hat, von der Wahrheit, die sich allein behaupten kann, weit entfernt ist.

A. W.

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Beiträge zur Erklärung der eugubinischen Tafeln von Dr. Christian Lassen.

(Schluſs.)

Wie nun ferner *decem* (*taihun*) zu erklären, und ob die erste Sylbe pronomineller Natur, die zweite substantivischer sei, so daſs also in weiterer Entwicklung zu Zehnern und *Hunderten* (*çata*, *centum*, *hunt*, von 200 an, aber *taihuntèhund* = 100) der erste Theil wegfallen konnte, dieſs behalte ich mir für einen andern Ort zu erörtern vor. So viel aber wird denn doch Hr. Lassen auch aus diesen kurzen Bemerkungen einsehen, daſs es mit seinem Stamm *vic*, folglich auch mit der Erklärung von *vih-ier*, welches von dem substantivischen *cat*, das als Stamm der Zehner zu betrachten ist, nichts als den Guttural hat, sehr miſslich aussehe. Wir könnten aber Hrn. L. hier, wie bei *grabovis*, eine sicherere Erklärung des *vihier* geben, wenn diese, wie alle Auseinandersetzungen der Art für den uns hier gegönnten Raum nicht zu weitläufig wäre.

Für den zweiten, oben angeführten Fall, daſs Hr. L. wegen des Nichtkennens mancher wichtiger Gesetze in Verlegenheit geräth, Analogieen im Römischen zu finden, bedarf es des langen Suchens nicht, da fast überall ein „könnte" uns aufstöſst, welches unerlaubte Zweifel ausdrückt. Wenn z. B. Hr. Lassen p. 35 zu *ose* bemerkt, es könne Gebet heiſsen (Ablat. von *os*), und zufügt, ja es *könnte* wegen des *Wechsels* von *s* und *r* identisch in der Wurzel mit *orare* sein; so ist es eben die Unkenntniſs des Gesetzes, daſs römisch *s* zwischen zwei Vocalen, wenn nicht ein Buchstabe ausgefallen ist, immer in *r* übergehen *muſs*, was ihn nicht nur zweifeln, sondern das abgeleitete Wort zum wurzelhaften machen läſst. Denn das Subst. *os* selbst bildet, wie einen Gen. *oris*, so ein Verb. denominat. *orare*, wie *ius-(iuris) iurare*, *armo-armare*; *freno-frenare* u. s. w., weshalb auch *pācare* p. 32 nicht zum Stammworte hätte gemacht werden sollen, da es Denom. von *pâx* (Stamm *pāc-iscor*) ist. Hier hätte also Hr. Lassen bestimmt reden können, obwohl wir an dortiger Stelle *ose* nicht als Abl. von *os* fassen mögen. So stellt Hr. Lassen p. 28 einen Stamm *fis* auf, um die Formen *fisiu* u. s. w. zu erklären, dann aber Composita *fidius*, *fiiuvi* zu bilden, bei denen er dann ganz willkührlich einen *verkürzten* Stamm annehmen muſs, da die römischen Wohllautsgesetze doch ganz bestimmt jedes *s* vor weichen Consonanten, also auch vor *d*, nicht dulden, sondern alt es selten in *r* verwandeln, gewöhnlich, und zwar neu immer, es wegwerfen; also grade bei *d*, z. B. *iusdex* = *iudex*, wonach *fidius* formell richtig aus *fisdius* wäre. Oder wenn Hr. L. p. 20 *post* umbrisch mit dem Abl. findet, so nennt er dieſs zwar natürlich, aber abweichend vom Römischen; indessen um davon zu schweigen, daſs ein *nachgesetztes* adverbiales *post* den Abl. auch im neuen Latein hat, so zeigen grade Ueberreste, daſs in der älteren Sprache nicht nur *post*, sondern auch *praeter*, *propter*, *ante*, *inter etc.* den Ablativ erfordert haben müssen, in den Worten *posthāc*, *posteā*, *praetereā*, *intereā*, wo *ea* Abl. Sing. Fem. ist, und woraus sich z. B. die Construction *meā inter est* allein erklären läſst. Geringeres übergehen wir, wie wenn z. B. der Verf. das lat. *ăcer* zum Stamm *ac*, *ăcies*, *ăcerbus*, p. 34 zieht, und ihm die Bedeutung des *Spitzen* giebt; der Vf. will *peracrei VI.* 2, 25. damit erklären; allein *ăcer* gehört seines *natura* langen *a* wegen nicht zu diesem Stamme, es findet vielmehr seine Erklärung, auch der Bedeutung nach, die nichts mit *spitz* zu thun hat, im Sskr. *āçu*, griech. ὠκύς.

Doch wir glauben unser obiges Urtheil genügend gerechtfertigt. Betrachten wir nun die Fortschritte, welche die Erklärung durch die vorliegende Schrift nach grammatischer und lexikalischer Seite gewonnen hat, so müssen wir sagen, daſs im Einzelnen sich oft sehr gute Be-

merkungen finden, und das früher Gegebene auch mit Umsicht benutzt worden ist. Doch müssen wir es tadeln, dafs Hr. Lassen seine Vorgänger gewöhnlich nur bei ihren Irrthümern erwähnt, selten wo er aus ihnen das Richtige entlehnte. Diefs ist mindestens ungerecht, denn in einer Aufgabe, die so räthselhaft, wie die vorliegende ist, darf man dem Scharfsinne älterer Gelehrten, denen überdiefs bei weitem noch nicht unsere Mittel zu Gebote standen, nichts entziehen. Wenn Hr. Lassen z. B. über die Anordnung der Tafeln spricht, (p. 11), und richtig angiebt, dafs schon früher die fehlerhafte Anordnung der beiden Columnen der sechsten Tafel bei Dempster bemerkt sei (durch J. Metellus bei Gruter); dann aber fortfährt: Ich füge hinzu, u. s. w., so mufs man der Wahrheit nach sagen, dafs alles folgende für die Kritik der Tafeln unendlich Wichtige, schon früher von *L. Bourguetius in Bibl. Ital. XIV.* 20. bemerkt, und auch von Passerius und Lanzi schon benutzt worden ist, wie Hr. Lepsius p. 94 und 95 richtig angiebt. Ueberhaupt mufs man dem *Ich* des Hrn. Verfs. oft Lanzi oder einen Andren substituiren, so *fetu p.* 16 = *facito* (Lanzi p. 748), *pre* = *prae* (Lanzi 749), *sei* = *sis* (Lanzi 749) u. s. f. Einmal auch wird Grimm's Scharfsinne beigelegt, was dieser an der von Hrn. Lassen citirten Stelle (Gr. I. 826.) selbst ausdrücklich durch die Verweisung auf *Annal. of. orient. litt.* Hrn. Bopp zuschreibt, wie Hr. Lassen schwerlich dort übersehen konnte. Was übrigens der Hr. Vfs. bei dieser Gelegenheit über den Locativ des Umbrischen sagt, ist interessant, und zeigt von grammatischer Schärfe, indem die Endungen *ome*, *ame* u. s. w. ganz richtig auf die Pronominaldeclination des Sskr. (*smin*) mit Assimulation des *s* erklärt wird, *n* aber ausfiel; wie ich ähnlich in *immo* oder *imo* nur einen Abl. des Pron. *i* erblicke, also für *ismot* vergl. Sskr. *asmât*. Der Ausfall dieses *n* ist sehr natürlich, ähnlich hat Rec. die Endung *bhiām* im griech. φι- und φιν gesehen, wo *ν* ganz wie in ὕμμιν, ὕμμι und in ἐγών bald sich erhielt, bald wegfiel. In römischen Dialekten ist dieser Wegfall eines radikalen *n* (nicht *m*) am Ende noch durch die Abneigung motivirt, die überhaupt gegen die Endung *in* Statt findet, welche auch in Nom. stets verdrängt, und entweder zu *en* (in Neutr. und in *einem* Masc. *flamen*) oder zu *o* (in Fem. und Masc.) wird. Aber darin irrt der Verf. auffallend, dafs er glaubt, die umbrische Form des Locat. *ome* u. s. w. sei gleich denen, die Max Schmidt p. 78 und 79 aufstellt, denn das *m* der umbr. Loc. hat nichts zu thun mit den von Hrn. S. aufgezeigten. Jenes nämlich gehört unmittelbar nicht der Endung an, sondern dem angesetzten pronominalen *sm*, das eigentliche *n* der Endung ist ausgefallen; diese haben umgekehrt von jenem *sm* nichts erhalten, sondern das *in* der pronominalen Endungen in *im* verwandelt, wovon im umbrischen nur der Vocal blieb, so dafs das umbrische *m* und das römische nichts gemeinschaftliches sind. Wir hätten also die sonderbare Erscheinung, dafs sich die pronominale Endung *in* mit der masc. Verstärkung *sm*- (denn Fem. hat *sy*) in alle Decl. des Umbr. einschlich, *n* aber aufgab, umgekehrt das Römische nur *in* des Pron. ohne *sm* vielleicht in einigen wenigen Fällen aufnahm und *n* in *m* verwandelte, dabei aber die gewöhnliche Endung *i* der sskr. Nomina als das gewöhnlichere adoptirte. Denn ich kann mich nicht entschliefsen, alle die Worte, die M. Schmidt als Loc. nahm, für solche zu halten; einmal hat er viele Accusativformen für Loc. gehalten, ohne sich an die Bedeutung zu kehren; dann auch übersehen, dafs im Lat. selbst im Pron. die Endung *i* für den Loc. feststeht und in der Bedeutung durchgängig einen Unterschied zu jenen angenommenen Locat. bildet, vergl. *illuc* — *illinc*, *hinc*, *hic*, *istinc*, *istic*, u. s. w. Dafs übrigens im Lat. um diefs gelegentlich zu bemerken, der alte Loc. auch syntaktisch weitere Beziehung hat, zeigen alte Redensarten wie *anxius sum animi*, welche die Grammatiker eben so wenig wie das Terentische (*Adelph. IV.* 4, 1.) *discrucior animi* mit dem Genitiv zu erklären vermögen. Ueberhaupt sind für die Decl. des Vfs. Bemerkungen recht reichhaltig, so hat uns der umbrische Nominativ *or (os)* im Plural der zweiten Decl. sehr bemerkenswerth geschienen, auch ist des Vfs. Erklärung sehr schlagend und übereinstimmend zum Theil mit Bopp vergl. Gr. p. 263. Während *i* im Sskr. nur dem Nom. Pl. Pronom. Masc. gehört, hat es sich im Griech. und Lat. über alle Declinationen auf ursprüngliches *a* oder *ā* (1. u. 2.) erstreckt, im Umbrischen aber hat sich das nominelle *s* sein Recht nicht nehmen lassen, es ist dem Sskr. nahe geblieben, da es gewifs lang war. Solche Uebersprünge in der Decl. sind den Dialekten sehr gewöhnlich, und während z. B. Sanskr. im Loc. Plural nur dem Masc. und Neutr. die Verstärkung des *a* durch *i* zu *e* giebt, *çiv-ais'u* = *çives'u*, dem Fem. das *a* läfst, hat das Griech. diesen Unterschied der Geschlechter nicht beobachtet, sondern bildet nach demselben Prin-

eipe ειρε (*eirē*), wie *ausi*, (wo sanskr. *āsu* hat). Für die Conj. ist das vorliegende Buch weniger reich; der Vf. übergeht oft Bemerkungen, die sehr nahe liegen, und die für das Römische von grofser Wichtigkeit sind. So z. B. finden sich manche Stellen, wo die Conj. ohne Bindevocal — der im R. nur noch 7 Wurzeln folgen (*sta*, *da*, *qua*, *vel*, und zum Theil *es*, *ed* und *fer*)- im Umbrischen viel weiter im Gebrauch sich zeigt, ja sie scheint mir aus mancher eigenen Bemerkung sehr reich gewesen zu sein. So führt 5, 19. *antentu* (Stamm *ten*) auf solche bindevocallose Conjugation, während das Röm. die schwache auf *e* angenommen hat. Merkwürdig ist uns auch die Form *seis*, *sis* als 2. Conj. Präs., sie zeigt die Richtigkeit des anderweit von uns angenommenen Bildungsgesetzes für die starke bindevocallose Conjugation. Doch können wir *seis* nicht mit *sies* zusammenstellen, *ei* scheint mir im Umbrischen gewöhnlich nur graphisch für langes *i* zu stehen, wie diefs auch im Römischen ausgemacht ist, wo Formen wie *omneis* nie von *omnis* verschieden waren. *Sies* aber ist uns ein Ueberrest der indischen 2. Conj, die langes *a* zum Charakter *i* des Opt. zusetzt, *syām (siem)*, *syās*, *(sies)* u. s. f. Wir könnten noch viele gute Bemerkungen des Vfs. hervorheben, wenn uns der Raum diefs gestattete, z. B. die Auffindung der Neg. *nep* = *nec* als freie, wozu passend die Stelle aus den *XII tab.* citirt ist, und schlagend anomale Composita, wie *neg-ligo neg-otium*, hätten erwähnt werden können. Was endlich die Wohllautsregeln betrifft, so sind diese am meisten schwankend, da zunächst hier der Werth der etruskischen Buchstaben in Betracht kömmt. So wird der Vf. über *perscâm*, und *pesclum* andres urtheilen nach Lepsius Auseinandersetzung p. 47 *seqq.* Manches ist hier passend bemerkt, z. B. die Schwächung des *c* vor *e* und *i*; indefs scheint uns die Sache keineswegs abgemacht und einige Rücksicht auf den vorangegangenen Buchstaben ist sicher zu nehmen. Doch bleibt auch so Auffallendes; warum z. B. wird stets *tesenaces* gefunden, da unter demselben Verhältnifs *pase* statt *pace* nach dem Vf. steht? Und sollte sich diese Bemerkung nicht auf *g* erstrecken, so dafs des Vfs. Vermuthung *Jovina* stehe für *Igovina* bewiesen wäre, und bei *tota per Jovina* an die Stadt *Iguvium* sicher gedacht werden könnte, deren Adjectiv *Iguvinus* ich in einer Inschrift bei Gruter *Thes. p.* 347. finde? Doch wir müssen unsere Bemerkungen abbrechen, indem wir uns mancherlei auf die Zukunft bewahren. Bei der Schwierigkeit der Behandlung ist man dem Hrn. Vf. gewifs Dank für seine Mittheilungen schuldig, wenn man auch mitunter verschiedener Meinung zu sein, genöthigt wird. Möchte Hr. Lassen diese seine Beiträge bald fortsetzen.

Agathon Benary.

XLI.

Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. Möhler, ord. Prof. der kath. Fac. in Tübingen. Zweite verb. u. verm. Aufl. Mainz 1833. *Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mainz u. Wien* 1834. 8.

Eine protestantische Beantwortung der Symbolik von Dr. Möhler. Von D. C. J. Nitzsch. In den theolog. Studien und Kritiken u. s. w. von Ullmann und Umbreit. Jahrg. 1834. 1. *u.* 2. *Heft.*

Der Gegensatz des Katholicismus u. Protestantismus, nach den Principien u. Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf Hrn. Dr. Möhler's Symbolik. Von Dr. F. C. Baur, ord. Prof. der ev. Theol. an der Univ. zu Tübingen. Tüb. 1834. 8.

Es kann füglich als ein Verdienst betrachtet werden, welches sich Hr. D. M. erworben hat; dafs durch seine, wenn gleich in sich selbst verunglückten, Angriffe auf den öffentlichen Glauben der evangelischen Kirche Untersuchungen aufs Neue angeregt worden sind, welche den grofsen Gewinn gewähren, gar Viele in der evangelischen Kirche zum klaren Bewufstsein dessen zurückzuführen, was diese an ihrem Glauben und dessen kirchlicher Bestimmung hat und besitzt. Es mufs im geistigen Leben der Kirche immer etwas vorhanden sein, was die Denkenden auch öffentlich aufregt und beschäftigt; ist es die Aufklärung nicht, so ist es der Streit über Supernaturalismus und Rationalismus, worin die Anhänger und Gegner von jener ihre letzten Kräfte erschöpfen; ist es nicht eine dazwischen eintretende, Frieden — und neuen Streit bringende Philosophie, so ist

es eine unerwartete, mit dem Rüstzeug der alten Polemik bewaffnete Befehdung des öffentlichen Glaubens der evangelischen Kirche, welche neue Untersuchungen veranlafst und die wohlthätige Folge hat, wo möglich, auch diesen Gegenstand zu einem bestimmteren Abschlufs zu bringen, in jedem Fall, das Wahre und Unvergängliche dieses Glaubens von unhaltbaren, der Vergangenheit angehörenden Bestandtheilen zu scheiden und ihn selbst der Zeit und Gegenwart auf dem Wege der Wissenschaft neu anzueignen. Diese Untersuchungen mögen der Welt beweisen, wie nothwendig es sei, dafs das, was die protestantische Welt in der Weise der Ueberlieferung und des Gefühls an ihren Glauben fesselt, in den Theologen sein durch Gedanken bestimmtes Bewufstsein habe, und seine Rechtfertigung vor der Vernunft und Wissenschaft und darin dann auch die nöthigen Mittel der Vertheidigung finde, wenn es angefochten wird. Es ist dabei als eine besonders glückliche Fügung anzusehen, dafs die Beurtheilung und Widerlegung der Möhlerischen Ausfälle von vorn herein gleich von zweien der vorzüglichsten Gottesgelehrten der evangelischen Kirche, den oben genannten Herren D. N. und B., übernommen worden, welche nicht nur durch grofse Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit, sondern auch durch treues Halten an der evangelischen Kirchenlehre dazu ganz ausgezeichnet befähiget waren. Die Rationalisten streiten wohl auch gegen die römische Kirche, aber nur in der zweideutigen Furcht und Angst, sie möchte Inhalt bringen in den formalen Protestantismus, womit sie sich begnügen, und haben im Bewufstsein, dafs sie ihr doch nichts Bestimmtes, Festes, Gediegenes und Gegründetes entgegenzusetzen haben, im Grunde mehr Respect vor ihr, als sie scheinen wollen. In der leeren Luft ihrer abstracten, negativen Freiheit, welches die Willkür ist, einzig mit demjenigen vollauf beschäftigt, was nur nicht unvernünftig ist, haben sie zur Vertheidigung der evangelischen Kirchenlehre bis jetzt nichts gethan; sie haben, begierig, sonst jedes Thema der Zeit in ihren Zeitungen und Zeitschriften aufzugreifen und zu besprechen, der Möhlerischen Polemik seit zwei Jahren ruhig zugesehen und können sich auch kein Verdienst erwerben auf einem Gebiet, wo es das unendlich Vernünftige des christlichen Dogma, die affirmative Macht und Fülle der evangelischen Lehrbestimmung gilt, da sie vielmehr den Lehrinhalt des christlichen Dogma längst aufgezehrt und dadurch der römischen Kirche bestens in die Hand gearbeitet haben.

Auch diese Anzeige der oben genannten Schriften kann, nachdem sie, obgleich längst übernommen, sich doch bis jetzt durch eine Menge von Hindernissen verspätet hat, nicht mehr den Zweck haben, den ganzen Inhalt jener Schriften zu exponiren oder zu kritisiren, sondern nur, aufs Neue die Aufmerksamkeit auf das Dasein derselben hinzulenken, bei denen, welchen sie etwa noch nicht näher bekannt geworden wären. Auch die neuen Auflagen der Symbolik des Hrn. D. M. sind von uns, ohne auf früher Erörtertes zurückzukommen, nur genannt, um zu zeigen, welche schnelle und weite Verbreitung diefs Buch in der römisch-katholischen Kirche gehabt hat: denn in der protestantischen haben wohl nur die wenigsten, und nur die vom Fach davon Notiz genommen. Aber freilich in der römischen eignete sich das Buch gerade für die am meisten, die es nicht besser wissen, oder mufste als eine Auferstehung des Katholicismus gerade die am meisten ansprechen, die bei besserem Wissen dergleichen doch nicht für möglich gehalten hätten. Den Einen und Andern mufste Hr. D. M. als ein Held erster Gröfse vorkommen, wie er denn ohne Zweifel einer der bedeutendsten Theologen dieser Kirche ist, ja als ein solcher, der mit seinem Zauberstabe das Todte wiederbeleben und die zerstreuten Gebeine zu neuem Leben sammeln kann, um so mehr, da sie glücklicherweise nicht erfahren, wie stumpf seine Waffen geworden sind, nachdem die Herren D. N. und B. sich mit ihm gemessen haben. Hr. D. M. mufs schon an dieser eben so gründlichen, als ruhigen Widerlegung, die er von zweien der ausgezeichnetsten Gottesgelehrten unserer Kirche erfahren, die Entdeckung gemacht haben, dafs er, vollends mit dieser leidenschaftlichen Weise der Behandlung einer Wissenschaft, sich auf ein Feld begeben hat, wo es ihm nicht geheuer sein und der von ihm unternommene Streit sich unmöglich glorreich für ihn und seine Kirche endigen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. Möhler.

Eine protestantische Beantwortung der Symbolik von Dr. Möhler. Von D. C. J. Nitzsch. In den theolog. Studien und Kritiken u. s. w. von Ullmann und Umbreit.

Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus, nach den Principien u. Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf Hrn. D. Möhler's Symbolik. Von Dr. F. C. Baur.

(Fortsetzung.)

Man kann überhaupt historischer Weise viel und gelehrt vor sich bringen und so lange Hr. D. M. auf dem Gebiet verblieb, konnte er andern Historikern in der evangelische Kirchen leicht als gleichgelehrt und fähig zur Seite gestellt werden: wenn es aber ans Denken, an den Begriff geht und, wie es das Dogma an und für sich verlangt, darauf ankommt, Gedanken zu haben und die in ihm selbst enthaltenen als dessen innere Bestimmungen aus ihm hervorgehen zu lassen, ohne sich selbst, am wenigsten leidenschaftlich, in die ruhige Gedankenbewegung einzumischen, befindet man sich auf einem andern Gebiet, wo die äufserlich historischen Kenntnisse nur als Mittel zu den innerlichen Erkenntnissen der Sache selbst nützlich erscheinen, aber an und für sich nicht ausreichen und in Ansehung dieser geistreichen Verwendung der historischen Einsichten, die Bibel sowohl, als die Kirche und die Lehre beider betreffend, mufste sofort das Uebergewicht und die Prärogative auf die Seite seiner Gegner fallen, in denen diese gleichmäfsige Vereinigung von Geist und Gedächtnifs, von Tiefe der Speculation und Fülle der Erudition Niemand verkennen kann. Doch diese Ueberlegenheit hat keinesweges allein ihren Grund in den ausgezeichneten Kräften jener Männer, sondern vielmehr in der Gerechtigkeit der Sache, der sie dienen, in der Wahrheit des Gegenstandes, für den sie streiten und der auch dem Minderbegabten siegreiche Waffen darreichen würde in diesem Streit.

Nach einer kurzen Einleitung, in der Hr. D. N. die Ungeschicktheit und doch dabei absichtsvolle Künstlichkeit des Angriffes der evangelischen Kirchenlehre von Seiten des Hrn. D. M. in der ruhigsten, würdigsten Weise aufdeckt, erläutert er die Lehre vom Urstand des Menschen und von der Ursache des Bösen, mit welchem Gegenstande Hr. D. M. seine Darstellung beginnt. Er zeigt ihm, wie unrichtig er schon an dieser Seite die evangelische Kirchenlehre verstanden und wie wenig es ihm gelungen, sich in den ihm fremden Gedankenkreis zu versetzen (was doch das Mindeste ist, was man von einem Historiker verlangen kann) und sich statt an die Glaubensbekenntnisse, allzuoft nur an einzelne Ansichten und Aeufserungen der Kirchenlehrer gehalten habe. Es wird dadurch klar, wie sehr Hr. M. sich mit seiner Lehre vom Ebenbild als übernatürlichem Gnadengeschenk in abstracten Verstandesbestimmungen bewegt, wie er da die endliche Kraft des Menschen beständig der unendlichen Kraft Gottes entgegensetzt und die Einheit nur ganz schlecht herausbringt, indem er die Kraft Gottes als äufsere Offenbarung vorstellt; denn mittelst solcher Aeufserlichkeit, die der Begriff der Schöpfung nach Gottes Bild sein soll, ist keine wahre Einheit möglich. — Bei der Fortsetzung seiner Kritik im folgenden Heft läfst Hr. D. N. der Abhandlung der Lehre von der Erbsünde zunächst ein Schutzwort für die evangelische Kirche gegen die gehässigen Ausfälle des Hrn. D. M. vorgehen, welches Niemand ohne innere Freude lesen wird. Eben so gründlich geht er in dem Artikel von der Erbsünde selbst zu Werk. Er zeigt,

wie die römische Kirche sich darin in einen Widerspruch mit der Schrift verwickelt, dafs sie die Concupiscenz nicht als Böses bestimmt und den Unterschied des Natürlichen und Geistigen nur als einen quantitativen gelten läfst. Er führt den Beweis dafür aus den Glaubensbekenntnissen und hebt besonders aus den evangelischen die Gemeinsamkeit der substantiellen Idee hervor. Diefs alles mit so viel Geist, Gelehrsamkeit und Mäfsigung, dafs uns wohl der Wunsch zu Gute zu halten ist, es möchte ihm Zeit und Lust bleiben, seine Kritik, wo nicht in einem gröfsern, umfassenden Ganzen, doch wenigstens in der angefangenen Weise von Abhandlungen fortzusetzen und zu vollenden.

Ueber das Ganze des Gegensatzes hat hingegen Hr. D. Baur seine Kritik erstreckt und ebendamit ein Werk geliefert, welches nicht nur als eine durchgängige Widerlegung des Möhlerischen Manifestes, sondern auch als ein wesentlicher Dienst, der evangelischen Kirche und Wissenschaft geleistet, anzusehen ist. Er bewegt sich in der Bestimmung des Begriffs der christlichen Lehre, wie des Unterschiedes in der dogmatischen Haltung beider Kirchen mit einer ungemeinen Klarheit und Festigkeit, Vorsicht und Sicherheit; er usurpirt kein Moment, ohne es überall in seiner Nothwendigkeit und an seinem rechten Ort zu fassen. Vortrefflich hat er gleich von vorn herein den leeren Schein nachgewiesen, in den Hr. D. M. in der 2. Auflage seines Werks sich als in eine Staubwolke hüllet, als erfreue sich das System seiner Kirche einer Objectivität, welche dem protestantischen abgehe, worüber auch Hr. D. N. in seiner ersten Abhandlung einige sehr treffende Bemerkungen gemacht hat. Statt diesen allerdings historisch vorhandenen Unterschied dialektisch auszugleichen, wie es der Wissenschaft geziemt, in welcher Ausgleichung sich hätte zeigen müssen, dafs jene Objectivität wenigstens vor der Hand von eben so grofsen Mängeln gedrückt sei, als die der protestantischen Kirche vorgeworfene Subjectivität, zieht Hr. D. M. nur sogleich aus diesen abstracten Sätzen den nöthigen Vortheil für sich und seine Kirche und hält sich nun ganz unkritisch und fortwährend daran. Hr. D. B. zeigt ihm sehr treffend, wie er für das, was man in der römischen Kirche Ketzerei zu nennen pflege, nur den eleganten Namen der Subjectivität gewählt habe: denn in der That bezeichnet er diese ganz mit den Prädicaten von jener, und wie er eben damit aus der Symbolik hinaustrete und sich auf den Standpunkt der alten Polemik stelle, eine Bemerkung, worin er nicht minder mit Hrn. D. N. zusammentrifft. In dem ersten Abschnitt, der Lehre von der Sünde und der ursprünglichen Natur des Menschen, ist es dann besonders der polemische Kunstgriff und die auffallende Begriffsverwirrung, die Behauptung, als spreche das evangelische Bekenntnifs dem Menschen alle Vernünftigkeit, geistige und religiöse Anlage ab, womit der verehrte Hr. Verf. sich siegreich beschäftigt; dann aber zeigt er ihm genügend, wie die Theorie der römischen Kirche den Begriff der Erbsünde völlig zerstöre und ebendamit auch, ohne den Schein davon zu haben, sich dem Pelagianismus ergebe. Die Klugheit, welche Hr. D. M. hier vollkommen mit der Synode zu Trient und allen Vertheidigern derselben theilt, ist hier allein, das, was Kirchenlehre ist, nicht als Kirchenlehre und das als Freigegebenes zu charakterisiren, was die geistige Wesenheit und Grundlage der ganzen Vorstellung ist. Doch ernster ist, was der Hr. Verf. noch dazu darthut, dafs durch diese seine eigenen Principien der römische Katholicismus verurtheilt ist, den wesentlichen Gehalt des Christenthums selbst zu verkennen und zu läugnen, so wie dagegen andererseits die ursprüngliche Bestimmung des Protestantismus, das Ebenbild Gottes als ein natürliches zu begreifen, die wichtigsten Folgen hat für die Erkenntnifs des Geistes der christlichen Lehre. Ueberaus schätzbar sind die hierauf folgenden, etwas ausführlichen Erörterungen des Begriffes der Freiheit, über den Hr. D. M. und alle, welche in der wesentlich jüdischen, nicht christlichen Entgegensetzung Gottes und des Menschen, wie sie dem Pelagianismus zu Grunde liegt, sich halten, so unrichtige, auch der wahren Begriffsgeschichte widersprechende Meinungen verbreitet haben. Wie kann einer über diesen Gegenstand dogmenhistorisch reden, der nicht speculativ die gleich grofse Ruhe und Thätigkeit besitzt, sich in den Begriff der Sache selbst zu versetzen und ihn in allen seinen nothwendigen Momenten sich entwickeln zu lassen? Es folgt hierauf der zweite Abschnitt, die Lehre von der Rechtfertigung, zunächst durch scharfsinnige Bestimmungen über das Verhältnifs der göttlichen Gnade und menschlichen Thätigkeit eingeleitet, hierauf ihrem wesentlichen Gedankeninhalt nach entwickelt. Das Resultat ist, dafs in der protestantischen Lehre sich ein tieferes Bewufstsein der Sünde ausspricht und der römische Lehrbegriff auch hier in äufserlichen Bestimmun-

gen stehen bleibt, und indem er die Heiligung mit der Rechtfertigung identisch setzt, den Begriff von dieser zerstört. Diefs ist die Folge davon, dafs der christliche Begriff vom Glauben dem römischen Lehrbegriff fehlt und die an dessen Stelle gesetzte Liebe nur die völlige Enthüllung des pelagianischen Princips in diesem Lehrsystem ist. Je mehr der Hr. Vf., der witz- und würdelosen Stellung seines Gegners gegenüber, die sich auch besonders in einer gewissen Plattheit und Geschmacklosigkeit der Darstellung ausspricht (wie sie den Schriftstellern dieser Kirche mit wenigen Ausnahmen gewöhnlich ist) stets sich in ernster, würdeveller Haltung zeigt, und damit zu verstehen giebt, dafs er nicht, wie jener, nöthig hat, was der Gerechtigkeit der Sache abgeht, durch Leidenschaft zu ersetzen, um so schöner steht es ihm, wenn seine gediegene Schreibart, wie bei der Lehre vom Fegfeuer, sich auch einmal zu einer witzreichen Ironie erhebt, die ebenda vollkommen an ihrem Platze ist und zeigt, wie Hr. D. M. auf dem Standpunkte seiner fleischlichen Sicherheit sowohl die Ethik, als Logik, wie etwas Gemeines, tief unter sich sieht. Um so mehr müssen wir bedauern, auf den hochwichtigen Inhalt der folgenden Abschnitte von den Sacramenten und von der Kirche, wegen Enge des Raums, nicht näher eingehen zu können; nur bemerken müssen wir noch, dafs in mehreren, zum Theil ausführlichen Anmerkungen die treffendsten kritischen Untersuchungen von mancherlei unkritischen und unhistorischen Vorwürfen, welche Hr. M. der Reformation und dem Melanchthon besonders macht, niedergelegt sind. Höchst schätzbare Ansichten, geistreiche Bemerkungen über Gnosticismus, Autorität, Nothwendigkeit der Reformation und einen neuen, den Gegensatz beider Kirchen zur Einheit hindrängenden Entwicklungsgang der Wissenschaft, kommen noch in dem letzten Abschnitt vor, in welchem Hr. D. B. den Gegensatz beider Systeme im Allgemeinen betrachtet. Zuletzt berührt der Hr. Verf. noch einen Punkt, den der Unterzeichnete in seiner früheren Anzeige übergehen zu müssen glaubte, nämlich die Anführung eines der einflufsreichsten Kabinette Deutschlands, durch welches begünstigt der Protestantismus eine Macht zu werden beginne. Ich glaubte diese invidiose Aeufserung, in welcher sich der Glaube an die innere Machtlosigkeit und Unwahrheit des Protestantismus sehr bestimmt und concentrisch ausspricht, dem Hrn. D. M. hingehen lassen zu müssen, weil eine Berichtigung und Rüge derselben theils als eine Art von Selbstvertheidigung eines solchen, der in seinem Kirchenamt zugleich ein Staatsdiener dieser bezeichneten Macht ist, theils als Nachahmung des gefährlichen Beispiels ausgesehen hätte, welches Hr. D. M. giebt, die theologische Fehde auf ein politisches Feld hinüberzuspielen.

(Der Beschlufs folgt.)

XLII.

Entwickelung des Ganges der Handlung in Goethe's Iphigenia. Erster Theil einer Kritik dieses Drama's; vom Subconrector Robert Heinrich Hiecke. Zeitz, 1834. 36 S. 4.

Nur eine ganz oberflächliche Betrachtungsweise könnte etwa zu der Meinung führen, dafs die genauere Darstellung der einem Drama zum Grunde liegenden Handlung in ihrer fortschreitenden Entwickelung ein unnöthiges und müfsiges Unternehmen sei, indem ja diese dem Leser, während er das Drama an sich vorübergehen läfst, ganz von selbst entgegen trete, eine solche Darstellung also nichts weiter sei, als eine epische Paraphrase des Kunstwerks, ein Zurschaustellen des nackten Stoffes, entblöfst von allen Reizen der veredelnden Form. Aber ein Anderes ist es, die Schönheiten eines Kunstwerks zu empfinden, ein Anderes, sie zu erkennen. Beide Arten der Auffassung sollen sich durchdringen, sich gegenseitig ergänzen und steigern. Jedes Kunstwerk soll eine Idee, eine absolute und ewige Wahrheit in uns zur Anschauung bringen, und dieses zwar in der Gestalt des Schönen. Das Schöne aber wird durch die Empfindung in uns aufgenommen. Das menschliche Gemüth nun strebt, die Empfindung, die an und für sich nur ein Momentanes und Flüchtiges, also Ungenügendes ist, festzuhalten und als ein Dauerndes in sich zu bewahren, kann diefs aber nur auf dem Wege und in dem Mafse der klaren Erkenntnifs. So entsteht denn das Bedürfnifs, das Kunstwerk gleichsam in seine Elemente zu zerlegen, diese zu betrachten und ihren Zusammenhang einzusehen. Hierbei mufs für die Zeit der Untersuchung von der äufseren Form ganz abstrahirt, ihre magische Hülle mufs entfernt werden, wie der Anatom die äufsere Bedeckung der menschlichen Glieder, diese zarte, die Schönheit des menschlichen Körpers vollendende Haut hinwegnimmt, um die Gestalt und Verbindung der Muskeln aufzuzeigen. Eine solche aufmerksam verfolgende Betrachtung der einzelnen Elemente führt dann zuletzt auf die Idee des Kunstwerks, als ihren gemeinsamen Ursprung, wie etwa ein Forscher der Pflanzenwelt, wenn ihm in seiner Wissenschaft die höchste Einsicht verliehen wäre, indem er Blüten, Blätter, Zweige und Stamm der Pflanze chemisch und anatomisch zerlegt, stufenweise hinabgelangen möchte zur Entdeckung des Gesetzes, nach dem die Pflanze sich aus dem Keim entwickelt und fortbildet. Wie der Naturforscher zum Naturprodukt, so verhält sich der Kritiker zum Kunstprodukt, nur dafs freilich seine Operationen viel

sicherer zu einem Resultate führen, weil ihr Gegenstand aus demselben Princip, das seiner eigenen geistigen Existenz zum Grunde liegt, nach schon bekannten Gesetzen hervorgegangen ist. Wie jener, so beginnt auch dieser mit der Beschreibung der einzelnen Theile, mit der Darstellung ihres inneren Zusammenhanges und entwickelt ihre gemeinsame Beziehung zu der Idee als dem Keim, aus dem jedes Einzelne sich hervorgebildet und zu einem harmonischen Ganzen gestaltet hat. Indem er also von dem vollendeten Werke zergliedernd zu dessen Ursprung zurückzugelangen sucht, verfährt er umgekehrt, wie der Künstler, der von der Idee aus die einzelnen Theile hervorbildet und zu einem Ganzen verbindet. Durch dieses Verfahren aber wird es ihm denn auch möglich, dem Künstler folgend das Kunstwerk gleichsam vor unsern Augen zu reconstruiren, in der Harmonie des Ganzen die volle Mitwirkung jedes einzelnen Theiles zum Bewufstsein zu bringen, und so den Genufs des Kunstwerks durch tieferes Eindringen und genaueres Verständnifs zu einem vollkommenen und dauernden zu erheben. Mit Vergnügen finden wir den Verf. der vorliegenden Schrift auf diesem Wege. Indem er uns eine Kritik der Iphigenie von Goethe verspricht, liefert er uns hier als ersten Theil derselben eine Entwickelung der Handlung dieses Drama's, worin er mit grofser Einsicht und Treue jeden Moment derselben in seinen Beziehungen zum Ganzen bald vor-, bald rückwärts schauend vor Augen stellt und nach seinem vollen Gewicht und Werth erkennbar macht, so dafs am Schlufs in den Versen:

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt,"

die Idee des Ganzen in ihrer vollen Klarheit hervortreten kann. Die obwaltenden ethischen Motive, die Intentionen des Dichters, die Charaktere und Verhältnisse der Personen sind mit Klarheit und auf überzeugende Weise hervorgehoben, und überhaupt erinnert diese wohlgelungene kritische Arbeit zu ihrem grofsen Vortheil oft an die ähnliche Behandlungsweise Wilhelms von Humboldt, der, indem er Werke von Jacobi, Schiller und Goethe mit der ihm eigenen Klarheit und Sagacität zergliederte und uns vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ihre tiefste innere Bedeutung anschaulich machte, die Erkenntnifs und Wirkung derselben, für denkende Leser also in der That auch ihren Werth, bedeutend erhöhte und solcherweise jedem poetischen Meisterwerk, das er beurtheilte, ein kritisches an die Seite stellte. Wie nun Goethe's Werke im Allgemeinen für die entwickelnde Kritik den reichhaltigsten und anregendsten Stoff darbieten, weil er bei der Produktion durchaus methodisch verfuhr, ja fast für jedes Werk, ehe er dessen Ausführung begann, sich über sein Verfahren bei derselben eigene Grundsätze bildete, so ist Iphigenie für die kritische Behandlung noch besonders reizend und anlockend und kann in diesem Sinne in hohem Grade lehrreich werden, theils weil dieses Werk mit der gröfsten Einfachheit die höchste Vollendung verbindet und die zum Grunde liegende Idee in keinem anderen Goethe'schen Werke so ruhig, hell und durchsichtig hervortritt, theils auch weil der Dichter bei Abfassung desselben vorzugsweise so künstlerisch verfuhr, dafs seine hierbei angewandte Methode für alle künftige dramatische Poesie zur Theorie erhoben werden sollte. Denn nachdem er die Handlung im Ganzen nach seiner Grundidee zur deutlichen inneren Anschauung gebracht hatte, schematisirte er dieselbe erst in ihren einzelnen Theilen, schrieb hierauf das ganze Gedicht in Prosa nieder und verwandelte diese zuletzt in jene Verse, aus denen das ewige Werk uns nun entgegentönt.

Ist nun solchergestalt die Wahl des Hrn. Vfs. in Beziehung auf den Gegenstand seiner Kritik eine sehr glückliche zu nennen, so haben wir uns noch besonders darüber erfreut, dafs uns seine Arbeit in der Gestalt eines Schulprogramms entgegentritt, indem gewifs nichts erwünschter sein kann, als die Lehrer unserer Gymnasien mit regem Eifer und gründlicher Kenntnifs mit den classischen Werken unserer Litteratur und vorzüglich mit Goethe beschäftigt, und diese Beschäftigung nicht blofs als eine Aeufserung ihrer persönlichen Neigungen, sondern als einen wesentlichen Theil ihrer amtlichen Wirksamkeit betrachtet zu sehen. Solche Studien müssen nothwendig auch den Schülern direkt und indirekt zum höchsten Vortheil gereichen, wie wir denn auch aus dem Lectionsverzeichnisse des Gymnasiums zu Zeitz mit Vergnügen ersehen, dafs in Secunda das Niebelungenlied in der Ursprache gelesen und in Prima von Hrn. Subconrektor Hiecke Geschichte der deutschen Litteratur gelehrt und deutsche Gedichte (gewifs von den Zöglingen unter seiner Leitung) erklärt werden. Wenn, wie wir uns überzeugt halten, von dem sichtbar drohenden Verfall unserer poetischen Litteratur ein Hauptgrund in jenem ungeordneten, rein passiven Lesen liegt, in jener Begierde, womit die Werke der Phantasie von unserer Jugend blofs zu augenblicklicher Unterhaltung ohne Wahl, Nachdenken und thätige Urtheilsübung massenweise verschlungen und dann nach wenigen Jahren aus Nachahmungstrieb und Eitelkeit in noch gröfseren Massen und schlechterer Qualität reproducirt werden, so sehen wir ein Hauptmittel gegen solchen Verderb in der Einführung einer gründlichen kritischen Lecture unserer classischen Dichter auf den Gymnasien, welche dergestalt zu ordnen wäre, dafs die damit schon an sich verbundene Unterhaltung durch ein tieferes Eindringen in den Sinn und die Bedeutung, durch eine selbstthätige Erklärung und Entwickelung der gelesenen Werke erhöht und veredelt und dadurch ein reinerer Geschmack und eine tiefere Einsicht in das Wesen der Poesie vorbereitet würde. So ist denn in allgemeinen wie in besonderen Beziehungen dem wohl begonnenen Werke der glücklichste Fortgang zu wünschen.

Wilh. Neumann.

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. Möhler.

Eine protestantische Beantwortung der Symbolik von Dr. Möhler. Von D. C. J. Nitzsch. In den theolog. Studien und Kritiken u. s. w. von Ullmann und Umbreit.

Der Gegensatz des Katholicismus u. Protestantismus, nach den Principien u. Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf Hrn. Dr. Möhler's Symbolik. Von Dr. F. C. Baur.

(Schlufs.)

Der verehrte Hr. Verf. dieser Kritik der Möhlerischen Symbolik war in beiden Beziehungen freier und hat sich edel und würdig, überhaupt in einer Weise, die jeder wahre Protestant ganz zu der seinigen machen kann, über diesen Gegenstand in folgendem Schlufs seines Werkes erklärt. „So wäre es denn hauptsächlich auch der Gedanke an die äufsere politische Macht, die der im Naturalismus und Rationalismus schon erstorben geglaubte Protestantismus durch fürstliche Gunst in einer Schule zu gewinnen scheint, die der Verfasser für die einzige Verjüngung des ächten Protestantismus und den letzten Mittelpunkt seiner noch übrigen Lebenskraft hält, was den Katholiken bestimmen mufs, seine Aufmerksamkeit aufs Neue dem Protestantismus zu schenken, um nichts zu versäumen, was zu rechter Zeit vorgesehen sein mufs, damit der neu gewonnene politische Einflufs dem Katholicismus nicht zum Nachtheil gereiche. Gewifs irrt der Verfasser in der Meinung, die er von der Bedeutung und Stellung jener Partei in der evangelischen Kirche hat, eben so sehr, als in der Voraussetzung einer Begünstigung derselben von Seiten des bezeichneten Kabinets, die der Protestant für eben so parteiisch halten müfste, als sie der Katholik bedenklich finden will. Wozu aber überhaupt eine solche Andeutung, gleichsam als ein an beide Parteien ergehender Aufruf, sich gegenseitig wieder zu orientiren und sich in die alte, feindliche Stellung zurückzubegeben? Wozu ein solcher Aufruf in einem Werke, das sich nicht als eine Polemik, sondern als eine Symbolik ankündigt? Haben wir es uns vielleicht aus diesem Seitenblick, welchen der Verfasser vom Dogma aus immer wieder auf die kirchlich-politische Stellung der beiden Parteien werfen zu müssen glaubte, zu erklären, dafs es ihm nicht immer gelungen ist, die Reinheit des wissenschaftlichen Standpunkts zu bewahren? Der Protestant kann nur mit dem tiefsten Gefühl der Dankbarkeit und des Vertrauens Fürsten ehren, die würdig ihrer edlen Ahnen und eingedenk der grofsen Verdienste, die sie sich um die Gründung und Beschützung der protestantischen Glaubensfreiheit erworben haben, ihren schönsten Beruf und ihren edelsten Ruhm darin zu finden glauben, als die Vertreter der heiligsten Interessen der Menschheit an der Spitze ihrer Völker zu stehen; aber er mufs sich zugleich auch gestehen, dafs keine Fürstenmacht es jemals vermöchte, seinem Glauben eine äufsere Macht und öffentliche Geltung zu verleihen, die er durch die innere Macht seiner Wahrheit sich selbst zu geben nicht im Stande wäre. Wie daher auch die politischen Verhältnisse der kirchlichen Parteien sich gestalten mögen, ob Fürstengunst und Fürstenmacht sich der einen oder der andern Seite zuwende, er ist überzeugt, dafs davon der Werth und die Bedeutung seines Glaubens nie abhängen kann, überzeugt, dafs auch sein Glaube auf einem Felsengrunde ruht, welcher durch keine Stürme der Zeit erschüttert, durch politische Macht so wenig, als

durch die Kunst einer polemischen Dialektik bedroht werden kann."

D. Marheineke.

XLIII.

Fragmens philosophiques, par V. Cousin. Seconde édition. Paris 1833. *Préface de la deuxième édition p. IX; de la première édition p.* 50. *T. p.* 480.

Die Art, wie Hr. Cousin philosophirt, ist leicht und bequem. Sie hat nicht bloſs in Frankreich, sondern auch in Deutschland und überall ihre Verehrer. Hr. Cousin sieht das ganze Gebiet der Philosophie als einen schönen Garten an, worin die Geistesblüthen alle auf den Bäumen prangen. Wie die Biene emsig umhersummt, und aus allen Blüthen Honig saugt, so pflückt auch er, der eklektische Philosoph, die schönsten Blüthen, die er zum Kranze windet, um sich das Haupt damit zu schmücken. Er genieſst und verbraucht, was Andre im Schweiſs ihres Angesichts mühsam erarbeitet haben, unbekümmert darum, wie doch sogleich diese Blüthen vom Stamm und der Wurzel losgetrennt zum welken Strauſs verbleichen.

Aber auch blendend, die Menge blendend, ist diese eklektische Art zu philosophiren. Wenn Hr. Cousin aus allen Systemen das Beste, wie es scheint, auszuwählen weiſs, muſs er doch alle wohl zu würdigen verstanden haben. Unparteiisch und unbefangen schwebt er darüber, legt seinen Gedanken keine Fesseln an, und hält sich den Geistesblick offen und frei. Ohne selbst ein System zu haben, macht er alle Systeme zu dem seinigen, und ist glücklich im Besitz, und noch glücklicher, von dem gesammelten Reichthum aller Welt die interessantesten Mittheilungen zu machen.

Die alte eklektische Art der Alexandriner oder Neuplatoniker ist noch schamhaft und liebenswürdig. Die innere Einheit, der wesentliche Zusammenhang, insbesondre der Pythagorischen und Aristotelischen Lehre war ihr Hauptaugenmerk. Von solcher Cohärenz wissen die neueren Eklektiker nicht mehr, indem sie die verschiedenartigsten Doctrinen zu einem bloſs äuſserlichen Convolut verknüpfen und verbinden. Wir dürfen wohl sagen, daſs Hr. Cousin sich in dieser modernen Eklektik auszeichnet, ja glänzend hervorsticht. Seine *Fragmens philosophiques* brechen wie Lichtstrahlen auseinander, wie denn das System, wie er diese Strahlen nennt, ein schimmerndes Licht ist, ohne alle Consistenz. Es blendet die Augen, und Funken sprühen die Menge umher, aber zur Farbenpracht wird der Lichtglanz nicht.

Die Fragmente sind bloſs äuſserlich an einander gereiht. Hr. Cousin versichert zwar, daſs zusammenhängende Gedankenfäden sich durch dieselben hindurchziehen, aber diese Fäden sind so dünne und zart, daſs ein eigner Gedankenmesser dazu nothwendig wäre, sie in dem sonst groben Stoff, worin sie verwebt sind, zu entdecken und aufzufinden. Glücklicher Weise werden sie in der Vorrede nebenbei bemerklich gemacht.

Was den Inhalt der Fragmente betrifft, die zum Theil als eigne Artikel im *Journal des Savans* und in den *Archives philosophiques* während des Zeitraums vom Jahre 1816 bis 1819 erschienen sind, so ist derselbe schon aus der ersten Ausgabe hinlänglich bekannt geworden. Wir würden daher nur Altes wiederholen, wenn wir diesen Inhalt hier ausführlich besprechen wollten, weſshalb wir uns darauf beschränken müssen, auch aus Mangel an Raum, den Stoff der Fragmente überhaupt kurz zu charakterisiren, und alsdann jene Gedankenfäden aufzunehmen, von welchen das Ganze äuſserlich zusammengehalten wird.

Theils sind die Fragmente Abhandlungen über andre Werke, theils selbstständige Aufsätze von gröſserer und geringerer Ausdehnung. Man kann nicht sagen, daſs der Verf. immer nur die schönsten Geistesblüthen auswählte, denn selbst Unkraut verschmäht er nicht, wie das Unkraut deutscher Fundamentalphilosophie. In allen Abhandlungen liebt er es, die fraglichen Punkte mehr oder weniger psychologisch abzuleiten, und solche Manier für den wirklichen Beweis der Sache durch sich selbst, für wissenschaftliche Erkenntniſs auszugeben. Unter andern bespricht er die Psychologie, wie sie sich seit Condillac in Frankreich ausgebildet hat, woraus erhellt, daſs die Französische Reflexion, wie früher nach Condillac einseitig an der bloſs sinnlichen Empfindung, oder wie jetzt nach Laromiguière an der Aufmerksamkeit festgehalten werde, ohne diese Bestimmungen innerlich vermitteln zu können. Aehnlicher Weise zieht der Vf. die beiden entgegengesetzten Ansichten über die Geschichte der Philosophie in Betracht, von welchen die eine Alles in eine Hauptfrage gewaltsam einzwängt, und die andre ohne irgend ein leitendes Princip, ohne Ein-

heit und Vermittlung Alles vereinzelt auseinander zerrt, und aufzählt. Hr. Cousin ist wohl nicht der Mann, diese Ansichten mit einander zu versöhnen, sonst würde er schwerlich Tennemann's Geschichte der Philosophie in's Französische zu übersetzen unternommen haben. Auch berichtet er über die Schottische Moralphilosophie seit der Zeit als man, wie Reid, zu erkennen anfing, dafs in der Lockeschen Lehre die praktische Philosophie mit den Principien der Methode derselben in Widerspruch stehe. Die blofs psychologische Tendenz, die insbesondre in den Untersuchungen über diese Doctrin von Dugald-Stewart herrschend ist, läfst er sich wohl gefallen. Ueberhaupt scheint die Schottische Schule in Frankreich nicht wenig beliebt zu sein, da neuerlich in einer eignen Schrift der Wunsch lebhaft geäufsert worden, dafs die Schriften Reids in allen Schulen Frankreichs als Leitfaden für den Unterricht eingeführt werden möchten, worüber unser eklektische Philosoph sich gebührlich ausläfst.

Auch im Praktischen berührt der Vf. Gegensätze, die in Frankreich auf Veranlassung von Helvetius und seit der Zeit als Principien des Handelns aufgestellt worden. Wie von Helvetius der Eigennutz, wurden vor noch nicht lange das Wohlwollen und Wohlthun in einer eignen Widerlegung des Buchs vom Geist als die bewegenden Triebfedern aller menschlichen Handlungen und Tugenden geltend gemacht. Cousin behauptet dagegen, dafs die Vernunft diefs Princip sei, ohne dafs er sich aber auf das Wie und Warum näher einläfst. Auch hat er allerlei Gedanken über Sprache, Freiheit, über Ursache und das Unendliche, über Religion, Mysticismus und Stoicismus, über Geschichte der Philosophie und Philosophie der Geschichte, welche Gedanken blofs aphoristisch nach Zufall von ihm hingeworfen sind. Aus dem Willen, und daher praktisch will er die Sprache ableiten; aber alsdann wäre die Sprache willkürliche Erfindung, die Sprache bildet sich theoretisch, nicht praktisch. Nach Kantischer Art negirt er in der Bestimmung des Moralgesetzes die Sinnlichkeit, ohne diese mit der Freiheit in Einklang zu bringen, so dafs er, wie Kant auch, über den Widerstreit von Sinnlichkeit und Vernunft nicht hinauskommt. Die Erkenntnifs der Ursache soll im Bewufstsein unsrer persönlichen Causalität gefunden werden, wie der Begriff des Unendlichen in der Natur der Seele, so dafs er also, was an sich ist, zu etwas Subjectivem macht. Von der Geschichte der Philosophie bemerkt er, dafs in ihr der Gegensatz des Idealismus und Realismus so alt sei als sie selbst. Die alte Philosophie beginne damit, und im Mittelalter wiederhole sich derselbe in dem Kampfe des Nominalismus und Realismus. Wenn gleich Baco in der neuern Philosophie die Methode der Erfahrung geltend mache, so komme doch derselbe Gegensatz sogleich wieder bei Cartesius und Locke zum Vorschein. Dafs dieser Gegensatz jedoch in der alten Philosophie, wie in der des Mittelalters und der neuern Philosophie immer einen andern Sinn hat, fällt Hrn. Cousin nicht ein. Und er schweigt ganz davon, dafs die wirkliche Vermittlung dieses Gegensatzes, seine Auflösung durch sich selbst, und damit die innere Einheit und Versöhnung der entgegengesetzten Bestimmungen, grade der wesentliche Charakter der weitern Ausbildung und des Verlaufs der neuern Philosophie gewesen ist. Was man freilich nicht weifs, davon kann man auch nicht reden.

In der Philosophie der Geschichte macht er die Forderung, dafs das bewegende Princip aller Geschichte, die göttliche Vorsehung, welche die Völker führe, zum Bewufstsein gebracht werde. Die Ereignisse sollen nur das Mittel sein, die ewige Idee und Vernunft im Drange der Weltbegebenheiten zu erkennen. Schon Turgot soll in Frankreich die Lehre von der Perfectibilität des Geistes eingeführt haben, ohne dafs er aber diese Lehre weiter ausgebildet hat. Auch der Verf. läfst die Ausführung ganz sicherlich auf sich beruhen, denn was er vom Orient und Griechenland in ähnlicher Beziehung beibringt, ist zu allgemein und wenig bedeutend, überhaupt zu unerquicklich, als dafs man ihm eine tiefere und nähere Einsicht und Erkenntnifs in diese Aufgabe zutrauen könnte.

Unter andern vertheidigt der Verf. ferner den Cartesius gegen die Meinung, dafs der Satz: *cogito ergo sum*, ein logischer Schlufs und eine *petitio principii* sei, indem er das Unmittelbare dieses Ausdrucks aus den Meditationen des Cartesius selbst, und zwar aus dessen Vertheidigung gegen Gassendi darthut. In der Betrachtung des Schönen hält er sich an Burke und Kant, insofern er den Unterschied macht zwischen einem Schönen, das reell, und einem solchen, das ideal sei, ein Unterschied, welcher aus der Abstraction blofser Einheit und Allgemeinheit hervorgeht. Auch giebt der Verf. selbst ein Programm zum Besten, das im Jahr 1817 gehaltne Vorlesungen über Philosophie enthält. Von ei-

ner inneren Entwickelung dieser Wissenschaft ist darin gar nicht die Rede, und ebenfalls in einem zweiten Programm vom Jahr 1818 nicht, welches von den absoluten Wahrheiten handelt. Zuerst spricht er darin vom Subjectiven, alsdann vom Objectiven, zuletzt von der Idee der Wissenschaft, wornach das Absolute im Relativen erkannt werden soll, wenn es aber nicht kömmt. Hiermit hängt auch die Abhandlung über Spontaneität und Reflexion zusammen. In der Spontaneität soll der Unterschied vom Subjectiven und Objectiven noch nicht hervorgetreten sein, wie in der Reflexion, aber wie der Unterschied aus der Einheit, die Reflexion aus der Spontaneität hervor- und in diese zurückgeht, wie die unmittelbare Einheit des Subjectiven und Objectiven durch sich selbst der Unterschied von beiden wird, und dieser Unterschied sich wieder durch sich selbst zur vermittelten Einheit aufhebt, überhaupt den schlagenden Puls speculativer Dialektik zu finden, gelingt Hrn. Cousin gar nicht.

Diefs führt uns auf die Grundgedanken und die Gedankenfäden, wovon der Verf. in der Vorrede gewaltig viel Wesens macht. Und wer sollte wohl glauben, dafs das Ganze bei Licht besehen, nicht mehr und nicht weniger, als die triviale Lehre von den Thatsachen des Bewufstseins ist, diese faule Doctrin, die sich selbst in Deutschland eine Zeit lang breit machen durfte! Auch verträgt sie sich mit der in Frankreich üblichen Beobachtung und Raisonnement aus Erfahrung, überhaupt mit der analytischen Methode sehr wohl. Doch ist diese Methode im Verlauf der Zeit so sehr verbraucht worden, dafs, nachdem sie, wie früher insbesondre auf die Sinnlichkeit gerichtet war, in den letzten Jahren in Frankreich auf Alles, selbst auf die Vernunft und den Willen ausgedehnt worden ist, weshalb das Bedürfnifs nach der Einheit des Inhalts sich nicht mehr abweisen läfst.

Nur kann diese Einheit unterschiedener Bestimmungen nicht, wie Hr. Cousin will, als eine Thatsache in der Natur und Einheit des Bewufstseins unmittelbar angenommen, und als Princip der Erkenntnifs geltend gemacht werden. Höchstens kann die psychologische Methode, wie der Verf. die seinige nennt, die Einheit blofs empirisch und äufserlich im Bewufstsein aufzeigen wollen, weil sie durchaus nicht speculativer Natur ist. Unstreitig hat der Unterricht, welchen unser Vf. früher genossen hat, ihn auf diese Methode geführt. Zuerst wurde er im Jahr 1811 mit der Locke'schen und Condillac'schen Lehre bekannt, die Laromiguière, wie er rühmt, mit grofser Anmuth und Klarheit an der Normalschule vortrug. Das Jahr darauf hörte er Royer-Collard, der ihn durch seine gewichtige Rede und logische Strenge fesselte, und ihn nach und nach, jedoch nicht ohne Widerstreben, auf die Seite der Schottischen Schule herüberzog. Daneben wurde de Biran sein Lehrer in der Kunst der innern Beobachtung, so dafs seine Aufmerksamkeit, wie er sich ausdrückt, insbesondere auf psychologische Feinheit und Tiefe gerichtet wurde. Der Letzte hat gewifs bei Cousin die Annahme von Thatsachen als gegebenen Bestimmungen mit veranlafst. Die Thatsachen, die der Vf. als Sinnlichkeit, Vernunft und Willen bezeichnet, nennt er reelle Thatsachen, auch Elementarvermögen, die er als verschieden und nothwendig angiebt. Im Bewufstsein sollen sie als in einer und derselben ungetheilten Einheit vereinigt sein.

Hr. Cousin behält also den ganz ordinairen Standpunkt des Bewufstseins bei, wornach alle Begriffe und Ideen als gegeben erscheinen. Das Bewufstsein, das jene Einheit ist, ist daher ein bloffes Aggregat gegebener Bestimmungen. Denn die Einheit wird nicht aus der Natur dieser Bestimmungen selbst aufgezeigt, sondern unmittelbar als Bewufstsein vorausgesetzt. Auch kommt der Widerspruch, weil der Geist nicht als die innere Einheit und Totalität erfafst wird, bald genug an's Licht. Die Vernunft, nämlich das eine Elementarvermögen, soll trotz der Einheit mit den beiden andern im Bewufstsein von aller Subjectivität und Persönlichkeit unabhängig sein. Wenn sie gleich in die Sphäre des Bewufstseins falle, soll sie in die Grenzen des Bewufstseins doch nicht eingeschlossen werden können.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Fragmens philosophiques, par V. Cousin. Seconde édition.

(Schluſs.)

Der Verfasser möchte der Vernunft trotz seiner ganz subjectiven Richtung doch den objectiven und absoluten Charakter vindiciren, ohne zu bedenken, daſs er sie alsdann nicht zu einem besonderen Vermögen herabsetzen darf. Auch möchte er wohl aus dem psychologischen Vexirkreise heraus, wenn's nur ginge, weil sonst alle Begriffe, die wir der Vernunft verdanken, bloſs relative, und alle Dinge, die sie uns enthüllt, bloſs subjective Bedeutung, keine Wahrheit haben würden. Zwar soll sich die Vernunft unter der Bedingung des Ich entwickeln, wie dieses unter der Bedingung der Sinnlichkeit erscheinen. Die Vernunft soll in uns sein, ohne daſs wir darum sie selbst zu sein behaupten dürfen, denn sie belehre uns über Dinge, die wir in uns selbst nicht finden. Nun sollte man doch denken, daſs wenn die Vernunft gar nichts mit der Ichheit zu thun haben soll, sie auch nicht unser Vermögen sein könne. Aber im Fall der Theilnahme müſste das Ich wenigstens auch den Charakter der Vernunft, den Charakter der Allgemeinheit erhalten, und kein bloſs empirisches, vereinzeltes Bewuſstsein bleiben. Der Verf. versichert immer, daſs die Vernunft von der Sinnlichkeit und von der Ichheit ganz heterogen verschieden sei, weſshalb nicht einzusehen ist, wie sie mit denselben die Einheit des Bewuſstseins ausmachen soll. Es kann nichts Ungenügenderes geben, als dieſs Amalgam von Sinnlichkeit, Vernunft und Persönlichkeit, welches der Vf. als Princip von Allem aufstellt. Dasselbe ist mit einem Wort der gegebene Widerspruch, der nicht aufgelöst wird. Wenn Sinnlichkeit und Persönlichkeit als relative Bestimmungen und die Vernunft als die absolute wirklich im Bewuſstsein eins sein sollen, so muſste dieser Unterschied sich durch sich selbst im Bewuſstsein aufheben, und das Bewuſstsein jene Bestimmungen vermittelst ihrer dialektischen Natur als sich selbst produciren. Der Unterschied müſste im Bewuſstsein als der Einheit derselben sich selbst als diese Einheit erzeugen, und das Bewuſstsein, um ihre wirkliche, lebendige Einheit zu sein, sich in dieselbe dirimiren, damit die Vernunft sich als das Allgemeine des Besondern selbst auch bewähre, und das nur Allgemeine neben dem Besondern zu sein aufhöre.

Zwar soll sich die Vernunft zu den beiden andern Elementarvermögen halten, zu der Sinnlichkeit und Persönlichkeit, wenn sie gleich weder die eine noch die andre sei. Aber was ist das für ein Antheil an diesem Vermögen, wenn sie nicht ihre innere Einheit ist, wenn sie als besondre Vermögen neben der Vernunft bestehen sollen? Der Vf. glaubt mit dieser Vorstellung von der Vernunft sich den Schellingschen Standpunkt vollkommen zu eigen gemacht zu haben. Aber Schelling ist zu sehr Philosoph, als daſs er solcher Vernunft aufrichtig das Wort reden könnte. Die Vernunft ist zwar nach Schelling gleichfalls wie nach Cousin weder das Subjective noch das Objective, aber auch sowohl das eine als das andre, Cousin bringt es nur zum weder noch, indem er trotz seiner Versicherung der Theilnahme unvernünftiger Weise von der Form der Vernunft, die in diesem Sinn die disjunctive Form ist, abstrahirt. Wenn gleich diese Form noch nicht die wirkliche Begriffsform ist, noch nicht die inhaltsvolle Form an und für sich selbst, so ist doch die Vernunft bei Schelling nicht ganz formlos geblieben, wie dieſs bei Hrn. Cousin der Fall ist. Und mit solchen falschen und höchst oberflächlichen Vorstellungen der Vernunft, und der Schellingschen Absolutheit derselben, wagt es Hr. Cousin sogar polemisch gegen Schelling und Hegel aufzutreten. —

In Betreff der Schellingschen Philosophie kann er sich die intellectuelle Anschauung nicht deutlich ma-

chen, und gewiſs darum nicht, weil die Vernunft, wenn gleich allgemein und absolut, doch in's Bewuſstsein fallen soll. Aber was ist das für eine Vernunft, deren Form etwas anders als der Inhalt ist? Keine, gar keine. Der Inhalt der Vernunft ist nicht wirklich absolut, wenn nicht auch die Form absolut ist. Dieſs ist es, was Schelling mit der intellectuellen Anschauung will, wenn sie gleich mit der Voraussetzung der absoluten Vernunft zusammenhängend nur eine Anschauung ist, die die Lücke der Erkenntniſs ausfüllen soll. Mit der Dialektik der entgegengesetzten Bestimmungen des Subjectiven und Objectiven, die sich durch sich selbst zum Uebergehen in ihre Einheit bestimmen, fällt solche Anschauung von selbst hinweg. Aber Hr. Cousin polemisirt mit seiner formlosen Vernunft gegen die Schellingsche Form der Vernunft, deren Inhalt er doch als die Wahrheit anerkennt.

Aber er dreht und wendet sich, indem nun die Vernunft doch nicht bloſs subjective Form sein und bleiben soll, wie er diese Form gegen Schelling geltend zu machen und zu behaupten sucht. Also die Vernunft soll absolut und subjectiv *daneben* sein, welche Cousinsche Vernunft eine Zwittergeburt ist, die nicht monströser sein kann.

Und was sollen wir nun gar von seiner Polemik gegen Hegel halten und sagen! Von dem Hegel'schen System hat er keine andre Vorstellung, als daſs es mit dem Schellingschen ein und dasselbe System sei. Er zeigt, daſs er keine Ahnung des groſsen und wesentlichen Unterschiedes hat, indem er sich darüber so ausspricht: „die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts sahen dieſs groſse System erscheinen. Europa verdankt es Deutschland, Deutschland Schelling. Dieſs System ist das wahre, aber Schelling hat dasselbe voller Lücken und Unvollkommenheiten gelassen. Hegel kam, entwickelte und bereicherte das System, und gab demselben in vielen Stücken eine neue Gestalt." So viel ist gewiſs, daſs das ganze Schellingsche System ohne das Hegel'sche bloſse Hypothese ist, denn es ermangelt des Beweises durch sich selbst. Auch sind die Versuche der Beweisführung, die Schelling gemacht hat, alle fehlgeschlagen, so daſs seine ganze Philosophie ein geistreiches Fragment geblieben ist. Aber es handelt sich bei Hegel im Verhältniſs zu Schelling nicht nur um eine weitere Ausführung der Wissenschaft, sondern um ein andres System. Nach Hegel kommt Alles auf den Geist an, der nicht, wie nach Schelling, nur quantitativ oder äuſserlich von der Natur verschieden, sondern vielmehr die Wahrheit der Natur ist. Auch ist das Hegel'sche System bisher das einzige, worin die Sache von sich selbs den Beweis führt, oder was die Natur der Sache selbst zum Inhalt hat. Wenn daher Cousin von Schelling sagt, daſs ihm eine mächtige Erfindungsgabe zu Theil geworden, und von Hegel, daſs dieser eine tiefe Reflexion habe, so sieht es so aus, als wenn Hegel nichts erfunden haben soll, da er doch in der Methode der Erfinder aller Zeiten ist.

Im Vertrauen auf die Wahrheit als eine solche, die ihre Evidenz mit sich selbst führe, fange Hegel, so meint Hr. Cousin, mit Abstractionen an, die er als das Fundament der Erkenntniſs von Allem zu Grunde lege. Also die logischen Gedankenbestimmungen, die die Seele von Allem sind, sollen vom Inhalt abstrahirte Bestimmungen sein. Aber als die Seele von Allem können sie keine abstracte Formen ausmachen, die den Inhalt auſser sich hätten, sondern sind selbst dieser Inhalt, nur in der Form des Gedankens. Auch sind sie kein bloſses Fundament, Grundlage, sondern bereiten sich das Fundament selbst, begründen sich selbst. Wenn nun Hr. Cousin noch versichert, daſs sie sich nicht durch sich selbst fortbestimmen, so ist dagegen weiter nichts zu sagen, als daſs er den hellen Tag vor Sonnenhelle nicht zu finden gewuſst.

Und doch soll Cousin, wie wir vor noch nicht lange bei Lerminier gelesen, viel, sehr viel von Hegel entlehnt haben. Dieſs versichert uns auch Hr. Cousin selbst. Aber wenn dieſs wirklich der Fall ist, können doch nur allgemeine Redensarten, gelegentliche Einfälle und Bemerkungen seine Beute geworden sein, keine tiefe Gedanken, die von durchgreifender Bedeutung wären. So viel ist klar genug, daſs Hr. Cousin von Hegel nichts, gar nichts verstanden hat.

Hr. Cousin kam öfters nach Deutschland herüber, wo er Schelling und Hegel, diese beiden groſsen philosophischen Meister des Jahrhunderts (*sous les deux mes amis et mes maîtres, et les chefs de la philosophie de notre siècle*), wie er sich ausdrückt, als seine Lehrer und Freunde schätzen und lieben lernte. Wer mag wohl von seinem Freund sagen, daſs er nicht besonders liebenswürdig sei, wie Hr. Cousin von Hegel, seinem Lehrer und Freunde, wie er ihn nennt? Es scheint fast, daſs Hr. Cousin geglaubt hat, den einen Freund

Hegel schmähen zu müssen, um mit dem andern Freunde Schelling, der noch lebt, gut Freund zu bleiben. Er schmäht aber durch solche vermeinte Huldigung den am wenigsten, den er verläugnet. Er weiſs so wenig von Schelling, wie von Hegel, er zeigt seine Unfähigkeit, solchen Charakter wie solchen Geist zu würdigen, wenn er meint, durch die schielenden Seitenblicke, die er auf Hegel's Art zu sein und zu leben wirft, sich bei Schelling zu empfehlen. Glaubt Hr. Cousin, weil er Hegel herabzusetzen sucht, werde ihn Schelling anerkennen und protegiren? Mit solcher unwürdigen Beeiferung erwirbt man höchstens geringe Dienstbarkeit, aber keine edle Freundschaft; durch solche Hülfsmittel stellt man sich, wie nicht über den Einen, so auch nicht neben den Andern, und Hr. Cousin, anstatt solchen Schein zu suchen, sollte ein für allemal wissen, daſs er unter den deutschen Philosophen nicht unter seinen Pairs ist. —

Aber ungeachtet Hegel so wenig liebenswürdig sein soll, gesteht doch Hr. Cousin, daſs er von der ersten Unterhaltung an die ganze Wichtigkeit Hegel's empfunden, und sich in der Nähe eines höher begabten Menschen gefühlt habe. Auch habe er dieſs allenthalben öffentlich bekannt, indem er nach Frankreich zurückgekehrt zu seinen Freunden gesagt habe: „Meine Herrn, ich habe ein Genie kennen gelernt!" Nun wissen wir doch, wem Hegel seinen groſsen Ruf in Frankreich verdankt; denn gewiſs haben die Freunde des Hrn. Cousin seiner Versicherung auf's Wort geglaubt, und sie gläubig wiederholt; denn durch Hrn. Cousin's Vermittlung hat wohl niemand dieſs Genie wirklich kennen gelernt. Der Eindruck, sagt er ferner, den Hegel in ihm zurückgelassen, sei tief aber konfus, nur mit Mühe habe er einige wenige inhaltschwere Worte fallen lassen. Wir müssen uns wundern, wie so Hr. Cousin es nur hat über sich gewinnen können, ganze Abende bis tief in die Nacht hinein mit Hegel zu conversiren, indem er versichert, daſs Hegel eben nicht mit Leichtigkeit französisch gesprochen habe. Dieser Vorwurf von Seiten eines Franzosen verläugnet fast ganz den sonstigen Sinn der Nation, welche den Fremden schon wegen des bloſsen Bemühens um ihre Sprache schätzt und lobt, aber ihm auch jeden Anspruch auf Meisterschaft im voraus erläſst. Warum kam Hr. Cousin ihm nicht mit Deutsch zu Hülfe? Er giebt sich ja in Frankreich dafür aus, des Deutschen kundig zu sein; freilich hat er in Deutschland diese Prätension jedesmal fallen lassen, und hätte Hegel sich nicht mit dem Französischen bemüht, so würde Hr. Cousin auf die Rolle eines Taubstummen reducirt geblieben sein. Unter solchen Umständen wird es auch erklärlich, wie so, trotz aller Wiſsbegier und Liebe zur Erkenntniſs, die ihn beseelte und stärkte, seine kostbaren Stunden dem mühsamsten Gespräch zu opfern und die unliebenswürdige Persönlichkeit seines Freundes zu ertragen, er doch nur so wenig von diesem gelernt hat. Die Schuld lag offenbar weniger an ihm, als an Hegel, der ja, wie Hr. Cousin ausdrücklich sagt, nicht im Stande gewesen ist, selbst durch mündliche Unterredung seine Werke zugänglicher zu machen. Wer wollte da nicht die völlige Unwissenheit des Hrn. Cousin in Allem, was Hegel'sche Philosophie heiſst, entschuldigen! Aber deſswegen dürfen wir doch nicht die Eitelkeit ungerügt lassen, wenn Hr. Cousin glaubt, daſs er, der Franzose, uns Deutsche erst auf Hegel habe aufmerksam machen müssen, und ihn, so zu sagen, berühmt gemacht habe! Wenn nun noch zuletzt Hr. Cousin sich viel damit wissen will, daſs er die deutsche Speculation und Philosophie in Frankreich eingeführt habe, so können wir Deutsche ihm für die Art, *wie* sein Versuch ausgefallen ist, gewiſs eben so wenig Dank sagen, als seine Landsleute.

Hinrichs.

XLIV.

Siciliae antiquae tabula. Berolini 1834. *Nebst einer erläuternden Beilage unter dem Titel: Siciliae antiquae tabula emendata, auctore G. Parthey.* 19 *Seiten.* 8.

Bei Entwerfung altgeographischer Karten möchte das gewöhnliche Verfahren, wornach Namen, Verbindungslinien und andere Angaben in Karten eingetragen werden, deren Oberfläche in vertikaler wie horizontaler Dimension nach neuerer Kenntniſs gezeichnet ist, im Allgemeinen gut zu heiſsen sein. Das Bemühen, nach den mannigfachen physischen Veränderungen, denen die Erde oder einzelne Theile derselben unterworfen waren, eine Zeichnung zu liefern, würde, so anerkennenswerth dasselbe auch wäre, bei unserer höchst mangelhaften Kenntniſs von solchen Veränderungen und den ganz unsicheren und sich widersprechenden Angaben, die wir darüber bei den Alten finden, zu keinem erheblichen Resultate führen, und nur wenn man die Ueberlieferung eines einzelnen Schriftstellers in's Auge faſst, kann für die Entwerfung von Karten von einer Berücksichtigung der mathematisch-physischen Verhältnisse die Rede

sein, so dafs, wie wir dies bei den hierher gehörenden Arbeiten über Homer u. A. sehen, auch das Bild der Oberfläche nach individueller Vorstellung mit Erfolg niedergezeichnet werden kann. Werden nun die Anforderungen an altgeographische Karten mit Recht niedrig gestellt, so dürften sie dafür in politisch-historischer Hinsicht zu steigern sein. Dieses Element wird immer noch zu sehr aus den Augen gelassen, und wir sehen meist eine und dieselbe kartographische Darstellung eines Landes alle Zeiten des Alterthums umfassen. So finden wir auf Einem Blatte Orte neben einander aufgeführt, die zu gleicher Zeit gar nicht existirt haben, Namensformen und Eintheilungen durch einander gemengt, Strafsen und andere Verbindungslinien angegeben, welche verschiedenen Zeiten angehören, und Aehnliches mehr. Ref. will nicht in Abrede stellen, dafs bei dem einen und andern Lande sowohl wegen geringerer historischer Wichtigkeit, als wegen mangelhafter Kenntnifs der geschichtlich-geographischen Beziehungen ein anderes Verfahren kaum möglich ist; hingegen sollte man da, wo für den in Rede stehenden Zweck ein einigermafsen befriedigender Stoff vorhanden ist, nie auf ein solches Verfahren sich beschränken. Um der Umständlichkeit und mehr noch der Kostspieligkeit zu begegnen, welche das Darstellen auf mehreren Karten bei manchen Ländern freilich zur Folge haben möchte, liefse sich vielleicht ein Mittel finden, durch welches die verschiedenen historischen Beziehungen auf einer und derselben Karte zur Anschauung gebracht werden könnten; es würde aber, selbst wenn man zu diesem Zweck die einfachsten, hier denkbaren Mittel, z. B. die Andeutung durch verschiedene Schrift und Farbe wählte, die Uebersicht immer noch erschwert bleiben. Dem Bedürfnifs einer kritischen, historisch-kartographischen Darstellung der Länder des Alterthums ist in neuerer Zeit von mehreren Seiten zum Theil mit glücklichem Erfolge entsprochen worden, und es wären der Versuche, wie wir sie für Griechenland zur Zeit des peloponnesischen Kriegs von Otfried Müller, für das Reich Alexanders des Grofsen von Droysen und von Andern besitzen, nur noch mehr zu wünschen. Die hierher gehörenden wenigen Versuche, welche früheren Zeiten angehören, sind meist nicht sehr gelungen.

Die vorliegende Karte des alten Siciliens von dem durch die Beschreibung der Insel Philä vortheilhaft bekannten Dr. Parthey hat, weil sie eben in Einer Darstellung das ganze Alterthum umfafst, die oben angedeuteten unvermeidlichen Mängel, und gerade Sicilien, der Schauplatz denkwürdiger Ereignisse, zu verschiedenen Zeiten colonisirt, und in politischer Beziehung mannigfacher Veränderung unterworfen, dürfte sich von den Ländern des Alterthums geringeren Umfangs ganz besonders zu der Darstellung eignen, auf die eben hingewiesen worden ist. Bei alle dem ist die vorliegende Karte eine verdienstliche und dankenswerthe Gabe. Einmal stellt dieselbe in höcht sauberem Stich, wie den Küstensaum nach Smyth und das Flufsnetz nach Schmettau mit grofser Genauigkeit, so die Höhenzüge nach Letzterem, wie nach den von Fr. Hoffmann dem Herausgeber gemachten Mittheilungen gleich genau und höchst plastisch dar. Eines wesentlichen Hülfsmittels mufste derselbe dadurch entbehren, dafs von der trefflichen Karte Siciliens, die in vier Blatt vor längerer Zeit zu Palermo erscheinen sollte, sowohl die Platten als sämmtliche bereits abgezogenen Exemplare bei dem Brande, von welchem die im Jahre 1821 daselbst ausgebrochenen Unruhen begleitet waren, ein Raub der Flammen geworden sind, und ein einziges Exemplar des südwestlichen Blatts, welches gegenwärtig Karl Ritter besitzt, erhalten worden ist. Das andere, hier mehr in Betracht kommende Verdienst, welches vorliegende Karte auszeichnet, besteht in der Lage- und Distanzbestimmung der alten Orte, bei welcher der Herausgeber mit grofser Umsicht verfahren ist, und bei der ihn unverkennbar ein glücklicher kritischer Blick geleitet hat. Ueberhaupt ist die Karte sowohl wie die erläuternde Beilage von gröfserer Wichtigkeit, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, und der Sachkundige wird bei näherer Ansicht bald entdecken, dafs beide das Ergebnifs längerer und sorgfältiger, auf die Quellen wie die neueren Hülfsmittel gegründeter Untersuchung ist, für welche die wiederholte Durchwanderung des Eilands durch den Verf. nur sehr fördernd und ersprieflich sein konnte. Bei allen trefflichen Vorarbeiten, wie wir sie von Cluver, Fazello, Mannert u. A. für die ältere Geographie Siciliens besitzen, bleibt für dieselbe immer noch viel zu thun übrig, indem so manche der hierher gehörigen Quellen der nöthigen kritischen Behandlung ermangeln, und namentlich nicht genug beachtet worden ist, welch wesentliches Hülfsmittel zur Förderung solcher Kritik die Vergleichung der Oertlichkeiten nach späteren Berichten wie nach heutiger Kenntnifs uns sein kann. Die erläuternde Beilage, welche zeigt, dafs der Verf. bei seinen Untersuchungen diese Seite nie aufser Acht gelassen, richtet nun ein Hauptaugenmerk auf das Itinerarium des Antoninus, als auf diejenige von den Quellen der alten Geographie unsers Eilands, für deren kritische Bearbeitung bei aller von Wesseling ihr gewidmeten Sorgfalt noch besonders viel zu thun ist; dasselbe verdiente noch um so mehr eine solch genauere Beachtung, als es von den späteren Quellen für den vorliegenden Gegenstand unstreitig die wichtigste ist, und hierin selbst die Peutingersche Tafel bei weitem ihm nachsteht. Mehrere Stellen des Itinerariums werden nun besonders in Bezug auf die Zahlen in den Entfernungsangaben, in die sich bekanntlich leichter wie irgendwo bei Handschriften Fehler einschleichen, glücklich verbessert. Die Beilage schliefst mit einem alphabetischen Verzeichnisse der auf der Karte befindlichen Namen, welches zugleich auf die Lage der einzelnen Punkte näher hinweist und die den älteren Lokalitäten entsprechenden heutigen angiebt. Ein solcher Nachweis war um so schwieriger, als viele von den Neueren in dieser Beziehung mitgetheilten Bestimmungen einer sicheren Grundlage ermangeln, und von den bei den Alten vorkommenden Orten ein grofser Theil ihrer Lage nach entweder gar nicht (der Vf. führt deren an 50 auf), oder doch sehr ungenau bestimmt werden kann. Auf der Karte findet sich noch als Zugabe die Darstellung der Insel nach der Peutingerschen Tafel.

Reinganum.

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

XLV.

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthos primae, ad Ephesos, quae supersunt, ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus edidit Carolus Octavus Castillionaeus. Mediolani, regiis typis, 1834. 64 S. 4.

Früher als man nach den bisherigen Mittheilungen dieser schon seit 1813 (beim Fronto) gemachten unschätzbaren Entdeckung erwarten durfte, erfreuet uns durch die vorliegende Fortsetzung der edle Graf Castiglioni, der mit so viel Aufwand wie Hingebung sich der Herausgabe dieser in dem verschwundenen Reiche der Gothen gefundenen deutschen Denkmäler unterzogen hat und tiefer als irgend ein Ausländer darin eingedrungen ist. Er giebt uns hier den gröfsten Theil des bisher noch Rückständigen, und nachdem er im J. 1829 den zweiten Brief an die Korinther geliefert, folgt hier der erste, sammt denen an die Römer und an die Epheser: also die gröfseren und wichtigeren Werke des letzten und gröfsten der Apostel. Es ist, bei aller Zerstörung des grofsen gothischen Bibelwerks, ja der umfassenden gothischen Litteratur, ein hohes Glück, dafs uns, neben den Evangelien, eben insonderheit die tiefbeschaulichen Briefe des Paulus aufbehalten sind; wie denn ohne Zweifel auch die überwiegende Bedeutung dieser Urkunden des Neuen Bundes solches bewirkte. Während vom Alten Testament (dessen Bücher der Könige allein, ihres kriegerischen Inhalts wegen, Ulfilas soll ausgelassen haben) nur wenige Stücke der Bücher Esra und Nehemia übrig sind, haben sich, aufser der silbernen Handschrift, noch Ueberbleibsel des Evangeliums Matthäi gefunden; und die Paulinischen Briefe sind sogar in drei Abschriften vorhanden, mit Einschlufs der schon bekannten Wolfenbütteler Bruchstücke. Nimmt man hiezu, dafs fast alle diese Handschriften noch gleichalte Lesarten am Rande haben; ferner die Ueberbleibsel der grofsen Homilie über das Evangelium Johannis, wie des gothischen Kirchenkalenders (welcher, nebst den beiden Papyrusurkunden der gothischen Mönche zu Ravenna, allen alten und neuen Zweifel, ob die silberne Handschrift auch wirklich Gothisch sei, für immer beschwichtigt): so zeigt sich uns überraschend eine reiche gothische Litteratur. Darunter freilich nichts mehr von den einst gewifs nicht minder reichen und gebildeten volksthümlichen Liedern und Sagen, welche mehr der lebendigen Ueberlieferung verblieben und noch die Grundlage unsers Heldenbuchs sind, als dessen Mittelpunkt Dietrich von Bern (Theodorich von Verona) mit seinem Heldenkreise hervortritt: indessen müssen wir auch für diese Kirchenlitteratur um so dankbarer sein, als auch hier durch die Kirche erst eine eigentliche Litteratur geschaffen wurde.

Es gewährt eine hohe Genugthuung, diese jetzt eben erst wieder an's Licht gekommenen anderthalbtausendjährigen Denkmäler mit freudiger Eile zu durchwandern und so gleichsam wieder in Besitz zu nehmen: jeder Schritt ist eine neue Entdeckung verlorener Wörter und Formen, oder Bestätigung verbliebener, nur verwandelter Bildungen. Kein Volk kann den edlen, noch fruchtreich blühenden Stammbaum seiner Sprache, dessen Wurzeln sich tief in das Morgenland erstrecken, und damit seine Geschichte überhaupt, urkundlich so weit zurück verfolgen, und daraus die lebendige Verwandlung seiner Sprache in allen ihren Hauptzweigen und Zeiten, nach sicheren, für den gesammten grofsen indisch-germanischen Sprachstamm gültigen Gesetzen, so lehrreich erkennen. Wie solchermafsen die gothische Sprache, als die sichere älteste Urkunde deutscher Sprache überhaupt, und zugleich als die an Wohllaut und Bildung vollkommenste, in eine frühere noch höhere Bildung einblicken läfst: so giebt sie, als Stammmutter des Hochdeutschen, (zwar nicht in stetiger Entwickelung

desselben Volksstammes innerhalb Deutschlands, sondern durch vorüber- und untergegangene Stammverwandte) auch erst den wahren Aufschlufs über den gegenwärtigen Zustand unserer hochdeutschen gemeinen Schrift- und Redesprache. Die frühere Erscheinung dieser Fortsetzung ist besonders dadurch bewirkt worden, dafs, mit Uebergehung der griechischen Urschrift, neuer lateinischer Uebersetzung und umständlichen Glossars, womit die beiden ersten Lieferungen ausgestattet sind, diesmal nur der gothische Text, mit Vergleichung der Lesarten und Erklärungen neu vorkommender Wörter und Formen in Anmerkungen, gegeben ist: eine Einrichtung, welche auch als bequemer zu beloben ist. Und so wollen wir denn auch hier einen Theil der neuen Ausbeute für unseren deutschen Sprachschatz, so wie sie zu Tage kömmt, mit einigen Erläuterungen vorlegen.

Bei dem Römerbriefe, der nur in einer mangelhaften Handschrift übrig ist, zeigt sich zuvörderst, dafs die Wolfenbütteler Bruchstücke davon nicht etwa zu derselben Handschrift gehören; denn obschon ein Blatt von jenen gerade da eintritt, wo der Mailänder Handschrift ein Blatt fehlt (Kap. XI, Vs. 33), so ist das doch nur zufällig und der Anfang des Wolfenbütteler Blattes weggeschnitten, dessen Ende die Lücke auch nicht völlig ausfüllt; und ebenso greifen die übrigen gemeinsamen Stücke beider Handschriften über einander hin; endlich zeigen die Schriftproben beider völlige Verschiedenheit, und die Wolfenbütteler ist durch Absetzung der einzelnen Sätze und gleichzeitige lateinische Uebersetzung daneben, ganz eigenthümlich.

Kap. VI, Vs. 23 beginnt die Mailänder Handschrift sogleich mit einer neuen adjectivischen Substantiv-Bildung *thô mikilôna* (opsonia), für *mikilôna;* von *mikils*, das nur noch in Mekelnburg (Megalopolis) lebt *), und vielleicht in Michel, der neben Michael eben so wohl deutsch sein könnte, wie Hans neben Johannes. — VII, 1 zeigt sich schon die Zusammensetzung *laggahveila*, doch als Accusativ-Adverb (in der Bedeutung so lange, dieweil). 9 *simlê* (etwa, vormals) ist der schon damals nur noch in Verbindungen erhaltene Instrumentalis (Temporalis), der sonst auch gothisch nicht mehr adverbialisch steht. 23 *andváikandô* (ἀντιστρατευόμενον) steht wohl für *andváikjandô*, von *váikjan*, als Ableitung von *veikan*, wie das Präterit. *váik* (kämpfte, 1 Kor. XV, 32 und hier IX, 13 am Rande als Lesart für *fijaida*) vorausgesetzt, und dem althochd. *wîhan* (thun, weihen, wie ἔρδειν, ἔργειν) entspricht, davon mittelhochd. nur noch Partic. *erwigen* (wie noch gediegen von gedeihen), die Ableitungen *weigen (weigete:* wie *zeigen* von *zîhan*) und *wigen (wigete)* übrig sind. Das gothische *vigan* (kriegen oder Krieg) stimmt nicht zum hochd. *wîk* (Gen. *wîges*), und gehört wohl zu dem grofsen Stamme *vigan*, *vag*, *vêgum*, *vigans* (aufregen, bewegen, — wiegen) davon auch Weg, Wiege, (alt *wage*), Wagen, Woge (alt *wâk*, *wâges*) und Waage mit ihren Ableitungen; eben so wenig stimmt das goth. *váikjô* (Kampf) zu *wîk*, davon *wîgen*, Partic. *wîgant*, noch in Weigand, und sonst in Namen Wigmann, Wichart, Weikart (*Guiskard*) lebt, — wohl aber zu *wêha-* oder *wêho-dinc* (im decret. Thassilonis bei Hund metrop. Salisb. p. 228), Kampfgericht, wie sonst *chamf-wîc*. Den Uebergang des *h* in *g* kennt das Gothische nur in dem anomalen Hülfswort *aigan* (haben, — eigenen) für *aikan*, aufser der Umwandlung mit dem *d* einiger Prät. zu *ht* (*mahta*, *brahta*, wie *aihta*). Es ist folglich etwa neben *veihan* und *vigan* ein dadurch verdunkeltes *veigan*, *váig*, *vigum*, *vigans* anzunehmen. *Cafeh* Mars (pugna) in gloss. Rhaban. gehört wohl eben so wenig hierher, als Gefecht, wodurch der Her. (Glossar zu 2 Kor.) *vaikjô* erklärt. — Einen fruchtbaren Stamm zeigt auch Vs. 28 *fra-hinthandô* (fangend) von *hinthan*, dessen Partic. *hunthans* schon bekannt war; dazu das Prät. *hanth* lauten mufs, obwohl hier (Ephes. IV, 8) *us-hunth hunth* (fing, die Gefangenschaft) steht, vielleicht durch den conjunctiven Laut des Substantivs veranlafst, das auch in althochd. Glossen *herihunta* (praeda) lautet, und davon das Angels. *huntjan* (bei Willeram *verhundeta*, *captiva*), und noch engl. *hunt* jagen; daher auch schon goth. *hunds* (als Fänger) Hund (vielleicht auch *hund* Hundert), so wie Hinde (als Beute); und das Prät. *hand* bestätigt, *handus* Hand, *handugei* Weisheit (Behendigkeit). 24 *váinans* (infelix) bezeugt auch das Alter dieses Wortes, worauf freilich schon *wein* (Wein), und das ebenfalls vom Prät. abgeleitete *qvainôn* (weinen) schliefsen liefs. — VIII, 19 das für das griech. Med. μάμφεται gesetzte Passiv Pl. *faiands* ist wohl das spätere *vêhen* schelten, *gevêch* feindlich. 20 *digandin* (πλάσαντι) bietet ähnliche Betrachtung, wie oben *vigan:* verschieden von *theihan* (*tháih*, *thaihan* gedeihen), gilt etwa ein *digan* (*dag*, *dêgum*, *digans*; daher *dags* Tag?); oder *digan* kömmt von *deigan* (*dáig*,

*) Frisch deutet auch unsern Müggel-See (und Berg), als den grofsen See, und schreibt „die Mickel."

digum, *dígans*), davon *dáig* (Teig) hier gleich neben steht; und abermals verschieden hiervon ist *deikan* (*dáik*, *deikum*, *dikans*), wie das in oben dieser Gesellschaft stehende *gadiki* (πλάσμα) voraussetzt, entsprechend dem mittelhochd. *ticken* (*teich*, *ticken*, *ge-ticken*, machen, arbeiten, davon *tiht*, *getihte* (Gedicht), und noch Deich (deichen, deichte), eigentlich niederd. (wo die alten Laute geblieben) zum hochd. Teich (die eingedeichte Tiefe). Wieder anderer Abkunft ist eben hier *thahôns* (des Thons). — Merkwürdig ist die starke Adjectivform als Subst. *du galaubamma* (in honorem); der Her. erläutert es durch Lob: ohne Zweifel sind beide nahe verwandt in dem ausgegangenen Stamme *liuban* (*laub*, *lubum*, *lubans*, hegen und pflegen), davon Ulfilas noch *liwôs* (lieb), so wie *láubs* (Laub), *galáubjan* (glauben), *galaubei* (Glaube) hat: unserm *lop* (Lob), dessen *o* noch in Gelübde auf *u* zurückweiset, entspräche eigentlich ein goth. *lubs*, und davon anstatt *galaubs* (künstlich), ein *gahubs*. 33 *hallu* Stein ist auch altnord. *hallr*, und weiset etwa auf das nur noch althochd. und mittelhochd. übrige *hallan* (*hall*, *hullum*, *hullans*), davon auch Halle. — X, 12 *Krêhôs* wird Ἕλληνος übersetzt, wie noch mittelhochd. *Kriechen*. 15 *skúnnjai* (φρόνοι) zeigt uns zuerst auch diefs Adj. *skúnis* (nicht *skáuns*), und verräth einen Stamm *skiunan* (*skáun*, *skunans*), zu welchem, aufser schon, auch schönen (schön, alt *scôni*, lassen) gehört. Ebenso stimmt 18 *drunjus* (Ton) zu einem Stamme *drúnan* (*drúun*, *drunans*), der noch in drähnen erklingt. — XI, 1 *af-skáuf* (verstiefs) bekundet auch hier schon den bisher erst im Althochd. vorretenden kräftigen Stamm *skiuban* (*skáuf*, *skubum*, *skubans*) schieben, dessen Lautwechsel (wie *grôf* zu *graban*) in *f* (*ph*) zugleich eine Aspiration von *b* erkennen läfst, entsprechend den im Altsächs. und Angelsächsischen noch buchstäblich unterschiedenen *dh* und *th* (*d* und *p*). 17. 19 *in-trusgiths* und *in-trusgjaidan* (Pass.), also von *intrusgjan* (einimpfen), ist ein ganz neues Wort. Das damit gleichbedeutend stehende Partic. 24 *in-trusgans* setzt *trisgan* (*trasg*) oder *triusgan* (*tráusg*, *trusgum*) voraus. *Vaúrtsa* ist ohne Zweifel Schreib- oder Druckfehler für *vaúrta* als Dat. von *vaúrts*, obgleich dicht darauf *vaúrts* auch im Accus. steht, als wenn der Nom. damals schon ohne dessen im Acc. abfallendes Kennzeichen (*s*) *vaúrts* (mittelhochd. *wurz*, Genit. *würze*) gelautet hätte. 20 *háuhaba* (hoch) ein neues Beispiel der nicht häufigen, eigenthümlich gothischen Adverbialbildung, welche Grimm Gramm. III, 110 mit der Präposit. *bi* von einem verkürzten *abi*, *aba* herleitet, verschieden vom goth. *af* (ab), welches letzte er aber (II, 50) mit *ibns* (eben), *iba* (ob) und *ibuks* (rückgängig — gleichsam ebbig?) dem verlorenen Stamm *iban*, *af*, *ébum* (davon auch Abend) zueignet: vielleicht stammen daher selbst *aba* (Mann) und *abrs* (stark), Adverb. *abraba*. 22 *freidjan* (schonen, hegen, mit Dat.) und Eph. I, 15 *gafreideinais* (Genit.) stammen wohl, mit dem auch schon (aus 2. Kor.) bekannten *frithôn* (sühnen, befrieden), *frithôns* (Genit., Sühne), auch in dem Namen des goth. Kirchenkalenders *Frithareiks*, von einer Wurzel *freiwan*, *fráiw*, *friwans*, und hieraus zunächst die einfacheren *fráiw* (Saame, Nachkommenschaft), *frijis*, frei, welches hier (1 Kor. IX, 1) auch schon *freis* lautet, weiter *frijôn* (lieben, — freien), *frijônds* (Freund), *frijathwa* Liebe. — Frei, Freia, die Gottheiten des Wachsthums, der Fruchtbarkeit, der Liebe. Zu *freidjan* stimmt aber zunächst mittelhochd. *vrît* in *vrît-hof* (Kirchhof), der jetzt richtig Freidhof, nicht Friedhof, lautet, obschon beides verwandt und die Umdeutung annähernd und schön ist. — Nun ist *ga-stôs*, wohllautige Verwandlung von *gastôtôt*, anstatt *gastôst*. — *Hnaiwei* (Schärfe) zeigt uns zuerst auch dieses im Alt- und Mittelhochd. schon seltene und jetzt, wie es scheint, nur noch in Wasenmeister (Scharfrichter) übrige Wort*). 24 *vistai* Dat. von *wists* (φύσις), kömmt von *visan* (wesen): noch im Trist. *heim-* und *mite-wist*. 27 *af-gudei* Abgötterei. — XII, 10 erscheint zuerst *milds*, so wie Phil. II, 1 *mildítha* Milde. 11 *vulands* (siedend, wallend) stimmt eher zum lat. *bullire*, als zum althochd. *wallan* (*wiel*), welches ein goth. Reduplicationsverbum

*) *wahs* in Trist. — Die Sachsen mit swerten wol *gewahsen* in Nib. 806 und Dietleib 10175. mufs der Dativ Plural des Adjectivs *gewahs* (wie *gewis*) sein; denn ein von *wahsen* (wachsen) verschiedenes starkes Wort im Sinne von schärfen (etwa *wahsen*, *wiehs*) giebt es nicht, und wetzen entspricht dem altnord. *hvetia* von *hvattr* scharf, (im Goth. *aivhatundi* (Dorn)? vgl. *arvhaznôs* Pfeile, wie *hvôtjan* schelten) woneben dort auch *hvass* spitz, scharf (dän. hvas), und davon *hvessia* schärfen, besteht. Es scheint aber dieses letzte Wort im Mittelhochd., wie schon die Schreibung *wahs* zeigt, sich mit *wahsen* (aufspriefsen), goth *wahsjan* (*wôhs*) vermengt zu haben, zumal in dem obigen stehenden Reime von den Sachsen (von *sahs* Schwert), welche noch laut bekannter Volkssagen und Sprüche auf den Bäumen, oder aus den Felsen im Harzwalde wachsen.

(Prät. *vaival*) voraussetzt. Vielleicht steht *vulan* für *vilan* (*val*, *vulans*), wie *trudan* für *tridan*. Pictorius Wörterb. hat *wuolen* toben; daher wohl das spätere wühlen. Das erst mittelhochd. *kwillan* (*kwal*, *kwullen*: davon Quelle und Qual) wäre weitere Ausbildung. 16 *inakai* (φρόνιμοι) wird richtig abgeleitet von *aka* Geist (Tit. I, 15), davon bisher nur *akma* (noch in nachahmen) bekannt war. 19. 20 ergiebt sich, dafs Knittel *ei gildau* für *lèteidau* und *mad* für *mat* gelesen hat; weshalb die Wolfenbütteler Blätter nochmals zu vergleichen wären. — XIII, 8 *faihu-geirônjan* (begehren) und *faihugeirôni* (Begier, Koloss. III, 1) deutet, neben den beiden von Grimm Gramm. II, 46. 57 angenommenen Stämmen *geisan* (*gâis*, *gisans*) und *gaîran* (*gar*, *gêrum*, *gaîrans*), auf *geîran* (*gâir*, *gaîrans*), von welchem, aufser Geier (alt *gîre*) und goth. *gaîrns* (gern), auch das nur in einer Lesart (2 Kor. XII, 7) auftretende *gâiru* (Stachel — vgl. das lat. veru), nord. *geir*, althochd. *kêr*, mittelhochd. *gêr*, und noch schweiz. Geer, Spiefs und Giebel (für Speer auch in der Turnsprache erneuert), desgleichen *gêren* der durch Keile und Falten sich kreisförmig erweiternde Rock, besonders der Frauen, mittellat. *sagittae vel gerones*, ital. *gherone*, *garone*, und im allgemeinen Sinn, *giro* (Kreis), *girare* ff. Daneben scheint goth. *gâis* bestanden zu haben auf ähnliche Weise, wie hochd. Speer und Spiefs neben Lanze und Geer, wie nicht nur die Namen Gaiserich und Radagais verrathen, sondern auch γαῖσα, γαισὸς, γαισὸν, *gaesum*, *gessa* bezeuget, als Name einer furchtbaren Wurf- und Stofswaffe gallisch-germanischer Völker (vgl. die Stellen der Alten bei Frisch und Mascou), davon ihre Kriegsschaaren *Gaesati* hiefsen. Bei den übrigen Deutschen findet sich nur *gêr* in ähnlichem Sinne (in St. Blas. Glossen *ger* vel *bulster* = balstürig, schwer zu handhaben — telum ingens), so wie *Râtkêr* oder *Râtgêr* ganz dem Radagais entspricht; und es ist wohl nicht mehr zu zweifeln, dafs die Germanen, wie die Gäsaten, nach dieser Waffe benannt wurden *). Der Wechsel oder Uebergang von *s* in *r* fand innerhalb des Gothischen noch weniger Statt, als der obige von *h* in *g*, so häufig er auch in dem übrigen ältesten Deutsch (*er* Erz; Kiesen, Chur), wie im Lateinischen, ist; und nur Biegungen von *s* in *z* (*âis*, *âizis* = lat. *aes*, *aeris*) treten ein, so wie auch *z* lautend im übrigen Deutsch *r* ist, z. B. *gazds* (XV, 55. 56.) ist unser altes *gart*, dessen Genit. *gerte* jetzt Nominativ Gerte; engl. *gard*, *guard* Saum, Falz; und neben *gazds* steht, anderer Herkunft wie Bedeutung, *gards* Hof, vom Stamme *gaîrdan*, *gard*, *gaûrdans* (Ephes. VI, 14) gürten —, daher Garten, Garda, — Stutgard ff. 11 *nêhvis* (näher) wie bald darauf *framis* (fürder), ist neues Beispiel des nicht häufigen Adverbial-Komparativs auf *s*; welches Komparativ-*s* sich vermuthlich nur noch im engl. *worse*, mittelhochd. *wirs*, jetzt positiv in unwirsch, so wie in Verbindung mit dem Superlativ-*t*, (*meist*) erhalten hat, sonst ebenfalls zu *r* geworden, wie im goth. Adject. Comp. selber zu *z* (*maiza*: *mais* = lat. *major*: *magis*). 13 u. Ephes. VI, 11 *sarvam* Dat. Pl. Waffen, Rüstung, bestätigt nun hinlänglich *saro* (Rüstungen) im Hildebrandslied, so wie die Zusammensetzung *sar-wat*, *sar-rink* in andern Heldenliedern: Ableitung davon ist auch wohl das nord. *serk*, Hemd, Panzer, dessen baar bekanntlich die Berserker in den Kampf raseten. 14 auch Ephes. VI, 11 *gahamôth* (ziehet an) ist ebenfalls ältestes Zeugnifs dieser Bildung des weitverbreiteten Stammes, welche mit *himins* (Himmel) und *haim* (Heimat) auf den Stamm *himan* (*ham*, *hêmum*, *humans*) weiset. 23 *vairdus* Wirth erscheint hier auch zum ersten Male: wohl anderes Stammes, als *waîrthan* werden. 24 der Name *qartus* ergiebt die volle Einheit des Buchstaben *q* mit dem Lat. Quartus, und die Aussprache zeigt 1 Kor. XVI, 19 *Akvila*, Lat. Aquila.

*) Die gewöhnliche schiefe Ableitung von Wehrmann wird keineswegs vermittelt durch das scheinbar nahestehende *guerre*, was nur die romanische Aussprache ist für *werre*, Mittellat. *werra* und *gwerra*, von *wirren* (*war*, *warten*), noch in Wirrwarr und „die Wirren und Wehen"; engl. *war*.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthos primae, ad Ephesos, quae supersunt, ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus edidit Carolus Octavus Castillionaeus.

(Schlufs.)

Im ersten Briefe an die Korinther I, 16 kömmt ein neues Wort *gadaukans* für *οἶκον* (Hausgenossen), was der Her. durch *dauhts* Gastmahl erklärt. Stünde *gadaurans* da, so käme es von *daur* Thür. — XVI, 19 wird *οἶκον* in demselben Sinne durch *ingardjôn*, Eph. II, 19 *ingardjans* (*οἰκεῖοι*) übersetzt, von *gard* Haus und Hof. 25 *handugô* ist doppelt merkwürdig, als das bisher noch fehlende Adjectiv zum obigen Stamme *hindan*, und als Uebersetzung des Comparativs *σοφώτερον*. IV, 6 *hvakjizummah* steht fehlerhaft für *hvarjizammuh*, was zugleich eine bisher unerhörte Bildung ist anstatt *hvarjammêh*, und wohl comparativisch für *ἑκάστῳ*, als wenn wir sagten jederem. — *ufblêsans* (aufgeblasen) vermehrt die Reduplicationsverba, weil es das Prät. *blâiblô* und Part. *blêsans* fordert. V, 9 *balvavêsei* (Bosheit) zeigt zuerst diese Form und Verbindung, wie in Balmund, balstürig; *vêsei* steht für *veisei* und bezeugt *weisan* = althochd. *wîsan;* und das aus der altsächs. Evangel. Harm. beigebrachte *balowiso* Teufel ist ganz das nord. *bölvisi*, noch mittelhochd. *pilwis*, später Pilbis böser Geist. Zu jenem *weisan* (*waîs*, *wisans*) gehört auch IX, 26 *du un wisama* (auf's Ungewisse), so wie XIV, 20 *fullaveisai τέλειο*). 11 *blandan* (mischen) bietet zuerst diefs Verbum, welches, laut des althochd. *plantan*, *plîant* (noch mittelhochd. *blient:* das Partic. hat Notker Psalm 34, 13. 54, 4) der Reduplicat. zufällt, indem es nicht *blandjan* lautet, als weitere Ableitung aus dem Stamme *blîndan*, *bland*, *blundans*, welchen *blînds* (blind), so wie unser blenden, blendling, — auch wohl blunder (ja vielleicht blond als Mischfarbe) voraussetzt: also eins der merkwürdigen Beispiele, wo Reduplication aus dem Ablaut erwuchs (Grimm Gramm. II, 74, wo diefs Wort fehlt). 9 *gagawairthjan* (sich versöhnen) mit auffallender Verdoppelung des Präfix. *ga*, als Ableitung des ebenso abgeleiteten *ga-wairthi* Friede; ähnlich ist Eph. II, 21 *gagatilôda*. IV, 16 *gagahartith*. VIII, 13 *mimz* (Fleisch) ist ganz neu und fremd, und vom Her. durch die urverwandten Sprachen auf *menza* (goth. *mês*), und unser altes *muos* und Gemüse bezogen. IX, 7 *milukê* Milch erscheint hier zum erstenmal. Defsgleichen in 9 *faurmûljais* (das Maul verbindest) zuerst *mûl*, und *thrîskan* (*thrask*, *thruskans*) dreschen; 24 *sigislaun* (wie noch in Sigismund), vom Nominat. *sigis* (XV, 54—57). 26 *luftu* (Acc.) Luft. X, 16 *gamainduths* (Gemeinschaft) ist ein zweites Beispiel der Subst.-Bildung auf *duth*, entsprechend dem lat. juventut(is). 23 *binah* (*ἔξεστι*), wie *ganah* (*ἀρκεῖ*) scheint wirklich noch das Prät. von dem grofsen Stamme *naihan* (*nah*, *nêhum*, *naúhans*), während von dem auch veralteten Nebenstamme *nahan* (*nôh*, *nahans*) das völlig entwickelte Adject. *ganôhs* (genuger), weiter *ganôhjan* (genügen) kommen; wie von jenem *ganaúha* (Genüge) und *binaúht ist* in demselben Sinne wie *binah:* daher auch die (bald kommende) Nacht, wie es in den Nibelungen lautet *dô nâhet' in diu naht.* — Ebenso defectiv steht dicht darauf *dáug* (taugt), altes Prät. von *diugan* (*dáug*, *dugans*), aber im Sinne des Präs., daraus alt- und mittelhochd. ein neues schwaches Prät. *tohta*, *tohte* erwuchs, auf gleiche Weise, wie auch goth. *mahta* (mochte) aus *mag:* jetzt ist aus *dáug*, *taug* ein sogenanntes regelmäfsiges taugen, taugte geworden, dessen Unregelmäfsigkeit indessen noch Tugend verräth. XI, 6 *dukapillôn* ist ganz mittelhat. *decapillari;* daneben *skaban* zum erstenmal, und ohne Zweifel stark (*schâf*, *skabans*), wie noch mittelhochd., jetzt freilich schabte. XII, 17 und Ephes. V, 3 *daúns* Geruch, setzt voraus *diunan* (*dáun*, *dunans*); daher auch wohl Däne, niederl. *duyne*, bei Kaisersberg *tuinen* Wogen, wie Dunst näher

zu gedunsen (goth. *thinsan* ziehen) steht. 22 *lasiôstai*, von *lasios* schwach, ist das erste und noch einzige Beispiel des Superlat. auf *ôst*, der sonst auch zu dem Compar. auf *ôz* immer *ist*-lautet: welches letzte wir noch in meist und Obrist behalten. XIII, 1 *klismôklis môandei κύμβαλον ἀλάλαζον* („klingende Schelle") wird durch das auffallend ähnliche engl. *moan* (wehklagen) erklärt, zu welchem sich nur angels. *maenan* findet. *Klismôklis*, dergleichen auch sonst nicht gr. vorkömmt, scheint durch die Wiederholung tonmalend, und erinnert an das mittelhochd. *klingaklink*. 4 *flauteith πεφπερεύεται* scheint die einzige goth. Urkunde des sonst weitläuftigen Stammes *flûtan (flâut, flutans)*, fliefsen, schwimmen, und *flautôn* mit fluctuare vergleichbar. Die vom Her. beigebrachten schweiz. Fläuten, Fläuder, unser Flatter, schwed. *fläder*, stehen weit ab. — Sicherer bezeugt *sûngramjada δοχημονεῖ*, in ähnlichem Sinne wie *gramatzen* (bei Kaisersberg, franz. grimaçer), auch *gramanzen*, und noch grisgramen (*griscramôn* schon bei Notker), den starken Stamm *grîman (gram, grêmum, grumans)*, davon nord. *grimr* Maske, noch unser Gram, ital. *gramo, gramare*; mit dem Nebenstamm *grimman*, (*gramen, grummans*), davon grimme, und noch in der Volkssprache grummen, grummelig, grummbar ff. vgl. Grimm Gramm. II, 33. 11 *niuklahs* (neugeborn, alt *niuborn*, wie noch neubacken) ist zwar schon bekannt, aber nicht in dieser Zusammensetzung, weil in der einzigen Stelle Luc. X, 21 thaniu klahaim für *thô niuklahaim* steht: vielleicht eines Stammes *klahan klôh*, — davon noch klug, das früher überhaupt wohlgethan hiefs; so wie daneben *frôth* (dachte) Prät. von *frathjan*. 12 *skuggvan ἐσόπτρον* erscheint hier zuerst, und ist altnord. *skuggu*, dän. *skygge*, wo es aber Schatte heifst, und erst in der Zusammensetzung *skuggsiâ* Spiegel. Angelsächs. *scua*, bei Willeram *scuwa* Schatte: davon Sommer das engl. und dän. *sky* Wolkenhimmel, und beides von *σκία* ableitet. — XV, 2. *ganavistrôths vas τράφη*, ohne Zweifel von *náus*, Genit. navis, Leiche; altnord. *nâ* und *nâr*, daher in der Edda *Náströnd* Leichenstrand, *Nágrind* Leichenthür, im tiefsten Abgrund von Niflhel (Hölle). Die übrige Bildung ist, wie *awistr* Schaafstall (von *ava* oder *avs*, lat. ovis); und davon das Verb. *navistrôn* Leichenbestatten. *sainlibim* (Dat. von *ainlif*), noch in eilf kenntlich, obschon elf gesprochen wird. — 6 für das vollständige *fimf πεμπε* steht hier auch schon das altsächs. *fif*, niederd. *fiw*. 10 *kalka κνὴ* ein neues Wort, nicht zu verwechseln mit *kalts*, mittelhochd. *kalz* lahm. *usskáujith ἐνήφατε* in der Vulgata evigilate, — also unser auserschauet, von *skáujan*, althochd. *scauwôn*; wohl mit dem obigen *skáuns* (speciosus) eines Stammes. 52 *brawa* (Dat.) jetzt Braue, unkenntlich in Wimper = *wintbrâ*. — *thutkaurn* (tuba) stimmt wohl zu dem althochd. *dioszan (diuszu, dôsz, duszszan)* und zeigt das ältere *thiutan (thâut, thutans)*, wie noch, aus dem Niederd., tuten (Frisch schreibt düten; daher auch die Düte); unser tosen ist doppelt ausgewichen. — XVI, 10 *unagans*, mit der Lesart *unagands* (ἄφοβος), sind beide Partic. des dem anomalen *ôgan (ôhta)* zum Grunde liegenden *agan (ôg, agans)*, so dafs *agands* für *ôgands* steht; denn das abgeleitete *agjan* (in Furcht setzen) pafst hier nicht, und würde *agjands* bilden, *agan* hiefs erschrecken, in Furcht gerathen, daher das alte Prät. *ôg* im Sinne des Präs. ich fürchte. *) 13 *uhtiug ἐυκαιρήσῃ* scheint eine von *uhtiô* Morgendämmerung kommende Adj.-Bildung (wie oben *handugô)*, und dabei *ist* zu verstehen; die Vulgata hat vacuum est.

Der Brief an die Epheser I, 4 belegt die Reduplication *rairöth*, von *rathjan* (zählen, rechnen), unser schon früh ganz schwach gewordenes reden (dessen Bedeutung in redlich noch mehr vortritt), und nicht etwa rathen, das gothisch *radan* lauten würde, wie isl. *rada*. 16 *sweiban* (innehalten) zeigt zuerst diesen Stamm (*sváif, swîbun, swîbans)*, davon unser schwaches schweben (vgl. Schwibbogen). — II, 3 Lesart *urrugkai* (ausgestofsen) enthält wieder ein neues starkes Wort *rigkan, ragk, rugkans*, davon noch Ranke und renken: verschieden von ringen. 12 *tráusteis* (διαθήκης) ist nicht etwa von *trauan*, wie *ansts* (Gunst) von *unnan*, sondern setzt voraus *trûsan (tráus, trusans)* und ist ganz unser Trost; *thrafstjan* (trösten) ist dagegen von einem *thriffan* abzuleiten, *triggva* (Vertrag-Treue) ist wohl mit *trauan* nah verwandt. 19 *aljakônjai (πάροικοι*, Vulg. advenae) ist dunkel. — III, 8 *undarleiçin ἔλα-*

*) Erinnert an Nibel. 7164, wo es von zwei Helden heifst: *si sâzen unerverhten* (furchtlos), als wenn es ein starkes Verb. wäre, wie unerschrecken; eine Bildung, die auch im Tristan vorkommt, *geverhten*, neben *geverht* (vgl. mein Glossar) und noch oberdeutsch ist. Die Lesart *underverhte* führt auf das regelmäfsige *unerverhte* (unerfürchtet), das nicht sowohl passivisch, als activisch (nicht Furcht habend) steht, wie *ungesazzen, ungetrunken*.

μετοτέρω merkwürdige Steigerung. Der Her. bemerkt hierin unser lei. Vgl. IV, 10 *undarnietô κατώτερα*. 13 das schon bekannte *usgrudjit* (wie hier *usstrudja* berichtigt wird), läfst sich nicht auf das aus 1 Thess. V, 14 zuerst beigebrachte *grindan* (malen) beziehen, wie *stôh* von *standan*, weil *grundus* (Grund) vollständig erscheint, wie altnord. *grind* Thür, *grand* (Korn und Schade), engl. *grant* ein Gespenst, altsächs. *grendel* (Riegel und Teufel — *πυλαδής*? Pförtner an der Hölle). — IV, 3 *ainamundithe* Einmüthigkeit; mit *munn* Gedanke, von dem tiefwurzelndem Stamme, der normal in *munan (man, muntha)* vortritt, in *mamnjan* zugleich reduplicirt, assimilirt minnen, in meinen einen Nebenstamm *meinan* (*máin*) voraussetzt und eigentlich *minan (man, máinum)* lautete, davon *mêna* der Mond, als Zähler der Zeit, und *man* (der Stammvater Mannes), der Sinnende (Mann im Monde): ganz wie von dem indischen Urvater Manu (der Denkende) alle Menschen *manushe* Manus Kinder, heifsen. V, 27 *mailô* (Genit. Pl.) Runzeln, unterscheidet dies auch mittelhochd. noch *meil* lautende Wort von dem jetzt dafür eingetretenen Mal, und setzt aufser den beiden zur Ableitung der reichen Bildungen nothwendigen *mîlan, (mal, mêlum, mulans)* und *malan (mêl, malans)* noch *meilan (mâil, milans)* voraus. — VI, 9 *halthei* (acceptio) wird richtig von *haldan (haihald)* weiden, gesondert, ist aber nicht das zu diesem stimmende althochd. *haldan (haltan, hialt)*, sondern stammt, mit der nordischen Kriegsgöttin *Hildur* (noch im Namen Hildebrand ff.), und goth. *unhulda* (Unhold — vgl. Frau Holda, Hulda) von *hilthan (halth, hulthum)*. Für den bald darauf zuerst auftretenden *diabulaus* (*διαβόλου*) liest eine Handschrift auch *unhulthins*. Ebenso erscheinen hier zuerst die uralten Waffennamen: 14 *brunjôs* (Dat. von *brunja*), später *brünne*, Panzerhemde; 16 *skildus; arhvazuôs* Pfeile (angelsächs. *arve*, engl. *arrow*); 17 *hilm; mêki* (Acc.) *μάχαιρα* (angelsächs. *mece*, isl. *meekir*). *) Um den vollen herrlichen Zusammenklang unserer ältesten heiligen Schrift- und Heldensprache uns zu vergegenwärtigen, möge diese bekannte schöne Stelle hier beschliefsen:

Duththê nimith sarva Guthe, ei mageith andstandan in thamma daga abêlin, jah in allauma usvaúrhjandans standan. Standaith nu ufgaúrdanai hupins izvaranz sunjai, jah gapaidôdai brunjôn garaihteins. Jah gaskôhai fêtum in manveithai aivaggeljôns gavairthjis. Ufar all andnimandans skildu galáubeinais, thammei magunth allôs arvhazuôs this unsêleins funiskôs afvhapjan. Jah hilm nasveinais nimaith, jah mêki ahmins, thatei ist váurd guths.

v. d. Hagen.

*) Noch ist hier bemerkenswerth: *ugk* (euch) der abgekürzte Dualis; der Conj. *gadaúrsjáu* (wage), der den Inf. *gadaúrsjan* fordert; *kunavêdôm* (catenis) vermuthlich von *vithan* (*vath, vêthum*) binden, obwohl nicht zum althochd. *chun* zuidi catenae stimmend, und dunkel im ersten Wort.

XLVI.

C. Crispi Salustii quae extant. Recognovit, varias lectiones e codd. — — collectas, commentarios atque indices locupletissimos adjecit Franc. Doroth. Gerlach. Vol. III. oder nach dem andern Titel: Commentarii et Indices cet. Vol. II. (sollte heifsen Vol. II. p. II.) Basil. 1831. 400 *pagg.* 4.

C. Crispi Salusti orationes et epistolae ex historiarum libris deperditis. Ad fidem codd. Vaticanorum recensuit atque in scholarum usum edidit Io. Casp. Orellius. Turici 1831. 55 *pagg.* 8.

Cai Salusti Crispi Catilina, Jugurtha et historiarum fragmenta ad fidem optimorum codd. Bas. Paris. Einsied. Leid. Vaticc. Tur. denuo recensuit atque accuratius auctiusque edidit F. D. Gerlach. Basil. 1832. *XLII praef.* 258 *pagg.* 8.

Historia critica eclogarum ex Salustii historiarum libris. Scripsit I. C. Orellius cet. Turici 1833. 36 *pagg.* 8.

C. Sallustii Crispi de Catilinae conjuratione deque bello Jugurthino libri. Cod. scriptis simul impressisque XL amplius recensuit atque adnotationibus illustravit Henr. E. Allen. Londini 1832. 330 *pagg.* 8.

Sallust hat in der neusten Zeit den Fleifs der Philologen sehr in Anspruch genommen. Er verdient diese Berücksichtigung durch seine Gediegenheit und als der Erfinder und Meister eines neuen Stils, den sich die

Römische Historiographie vorzugsweise angeeignet hat. Die Gerlachische Gesammtausgabe, deren zwei erste Bände in den Jahren 1823 und 1825 erschienen sind, hat dieser Thätigkeit noch einen neuen Schwung gegeben. Denn die Masse der kritischen Hülfsmittel ist durch sie beträchtlich vermehrt worden, und zugleich liefs ihre Mangelhaftigkeit, die auch von uns in der Anzeige März 1828 nicht verhehlt werden durfte, der Hoffnung besseren Gelingens Raum. Daher haben wir zunächst zwei vorzügliche Ausgaben des Catilina für den höheren Schulgebrauch von den Hrrn. Herzog und Kritz und eine sehr zweckmäfsige Schulausgabe des ganzen Sallust von Hrn. Fabri erhalten, und sind jetzt veranlafst von den fortgesetzten Bemühungen den Autor durch Anwendung neuer kritischer Hülfsmittel in seiner Reinheit und Richtigkeit darzustellen, Bericht abzustatten.

Zunächst ist die Vollendung der gröfseren Gerlachischen Ausgabe nach einer Zwischenzeit von sechs Jahren durch die Herausgabe des *dritten* Bandes anzuzeigen. Er enthält den Commentar zu den Fragmenten der Historiae und die Indices, ferner eine Abhandlung über die sprachliche Eigenthümlichkeit des Sallust und neue Vergleichungen der zum Theil sehr wichtigen Codices in Paris, Einsiedeln und St. Gallen, zum Schlufs die Berichtigung des bisher und auch von Hrn. G. im 1. Bd. seiner Ausg. sehr fehlerhaft edirten gröfseren Fragments aus dem 3. Buch der historiae nach dem Maischen Abdruck im 1. Bande der Auctores classici e Vaticanis codicibus editi und dem verbesserten Wiederabdruck von Hrn. Kreyssig (Meifsen, 1830. 48 S. 8.). Genauere Untersuchungen über die beiden Episteln an G. Cäsar de ordinanda re publica, so wie die Erläuterung der darin sich findenden Schwierigkeiten sind unterblieben. Der Commentar zu den Fragmenten wird durch eine chronologische Darstellung der Römischen Geschichte dieser Zeit eingeleitet. Die erklärenden Anmerkungen selbst verbreiten sich sehr ausführlich über die Kritik der einzelnen Stellen, den Wortsinn, Lateinische und Griechische Sprachanalogien und historische Beziehungen, lassen aber bei der Häufung des Stoffes Auswahl und Schärfe mitunter sehr vermissen. Z. B. ist die Untersuchung, in welches Jahr die Rede des M. Lepidus, frgm. 15 des ersten Buchs der Historien, falle (pag. 52 u. 53) unnütz, da sich der Redner selbst Consul nennt. So ist dann auch der Einwurf, den Hr. Gerlach doch wohl nur selbst erstant, „nach dieser Rede zu urtheilen scheine doch Sulla damahls noch Dictator gewesen zu sein", der Widerlegung nicht werth, da es historisch wie nur irgend etwas *ausgemacht* ist, dafs Sulla schon im Jahre zuvor 79 vor Chr. seine Dictatur niedergelegt hat, überhaupt aber Lepidus nicht so reden könnte, wenn ein höherer Magistratus über ihm stände. Das allein kann interessiren, wie viele Zeit vor dem Tode des Sulla diese aufrührerische Rede gehalten worden ist, in welchem Monat des Jahres 78; und darauf geht Hr. Gerlach nicht ein. Im zunächst Folgenden will Hr. G. *saevus iste Romulus* lesen, weil sich die Vulgata *scaevus* von der gewöhnlichen Art des Ausdrucks zu weit entferne. Von der Nichtigkeit dieses Grundes hat sich Hr. G., wie aus seiner kleineren Ausgabe zu ersehen ist, sehr bald selbst überzeugt. Ihn mufste ihn von Billigung der Lesart *saevus* schon allein der Grund abhalten, dafs Romulus, der göttlich Verehrte, niemahls von einem Römer als eine Personification der *Grausamkeit* gebraucht werden kann, vielmehr heifst *scaevus Romulus* ein umgekehrter Romulus, gerade das Gegentheil von ihm. Bald nachher will Hr. G. die Stelle, die er im Texte folgender Gestalt edirte: „Atque illa, quae tum formidine mercatus sum, pretio, soluto jure, dominis tamen restituo," nunmehr so interpungiren: *Atque illa, quae tum formidine mercatus sum, pretio soluto, jure; dominis tamen restituo*, und so verstehen: „die Güter, die ich früher aus Furcht, für baares Geld, nach dem Recht, gekauft habe, bin ich doch bereit ihren Herren zurückzugeben." Aber wie kann Lepidus der Populare sagen, er habe die proscribirten Güter *jure* gekauft? wie stimmt das mit seiner Entschuldigung, er habe es nur *formidine*, gezwungen, gethan? Vielmehr ist unbedenklich *jure dominis* zu verbinden: „die Güter, die ich auf Sulla's Geheifs, aus Furcht, in der Versteigerung habe erstehen müssen, bin ich bereit, wenn mir der Kaufpreis erstattet wird, *den rechtmäfsigen Besitzern* zurückzugeben." Auch er ist dominus bonorum, aber andere sind die *jure domini*, indem ihnen der Besitz unrechtmäfsiger Weise entzogen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 39.

Jahrbücher für Wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

C. Crispi Sallustii quae extant. Recognovit, varias lectiones è codd. — — collectas, commentarios atque indices locupletissimos adjecit Franc. Doroth. Gerlach.

C. Crispi Sallusti orationes et epistolae ex historiarum libris deperditis. Ad fidem codd. Vaticanorum recensuit atque in scholarum usum edidit Io. Casp. Orellius.

Caii Sallusti Crispi Catilina, Jugurtha et historiarum fragmenta ad fidem optimorum codd. Bas. Paris. Einsied. Leid. Vaticc. Tur. denuo recensuit atque accuratius auctiusque edidit F. D. Gerlach.

Historia critica eclogarum ex Sallustii historiarum libris. Scripsit I. C. Orellius cet.

C. Sallustii Crispi de Catilinae conjuratione deque bello Jugurthino libri. Cod. scriptis simul impressisque XL amplius recensuit atque adnotationibus illustravit Henr. E. Allen.

(Fortsetzung.)

Die Einrichtung des *Wortindex* kann nicht bequem genannt werden, insofern die Absätze willkührlich gemacht sind: z. B. *indidit*. Darunter auch indomitus, indicine, inducere, industria. Neuer Absatz. *Inerat*. Darunter auch inert, inermus, infestus, infecundus, u. s. f. bis infirmitas. Hiedurch ist freilich etwas Raum gespart worden; aber welche Unbequemlichkeit erwächst demjenigen, der sich rasch über den Gebrauch eines einzelnen Wortes bei Sallust belehren will! Der Index über die Wortanfänge der Fragmente ist eine nützliche Zugabe bei der willkührlichen Anordnung der Debrossischen Fragmentensammlung. Es ist jedoch vorauszusehen, dafs dieses lose und unzuverlässige Spiel des Witzes bald allgemein in seiner Nichtigkeit anerkannt werden wird *), und schwerlich wird alsdann noch viel Veranlassung sein, diese gröfstentheils dürftigen und zerbröckelten Stückchen, Citate der Grammatiker, nach den Wortanfängen, gleichwie Gedichte der Anthologie, zu citiren. Dagegen war ein Index der im Commentar zerstreuten Bemerkungen eben wegen der Beschaffenheit dieses Commentars unumgänglich nöthig, und müfste selbst noch jetzt nachträglich gegeben werden.

Von den Fragmenten der *Historien* des Sallust würde wenig die Rede sein, wenn sich nicht die vollständigen Reden und Staatsschriften aus denselben in Codicibus excerpirt erhalten hätten, überaus köstliche Bruchstücke, die uns den ganzen Werth des verlorenen Werks erkennen lassen. Denn dazu reichen die Anführungen einzelner abgerissener Stellen meist bei Grammatikern, selbst auch das eine gröfsere Fragment aus dem dritten Buche, welches sich in einer Vaticanischen Handschrift findet und sich auf den Sklavenkrieg des Spartacus bezieht, durchaus nicht hin. In der oben Nr. 2 angeführten Ausgabe hat der unermüdlich thätige Orelli in Zürich jene vollständigen *Eclogae* theils nach Gerlach's, theils nach eigenen Hülfsmitteln recensirt und zum Behuf philologischer Interpretations-Uebungen bearbeitet. Auf diesen Zweck beziehen sich die unter den Text gesetzten *Quaestiones*, die theils in wirklichen Fragen, theils in aufgestellten und der Beurtheilung anheimgegebenen Behauptungen, oder in kurzen Nachweisungen bestehen. Eine recht nützliche und nachahmungswerthe Einrichtung, um den Privatfleifs des Schülers zweckmäfsig zu beschäftigen; wozu freilich wohl erforderlich wäre, dafs jeder Lehrer selbst die Fragen stellte, wenn er

*) Als solches ist es vollkommen genügend dargestellt worden in der Commentatio de Sallustii Fragmentis a Car. Debrossio in ordinem digestis rerumque gestarum contexta narratione illustratis, scripsit Frid. Kritzius, Ph. Dr. in regio gymn. Erfurtensi superiorum ordinum praeceptor cet. Lipsiae 1829. 48 pagg. 4.

nicht mitunter in Verlegenheit kommen oder anders als im Sinn des Verfs. antworten sollte.

Hr. Orelli bemerkt in der Vorrede, dafs er von dem Corteschen Texte der Eclogae an ungefähr hundert Stellen abgewichen sei; wir zweifeln nicht an der Mehrzahl mit Recht. Aber gleich der erste Satz in der kräftigen Rede des Consuls Lepidus bedarf noch einer Berichtigung; so, wie er jetzt interpungirt wird, ist er vollkommen unverständlich. Er ist bei Orelli so geschrieben: Clementia et probitas vestra, Quirites, (utibus per ceteras gentis maxumi et clari estis, plurimum tii moris mihi faciunt adversum tyrannidem L. Sullae: nei quae ipsi nefanda aestumatis, ea parum credendo de aliis circumveniamini —: praesertim quum illi spes omnis in scelere atque perfidia sit neque se aliter tutum putet, quam si peior atque intestabilior metu vestro fuerit, quo captivis libertatis curam miseria eximat —: aut si provideritis, in tutandis periculis magis quam ulciscendo teneamini. Corte hat statt der Gedankenstriche Parenthesenzeichen, Gerlach Cola (:). Alle diese Interpunctionen zerstören den Sinn, indem sie absichtlich trennen, was zusammen gehört, und um so schlimmer, je auffallender die Interpunction ist. Zwischen den Sätzen „quo captivis libertatis curam miseriis eximat" und „aut, si provideritis, in tutandis periculis magis quam ulciscendo teneamini" darf nur ein einfaches Comma sein, indem dasselbe *quo* auch zu teneamini gehört und beide Glieder einen Gegensatz bilden: das Elend soll euch den Gedanken der Freiheit (d. h. frei sein zu wollen) benehmen, oder, wenn ihr doch daran denkt, sollt ihr genug zu thun bekommen, die Angriffe, welche auf euch selbst gemacht werden, abzuwehren.

Durch Conjectur ist Hr. Orelli dem Text an einigen Stellen zu Hülfe gekommen: 1) in der Rede des Lepidus § 3 wo er für post memoriam *hominum*, weil die Codices *humani* haben, lieber post memoriam *humani generis* schreibt, wogegen nichts zu erinnern ist. 2) In ders. Rede § 9 wo die Codices hatten vereor ne alius alium principem expectantes ante capiamini, non opibus ejus, quae futiles et corruptae sunt, sed vestra socordia, *quem raptum iri licet et quam audeat tam videri felicem.* So ist die Stelle grammatisch nicht zu verstehen. Hr. Orelli emendirt *quam raptum ire licet ei, quem haud pudeat tam videri felicem,* nicht übel und darin ganz gewifs richtig, dafs felicem sich auf Sulla und seinen bekannten Beinahmen beziehen mufs. Ref. hatte versucht und glaubt dafs seine Emendation sich vielleicht noch etwas näher an die Lesart der Codices hält: quam raptum iri licet, et *qua gaudet se* tam videri felicem. Der Sinn: „eure Schlaffheit, die sich von jedem mifshandeln läfst, und deswegen selbst er jetzt die Freude hat sich so glücklich genannt zu sehen." Der Infinitiv Pass. *raptum iri* bei licet ist viel zu eigenthümlich, als dafs man ihn Preis geben dürfte, s. Heusinger zu Cic. de Off. I, 7 pag. 54; und für *audeat* haben Vat. 2 *ut dicas*, Vat. 3 *audeas*, worauf das ve zu entnehmen. 3) In der Rede des Consuls Cotta § 4 haben die Bücher neque mox *ingenio corporis* honestius quam pro vestra salute finem vitae fecerim. Hr. Orelli emendirt *in senio corporis*. Bedenklich. Denn die Präposition *in* pafst weniger in die Construction als der Ablativ, und warum sollte nicht *ingenium* corporis (wie ingenium loci) die natürliche Beschaffenheit des Körpers d. h. die Altersschwäche sein? Verfehlt ist aber gewifs 4) in der Rede des Licinius Macer § 4 die Conjectur quoniam omnis injuria *probitate* tutior est, statt der alten Lesart *gravitate*. Hr. Orelli scheint verstanden zu haben: „Ungerechtigkeit ist sicherer als Redlichkeit." Aber das ist sachlich weder richtig, noch witzig. Der Sinn ist offenbar: wer einmahl Unrecht thun will, der geht überall sicherer dabei, wenn er schwer Unrecht thut, also: omnis injuria gravitate (scil. injuriae, und Abl. instrum.) tutior est.

Hinter dem Text folgen noch einige ausführlichere, gröfstentheils historische *scholia*, meist Excerpte aus Gerlach's Commentar.

Unmittelbar nach der Vollendung seiner gröfseren Ausgabe des Sallust hat Hr. Gerlach eine kritische Handausgabe seines Autors unter dem oben Nr. 3 angeführten Titel besorgt. Er spricht sich zwar in der Vorrede über die Abweichungen beider Ausgaben nicht aus, aber ohne Zweifel hat er selbst die Unsicherheit und Willkühr der kritischen Grundsätze, nach denen er zuerst den Text recensirte, erkannt. Einigen Antheil an der Veränderung seiner Ansicht dürfen wir auch wohl der öffentlichen Kritik beilegen, wenigstens hat Ref. die Befriedigung, in allen Stellen, an denen er in einer früheren Recension Anstofs genommen, das jetzige Urtheil des Herausgebers mit dem seinigen in Uebereinstimmung zu finden. Wenn Hr. Gerlach früher, wie Corte, unsicher in der ganzen Masse guter und schlechter Handschriften bald nach dieser bald nach jener Les-

art umhergriff, die gerade einer subjectiven und wechselnden Vorstellung von dem Stil des Sallust zu entsprechen schien, so hat er jetzt den Grundsatz durchgeführt, die Kritik des Autors auf einige auserwählte Codices, die sich bei der allgemeinen Prüfung verhältnifsmäfsig und im Ganzen als die treusten und sorgfältigsten bewährten, zu gründen und sich von ihrer einmahl erprobten Autorität nur bei anderweitig hinzukommenden zwingenden Gründen zu entfernen; er hat nunmehr den Text des vortrefflichen Autors eine sichere Grundlage gegeben, auf der zwar immer noch manche verbesserte Anlagen gemacht werden können, von der man sich aber ohne Nachtheil der Festigkeit des Gebäudes nicht zu weit wird entfernen können. Uebereinstimmend mit unserm früheren Urtheil rechnet er zu diesen vorzüglichen Handschriften den cod. *Leidensis L* bei Havercamp, und den *Basil. I* bei Corte (und Gerlach), ferner den *Turicensis* und *Einsiedelensis*, welche Hr. Orelli für diese Ausgabe von neuem verglich, endlich den Parisinus nr. 1576, dessen Lesarten mit denen der übrigen Pariser Handschriften im 3. Bde der gröfseren Ausgabe mitgetheilt sind, und den Vaticanus I ebendaselbst, der aber nur die excerpirten Reden und Schreiben enthält. Dieser Codex dient als Grundlage für die Eclogae historiarum, wo aber noch ein zweiter und ein (in Carrio's Ausgabe enthaltener, also problematischer) dritter Vaticanus hinzukommt. Den 5. Wolfenbüttler Codex (Guelf. V. bei Corte) hält er nicht für wichtig genug, in dieser Klasse der besten Handschriften mitzuzählen. Auf die genannten Quellen ist die Recension gebaut, und die Ausgabe so eingerichtet, dafs am Rande des schön gedruckten Textes die Cortischen Lesarten, von welchen unser Herausgeber abgewichen ist, und unter dem Text die abweichenden Lesarten jener Hauptcodices in der Art verzeichnet sind, dafs Hr. Gerlach erklärt, der Leser könne überzeugt sein, der Text enthalte, wo keine Variante angegeben sei, die übereinstimmende Lesart der Codices. Die Codices werden nach ihren Anfangsbuchstaben bezeichnet: p ist Parisinus, e Einsiedelensis u. s. f. Die Hauptstimme überläfst Hr. Gerlach dem Basil. und Vaticanus I, ihnen zunächst ordnet er den Parisinus und Einsiedelensis, dann den Leidensis, zuletzt den Turicensis. Dafs dabei dennoch auch hie und da andere Autoritäten von Handschriften, Citate der Grammatiker, auch Conjecturen von Herausgebern gehört werden müssen, versteht sich von selbst.

Dies ist der zweckmäfsige Plan und die Einrichtung der Ausgabe. Hr. Gerlach hat also nun, was ihm früher zum Vorwurf gemacht wurde nicht gethan zu haben, die Masse der Codices geprüft, und diejenigen, welche im Allgemeinen für treu und sorgfältig gehalten werden dürfen, von denen gesondert, die entweder eine meisternde Interpolation erfahren, oder durch wiederholte Nachlässigkeit den Glauben verloren haben; und er erklärt jener besseren Klasse unbedingt anzuhangen, wenn ihn nicht die erheblichsten Gründe an *einzelnen* Stellen abzufallen nöthigen. Mit Recht. Denn keine einzige Handschrift ist fehlerfrei, auch die treusten sind auf diese oder jene Art verschrieben, wie wir dies auffallend genug an den Palimpsesten des Cicero sehen. Wenn nun aber doch der Herausgeber in der Vorrede die somnia multorum belächelt, qui, cum manuscriptorum familias finxerint, nescio quid praeclari egisse sibi videntur, und wenn er hofft, diese somnia mox ad nihil esse recasura, so scheint er entweder nicht zu wissen, was jene gewollt haben, noch was er selbst geleistet hat. Mögen diese Abtheilungen der Handschriften Klassen und Familien, oder optimi, meliores, boni, mali codices heifsen, wie sie Hr. Gerlach nennt; das ist gleichgültig. Eine Abtheilung und Sonderung ist geschehen, der Grundsatz festgestellt, ohne Noth nicht einmahl von den optimis zu den bonis, viel weniger zu den malis abzuspringen. Und dies ist zunächst das Wichtigste, bisher Verkannte. Mag doch Hr. Gerlach nun weiter den Abweichungen der sogenannten schlechteren Codices nachspüren. Es mufs sich doch ergeben, worin diese Schlechtigkeit besteht, ob sie in allen Handschriften blofs unwissende Nachlässigkeit der Schreiber, oder in einer Anzahl auch absichtliche Veränderung ist. Dafs dergleichen vorsätzliche *Correctur* auch im Sallust vorkommt, stellt er ja selbst in der Vorrede nicht in Abrede. Also frägt es sich ferner, ob etwas Durchgehendes der Art in gewissen Handschriften bemerkt werden kann? Wenn Hr. Gerlach diese Untersuchung nicht gemacht hat (denn der Ansatz dazu in der Vorrede ist ein blofser äufserer Anlauf geblieben) oder wenn er sie angestellt und nichts gefunden hat, so kann er doch nur sagen, der Text des Sallust habe, so viel *er* wisse, keine solche absichtliche Interpolation

erlitten. Wie will er aber läugnen, dafs dies in anderen Autoren geschehen ist? Ist ihm der Beweis an mehreren Schriften Cicero's noch nicht genügend? Aber er denkt dabei wieder an etwas Ungehöriges. Er möchte gern eigentliche *Recensionen* des Sallust aus alter Zeit vor Entstehung unserer jetzigen Codices nachgewiesen haben, und weil sich solche nicht finden, hält er alles was von Recensionen alter Schriftwerke gesagt wird, für Fabel. Wie will er aber auch eine solche Recension (wie sie wohl bei der wiederholten Aufführung griechischer Dramen geübt ist) beim Sallust suchen? Bei diesem kann eine Interpolation des Textes nur durch den Schulgebrauch im 14ten und 15ten Jahrhundert Statt gefunden haben. Doch genug hievon! Jeden Falls verdankt doch Hr. Gerlach und der Freund des Sallust mit ihm die bessere Gestaltung des gegenwärtigen Textes der Anwendung einer schärferen Regel der Kritik, als diejenige war, mit der er zuerst an dies Geschäft ging.

Die Abweichungen der vorliegenden Ausgabe von der früheren sind so zahlreich, dafs der Text geradezu ein anderer geworden ist. In der gröfseren Ausgabe kam Hr. Gerlach je länger je mehr, und im Commentar ganz besonders, auf die Cortesche Recension zurück; die jetzige entfernt sich ganz von derselben, man kann rechnen, auf jeder Seite durchschnittlich fünfmahl. Die meisten dieser Abweichungen beziehen sich jedoch auf die Wortstellung und auf die Restitution von Worten, welche Corte, bei seiner seltsamen Meinung von Sallustischer Kürze, aus dem Text geworfen hatte. Das *o*, d. h. omisit Cortius, auf dem Rande nimmt gar kein Ende. Eine Prüfung dieser Kritik im Einzelnen vor den Augen des Lesers anzustellen, verbietet uns der Raum, auch bedarf es dessen nicht, da wir das Verfahren des Hrsgbs. im Allgemeinen dargestellt und gebilligt haben. An Ausstellungen im Einzelnen fehlt es uns nicht: wir würden namentlich dem Vaticanus in den Reden nicht so viel Gewicht gegen die Einstimmigkeit sämmtlicher andern Codices eingeräumt haben. Man vergl. z. B. Catil. 51 wo memorandi *quae* reges atque populi male *consuluerunt* gewifs nicht so richtig ist, als *qui* reges — male *consuluerint*, und bald nachher *sententiam* dixerunt statt *sententias* eines sprachlichen Beweises bedarf. Auch sind uns mitunter Bedenken über die Genauigkeit der Variantensammlung entstanden z. B. zweifeln wir pag. 24 vs. 19 an *sestertiorum* (sic) ducenta milia, verstehen p. 41 vs. 18 die Varianten der Tur. und Einsied. gar nicht (wo sich aber aus Vol. III. der gröfseren Ausgabe p. 372 eine Auslassung ergiebt) und finden p. 42 v. 5 *idem* nicht aus Vat. 1 nach Vol. II. p. 18 angemerkt. Andere Ungenauigkeiten in Betreff der Eclogae werden dem Herausg. in der zunächst anzuzeigenden Schrift des Hrn. Orelli vorgehalten. Doch soll uns dies und dergleichen nicht abhalten, Hrn. Gerlachs Arbeit für eine sehr verdienstliche und für einen ersprieflichen Fortschritt in der Kritik des Sallust zu erklären. Wir gehen daher auch nicht weiter auf die Controversen der Vorrede ein, wo sich Hr. Gerlach einer Seits mit Widerlegung entgegengesetzter Urtheile des Hrn. Kritz über einzelne Stellen des Catilina, und des Hrn. Orelli über Stellen in den Eclogis beschäftigt. Die wichtigeren unter den letzteren haben wir ebenfalls schon kurz vorher erwähnt und finden Hrn. Gerlach im Wesentlichen mit uns übereinstimmen; die Prüfung der zahlreicheren ersten müssen wir der Beurtheilung des Lesers überlassen.

Nur mit den orthographischen Grundsätzen in dieser Ausgabe und ihrer offenbaren Willkühr können wir uns nicht einverstanden erklären, und bedauern, dafs man noch nicht aufhört in diesen Dingen so viel zu suchen. In der Vorrede sagt Hr. Gerlach, an einer Stelle in dem einen Vaticanus habe er *quoius* statt cuius gefunden: dies stellt er nun *überall* her. Eben so hatte er Vol. III. p. 308 gesagt; der eine Vaticanus schriebe an einer Stelle *quom*, dagegen der vetustissimus Parisinus durchweg *cum*. Wie? nur dieser Parisinus? Nicht vielmehr alle Codices? Nichts desto weniger sagt er jetzt, ein Jahr nachher, in dieser Vorrede *Quam* optimo quoque codice consentiente *ubique* scribendum est. Was ist das für ein Widerspruch? Vorher ein einziger Codex an einer Stelle, jetzt *alle* guten Codices! Ebenfalls hatte er im 3ten Theile von Neuem ausführlich bewiesen, dafs der Accusativus Plur. der Wörter, welche im Genitiv. Plural. *ium* haben, durchaus *nicht* allgemein auf *is* gelautet habe. Und nun sagt er doch, er habe ihn durchweg *is* drucken lassen — weil es keine gewisse Norm gebe.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1834.

C. Crispi Salustii quae extant. Recognovit, varias lectiones e codd. — — collectas, commentarios atque indices locupletissimos adjecit Franc. Doroth. Gerlach.

C. Crispi Salusti orationes et epistolae ex historiarum libris deperditis. Ad fidem codd. Vaticanorum recensuit atque in scholarum usum edidit Io. Casp. Orellius.

Cai Salusti Crispi Catilina, Jugurtha et historiarum fragmenta ad fidem optimorum codd. Bas. Paris. Einsied. Leid. Vaticc. Tur. denuo recensuit atque accuratius auctiusque edidit F. D. Gerlach.

Historia critica eclogarum ex Salustii historiarum libris. Scripsit F. C. Orellius cet.

C. Sallustii Crispi de Catilinae conjuratione deque bello Jugurthino libri. Cod. scriptis simul impressisque XL amplius recensuit atque adnotationibus illustravit Henr. E. Allen.

(Schluſs.)

Nun ist aber doch *es* die von allen alten Grammatikern anerkannte Norm. Warum also von ihnen abweichen, wenn eine wirklich diplomatische Treue nicht beobachtet werden kann oder soll? Wie will er aber ferner das ganz unstatthafte dreisylbige *relicum* vertheidigen, wenn wir ihm auch das viersylbige *relicuus* gewähren wollten, obgleich auch dafür keine constanten Zeugnisse der Handschriften vorliegen? Er dringt solcherlei Formen auch dem alten Vaticanischen Fragment auf, obgleich sich doch in dem genauen Abdrucke desselben in seiner gröſseren Ausgabe sowohl *reliqui*, als *facilline*, *optimum*, ja auch *consilii*, nach der einzig oder zuerst constanten Schreibart findet. Denn diese äuſsere Consequenz fehlt bei Herrn Gerlach. Er schreibt finitumi und legitumum, warum aber p. 163 *decima*? Er verwirft die Assimilation der Präpositionen und schreibt grundsätzlich subplicium, conrumpere, inponere, aber doch wieder accipit und comparare (p. 42) und wirft regelmäſsig das s nach x ab, z. B. exuperat. Dagegen wäre doch endlich einmahl die entschieden falsche Schreibart *Caius*, selbst auf dem Titel, zu berichtigen, da nunmehr in der Abkürzung G. und Gn. geschrieben wird, wo C. und Cn. erlaubt war, während C bei vollständiger Schreibung dieser Vornahmen seit Erfindung des G niemals mehr Statt fand.

Die Fragmente der Historien erscheinen auch in dieser Ausgabe vollständig, selbst mit dem groſsen Index der Wortanfänge. Dagegen hat aber Hr. Gerlach die Nummern, wonach sie gezählt werden, weggelassen; und das ist übel, weil nun wieder der Wörterindex der gröſsern Ausgabe für diese Handausgabe nicht benutzt werden kann. Wenn also diese zertrümmerten Bausteine bei einer neuen zu erwartenden Auflage nicht ganz auszuschlieſsen sein sollten (versteht sich mit Ausnahme der Eclogae), so würden wir auch jene Zahlen hinzuzufügen rathen.

An diese Gerlachische Textesausgabe des Sallust schlieſst sich als theilweise Berichtigung die oben Nr. 4 angeführte Schrift von Hrn. J. Casp. Orelli an.

Hr. Orelli hatte sich nähmlich in freundschaftlicher Uebereinkunft gegen Hrn. Gerlach anheischig gemacht, die kritische Bearbeitung der Eclogae für die zweite Gerlachische Ausgabe zu liefern. Seine eigene Ausgabe derselben war nur eine Nebenfrucht dieser Beschäftigung für einen scholastischen Zweck. Die Ansichten der befreundeten Männer gingen aus einander, und Hr. Orelli macht nun seiner Seits unabhängig den fertigen Theil seiner Arbeit bekannt, eine litterarische Einleitung über die Codices und die bisherige kritische Bearbeitung der Eclogae, und als ein specimen seiner Recension die *ora-*

tio Lepidi aus dem 1. Buche der Historien mit der möglichst vollständigen varietas lectionis. Eine mühselige und deshalb um so dankenswerthere Arbeit; nur möge sie nicht unvollendet bleiben und sonach einen Nachfolger mehr abschrecken als anlocken. Dabei weist Hr. Orelli manche Ungenauigkeiten und Unvollständigkeiten in diesem Theile der Gerlachschen kurzen Variantensammlung nach. Ref. gesteht, dafs er es der Freundschaft zu gefallen dem Leser, der sich dafür interessirt, überlassen haben würde sie aufzufinden. Sonst wird die kleine litterarische Fehde mit Bezug auf die etwas anzügliche Vorrede Hrn. Gerlachs mit aller Humanität geführt, und in der Sache müssen wir der Ansicht Orelli's sein. Es wäre schlimm, wenn der argwöhnische Geist der Zwietracht auch bei den Schweizerischen Philologen Eingang fände, deren freundschaftliches Zusammenwirken in der neusten Zeit so schöne Früchte getragen hat.

Von demselben Jahre 1832 kommt uns eine neue Ausgabe des Sallust, welche nicht unbedeutende Erwartung erregen mufs, weil sie die Anwendung vieler neuen kritischen Hülfsmittel verkündigt (oben Nr. 5), aus *England* zu.

Der Herausgeber, Hr. Allen, ist uns schon durch seine Doctrina copularum linguae Latinae, sive de vi atque usu elegantiori particularum *ac*, *atque*, *et*, *que* commentarius, London 1830. (152 S. 8.) bekannt, welche Schrift sich als eine fleifsige und zum praktischen Gebrauch gut geordnete Sammlung von Stellen empfiehlt, wenn sie auch ein scharfes Eingehen auf den Unterschied jener Partikeln vermissen läfst. Und so müssen wir denn gleich den Titel, den Hr. Allen für seinen Sallust gewählt hat, als jener Richtigkeit im Gebrauche des *que* nicht entsprechend tadeln. De Catilinae conjuratione *deque* bello Jugurthino setzt eine innere Verbindung und einen sachlichen Zusammenhang der beiden Bücher voraus, wie er gar nicht Statt findet. Man würde glauben müssen, der Jugurthinische Krieg sei aus der Verschwörung des Catilina hervorgegangen. Hier konnte nur *et de bello Jugurthino* gesagt werden. Was die Ausgabe selbst betrifft, so müssen wir, abgesehen von ihrer äufsern Eleganz, welche an Englischen Drucken zu rühmen überflüssig ist, zuvörderst die Richtung des Bearbeiters auf die *sprachliche* Erklärung loben, da sie in jetziger Zeit schon etwas Neues und Empfehlenswerthes bei Englischen Ausgaben Lateinischer Schriftsteller ist. Sie beschäftigt sich jedoch vorzugsweise nur mit stilistischen Parallelstellen für den Ausdruck ähnlicher Gedanken bei Cicero, Livius und Tacitus. Die Eigenthümlichkeit der Sprache des Sallust in ihrem Zusammenhange aufzufassen und mit der Sprachbildung vor und nach ihm zu vergleichen liegt Hrn. Allen noch fern, eben so wie die genauere Entwicklung der Gedanken und sachlichen Verhältnisse. Alsdann unternimmt er aber auch den Text des grofsen Historikers grammatisch zu recensiren. Hiebei müssen wir aber bedauern, dafs unsere insularischen Freunde sich noch immer so wenig um die Litteratur ihres Fachs in Deutschland bekümmern mögen. Hr. Allen ist ein strebsamer junger Mann, er fühlt sich in seiner Richtung und erhebt sich mit philologischem Vertrauen über einen Französischen Herausgeber Pottier, „qui, sagt er in ungewöhnlich gutem Latein, inauditam recensendi rationem instituit, ut, laboribus tot doctorum virorum pro nihilo habitis, explosas ineptias librariorum passim revocaret — — adnotationes non dedit *et professorem literarum Latinarum non puduit Gallice praefari*." Recht so, Mr. Allen! Aber nicht recht, dafs er selber mit seiner Kenntnifs von Deutscher philologischer Kritik noch bei Corte, Leipzig 1724, stehen geblieben ist und sich nun sicher auf den Schwingen Cortischer Kritik zu erheben gedenkt, um in derselben Richtung einen Ikarischen Flug zu wagen. Er unternimmt eine kritische Ausgabe des Sallust, läfst es sich sauer genug werden, vergleicht die 25 Codices des Britischen Museums, bekümmert sich aber dabei um alles, was seit der Zeit in Deutschland für die Kritik der Lateinischen Autoren und neuerlichst für Sallust geschehen ist, so wenig, dafs er weder die Gerlachische Gesammtausgabe, noch die für seinen Zweck so brauchbare Bearbeitung des Catilinarischen Kriegs von Kritz kennt, noch weniger also die Beurtheilungen dieser Leistungen in Deutschen litterarischen Zeitschriften, und das durch alles dies wohl hinlänglich festgestellte Urtheil über den Werth der Corte'schen Kritik. Und doch lebt Hr. Allen auf einem der gröfsten litterarischen Marktplätze, in London, und die Deutschen Bücherpreise können ihn nicht, wie uns in der Regel die Englischen, vom Kauf zurückschrecken. Wir können ihm versichern, dafs unter uns der kritische Herausgeber eines alten Autors von Freund und Feind gescholten werden würde, wenn er sich philologische Bemerkungen über seinen Autor oder gar Collationen wichtiger Manuscripte in irgend einem der Englischen reviews entgehen liefse: auf der

glücklichen Insel (beata vestra insula schreibt Grävius an Bentley fortwährend) ist es also noch anders, wenig tens was die Lat. Autoren betrifft, und man lebt einstweilen noch in glücklicher Unkunde. Hr. Allen hat die gründliche Verkehrtheit der Corte'schen Kritik so wenig eingesehen, dafs er es nur bedauert, mit seinen 25 Codices eine schwache Aehrenlese auf derselben Bahn anstellen zu können, d. h. mit Hülfe bald dieser bald jener Handschrift dem Sallust ein Wort abzudisputiren oder die gesetzmäfsige Wortstellung abzuändern oder irgend eine andere Art von Abweichung der gewöhnlichen guten Sprache anzuempfehlen. Dabei verläugnet er auf eine merkwürdige Art durch die That das Urtheil, welches er in der Vorrede über den Werth seiner Codices ausspricht. Wir wissen es wohl, Sallust ist ein so gediegener Schriftsteller, dafs er alle Unbill, die ihm durch falsche Kritik zugefügt wird, abschüttelt und in jedem Gewande anziehend bleibt; aber es verlohnt sich doch, da Hr. Allen die Verbalkritik unter seinen Landsleuten wieder zu Ehren bringen will, an einigen Beispielen aus den zwei ersten Capiteln die Willkührlichkeit und Unhaltbarkeit seines Verfahrens zu zeigen. Cat. c. 1 hat Corte mit falscher Zierlichkeit aus dem einzigen Guelf. V. gegen alle andere Zeugen statt der vulgata *siti decet ne vitam silentio transeant* edirt *vitam silentio ne transeant*, was, wenn einmahl umgestellt werden sollte, heifsen müfste *vitam ne transeant silentio*. Auch die 25 Codices des Hrn. Allen stimmen gegen Corte, und doch heifst es *melius locavit Corte*. Cap. 2 ist die Vulgata: *in Asia Cyrus, in Graecia Lacedaemonii et Athenienses coepere urbes atque nationes subigere*, gut und schön, denn das Ebenmaafs ist immer wie das Natürlichste, so auch das Richtigste. Aus zwei gleichgültigen Codices führt Corte die Worte an: *Cyrus in Asia*, und bemerkt dabei, dafs zuweilen die ebenmäfsige Wortordnung umgekehrt werde. Dies ergreift Herr Allen und setzt jene Lesart, damit Sallust nicht ebenmäfsig spreche, aus seinen Harlejanis 16 und 21 in den Text, ungeachtet er selbst diese Codices in der Vorrede als satis mediocres bezeichnet hat, also an andern Beispielen ihren Unwerth erkannt haben mufs. Er übt aber diese Kritik auch sonst noch öfter, wie er aus demselben schlechten Harl. 16 in der Stelle Jug. 78 impares magnitudine, pari natura, die Ordnung verkehrt, nur damit sie verkehrt sei. Ferner gleich darauf Cat. cap. 2 steht *tum demum compertum est, in bello plurimum ingenium posse*. In dem anerkannt schlechten Basil. 2 bei Corte fehlt *in bello*, und Corte bemerkt, er sehe nicht ein was für ein besonderes Gewicht diese Wörter hätten. Kein besonderes, aber sie sind nothwendig, weil das vorhergegangene *res militaris* wieder aufgenommen werden soll, indem es sich nicht darum handelt, ob Körper- oder Geisteskraft überhaupt, sondern ob die eine oder die andere *im Kriege* entscheidender sei. Aber Hr. Allen freut sich eine Gelegenheit gefunden zu haben, dafs im Sallust etwas ergänzt werden müsse; er streicht in bello (was doch Corte nicht that), weil es sein cod. Regius nicht habe. Aber dieser Regius ist ein nichtsnutziger Zeuge, eine der jüngsten Handschriften, kurz vor der Verbreitung der Buchdruckerkunst geschrieben, wie Hr. Allen selbst berichtet. Was hat er also gegen die hundert anderen für ein Gewicht? Genug dieser Beispiele von den ersten Seiten! Wir bedauern die Mühe, die sich der Herausgeber gegeben hat, so viele Codices zu vergleichen, wenn ihm nicht ihre Uebereinstimmung, sondern ihre zufällige Abweichung etwas werth war, und begreifen nicht, wozu sie beurtheilt und gut oder schlecht genannt werden, wenn man sich nachher über ihre Zeugnisse willkührlich wegsetzen will. Auch die blofs grammatische Erklärung mufs bei diesem Bestreben gerade das Abweichende Sallustisch zu finden, oftmals verdorben werden. Cap. 2 ist *etiamtum vita hominum sine cupiditate agitabatur*, „man lebte *noch* ohne Habsucht," Sinn- und Sprachgemäfs. Hr. Allen schreibt mit Corte *et jam tum*, indem er durch Virgilische Stellen beweisen will, *jam tum* heifse nichts anderes als *tum* allein, oder *gerade damahls*, tum quidem. Was soll erstens Virgil gegen den allgemeinen Gebrauch der Prosa beweisen? Aber es ist auch nicht richtig: in den angeführten Virgilischen Stellen heifst *jam tum*, was es immer heifst, *schon damahls*, im Gegensatz gegen eine folgende Zeit, worin dasselbe Statt fand, z. B. Aen. VIII, 349 jam tum silvam saxumque tremebant agrestes, schon in Evanders Zeit hatten die Landleute heilige Ehrfurcht vor dem Tarpejischen Fels. Das ist so einleuchtend als möglich; aber bei Sallust soll einmahl alles anders als gewöhnlich sein.

Schliefslich müssen wir aber doch noch einer leichten und treffenden Emendation gedenken, die Hr. Allen seinem ehemahligen Lehrer Hrn. Bryce in Belfast verdankt, und von der wir uns nur wundern, dafs sie nicht schon längst gemacht ist. Jug. c. 78. heifst es von den

Syrten an der Afrikanischen Küste in der Vulgata: proxima terrae praealta sunt, cetera, uti fors tulit, *alta*; alia in tempestate vadosa. Nam ubi mare magnum esse et saevire ventis coepit, limum arenamque et saxa ingentia fluctus trahunt: ita facies locorum cum ventis simul mutatur. Hier steht *alta* in ungehörigem Bezug auf *praealta*, als ob dadurch dafs ein Theil sehr tief, der andere nur tief sei, etwas gesucht würde. Der Wechsel, von welchem der Autor spricht, wird nicht genügend durch *alia in tempestate* ausgedrückt, das *doppelte* alius ist nothwendig, Sinn und Ausdruck wird durch die einfache Veränderung des *alta* in *alia* hergestellt: proxima terrae praealta sunt, cetera, uti fors tulit, *alia alia in tempestate* vadosa, wie bei Cicero *alia alio in loco* intuebantur. Gerlach setzt nach Casp. Barths Vorgange ein neues *alia* ein: cetera, uti fors tulit, alta aliā, aliā in tempestate vadosa, wodurch ein unleidlicher Mifsklang entsteht. Wenn aber Hr. Allen am Ende desselben Satzes *mutat* für *mutatur* schreibt, so folgt er gegen alle andere Codices seinem Harl. 3 und dringt dem Sallust wieder ohne Nutzen einen absonderlichen Sprachgebrauch auf, den er sonst nicht hat. C. G. Zumpt.

XLVII.

Versuch einer geordneten Entwicklung der Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser aus der heiligen Schrift mit besonderem Bezug auf seinen Tod; von E. Tollin mit einer Vorrede von Dr. A. Neander. Berlin 1834. Nicolai. P. XII, 124.

„Nur mit heiliger Scheu, sagt der Hr. Verf. im Vorworte, gehe er an sein Werk." Es liegt nämlich in seinem Plane, auf der Schrift und so viel als möglich die Schrift selbst sprechen lassend, die Lehre von dem Erlöser darzustellen. Da nun die Schrift von jeder Besonderheit eines Systems frei sich eben so über allen frei erhalte, so hält es der Verf. für nothwendig, auf diesen freien Standpunkt der Schrift zurückzugehen. Da sich ihm aber die gleiche Nothwendigkeit aufdrängte, dafs für eine gegliederte und geordnete Entwicklung ein einfacher Satz der Ausgangspunkt sein müsse und zwar ein Satz, der aus seiner Einfachheit die einzelnen Glieder des Ganzen hervorgehen lasse, so ist es dieser Widerspruch von der Schrift und doch von einem allgemeinen Satz ausgehn zu müssen, der in ihm jene heilige Scheu hervorruft.

Wie nun der Mann, der zuerst die Lehre von der Versöhnung und Erlösung wissenschaftlich begriff, Anselm, von dem unerschütterlichen Glauben an die Lehre der Schrift ausging und ihre Vernünftigkeit und Nothwendigkeit im Begriff entwickelte, so löst nun unser Vf. jenen Widerspruch auf die Weise, dafs er vom „Begriff der Erlösung" p. IX ausgeht, um „ihn nach der Schrift zu entwickeln", mit der eben so festen Gewifsheit, dafs der Begriff, wie ihn das Bewufstsein der Gemeinde errungen hat, der Schrift nicht widerspreche.

So stellt der Verf. Christum nach der Schrift dar, wie er als Erlöser lehrte, litt und nun ewig herrscht, wie er hiemit der Befreier ist von Irrthum, von der Sünde und von dem Tode, oder der Verf. zeigt, wie die Lehre der Schrift in ihrer Einfachheit den kirchlichen Begriff von dem prophetischen, hohenpriesterlichen und königlichen Amte in sich enthalte. Dem frommen Sinn des Verfs., der sich eben so tief in die Lehre der Kirche als in das Wort der Schrift hineingelebt hat, ist es hiedurch gelungen, eine in sich abgerundete und vollendete Darstellung zu geben. Der ruhige Flufs derselben erhält um so mehr Sicherheit, jemehr in der Zusammenordnung der biblischen Stellen, die sich von selbst zu ergeben scheint, der Begriff seine geräuschlose Gewalt ausübt.

Was die Fata betrifft, die jedes Buch durchleben muß, so hat vorliegende Schrift nicht nur in der Zukunft eine Geschichte zu erwarten, die nicht ohne erfreuliches Resultat sein wird, es hat auch eine Vorgeschichte. Das empfehlende Vorwort des Hrn. Dr. Neander ist zugleich eine Kritik, die wir um so mehr erwähnen müssen, da sie für die Stellung des Werkes nicht ohne weiteren Aufschlufs sein wird. Der ehrwürdige Herr Dr. Neander erkennt nämlich einerseits das Streben des Verfs. nach „unbefangener" Entwicklung der christlichen Glaubenslehre aus der hl. Schrift an, aber andrerseits will er mit der Anerkennung dieser Unbefangenheit „nicht die Anerkennung der einigen Sätzen in der gewählten Form des Ausdrucks zu Grunde liegenden eigenthümlichen philosophischen Richtung als einer mit dem Evangelium vereinbaren, noch der daraus entlehnten Form als angemessen für den darin dargelegten Inhalt der evangelischen Lehre bezeugen." Abgesehen von der so häufig in Vorreden angebrachten, aber nie gerechtfertigten Form dieser Worte, spricht der aufrichtig verehrte Hr. Vorredner wesentlich nichts anderes aus, als der Verf., nur dafs dieser die heilige Scheu, die ihn bei einem so harten Widerspruch befiel, in seiner Arbeit zu überwinden strebte und ihre Forderung zu befriedigen wufste, während sie in jener Präcaution nur mit leichter Mühe in einen Vorwurf umgewandelt ist. Nicht nur in einigen Sätzen spricht sich bei der sich selber gleichen, ruhigen Haltung des Buches die Freude aus, den Widerspruch überwunden zu wissen, sondern der ganzen Entwicklung liegt sie zu Grunde; das Lob, was zuerst der Unbefangenheit gegeben ist, wird somit durch den Vorwurf zurückgenommen und das Buch hat das unverdiente Geschick, an der Stirn sein Verwerfungsurtheil zu tragen. Und fern davon, nur die Form oder der Satz einer nur „eigenthümlichen Richtung" zu sein, hat der Verf. durch die That gezeigt, dafs der Begriff der Erlösung, von dem er ausgeht, nicht nur der selbstbewufste Ausdruck dessen, was das allgemeine Gefühl der Gemeinde immer beseligte, sondern auch die Lehre der hl. Schrift ist. Das Buch selbst ist die Widerlegung seines einführenden Vorwortes.

Nur darin liegt der Mangel, der vorliegende Schrift nicht allen Einwürfen entnommen hat, dafs sie vom Lehrbegriff unmittelbar ausgeht. Es trieb zwar den Verf. dazu die Einsicht, dafs alle Auslegung der Schrift, die nicht im kirchlichen Lehrbegriff zur Ruhe kommt, aufser dem Gesetz der Nothwendigkeit steht, zufällig ist und jeder andern beliebigen Auslegung wieder weichen mufs. Da er jedoch bei diesem Drang im Lehrbegriff die Befriedigung und Vollendung seiner Auslegung zu wissen, ihn als wahr voraussetzt, gilt seine Entwicklung zunächst nur für die als nothwendig, die sich mit ihm auf demselben Standpunkt stellen wollen. Daher ist es ganz besonders die Pflicht der Exegese, sich eben sowohl von Voraussetzungen zu befreien, als sie sich bemüht, sich vom subjectiven *placet* und *videtur* loszusagen. Sie mufs ihr hauptsächliches Geschäft darin finden, dafs sie nachweist, wie derselbe Geist, der in den Aposteln seinen Inhalt auslegte und der vereinzelten Gestalt des Wortes in der hl. Schrift anvertraute, auch jedem einzelnen Theil derselben, jedem einzelnen Buche die Kraft eingehaucht habe, von sich aus auf das Ganze hinzuführen, so dafs der Umfang der hl. Schrift selbst schon in sich den Umfang des Systems repräsentirt. Bei solcher voraussetzungslosen und immanenten Arbeit der Auslegung sind alle Vorwürfe von Befangenheit und Knechtschaft unter Formen, die dem Evangelium widersprächen, beseitigt.

B. Bauer.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

September 1834.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1834.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Friedländer.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Gloger, in Breslau.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
v. Hagen.
*v. Henning.
Heffter
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Göttingen.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Halle.
*Zumpt.

Inhalt des September-Heftes.

Jahrbücher No. 41—60.

Seite

De ethicis Nicomacheis genuino Aristotelis libro dissertatio litteraria. Scripsit Christianus Pansch Eutinensis; seminarii regii philologici in universitate Rhenana Bonnensi sodalis ordinarius. 1833. — Trendelenburg. 358

Journal d'un Officier de l'armée d'Afrique. Paris, 1831. — Rühle v. Lilienstern.

Extrait du Journal d'un Officier supérieur, attaché à la deuxième Division de l'armée d'Afrique. Paris, 1831. — Rühle v. Lilienstern. . . . 377

Bautain (Abbé), Réponse d'un Chrétien aux paroles d'un Croyant. Bruxelles, 1834. — Göschel. . . 483

Beer et Mädler, Mappa Selenographica, totam Lunae hemisphaeram visibilem complectans, observationibus propriis etc. constructa et delineata. Berolini, 1834. — Bessel. 465

v. Byern, Bilder aus Griechenland und der Levante. Mit einem Vorworte vom Prof. Zeune. Berlin, 1833. . 477

Camoens. Die Lusiaden des Luis de Camoens, verdeutscht von J. J. C. Donner. Stuttgart, 1833. — Diez. 492

Chatelain, Mémoire sur la colonisation d'Alger. Paris, 1831. — Rühle v. Lilienstern. . . . 377

Donner, s. Camoens.

Heinr. Döring, s. Schiller.

Faider, Paroles d'un Voyant à M. de Lamennais. Bruxelles et Leipz. 1834. — Göschel. . . . 484

Fernel, Campagne d'Afrique en 1830. Seconde édition, corrigée et augmentée. Paris, 1831. — Rühle v. Lilienstern. 377

Gaisford, s. Suidas.

Gruppe, Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. Berlin, 1834. — Schöll. . . 437

J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, grofsentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven. Zweite verbesserte Ausgabe. I. II. u. III. Liefer. des ersten Bds. Mit 2 Karten. Pesth 1834. 366

Historische Briefe. Veranlafst durch Heeren und das Archiv von Schlosser u. Bercht. Hadamar und Weilburg, 1832. — Georg Lange. 381

Hoffmann, (Director des statistischen Büreaus zu Berlin) Neueste Uebersicht der Bodenfläche, der Bevölkerung und des Viehstandes der einzelnen Kreise des Preufsischen Staates. Nach den zu Ende des Jahres 1831 amtlich aufgenommenen Verzeichnissen. Berlin, 1833. — Dieterici. 364

Seite

Hoffmeister, Romeo, oder Erziehung und Gemeingeist. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers. 3 Bde. Essen, 1834. — Kühne. . . 428

A. de Humboldt, Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans les 15 et 16me siècles. Auch unter dem Titel: Atlas géographique et physique des régions équinoxiales du Nouveau Continent, fondé sur des observations astronomiques, des mesures trigonométriques et des nivellemens barométriques. Paris, 1814—1834. Erste Lieferung des Textes. — Ludw. Ideler. 449

Βίος Ἀδαμαντίου Κοραῆ συγγραφεὶς παρὰ τοῦ ἰδίου. Paris, 1833. — Kind. 415

de Lamennais (Abbé), Paroles d'un Croyant. Bruxelles, 1834. — Göschel. 483

Mädler, s. Beer.

Merlé, Anecdotes pour servir à l'histoire de la conquête d'Alger en 1830. Seconde édition revue. Paris, 1832. — Rühle v. Lilienstern. 377

E. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Erster Bd. Breslau, 1834. — G. B. . . 396

Pansch, s. Aristoteles.

Sancara, s. Windischmann.

Fr. v. Schillers auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Zeitz, 1834. 448

E. Schmidt, über das Absolute und das Bedingte, mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus. Ein skeptischer Versuch. Parchim 1833. — Erdmann. . 500

Angelus Silesius u. Saint-Martin. Auszüge. Als Handschrift. Berlin, 1833. — Göschel. . . 329

ΣΟΥΙΔΑΣ. Suidae Lexicon post Ludolphum Kusterum ad Codices Manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Oxonii, 1834. 2 Tomi. — Bernhardy. . . 411

Windischmanni (Frid. Henr. Hug) Sancara sive de theologumenis Vedanticorum. Bonnae, 1833. — Bopp. 403

Anzeigeblatt No. 2.

Seite

Personal-Chronik

Beförderungen und Ehrenbezeugungen . . . 1

Todesfälle 3

Wissenschaftliche Institute 5

Litterarische Anzeigen 5

K. F. Becker's Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,
neu bearbeitet von J. W. Loebell;
mit den Fortsetzungen
von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.
14 Theile. gr. Octav.

Es scheint an der Zeit zu seyn, die Aufmerksamkeit des Publikums von Neuem auf die Becker'sche Weltgeschichte zu richten, und man erlaube uns über die Anforderungen, welche nach unserm Dafürhalten im Allgemeinen an ein Werk dieser Art gemacht werden können, und wie solchen das in Rede stehende entspreche, einige Worte zu sagen.

Ein grofser Theil des Publikums ist bei diesem und ähnlichen Werken gewissermafsen in Verlegenheit, welcher Maafsstab denn hier anzulegen sey; es ist nicht allein eine Jugendschrift, denn auch das reifere Alter findet darin das vollkommen Genügende; es ist kein reinwissenschaftliches Werk, denn es ist eben so wohl für die Unterhaltung geschrieben. Dergleichen anscheinende Widersprüche sind natürlich bei Büchern, welche dazu bestimmt sind, die Kluft zwischen Wissenschaft und Leben auszugleichen; der ganzen Masse der Gebildeten und dem heranwachsenden Geschlechte die Resultate der Forschung auf eine leichtere und bequemere Weise mitzutheilen, so gleichsam die Wissenschaft profanirend, aber zugleich den weiten Kreis der Laien zu derselben leise hinaufhebend. Dieser Standpunkt ist bei solchen Arbeiten festzuhalten. Die *Becker'sche Weltgeschichte* steht sehr glücklich in der Mitte zwischen der systematischen Vollständigkeit und gediegenen Wissenschaftlichkeit der eigentlichen Geschichtschreibung und den minder gewichtigen Forderungen der gebildeten Welt in Hinsicht auf Belehrung über interessante Punkte und Epochen der Geschichte. Das wissenschaftliche Gerüst ist mit richtigem Vorbedacht den Augen des Lesers entzogen, für die Lebendigkeit und Veranschaulichung der Begebenheiten und des historischen Schauplatzes im Ganzen ist gesorgt, indem Theils weitläuftigere Schilderungen interessanter Zustände den Fortgang der Erzählung beleben, Theils dem biographischen Element gröfserer Raum verstattet worden ist. Durch das Ganze zieht sich — freilich nicht allen Lesern sichtbar — als verknüpfender Faden die Idee der Entwickelung des menschlichen Geistes; und so hat das Werk doch trotz seines im Vergleich zu dem ungeheuren historischen Stoffe mäfsigen Umfangs (14 Bände) eine höhere Vollständigkeit, als in manchen Geschichtswerken sich breit macht. Der Leser wird auf diese Weise mit keinem historischen Ballast überfüllt, mit keinem moralischen oder politischen Geschwätz überladen; und wenn irgend etwas geeignet ist, das Urtheil über politische Interessen der Gegenwart zu bilden und zu befähigen, so sind es Geschichtswerke wie das vorliegende, welche ruhig der Entwickelung zusehen, die Ideen und sonstigen Hebel des historischen Fortschritts gewähren lassen, und dem Beschauer treue Kunde geben, *wie* Alles geworden und sich gestaltet hat.

Diese Weltgeschichte ist noch zu den wohlfeilen Pränumerations-Preisen

Ausgabe auf gutem weifsen Druckpapier $12\frac{1}{2}$ Thlr. Ausgabe auf Velin-Median $16\frac{2}{3}$ Thlr.

in allen Buchhandlungen zu haben.

Geschichte der teutschen Reformation,

von

D. Philipp Marheineke,

ordentl. Prof. an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität und Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin; Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse.

Zweite verbesserte und vervollständigte Auflage. 4 Theile. 8. $6\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses Werk, dessen erste zwei Theile zuerst zum Reformationsjubiläum des Jahres 1817 erschienen, hat durch die darin versuchte eigenthümliche Darstellung der Reformation in dem ursprünglichen Lichte und der alterthümlichen Denk- und Redeweise, mit Verläugnung alles eigenen vorgreifenden Urtheils raisonnirender Klugheit, — wodurch die Wahrheit und Lauterkeit der Geschichte dieser denkwürdigen Begebenheit nur zu oft und zu sehr entstellt worden ist, — eine solche Theilnahme bei christlich gesinnten Gemüthern gefunden, dafs die erste nicht geringe Auflage sehr schnell vergriffen worden ist. Mancherlei andere Studien hinderten indessen seit mehreren Jahren den Verfasser, eine neue Ausgabe zu bearbeiten.

Bei der Säkularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession war aber die Nachfrage deshalb bei ihm so anhaltend und dringend, dafs er, theils hiedurch angeregt, theils durch den Geist jenes Festes neu bewegt, sich entschlofs, nicht nur die nöthige neue Auflage der ersten zwei Bände, mit mancherlei Verbesserungen und Zugaben zu veranstalten, sondern auch den dritten und vierten Band hinzuzufügen, und so die Geschichte bis zu Luthers Tode und dem Religionsfrieden herabzuführen, und damit das Werk in demselben Sinn und Tone, worin es begonnen worden, zu beendigen. — Möge dies Buch, — dem von allen Seiten das Zeugnifs gegeben worden ist, dafs eine reinere Anschauung von dem Werke der Glaubensverbesserung, als durch ihn, nicht wohl zu erreichen sey, und dafs es den Leser in die grofse That und Verhandlung jener Zeit selbst versetze, — auch bei seinem neuen Erscheinen, wie früher, segensreich wirken, und zur Belebung und Befestigung des ursprünglichen evangelischen Geistes beitragen!

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

XLVIII.

Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge. Als Handschrift. Berlin, 1833. 232 S.

Seit den ersten Zeiten des Christenthums ist die *christliche Mystik* ein Gegenstand ernster, nüchterner Betrachtung und losen, leichtfertigen Spottes gewesen. Es ist eine harte Rede, wer kann sie hören? es ist eine fremde Sprache, wer kann sie verstehen? und wenn die Sprache nicht fremd ist, so ist es die Sache. Am Pfingstfeste hatten sie's ihren Spott, und sprachen: „Sie sind voll süssen Weines." Und Petrus antwortete: „Sie sind nicht trunken, wie ihr wähnet, sintemal es ist die dritte Stunde am Tage." So sprach auch Festus mit lauter Stimme: „Paule, du rasest: die grosse Kunst macht dich rasend." Er aber antwortete: „Mein theurer Feste, ich rase nicht, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte."

Aber auch unter den ernstesten Christen ist bis auf die neuesten Zeiten und bis in dieses Jahr hinüber *) die Frage erneuert worden, worin die *christliche Mystik* eigentlich bestehe. Zur Beantwortung dieser Frage ist mit Recht das Verhältniss der *Mystik* zu dem *christlichen Glauben* überhaupt und zur *spekulativen Theologie* insbesondere zur Sprache gebracht worden.

So weit diese unterschiedenen Geistesthätigkeiten wahr sind, so weit kann vorausgesetzt werden, dass alle drei Richtungen des menschlichen Geistes, abgesehen von den Ausartungen, welchen jede ausgesetzt ist, ein *Inhalt*, Ein *Gegenstand* gemein ist. Dieser Inhalt ist die absolute Wahrheit des Christenthums, niedergelegt in den Offenbarungen Gottes und hiermit dem menschlichen Geiste eröffnet, welchem sie nach allen seinen Seiten entgegen kommt.

Es ist daher völlig unstatthaft, die Mystik in das Reich der *Natur* zu verweisen, und das Reich des *Geistes* für den Glauben ausschliefslich zu reserviren. Mit dieser Unterscheidung hat nach ihrem Resultate nichts anders gesagt werden sollen, als dafs der christliche Glaube Selbstverläugnung lehre, hingegen die Mystik eine Absorption des Subjects in der Natur, als dem Objecte, unter dessen Deckmantel das Ich in seiner Natürlichkeit nur desto freieren Spielraum gewinne und der christlichen Selbstverläugnung sich entwinde. Wo sich solche Früchte zeigen, da wird sogleich auf die allgemeine Quelle zurückgeschlossen. Eine solche Anklage kann aber nicht die *christliche* Mystik treffen, ja sie trifft die Mystik überhaupt nicht, sondern eine Entartung derselben in Naturalismus, welcher der Mystik fremd und entgegengesetzt ist. Mit dergleichen Entartungen haben wir es hier nicht zu thun, sondern wir fragen nach dem Wesen der christlichen Mystik überhaupt: erst mufs die Regel festgestellt sein, ehe Ausartungen gerügt werden können. Nach ihrem nächsten und allgemeinsten Begriffe ist aber die Mystik eine Vertiefung in die Tiefen der Wahrheit: sie ist hiermit in ihrem Fortgange von selbst an die christliche Wahrheit gewiesen, welche die tiefste und höchste Wahrheit ist, die Wahrheit aller Wahrheit: die Mystik ist mithin in ihrer Vollendung nothwendig christliche Mystik. Als die Vertiefung in die Wahrheit kann sie überhaupt und an sich nicht die Entstellung derselben zur Folge haben. Wenn daher Glaube, Mystik und Theologie gemeinsam nach ihrem Inhalte auf die christliche Wahrheit gerichtet sind, so sind sie hiermit gemeinschaftlich dem Reiche des *Geistes* angehörig: ja, sie gehören ebendarum selbst zu einander. Wie sollte der Inhalt das Gefäfs nicht ergreifen, der Gegenstand der Betrachtung das Subject derselben nicht zubereiten und erneuern? Indessen ist hiermit noch nicht der specifische Unterschied gefunden, den wir zur näheren Begriffsbestimmung suchen, sondern es erweiset sich daran,

*) Abendstunden, herausgegeben von D. Franz Theremin. Berlin, 1833. S. 103 flg. Von dem Wesen der mystischen Theologie.

indem sich vorerst jene anklagende Unterscheidung zwischen Geist und Natur widerlegt, nur die Gemeinschaft der unterschiedenen Sphären in der *Sache*, welche auf die Wahrheit geht, die sich überall dem *Geiste* eröffnet und den Anfang nicht verschliefst.

Ist mithin der *Inhalt* gleich und allen gemein, so kann der Unterschied nur in der *Form*, in der Weise der Auffassung liegen. Dieser ist demnächst so gefafst worden, dafs der einfache Glaube, als historisch, den Inhalt aus der Schrift nimmt, mithin die Schrift seine Mittelsperson ist, während die Spekulation die Vermittlung im Denken findet, wogegen die Mystik zu ihren Gesichten unmittelbar kommt, sie weifs selbst nicht, wie? Daher sie auch nicht diesem Selbst, nicht dem Subjecte, sondern der unmittelbaren Einwirkung des objectiven Geistes ihre Wahrnehmungen zuschreibt. In der mystischen Seele wirkt hiernach der *Geist unmittelbar*, welcher in der Sphäre des einfachen, kindlichen Glaubens *mittelst* der Schrift, in der Entwicklung des spekulativen Bewufstseins *mittelst* des subjectiven Denkens den Menschen bearbeitet.

Nach dieser Unterscheidung scheint die *Unmittelbarkeit* nur der mystischen Wahrnehmung oder Intuition zuzukommen, es scheint auch zweitens die *Quelle* aller drei Erscheinungen des Geistes verschieden zu sein, indem als solche dem Glauben die Schrift-Offenbarung, der Mystik die unmittelbare Manifestation des objectiven Geistes, der spekulativen Erkenntnifs die subjective Vernunftentwicklung angewiesen wird. Aber beide Unterschiede lösen sich sofort wieder auf. Denn in der Schrift ist der Geist das Wesen, ohne den Geist ist die Schrift nur der Buchstabe, und der Geist ist als der Geist Gottes überall *derselbige*. Daraus folgt erstlich, dafs der Glaube von demselbigen Geiste erweckt wird, welcher sich der Mystik zu vernehmen giebt, zweitens, dafs auch die Mystik die in der Schrift von dem Geiste niedergelegte Offenbarung nicht allein als die feste und sichere Norm ihres Glaubens, sondern auch, es komme ihr der Inhalt unmittelbar aus der Schrift zu, oder durch anderweite Mittheilung, Ueberlieferung, näher durch *Transspiration*, als die lebendige Quelle der Erleuchtung anzuerkennen hat, ohne dafs damit im Geringsten ihrem Wesen, welches die unmittelbare Erleuchtung ist, Abbruch geschähe. Es folgt aber auch drittens, dafs es *überall* der ganze Geist ist, — der Geist, der sich *in* der Schrift offenbart, und der Geist, der *außerhalb* der Schrift wirkt, — welcher sowohl dem Glauben und dessen mystischer Belebung sich zu erkennen giebt, als das subjective Denken befruchtet. Mithin müssen alle drei Richtungen, ihrem Wesen unbeschadet, ja um so mehr, je vollkommener sie sind, Eine Quelle anerkennen.

Es ist aber ferner zu erwägen, dafs beide Quellen, Schrift und Geist, welche sich als Eine erwiesen haben, in dieser ihrer objectiven Erscheinung, als gegeben und ausgegossen, unerklärt wie sie sich ankündigen, gleichermafsen *unmittelbar* sind, und dafs mithin diese Unmittelbarkeit nicht allein dem Glauben mit der Mystik gemein ist, sondern auch der spekulativen Philosophie als deren Anfang zukommt, denn aller Anfang ist als solcher unmittelbar, und zu einem Anfange mufs es doch überall kommen.

Hiernach könnte der Unterschied nur noch darin bestehen, dafs die Philosophie ihren unmittelbaren Anfang im Fortgange aufhebt, während der Glaube an der objectiven Lehre der Schrift, die Mystik an den *ihr* daraus gewordenen Aufschlüssen die Unmittelbarkeit festhält. Indem solchergestalt Glaube und Mystik den unmittelbaren Lehren und Erscheinungen des Geistes unverrückt treu bleiben, haben sie den Vortheil, dafs sie eben deswegen beide ganz und alles auf einmal sind, alles auf einmal in Einem zusammen haben, während das spekulative Denken alles zergliedert, und successiv oder stückweise entwickelt, worüber es durch die Vermittlung die Unmittelbarkeit der Erscheinung, und mit der Unmittelbarkeit die Simultaneität der Anschauung zu verlieren scheint.

Hiernach scheint sich der Unterschied dahin zu stellen, und er ist wirklich dahin gefafst worden, dafs der Glaube die Lehre der Schrift, wie sie gegeben und in der Kirche überliefert ist, *unmittelbar*, mithin treu und unverändert, *auf- und annimmt*, die Mystik hingegen den Inhalt *unmittelbar*, wie er *ihr* erscheint, *anschaut*, während ihn die spekulative Philosophie *begrifflich vermittelt*. Demgemäfs ist in dem Glauben das Gemüth mit dem Willen, in der Mystik die intuitive Phantasie, in der Spekulation die Intelligenz, als discursiver Verstand, das thätige Organ.

An diesen Unterschieden ist zunächst das Unwahre und das Halbwahre zu erkennen und auszuscheiden: es besteht in dem abstrakten Unterschiede einmal zwischen der Unmittelbarkeit und der Vermittlung, zwei-

tehr zwischen intuitiver und discursiver Auffassung der Wahrheit.

So viel ist jedenfalls unbestritten, dafs für alle drei unterschiedene Richtungen und Fassungen des Gedankens kein anderer Inhalt, kein anderer Gegenstand gegeben ist, als das Verhältnifs des einzelnen Subjects zu Gott und Welt, und dieses Verhältnifs ist zunächst immer *unmittelbar*. Es liegt aber eben so sehr in dem Begriffe des Subjects oder des Selbstbewufstseins, näher des Menschen, dafs es bei dieser Unmittelbarkeit, welche der *Natur* angehört, nicht bewenden kann, denn der Begriff des Subjects ist der Begriff selbst, oder das Denken, Begreifen d. i. die Vermittlung, welche des *Geistes* ist. Eben darum ist das *unmittelbare* Verhältnifs des Menschen zu dem, was *aufser* ihm ist, zugleich der *Anfang* der *Vermittlung* oder der *Erinnerung*. Zwar ist auch wiederum aller Anfang als solcher unmittelbar; er ist aber zugleich, als sein Fortgang, ohne welchen er nicht der Anfang wäre, seine Vermittlung. So bestehet auch aller Glaube, welchem wir eben deswegen inneres Wachsthum zuschreiben, in fortgehender Vermittlung: eben deswegen kommt ihm Glaubenserkenntnifs zu. In gleicher Weise sucht auch die Mystik zu den Gesichten und *Apperçus*, welche sie auf Grund des Glaubens empfängt, in ihrer Weise Vermittlung, Verständigung, Orientirung. Folglich kommt auch dem Glauben und der Mystik die Vermittlung zu. Umgekehrt ist auch dem Glauben die blitzähnliche Erleuchtung, womit ihm auf einmal ein Licht aufgeht, nicht fremd. Nicht ist es die Schrift als Schrift, welche den Glauben in dem einzelnen Subjecte erweckt, sondern der Geist, welcher sie auslegt, und sich mehr oder weniger als *apperçu* offenbaret, wenn auch hinterdrein ein stetiger, vermittelnder Zusammenhang sich erkennen läfst. *En peu d'heure Dieu labeure.* „In wenig Stunden hat Gott das Rechte gefunden." Solche *Apperçus*, solche Pfingst-Lichtblicke werfen aber auch in die spekulative Theologie für das einzelne Individuum ihr Licht, es sind die Augenblicke, in welchen das Subject auf einmal den *Geist* des Buchstabens, die *Idee* des Begriffs erfafst. Auch die Spekulation mufs unmittelbar anfangen, um das Unmittelbare zu vermitteln: sie unterscheidet sich nur als die durchgehende *absolute* Vermittlung des Absoluten, in welcher die Form als absolut mit dem absoluten Inhalte vereinigt, Eins ist, denn das *Denken*, als die Form, ist dieses, als der *Geist* der Inhalt selbst zu sein.

Unter der absoluten Form ist daher nicht ein fertiges Werk, an dem nichts mehr zu thun sei, zu verstehen, sondern die durchgehende, durchdringende Vermittlung, welche in dem Andern, in dem Gegenstande, der ihr entgegenstand, dieses Entgegenstehen, die Fremdheit überwunden hat und hiermit zur Versöhnung, zur Freiheit gelangt ist. Der Sinn ist nicht, als sei alles erforschet, aber es ist alles erforschlich 1 Cor. 2, 10. d. h. der Weg ist erforschet, welchem der Gedanke als seiner Wahrheit nachgehet, μέθοδος, und die Thüre ist aufgeschlossen, durch welche man eintritt. Das Absolute deutet schon nach der Sprache auf Absolution, auf Erlösung und Befreiung, es bedeutet die freigewordene Stellung, den dem Geiste gemäfsen Standpunkt, welcher sich mit dem Andern vereinigt, mit dem Fremden versöhnt weifs: diefs ist der Standpunkt der Kontinuität. So erweiset sich der Geist in Hoffnung als von allem Zwiespalte erlöset, zur Gemeinschaft und Einheit hindurchgedrungen und alles durchdringend. Hieraus folgt schon, dafs auch dem Glauben und der Mystik das Absolute sowohl nach dem Inhalt als nach der Form zukommt, nur dafs es in diesen Sphären nicht den ganzen Geist, sondern nur einzelne Seiten und Kräfte des Geistes afficirt, und diese, als die Gefäfse, des Inhalts würdig zubereitet.

Es mag daher zugegeben werden, dafs im Glauben das Herz, in der Mystik die Phantasie, in der Philosophie die Intelligenz vorherrschend ist, aber das Vorherrschende ist darum nicht *allein* in Anspruch genommen, weil es vorherrscht. Die Mystik ist die Poësie des Glaubens, aber der Glaube ist auch selbst poëtisch d. h. lebendig, geistig und wahr; und die Spekulation ist die höchste Verklärung der Dichtung, die Wahrheit der Poësie, das Licht des Bildes, der Begriff der Vorstellung.

So kann auch der Mystik die Intuition, die immanente Anschauung nicht ausschliefslich zukommen, so wie überhaupt ihr mystisches Element ihr nicht ausschliefslich gehört. Noch weniger kann aber die Philosophie auf das discursive oder successive Denken beschränkt sein, gleich als wenn sie zwei Momente nicht zusammenbringen könnte. Die successive, näher die stetige Bewegung des Begriffs bestehet vielmehr darin,

dafs sie die einzelnen Momente, welche sich dialektisch entwickeln und gliedern, zusammenfafst und mit fortnimmt oder *aufhebt*: sie hat mithin nur desto gewisser alles mit Bewufstsein zusammen. Der successive Weg schliefst die simultane Erkenntnifs so wenig aus, dafs er sie vielmehr nur desto mehr bereichert und verdichtet.

So geschieht es, dafs die Resultate der Begriffsbewegung mit den Glaubenslehren und den *Apperçus* der wahren und wahrhaftigen Mystik zusammenfallen, nur dafs diese erst mittelst der Spekulation in ihrem ganzen lichten und bewufsten Zusammenhange erscheinen und ihrer Vereinzelung enthoben werden. Denn die Philosophie besteht wesentlich darin, dafs sie durch die Erkenntnifs den gesammten Geist harmonisch und gleichmäfsig in allen seinen Kräften afficirt und bewegt. Die Dialektik ist ihr Weg, aber die Spekulation ihre Führerin: diese ist als Spekulation und als Theorie schon in der Sprache vom *Sehen* benannt, sie verklärt als spekulativ die ruhende Contemplation, und als Intelligenz erhebt sie die Anschauung oder Ansicht zur Einsicht, wodurch die Intuition zu ihrer Wahrheit kommt. Hiermit erweiset sich die Theologie in ihrer Wahrheit als die Totalität der ihr vorausgehenden Richtungen.

Wenn wir, nach diesen Berichtigungen des voraufgestellten Unterschiedes, den letztern auch positiv in einer Formel ausdrücken wollen, so müssen wir uns erinnern, dafs sich in allen diesen Richtungen das *Verhältnifs des Subjects zu Gott und Welt* vermittelt. Dieses Verhältnifs ist selbst eben sowohl der *Unterschied* des Menschen gegen Gott und Welt, als die *Gemeinschaft*. Beide Momente müssen sich daher auch in jeder der unterschiedenen auf dieses Verhältnifs gerichteten Geistesthätigkeiten zeigen: mithin kann der Unterschied zwischen den letzteren, den unterschiedenen Geistesthätigkeiten, nur in der unterschiedenen Stellung der ersteren, jener Momente, liegen. In dem einfachen Glauben ist der unmittelbare, aber immer mehr zu vermittelnde *Unterschied* und *Abstand*, in der Mystik die unmittelbare, aber immer mehr zu vermittelnde *Gemeinschaft vor*herrschend: eben darum ist dort mehr das Gemüth und das Streben des Willens, hier der Quietismus der Beschaulichkeit vorwaltend. In der spekulativen Theologie hingegen herrscht keine Seite vor: der Unterschied ist absolut vermittelt, und der so vermittelte Unterschied ist nichts anders als die vermittelte Gemeinschaft: oder, der vermittelte Unterschied ist eben so die Gemeinschaft, als die vermittelte Gemeinschaft der Unterschied ist. Diese Einheit beider Momente ist das *Dritte*.

Der Unterschied zwischen den drei verschiedenen Geistesrichtungen betrifft hiernach zwar nicht den Gegenstand oder Inhalt selbst, aber doch die unterschiedenen Seiten desselben, je nachdem eine vor der andern besonders hervortritt. Aus diesem Unterschiede erklärt sich auch der weitere Unterschied in der Form in Beziehung auf die Intuition. Der mystische Glaube *siehet* mehr, als der einfache Kindesglaube, welcher nicht zweifelt an dem, das er nicht siehet. Und was hindert hier das Sehen? Es ist die *Entfernung*, der Abstand, welcher das vorwaltende Moment ist. Was fördert dort das Sehen? Es ist die *Nähe*, welche vorherrschet. Im Glauben kommt es indessen auch zum Sehen, weil der Entfernung, dem Unterschiede und Abstande die Nähe und Gemeinschaft treulich zur Seite steht. Der Glaube kommt durch's Gehör Röm. 10, 17. und Gesicht, Matth. 11, 4., wie Hamann in seinen Brocken aus der Schrift beweiset. Umgekehrt sieht auch die Mystik Dunkles und Räthselhaftes im Spiegel, weil die Nähe die Entfernung zwar zu vermitteln sucht, aber doch bestehen lassen mufs. In der Spekulation wird dieses Sehen selbst als immanent vermittelt und erklärt; denn der Geist ist dieses, für den Geist zu sein: was der Geist siehet, ist der Geist; er ist sein Object, wie er das Subject ist. Aus dem entwickelten Verhältnisse vorherrschender Nähe und Entfernung erklärt es sich aber nicht blofs, warum in der Mystik die unmittelbare Intuition *vor*herrscht, sondern auch worin diese Intuition eigentlich besteht und was darunter zu verstehen ist. Noch näher entwickelt sich das Letztere an dem Verhältnisse zu dem, was dagegen der einfache Glaube als sein Vorherrschendes aufzuweisen hat. Dem Glauben ist die absolute Wahrheit unmittelbar gewifs, aber sie bleibt für den Menschen *zunächst* ein Jenseitiges, Zukünftiges, Unsichtbares. Der Mystik tritt aber dieses Entfernte nach seinem Wesen und Wirken so nahe heran, dafs sie es merklich verspürt, indem sie sich selbst stille verhält: was kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat, das scheint in solcher Stille aus der unsichtbaren Welt in diese Sphäre herüberzuragen, und so vernehmlich anzuschlagen, dafs es unmittelbare Wahrnehmungen, innere Erfahrungen, konkrete Einbildungen, lebendige *Vorstellungen* zurückläfst, welche sich sowohl von den entfernteren *Aussichten* des Glaubens, als von den *Be-*

grüffen und *Vogelblicken* des spekulativen Bewufstseins unterscheiden. Die Wahrheit dieser Intuition ist mithin nichts andern, als die Nähe des Entfernten, die reelle Allgegenwart des Geistes, das wirkliche Dasein des unsichtbaren Wesens in der Erscheinung: die Intuition selbst besteht in der unmittelbaren Wahrnehmung der gegenwärtigen Kräfte der zukünftigen Welt. Hiermit ist auch dem Glauben sein Theil daran zugestanden: der Philosophie fällt die zum spekulativen Bewufstsein vermittelte Erkenntnifs zu.

Weil der Glaube mehr an den gegebenen Unterschieden des Verhältnisses haftet, hingegen die Mystik mehr deren Ausgleichung vor Augen hat, so kann es auch nicht fehlen, dafs dem Glauben das Aeufsere, Positive, Faktische starrer, spröder und isolirter, nach seiner Unmittelbarkeit und Punktualität gegenüber stehen bleibt, während die Mystik dasselbe immer mehr in Geist zu verklären und aus seiner Isolirtheit zu befreien sucht, bis endlich in der Spekulation beiden Seiten zugleich ihr Recht widerfährt. Wir möchten den Glauben mit dem Kinde, das Jeder wieder werden mufs, um glauben zu können, die Mystik mit dem Jünglinge, welchem die Liebe die Brust erweitert, die Spekulation mit dem Manne, dem zur Kraft auch die Einsicht zu Theil wird, vergleichen, aber auch hinzusetzen, erstens, dafs im Kinde der Mann *implicite* schon liegt und sich regt, und im Manne das Kind sich explicirt, zweitens, dafs dem Glauben damit Wachsthum und Reife nicht abgesprochen sein kann, da ihm das Mystische und Spekulative wesentlich beiwohnt.

Dieser allgemeinen Charakteristik ist daher sogleich hinzuzufügen, dafs alle diese *reinen* Unterschiede in den *konkreten* Erscheinungen, welche ihnen als Beläge untergelegt werden könnten, eben als konkret in einander wachsen, denn es kann nicht fehlen, dafs jede Richtung sofort in ihr selbst ihren Gegensatz hervorruft, und davon selbst mehr oder weniger tingirt wird. Auch ist in der Sphäre des Glaubens der Unterschied und Abstand schon als Gegenstand der Erlösung und Versöhnung, in der Sphäre der Mystik die Vereinigung schon als *Gegenstand* des *innerlichsten Bewufstseins* aufgehoben und vermittelt.

Hiernach werden in der Erscheinung die reinen, abstrakten Unterschiede schon durch die Konkretion und Realisation *gefärbt*. Hierzu kommen aber auch noch die häufigen Entartungen, Abweichungen und Entstellungen, welche die Erscheinung nach Befinden trüben und verfinstern.

Wie sich der Glaube in den Unterschieden fixiren und verfesten kann, so läuft die Mystik Gefahr, in deren Auflösung sich zu verlieren, während die Spekulation dadurch irregeleitet werden kann, dafs sie sich von *einzelnen* Geistesvermögen leiten läfst, statt in deren Totalität und Simultaneität vorzuschreiten. Für die Mystik ist die hauptsächlichste Verirrung ihr Gegentheil, nämlich der objective Pantheismus oder die unterschiedlose Identität, die Vorstellung der Absorption, welche nur dadurch erträglich werden kann, dafs nach einer sehr merkwürdigen Selbsttäuschung das absorbirte Ich darin doch wieder aufbewahrt ist, wie wir auch an Spinoza sehen. *Eth. V. prop.* 23. *Cogitat. metaph. c.* 12. *p.* 133. *ed. Paul. p. I.*

Ueber diese zarte Grenzlinie zwischen Selbstverläugnung und Pantheismus, wo „die heiligsten Gedan„ken mit den Ausgeburten des menschlichen Wahnwit„zes zusammentreffen", verbreitet sich insbesondere Schellings achter Brief über Dogmatismus und Kriticismus, indem er zugleich nachweiset, dafs der einzige Grund, warum wir unseres Ichs doch nicht los werden können, nicht in einer Schwäche, sondern in der absoluten Freiheit unseres Wesens liegt, welches wir *Ich* nennen. Später ist in dem Begriffe der *Aufhebung* der Widerspruch zwischen Ich und Nicht-Ich, oder vielmehr zwischen Ich und Du vollkommen gelöset worden.

Hier ist nun der Schlufspunkt, wo an seinem Gegentheile der Inhalt oder das Wesen der Mystik, von welchem wir ausgegangen sind, in seinem vollen Lichte heraustritt, und durch die Spekulation mit seiner Form Eins wird. Die Mystik ist des *Geistes*, der Geist ist wesentlich *Subject*. Die Mystik ist daher so wenig Absorption des Subjects im Objecte, dafs sie vielmehr in ihrem Gegenstande das Subject, den Geist erkennt und im absoluten Geiste alles Anderssein, alles Objective absorbirt oder verschluckt. Der Geist ist ihm selbst Object: die Mystik ist mithin vielmehr Absorption des Objectiven, des Fremden im Subjecte. Hiermit wird aber allerdings auch das einzelne Subject in dem absoluten, die vereinzelte Intelligenz in der höchsten absorbirt, *aufgehoben*: d. h. es wird einerseits seine Sprödigkeit erweichet und aufgelöset, andererseits sein Wesen nach seiner Wahrheit aufbewahret. Wer hierbei noch an sinnliche Vernichtung denkt, der denkt überhaupt nicht,

er denkt nicht den Begriff des Subjects, von welchem allein die Rede ist, er befindet sich noch auf dem Gebiete der Sinnlichkeit, auf welchem allein die Vorstellung der Vernichtung vorkommt, deren Wahrheit die absolute Negativität ist. Auf dem Gebiete des Geistes, welcher der Mystik angehört, ist daher die Absorption so wenig sinnliche Vernichtung, dafs sie vielmehr als die Durchdringung, Reinigung, Erleuchtung und Bereicherung des einzelnen Bewufstseins in der Intension des höchsten Bewufstseins sich erweiset.

Hier können wir daher unsere vorläufige Erörterung schliefsen: es käme jetzt nur darauf an, unsere allgemeinen Wahrnehmungen an einzelnen Beispielen zu erläutern und zu erweitern; und hier begegnen uns einerseits *Johann Scheffler*, genannt *Angelus Silesius*, in welchem die reine Mystik objectiv wird, andrerseits *Saint-Martin*, in welchem die Mystik durch die wiederkehrende Reflexion auf das Subject, die Beschaulichkeit durch die damit verbundene Selbstbetrachtung vielfach gebrochen und erbaulich wird. Dort ist hauptsächlich die Phantasie thätig, und das Subject über seinen Gegenstand vergessen, hier spricht immer das Herz drein, womit sich die Mystik einer mehr ascetischen oder praktischen Glaubensrichtung zu nähern scheint, die wir nach Befinden in der evangelischen Kirche als Pietismus zu bezeichnen pflegen.

Beide Mystiker begegnen uns in einer kleinen Sammlung, in Auszügen, welche dem Andenken einer geistreichen Frau gewidmet sind, die in den mystischen Gnomen des cherubinischen Wandersmannes, so wie in den Herzensergiefsungen und Konfessionen eines *homme de désir* für alle Geisteskräfte Nahrung und Erweckung gefunden zu haben scheint. Sie hat zugleich den Text, wie er hier wiedergegeben ist, mit vielen Zeichen besonderer Theilnahme und kurzen Randbemerkungen zur Erläuterung, Berichtigung, Bekräftigung und weiterer Ausführung begleitet. —

Zuerst tritt *Angelus Silesius* auf mit ausgewählten Sprüchen aus dem cherubinischen Wandersmanne. Nach der merkwürdigen Vorrede zu diesen Sprüchen war dem *cherubinischen* Wandersmanne unter dem Flügelschlage eines von himmlischer Liebe entbrannten *Seraphims* die heilige Seelenlust der in ihren Jesum verliebten Psyche vorausgegangen, um vorerst die *Liebe* zu entzünden, welche demnächst in die *Beschaulichkeit* einführt, wozu der cherubinische Wandersmann als Geführte sich anbietet.

Besonders merkwürdig ist aber, dafs sich in dieser Vorrede schon Angelus Silesius gegen den Vorwurf eines unchristlichen Pantheismus verwahren mufs, als wenn „die menschliche Seele ihre Geschaffenheit solle „oder könne verlieren, und durch die Vergöttlerung in „Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt wer„den, welches doch in alle Ewigkeit nicht sein kann." Zugleich bezieht er sich nicht allein auf die h. Schrift, welche die Immanenz des Menschen in Gott lehrt und dem blinden Glauben sehende Augen verheifset, sondern auch auf viele einzelne Theosophen und „heilige „Gottesschauer"; hauptsächlich auf Aur. Augustinus † 430, St. Bernhard von Clairvaux † 1153, Bonaventura, genannt Doctor seraphicus, † 1274, Tauler † 1361, auf den Autor *theologiae teutonicae*, auf Rufsbroch, genannt Doctor exstaticus, † 1381, Dionysius de Leewis, Carthusianus genannt, † 1471, Harphius † 1478 und vor allen die Jungfrau Maria von Escobar, so wie auf seine Zeitgenossen Thomas a Jesu † 1627 und Frater Nicolaus a Jesu Maria, als Kommentator des Johannes a Cruce, wogegen Dionysius, der Areopagit, aus dem 1. Jahrhunderte, Johann Gerson oder Charlier, genannt Doctor christianissimus, † 1429, Richard von St. Victor, † 1173, Hugo von St. Victor, † 1140, so wie die übrigen nahmhaften Vertreter der Mystik und Kabbalistik im Mittelalter nicht erwähnt werden: auch Schefflers Zeitgenossen Michael Molinos, Ahasverus Frisch nebst anderen und Jacob Böhme, welcher in Schefflers Geburtsjahre (1624) starb, werden nicht genannt.

Aus Bernhards Buche von der Liebe führt er, um die mystische Gemeinschaft des Geschöpfs mit dem Schöpfer an dem Unterschiede zu veranschaulichen, folgende Gleichnisse an, welche seitdem oft wiederholt worden sind. „Gleichwie ein Tropfen Wassers in viel „Wein gegossen von sich zu vergehen *scheint*, indem „er des Weines Geschmack und Wärme annimmt, und „wie ein feuriges glühendes Eisen dem Feuer ganz und „gar gleich wird, und seine alte und eigentliche Gestalt „ausziehet: und wie die Luft, mit dem Sonnenlichte „durchgossen, in desselben Lichtes Klarheit überfer„met wird, also gar, dafs sie nicht sowohl, erleuch„tet, als das Licht selber zu sein *scheint*; also wird „von Nöthen sein, dafs in den Heiligen alle menschli-

„che Begierlichkeit auf unaussprechliche Weise von ihr „selbst zerschmelzet und in Gottes Willen gänzlich ein„gegossen werde. Denn wie sollte sonst Gott Alles in „Allem sein, wenn in dem Menschen noch etwas vom „Menschen übrig wäre?" Das Menschliche wird aber nicht absorbiret, sondern überformet.

Eben dieser Angelus Silesius ist seit geraumer Zeit nach seiner poetischen Bedeutung in der deutschen Litteratur wieder hervorgesucht und hiermit von den Todten wieder auferwecket worden. Es käme jetzt darauf an, nach der ersten Begeisterung an der *Erscheinung* auch den *inneren*, spekulativen Gehalt näher zu beachten.

Dafs die *Liebe* das seraphinische, die *Beschaulichkeit* das cherubinische Element dieser Mystik ist, war schon erwähnt: es wiederholt sich in vielen einzelnen Gnomen der sechs Bücher des cherubinischen Wandersmannes. II, 184. 254. III, 71. V, 210. *)

So heifst es auch V, 256.

Der Himmel auf der Welt, das allersüfseste Leben
Ist der Beschaulichkeit aus Liebe sich ergeben.

oder III, 99:

Der Adler sieht getrost grad' in die Sonn' hinein:
Und Du in ew'gen Blitz, im Fall Dein Herz ist rein.

oder VI, 247:

Glückselig ist, wer steht auf der Beschauer Bahn:
Er fühet schon allhier das sel'ge Leben an.

und IV, 27:

Was thun die Seligen? — so man es sagen kann;
Sie schau'n ohn' Unterlafs die ew'ge Schönheit an.

Es ist so treffend als schön, wenn Angelus singt V, 12:

Das Licht der Herrlichkeit scheint mitten in der Nacht!
Wer kann es sehen? Ein Herz, das Augen hat und wacht.

Es fragt sich nun, inwiefern hierzu Glaube und Philosophie Ja sagen können.

Auch in der h. Schrift ist dem Menschen als seine Seligkeit verheifsen, mittelst eines reinen Herzens Gott zu schauen, wie er ist, (Matth. 5, 8 — 6, 22. und 1. Joh. 3, 2. mit 1. Cor. 13, 12.) gleichwie die Engel allezeit sehen das Angesicht des Vaters im Himmel. Matth. 18, 10. Allerdings wird dieses Schauen dem Glauben als sein Ziel in der Zukunft wie aus der Ferne vorgehalten: der Mystik geht es aber zur Stunde schon hier in der Nähe auf. Es ist jedoch auch ihr immer nur der Anfang, welcher die Zukunft erwartet, so wie andererseits auch der Glaube hier schon siehet in einen dunkeln Spiegel. In der Mystik ist aber auch aus ihrem eigensten Wesen diese Anticipation der Zukunft vermittelt, denn sie besteht eben darin, wie wir noch näher hören werden, dafs sie die Dimensionen der Zeit selbst aus ihren festen Unterschieden löset und — vereinigt. So *sahen* Stephanus Ap. G. 7, 55, Paulus Ap. G. 9, 3 und 22, 17 u. 2. Cor. 12, 4, Petrus Ap. G. 10, 10. 11. und Johannes Off. 1, 10 flg. — sie *sahen*, weil sie *glaubten*. Was sie sahen, ist das Unsichtbare als der Gegenstand des Glaubens, οὐ βλεπομένα. Alle Prophetie ist Mystik: sie kommt aus dem Glauben.

Hier ist nun überall die Spekulation mitthätig und zugleich die Zuschauerin: sie ist es auch, welche den *jetzt* dunkeln Spiegel vorhält, aber auch erhellet, indem sie das Jetzt, das ἄρτι, welches ihn verdunkelt, abschafft, d. h. mit Vergangenheit und Zukunft, oder mit dem Jenseits versöhnt. Schon Aristoteles erklärte daher, der Stoa gegenüber, die Theorie oder das erkennende Schauen als die absolute Wissenschaft für das Höchste. ἡ τελειοτάτη ἀρετὴ ἡ διανοητική, ὁ δὲ βίος τελειότατος ὁ θεωρητικός. Als diesen *Leben* ist die *Theorie* gleichzeitig *thätig*, denn da sie *absolut* ist, so darf keine Kraft zurückbleiben.

Ueber den wahren Quietismus und die wahre Thätigkeit sagt Angelus selbst IV, 197:

Gott fordert nichts von Dir, als dafs Du ihm sollst ruh'n;
Thust Du diefs, so wird Er das Andre selber thun.

In Beziehung auf den Glauben lehret die Schrift ferner, dafs er erst durch den Geist erwecket wird, denn der Geist ist es, der lebendig macht. Und Angelus sagt: II, 137. „Schrift ohne Geist ist nichts."

Die Schrift ist Schrift, sonst nichts. Mein Trost ist Wesenheit,
Und dafs Gott in mir spricht das Wort der Ewigkeit.

oder III, 164:

Der Glaub' allein ist todt; er kann nicht eher leben,
Bis dafs ihm seine Seel', die Liebe, wird gegeben.

So wird auch der Unterschied der unmittelbaren Erleuchtung, der Sophia, und der Philosophie, welche den längeren Weg der Vermittlung gehen mufs, in mehr als einer Wendung ausgedrückt. So heifst es V, 319:

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür:
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

und V, 307:

Die Liebe geht zu Gott unangesagt hinein:
Verstand und hoher Witz mufs lang im Vorhof sein.

*) Wir citiren um der Vollständigkeit willen überall nach der Münchener Ausgabe von 1827.

Der Verstand allein vermag freilich nichts, aber der Verstand ist auch in der Philosophie nicht allein, so wie der Mensch selbst nicht allein ist, wenn er philosophirt. Die sich selbst überlassene Vernunft bringt es nicht zur Philosophie.

Anderwärts hat Angelus auch wieder die Einheit der Liebe mit der wahren Erkenntnifs im Begriffe ausgedrückt. So sagt er V, 311:

Der goldene Begriff, durch den man alles kann,
Ist Liebe. Liebe nur, so hast Du's kurz gethan.

Wie alle Liebe, so ruhet auch alle Erkenntnifs darauf, dafs Eins zu dem Andern kann, dafs mithin das Andere, um es zu lieben und zu erkennen, nicht blofs ein Anderes, sondern mit dem Subjecte Eins ist: sonst ist weder Liebe, noch Erkenntnifs zu realisiren. Darum ruhet alle Liebe und alle Erkenntnifs auf der Freiheit, d. h. auf der Kontinuität, nach welcher das Subject von dem Andern nicht blofs als von einer fremden, sondern als von der ihm wesentlich angehörigen Macht bestimmt wird. Hier finden wir abermals die buchstäbliche Uebereinstimmung mit der Philosophie. Es mag zu dieser Nachweisung räthlich sein, wie auf die Aussagen des Mystikers, so auf die Worte eines Philosophen Bezug zu nehmen. Auch Hegel fafst zum §. 159 der Encyklop. der ph. Wiss. den immanenten *Begriff* als die absolute Idee, diese als die Freiheit, und er setzt hinzu: „Als für sich existirend heifst sie *Ich*, als zu ihrer Totalität entwickelt *Geist*, als Empfindung *Liebe*, „als Genufs Seligkeit." Aber eben daraus folgt die Einheit zwischen Wissen und Lieben; und wenn daher St. Martin S. 213, indem er das Wissen auf den Verstand beschränkt, das oft Gesagte wiederholt: *l'amour est supérieur à la science*, so bemerkt seine Leserin mit gutem Recht, dafs man sich so nicht ausdrücken dürfe, weil beide Fakultäten Eine bilden sollten.

Wenn Angelus ein andermal den Weg der Erkenntnifs in bestimmteren Ausdrücken herabsetzt I, 284:

Was Cherubin erkennt, das mag mir nicht genügen,
Ich will noch über ihn, wo nichts erkannt wird, fliegen:

so ist der Sinn dieser, dafs er nach der Aufhebung des der Erkenntnifs anklebenden Unterschieds zwischen dem Erkennenden und Erkannten, nach der Erlösung von allem Zwiespalte verlangt. Er will, — besser wüfsten wir dieses mystische Verlangen nicht auszudrücken, — er will allen Unterschied zwischen Subject und Object im innersten Bewufstsein getilgt wissen, aber nicht Subject und Object nach ihrem Inhalte, sondern nur die entgegenstehende Gegenständlichkeit des Objects, in welcher dieses, als das höchste Subject, ihm selbst nicht gleich ist. Dieses ist aber eben das, wodurch sich die spekulative Erkenntnifs von aller dualistischen unterscheidet.

Auch in sofern hat die Mystik oder Theosophie mit der spekulativen Theologie ein Schicksal getheilt, als ihr von dem sinnlichen Verstande das Verschwimmen aller Gegensätze vorgeworfen wird. Dem sinnlichen Verstande verschwimmt selbst der Unterschied zwischen Verschwimmen und Aufheben: er ist für ihn zu innerlich. Er befindet sich sonach in demselben Irrthume, welcher der von ihm gefürchteten mystischen Schwärmerei zum Grunde liegt, denn diese schliefst auch mit der Absorption, weil sie den Begriff der Aufhebung nicht kennt. Hierüber hat sich bereits Hegel a. a. O. zu §. 573 in Beziehung auf die orientalische Mystik so kräftig als deutlich vernehmen lassen. Wir haben auch schon vorhin davon gehandelt: in den Gnomen selbst wird aber diese Aufhebung des Gegensatzes nur um so dreister und kühner ausgesprochen, je kräftiger ihnen das Bewufstsein seiner unverwüstlichen Realität zum Grunde liegt, wie es denn überhaupt der Mystik eigen ist, in Folge fortschreitender Einsicht auf kecke und sorglose Weise den Witz walten zu lassen und dem Mifsverständnisse sich auszusetzen. So heifst es:

II, 210. *Sag' zwischen mir und Gott den Unterscheid?*
Er ist mit Einem Wort nichts als die Anderheit.

IV, 10. *Der Mensch hat eher nicht vollkomm'ne Seligkeit,*
Bis dafs die Einheit hat verschlucket die Anderheit.

Nach dem ersten Spruche ist der Mensch der *andere* Gott, nach dem zweiten eins mit dem Ersten.

IV, 181. *Die selige Liebe weifs nicht mehr von Anderheit:*
Sie ist Ein Licht mit Gott und Eine Herrlichkeit.

So erweiset sich die Liebe als die Einheit des Unterschiedenen und Entgegengesetzten, aber auch als die Unterscheidung in der Einheit.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge. Als Handschrift.

(Schluſs.)

Nun wird aber die Vergötterung des Menschen, d. h. dessen Erhebung zu Gott bis zur Gleichheit, 1 Joh. 3, 2. bis in das Maſslose übertrieben. Dahin gehören Aussagen, wie folgende:

I, 10. *Ich bin so groſs als Gott, Er ist als ich so klein:*
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht sein.

Die Erniedrigung Gottes zum Menschen hat die Erhöhung des Menschen zu Gott zur Folge. Das *In* schlieſst demnächst das *Ober* und *Unter* zwar nicht aus, aber doch ein, wodurch beide Verhältnisse verändert werden. So ist der Vater *über*, der Sohn *mit* und für, der Geist *in* uns. Das Sein Gottes in mir und meiner in Gott ist die höchste Wahrheit. Vergl. §. 564 in Hegel's Encyklopädie.

I, 9. *Daſs Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,*
Hat Er sowohl von mir als ich von Ihm empfangen.

Damit ist die Freude Gottes an seiner Schöpfung, deren Gipfel der Mensch ist, ausgedrückt; aber der Ausdruck wird auf die Spitze getrieben.

I, 17. vergl. IV, 226.

Ich auch bin Gottes Sohn, ich sitz' an seiner Hand:
Sein Geist, Sein Fleisch und Blut ist Ihm an mir bekannt.

V, 9.

Der wahre Gottes Sohn ist Christus nur allein,
Doch muſt ein jeder Christ derselbe Christus sein.

II, 44.

Fragst du, was Menschheit sei? ich sage dir bereit:
Es ist mit Einem Wort die Ueber-Engelheit.

Der Mensch ist das Höchste in der Schöpfung, seine Bestimmung ist Gott gleich zu sein: so dienen ihm auch die Engel. Und wie dem Menschen die Ueber-Engelheit zugeschrieben wird, so wird von Gott die Ueber-Gottheit prädizirt, wornach Gott auch über und jenseits der Gränze, innerhalb deren er sich gesetzt und bestimmt hat von Ewigkeit, dasselbige Wesen ist und bleibt, nämlich der Geist. In diesem Sinn heiſst es:

I, 15. *Was man von Gott gesagt, das gnüget mir noch nicht:*
Die Ueber-Gottheit ist mein' Leben und mein Licht.

Ist es doch als wenn wir hier und anderwärts in dieser Mystik die absolute Negativität die Schwingen regen sähen, welche in der spekulativen Sphäre zum höchsten Bewuſstsein sich entfalten. — Je mehr nun der Seher hinsieht, desto mehr fühlt er sich hingezogen und in dasselbige Bild verwandelt.

IV, 24. *Du muſst den Leib in Geist, den Geist in Gott versetzen,*
Wenn du dich, wie dein Wunsch, vollkommlich willst ergötzen.

IV, 146. *Mein höchster Adel ist, daſs ich noch auf der Erden.*
Ein König, Kaiser, Gott und was ich will kann werden.

VI, 171. *Das Tröpflein wird das Meer, wenn es in's Meer gekommen:*
Die Seele Gott, wenn sie in Gott wird aufgenommen.

I, 92. *Wer ist, als wär' er nicht, und wär' er nie geworden:*
Der ist, o Seligkeit, zu lauter Gotte worden.

Damit ist keineswegs ein selbst- und bewuſstloser Enthusiasmus gepriesen, sondern die Aufhebung und Verklärung des Selbstbewuſstseins im Bewuſstsein, wobei jenes nur gewinnt.

Neben dieser Vermessenheit, welche nur aus dem Bewuſstsein des Unterschieds hervorgehn kann, tritt auch dieser für sich entschieden hervor. So heiſst es:

IV, 202. *Der Strahl ist nichts, wenn er sich von der Sonn' abbricht:*
Du gleichfalls, läſst du Gott, dein wesentliches Licht.

V, 253. *Ein hirtenloses Schaaf, ein Körper, welcher todt,*
Ein Brunnen ohne Quell, dieſs ist die Seel' ohn' Gott.

Das fünfte Buch beginnt mit einer theologisch-anthropologischen Arithmetik über die *Einheit* in allen Zahlen, welche Gott ist, und über die *Null*, welche der Mensch ist, so wie über die Kronenzahl, welche aus 1 und 0 entsteht.

V, 5. *Das Nichts, die Kreatur, wenn sich's Gott vorgesetzt,*
Gilt nichts: steht's hinter ihm, dann wird es erst geschätzt.

Die Kreatur ist für sich immer Null: die Stellung der Null entscheidet nur, ob sie gilt oder nicht.

I, 212. *Gott ist das, was er ist: Ich, was ich durch ihn bin:*
Doch kennst du Einen wohl, so kennst du mich und ihn.

II, 48. *Gott, der verborg'ne Gott, wird kundbar und gemein*
Durch seine Kreatur'n, die sein' Entwerfung sein.

III, 92. *Nichts Edlers ist nach Gott als meine Seel' allein:*
Wend't sie sich von ihm ab, so kann nichts Schnöder's sein.

Es ist recht im Sinne der Beschaulichkeit, wenn Sünde und Unseligkeit in das Gegentheil des Gottsehens gesetzt werden.

IV, 69. *Die Sünd' ist anders nichts, als dafs ein Mensch von Gott*
Sein Angesicht abwend't, und kehret sich zum Tod.

So wird auch die Nichtigkeit und Niedrigkeit des Menschen unverschleiert bekennet.

IV, 133. *Mensch, du bist eine Kohl', Gott ist dein Feu'r und Licht:*
Du bist schwarz, finster, kalt, liegst du in Ihme nicht.

Dagegen tritt auch die dem Menschen mit der Freiheit verliehene Macht des Willens auf das herbste und derbste hervor:

V, 98. *Nichts stärker's ist, als Gott; doch kann er nicht verwehren,*
Dafs ich nicht, was ich will, soll wollen und begehren.

Hier findet indessen der Dichter selbst nöthig, in einer Note hinzuzusetzen: „Gott kann aber verhindern, dafs der Wille das Werk, das er will, nicht vollbringe."

In Beziehung auf diese freie Willens-Macht des Menschen heifst es dann wieder:

V, 46. *Schweig', Sünder, schreie nicht die Ev' und Adam an:*
Wär'n sie nicht vorgefall'n, du hätt'st es selbst gethan.

Das heifst nicht: der Fall *mufs* geschehen; sondern: So gewifs du *nach*gefallen bist, was du nach deinem freien Willen nicht mufstest, so gewifs hättest du's auch gethan, wenn du der erste wär'st.

Ehe wir weiter gehen, ist zur näheren Verständigung über alle Mystik noch besonders dieses herauszustellen, dafs ihr Inhalt für den Verstand ein Mysterium ist. Dagegen liegt es weder in dem Namen, noch in dem Wesen der Mystik, dafs *ihr* dieser Inhalt unbegreiflich sei, sondern er ist nur dem isolirten, abstrakten Verstande verschlossen, wie dem hellsten Auge der Ton, dem schärfsten Ohre die Farbe. So folgt auch aus der Einheit des Inhalts aller drei Geistesthätigkeiten, dafs auch der gesammte Glaubens-Inhalt, mithin auch alles Spekulative dem Verstande ein Verborgenes ist. Dieses erkennet auch die Mystik, wie wir gehört haben, an, wenn sie sich gleich eines schnelleren und unmittelbaren Weges rühmen durfte.

Ein besonderer Anstofs für den Verstand ist aber die *Trinität:* wenn er sich aus anderen Wahrheiten noch eins und das andere zu Nutze machen und für sich zurichten kann, so scheint ihm die Trinität ganz unzugänglich zu bleiben. Dem Angelus ist sie hingegen der beständige Gegenstand der mit Adleraugen in die Sonne gerichteten Kontemplation. Die Bilder, welche dem Dichter zur Veranschaulichung dienen, die Gleichnisse, welche ihm zu Gesichten werden, sind Variationen auf die unterschiedenen in der Schrift selbst niedergelegten Formeln, auf die Tauffermel, den dreifachen Segen, das Trisagion, auf die drei Zeugnisse auf Erden und im Himmel, auf die apostolischen Grüfse und den Segenswunsch von der Gnade, Liebe und Gemeinschaft.

I, 148. *Der Sinn, der Geist, das Wort: die lehren klar und frei,*
So du es fassen kannst, wie Gott dreieinig sei.

IV, 62. *Gott Vater ist der Punkt: aus Ihm fleufst Gott, der Sohn,*
Die Linie: Gott, der Geist, ist Beider Fläch' und Kron'.

III, 199. *Die Allmacht hält die Welt: die Weisheit die regiert:*
Die Güte segnet sie; wird hier nicht Gott gespürt?

III, 215. *Der Vater war zuvor, der Sohn ist noch zur Zeit,*
Der heil'ge Geist wird sein im Tag der Herrlichkeit.

V, 358. *Gott Vater ist der Leib, und Gott der Sohn das Licht,*
Die Strahl'n der heil'ge Geist, der beiden ist verpflicht't.

VI, 237. *Gott's Tochter, Mutter, Braut kann jede Seele werden,*
Die Gott zum Vater, Sohn und Bräut'gam nimmt auf Erden.

V, 238. *Gott küfst sich in sich selbst, sein Kufs der ist sein Geist,*
Der Sohn ist's, den Er küfst, der Vater, der es leist't.

VI, 234. *Der Sohn erlöset uns, der Geist der macht uns leben,*
Des Vaters Allmacht wird uns die Vergöttung geben.

VI, 235. *In Christo sterben wir, steh'n auf im heil'gen Geist,*
Im Vater werden wir für Kinder Gott's gepreis't.

Es ist bekannt, wie die Mystik auch aus der überall vorwaltenden Trichotomie, aus den Dingen, aus der Natur, aus dem Wesen des Menschen Analogieen zur Veranschaulichung der Trinität entnimmt. In jedem einzelnen Dinge unterscheidet sie zum Nachweise der Einheit Wesen, Form und wirkende Kraft, im Menschen Leib, Seele und Geist, in jedem Naturkörper ein spirituoses, oleoses und materiales Element. So sagt auch Angelus:

I, 257. *Dafs Gott dreieinig sei, zeigt dir ein jedes Kraut,*
Da Schwefel, Salz, Merkur in Einem wird geschaut.

Zuweilen scheinen diese Unterschiede willkürlich und unbestimmt in einander sich zu bewegen: aber je be-

stimmter sie sind, desto mehr sieht der Verstand in ihnen nur den Unterschied; er meint z. B., dafs dem Vater durch die Vergangenheit seines Wesens Gegenwart und Zukunft, und jeder Person die Ewigkeit abgeschnitten sei: oder er findet in den persönlichen Unterschieden nur Eigenschaften des Wesens, und wenn er diese personificirt, so bleiben sie ihm feste Unterschiede, welche einer Person entziehen, was der andern zugeschrieben wird, wiewohl schon der Wortbegriff der Persönlichkeit auf Durchdringlichkeit, auf Kontinuität deutet, ohne welche alle jene Bilder nur Unsinn enthalten, und dieſs ist auch das Prädikat, womit sich der abstrakte Verstand dagegen verwahrt.

So hat sich noch kürzlich wieder einmal der Verstand ohne Einsicht seiner Inkompetenz an der Kritik der spekulativen Philosophie versucht, und unter andern auch die spekulative Durchdringung der Lehre von der Trinität seinem Gerichte unterworfen; und diese Kritik ist wieder gescheitert, weil sie die Durchdringlichkeit selbst, nämlich die Persönlichkeit nicht begreift, mithin einer Person das entzogen wähnt, was sie ohne die andere nicht ist. So wird dem Verstande nach seiner abstrakten Sinnlichkeit jeder Unterschied zur Scheidung, und die Aufhebung zur — Absorption. —

Wie der Begriff der Trinität, so wird auch der Unterschied von *Zeit* und *Ewigkeit* mystisch aufgefafst, und hiermit das Mysterium, das Unbegreifliche, welches der spekulative Begriff selbst ist, zur Vorstellung gebracht. Wenn die spekulative Philosophie lehrt, dafs die Unterschiede der Zeit in der subjectiven Vorstellung, einerseits in der Erinnerung, andererseits in Furcht und Hoffnung begründet sind, (vergl. §. 159. der Hegel'schen Encyklopädie) und dafs die Kontinuität dieser Unterschiede, als der Dimensionen, als *konkrete* Gegenwart, hiermit als Ewigkeit sich manifestirt (vergl. §. 259.), so finden wir in der Mystik als *apperçu*, wie zufällig, dasselbe, was wir auf dem dialektischen Wege als nothwendig spekulativ begreifen.

III, 48. *Drei Tage weifs ich nur: als Gestern, Heut und Morgen!*
Wenn aber Gestern wird in's Heut und Nun verborgen,
Und Morgen ausgelöscht: So leb ich jenen Tag,
Den ich, noch eh' ich war, in Gott zu leben pflag.

IV, 20. *Mensch! wenn dir auf der Welt zu lang wird Weil' und Zeit,*
So kehr' dich nur zu Gott in's Nun der Ewigkeit.

I, 123. *Gott ist ein ewiges Nun: was füllet denn darein,*
Dafs Er nicht schon in mir kann Alles in Allem sein?

I, 189. vergl. I, 47. 185. 188. 190. V, 125.
Du selber mach'st die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen,
Hemm'st du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

V, 23. *Man sagt, die Zeit ist schnell: wer hat sie sehen fliegen?*
Sie bleibt ja unverrückt im Weltbegriffe liegen.

II, 153. *Was ist die Ewigkeit? Sie ist nicht dieſs und das,*
Nicht nun, nicht ichs, nicht nichts, sie ist, ich weifs nicht was.

Denn was ist *Dieses?* Es ist vielmehr nicht Dieses. *Hier* ist nicht hier, es ist negatives Hier, die Komplexion vieler Hier. *Jetzt* hat schon aufgehört zu sein, indem es vorgestellt wird: es ist nicht Jetzt; es ist die Vielheit von Jetzt oder die stetige Bewegung selbst.

Unter der Zeit, die der Mensch macht, ist eben nur die in ihre Unterschiede zerrissene, aus einander getrennte Zeit, unter der Ewigkeit die Kontinuität der Dimensionen zu verstehen. Der Mensch macht nicht die Dimensionen der Zeit, wie ein subjectiver Idealismus sich vorstellt, sondern er macht nur den Unterschied zwischen ihnen fest, er kann sie nicht aufheben.

Zum Schlusse führen wir nur noch ein Beispiel an, wie die Mystik die irdischen Dinge und Verhältnisse durch den Glauben verklärt, und hiermit als ein Zeugnifs des Geistes sich bezeuget, welches dem Geiste allein Realität zuschreibt. Es ist gesagt: „Der Mensch „lebet nicht vom Brode *allein*", und hiermit dem sichtbaren Brode das unsichtbare Wort gegenübergestellt, aber auch untergelegt: denn es ist damit auch gesagt, dafs die sichtbare Erscheinung selbst nicht allein ist, sondern die Erscheinung des Wesens. So sagt Angelus:

I, 173. *Das Brod ernährt dich nicht. Was dich im Brode speist,*
Ist Gottes ewig's Wort, ist Leben und ist Geist.

Das Brod siehest du, aber die Lebenskraft in demselben, welche dich eigentlich speiset, siehest du nicht. Auch das Brod nährt nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung, Digestion. Ueberall zeigt sich in der Natur ein Uebergehen in ihre Wahrheit: die Wahrheit der Natur ist der Geist.

Aus diesen Beispielen ergiebt sich zur Genüge der Zusammenhang zwischen Glauben, Mystik und Philosophie, und nicht allein der Zusammenhang, sondern auch die unzertrennliche Gemeinschaft. Der Glaube ist nach seinem Inhalte spekulativ, nach seiner Form mystisch, und doch von beiden durch die unterschiedene Stellung der Momente seines Inhalts unterschieden. Es ist übrigens schon anderwärts an einzelnen Glaubenslehren nachgewiesen worden, wie alle drei Thätigkeiten sich untereinander

bedingen, unterstützen, erfüllen und ergänzen: wir verweisen nochmals auf Theremins Abhandlung in den Abendstunden. Am auffallendsten tritt aber die mystische und spekulative Grundlage des Glaubens an den Sacramenten und am Gebete, so wie an den Lehren von Zeit und Ewigkeit, von der Dreieinigkeit, von der Theopneustie, von Freiheit und Gnade, Erlösung und Satisfaction, von der Auferstehung und den letzten Dingen überhaupt heraus, daher auch diese Lehren von dem Verstande verkümmert oder in die Leere des Unbegreiflichen verwiesen werden, denn er ist ein Lehrer, der leeret. Für ihn sind solche Dinge eitel Thorheiten, Aergernisse und Widersprüche, von welchen er nichts verstehet, denn es muſs vom Geiste gerichtet sein. „Der „Verstand glaubt alles gethan zu haben, wenn er einen „Widerspruch findet; aber wenn es ein Widerspruch „wäre, so ist der Geist dieſs, ihn ewig aufzuheben."

So viel über *Angelus*. Subjectiver und anmuthiger erweiset sich die Mystik *Saint-Martin's*, der uns in seinen Schriften wie in seinem Leben als ein edler, stiller, liebenswürdiger Mensch entgegentritt. Wir verweisen deshalb besonders auf den Lebens-Abriſs, welcher der Uebersetzung seiner nachgelassenen Werke von D. *W. A. Schickedanz* (Münster, 1833.) im ersten Theile angehängt ist.

Wie aber in seinen Betrachtungen überall der Kontemplation die Reflexion auf das eigene Subject, um dessen Stellung zu seinem Gegenstande es zu thun ist, lauter und harmonisch sich anschlieſst, wie den allgemeineren Forschungen die specielle Anwendung auf das Leben zur Seite steht, erweiset sich an vielen einzelnen Zeugnissen dieses Geistes, von welchen wir um so lieber wenige Bruchstücke mittheilen, als sie wie helle Kirchenglockentöne zu stiller Einkehr und Andacht einladen, so daſs sie nach und nach unwillkührlich auch das widerstrebende Herz gefangen nehmen, um es frei zu machen.

Seine Uebersetzung Jacob Böhm'scher Schriften würde zu manchen Vergleichungen, sein *l'homme de désir*, sein *Ecce homo*, sein *le nouvel homme*, die Schrift *de l'esprit des choses* zu reichen Auszügen Veranlassung geben; aber wir halten uns an die vorliegende Auswahl aus seinen nachgelassenen Werken, welche, wie der Herausgeber bemerkt, „die beste Einleitung zu seiner „näheren Bekanntschaft sein dürften."

So macht er uns auch mit der einfachen Grundlage seines mystischen Systems bekannt. Es ist der *Geist* in Gott, die *Seele* im Menschen, worauf das ganze Gebäude ruhet.

S. 153. *A l'age de* 18 *ans, il m'est arrivé de dire, au milieu des confusions philosophiques que les livres m'offroient: il y a un Dieu, j'ai une âme, il ne faut rien de plus pour être sage, et c'est sur cette base-là qu'a été élevé ensuite tout mon édifice.*

Es fehlt nun noch der Körper; von diesem sagt er:

S. 151. *On ne m'a donné de corps qu'un projet.*

Je kürzer er ist, desto mehr giebt er zu denken.

Solche Gedankenblitze enthalten in Einem Alles, sie erhellen für jeden, der hineinsieht, eine andere Stelle. Wirklich ist der Mensch, nach seiner wesentlichen Bestimmung, zunächst, d. h. in der Schöpfung nur *Entwurf*, — so faſste ihn vorhin auch Angelus — denn es liegt in dem Wesen des Menschen, in der göttlichen Ebenbildlichkeit, in der Freiheit, wozu er berufen ist, daſs er mit Gott erst zu dem sich erhebe, dessen *Entwurf* er ist.

Ueberall läſst er uns auch in sein Herz sehen: das Herz des Glaubens ist das Gebet.

S. 151. *J'ai été attendri un jour jusqu'aux larmes, à ces paroles d'un prédicateur: comment Dieu ne serait-il pas absent de nos prières, puisque nous n'y sommes pas nous mêmes?*

Nun kommt er auf Tod und Leben, auf dieses und das andere Leben.

S. 159. *L'espérance de la mort fait la consolation de mes jours; aussi voudrais-je que l'on ne dît jamais, l'autre vie: car il n'y en a qu'une.*

Wer erkennet hier nicht in der Hoffnung auf den Tod den *homme de désir?* Zugleich erweiset sich auch am *Leben* die Einheit in der Kontinuität. Vom *Tode* sagt auch Angelus:

I, 35. *Ich sage, weil der Tod allein mich machet frei,*
Daſs er das beste Ding aus allen Dingen sei.

Vom Tode kommt Saint-Martin auf das Kreuz: er bezieht sich ausdrücklich auf seine Erfahrung, wenn er schreibt:

S. 167. *C'est par expérience que je peux dire que la nourriture journalière d'un homme de désir est un petit morceau de bois de la vraie croix, infusé dans les larmes de prophète. Malheur à lui s'il passe un jour sans se repaître de cet aliment! il n'aura pas mangé son pain quotidien.*

An diesem Stückchen Kreuz deuten die Thränen auf die Leiden, und der Prophet auf die Verheifsung der künftigen Herrlichkeit. Leiden in Hoffnung gehört nach Saint-Martin zum täglichen Brode, wenigstens zum täglichen Brode eines Menschen, der sich sehnet nach der Freiheit der Kindschaft. Darum mufs ein solcher Mensch von dem Kreuze des Menschensohnes wenigstens ein klein Stücklein Holz mit nachtragen. Röm. VIII, 13. 17. 18. 24.

Von drei Beobachtungen, welche er als die Freude seiner Jugend, als die trost- und lebensvolle Fülle seines Alters mittheilt, S. 172 No. 341 ist die dritte diese: *Enfin j'ai senti que ceux qui sont accoutumé à saluer les croix, devraient à tous les pas avoir le chapeau à la main, puisque l'universalité des êtres n'existe et ne se meut que par ce pivot.* Die zweite war: *On ne peut pas faire un pas sans y trouver son Dieu.*

Seine liebende Seele hat auch ihr Princip für die Toleranz gefunden, indem er schreibt:

S. 165. *C'est une chose qui m'a été demontrée que les vérités sont de plusieurs ordres. J'en ai reçu que je ne pouvais dire à personne: j'en ai reçu que je pouvais dire à quelques-uns; j'en ai reçu que je pouvais dire à plusieurs; j'en ai reçu que je pouvais dire à beaucoup; j'en ai reçu que je pouvais dire à tout le monde.* Hiermit wäre zur Ergänzung zu vergleichen S. 180. No. 453.

Wenn Saint-Martin in Beziehung auf die Verstandes-Erkenntnifs sagt: S. 164. *J'ai été ennemi de la science, à cause que j'aimais les hommes et que je les voyais égarés par elle à tous les pas. Les docteurs au contraire deviennent ennemis et rivaux des hommes, à cause de la science qu'ils n'envisagent que sous les couleurs de l'orgueil et de l'ambition terrestre;* so ist die Randbemerkung der Leserin über die Systeme, deren Bedeutung und Mifsbrauch noch inhaltreicher. Jedes System mufs zugeben, „dafs aus jedem andern *wahr-„haften* Zustande oder Geistesblicke auch so verfahren „werden kann." Es müfste nur umgekehrt dasselbe auch dem Systeme zugegeben werden.

Wiederum sind es Lebens- und Herzens-Erfahrungen, die uns der Autor nicht vergeblich mittheilt, wenn er schreibt:

S. 163. *C'est du fond de mon être que je me suis dit souvent que nous nous flatterons en vain de réussir en quoi que ce soit, si auparavant nous ne prenons pas la précaution de prier.* S. 167. *Quand j'ai aimé plus que Dieu quelque chose qui n'était pas Dieu, je suis devenu souffrant et malheureux. Quand je suis revenu à aimer Dieu plus que toute autre chose, je me suis senti renaître, et le bonheur n'a pas tardé à revenir à moi.*

Angelus Silesius sagt:

III, 155. *Ein Herze voller Gott mit einem Leib voll Leiden,*
Thut uns am besten kund den Weg zu ewgen Freuden.

Aber Saint-Martin mit seinem in Thränen und Verheifsungen getauchten Stückchen Holz vom Kreuze sagt noch viel schöner und treffender: S. 193. *Voulez-vous que votre esprit soit dans la joie? faites que votre âme soit dans la tristesse.*

Dieser Gegensatz zwischen Seele und Geist, zwischen der Traurigkeit der Seele über die Sünde des Menschen und der gröfseren Freudigkeit des Geistes über die Gnade Gottes ist der Schlüssel zu den entgegengesetzten, äufserlich sich widersprechenden Bekenntnissen St. Martins. Hierüber hat sich auch Rahel zu No. 693 S. 192 ausgesprochen: und wer wollte ihr nicht darin beistimmen, dafs der Glaube die Welt, und Gottes Gnade alle unsere kleinen Schmerzen und Meinungen überwindet? Dasselbe sagt auch Saint-Martin in seiner Weise S. 217 No. 50. Ja, es ruhet hierin der Charakter der Mystik, welcher auch dem wahren Glauben angehört, aber zugleich die Mystik zu einer besondern Stufe des Geistes erhebet: dieser Charakter besteht darin, dafs das drückende Schuldbewufstsein, der Schmerz des *Andersseins* immerwährend von dem erhebenden Bewufstsein der überwindenden Gnade, von der Freude der Gemeinschaft überwunden wird.

Immer geht Saint-Martin's Beschaulichkeit wieder auf Thätigkeit: sein Quietismus ist recht eigentlich praktisch. S. 196. *Pour prouver qu'on est regénéré, il faut régénérer tout ce qui est autour de nous.*

Es steht mit dieser praktischen Geistes- und Willens-Richtung nicht im Widerspruche, es steht mit dem, was Angelus von dem Willen des Menschen sagt, im Einverständnisse, wenn es heifst: S. 210. *Vous êtes étonné que Dieu puisse gouverner un homme et l'inspirer; et vous ne l'êtes pas de le voir gouverner et régir en tout les plantes et les animaux.*

Hiergegen protestirt allerdings zunächst der Verstand auf Grund des Unterschiedes zwischen Natur und Geist, Zwang und Freiheit. Dieser Widerspruch wird

durch eine eben so geistreiche als glückliche Randbemerkung noch mehr herausgefordert: sie besteht selbst in einem Gedankenblitze, welcher den Sinn erhellet. Sie heißt: „Novalis sagt: Nur Geister können gezwungen werden." Hiermit ist der Widerspruch auf seine Spitze getrieben, aber eben dadurch aufgehoben, erklärt, berichtigt. Gezwungen kann nur werden, wer den Zwang fühlen kann, und den Zwang kann nur fühlen, wer ihm Widerstand leisten kann. Nur dem Willen kann ein Gesetz gegeben werden, welches ihm zum Zwange wird, wenn er ihm widerstrebt. Der Zwang setzt ein Widerstreben, das Widerstreben einen Willen voraus, der auf etwas anderes gerichtet ist, als der zwingende Wille. Insofern kann nur der Wille gezwungen werden: dafs aber der einzelne Wille auf etwas anderes gerichtet ist, als der Wille überhaupt, das zeuget von der *Natur*, welcher der Mensch verfallen ist. Wiederum dafs der Wille diesen Zwang fühlt, ihm widersteht, und ihn doch immer wieder fühlt, das zeugt von dem fortdauernden Verbande mit dem vernünftigen Willen. So ist das Gewissen ein Zeugnifs des noch fortbestehenden, wenn auch getrübten Verhältnisses zwischen Willen und Willen zur Vermittlung und Versöhnung: denn der den Zwang fühlende Wille unterliegt dem Zwange nur so lange, als er mit dem zwingenden Willen sich im Zwiespalte befindet: mit der Aufhebung dieses Zwiespalts ist die Einheit des Geistes hergestellt und die Freiheit des Willens vollendet. Es ist auch nicht zu übersehen, dafs die Worte *gouverner* und *régir* zunächst wirklich nicht auf Natur-, sondern auf geistige, mithin auf Verhältnisse der Freiheit bezogen werden. Es ist keine Freiheit ohne Gesetz, und es ist nicht des Gesetzes Schuld, wenn es zum Zwange wird.

Es ist so mystisch als menschlich, wenn Martin sagt:

S. 212. *Avec quelle vivacité deux gouttes d'eau se réunissent, quand l'instant de leur contact est arrivé! o vérité! o âme de l'homme! Votre union future doit encore être plus active, quand le moment sera venu de vous rapprocher.* Wer unterschreibt und unterstreicht es nicht, wenn wir am Rande lesen: „Liebenswürdig!" Zwei Wassertropfen genügen, um der Zwei ihre Einheit, und dem Zwiespalte seine endliche Erlösung und Versöhnung prophetisch vorzuhalten.

Ein andermal wird der Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis, Glauben und Thun in aller Einfalt und Klarheit dargelegt.

S. 218. *Il ne suffit pas de dire à Dieu, „que „votre volonté soit faite"; il faut chercher sans „cesse à la connaître: car si nous ne la connaissons „pas, que sommes nous, que pouvons nous faire?" — Oratio, meditatio, tentatio.* —

Zuletzt ist noch zu bemerken, dafs die christliche Mystik in aller Religion eine Spur christlicher Offenbarung erkennt, und ebenso innerhalb des Christenthums die kirchlichen Unterschiede auszugleichen, die Starrheit des Symbols zu erweichen, und die Kirche auch aufserhalb der Kirche zu erkennen geneigt und geschickt ist. Auch insofern ist sie die Vorläuferin der spekulativen Theologie. Auch in Saint-Martin finden sich dazu Belege: solche finden sich schon in den mitgetheilten Beispielen.

Merkwürdig ist auch das Lob, welches er in seinen *oeuvres posthumes* einem Verse in Virgils Aeneide VI, 854 ertheilt: *Parcere subjectis et debellare superbos.* „Dieser Vers ist so schön durch die Wahrheit „des Inhalts, durch die Einfachheit des Ausdrucks, dafs „er als von Gott eingegeben angesehen werden kann." So schreibt der christliche Mystiker im Bewufstsein einer allgemeinen Offenbarung und Ueberlieferung: und die Schrift wiederholt in der That unter Berufung auf ältere Schrift mehrmals dasselbe, indem sie es auf Gott bezieht. „Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den „Demüthigen giebt er Gnade." So schreiben Petrus und Jacobus später als Virgilius.

Diese Demuth und Stille ist auch die Bedingung aller Einsprache, aller Eingebung, ohne welche die Mystik wie die Poesie ihre Wahrheit verliert. Auch die Poesie wird zur Lüge und Willkühr, zu leerer Täuscherei, wenn sie nicht in treuer Wiedererzählung des innerlich wirklich Erlebten besteht, wenn sie mehr giebt als empfängt: ohne Gesicht ist kein Gedicht wahr.

Allerdings kann auch in der wahren und wahrhaftigen Mystik etwas Unwahres sich einschleichen, es können Wahnbilder unterlaufen und statt bestimmter Gestalten täuschende Schatten vorüberziehen: durch Einseitigkeit kann auch das Wahre falsch werden, und das Gedicht dem Gesichte nicht entsprechen: auch Spiegel sind nicht immer treu: es mag sich dergleichen auch bei Angelus und Saint-Martin mancherlei finden. Aber es ist sehr schwer und bedenklich, das Unächte zu erkennen und auszuscheiden, denn zu dem Verständnisse, welches dem Urtheile vorausgehen müfste, gehört wirkliche

Versetzung in den konkreten Gesichtskreis, und hierzu wieder Stille, Demuth und Geduld. Ebenso hat andererseits die nüchterne Bestimmtheit des Glaubens und Denkens allen Abwegen, welchen die Mystik ausgesetzt ist, kräftigst zu wehren, wozu stete Um- und Vorsicht zu empfehlen ist.

Nur ungern müssen wir hier die weiteren Mittheilungen abbrechen, nur ungern enthalten wir uns, auf die der vorliegenden Sammlung beigefügten ebenso inhaltreichen als kurzen und schlagenden Marginalien näher einzugehen. Statt dessen tritt uns zum Schlusse noch die Frage entgegen, wie die so lebenskräftige und lebensmuthige Frau, aus deren Nachlasse diese Auszüge zum Andenken handschriftlich ausgegangen sind, in einem nach allen Richtungen des Geistes vielfach belebten und zerstreuten Leben zu dem täglichen und vertrauten Umgange zweier Solitärs gekommen ist, deren Soliloquien nicht allein aus der ununterbrochenen Fortsetzung eines stillen und einfachen Gemüthslebens hervorgegangen sind, sondern auch nur unter gleicher Bedingung aufgenommen, genossen und verstanden werden können?

Diese Erscheinung könnte aus der Empfänglichkeit eines besonders reichbegabten Geistes, welcher sich keiner Seite menschlicher Bestrebungen verschliesst, erklärt werden, aber diese Erklärung genügt nicht, und befriedigt nicht, denn es folgt daraus nichts mehr und nichts weniger, als dafs die vielbewegte Frau auch mit den Gaben und Früchten eines mystischen Glaubenslebens sich zu verständigen und Geschmack daran zu finden wufste; aber woher der tägliche und vertraute Umgang?

Dieser findet nur darin seine Erklärung, dafs grade bei tieferen inneren Bedürfnissen und deren unaufhörlicher Reibung mit den äufseren, anscheinlich fremdartigen Erscheinungen, so wie bei häufigerer Beunruhigung und Anregung unter wechselnden Umgebungen dem Geiste zur Sammlung eine *Retraite* (S. 217. no. 51.) Noth thut, in welcher er einen festen Grund und sichere Befriedigung findet. Diese Retraite hatte Rahel gefunden und erkannt. „Zu allen Zeiten", so erzählt der werthe Berichterstatter in den zu ihrem Andenken gesammelten weiteren Mittheilungen, „in der Jugend wie „im Alter, in ganz gesunden wie in kranken Tagen „waren die höchsten Aufgaben des Menschen, die Thatsachen der geistigen Welt, und die Empfindungen und „Ahndungen eines hohen Zusammenhangs für Rahel „die liebsten Gegenstände der Betrachtung, der immer „wiederkehrende Inhalt des Gesprächs u. s. w. Gegenstände und Beziehungen dieser Art täglich und stündlich von ihr angeregt und erörtert zu sehen," war ihrer Umgebung zur Gewohnheit geworden. In ihrer letzten Zeit konnte man aber gewahr werden, „dafs die „Richtung zu dem Unsichtbaren in Rahel nicht nur entschiedener vorwaltete, sondern auch in ihren Aeufserungen eine durchaus erhöhte, *persönlichere* Bedeutung „empfing." So wird dem Menschen im Fortgange seiner Entwicklung das Unsichtbare mehr und mehr der Unsichtbare, womit der Geist als *Person* sich manifestirt.

C. F. Göschel.

XLIX.

De ethicis Nicomacheis genuinu Aristotelis libro dissertatio litteraria. Scripsit Christianus Pansch Eutinensis, seminarii regii philologici in universitate Rhenana Bonnensi sodalis ordinarius. 1833. 44 S.

Unter den aristotelischen Schriften liegen drei Behandlungen der Ethik vor, die *ethica Nicomachea*, *Eudemea* und *magna moralia*, wovon die erste am reichsten ausgeführt, die letzte trotz ihres Namens am meisten zusammen gezogen ist. Im Ganzen herrscht in allen drei Schriften eine Uebereinstimmung, die sich oft bis auf den Ausdruck erstreckt. Im Einzelnen ist manche Abweichung bemerkbar. Das Verhältnifs dieser drei Darstellungen der Ethik ist noch in keiner Schrift beleuchtet; noch ist nirgends näher untersucht, wie weit bei der Einheit des Themas die Verschiedenheit der Ausführung geht; noch ist nirgends die Frage hinlänglich erörtert, wie diese drei Bearbeitungen der Ethik neben einander mögen entstanden sein. Der Verf. der oben bezeichneten Abhandlung, jetzt Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg, hat die Absicht, diefs gegenseitige Verhältnifs der drei Schriften einer nähern Prüfung zu unterwerfen und schickt diese Dissertation, welche sich durch scharfsinniges Eindringen und durch eine klare und reine Darstellung auszeichnet, der gröfsern Arbeit als Vorläufer voran.

Es sind hier besonders drei Punkte umsichtig erörtert, die Aechtheit der nikomachischen Ethik, der Na-

me und die ursprüngliche Gestalt derselben. Zuerst werden diejenigen Stellen angegeben, (*Cic. d. fin. bon. et mal. V.* 5. *Diog. Laert. VIII.* 88. *Suidas. s. v. Nicomachus*), welche auf die Vermuthung führen könnten, dafs die nikomachische Ethik nicht von dem Aristoteles, sondern von dessen Sohne Nikomachus geschrieben sei *). Die Stellen enthalten nur eine äufserliche Notiz, so dafs diese als eine Vermuthung aus dem Namen „ἠθικὰ Νικομαχεῖα" geflossen sein kann. Nikomachus starb nach dem Aristoteles als Jüngling (μειρακίσκος ὤν); die vor uns liegende nikomachische Ethik trägt hingegen in jedem Theile der Ausführung das Gepräge des reifsten und erfahrensten Geistes. Was in jenen Stellen bemerkt ist, liegt so nebenbei und wie verloren da, dafs es gegen die allgemeine Ueberlieferung, welche diese Ethik dem Aristoteles zuschreibt, kein Gewicht hat. Der Verf. hat es als ein besonderes Moment erkannt, dafs in der nikomachischen Ethik auf andere aristotelische Schriften verwiesen und dafs umgekehrt die Ethik von aristotelischen Schriften citirt wird. Durch eine solche gegenseitige Anführung kettet sich ein Buch in das andere ein und die Aechtheit des einen wird von der Aechtheit des andern mitgetragen. Es wäre freilich denkbar, dafs hie und da Citate von spätern Lesern zwischengeschoben wären; indessen darf man einer solchen blofsen Möglichkeit ohne eine bestimmtere Spur der Verfälschung gegen das wirklich Vorhandene kein Recht einräumen; und wenn man selbst die ausdrücklichen Citate herauswürfe, so würde dennoch an demselben Orte eine stillschweigende Rückbeziehung auf andere Gebiete der aristotelischen Philosophie übrig bleiben. Der Vf. hat die Stellen gesammelt, in denen die nikomachische Ethik aus sich selbst heraus auf andere Schriften hinweist, und zwar namentlich auf die Analytik, Physik und Politik (S. 17 ff.). Daran reiht der Vf. aus andern Schriften vier Stellen, in welchen sich Aristoteles auf das von ihm ἐν τοῖς Ἠθικοῖς Gesagte beruft, und zeigt, dafs diese Citate in der nikomachischen Ethik ihre Erfüllung finden. Wenn hier diese Uebereinstimmung als ein Beleg der Aechtheit angeführt wird, insofern die citirende Schrift mit der citirten von Einem Verf. herstammen müsse: so erleidet diefs eine Einschränkung, welche in der vorliegenden Arbeit übersehen ist. Für die vier bezeichneten Citate finden sich die entsprechenden Stellen nicht blofs in der nikomachischen Ethik, sondern auch in der eudemischen und in den s. g. *magna moralia*. Wenn in Metaphys. I, 1. bei dem Begriff der Kunst und Wissenschaft auf die Ethik verwiesen wird, so pafst nicht blofs *eth. Nic. VI.* 3., welche der Vf. angiebt, sondern auch *eth. Eud.* Buch 5, welches mit dem 6ten der nikomachischen Ethik übereinstimmt, und *Magn. mor. I.* 35; ebenso entspricht den drei Citaten in der Politik nicht blofs die nikomachische Ethik. Vgl. zu *Polit. II*, 1. *eth. Eud. IV.* u. *magn. mor. I.* 34; zu *Polit. VII*, 12. *eth. Eud. I.* 3. *II*, 1. *magn. mor. I.* 2. und zur zweiten Stelle desselben Kapitels der Politik *eth. Eud. VIII*, 15. *magn. mor. II*, 9. Mithin bleibt es unbestimmt, welche Darstellung der Ethik in jenen Citaten gemeint ist und für die nikomachische Ethik als solche ist in denselben noch kein fester Punkt gewonnen.

Wenn der Vf. als Zeichen der Beziehung auf die platonische Zeit die bekannten Worte (*eth. Nic. I.* 4.) nennt, dafs befreundete Männer die Ideen eingeführt hätten: so möchte doch um dieses Ausdrucks willen nicht mit dem Verf. angenommen werden können, dafs die nikomachische Ethik schon zu Plato's Zeit geschrieben sei. Dagegen spricht vieles. Vielleicht fallen nur frühere rhetorische Schriften und die Dialoge des Aristoteles, welche sich auch in der Form an Plato anschlossen, in den ersten Aufenthalt des Aristoteles zu Athen *). Dafs der Eudemus des Aristoteles, ein Gespräch, das sich über die Seele verbreitete, in dieser frühen Periode geschrieben war, läfst sich, wie wir an einem andern Orte zu zeigen hoffen, wahrscheinlich machen. Unter den befreundeten Männern, welche die Ideen eingeführt, möchte aufser Plato Xenokrates zu verstehen sein, mit dem Aristoteles als seinem Reisegefährten nach Atarneus eng verbunden war. So spricht diese Stelle zwar für die Aechtheit, indessen nicht für die frühe Abfassung dieses reifen Werkes des Aristoteles.

*) Vgl. Stahr Aristotelia II, p. 109 ff.

*) Vgl. Stahr Aristotelia I. p. 69.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

De ethicis Nicomacheis genuino Aristotelis libro dissertatio litteraria. Scripsit Christianus Pansch.

(Schlufs.)

Der Verf. unterwirft hierauf die äufsere Gestalt der nikomachischen Ethik und die Zusammenordnung ihrer Theile einer nähern Prüfung und sucht in derselben mit Umsicht und Scharfsinn nachzuweisen, dafs das 8te und 9te Buch, welche die Freundschaft behandeln, so wie die 5 ersten Kapitel des 10ten Buches, welche die Lust zum Gegenstande haben, der ursprünglichen Form der nikomachischen Ethik fremd sind. Vielmehr vermuthet der Vf., dafs die beiden Bücher über die Freundschaft das selbstständige Werk des Aristoteles, welches Diogenes Laertius unter dem Namen περὶ φιλίας aufführt, und die fünf Kapitel über die Lust die von eben demselben genannte Schrift περὶ ἡδονῆς gebildet haben.

Die Freundschaft ist mehr ein ganzes Lebensverhältnifs, als eine einzelne Tugend; und darum scheint sie nicht in ein Werk zu gehören, welches sich sonst nur mit den Tugenden als einzelnen Eigenschaften beschäftigt. Die ganze Behandlung der Freundschaft würde im Verhältnifs mit der Behandlung der Tugenden und namentlich der Gerechtigkeit einen zu grofsen Umfang einnehmen. Der Vf. hat zu diesen allgemeinen Gründen noch einige philologische Spuren entdeckt. Es wird nämlich an mehreren Stellen dieser Bücher der Ausdruck καθάπερ ἐν ἀρχῇ εἴρηται gebraucht. Wenn die zwei Bücher dem grofsen ethischen Werke angehörten, so müfste dieser Ausdruck, wie sonst (vergl. auch *d. an. III*, 3. §. 2.), auf den Anfang der ganzen Untersuchung, also auf den Anfang der Ethik zurückgehen. Das ist indessen nicht der Fall, da darin nur auf den Anfang des 8ten Buches zurückgewiesen wird.

Die fünf ersten Kapitel des 10ten Buches scheinen darum nicht zu dem ursprünglichen Entwurf des Werkes zu gehören, weil die Lust schon am Schlusse des 7ten Buches behandelt war und dieser Abschnitt eine Wiederholung bilden würde. Auch hier hat der Verf. äufsere Spuren des spätern Einschiebsels aufzufinden gesucht.

Wenn wir diese Parthien, welche der Vf. für zwischengelegt erklärt, aus dem Gefüge des Ganzen wegdenken: so schliefst sich allerdings das Uebrige trefflich zusammen. Nachdem im ersten Buche das Ziel in der εὐδαιμονία aufgestellt, im zweiten Buche die Zurechnung als das subjective Moment der Ethik erörtert ist, und im dritten bis sechsten Buche die Tugenden in ihrem Wesen erkannt und in ihrer Fülle beschrieben sind, entwickelt das siebente die ἐγκράτεια als dasjenige Moment, das die Grundbedingung der Tugend, die Herrschaft des vernünftigen Theiles der Seele über den unvernünftigen, enthält und den sittlichen Charakter als eine Einheit bildet. Dann kehrt die Untersuchung gleichsam zum Anfang zurück; denn die Lust (Buch 7. Schlufs), welche jede naturgemäfse Thätigkeit und darum im höhern Mafse die Tugend begleitet und vollendet, führt zu der εὐδαιμονία hin, welche im ersten Buche als das Ziel dargestellt wurde und demgemäfs im letzten Buche erreicht wird. Auf ähnliche Weise fügt sich *magn. mor. II*, 7. die Lust und Glückseligkeit (ἡδονὴ und εὐδαιμονία) zusammen, welche, wenn die bezeichneten Stücke als später eingesetzt aus der nikomachischen Ethik weggedacht werden, auch da eng aneinander gerückt sind. In dieser Einheit, die von allem Fremden fern sich als ein Ganzes zusammen nimmt, möchte ein innerer Grund für die Ansicht des Verfs. liegen.

Dennoch dürfen wir einen Zweifel, der uns aufgestofsen ist, nicht verbergen. Zwischen den drei Behandlungen der Ethik herrscht im Inhalt eine grofse Uebereinstimmung. Wenn nun die zwei Bücher über die Freundschaft in die nikomachische Ethik eingeschoben wären: so dürfte vorausgesetzt werden, dafs auch

in der eudemischen Ethik und in den s. g. *magna moralia* die Freundschaft nicht behandelt würde. Aber in beiden Werken wird der Freundschaft ein beträchtlicher Abschnitt gewidmet, in der eudemischen Ethik, Buch 8, *magn. mor. II*, 11.

Wenn die fünf ersten Kapitel des zehnten Buchs auch nicht an ihrem Platze stehen, so dürfen wir sie doch schwerlich dem Aristoteles absprechen und, wie der Vf. thut, dem Nikomachus beilegen. Ihr Inhalt gehört zu dem Tiefsten, was je über die sittliche Bedeutung der Lust geschrieben ist, und trägt die Züge des aristotelischen Geistes und der aristotelischen Darstellung an sich. Auch findet sich ja *X*, 3. eine offenbare Hinweisung auf die Physik des Aristoteles.

Was den überlieferten Namen des Werkes, ἠθικὰ Νικομαχεῖα, betrifft, so kann er nach des Vfs. Ansicht nicht so viel bedeuten, als „die Ethik an den Nikomachus." Auch konnte Aristoteles schwerlich seinem Sohne Nikomachus ein Buch zuschreiben, da Nikomachus beim Tode des Vaters noch in zartem Alter stand, (Stahr *Aristotel. I.* S. 163), so dafs die Sorge für seine Erziehung dem Theophrast zufiel. Vielmehr scheint dem Vf. der Name „nikomachische Ethik", so wie der Name „eudemische Ethik", den Sammler zu bezeichnen, der die einzelnen Theile verband (S. 43).

Es möchte diefs um so annehmlicher sein, wenn es sonst wahrscheinlich wird, dafs die verschiedenen Behandlungen der Ethik, so wie andere Schriften des Aristoteles, aus dem mündlichen Unterricht niedergeschrieben wurden und daher eines spätern Herausgebers bedurften. Die drei verschiedenen und doch übereinstimmenden Bearbeitungen der Ethik, manche sich kreuzende Citate in den aristotelischen Büchern, vielleicht manche Eigenheiten des gedrängten, abgerissenen Stils finden in einer solchen Entstehungsweise eine leichte Erklärung. Ein directer Beleg dürfte sich aus der nikomachischen Ethik *I*, 1. (Schlufs) entnehmen lassen, wo Spuren des lebendigen Vortrages zurückgeblieben sind. Denn dort wird ausdrücklich davon gesprochen, wie der *Zuhörer* der ethischen Wissenschaft beschaffen sein müsse *).

Wir wollen indessen den weitern, von dem Verf. versprochenen Untersuchungen nicht vorgreifen, überzeugt, dafs seine sorgsamen Forschungen für die Bücher des Aristoteles nicht ohne Ergebnifs bleiben werden; und sehen der Fortsetzung dieser Arbeit mit Verlangen entgegen.

A. Trendelenburg.

*) Das Kapitel schliefst: περὶ μὲν ἀκροατοῦ καὶ πῶς ἀποδεκτέον καὶ τί προτιθέμεθα, πεφροιμιάσθω τοσαῦτα.

L.

Neueste Uebersicht der Bodenfläche, der Bevölkerung und des Viehstandes der einzelnen Kreise des preufsischen Staats. Nach den zu Ende des Jahres 1831 ämtlich aufgenommenen Verzeichnissen, herausgegeben von J. G. Hoffmann, Director des statistischen Bureaus zu Berlin. Berlin 1833. Verlag von Duncker und Humblot. 99 S. 4.

Die vorliegende Schrift enthält auf den ersten 8 und der letzten, der 99sten Seite, in 53 Perioden 1737 Wörter, aufserdem zu den angegebenen Rubriken 4769 Zahlen. Wie soll eine beurtheilende Anzeige geschrieben werden von einem Werke, das beinahe 3 Mal so viel Zahlen enthält, als Wörter in Perioden und sehr nahe 90 Mal so viel Zahlen als Perioden? — Heyne fand bei Kästner Logarithmen-Tafeln, und sagte: In dem Buch ist kein gescheidtes Wort! — „Aber viel vernünftige Zahlen," antwortete Kästner.

Wir glauben diesen Ausspruch des Mathematikers mit vollem Recht auf das vorliegende Buch anwenden zu dürfen. Dasselbe giebt in sichern Zahlen-Verhältnissen den Zustand des preufsischen Staates an, wie er Ende 1831 war; und ist klassisch wegen der Vorsicht und Umsicht, mit der es bearbeitet ist, und wegen der Zuverlässigkeit der mitgetheilten Zahlen, klassisch auch, weil es besser und klarer, als grofse Bücher voller Betrachtungen die wichtigsten Verhältnisse des preufsischen Staates, d. h. die, welche quantitativ mit Sicherheit zu bestimmen sind, in Zahlen darstellt, aus denen sich wichtige Schlüsse auf den ganzen Zustand des Staats mit Zuversicht herleiten lassen.

Der Hauptinhalt der Schrift sind die S. 9 bis 99 angegebenen Zahlen. In drei Haupt-Colonnen ist angegeben: Flächeninhalt nach geographischen Quadratmeilen; Zahl der Civileinwohner zu Ende des Jahres 1831; Viehstand zu Ende des Jahres 1831; bei einem jeden Regierungsbezirke nach den einzelnen Kreisen, und bei den Kreisen die Civil-

einwohner für jede Stadt getrennt vom platten Lande. — Die Colonne Viehstand zerfällt in die drei Theile: Pferde und Füllen, Rindvieh, Schaafvieh und Ziegen. Bei dem Flächeninhalt ist nur da, wo grofse Strandseen sind, deren Gröfse als Wasser besonders bezeichnet. Am Schlusse eines jeden Regierungs-Bezirks ist durchschnittlich berechnet, wie viel Einwohner in den der Zahl nach angegebenen Städten wohnen, wie viel auf dem platten Lande; sodann die Durschnitt-Summen für mehrere zusammenliegende, einander ähnliche Kreise; — am Schlusse der eine Provinz bildenden Regierungsbezirke sind nur für letztere, die Regierungs-Bezirke, die Durchschnitte gezogen; am Schlusse des ganzen Buchs die Duchschnitte für die Provinzen; ganz zuletzt sind den Civileinwohnern des ganzen Staats die durch die Militair-Behörden gezählten Individuen hinzu addirt; und danach der Durchschnitt der Quadratmeile für den ganzen Staat berechnet.

Es ist zweckmäfsig, dafs das Militair nur am Schlusse zusammen aufgeführt ist; — einmal, weil es von den Militair-Behörden besonders gezählt wird, und ferner, weil 1831 die Garnisonen wechselnd waren. — Der Total-Durchschnitt ergiebt, dafs im preufsischen Staat 2576 Menschen im Jahre 1831 auf die geographische Quadratmeile fielen.

Es ist ein staatswirthschaftlich immer mehr sich bestätigender und befestigender Satz, dafs die früher wohl gehörten Besorgnisse vor Uebervölkerung, dafs die Meinung nicht mehr als 2000 Menschen könnten auf der Quadratmeile wohnen, und dergleichen, in der That ganz irrig und unhaltbar sind. Wir wissen es gar nicht, und haben in Zahlen keinen Mafsstab, welches die letzte Gränze und äufserste Höhe der Bevölkerung einer Gegend sei. — Es giebt auf der Erde Landstriche genug, in denen 10000 Menschen und mehr auf der Quadratmeile leben! Wie viel mehr Menschen können von derselben Fläche ernährt werden, seitdem die Kartoffel angefangen hat, sich auszubreiten! Wie viel mehr wäre zu gewinnen, wenn das Ackerfeld statt mit dem Pfluge, als Gartenland mit dem Spaten bebaut würde! — Also, — wo die Gränze liegt, ist uns unbekannt. Das aber bestätigt die Erfahrung, dafs, wie die Verhältnisse jetzt noch stehen, eine Vermehrung der Menschen ein Vortheil ist, die Dichtheit der Bevölkerung mehr Erwerbsmittel eröffnet, die Möglichkeit der Existenz meist sogar erleichtert, das Leben angenehmer und genufsreicher macht, und mit der Cultur Hand in Hand geht. Darum ist es allerdings wichtig, die Bevölkerung nach der Quadratmeile zu wissen; und da es bei der Betrachtung des ganzen Landes wesentlich auf Vergleichung mit andern Ländern ankommt, schon in dieser Beziehung zweckmäfsig, dafs der Verf. nach geographischen und nicht nach preufsischen Quadratmeilen gerechnet hat. Nach der Zählung von 1817 hatte der preufsische Staat auf der geographischen Quadratmeile, 2101 Einwohner; 1831 dagegen 2576; also in 14 Jahren eine Vermehrung von 475 d. h. eine Vermehrung — wenn solche gleichmäfsig angenommen werden darf — von jährlich sehr genau 1, 5 Pr. Cent; welches jedenfalls ein erfreuliches Resultat ist. — Andererseits steht die Bevölkerung des preufsischen Staats noch zurück gegen viele benachbarte Länder: das Königreich Sachsen hat 5161; Frankreich 3190; Böhmen 3901; Würtemberg 4340 Menschen auf der Quadratmeile.

(Der Beschlufs folgt.)

LI.

Geschichte des osmanischen Reiches, grofsentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven durch Joseph v. Hammer. Zweite verbesserte Ausgabe. I. II. und III. Lieferung des ersten Bandes. Von der Gründung des osmanischen Reiches bis zum Tode Selims I. 1300–1520. *Mit zwei Karten. Pesth. C. A. Hartleben's Verlag.* 1834.

Von dem berühmten Werke des Hrn. v. Hammer, welches mit dem zehnten Bande in diesem Jahre seinen Schlufs erhalten und bereits, was selten bei so bändereichen Werken der Fall ist, beinahe schon vergriffen ist, giebt diese zweite Ausgabe eigentlich nur den Textabdruck ohne die Erläuterungen und Beilagen, welche zunächst nur den Gelehrten von Fach interessiren. Da die zweihundert Handschriften osmanischer Geschichte, aus welchen die grofsentheils neuen Angaben geschöpft worden, nun der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien einverleibt sind und dort allen Orientalisten zur Einsicht offen liegen, so schien es Hrn. v. Hammer genug, mit Umgehung aller in den Erläuterungen enthaltenen historischen, geographischen und philologischen Excurse und der im neunten und zehnten Bande des gröfseren Werks enthaltenen Beilagen, Urkundenverzeichnisse, Uebersicht der Aemter, Büchercataloge u. s. w. blofs die Citate beizubehalten, welche die eigentliche Authentik des Werkes sind, jedoch in der Weise, dafs die Noten mit Ausschneidung des philologischen Luxus nur in einer ganz kurzen Anführung der Quellen bestehen. Die Karten und Geschlechtstafeln, welche den einzelnen Bänden des gröfsern Werkes beigefügt worden, sind auch beibehalten.

Da in diesen Jahrbüchern schon früher einige längere Artikel über den geschichtlichen Werth des gröfseren Werkes gegeben worden, und dasselbe fast überall, wie auch bei einer so ausgezeichneten, dem deutschen Namen zur wahren Ehre und zu grofsem Ruhme gereichenden, litterarischen Erscheinung, nicht anders zu erwarten stand, die verdiente Anerkennung gefunden hat, so beschränken wir uns hier darauf, nur das Verhältnifs der zweiten Ausgabe zu der ersten näher anzugeben.

In den drei ersten Lieferungen der neuen Ausgabe, wovon jede zehn Bogen enthält, umfafst der Text, der in ziemlich gedrängter Schrift gedruckt ist, nicht nur die zwölf Bücher des ersten Bandes, sondern selbst vom zweiten noch das dreizehnte und einen Theil des vierzehnten, so dafs demnach fünf Lieferungen, welche den ersten Band bilden sollen, den vollständigen Text der beiden ersten Bände der frühern Ausgabe (bis zum Tode Selim's — 1520) geben. Vorausgeschickt ist eine Uebersicht der benutzten 75 morgenländischen Quellen, welche in der frühern Ausgabe in zwei Uebersichten den beiden ersten Bänden vorgesetzt waren. Die Ueberschriften oder Titel der morgenländischen Quellen hat Hr. v. Hammer zum Theil anders geschrieben, indem er nicht wie früher (jedoch nicht immer consequent) nach der Schreibung des Orientalischen, sondern nach der Aussprache sich richtete, z. B. S. 20. Nr. 28: *El-bahres-sachar*, früher *El-bahrus-sachar;* Nr. 27: *Nochbetet-tewarich*, früher *Nochbetul-tewarich.* S. 28. Nr. 67: *Teskereteschschuara*, früher *Teskeretul-schuara* u. s. w. Auch im Text selbst sind viele Namen anders geschrieben worden, wie z. B. *Holaku, Kotbeddin, Chuaresm*, welche in der frühern Ausgabe *Hulagu, Kutbeddin, Chowaresm* lauten. Der byzantinische Geschichtschreiber *Phranza* wird in der neuen Ausgabe fast immer *Phranze*, manchmal auch *Phranzes*, jedoch in der Vorrede S. 12 wie in der ersten Ausgabe *Phranza* genannt. Am richtigsten möchte die Schreibung *Phranzes* sein.

Sonst finden sich im Text der drei ersten Lieferungen wenig bedeutende Verbesserungen, so dafs er im Ganzen ein fast unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe zu nennen ist. Mehreres, was von kritischen Blättern als einzelne Versehen angegeben worden ist, scheint mit Absicht von dem Hrn. Vf. nicht beachtet worden zu sein, weil er wahrscheinlich anderer Meinung ist. Denn im Vorwort sagt er: es sei ihm bei der neuen Auflage der Vortheil geworden, alle von kritischen Anzeigen gerügten Versehen und andere, deren er selbst gewahr geworden, mit nachbessernder Hand zu berichtigen; — und weiter unten: „es habe sich nicht um einen Auszug, sondern nur um eine verbesserte Ausgabe des Textes gehandelt." — Die Veränderungen sind meist der Art, dafs Versehen in Namen berichtigt wurden, wie z. B. S. 80, wo jetzt richtig *Ulubad* durch *Lopadion* erklärt, früher unrichtig durch Apollonia; S. 196 ist *Sigismund*, anstatt des frühern falschen Namens *Ludwig* gesetzt. S. 55 ist eine bedeutendere Berichtigung einer ganzen Stelle gemacht, welche aber den ganzen Zusammenhang verwirrt, da einiges verbessert, anderes aber stehen geblieben ist. In der ersten Ausgabe heifst die Stelle Bd. I. S. 33: „Nach Bagdad's Eroberung (657—1257, besser 1258) verfügten sich die beiden Fürsten [*Rukneddin* und Aseddin] zu *Hulagu*, seine Befehle zu vernehmen; er behielt sie einige Zeit bei sich und sandte sie dann zurück, ihnen seinen Wesir Suleiman *Perwánek* zum Reichsverweser bestellend. Nur kurze Zeit noch herrschten die beiden Brüder mitsammen, indem *Rukneddin* sich bald ausschliefslich der Herrschaft bemächtigte, und Aseddin über *Alaja* nach Constantinopel entfloh. *Johann* Lascaris, *der Kaiser von Byzanz*, (1255) *der sich in seiner, den Franken so eben entrissenen Hauptstadt kaum selbst sicher wähnte vor Hulagu, der nach Bagdads fast gleichzeitiger Eroberung Kleinasien hart bedrängte*, setzte dem seldschukischen Flüchtlinge in feierlicher Rede die Gründe aus einander, die seine Entfernung wünschenswerth machten. Noch weniger begünstigte seinen Aufenthalt *der Nachfolger von Lascaris*, Michael der Paläologe u. s. w. In der neuen Ausgabe a. a O. lautet die Stelle so: Nach Bagdads Eroberung verfügten sich *Rokneddin* und Aseddin zu *Holaku*, seine Befehle zu vernehmen; er behielt sie einige Zeit bei sich und sandte sie dann zurück, ihnen seinen Wesir Suleiman *Perwane* zum Reichsverweser bestellend. Nur kurze Zeit herrschten die Brüder mitsammen, indem *Rokneddin* sich bald ausschliefslich der Herrschaft bemächtigte, und Aseddin über *Alaja nach Constantinopel* (!) entfloh. *Theodor* Lascaris, *der zu Niciäa residirende Kaiser von Byzanz*, setzte dem seldschukischen Flüchtlinge in feierlicher Rede die Gründe aus einander, die seine Entfernung wünschenswerth machten. Noch weniger begünstigte seinen Aufenthalt Michael der Paläologe u. s. w.

Durch diese neue, wohlfeile Ausgabe ist das treffliche von Hammer'sche Werk zwar einem gröfsern Kreise von Lesern zugänglich gemacht, jedoch für den Gelehrten von Fach bleibt die erste Ausgabe doch immer unentbehrlich. Für den Leser aber, der Belehrung und Unterhaltung sucht, oder für den Geschichtsfreund möchte eine kürzere osmanische Geschichte ein fühlbareres Bedürfnifs gewesen sein. Da der Hr. Vf. mit einer seltenen Gelehrsamkeit und einem ausgezeichneten Forschungsgeiste alle die Eigenschaften vereinigt, welche in Stand setzen, ein historisches Werk zu liefern, welches eben sowohl den Gelehrten, als den Geschichtsfreund befriedigen kann; so möchte es der Wunsch Vieler, die Interesse an der Geschichte nehmen, sein, dafs Hr. v. Hammer sich dazu entschliefsen könnte, eine umgearbeitete kürzere osmanische Geschichte zu liefern, welche die Entwickelung, das Wachsen, die Blüthe und das Absterben des osmanischen Reiches in einer gedrängten und lebendigen Darstellung erzählte. Ein solches Buch könnte mit Hinweisung auf das gröfsere Werk füglich der Noten entbehren; nur eine Uebersicht der benutzten Quellen brauchte beigefügt zu werden. Auch für den Gelehrten müfste ein solches Werk nicht weniger als für den Geschichtsfreund interessant sein, in so fern in ihm die Resultate der Forschungen des Hrn. Vfs. sich leicht übersehen liefsen. Für das Studium selbst und die genaue Kenntnifs der Geschichte wird das gröfsere Werk immer unentbehrlich bleiben.

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Neueste Uebersicht der Bodenfläche, der Bevölkerung und des Viehstandes der einzelnen Kreise des preufsischen Staats. Nach den zu Ende des Jahres 1831 *ämtlich aufgenommenen Verzeichnissen, herausgegeben von J. G. Hoffmann.*

(Schlufs.)

Indessen hätte man, namentlich im preufsischen Staate doch nur einen höchst unvollständigen Begriff von den Bevölkerungs-Verhältnissen, wenn man nichts weiter wüfste, als dafs in demselben 2576 Menschen auf die Quadratmeile fallen. Der Staat ist aus den verschiedensten Theilen zusammengesetzt. Welch ein Unterschied zwischen der öden Tuchelschen Haide in Westpreufsen, der verlassenen curischen Nehrung und Thüringens goldener Aue, und dem dicht bewohnten Wupperthale! Wenn irgendwo, so ist es im preufsischen Staate nothwendig, bei den einzelnen Provinzen, den Regierungsbezirken, ja den Kreisen, zu wissen, wie die Bevölkerung zum Areal sich verhält.

Die vorliegende Schrift giebt hierüber eine jede zu wünschende Auskunft. Die Provinzen folgen nach der Zahl der Civileinwohner auf der Quadratmeile:

Pommern . .	1567
Preufsen . .	1689
Posen . .	1951
Brandenburg . .	2103
Sachsen . .	3100
Schlesien . .	3269
Westphalen . .	3380
Die Rheinprovinz .	4633

Von den Kreisen — mit Ausschlufs derer, bei welchen eine gröfsere Stadt allein den Kreis bildet, — ist der am dichtesten bewohnte Elberfeld mit 15,317 Menschen auf der Quadratmeile (91,137 auf 5,95 Quadratm.); — — am menschenleersten ist der Kreis Schlochau in Westpreufsen mit 836 Menschen auf der Quadratmeile (32,611 Menschen auf 38,88 Quadratmeilen). Der Verf. hat indessen bei den Recapitulationen nicht jeden einzelnen Kreis besonders hervorgehoben. Jedermann, dem darum zu thun ist, das Bevölkerungs-Verhältnifs eines bestimmten Kreises zu wissen, kann mit der leichtesten Mühe solchen aus der Division der Quadratmeilen in die Gröfse der Bevölkerung berechnen. Ein Kreis ist als solcher in der Regel zu klein, um die Eigenthümlichkeit eines gewissen Landstrichs, der durch den ihm verliehenen Naturfonds, durch die daselbst in der Länge der Zeit entstandenen gewerblichen Verhältnisse ein Ganzes bildet, richtig darzustellen. Wenn wir aus der Pflanzenwelt einen Vergleich entlehnen und wagen dürfen, so möchten wir sagen, dafs wie in den Klassen des Linné'schen Systems viele Genera zusammen die von der Natur ähnlich gebildeten Familien constituiren, so geben mehrere Kreise zusammen in der Regel das Bild der zu einander gehörigen, gleich bedingten und darum auch meist gleich bevölkerten Gegend. — Sehr geschickt hat der Verf. daher am Schlusse eines jeden Regierungs-Bezirks die zusammen gehörigen, einander ähnlichen Kreise in *eine* Durchschnitts-Summe gezogen, und es ist merkwürdig, wie sich durch die Natur und die gewerblichen Verhältnisse die Zusammenstellung der mehreren Kreise erklärt. — Es wäre eine unrichtige Vorstellung, wollte man nach dem oben angeführten Beispiele annehmen, der Kreis Elberfeld stehe isolirt mit der beträchtlichen Bevölkerung von 15,317 Menschen da. Die Summe wird so hoch, weil die Städte Elberfeld und Barmen mit mehr als 40,000 Menschen darin liegen; dagegen ist es das gewerbfleifsige, fruchtbare, dicht bewohnte Wupperthal mit dem daran liegenden Rheinufer, die Kreise Lennep, Elberfeld, Solingen, Düsseldorf, welche den Charakter der Gegend bezeichnen;

weshalb der Verf. diese Kreise zusammengezogen hat, und auf 10,523 pro Quadratmeile berechnet. — Ebenso bezeichnet der Kreis Schlochau allein nicht die menschenleere Gegend Westpreufsens, sondern Schlochau und Conitz ist von der Waldgegend, der Tuchelschen Haide und deren Fortsetzungen durchstrichen. Beide Kreise bilden ein Ganzes; die der Verf. daher auch sehr richtig zusammenzieht, und die Gegend als mit 841 Menschen bewohnt bezeichnet. So sind die Kreise Spremberg, Cottbus und Lübben zusammen genommen, die das Spreethal und den Spreewald einnehmen; die Kreise Guben und Sorau als das Flufsgebiet der Neisse; die Kreise Thorn, Culm und Graudenz, als zusammenhangendes und ähnliches Ufergebiet der Weichsel; die Kreise Habelschwerdt und Glatz, als die Gegend des Glatzer Gebirgszuges, die Kreise Schönau, Bolkenhain, Landshut, Hirschberg, als der Abhang der Schneekoppe und des Hirschberger Thals. — Wo umgewandt ein Kreis durch die Natur und seine Verhältnisse für sich ein Ganzes bildet, ist er mit andern in der Recapitulation nicht zusammengefafst, sondern für sich aufgeführt, wie z. B. Insel Rügen, Stadt und Kreis Memel, Kreis Siegen, Wetzlar, Plefs und andere.

Der Verf. bemerkt in der Einleitung Seite 2, dafs, seitdem alle Provinzen eine ständische Verfassung erhalten haben, als Städte alle Ortschaften anzusehen seien, die im Stande der Städte repräsentirt werden. Es ist hiernach in politischer Hinsicht, ferner aber auch in Bezug auf die Cultur der Bewohner und noch für viele andere Betrachtungen, staatswirthschaftlich höchst wichtig, die städtische Bevölkerung von der ländlichen getrennt übersehen zu können.

Der Verf. hat daher sehr zweckmäfsig bei einem jeden Kreise die einzelnen Städte namentlich aufgeführt; die Einwohnerzahl bei einer jeden Stadt besonders angegeben und bei einem jeden Regierungs-Bezirk die städtische Bevölkerung gegen die ländliche verglichen.

Nimmt man alle Regierungs-Bezirke zusammen, so ergiebt sich, dafs von den 12,780,745 Civileinwohnern des preufsischen Staats 9,446,605 auf dem Lande, 3,334,140 in Städten wohnen; d. h. auf 1000 Städter kommen 2833 Landleute. Wenn man hört und liest, der preufsische Staat ist ein ackerbauendes Land, so möchte eine solche aus einem allgemeinen Eindruck hergenommene dunkle Vorstellung doch erst ihre nähere Bedeutung und Klarheit bekommen, wenn man die Verhältnisse auf Zahlen bringt. Versteht man unter jener Aeufserung ein Land, das in der Civilisation noch nicht erheblich vorgeschritten, das fast nur Ackerbau und Viehzucht treibend, meist in Dörfern lebt, so dürfte das oben berechnete Resultat jene Vorstellung im Allgemeinen nicht bestätigen. Ein Land, in welchem noch nicht 3 Mal so viel Menschen auf dem Lande wohnen als in der Stadt; ein Land, das nach jenem Verhältnifs auf einer jeden Quadratmeile eine Stadt haben könnte, kann nicht als vorzugsweise von Landbebauern bewohnt betrachtet werden. Es ist keine Provinz im preufsischen Staate, die nicht Städte hätte, welche nur 900 Einwohner haben. Beispielsweise nennen wir in Preufsen Garnsee und Vandsburg mit 901, Schönsee oder Kowalewo mit 588, Podgursch mit 533; in Posen Kriewen mit 701, Wirsitz (Kreisstadt) mit 700; Wirsek 659 und viele andere; in Brandenburg Saarmund 402, Rhinow 525, Friedland 856; in Pommern Leba, Franzburg 943; in Schlesien Kupferberg 675, Silberberg 899; in Sachsen Frohse 874, Landsberg 865; in Westphalen Freudenberg 675, Westhofen 915; in der Rheinprovinz Gummersbach 777, Kronenburg 651, Odenkirchen 746 u. s. w. — Da nun auf der Quadratmeile im preufsischen Staate 2576 Menschen wohnen, so könnte auf jeder Quadratmeile eine solche Stadt von 600—700—900—1000 Menschen liegen, und 1976, 1876, 1676, 1576 auf dem Lande wohnen; wodurch dann immer erst obiges Verhältnifs von 1000 Städtern zu 2833 Landleuten herbeigeführt würde; — wobei noch zu bemerken ist, dafs bei diesem Verhältnifs das Militair nicht mit in Anschlag gebracht ist, welches doch wesentlich die *städtische* Bevölkerung vermehrt. — Wenn in einem Lande eine verhältnifsmäfsig so starke städtische Bevölkerung wohnt, und wenn Städte, besonders die gröfseren, für Wissenschaft und Kunst, für höhere Institutionen, für den Sitz der Behörden, für den Fortschritt der Gewerbe u. s. w. Central- und Lichtpunkte sind, so ist das im preufsischen Staate obwaltende Verhältnifs günstig zu nennen.

Provinzenweis stellen sich die Verhältnisse zwischen Stadt- und Landbevölkerung, wie folgt:

1. Schlesien	hat 458,082	Stadt-Einw.	1,966,885	Landb.	d. h.	100:429.
2. Westphalen	- 256,562	— —	985,890	—	—	100:385.
3. Preufsen	- 416,837	— —	1,572,771	—	—	100:377.

4. Rheinprovinz	h.	545,865	Stadt-Einw.	1,677,822	Landb.	d. h.	100:302.
5. Pommern	-	236,872	— —	651,759	—	—	100:276.
6. Posen	-	281,056	— —	765,424	—	—	100:272.
7. Sachsen	-	503,803	— —	923,967	—	—	100:183.
8. Brandenburg	-	635,036	— —	902,087	—	—	100:142.

Keinesweges stellt sich die Reihefolge nach der Dichtheit der Bevölkerung und der ihr im Allgemeinen ähnlichen Wohlhabenheit und Cultur. Dafs Brandenburg die letzte Stelle einnimmt, rührt von dem Einflufs Berlins her; — dafs Posen eine verhältnifsmäfsig grofse städtische Bevölkerung zählt, hat seinen Grund in der sehr grofsen Anzahl ganz kleiner Städte, die, meist von Juden bewohnt, in der Regel mehr ein Hindernifs der Bildung sind, als umgekehrt. Dafs Schlesien, eine der cultivirtesten Provinzen, verhältnifsmäfsig die kleinste städtische Bevölkerung hat, rührt davon her, dafs die ganze Provinz — namentlich Mittel- und Nieder-Schlesien — sehr angebaut ist; viele Dörfer von 800—1000 und mehr Einwohnern zählen dort als Land, während sie im Posenschen der städtischen Bevölkerung zugewiesen sind; es giebt im Gebirge Strecken, wie z. B. zwischen Warmbrunn und Hirschberg, wo auf der ganzen Landstrafse fast nirgend Wohnungen fehlen; und alle 200—300 Schritt ein Haus steht. Es kommt bei Schlüssen, die aus jenen Zahlen gezogen werden, gar sehr darauf an, die Geschichte der Provinz und Landesart und Landessitte zu kennen, wie dies noch deutlicher wird, wenn man die einzelnen Regierungsbezirke vergleicht.

1. Gumbinnen	hat	57,510	Stadtb.	467,498	Landb.	d. h.	100:813.
2. Trier	-	41,693	—	330,123	—	—	100:792.
3. Oppeln	-	102,555	—	616,872	—	—	100:601.
4. Minden	-	68,241	—	321,517	—	—	100:471.
5. Coblenz	-	75,337	—	341,996	—	—	100:454.
6. Liegnitz	-	141,774	—	624,396	—	—	100:440.
7. Münster	-	73,732	—	316,897	—	—	100:430.
8. Cöslin	-	63,951	—	259,499	—	—	100:406.
9. Marienwerder	-	88,788	—	355,922	—	—	100:401.
10. Breslau	-	213,753	—	725,617	—	—	100:339.
11. Cöln	-	92,281	—	296,373	—	—	100:321.
12. Achen	-	85,629	—	265,528	—	—	100:310.
13. Bromberg	-	79,879	—	244,906	—	—	100:307.
14. Arnsberg	-	114,589	—	347,476	—	—	100:303.
15. Königsberg	-	177,280	—	526,879	—	—	100:297.
16. Posen	-	201,177	—	520,518	—	—	100:258.
17. Frankfurt	-	192,484	—	483,143	—	—	100:251.
18. Danzig	-	93,259	—	222,472	—	—	100:238.
19. Stettin	-	124,749	—	294,256	—	—	100:236.
20. Erfurt	-	90,398	—	185,974	—	—	100:206.
21. Stralsund	-	48,172	—	98,004	—	—	100:203.
22. Merseburg	hat	199,829	Stadtb.	396,875	Landb.	d. h.	100:199.
23. Potsdam ohne Berlin	-	212,709	—	418,944	—	—	100:197.
24. Düsseldorf	-	250,925	—	443,802	—	—	100:176.
25. Magdeburg	-	213,603	—	341,118	—	—	100:155.
26. Potsdam mit Berlin.	-	442,552	—	418,944	—	—	100 : 95.

In Litthauen ist fast alle Erinnerung an frühere Geschichte und Cultur des Landes verschwunden. Die Provinz ist besonders unter König Friedrich Wilhelm I. fast ganz neu organisirt; der Landbesitz ist gröfstentheils Domaine; — dafs hier 8 Landbewohner auf einen Städter kommen, erklärt sich leicht. Dafs Königsberg daneben nur 297 auf 100 hat, erklärt sich, weil die grofse Stadt Königsberg in diesem Bezirk liegt; aufserdem hatte das Bisthum Ermland früh Cultur und Städte, wie dergleichen auch viel vom Orden in Ostpreufsen schon früh im Mittelalter angelegt werden. — Potsdam hat wegen Berlins die meiste städtische Bevölkerung; aber auch ohne Berlin ist sie erheblich 100 : 197; — und es ist auch nicht zu leugnen, dafs die Mark verhältnifsmäfsig sehr viel Mittelstädte hat; — Erinnerungen und Reste aus dem früheren Mittelalter, in welcher Zeit die Mittelmark, wie geschichtlich bekannt ist, verhältnifsmäfsig bedeutend angebaut war. Auch in Sachsen, Magdeburg, Merseburg ist die Cultur von Städten, Klöstern und Burgen ausgegangen. Strenge Zunft-Verfassungen, Gerechtigkeiten der Städtebewohner, scharf bestimmte Abgaben-Verhältnisse drängten alles Gewerbe zur Stadt, und die fleifsige industriöse Bevölkerung zog sich zunächt dorthin. — Wo Freiheit des Verkehrs seit Jahrhunderten bestand; wo früh sich Fabrication — ohne Beschränkung auf die Stadt — entwickelte, ward das ganze Land bebaut, und städtische und ländliche Bevölkerung trat in ein gleicheres Verhältnifs, wie in der Rheinprovinz, und nur wo grofse Städte sind, oder bestimmte Localverhältnisse obwalten, — worauf zur Erklärung obiger Zahlen immer zu rücksichtigen ist, — werden andere Verhältnisse bedingt, wie z. B. Düsseldorf mehr städtische Bevölkerung hat, weil Elberfeld, Barmen, Düsseldorf dort liegen, und Trier mehr ländliche Bevölkerung hat, weil in dem bergigen Waldlande verhältnifsmäfsig wenige Städte und städtische Fabrikation sich ansetzen konnten.

Ein wichtiges Verhältnifs für die Wohlhabenheit einer Gegend ist der Viehstand. Der Verf. hat solchen

bei einem jeden Kreise angegeben. Berechnet man ihn Provinzenweis für die Quadratmeile, so erhält man:

die Provinzen	Pferde u. Füllen.	Rindvieh.	Schaafe u. Ziegen.	Ueberhaupt Stücke Grofsvieh, 10 Schaafe u. Ziegen für 1 St. Gr.-Vieh gerechnet.
Rheinprovinz	228 *)	1,482	1,137	1,824
Westphalen	329	1,265	1,064	1,700
Sachsen	310	924	4,048	1,639
Schlesien	226	1,032	3,241	1,582
Posen	216	718	3,111	1,245
Pommern	223	698	2,787	1,200
Brandenburg	223	699	2,674	1,189
Preufsen	364	668	1,321	1,164

Es zeigt sich deutlich, dafs im Allgemeinen der gröfsere Viehstand auf der Quadratmeile da vorhanden ist, wo die dichtere Bevölkerung wohnt. Vergleicht man nach der Zahl der Civil-Einwohner auf der Quadratmeile den Viehstand, so ergeben sich pro Kopf:

die Provinzen	Sämmtliches Vieh.	Rindvieh, Schaafe u. Ziegen 10 auf 1.	Rindvieh.
Rheinprovinz	0,394	0,344	0,320
Westphalen	0,503	0,406	0,374
Sachsen	0,529	0,429	0,298
Schlesien	0,484	0,415	0,316
Posen	0,638	0,527	0,368
Pommern	0,766	0,623	0,445
Brandenburg	0,565	0,459	0,332
Preufsen	0,689	0,474	0,395

Die *Pferde* dienen nicht zur Nahrung. Für die Provinz Preufsen erklären sie hauptsächlich die grofse Verhältnifszahl in der Colonne: sämmtliches Vieh, wegen der bedeutenden Pferdezucht in Litthauen. Wenn gleich Schaafe und Ziegen gegessen werden, so wird die Schaafzucht doch viel weniger des Fleisches als der Wolle wegen cultivirt; weshalb, wenn man Schlüsse über den Bedarf zur täglichen Nahrung ziehen will, das Rindvieh allein den besten Maafsstab geben dürfte. Mit Ausschlufs Pommerns, das den meisten Viehstand danach pro Kopf hat, weichen die übrigen Provinzen nicht sehr erheblich von einander ab; und wenn man die Familie zu 5 Personen rechnet, so kommen durchschnittlich in Sachsen, am Rhein, in Schlesien, Brandenburg auf 2 Familien 3 Stück, in Posen, Westphalen etwas mehr als 3, jedoch nicht voll 4 Stück, in Preufsen sehr nahe 4 Stück, in Pommern etwas mehr. — Durchschnittlich dürfte also im preufsischen Staate für jede Familie die milchgebende Kuh vorhanden sein; doch hüte man sich vor der Annahme, der pommersche Landmann stehe besser mit 2 Kühen, als der Rheinpreufse mit $1\frac{1}{2}$; denn die Qualität des Viehes kann nicht in Zahlen dargestellt werden; und da in der Regel am Rhein die Kuh fast noch einmal so viel Milch geben möchte, als in Pommern im Durchschnitt, so ist trotz jenes Verhältnisses der Rheinländer gewifs besser mit Milch und thierischer Nahrung versorgt, als der Pommer. —

Wir haben hier einige Berechnungen und Darstellungen versucht, um anzudeuten, wie fruchtbringend und wichtig Werke, wie die vorliegende Schrift, sind, über welche wir bei ihrem für sich selbst sprechenden Werthe keine Anzeige unternommen hätten, wenn wir nicht, wie Link so treffend von Alex. v. Humboldt's *Fragmens de Géologie et de Climatologie asiatiques* gesagt hat, auch für das hier in Rede stehende Buch der Meinung wären, es müsse diesen Jahrbüchern zum Vorwurfe gereichen, enthielten sie nicht eine Beurtheilung einer so wichtigen litterarischen Erscheinung.

Dieterici.

*) Bei einem Werke, welches fast ganz aus Zahlen besteht, gehört Correctheit des Drucks zu den besonderen Vorzügen, und müssen wir solche daher bei dem vorliegenden Buche rühmend anerkennen. Wir haben viele Zahlen, die sich durch Rechnung finden lassen, verglichen und nirgend eine Unrichtigkeit bemerkt, aufser der sehr unbedeutenden, dafs statt 228 S. 98. 222 gedruckt ist, welches an sich unerheblich, hier aber um so weniger sinnentstellend oder sonst von Bedeutung ist, als die Zahl 222 ganz isolirt steht, und für keine der sonst im Buche vorkommenden Berechnungen irgend von Einflufs ist.

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

LII.

1. *Anecdotes pour servir à l'histoire de la conquête d'Alger en* 1830. *par J. T. Mérle, Secretaire de Mr. le Comte de Bourmont, général en chef. Seconde édition revue, corrigée et considérablement augmentée., à Paris chez G. A. Dentu* 1832. 8.
2. *Journal d'un Officier de l'armée d'Afrique, à Paris chez Anselin.* 1831. 8.
3. *Campagne d'Afrique en* 1830 *par M. Fernel, Chevalier de St. Louis, officier de la legion d'honneur chef, de bataillon attaché à l'état-major-général de l'armée d'expedition. Seconde édition, corrigée et augmentée. Paris* 1831. *Théophile Barrois père et Benjamin Duprat.* 8.
4. *Extrait du Journal d'un Officier supérieur, attaché à la deuxième Division de l'armée d'Afrique. Paris chez Anselin. Octbr.* 1831. 8.
5. *Mémoire sur la colonisation d'Alger, par M. Chatelain, Capitaine au corps royal d'état-major. Paris chez Noirot et Anselin. Strasbourg chez Levrault.* 1831. 8.

Unter den Kriegsereignissen, welche seit des grofsen Corsen Untergang in die Geschichte der über Europa im Allgemeinen vorwaltenden langen Friedensruhe, sporadisch eingewebt sind, giebt es vielleicht keines, das so mannigfaltigen Stoff zum Nachdenken darböte, als die Eroberung *Algiers* durch *Bourmont.* So romantisch in der ersten Auffassung, so prosaisch in ihrer unerwartet schnellen Entwicklung: so unscheinbar und schnell vergessen, als isolirt dastehendes ephemeres Ereignifs, und doch so unberechenbar vielleicht in ihren Folgen und als erstes Glied einer weit in die Jahrhunderte hinausreichenden Kette von Begebenheiten: so wohlerwogen im Entwurf, so glücklich im Resultat, so reich an Erwartungen und so unfruchtbar an Lohn und Genugthuung für die, welche die Mühen, Sorgen und Gefahren derselben getragen und überwunden! Sie stellt sich der Betrachtung dar als ein grofses weltgeschichtliches Ereignifs, hingestellt in den Wendepunkt eines alle Interessen und Tendenzen des menschlichen Geschlechtes gewaltsam berührenden Rotationsprocesses: einerseits gleichsam als Symptom der letzten matten Lebensregung des mittelalterlichen grofsen Zwistes zwischen Occident und Orient, andererseits als Vorbote einer sich zwischen ihnen neugestaltenden grofsartigen Verwicklung. Wie vor drei Jahrhunderten merkwürdig genug die Entdeckung der Seewege nach beiden Indien mit der letzten Todeszuckung des alten römischen Weltreichs unter dem Schwerdt der Sarazenen, der Beginn der Kirchenreformation mit dem Zerfall des unchristlichen Haders zwischen den Trägern der dreifachen geistlichen und weltlichen Krone, in Eine Geschichtsepoche zusammengetroffen: so sehn wir auch in unsern Tagen das Emancipationsbestreben der antihemisphärischen Kolonien, mit dem Erlöschen des auf germanischem Boden entsprossenen heiligen römischen Kaiserreichs, die Agonie des Islams mit einem seit der Heraklidenwanderung kaum ähnlich wahrgenommenen Meinungszwiespalt im Gebiet der politischen Ideen zusammentreffen, — kurz eine universelle Reaktion der gewaltigsten Potenzen und Influenzen aller Art, die einen Umwälzungs- und Regenerationsschwindel über die ganze civilisirte Welt verbreitend, uns in der Ungewifsheit lassen, ob in dem Verkehr der Staaten unter sich, und der Elemente des Staates inner sich fortan der Geist des Christenthums oder der altheidnische Antichrist zum Regiment gelangen solle. — Aber auch ganz abgesehn von dieser welthistorischen Stellung und Beziehung der Verpflanzung französischer Herrschaft auf afrikanischen

Boden, so knüpft sich an die Ueberwältigung des Deiliks von Al Dschesair noch ein ganz eigenthümliches auf die engere Sphäre der Kriegsgeschichte und Kriegsbelehrung eingeschränktes Interesse. Kriegsexpeditionen über Meer gehören ohnehin zu den weniger gewöhnlichen Erscheinungen, und das Kapitel der durch Waffengewalt erzwungenen Landungen ist in allen Kriegführungstheorien am dürftigsten mit Erfahrungen und Lehrsätzen ausgestattet. Ueber wenige Unternehmungen aber sind so schnell gleich ausführliche und zuverlässige Aufschlüsse zur Kenntnifs des Publikums gelangt, als grade über diese. Die Geschichte der meisten Kriegsbegebenheiten wird belehrend durch die Versäumnisse und Fehlgriffe in der Ausführung und Vorbereitung, durch die reiche Folge von schwierigen Gefechtsverwickelungen; dieser Feldzug dagegen ist wegen der Kürze seiner Dauer und der Rathlosigkeit des Feindes, weder reich an Heldenthaten und taktischen Katastrophen, noch an strategisch verwickelten Combinationen, aber, begünstigt durch den selten eintretenden Zufall, dafs die Funktionen des Kriegsministers und des Feldherrn in einer Person vereinigt waren, zeichnet er sich aus durch die unabhängige Stellung des Oberbefehlshabers, durch die bis zum Raffinement getriebene vorsorgliche Ausstattung des Heeres, durch die enge Verknüpfung der militärischen und politischen Erwägungen, durch den vorherrschend sichtbaren Einflufs der von dem Waffengebrauche unabhängigen, aber indirekt seine Erfolge bedeutsam modificirenden elementarischen Einwirkungen und zufälligen Umstände.

Wenn man sich erinnert, welche heftige Opposition sich in den Kammern, Conferenzen und Tagesblättern gegen die algierische Expedition erhob, wie getheilt die Ansichten über die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gewesen, so erscheint es, um für ähnliche Fälle einen sichern Mafsstab der Beurtheilung zu gewinnen, der Mühe nicht unwerth, zu untersuchen, in wie fern die sanguinischen Hoffnungen der einen, die düstern Bedenklichkeiten der andern Parthei in der wahren Sachlage begründet sein mochten. Man darf es indessen nicht für so leicht halten, in Fällen, wie der vorliegende, wo das ganze Räsonnement häufig auf illusorischen Calcülen, und daraus abgeleiteten schimärischen Consequenzen beruht, vorweg ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Man kann nicht in Abrede stellen, dafs die seit dem Mifsgeschick Karls V. wiederholt mifslungenen Versuche zur Demüthigung des Piratenschlupfwinkels kein günstiges Vorurtheil erwecken konnten, und dafs, bei gänzlicher Abstraktion von den Deklamationen der Partheimänner, die (mit Ausnahme zweier jüngeren Schiffscapitäne) von der gesammten Admiralität einstimmig ausgesprochene Behauptung der Unausführbarkeit ein grofses Gewicht in die Wagschaale jener Parthei legen mufste, deren Wahlspruch war: *l'expédition d'Afrique est impossible; elle est ruineuse; elle est inutile, elle n'aura aucun resultat.* Allerdings hat der Erfolg gelehrt, dafs das *mare saevum et importuosum* des Sallust nur unter erheblichen Modificationen als entscheidend in Zurechnung kommen darf, und dafs nicht minder die abschreckenden Vorstellungen von der Schwerzugänglichkeit, Wasserarmuth, Insanität und Unwirthlichkeit des algierischen Küstenlandes, von der Vertheidigungsfähigkeit der Stadt und Kriegstüchtigkeit seiner In- und Umwohner, in hohem Grade übertrieben gewesen sind. Auch hat es einige Wahrscheinlichkeit für sich, dafs vier oder sechs Wochen früher unternommen, oder auch selbst nur die Rast in der Bai von Palma, und die durch das Zurückbleiben der Transportflotte verursachte Verzögerung der Belagerungsepoche hinweggedacht, die Dauer der Expedition noch beträchtlich hätte abgekürzt, und durch die Rückkehr des Kriegsministers und des unter seinen Befehlen gestandenen Heeres nach Frankreich vielleicht selbst die Katastrophe v. Juli 1830 hätte abgewendet werden können. Bei alledem aber darf man nie vergessen, dafs alle politisch-militärischen Combinationen dieser Art schlechthin prekärer Natur sind, und wohl *ex post* eine Beachtung verdienen, aber niemals im Voraus als zureichende Argumente in die Wahrscheinlichkeitsberechnung aufgenommen werden dürfen. Wie man immerhin den vorliegenden Fall und ähnliche Operationen über See betrachten mag, so gehören sie jederzeit in die Kategorie der mit Sicherheit nicht zu berechnenden Wagnisse, sind mithin den Unternehmungen beizugesellen, für deren Beschlufs der möglicherweise zu erwartende Gewinn nicht als letztes und prädominirendes Motiv in Anschlag gebracht werden darf.

Läfst sich aber hieraus die Unstatthaftigkeit oder Unverständigkeit des ganzen Unternehmens, oder die Vernunftgemäfsheit der Opposition deduciren, in deren Geiste M. de Laborde es als *injuste dans son origine, imprudente dans sa précipitation, infructueuse dans ses resultats, coupable et criminelle dans son exécution* zu

schildern bemüht war? Keineswegs! — Der Krieg überhaupt ist und bleibt an und für sich jederzeit ein politisches Wagniß. Die Natur aller Kriegführung bringt es mit sich, daß man den Einsatz wagen muß, um die Quaterne gewinnen zu können. Darin eben bewährt sich der Heldenmuth, daß nicht die Größe der Gefahr, selbst nicht die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens ihn zurückhalten können, seine ganze Existenz daran zu setzen und unbekümmert in die Wagschaale zu legen, damit ein Ziel erreicht werden könne, nach welchem zu streben, Ehre, Pflicht und innere Ueberzeugung unwiderstehlich gebieten. Die individuellen, vielleicht in dieser oder jener Beziehung unreinen Motive abgezogen, wodurch die in dieses Drama verwickelten Persönlichkeiten angespornt worden sein mögen, erscheint der Feldzug gegen Algier als eine großartige Conception, hervorgegangen aus einer besonnenen Auffassung dessen, was im Interesse der gesammten Civilisation, dem politischen Bedürfnisse Frankreichs, dem Verlangen seines Heeres, dem Nationalgefühl seines Volkes, der Würde seiner Regierung entsprechend, sich als zeit- und sachgemäß und in den Grenzen der obwaltenden Vermöglichkeit liegend, bewährte. Den Zwiespalt der Conferenz entschied Carls X., seinem Minister nachgesprochenes: *Il ne sera pas dit, qu'un roi de France aura été impunément insulté par un chef de pirates!* Eine Phrase, die unabhängig von dem Conflikt des politischen Meinungszwiespaltes, ihre Früchte für Bourboniden wie für Orleaniden reifen läßt, und deren Gedächtniß in dem Munde der Weltgeschichte nicht verhallen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

LIII.

Historische Briefe. Veranlaßt durch Heeren und das Archiv von Schlosser und Bercht. Hadamar und Weilburg, 1832. *Druck und Verlag von K. L. Lanz.* 135 S. in 8.

Der obige Titel läßt wohl nichts weniger als eine Streitschrift vermuthen, welche zwar von vieler kritischen Schärfe, von ungemeinem Geiste, den mannigfaltigsten Kenntnissen und einer ausgezeichneten stilistischen Gewandtheit überraschende Beweise enthält, aber dabei mit einer Heftigkeit und Bitterkeit des Tones abgefaßt ist, welche selbst der besten Sache nur Eintrag thun könnte. Dies mag wohl auch der Grund sein, warum dieses sonst nicht uninteressante Geistesproduct in der litterarischen Welt bis dahin nicht mehr Aufsehen gemacht hat, zumal da der litterarische Ruhm Heerens, auf dessen völlige Vernichtung es der Verf. abgesehen hat, in der öffentlichen Meinung — wir dürfen wohl sagen, der ganzen europäischen Welt — viel zu fest begründet ist, als daß er gleich dem ersten Angriffe eines Gegners, der es nicht einmal für räthlich fand, seinen Namen öffentlich zu nennen, hätte erliegen sollen. In der That, welcher Contrast des Urtheils! Während hier Heerens Hauptwerk, die Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel der Völker der alten Welt, als ein durchaus unhistorisches Machwerk dargestellt wird, nennt man es in England noch ganz neulich *a work of the highest rank among those, with which modern Germany has enriched the literature of Europe;* und von Heeren selbst heißt es dort: *this author unites the laborious erudition of his countrymen whit that animating spirit of real genius, which disposes into harmonious order and quickens, into life that which, in meaner hand, lies in dull and heavy masses of unintelligible or at least unattractive learning.* Hier wird Heeren fast aller Anspruch auf den Namen eines Historikers geraubt, ihm, der nach der *Revue encyclopédique* „*occupe peut-être de notre temps la première place parmi les investigateurs de l'histoire.*" Offenbar kann der unbefangene, vorurtheilsfreie Beurtheiler auch hier nur in der Mitte die, dort in dem Eifer des Tadels, so wie hier in dem des Bewunderns, übersehene Wahrheit erblicken. Ist auch Heeren den größten Historikern nicht beizuzählen, mangelt ihm auch bisweilen die Gründlichkeit der Forschung, die Schärfe der Auffassung, die durchgeführte Treue der Darstellung, so hat er doch keineswegs so geringe Verdienste um die deutsche Geschichtschreibung, als uns der Verf. der hist. Briefe gerne glauben machen möchte. Denn, welche einzelne Blößen und Schwächen auch aus seinen Schriften zum Gegenbeweise angeführt werden mögen, der Ruhm bleibt unserm Historiker immerhin, mit besonnenem Blick die wichtigsten Momente des politischen Lebens der alten und neuen Welt erforscht und mit eben so großer Klarheit als Gefälligkeit der äußern Form dargestellt zu haben.

Unsere Schrift selbst zerfällt in zehn Briefe. Davon bestimmt der *erste* die Ursache und den Zweck des zu erhebenden litterarischen Kampfes; der *zweite* beginnt mit einem Angriffe auf einzelne Stellen des 6. Bandes der Heeren'schen Ideen (über Griechenland), des anerkannt schwächsten Theiles dieses Werkes, der weit hinter den neueren, dahin bezüglichen Forschungen zurückgeblieben ist; erst der *dritte* Brief geht auf die Einleitung und den Plan des Ganzen zurück, wobei Heeren wegen seiner Behauptung (p. 40 der Vorerinnerungen): „für die Untersuchung über die Politik sowohl als über den Handel des Alterthums seien die Zeiten der macedonischen so wie der römischen Alleinherrschaft keineswegs die wichtigsten und lehrreichsten, vielmehr schiene der Zeitraum zunächst vor und während der persischen Monarchie derjenige zu sein, der hier dem Beobachter den am meisten befriedigenden Anblick gewähre und daher die ausführlichste Untersuchung verdiene;" anfänglich wahrhaft wie ein unwissender Schulknabe („ein *senex abecedarius*") tractirt wird, sodann aber mit scheinbarer Mäßigung der Vorwurf der groben Unwissenheit wieder zurückgenommen, und dagegen

„Scheu vor dem Licht als der geheimste Grund" dargestellt wird, „warum Heeren sein Werk gerade so und nicht anders anlegte, gerade hier und nirgends sonst schloſs? Warum hatte er nicht wenigstens seinen Plan über Griechenland ausgeführt? Aber über dieser Arbeit begann es ihm angst zu werden; wegen der Juden nicht minder; wegen der Zeit der Macedonier und Römer wohl am meisten. Denn hier waren ja solide Straſsen gebaut, auf denen Einer dem Verf. und seinen Caravanen folgen konnte; hier hätten ja vernehmliche Schriften geredet, die den Dollmetscher nicht bedurft hätten; hier versteckte sich nicht eine heimliche Weisheit hinter Keilschriften, Hieroglyphen und Anaglyphen, die erst die prophetische Deutung eines Geweihten nöthig hatten; hier konnte die Forschung auf Weg und Steg controlirt werden, und wehe den Ideen, wenn dies gleich von Anfang geschehen wäre!" Aber wie konnte sich unser Briefsteller so weit von seinem Eifer fortreiſsen lassen, daſs er übersah, wie sich Heeren hierbei vorzugsweise von dem Gesichtspunkte der Politik der alten Welt bestimmen lieſs, welche, wie sein heftigster Gegner S. 32 doch selbst zugestehen muſs, in jenem Zeitraum allerdings die gröſste Mannigfaltigkeit und Regsamkeit und daher auch das meiste Interesse darbietet? Wie konnte er ferner übersehen, daſs es doch wohl das Verdienstvollere war, den Zeitraum, welcher die Grundlage zu den meisten und wichtigsten Erscheinungen der folgenden Zeit enthält, und bisher in noch völligem Dunkel da lag, zum Gegenstande einer ausführlicheren Untersuchung zu machen? Muſsten sich dann nicht der spätere alexandrinische Handel, die Erscheinungen, welche die macedonische und römische Staatskunst erzeugten, leichter erklären und würdigen lassen? Erkannte dies nicht der Verf. gewissermaſsen selbst an, wenn er oben sagte, „hier redeten vernehmliche Schriften, die den Dollmetscher nicht bedurften u. s. w." — S. 35 ff. glaubt der Verf. gar aus einzelnen Verstöſsen den Schluſs ziehen zu dürfen, Heeren verstehe auch nicht Eine orientalische Sprache, und kenne demnach auch Verwandtschaft der Sprachen, Verhältniſs der Völker zu einander nicht; es gehe ihm also ein ganz wesentliches Hülfsmittel, wo nicht das wesentlichste, zur Kenntniſs des Orients ab; alles, was er gebe, sei daher das bloſse Product der Phantasie, oder einer sehr rohen Anwendung der Analogie.

Der *vierte* Brief sucht dies S. 45 ff. an dem Abschnitte über die Carthager nachzuweisen, der allerdings, wenn auch nicht lauter Ideen ohne Factum, doch sehr viele ohne ein jedesmal sicher documentirtes Factum enthält. War dies aber bei der eigenthümlichen Natur des Gegenstandes in vieler Hinsicht nicht wohl anders möglich, so hätte sich Heeren, um die hier meist sehr gerechten kritischen Vorwürfe unsers Briefstellers nicht zu verdienen, um so mehr hüten sollen, „seine Vermuthungen für Wahrheit zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen." Noch weitere Belege dafür liefert der *fünfte* Brief, welcher Heerens Erklärungen und Beschreibungen der verschiedenen Monumente in Persepolis (Babylon) und Aegypten einer in vielem zwar gerechten, aber doch etwas zu „bifsigen" Kritik unterwirft. Die *Beilage* zu diesem Briefe (S. 64—72) enthält auſserdem „noch ein Pack Allerlei", was anderwärts nicht gut unterzubringen war.

Der *sechste* Brief sucht hauptsächlich gegen Heerens Annahme der Bildung und Gründung der asiatischen Staaten durch und auf Eroberungen nachzuweisen, daſs kein Staat in Altasien sich auf Eroberungen gegründet habe, sondern daſs sich vielmehr auf Umwälzungen neue Einrichtungen der Staaten gründeten; Heeren sehe demnach die ganze asiatische Geschichte der alten Zeit aus ganz falschen Gesichtspunkten an, suche Entstehung von Staaten, wo nur alte unter veränderter Gestalt fortdauerten, und verkenne überhaupt manches sonstige Factum.

Der *siebente* Brief prüft zunächst (S. 83—85) Heerens historisch-statistische Kenntnisse an der geographischen Uebersicht der skythischen Völkerschaften, und kommt sodann (S. 85 ff.) auf den 6. Band der Ideen (über Griechenland) wieder zurück, wobei verschiedene seiner Ansichten über Staatswirthschaft, Gerichtswesen und Verfassung der griechischen Staaten, besonders aber seine Darstellung des Kriegswesens, sowie seine Characteristik der Staatsmänner und Redner Griechenlands als höchst auffallende Beispiele von Mangel an historischer Auffassungsgabe, selbst in solchen Zeiten, wo die Quellen nicht fehlen, angeführt werden.

Der *achte* Brief prüft an dem Abschnitte im 6. Bande, wo Heeren von griechischer Geschichtschreibung spricht, die Art, wie er seine Quellen und die Quellenschriftsteller beurtheilt. Der Verf. bestreitet zunächst (S. 95 ff.) Heerens Herleitung des poetischen Characters der ersten griechischen Geschichte aus einer eigenen Klasse historischer Gedichte, welche die Geschichte des Ursprungs einzelner Städte und den Ruhm einzelner Städtegründer und Stammhelden zum Gegenstand gehabt haben sollen; sodann (S. 97) desselben Erklärung des auffallenden Mangels an Geschichtswerken aus den Perserkriegen; darauf (S. 99 ff.) desselben Auffassung von Herodots historischer Individualität und manches andere auf seinen schriftstellerischen Character, sowie auf sein Werk selbst Bezug habendes; S. 114 endlich desselben Urtheil über Thucydides, welches allerdings sehr ungenügend ist.

Der *neunte* Brief giebt uns, auſser den oben schon berührten Stimmen der englischen und französischen Gelehrten über Heeren's Verdienste und deren Würdigung, eine kurze Characteristik der historischen Eigenthümlichkeit Herders, Joh. v. Müllers und Spittlers, um am Ende Heeren tief unter sie zu stellen. „Die Historiographie der Deutschen, heiſst es hier (S. 134), wird von ihm kein originelles Werk zu nennen wissen, wo sie von philosophischer Behandlung der Geschichte spricht; für die politische kein selbstständiges, für die kritische kein gründliches. Nur wo sie von Schulen und Schulton, von Kasten und Secten der Gelehrten spricht, wird sie als ein warnendes Beispiel auch Heeren nennen, und ihn vielleicht als den letzten aufführen, der durch Aftergelehrsamkeit und erschlichenen Schulruhm ein aufgeklärtes und freies Geschlecht so lange zu äffen vermochte."

Der *zehnte* Brief enthält bloſs den Schluſsgedanken des Ganzen, daſs der Verf. sich nur aus Liebe zur Wahrheit durch diese Streitschrift den (muthmaſslichen) schonungslosesten Anfällen des Partheihasses, der ganzen Wuth des Gelehrtenadels, dem Miſstrauen aller uneingeweihten Zuschauer, dem Abscheu aller zartempfindenden Beobachter ausgesetzt und preisgegeben habe. Wie leicht hätte der Verf. diese jedenfalls für ihn sehr unangenehmen Wirkungen vermeiden, wie sehr hätte er zugleich den in anderer Beziehung nicht zu läugnenden Werth seiner Schrift erhöhen können, wenn er die ihm über Alles theuere Wahrheit wenigstens *sine ira ac studio* enthüllt hätte.

Dr. Georg Lange.

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

1. *Anecdotes pour servir à l'histoire de la conquête d'Alger en* 1830. *par J. T. Mérle.*
2. *Journal d'un Officier de l'armée d'Afrique.*
3. *Campagne d'Afrique en* 1830 *par M. Fernel.*
4. *Extrait du Journal d'un Officier supérieur, attaché à la deuxième Division de l'armée d'Afrique.*
5. *Mémoire sur la colonisation d'Alger, par M. Chatelain.*

(Fortsetzung.)

Uebrigens ergiebt sich aus einer unbefangenen Beleuchtung der faktischen Umstände und spätern Aeufserungen (selbst des Oberbefehlshabers) allerdings, dafs man eine zu übertriebene Vorstellung von der Gröfse und dem Gewicht der zu erwartenden Hindernisse und Widerstandsmittel gefafst hatte, und dafs eine gröfsere Beschleunigung der Eröffnung des Feldzuges und der Ueberschiffung nicht nur, sondern selbst eine geringere Vorsicht und Vorsorge höchst wahrscheinlich der Unternehmung mehrfach förderlich gewesen sein würde. Der sich (trotz aller üblen Erfahrung) fast in der Geschichte aller Kriegsbegebenheiten wiederholende Fehler lag also vornämlich darin: dafs man über die Lokalbeschaffenheit des Kriegstheaters und über die Kriegsvermöglichkeit und Kriegsbereitschaft des Gegners, ja selbst über die eignen Mittel und Kräfte nicht vollständig genug orientirt war. Es fehlte an einer authentischen Grundlage für die richtige Beurtheilung der Aufgabe und der zu ihrer Lösung erforderlichen Bedingungen. Diefs mufs wiederum um so mehr befremden, da die französischen Kriegs- und Handelsschiffe das mittelländische Meer seit Jahrhunderten befahren, da schon Napoleon eine ähnliche Expedition projektirt hatte, „die Befreiung der Christenheit vom Joche der Barbaresken als eine Aufgabe? der Restauration betrachtet wurde" und seit drei Jahren der Hafen von Algier (mit einem jährlichen Kostenaufwande von neun Millionen Franken) blokirt gehalten worden war. Erst nachdem durch die unerschütterliche Hartnäckigkeit des Dei's im Herbste 1829 ein Krieg fast unvermeidlich schien, dachte man an eine Rekognoscirung der Küsten und Anlandungspunkte, und der Erfolg hat gezeigt, dafs die in Folge derselben in der Eile gewonnene Auskunft in manchen wichtigen Punkten weder zuverlässig noch zureichend war. Dergleichen aber wird vornämlich durch den Wahn verschuldet, dafs zur Kriegsbereitschaft weiter nichts erforderlich sei, als ein schlagfertiges Heer und der entschiedene Wille mit demselben tapfer darauf los zu schlagen.

Es dürfte nicht uninteressant sein, hier eine gedrängte Uebersicht der für die Expedition beschafften und in Bewegung gesetzten Streitmittel und des damit bewirkten Erfolges zu geben.

Die Flotte bestand aus drei Geschwadern (*de bataille, de débarquement, de reserve*) und eben so vielen Abtheilungen der Transportflotille (*convoi*); im Ganzen aus 767 Fahrzeugen: darunter 103 bewaffnete aus der Königl. Marine, sodann 55 *Chalans*, 60 *bateaux boeufs*, 30 *radeaux*, 40 *bateaux de l'isle*, 75 gröfsere und kleinere Schaluppen und 7 Dampfschiffe (insgesammt flache Fahrzeuge zum Behuf der Landung) und 347 Transportschiffe.

Die Armee betrug im Ganzen 37,577 Mann (1946 Oberoffiziere mit einbegriffen) und 3988 Pferde (worunter 3 Eskadronen Reiterei à 150 Pferden, 650 Pferde für den Dienst der Feld- und ungefähr eben so viel für die Belagerungsartillerie; und 330 Maulesel für die Gebirgshaubitzen und den Dienst der Administration). An Infanterie: 16 Linien- und 2 leichte Regimenter in drei Divisionen zu drei Brigaden; 6 Comp. Sappeurs, 2 Comp. Mineurs; 4 Comp. für die Belagerungs-, 4 Comp. von der Marine für die Bedienung der Feld-Artillerie. Fer-

ner an Material: 4 Feldbatterien, 1 Batterie Gebirgshaubitzen, 82 Belagerungsgeschütze, 88,800 Geschützcartuschen, 150 Wallmusketen mit 75000 Patronen, 20600 Brand- und Signalraketen nebst 6 Gestellen, 5 Millionen Infanteriepatronen, 10 Blockhäuser, 128 Trainwagen zu vier Rädern und eben so viel zweirädrige Karren, 4000 Schanzkörbe, 315,000 Sandsäcke, 7000 Lanzen zur Abwehr der feindlichen Reiterei, 4840 Stück Zelte für den Bedarf von 40000 Mann, 4500 Oefen (*calefacteurs*), 3000 eiserne Bettstellen, mehrere Baracken mit Dächern von wasserdichtem Zeuge für die Kranken, eine Buchdruckerei, eine lithographische Presse, Dolmetscher, arabische und türkische Wörterbücher in angemessener Anzahl, Tag- und Nacht-Telegraphen, ein Aerostat, ein zweimonatlicher Bedarf an Lebensmitteln und Fourage für den Feldzug, ein monatlicher für die Ueberfahrt, Geräthe und Stoffe für jeden ersinnlichen Bedarf in reichlichem Maſse. —

Die Insulte des Regenten von Algier trug sich zu am 30. Apr. 1827. Ende Jan. 1830 wurde die Expedition wirklich beschlossen, nachdem bereits im nächstvorangehenden November der Auftrag gegeben worden, die Localverhältnisse näher zu erkunden. Anfangs Febr. war die entscheidende Berathung unter dem Vorsitze Carls X; die letzten Tage des Aprils wurden zur Versammlung der Truppen an der Südküste bestimmt. Um dieselbe Zeit trafen beruhigende Nachrichten über die Beschaffenheit der Baien ein.

In 56 Tagen, von denen 14 zur Einschiffung, 22 zur Ueberfahrt, 14 zur Ausschiffung, zur Besiegung des feindlichen Heeres und zum Vormarsch, 6 zur Belagerung des Kaiserforts verwendet worden, war mit einem Verlust von 415 Todten und 2160 Verwundeten, und einem Kostenaufwande von 43,500,000 Franken die Expedition glücklich beendigt. Der in der Kassauba vorgefundne Schatz betrug ungefähr 48,700,000 Franken, hierzu der Werth des eroberten Waarenvorraths zu drei, und der von 6 bis 800 metallnen Geschützen und 4000 Fässern Pulver zu vier Millionen gerechnet, gab als Ueberschuſs einen baaren Gewinn von 12 Millionen Franken, dem noch der Besitzanspruch auf eine vortheilhaft gelegne Küstenstrecke von mehr als 6000 Quadratlieues *), die vorläufig dem Gebiet der Osmanli's entzogen wurde, und der nicht zu berechnende Vortheil der vernichteten Seeräuberei beigerechnet werden müssen. —

Untersuchen wir, welchen Antheil die einzelnen Waffengattungen an diesem Erfolge gehabt, und welche Ausbeute für die Theorie der Kriegführung sich ergeben haben möge, so stellt sich folgendes Resultat heraus.

Zuvörderst ist es billig, der Marine zu gedenken, als des die Möglichkeit und das Gelingen der ganzen Operation wesentlich basirenden Elementes. Je weniger sie anfänglich den Enthusiasmus des Heeres aus guten Gründen getheilt, und je geringer die für sie zu erwartende Genugthuung war, um desto mehr Anerkenntniſs verdient und erhielt auch der rastlose Eifer, mit dem sie bei allen, in ihr Gebiet einschlagenden Geschäften, in den Prozeſs der Gesammthandlung eingriff. Merle vornämlich scheint ein besonderes Gewicht auf die Verstimmung zu legen, welche sich schon bei der Abfahrt zwischen dem Admiral Duperré und Bourmont entspann, „*qui a eu des resultats facheux pendant toute la campagne*" (S. 37). Doch geht aus dem Verfolg der Begebenheiten nicht recht hervor, in welcher Art sie sich bewährt habe. Der Seeminister hatte sich gleich anfangs verbürgt: „*l'admiral fera mieux qu'il dit*", der Marschal trug Bedenken von der geheimen Ordre, die ihm nöthigenfalls auch den Oberbefehl über die Flotte zusicherte, Gebrauch zu machen, und selbst Merle (S. 18) sieht sich gedrungen: „*la bonne foi de l'admiral, sa prudence et l'étendue de ses connoissances*" zu rühmen. Das Gewicht schmerzlich gebüſster Erfahrung, und die darauf gegründete Methodik seines ganzen Gewerbes macht den Seemann in vieler Beziehung starr und schwerfällig, aber darf man ihn deswegen tadeln? Das „*Attendons le vent, il ne nous sert pas*" war für die Ungeduld des thatenlustigen Kriegsmanns allerdings eine verdrieſsliche Phrase; aber als der erste Sturm wüthete, verstummten selbst die Feldherrn und gedachten fast hoffnungslos an Carls V. Miſsgeschick. — Der unmittelbare Antheil der Marine an der Expedition, mit Ausnahme der Ueberschiffung, konnte den Umständen nach nur untergeordneter Art sein. Die Landung, durch das

*) Ohne Anspruch auf den Fortbesitz des Gebietes der Regentschaft, hätte die Expedition noch viel lucrativer gemacht werden können. Merle rechnet dahin eine der Stadt aufzuerlegende Contribution von 20 Millionen Fr., ferner den Schatz *della Mecqua et di Medina* (eine Masse von Grundstücken), deren Ertrag auf 40 Millionen Fr. geschätzt ward u. s. w.

Versäumnifs des Feindes und die Mitwirkung der Dampfschiffe über Erwarten erleichtert, machte die Instruktionen des Admirals und die kostspielige Vorrichtung der *flotille de débarquement* zum grofsen Theil überflüssig. Späterhin unterzog sich die Marine der Vertheidigung der Halbinsel von Torre-chica; sie entdeckte und signalisirte zuerst den Anmarsch der feindlichen Colonne. Ihre Demonstration gegen den Hafen blieb erfolglos, weil seit dem Bombardement durch Lord Exmouth die Küstenfronte unangreifbar gemacht worden war. — Die Vorwürfe, welche von Seiten der Kritik gegen den Admiral erhoben werden, lassen sich auf folgende wesentliche Punkte zurückführen: Verzögerung der Abfahrt vom 18ten bis 25sten Mai, Zeitverlust bei den Balearen vom 1sten bis 8ten Juni, Hemmung des Vorrückens von Sidiferrüsch nach dem Kaiserschlofs um mehrere Tage, wegen Ausbleiben der dritten Convoisektion. Die Entschuldigungsgründe für diesen dreifachen Mifsstand sind nicht genugsam bekannt, und selbst wenn diefs der Fall wäre, vermöchten doch nur in der Nautik bewanderte Augenzeugen (wie z. B. der englische Schiffscapitain Mansell, der im Jahr 1816 die Expedition des Lord Exmouth mitgemacht, und 1830 sich als Gast bei der Expedition des Admirals Düperré befand) darüber ein vollgültiges Urtheil abzugeben. —

Eine Unternehmung, deren Hauptobject Festsetzung auf feindlichen Boden und Belagerung einer Festung sind, nimmt ganz vornämlich die Thätigkeit und das praktische Geschick des Genie- und Artillerie-Corps in Anspruch. Man hatte aus beiden Waffen die ausgezeichnetsten Officiere commandirt. Die französischen Ingenieure haben ihren seit Vauban begründeten Ruf bis auf das neueste Ereignifs an der Schelde auf eine glänzende Weise zu behaupten gewufst. Unter dem aus dem Schoofse der Artillerie hervorgegangenen Weltstürmer Napoleon war ihrer Waffe jedoch meist nur eine untergeordnete Rolle zugewiesen, und einem herrschenden Vorurtheil gemäfs, werden sie nur zu oft als eine Art von Halbsoldaten betrachtet; weil sie freilich selten in die Lage kommen, dem Feinde unmittelbar Blut abzapfen zu müssen. Ihr Einflufs auf die Kriegführung und ihr positiver Werth für den Feldherrn, wie für das Heer, hat sich indessen bei dieser Gelegenheit mannigfach dokumentirt. — Die Angemessenheit der in drittehalb Tagen vollendeten Frontbefestigung der Halbinsel Sidiferrüsch bleibt insofern problematisch, als sie keinen Angriff erlitten hat. Man tadelt an ihr, dafs sie keine innere Rückvertheidigung besessen und zu wenig Freiheit für die Offensive gelassen habe. Auch bei der Belagerung bot sich keine recht hervorstechende Gelegenheit dar, die Gröfse des vorhandnen Ingeniums zu bethätigen, weil sich der Feind sehr passiv verhielt und der Fall eines isolirt vorgeschobnen Werkes unmittelbar die Uebergabe des Platzes zur Folge hatte. Aber wesentlich nützlich erwiesen sich die Pioniere: bei der schnellen Beschaffung zahlreicher Brunnen, dem Anbau der Baracken und Blockhäuser, der Anlage fahrbarer Strafsen und sie deckender Schanzwerke, dem Aufräumen des alle Truppenbewegung hemmenden und die Fechtart des Feindes ungemein begünstigenden Gestrüppes. „*Le moindre simulacre de fortification suffit pour arrêter les Bédouins; l'ennemi n'osa jamais attaquer nos redoutes, elles lui parurent inexpugnables*". Man gab in diesem heissen Klima übrigens den Redouten den Vorzug vor den Blockhäusern; die *mitgeführten* Schanzkörbe erwiesen sich aus gleichem Grunde als unbrauchbar.

Sämmtliche für die Expedition hergegebnen Geschütze waren nach dem neuen Model zugerichtet, und der General La Hitte hatte die Genugthuung, dafs sie sich in jeder Beziehung zweckmäfsig erwiesen. Die Affütage erleichterte sehr die Ausschiffung und die dadurch erhöhete Beweglichkeit gab ein grofses Uebergewicht über die schlecht affütirte und bediente Artillerie des Feindes. Einige Kartätschenschüsse reichten in der Regel hin, die Schwärme der Beduinen zu zerstreuen und weit zurückzuscheuchen. Gleich sehr bewährten sich die Wallmusketen, in Hinsicht auf Weite und Zuverlässigkeit des Schusses; dagegen waren die Raketen, welche häufig schon vor dem Abgange vom Gestell krepirten, von geringer Wirksamkeit gegen die stets im zerstreuten Gefecht aufgelösten Araber.

Von der Kavallerie läfst sich schon ihrer geringen Anzahl wegen nichts Erhebliches berichten. Sie fand ihre Anwendung fast nur auf dem Streifzuge gegen Belihda, wo die Pferde jedoch vom ungewohnten Klima sehr bald ermatteten. Aber auch der Feind war schlecht beritten, und den furchtbaren Mamelucken nicht vergleichbar. Die erbeuteten Kameele verursachten mehr Beschwerde als Nutzen, weil man mit diesen Thieren nicht umzugehen verstand. Die Ein- und Ausschiffung der Pferde verursachte grofsen Zeitverlust und man bedurfte viel Raum für sie; auch machte das Heupressen viel

Noth und doppelten Kostenaufwand, weil sich die dazu angewendeten hydraulischen Pressen, eben wie die aus den Oelmühlen entlehnten Maschinen, nicht zweckmäfsig erwiesen. Auf der Ueberfahrt krepirten von 4000 Pferden nur 8, aber schon in Palma mufste der Fouragevorrath erneut werden, und der Mangel an Fourage in Algier ward Ursach, dafs sämmtliche Pferde bald nach dem Einzuge in die Stadt, im öffentlichen Verkauf zu Spottpreisen verschleudert werden mufsten.

Die Fechtart der Afrikaner zeigte sich im Wesentlichen der bekannten orientalischen ganz analog. Ihre Stärke oder vielmehr ihre ganze Kunst besteht im zerstreuten Gefecht, in der Furie des ersten Angriffs, und sobald derselbe mifslingt, in schleuniger Entfernung aus dem Waffenbereich; fehlt hierbei das moralische Element des Fanatismus, so ist ein erstes glückliches Widerstehen dem Gegner der Bürge des Sieges. Die Augenzeugen versichern einstimmig, dafs die Araber wegen der Tragweite ihrer Gewehre, und durch die Anstelligkeit im persönlichen Einzelngefecht den Franzosen überlegen gewesen. Jene wurden durch das Stachelgestrüpp der Aloen und Cactushecken sehr begünstigt, diese versäumten aus Eigensinn oder Ungeschick sich gehörig zu decken. Der Vehemenz und dem moralischen Eindruck des Massenangriffs, der Einheit und dem durch höhere Leitung geregelten planmäfsigen und methodischen Zusammenwirken discreter Massen und verschiedener Waffen aber vermochten die Naturalisten in ihrer Rathlosigkeit und Kriegsunkunde nichts Diensames entgegen zu setzen. Aus der Gröfse des Verlustes läfst sich entnehmen, dafs die Franzosen zwar unaufhörlich geneckt und beschäftigt wurden, aber ohne dafs dieses fortgesetzte Gefecht irgend eine gefährliche Einbusse oder andres wesentliches Mifsgeschick zur Folge gehabt hätte. Das Nachtgefecht wurde von beiden Theilen gleich sehr verschmäht. Wie nützlich diefs, und eine mehr energische Vervielfältigung des offensiven Neckgefechtes auf der ganzen Linie von Sidiferrusch bis zum Kaiserschlofs den Algierern hätte werden können, ergiebt sich schon daraus, dafs sich trotz der gepriesenen Gewissenhaftigkeit des Vorpostendienstes — (schon zu Napoleons Zeit eine der schwächsten Seiten des französischen Heeres) — aus völlig fiktiven Anlässen dreimal das ärgerliche Schauspiel eines falschen Allarms wiederholte. Wie am Fufse des Balkans, so wurde auch hier im Angesichte des Atlas ein europäisches Bataillon beim Gewehrputzen überfallen. Nachts zogen die Araber die Geschütze aus ihren Verschanzungen und selbst aus dem Kaiserschlofs sollen sich die Artilleristen regelmäfsig nach Algier in's Nachtquartier begeben haben. Man hatte es mithin mit einem weder an Erfindungsgabe und ausdauerndem Muth, noch durch Dressur, Erfahrung oder geniale Leitung, noch selbst durch sein numerisches Verhältnifs überlegenen oder auch nur ausgezeichneten Gegner zu thun. Der Chef des Generalstabs (Désprez) gesteht ein, dafs man in jeder Beziehung von der Widerstandsfähigkeit des Feindes zu übertriebene Vorstellungen gehegt; er schätzt die ganze im freien Felde erschienene Streitkraft kaum 25000 Combattanten (also bedeutend geringer als die Expeditionsarmee), und schon nach dem ersten ernsten Angriffsversuch löste sich diese zum gröfsern Theile auf; selbst nicht einmal die Einleitung zum Belagerungsangriff auf die Stadt wurde abgewartet, um eine Capitulation fast auf Diskretion anzubieten. Die Quarréeformation und die Deckung durch Lanzen wurde alsbald als überflüssig erkannt; der Feind hielt nirgends gegen Bajonett und Geschützfeuer Stich, und wagte kaum einen herzhaften Anlauf mit gesammelter Macht. —

Am wenigsten musterhaft scheint die Partie der Administration oder das Verpflegungswesen bei den Franzosen gewesen zu sein. Während für alle andere Partien des Heerpersonals die ausgezeichnetsten Subjecte versammelt worden waren, mufste man sich hier mit Neulingen behelfen. Die Entreprise erschien als der Beschaffungsmodus, welcher den Umständen nach mit dem mindesten Nachtheil verbunden war. Der Bedarf an Schlachtvieh verursachte eigenthümliche Schwierigkeiten. In Palma stiefsen 1000 Ochsen zur Flotte. — Insonderheit war die Krankenpflege ein eben so wichtiger als schwieriger Gegenstand. Die verlängerte Dauer der Ueberfahrt und die fremdartigen klimatischen Verhältnisse liefsen vermehrte Erkrankungen erwarten; der Soldat ist in der Regel aller diätetischen Vor- und Rücksicht unzugänglich und die französischen Lazarethe mit ihren Universalmedicamenten und ihrer leichtfertigen Oberflächlichkeit in Doctrin und Abwartung haben seit lange keinen vorzüglichen Ruf.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

1. *Anecdotes pour servir à l'histoire de la conquête d'Alger en* 1830. *par J. T. Mérle.*
2. *Journal d'un Officier de l'armée d'Afrique.*
3. *Campagne d'Afrique en* 1830 *par M. Fernel.*
4. *Extrait du Journal d'un Officier supérieur, attaché à la deuxième Division de l'armée d'Afrique.*
5. *Mémoire sur la colonisation d'Alger, par M. Chatelain.*

(Fortsetzung.)

Das Kriegsministerium hatte allerdings auch diesen Gegenstand in's Auge gefafst, allein die Hospitäler erwiesen sich dennoch auf die Dauer in quantitativer und qualitativer Hinsicht nicht zureichend. In Mahon war ein stehendes Lazareth für 2000 Kranke etablirt; zur Wegbringung der Blessirten vom Schlachtfelde hatte man eine eigene Truppe von sogenannten *Infirmiers* organisirt. Bis Ende August wurden über 4000 Kranke aus den Heilanstalten entlassen. —

Trotz des unerwartet schnellen und glücklichen Ausganges hat es die Scheel- und Tadelsucht doch nicht an Rügen und Vorwürfen aller Art fehlen lassen, sowohl über die Anordnungen im Grofsen als im Kleinen. Im Ganzen und Wesentlichen aber scheint es doch, dafs gesunder Sinn, richtiger Blick, ernste Erwägung von Zwecken, Mitteln, Umständen und Motiven, mit einer erfahrungsgemäfsen Theorie Hand in Hand gegangen sind. Man tadelt nach dem, nicht füglich vorauszusehenden, Ausweis der Leichtigkeit des Gelingens den unverhältnifsmäfsig grofsen Apparat (nicht sowohl Aufwand als Bereithaltung) von Mitteln: während doch grade das Gegentheil eine Rüge verdient hätte, St. Jean d'Acre als warnendes Beispiel vor Augen lag und sich eine nutzlose Verschwendung von Kräften nicht nachweisen läfst. Man kann nicht in Abrede stellen, dafs Bourmont's Persönlichkeit als Kriegsminister und Feldherr aus dieser Feuerprobe so fleckenlos hervorgegangen ist, als man es menschlicher Gebrechlichkeit überhaupt ansinnen darf. Man könnte bei den Verfassern der hier erwognen Quellen eine Befangenheit zu Gunsten ihres Feldherrn voraussetzen, aber aus seinen zahlreichen Gegnern hat sich zur Zeit doch noch keine der Berücksichtigung werthe Stimme im entgegengesetzten Sinne vernehmen lassen. Was man gegen ihn vorgebracht hat, beruht entweder auf einer ganz mangelhaften Ansicht über Geist und Wesen der Kriegführung, oder dreht sich um Dinge untergeordneter Art, über die sich hinterdrein jederzeit ganz handlich räsonniren läfst, die sich aber in der unaufhaltsamen Strömung des Lebens und des unverweilten Entschlusses von niemand so abthun lassen, dafs das Geschehene nicht noch einer Vervollkommnung fähig bliebe. —

Es liegt uns jetzt noch ob, von den Büchern, denen wir diese Auskunft verdanken, selbst zu reden. Sie sind fast gleichzeitig erschienen, und bei den zweiten Auflagen von Nro. 1. und 3. sind die übrigen Nummern grofsentheils mit zu Rathe gezogen. Nächstdem war über das Faktische der Begebenheiten in den Tagesblättern mannigfache Auskunft zur öffentlichen Kenntnifs gekommen. Es ist daher begreiflich, dafs sich in der Erzählung keine erheblichen Abweichungen finden. Dennoch dienen sie sich zu gegenseitiger Ergänzung.

Nro. 1. Der Verf., Privatsecretär Bourmonts, und demselben von Polignac empfohlen, scheint ihm persönlich sehr ergeben, und sein besonderes Vertrauen besessen zu haben. Er war bis zur Zeit des Gefechtes von Blihda, welches die erste Periode des Feldzugs beschlofs, in Algier anwesend, und er beruft sich wiederholentlich auf offizielle und confidentielle Notizen, die ihm von guter Hand mitgetheilt worden. Seine Darstellung zeichnet sich durch Lebendigkeit, Frische und durch die Unbefangenheit aus, mit der sie sich über Ge-

genstände und Einzelnheiten verbreitet, welche durch Männer vom Fach als unerheblich oder nicht zur Sache gehörig übergangen werden, während sie doch insonderheit nicht nur den moralischen Eindruck mitbestimmen helfen, den die Ereignisse auf die handelnden Personen äufsern, denen anderweite Kriegserfahrung noch abgeht, sondern häufig auch von entschiednerem Einflufs auf Entschlufs, Beurtheilung und Benehmen derselben sind, als gewöhnlich zugestanden wird. Mannigfache Bildung und eine ehrenwerthe Gesinnung blicken überall durch, und da der Verf. kein Hehl über die politische Farbe macht, der er gehuldigt, so besitzt der Leser einen Prüfungsmafsstab für manche Schilderungen, welche das Wohlwollen für den Helden der Geschichte diktirkt haben mag, in denen man jedoch nie die Gränze des Anstandes durch wilde Leidenschaft oder niedere Schmeichelei auf eine das Zartgefühl des Lesers verletzende Weise überschritten sieht. Dem Werke sind die Grundrisse von der Cassbah und Torreschica, ein Plan von dem befestigten Lager auf der Halbinsel Sidiferrüsch und eine Uebersichtscharte in ziemlich kleinem Mafsstabe von dem zwischen der Küste, jener Halbinsel, der Umgegend von Algier und der von dem Heere eingeschlagnen Strafse gelegnen Terrainabschnitt beigefügt. Die zweite Auflage wurde mit Berichtigungen und ergänzenden Notizen mancherlei Art ausgestattet, so wie mit der lithographirten Copie einer Handzeichnung des Herzogs von Bordeaux und der Abbildung einer wenig bekannten Medaille, die zu Ehren des Marschals geschlagen worden. Ein Schreiben von Chauvin-Beillard (gleichfalls Exsecretär Bourmont's) giebt Auskunft über die letzten Begebenheiten bis zur Abreise des Marschals.

No. 2. In militärischer Hinsicht das Hauptwerk, (wie man äufserlich weifs) vom Chef des Generalstabs Gen. Lieut. Désprez verfafst, und mit einem detaillirten Plan der Belagerung des Kaiserschlosses begleitet (Mafsstab $\frac{1}{10000}$; das Terrain nach neufranzösischer Manier durch Horizontallinien skizzirt). Die Erzählung beginnt mit einer ausführlichen Auseinandersetzung der Ursachen, welche den Bruch zwischen Frankreich und der Regentschaft von Algier herbeigeführt haben, und verbreitet sich mit einer der Amtsstellung und Kriegskunde eines solchen Augenzeugen entsprechenden Sachkunde über alles Detail der Ausrüstung und des faktischen Hergangs nicht nur während der Hauptperiode des Feldzugs bis zur Uebergabe von Algier, sondern auch in Beziehung auf die Nebenoperationen der zweiten Periode nach Blihda, Oran, Bona und Bugiah. Die tabellarischen Uebersichten über die für die Expedition verwendete See- und Landmacht empfehlen sich durch ihre Vollständigkeit und Authenticität. — Wie in der Einleitung so tritt auch am Schlusse die Darstellung aus der engern Sphäre des Kriegesberichtes heraus, und nimmt eine mehr politisch-historische Richtung, bis sie mit der Ablösung Bourmont's durch Clauzel ihre Aufgabe vollendet hat. Am 4. Aug. erfuhr man in Algier die Auflösung der Deputirtenkammer; in der Nacht vom 10. zum 11. durch den neuen Kriegsminister die Abreise Carls X. von St. Cloud, am 12. seine Abdankung. In Folge eines am 17. erlassenen Tagsbefehls wurde auf der Flotte und in der Stadt gleichzeitig die dreifarbige Fahne aufgepflanzt. Am 18. erhielt der Admiral die offizielle Nachricht von der Thronbesteigung des Hauses Orleans. Diese Katastrophe blieb nicht ohne Einflufs auf die Lage des Heers, und machte insonderheit die Stellung des Oberbefehlshabers um so kritischer, als er über die Ansichten und Projecte des britischen Cabinets in völliger Ungewifsheit schwebte. Der bis dahin eine freundschaftliche Gesinnung für die Franzosen simulirende Bei von Titteri ging nun sofort zu feindseliger Widersetzlichkeit über; die Abberufung des Gen. Damremont von Bona führte das blutigste und erbittertste Gefecht der ganzen Expedition herbei. In dem Tagsbefehl vom 2. September nimmt der Marschal Abschied von seinen Untergebnen, und kündigt ihnen den Gen. Clauzel als seinen Nachfolger an. Tags darauf schiffte er sich auf der für diesen Zweck auf seine Kosten gemietheten östreichischen Brigg *l'Amatissimo* ein: *„de tant de millions de la conquête il n'emportait qu'un seul trésor, le coeur embaumé de son malheureux fils ....“ (Fernel. 189).*

(Der Beschlufs folgt.)

LIV.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten von Eduard Müller. Erster Band. Breslau 1834. 285 S. 8.

Bei den lebhaften Bestrebungen unserer Zeit, in die Geheimnisse der Wissenschaft und Kunst bei den Alten von allen Seiten einzudringen, und die Resultate solcher Forschungen mit den Ergebnissen und Wünschen der modernen Bildung innigst zu verweben, konnte man sich wundern, dafs die Kunstlehre der klassischen Darstellung oder eine Art von antiker Aesthetik immer noch auf ihren Bearbeiter wartete. Wie trefflich, mochte

wohl mancher denken, käme uns der Besitz einer Anzahl Principien und Regeln zu statten, um einen unfehlbaren Blick in die Methode, die Studien, das Rüstzeug jener Meister zu thun, welche neidisch fast alle Spuren ihrer Mittel und Gänge zur Vollendung verwischt haben, und weil sie die normalen Vorschriften der Kompendien, sogar die billigsten Forderungen der Kunstrichter abweisen, von diesen (nach Schiller's Ausdruck) als Grenzstörer und wild laufende, ungezogene Söhne der Natur gebannt werden; wie trefflich vollends, um die bewunderten Alten in ihrer Werkstätte zu belauschen, und sich mit freudigem Bewufstsein, wie etwa Wieland auf Anlafs der Homerischen Untersuchungen, zu gestehen, dafs jene doch eben auch nur wie unser einer gewesen seien. Nun hat zwar Hillebrand in seiner *Aesthetica literaria antiqua classica* den Anfang einer solchen Kunsttheorie gemacht, aber lediglich auf eine sehr gemischte Stellensammlung sich beschränkt, welcher (abgesehen von ihrer Unvollständigkeit) die innere Folgerichtigkeit, die nöthige Verknüpfung und die philologischen Erläuterungen gänzlich abgehen, so dafs kein anschauliches Bild des künstlerischen Organismus gewonnen wird. Gleichwohl haben viele in unseren Tagen sich gewissermafsen drängende Versuche sowohl der genialsten Männer (wohin namentlich die Mittheilungen aus dem Briefwechsel von Goethe und Schiller gehören) als auch der gelehrten Forscher über Epos, Drama, Geschichtschreibung, Beredsamkeit und andere Gattungen eine solche Fülle von Ansichten in Umlauf gesetzt und solche Stärke der Beurtheilung entwickelt, dafs vielleicht eine Systematik oder ein Kollektivwerk für die Kunstlehre der Alten zeitgemäfs scheinen dürfte. Doch ehe man zur Sache schreitet, müssen einige vorläufige Fragen genügend beantwortet werden, vor allen aber diese: welches Gebiet, welchen Umfang und Gehalt soll die vorgebliche Theorie besitzen? hat sie wahrhaften Nutzen? und wenn ihr wirklich Existenz und objective Geltung zukommen, welcher Methode folgt sie? Denn was die Frage nach dem Nutzen betrifft, so fürchten wir nicht, dafs man sie, wie unbedenklich bei jeder überlieferten und im wissenschaftlichen Bewufstsein lebenden Disciplin geschähe, für zunftartig und gemeinbürgerlich halten wollte. Mufs ja doch die gesammte Philologie, deren kleinster Theil das obige Kunstfach wäre, wohl jedes Decennium den ungestümen Realisten und Utilitätsmännern Rede stehen, was ihr Thun und Lassen sei, wie weit noch in der unermefslich vorgeschrittenen Gegenwart ihre Brauchbarkeit gehe, und dergleichen mehr. Hier aber ist die Rechenschaft etwas dringender. Man erinnere sich nur, dafs die Autoren des Alterthums in zwei geschiedene Massen zerfallen, in die der Originale, der ächten Klassiker, deren individuelle Gröfse durch den Stempel des Jahrhunderts und der Zeitgenossen bedingt ist, und in die der buchgelehrten Schriftsteller, der Zöglinge des Schulwissens und der rhetorischen Unterweisung, deren Subjectivität bald leise, bald auch sehr zufällig vom Gepräge des Zeitalters sich beherrschen läfst. Diese scharf gesonderten Folgen und Gruppen befafst die Litteraregeschichte, und wenn sie wie billig eine tiefe Charakteristik der Perioden und ihrer Stufen, der Redegattungen von Seiten ihrer Form, Technik und geistigen Eigenthümlichkeit, endlich der bedeutsamsten Individuen in ihrem vollen psychologischen Werthe hervorbringt, so ruht hierin die klarste und zuverlässigste Geschichte der künstlerischen Erscheinungen und Grundsätze. Die Theorie, welche dasselbe Feld betritt, läuft Gefahr, für ein überflüssiges Räsonnement, oder, was wenig besser, für ein dürres Summarium, eine nachhinkende Abstraktion zu gelten.

Der Verf. des vorliegenden Buches hat Voraussetzungen der Art gänzlich auf sich beruhen lassen. Das Objekt, mit welchem er zum ersten Male, und (wie er nicht unwahr versichert) mit einiger Schüchternheit vor das Publicum tritt, überschreitet das Mafs jugendlicher Kraft: wenn man bedenken will, dafs hiezu nicht blofs ein Aufwand an sorgfältiger und ausgedehnter Belesenheit erfordert wird, sondern auch ein gebildetes Urtheil, dessen Bündigkeit und Schärfe langsam an den empirischen Massen genährt und geübt, und durch Irrgänge, Sprünge und oftmals aufgeopferte Lieblingsansichten (*ἡ γὰρ τῶν λόγων κρίσις πολλῆς ἐστι πείρας τελευταῖον ἐπιγέννημα*) wie durch ein Läuterfeuer gewandert sein mufs, ehe der untrügliche Takt zurückbleibt, welcher sicherer als technische Anweisungen und gelehrte Kollektaneen führt. Hr. Müller hat nun unstreitig seinem Werke Fleifs und Liebe gewidmet, aber ihm fehlen der Umfang und die Reife der philologischen Studien, der helle Ueberblick der antiken Produktivität, der sich in steter Durchdringung von Hauptstücken und zerstreuenden Einzelheiten thätig zeigen soll, demnächst auch die Herrschaft über den materiellen Stoff und die Form der Darstellung. Was namentlich seinen Vortrag betrifft, so dürfte man die Klarheit und Unbefangenheit desselben leichter anerkennen, als die Lebhaftigkeit und das besonnene Feuer, ohne welche Vorzüge Schriften theoretischen Inhalts ein sprödes Aussehen behalten und auf die so durchaus unentbehrliche Geniefsbarkeit und Theilnahme verzichten; auch ist von ihm selbst bedauert worden, dafs er die wünschenswerthe Rundung und Anmuth wider seinen Willen im Rückstande gelassen habe. Doch weit fühlbarer erscheint die Dürftigkeit der Auffassung, deren Grund eben in jener Beschränktheit der Erudition liegt, da sogar viele der neueren Hülfsmittel nicht gebraucht sind. Nur auf diese Weise glauben wir einzusehen, wie der Verf. statt einer fruchtbaren Analyse der litterarischen Fächer, ihrer Typen und Tugenden oder Mängel, ihrer Stellung zu den modernen Formen und ihrer wechselseitigen organischen Bezüge — statt solcher Propädeutik zur alterthümlichen Geisteswelt nichts als einen mageren Auszug, ein Verzeichnifs von Ansichten unternahm, welche Griechen und Römer über Handhabung und Zwecke der Litteratur geäufsert haben. Wenn nun eine Chrestomathie dieser Art, auf die Wortführer irgend einer neueren talentvollen und schriftreichen Nation angewandt, unglaubliche Dissonanzen und den unerspriefslichsten Wirrwarr zufälliger oder subjectiver Gedanken zu Tage bringen müfste: was läfst sich erst von einer solchen Sammlung für die Alten erwarten, die niemals in den klassischen Zeiten anders als gelegentlich und mittelbar ihr Urtheil über litterarische Kunst und Künstler hingaben, bis Aristoteles mit seiner zusammenhängenden Theorie die Bahn brach; wovon doch auch nur weniges und in grofsen Trümmern uns zugekommen ist. Nach ihm wachsen zwar die Lehren und Abstraktionen; gleichwohl bilden weder diese, mit einziger Ausnahme der rhetorischen Kompendien über Beredsamkeit, ein fortschreitendes und verarbeitetes Ganzes, noch leistet deren Kenntnifs mehr als oberflächliche Notizen und vielleicht einen und den andern Aufschlufs über die Grundsätze, nach denen die Späteren ihre Schriften zu formen pflegten. Von der Armuth des Stoffes mag aber wohl ein kurzes Summarium des gegenwärtigen Buches, welches beim Aristoteles stehen bleibt, der überzeugendste Beweis sein. *Einleitung*: Geschichte der Theorie der Kunst bei den Griechen, von Homer bis auf Aristoteles. Erstlich Ideen zur Theorie von Homer bis auf Plato, wobei mehrerer Epiker, des Pindar, Sophokles, der Sophisten und des Sokrates gedacht wird, dann Plato's *Aesthetik*, im Anhang auch von andern Sokratikern. Darauf Ansichten und Forderungen des Aristophanes, nebst anderen Dichtern der alten und mittleren Komödie, am meisten in Kritiken der Tragödie bestehend. Am Schlufs etliches von attischen Rednern. Ueber den Begriff und Standpunkt der Kunst schweigt der Verf., sowie über den Nutzen dieser fragmentarischen Blütenlese; nur über die Methode hat er sich anders als ein dem Refer. nicht ganz unbekannter Anonymus erklärt, indem er die Trennung der Griechen von den Römern mifsbilligt, weil letztere zu wenig Selbständigkeit als Kunstphilosophen hätten und theilweise die Lücken der Theorie aus ihnen selber auszufüllen wären. Auch hier kehrt das gewohnte Vorurtheil wieder, die Litteraturen nach dem Mafse ihrer Selbständigkeit abzuschätzen, während sie vielmehr der Aufgabe genügen sollen, national und heimathlich zu sein. Volksthümlich aber ist die römische durchweg, d. h. praktisch und nicht im unmittelbaren Bewufstsein der Kunst entsprungen, weshalb ihr der Umfang einer liberalen Kunstlehre und Formenbildung unbekannt war; die Römer entbehren jeder Theorie für irgend ein Fach der Darstellung, und selbst die von ihnen emsig und weit über das griechische Wissen hinaus verfolgte Technik der Beredsamkeit empfängt ihren Werth allein von der breiten empirischen Fülle; Horazens *Epistola ad Pisones* dagegen und verwandten, das einem individuellen oder zeitgemäfsen Zwecke dient, wird kein Unterrichteter hierher ziehen. Anders verhält es sich mit der Ge-

schichte von Gattungen und Stilarten, die einer mit Griechen nie zu vermischenden Charakteristik bedürfen. Ob jedoch der Verf. aus den hie und da verstreuten römischen Notizen wichtige Supplemente (wie dies etwa bei der Geschichte der Philosophie geschieht zu ziehen vermöge oder sich mit dem kleinen historischen Gewinn begnügen werde, mag der zweite Theil erweisen.

Jetzt wenden wir uns zur gedrängten Uebersicht dieses ersten Bandes. Er hebt mit der nicht unschicklichen Frage an, ob die Alten künstlerisches Bewufstsein mit dem philosophischen paarten und ihr Schaffen den Gesetzen des Allgemeinen unterordneten; da nun aber die Philosophie der Kunst nicht in den Werken ihres schöpferischen Genius enthalten sein, sondern aus ihren Kunstbetrachtungen fliefsen soll, deren Bächlein, wie dürftig und geringfügig sie erscheinen möchten, doch dem Strome der lebendigen Kunst immer noch nahe genug sich entwickelt hätten und einigen Antheil am angebornen Schönheitssinne der Nation besäfsen, mithin auch keine zu starke Verschiedenheit der Ansichten hervortreten liefsen, so wird mit dieser trügerischen Grundlegung der Standpunkt des Ganzen verrückt. Die Vortrefflichkeit der antiken Produktionen stand unfehlbar in dem umgekehrten Verhältnifs zur Kunsttheorie, selbst des Aristoteles Auffassungsweise ist in einseitigen, nicht aus der Mitte des reichen litterarischen Lebens geschöpften Principien befangen: und wer wollte sich wundern, dafs den Mitgliedern der klassischen Zeit ein helles Bewufstsein über das Element und Geheimnifs ihres Wirkens versagt war, da die Neueren, obwohl vielfach begünstigt und auf eine unparteiliche Höhe gestellt, mühsam unter argen Mifsgriffen in das Wesen des antiken Nachlasses eingedrungen sind. Um vieles paradoxer klingt nun der erste Satz des Buches, dafs schon in den frühesten Zeiten sich Keime zur Theorie der Kunst fänden, im Homer nämlich und vielen seiner Nachfolger, wofern man jede gewichtige Aeufserung über Zweck und Wirksamkeit der Kunst hieher zu stellen berechtigt sei; ja die Forschung würde, wenn nicht gewisse Schwierigkeiten entgegenträten, noch *tiefer* hinabsteigen dürfen. Hr. M. meint doch nicht die Thrakischen Barden oder orientalische Symbolik? Was indessen halb-theoretisches aus Homer und anderen bis auf Pindar zum Vorschein kommt, das beläuft sich auf die bekannten Aussprüche über die Macht des Gesanges und den Zusammenhang des Dichters mit einer begeisternden Gottheit; wir aber hätten statt dieser allgemeinsten Ueberzeugung des Alterthums, ohne die keine Poesie denkbar schien (s. die Citate S. 225), lieber die Erörterung des oft angeregten Zweifels gesehen, ob die Dichtung der früheren Periode nach den Gesetzen einer künstlerischen Einheit und organisirenden Berechnung angelegt war, und folglich auf Abstraktion, auf Sonderung des Dichters vom Objecte beruhte. Der Bericht geht sofort über auf Sophokles, dem es zuerst um eine wirklich gesetzmäfsige Theorie zu thun gewesen sei; doch laufen alle Belege nur auf Kritiken hinaus, die dieser denkende Künstler an den Werken seiner Nebenbuhler übte, Kritiken also, die mit nicht geringerer Schärfe von Euripides und anderen Dramatikern in jener so wachen und empfänglichen Zeit ausgesprochen wurden; deshalb wäre es rathsamer, dergleichen Einzelheiten in eine Schilderung der attischen Kunstwelt und besonders des geistreichen Publikums zu verweben, dessen Urtheilskraft auf diesem Felde sich in vielen Zügen bewährt. Hierbei ist noch ein exegetischer Irrthum zu rügen, indem eine Stelle Plutarchs Moral. p. 79. B. (*ὥσπερ γὰρ ὁ Σοφοκλῆς ἔλεγε, τὸν Αἰσχύλου διαπεπαιχὼς ὄγκον, εἶτα τὸ πικρὸν καὶ κατάτεχνον τῆς αὐτοῦ κατασκευῆς, τρίτον ἤδη τὸ τῆς λέξεως μεταβάλλειν ἦθος, ὅπερ ἐστὶν ἠθικώτατον καὶ βέλτιστον*) einen Aufschlufs über die verschiedenen Style, in denen Sophokles seine künstlerische Laufbahn vollendete, gewähren soll. Wir wollten aber keinem die „interessante Forschung, wie weit der schwülstige, herbe und ächte Styl in seinen Tragödieen sich nachweisen lassen", mit dem Verf. S. 17. 224. empfehlen: denn Plutarch, der wie natürlich nur von der einen Stylart dieses Tragikers weifs, läfst ihn erzählen, er habe sich erstlich wie im Sprunge leicht und ohne Gefährdung über des Aeschylus Schwulst hinweggesetzt, dann dessen Herbheit und Mühseligkeit verbannt, drittens einen ethischen Redeton aufgenommen. Weiterhin sind die etwaniges ästhetischen Gedanken des Demokritus, der Pythagoräer und Sophisten, endlich des Sokrates aufgeführt, woraus fast nichts erhebliches und mit dem Objecte nahe verwandtes ermittelt wird. Daran hätte der Verf. wegen der Chronologie und allenfalls ihr zum Trotz, um die Einheit der Darstellung möglichst wenig zu zerreifsen, Aristophanes, Euripides mit ihren Nachbarn und den kleinen Kreis von Rednern anreihen sollen; jetzt ist Plato gleichsam als Insel in ein weites, ununterschiedenes Meer, fast nur dem Sokrates und den Sokratikern zu Gunsten, eingeschoben. Von den Kunstansichten des grofsen Philosophen handelt der fleifsigste Abschnitt des Buches, S. 27—129. Der Stoff ist hier vervollständigt, zum Theil besser als früherhin entwickelt und gedeutet (wie die Anspielungen auf den dichterischen Enthusiasmus, die Theorie vom Schönen, welches jedoch für Plato mehr spekulativen als ästhetischen Gehalt offenbart, u. a.), auch manches aus eigenthümlicher Kombination eingemischt (wie die Hypothese S. 50, dafs der Dialog Ion ein ironisches Beiwerk zum Phädrus sei); dennoch hätte sich das alles in einen einfacheren Ueberblick zusammendrängen lassen, wenn man auch den meisten Einzelheiten mit Interesse folgt. Denn die Summe derselben begrenzt sich innerhalb einiger systematischer Aphorismen, und es fehlt viel daran, dafs Plato, der auf diesem Gebiete einsam steht, als *der Begründer der Kunstphilosophie* betrachtet werden könne (wie z. B. S. 42 auf etliche mifsverstandene Metaphern hin im Kapitel von der Phantasie), während das Urtheil des Kallimachus, dafs er nur einseitige Kritik über die Dichter geübt, ein gröfseres Gewicht hat. Die Platonischen Sätze, welche theils den Poeten als unbewufsten Dolmetscher göttlicher Begeisterung, als Nachahmer von sinnlichen Dingen aus dritter oder vierter Hand bezeichnen und ihm allen Antheil an Wahrheit und richtiger Erkenntnifs absprechen, theils die Poesie einer politischen Gesetzgebung unterwerfen, wofern sie geduldet und im Staate wirksam sein wolle, liefern uns den frühesten Versuch, die Dichtung vor den Richterstuhl der Moral zu ziehen und ihr eine fremdartige Bestimmung aufzudringen. Es lagen dieser übertreibenden Kritik äufserliche Anlässe nicht minder als tiefe Anschauungen zum Grunde: zunächst der Widerspruch mit der philosophischen Bildung, in den die Volksreligion und ihr Quell, der poetische Glaube, stets entschiedener gerieth, dann der feindselige Gegensatz der Komödie gegenüber der Philosophie (namentlich in Legg. XI. p. 967. D. angedeutet), wie man überhaupt nicht vergessen darf, dafs Plato sich vorzüglich auf das Drama beziehe; vor allem aber seine Individualität, der (als eines nicht *μυθολογικὸς*) gerade der sinnliche Standpunkt der antiken Poesie fern blieb, und das wissenschaftliche Bewufstsein ein zu sicheres Uebergewicht gab, als dafs er die Bedingtheit einer volksthümlichen, von der Gegenwart vermittelten Darstellung hätte anerkennen sollen. Auf die Sokratiker folgt Aristophanes, dessen Spöttereien und künstlerische Urtheile über Euripides, gelegentlich auch über andere Dichter in gröfster Breite (S. 134—206) durchgegangen sind, übrigens weder in eine Theorie, noch in eine Geschichte der Theorie der Kunst, sondern in eine Charakteristik des Komikers gehören, und ohnehin nur dann einen gründlichen Werth erlangen, wenn sie kritisch und unbefangen abgeschätzt, nicht wie vom Verf. für goldene Worte genommen werden. Sonst dürfte man, sobald es einmal auf solche Register von Karikaturen ankommt, noch das Verzeichnifs Aristophanischer Parodieen vermissen, die das Epos mit andern alten Dichtern betreffen. In ähnlicher Absicht sind auch die lustigen Ausfälle der nächsten Komiker aufgeführt, verbunden mit den spärlichen theoretischen Sätzen des Isokrates und einer Notiz des Redners Lykurg, welcher Poesie liebte und poetische Stellen gern citirt. Den Schlufs machen begründende Anmerkungen.

G. B.

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

1. *Anecdotes pour servir à l'histoire de la conquête d'Alger en 1830, par J. T. Mérle.*
2. *Journal d'un Officier de l'armée d'Afrique.*
3. *Campagne d'Afrique en 1830 par M. Fernel.*
4. *Extrait du Journal d'un Officier supérieur, attaché à la deuxième Division de l'armée d'Afrique.*
5. *Mémoire sur la colonisation d'Alger, par M. Chatelain.*

(Schluſs.)

Auch der Verf. wurde durch den Gen. Delort abgelöst. Eine strenge Untersuchung über die Verwaltung des eroberten Schatzes fiel zur ehrenvollen Genugthuung für die Betheiligten aus. Der Vf. rühmt dabei die Unparteilichkeit Clauzels. Die politische Katastrophe hatte übrigens die Bande der Disciplin im Heere nicht erschüttert, wenn gleich ein groſser Theil der höhern Offiziere (fast die Hälfte) sofort die Armee verlieſs. Der Verf. versichert, daſs niemand ernstlich daran gedacht habe, von derselben einen contrerevolutionären Gebrauch zu machen, auch würde dieſs an der bekannten politischen Gesinnung des Admirals gescheitert sein. — Der Frage nach der Möglichkeit die neue Eroberung zu colonisiren begnügt sich der Vf. eine Menge von Gegenfragen gegenüberzustellen, welche auf die damit verknüpften Schwierigkeiten hindeuten. Den Beschluſs macht ein Schreiben des Marschalls an den Admiral, worin er gegen ihn Beschwerde über eine Verunglimpfung des Heeres führt. Der Verf. tröstet sich damit, daſs man dereinst von der Expeditionsarmee sagen werde: — *que jamais prise aussi considérable n'enrichit moins ceux qui l'avoient faite; — d'autres victoires, sans doute, ont eu plus d'éclat, mais aucune ne coûta moins de larmes à l'Europe.*"

Nro. 3. Der Verf. als Staabsoffizier beim Generalstabe Dienste leistend, hatte sich in der ersten Auflage nicht genannt; auch fehlten darin eine Menge persönlicher Notizen über seine Kampfgenossen. Das Ganze behandelt in sieben Kapiteln: 1) die Vorereignisse bis zur Rast in der Bai von Palma; 2) die Landung auf Sidiferrüsch; 3) die Gefechte von Staweli und Sidikalef; 4) *Chapelle de la fontaine*; Belagerungsarbeiten, Capitulation; 5) Einzug in Algier, Abreise des Dei; 6) Statistische Notizen; 7) Expedition von Oran, Bona, Blidah und Abreise Bourmont's. Ausgestattet ist das Werk mit einer tabellarischen Uebersicht der Heeresorganisation (interessant wegen der namentlichen Nachweisung aller höhern Offiziere); mit einem Plan des Angriffs auf das Kaiserschloſs im Maſsstab von $\frac{1}{20,000}$, und einem Bildnisse des Dei. Es enthält manche Detailaufschlüsse und Erläuterungen, die zur Vervollständigung von Nro. 2. dienen können. So z. B. der Tagsbefehl vom 11ten August. „*Des bruits étranges circulent dans l'armée. Le Maréchal commandant en chef n'a reçu aucun avis officiel qui puisse les accréditer. Dans tous les cas, la ligne des devoirs de l'armée lui sera tracée par ses serments et la loi fondamentale de l'état.*" —

Nro. 4. Aller Wahrscheinlichkeit nach vom Gen. Lovezdo, Befehlshaber der zweiten Infanteriedivision verfaſst, bezieht es sich in der Hauptsache nur auf das bei dieser Division in dem Zeitraume von 14. Juni bis 6. Juli Vorgefallene. Die dieses Tagebuch begleitenden Pläne im Maſsstab von $\frac{1}{20,000}$, (der eine über die Läger von Sidiferrüsch und Staweli, der andre über die Einschlieſsung und Belagerung des Kaiserschlosses) sind ausgezeichnet und gleich instructiv für die Aufstellungen und Bewegungen der übrigen Divisionen. Der Text beurkundet den in seine Berufssphäre exemplarisch eingewohnten, praktisch tüchtigen Kriegsmann, und ist um so schätzbarer, je seltner kriegsgeschichtliche Monographien aus der mittlern Sphäre der Kriegführung sind. Insonderheit interessant wird die Darstellung im Ge-

gensatze des aus dem Standpunkte des Laien aufgefafsten Berichtes von Mérle (Nro. 1.) für den Truppenführer, sowohl wegen der nähern Einsicht in das Detail der taktischen Anordnungen und disciplinarischen Verhältnisse, als auch wegen der Seitenblicke in den gesammten innern Haushalt der französischen Organisation, namentlich in den Verkehr des Hauptquartiers und Generalstabs mit den unmittelbaren Befehlshabern der Heerestheile, und die sich dabei fast überall auf ähnliche Weise herausstellenden Reibungen und Meinungsdifferenzen u. dergl.

Nro. 5. Obschon von einem Manne herrührend, der die afrikanische Küste selbst nie besucht hat, und wenn gleich mit Ausnahme der statistischen Notizen sich fast nur im Gebiete der Hypothese bewegend, dient es doch, eben dieser Notizen und der beigefügten Spezialcharte des Gebiets von Algier wegen (die sich bis über Cap Matifu und Medejah im kleinen Atlas erstreckt) zu einer nützlichen und belehrenden Ergänzung der übrigen hier betrachteten Schriften. Die wesentlichen, bei einem Colonisationsprojecte zu erwägenden Rücksichten, sind hier auf eine geistreiche und besonnene Weise zur Sprache gebracht, und wiefern der Vf. von der Grundansicht ausgeht, dafs nur durch eine völlig militärische Organisation der Kolonie und des für ihre Begründung zunächst ausersehenen Terrainabschnitts ihr anfängliches Bestehen und ihre stufenweise Erweiterung auf eine solide Weise basirt werden könne, verdient diese Denkschrift auch von solchen Lesern berücksichtigt zu werden, die sich vorzugsweise nur mit den Produktionen der Litteratur beschäftigen mögen, welche dem Gebiete des Kriegswesens ganz eigentlich angehören.

Rühle v. Lilienstern.

LV.

Friderici Henr. Hug. Windischmanni, phil. Doctoris Sancara sive de theologumenis Vedanticorum. Bonnae 1833. *Impensis T. Habichti.*

Der talentvolle Sohn eines im Gebiete der orientalischen, besonders indischen Philosophie seit mehreren Decennien eben so unermüdlich als geistreich und eigenthümlich forschenden Mannes giebt uns in diesem Werke von geringem Umfang (189 Octavseiten) einen verhältnifsmäfsig grofsen Reichthum neuen Materials und gediegener Forschungen über Religion, Philosophie, Litteratur und Sprache der Indier. Wir erhalten darin zunächst den sehr sorgfältig edirten Text einer dem berühmten Vedantisten Sankara zugeschriebenen Schrift „*Râla-Rôdhani*", welche in 87 *Slôka's* die Grundlehren des Vêdânta-Systems ausspricht, freilich auf eine Weise, dafs man mit der Sache schon vertraut sein mufs, um die kurzen Andeutungen und Winke zu begreifen, die hier und da mit überflüssigen poetischen Ausschmückungen gefärbt sind. Was aber das philologische Verständnifs anbelangt, so läfst die treue Uebersetzung des Vfs. und der ihr vorangestellte Commentar mit eingestreuten Scholien aus dem vom Hrn. Prof. Lassen copirten Pariser Codex wenig zu wünschen übrig.

Der Vf. bewährt eine seltene Belesenheit und gründliche Durchforschung anderer, dem behandelten System angehörigen Schriften und giebt davon zahlreiche und höchst interessante Auszüge, sowohl in diesem Commentar als vorzüglich in dem inhaltsreichen dritten Kapitel, wovon später. Hier aber müssen wir, da auch in sprachlicher Beziehung in vorliegendem Buche schätzbare Erörterungen gegeben sind, zwei Punkte hervorheben, in welchen wir die Meinung des Verfs. bestreiten müssen. Derselbe hält S. 14 eine vor *iti* häufig vorkommende Form für den *status absolutus* oder die nackte Grundform des Wortes. Diese gebraucht aber das Sanskrit nur am Anfange von Compositen, aufserdem aber greift die Sprache immer zu einem bestimmten Casus, und wenn ein Wort aufser allem grammatischen Verband hervorgehoben wird und dann *iti* nach sich hat, so ist es der Nominativ oder der noch besser passende Vocativ, den die Sprache wählt, und nicht das dem lebendigen Sprachgefühl fremde Thema. Der Vocativ aber ist mit dem Thema in vielen Fällen identisch, und daher der Anschein, als käme dasselbe, aufser der Composition, auch isolirt vor. Oder sollte man uns Belege bringen können, in welchen Vocativ und Grundform formell geschieden sind und dennoch die Gestalt des Themas vor *iti* stünde? Wir haben, seitdem unsere Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet ist, uns nach solchen unzweideutigen Themen, deren Beleg für den Charakter des Sanskrit wie für die allgemeine Grammatik wichtig wäre, vergeblich umgesehen; in den zahlreichen uns vorliegenden Beispielen aber läfst sich die betreffende Form überall als Vocativ fassen. So lange

wir also keine Formen finden, die weder vocative noch nominative Gestalt haben, erklären wir den Ruf von Walmiki's *Kôhila* — „*rôma! rômê! 'ti*" — lieber als Vocativ denn als eine des sprachlichen Lebens entbehrende Grundform.

Im zweiten *Sûtra 'b.* übersetzt Hr. W. den Ausdruck *pas'yêt* durch *videre potest* und bemerkt in seinem Commentar „*ex noto potentialis usu*". Wenn wir aber den Modus, welcher den griechischen Conjunctiv und Optativ vertritt, und mit letzterem auch formell identisch ist, mit Wilkins und Anderen *Potentialis* nennen — Colebrooke umschreibt ihn durch „*imperative, optative, subjunctive etc.*" — so thun wir dies, um den vorgefundenen und verbreitetsten Namen beizubehalten, und fassen hierbei das Können nur in seinem Gegensatze zur Wirklichkeit des Indicativs, ohne zuzugeben, daſs in irgend einem uns bei Schriftstellern vorgekommenen Beispiele das Hülfsverbum können, am wenigsten sein Indicativ, die geeignetste Weise wäre, den *Potentialis* zu umschreiben. Dagegen wird er was Wilkins und Forster in ihren Syntaxen unerwähnt lassen und, so viel wir wissen, noch nirgends zur Sprache gebracht ist, häufig in Fällen gebraucht, die von aller Zeitbestimmung unabhängig sind, wo man in den meisten Sprachen das Präsens indic., im Semitischen aber das Präteritum setzt, obwohl die Handlung weder als gegenwärtig noch als verflossen, sondern als zu jeder Zeit gewesen, seiend und sein werdend dargestellt wird, weil sie als eine in der Natur der Person oder Sache, wovon die Rede ist, nothwendig inhärirende Eigenschaft gedacht wird. So in der angegebenen Stelle, wo es heisst: „Wegen des Unterschiedes des Blauen und Gelben, Dicken und Dünnen, Kurzen und Langen und anderer Eigenschaften *) sieht das Auge vielerlei Gestalten". Von einem Sehen-können ist hier nicht die Rede, eben so wenig als von einem eben jetzt von einem bestimmten Auge verrichteten Sehen. Auch übersetzt an anderen Stellen Hr. W. diesen Nothwendigkeits-Modus ganz einfach durch das Präsens indic. z. B. im 5ten *Sl.*, wo von dem denkenden Geist gesagt wird: „Nicht geht er auf, nicht geht er unter, wird nicht vermehrt und nicht vernichtet, selber leuchtet er und erleuchtet (*b'âsayêt*) anderes andere." In einem oft citirten und auch von A. W. v. Schlegel übersetzten *Slôka* des *Hitôpadêsa* (S. 1) wird gesagt, wie der Weise, in Ansehung der Wissenschaft und des Reichthums einerseits, und der Pflicht andererseits zu verfahren pflegt, — nicht wie er verfahren soll, dies braucht man dem Weisen nicht zu sagen, auch nicht wie er handeln kann, sondern wie er, weil er weise ist, nothwendig verfährt — das Verbum aber steht im *Potentialis:* „Wie nicht alternd und unsterblich denkt (*c'intayêt*) der Weise auf Wissenschaft und Reichthum, wie vom Tod gefaſst beim Haare, (*âc'arêt*) übt er die Pflicht." Wilkins aber faſst hier mit Unrecht den Pot. in seinem gewöhnlichen Sinn und übersetzt (in seiner Grammatik S. 14): „*A wise man should consider science and wealth like one not subject to sickness and death*" *etc.* Schlegel setzt in freierer Uebertragung, und mit Weglassung des Weisen, den Imperativ. Merkwürdig ist es, daſs unter den 8 Kategorien, die Wilkins (S. 854) nach dem *Mugdh'abôdha* und der *Kaumudi* vom *Potentialis* aufstellt, die hier in Rede stehende nicht aufgeführt wird, während die 8 angeführten, wie aus den sie repräsentirenden Beispielen hervorgeht, sämmtlich auf Eins hinauslaufen. Denn was ist für ein Unterschied zwischen „hier esse der Herr" und „hier schlafe der Herr" als daſs eben essen etwas anderes ist als schlafen? Es gränzt an's Unglaubliche, wenn man bei den indischen Grammatikern auch das Senden (*prês'yam*) unter den Kategorien des *Potentialis* auftreten sieht, weil man z. B. Einen damit zum Ganges schicken kann: *prês'itas tvan gangân gac'c'êh*, du bist gesendet, gehe zum Ganges; ferner „die gekommene Zeit" (*prâpta-kâla*), z. B. *prâptas tê kâlah tapah kuryâh*, deine Zeit ist gekommen, thue Buſse. Wessen Ankunft könnte aber nicht Veranlassung sein, um diesen oder jenen zu diesem oder jenem aufzufordern?

Um nun zu unserem Philosophen Sankara zurückzukehren, so lebte derselbe nach Ram-Mohun-Roy's Meinung, die der Verf. im zweiten Kapitel des vorliegenden Buches — „*De vita Sancarae et de antiquitate Vedantae*" — mit neuen und triftigen Gründen unterstützt, höchst wahrscheinlich in der letzten Hälfte des 7ten und 1sten des 8ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Unter seinen Schriften nimmt ein Commentar über die sogenannten *Sârîraka-* oder *Brahma-Sûtra's* den ersten Platz ein. Diese Aphorismen, welche, wie die Anordnung der *Vêda's*, das *Mahâ-Bhârata* und die

*) Das *âdi* hätte in des Verfs. Uebersetzung nicht ganz übergangen werden dürfen.

Purâna's dem *Vyâsa* zugeschrieben werden, deren Vf. somit unbekannt ist, gelten nächst den Upanischaden, wovon die wichtigsten ebenfalls von Sankara commentirt sind, als Grundpfeiler des Vedanta-Systems. Das mit Sankara's Scholien edirte Text derselben ist höchst selten und dem Ref. niemals zu Gesicht gekommen. Um so mehr sind wir dem rühmlichen Eifer des Hrn. Prof. Windischmann verpflichtet, der mit dem philologischen Beistand des Verfs. und Hrn. Lassen's ein interessantes Bruchstück davon mitgetheilt hat, in seinem schätzbaren Werke „die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte" (Abth. 3. S. 1413 ff.), wovon hier eine kleine Probe nicht unwillkommen sein mag. Wir wählen, der Kürze des Scholions wegen, das 5te Sûtra, dem wir, jedoch ohne Commentar, die vier ersten vorausstellen, obwohl diese für sich keinen Sinn und auch unter sich keinen wahrnehmbaren Zusammenhang darbieten. Man mag daraus entnehmen, daß der mystische Urphilosoph seinem Scholiasten einen weiten Spielraum zur Entfaltung eigener Gedanken gelassen hat, Colebrooke vermuthet, daß solche Sûtra's ursprünglich von ihrem Verf. selbst, sei es schriftlich oder mündlich, müssen erläutert worden sein. Wir halten uns jedoch hier an Sankara, und wenn es nicht das System der Sûtra's ist, welches er vorträgt, so ist es sein eigenes, oder das, was sich nach und nach mit seiner letzten Zuthat daraus entwickelt hat.

Brahma-Sutra's III, 2.

„Sûtra 1. In der Dämmerung (ist) Schöpfung, „denn so sagt die Schrift."

„Sûtra 2. Für den Bildner (halten ihn) die einen „und Söhne nebst anderen Glücksgütern."

„Sûtra 3. Blosse Täuschung (ist der Traumschlaf) „aber, wegen des nicht Ausgezeichnetseins durch die „Ganzheit."

„Sûtra 4. Ein Vorhersager — wegen der Schrift, „und so sagen die derselben Kundigen."

„Sûtra 5. Aber verborgen wird es offenbar durch „die Betrachtung des Höchsten; denn dadurch dessen „Fesslung und Befreiung."

Sankara's Scholion zu dem letzten Sûtra. „Angenommen, daß der Lebendige ein Theil des höchsten Geistes ist, wie der Funke ein Theil der Flamme, so müssen, wie bei Feuer und Funken die Eigenschaften des Brennens und Leuchtens gleich sind, so auch bei dem Lebendigen und dem Herrn (*Iswara*) die Eigenschaften der Erkenntniß und Herrschaft gleich sein, deßhalb muß wegen der Herrschaft des Lebendigen die Schöpfung von Wagen u. s. w. im Traume eine aus dem Willen hervorgehende sein. Hierauf wird geantwortet: wenn auch der Lebendige und der Herr im Verhältniß von *Ganzem* und *Theil* stehen, so ist doch die vom Herrn Verschiedeneigenschaftlichkeit des Lebendigen augenfällig, oder, anders ausgedrückt, es ist keine Gleicheigenschaftlichkeit des Lebendigen mit dem Herrn. Wenn man nun auch weiß, daß diese Nichtgleicheigenschaftlichkeit *nicht ist*, so wird dieses doch verborgen durch die Verhüllung der Unwissenheit. Dieses *Verborgene* wird dem, welcher den Herrn betrachtet, sich bezähmt, und der, gleichwie das Sehvermögen eines durch die Heilkraft der Kräuter von der Finsterniß Befreiten hergestellt wird, durch die Gnade des Herrn vollendet worden ist, *offenbar*, nicht aber allen Menschen durch ihre eigene Natur. Warum? — Denn *dadurch* (d. h. durch den Herrn) sind *Fesslung* und *Befreiung* dieses Lebendigen; durch die Nichterkenntniß des Wesens des Herrn *Fesslung*, durch die Erkenntniß seines Wesens *Befreiung*, und so sagt die Schrift: „wenn man Gott erkannt hat, verläßt man alle Bande; sind die weltlichen Sorgen zerstört, dann verläßt man Geburt und Tod."

Seine Untersuchung über das Alter der Vêdânta-Philosophie gründet der Vf. hauptsächlich auf das der Upanischaden als ihrer ältesten Quelle, die der Ausgangs- und Endpunkt aller Argumentationen der Vêdântisten ist. Uebrigens macht Hr. W. darauf aufmerksam, daß schon in Manu's Gesetzbuch des Vêdânta gedacht wird, und zwar finden wir diesen Ausdruck an Stellen gebraucht, aus denen deutlich hervorgeht, daß damit eine theologische oder philosophische Wissenschaft gemeint sei, worin ein Brahmane unterrichtet sein müsse.

(Der Beschluß folgt.)

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Friderici Henr. Hug. Windischmanni, phil. Doctoris Sancara sive de theologumenis Vedanticorum.

(Schlufs.)

Litterarhistorische Fragen gehören aber zu den mifslichsten in der indischen Philologie, da die Angaben der Eingeborenen hierbei ohne alles Gewicht sind, da diese Altes und Neues unter einander mengen und so dem Vyâsa eine ganze Litteratur aufbürden, darunter auch das *Mahâ-Bhârata*, obwohl man ihn in diesem Epos selbst schon wie ein mythisches Wesen auftreten sieht; er ist der Grofsvater der Pândawa's, deren Thaten er besingt *), lebte aber in der Wildnifs und erscheint wie ein Geist seinen Enkeln überall, wo es Noth thut, sobald sie mit Inbrunst seiner gedenken. Das Gesetzbuch aber, welches dem Manu zugeschrieben wird, und dessen wahrer Verfasser ebenfalls unbekannt ist, ist in jedem Falle ein höchst wichtiges Moment in der Bestimmung des relativen Alters der Schriften, die darin genannt sind. Darunter sind aber auch, was grofsen Anstofs giebt, die Purâna's, und man ist genöthigt anzunehmen, dafs die von Manu — so wollen wir den Verf. des in Rede stehenden Gesetzbuches nur nennen — gekannten Purâna's andere seien als die erhaltenen, verhältnifsmäfsig jungen. Jene müssen mit den Rechtsbüchern und Itihâsa's, deren Manu gedenkt, in einer litterarischen Sündfluth untergegangen sein, aus welcher aber Manu's Codex gerettet wurde, wie er selber mit den sieben Rischi's aus der im *Mahâ-Bhârata* erzählten Ueberschwemmung. Wie dem auch sein mag, so stimmen wir unserem Verf. darin bei, dafs das *Manu-sâstram* mindestens vor Alexander müsse verfafst worden sein, obwohl uns das kein Beweis ist, was Hr. W. zur Unterstützung seiner Ansicht anführt, dafs nämlich Alexander die Einrichtungen in Indien so angetroffen, wie wir sie durch Manu geheiligt finden. Dem könnte so sein und das uns überkommene Gesetzbuch dennoch lange nach Alexander verfafst sein, indem sein Verf., wie bereits bemerkt worden, schon andere Gesetzbücher vor sich hatte, und überdies die Einrichtungen und Gebräuche, die Alexander vorfand, auch schon viele Jahrhunderte vor jenen älteren Gesetzbüchern konnten bestanden haben. Wenn aber das *Manu-sâstram*, wie man Ursache hat anzunehmen, älter ist als die beiden Heldengedichte *Râmâyana* und *Mahâ-Bhârata*, die nirgends darin erwähnt sind, während im *Mah.* sich Verse aus Manu finden: so erweist sich letzterer darum als älter denn Alexander, weil die Jahrhunderte zwischen diesem und Kâlidâsa, der nach den glaubwürdigsten Untersuchungen in dem Jahrhundert vor Chr. lebte, nicht

*) Da das Verwandtschaftsverhältnifs des Vyâsa zu den Pândawa's, so viel mir bekannt ist, noch nirgends zur Sprache gebracht, so möge es erlaubt sein, hier aus dem *Mahâ-Bhârata* ganz kurz das Nöthige anzuführen. Vitschitravîrya, König von Hastinapura und jüngerer Bruder des Bhischma, welcher letztere auf das Reich Verzicht geleistet hatte und als Brahmatschârî lebte, starb ohne Nachkommen zu hinterlassen. Satyavatî, die Mutter Vitschitravîrya's, forderte nun den Bhischma auf, zur Erhaltung des Geschlechts mit Vitschitravîrya's Gemahlinnen Kinder zu zeugen. Bhischma verweigerte dies wegen seines Keuschheitsgelübdes, erzählte aber, dafs, als einst Râma Dschâmadagnya die Kschatriya's alle vertilgt hatte, deren Frauen, um die Kriegerkaste zu erhalten, mit Brahmanen Söhne zeugten. Da sagte Satyavatî, dafs sie ehemals dem Brahmanen Parâsara einen Sohn Namens Vyâsa geboren habe, der ihr, als er sie verliefs, versprochen habe, dafs er, wenn sie ernsthaft an ihn dächte, ihr erscheinen würde. Sie gedachte nun seiner und er erschien und gewährte ihre Bitte in Betreff der Nachkommenschaft ihres Sohnes. Er zeugte mit Kausalyâ, der jüngsten von dessen Gemahlinnen, den Dhritarâschtra, welcher blind geboren wurde, und später den Pându. Die ältere von Vitschitravîrya's Gemahlinnen entsetzte sich vor Vyâsa's schrecklicher Bäfsergestalt, und schickte ihm, mit ihren Kleidern angethan, eine ihrer Sklavinnen, welche dann Mutter der Vidura wurde.

zureichen, um, zumal in dem langsam fortschreitenden Orient, den ungeheuren Unterschied in Styl und Geschmack zu erklären, der zwischen Kâlidâsa's kunstvollen Gedichten und der antiken Einfachheit und Grofsartigkeit des alten Epos stattfindet.

Mit grofser Befriedigung haben wir das gelesen, was der Verf., um das Alter der Upanischaden zu beweisen, von sprachlich Merkwürdigem und echten Vêda-Formen daraus mittheilt; es knüpfen sich daran grammatische Bemerkungen und Vergleichungen mit verwandten Sprachen, die, wenn sie auch dem gedachten Zwecke ferner liegen, doch dem vorliegenden Buche nicht minder zur Zierde gereichen. Wir bedauern, aus Mangel an Raum, keine Einzelheiten hervorheben zu können, wie wir auch von dem letzten Kapitel, „*Doctrinae vedanticae brevis expositio*" hier nur soviel sagen wollen, dafs auch diejenigen, welche Colebrooke's treffliche Abhandlung über diesen Gegenstand gelesen haben, noch neue Belehrungen und werthvolle Auszüge aus wenig zugänglichen Quellen darin finden werden.

Bopp.

LVI.

ΣΟΥΙΔΑΣ. Suidae Lexicon post Ludolphum Kusterum ad Codices Manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Oxonii, e typographeo academico 1834. 2 *Tomi fol. LII. pagg. und* 3968 *col. mit einem Anhange von Indices als T. III.*

Referent findet sich im voraus zu der Erklärung bewogen, dafs er gegenwärtig aus vielen Gründen nur eine Notiz oder summarische Anzeige, nicht aber eine umständlich beurtheilende Recension der längst verheifsenen, vor wenigen Monaten erst vollendeten Ausgabe des Suidas von Gaisford beabsichtigen mochte. Denn um nur eine Rücksicht statt vieler geltend zu machen, welchen Raum müfsten nicht die blofsen Proben von Lesarten, Emendationen und kritischen Erörterungen jeder Art einnehmen, welche sich über einige tausend Artikel erstrecken? und wenn bei anderen Autoren solche Fälle des Apparats, von dessen bedeutenderen Gruppen nun einmal der vielfältigste Buchstabenkram und Flitterstaat unzertrennlich ist, bald ein ernstes oder ergötzliches Spiel des Geistes gewährt, bald das Recht des Herkommens für sich in Anspruch nimmt und mindestens von irgend einer Seite her Theilnahme gewinnt: so darf man wohl fragen, welches Interesse die Kritik eines Suidas gewinnen dürfe, der bis auf diesen Tag sammt seiner ganzen Gelehrsamkeit kaum einem und dem anderen Leser interessant und geniefsbar erschienen ist. In der That war Suidas, der breiteste und mannigfachste griechische Lexikograph, noch immer derjenige Grammatiker, welcher zu keinem bestimmten Range gelangen, nicht einmal eine, wenn auch bedingte Meinung erwerben konnte: man müfste denn die von Vielen offen oder halblaut gebilligte Stimme von Lipsius dafür gelten lassen „*utcunque pecus Suidas est, aureum tamen esse et e meliore metallo vellus fere.*" Aufserdem haben allerdings Philologen und Idioten nicht unfleifsig diefs goldene Vliefs der Polymathie geplündert, aber so wenig stets die nöthige Behutsamkeit in der Methode und in Ausscheidung des Unächten bewiesen, als den vollen Nutzen von jenen Schätzen gezogen. Beide Mängel sind leicht zu würdigen. Einerseits geht Suidas vermöge seines Umfanges und seiner heterogenen Massen, welche den Alterthumsforscher, den Historiker und Theologen beschäftigen, weit über die Gränzen einer überschaulichen Lesung hinaus, und der Plan, die Quellen und Bestandtheile seines Werkes, welche bei zusammenhängender Betrachtung nicht eben mühsam zu analysiren wären, verschwinden dem Blicke desjenigen, der vermöge des zufälligen Bedürfnisses an einzelnen Stellen verweilt; wobei man eher ein Urtheil über die momentane Brauchbarkeit des Werkes als einen Mafsstab schaffen kann, mittelst dessen der ursprüngliche Gehalt von den später angesetzten Schlacken, die Reichthümer der alten Erudition von den Thorheiten und Ueberarbeitungen der Leser auszusondern wären. Demnach blieb das Verfahren hier gewöhnlich ein subjectives und schwankendes; dafs nun aber eine Berichtigung der Vorurtheile nicht so rasch sich entwickelte, daran ist wie häufig genug die Seltenheit und Kostbarkeit der Exemplare Schuld gewesen. Denn im günstigsten Falle gebrauchte man die Ausgabe von Küster; selten konnte der, welcher sich von der Unzuverlässigkeit dieser mehr als ein Jahrhundert herrschenden Bearbeitung zu überzeugen Gelegenheit hatte, die zwar billigere aber minder gangbare *princeps* erlangen: und wer beide neben einander besafs und gar in allen streitigen oder verdächtigen Punkten, wohin nicht jedermanns Neigung geht,

zu vergleichen sich entschlofs, war hierdurch keineswegs der endlosen Mühe überhoben, auch in die sehr zersplitterten Hülfsmittel alter und neuer Zeit, die doch nicht leicht in *Einen* Privatbesitz beisammen zu sein pflegen, einen Blick zu werfen und sich aus eigener Kraft ein Urtheil zu bilden. Wer wollte sich also wundern, dafs die Mehrzahl einen Sammler, der seine problematischen Schätze gleichsam neidisch zu hüten schien und durch ein Uebermafs von Studien und Zurüstungen bestürmt werden sollte, gleichgültig in den Winkel schob? Dafs man ferner die mehrmals rege gemachten, aber rasch vereitelten Hoffnungen auf eine neue Kollektivausgabe mit Begierde ergriff und dem behaglichen Traume sich ergab, *einer* werde mit unermefslicher Aufopferung das zu leisten sich bereit finden, was andere nicht gekonnt oder nicht gewollt. Wir glauben in diesen Umrissen hinlänglich angedeutet zu haben, welche Wichtigkeit man unter solchen Umständen der neuesten Textesrecension, welche glücklich zum Schlufs gebracht worden, ohne weiteres beilegen dürfe, wie zugleich aber auch die höchsten Erwartungen ohne Mafs und Ziel sich hervordrängen mögen und wie schwierig eine nur leidliche Befriedigung zu erreichen wäre. Hierüber zu berichten und aus eigener Erfahrung das Gute, welches Gaisford gestiftet, mit den Rückständen abzuschätzen, ist Aufgabe des Referenten. Indessen scheint es unstatthaft mit dem letzten Gliede der Kette zu beginnen, ehe man die Reihe der Vorgänger ermessen hat; und dieser Ueberblick wird um so weniger überflüssig sein, als mancher ziemlich ausgebreitete Irrthum sich auf dem Wege berichtigen läfst.

Die *princeps* des Suidas ist bekanntlich zu Mailand durch Demetrius Chalcondyles besorgt worden, und wenn auch nicht durch Schönheit der Typen, worin der Mailänder Homer hervorsticht, doch durch seltene Korrektheit ausgezeichnet. Derselbe Demetrius, welcher durch Lehrtalent und Güte des Charakters vor den meisten Griechen sich empfahl, war der erste kritische Herausgeber griechischer Texte; welches Verdienst er am gründlichsten im Suidas bewährt hat. Seiner Versicherung zufolge verglich er mehrere Handschriften, bewahrte selbst ihre Fehler, und erlaubte sich (eine für jene Zeit sehr leidliche Kühnheit) blofs einzelne Artikel aus anderen Werken einzuschieben und die unerklärt gebliebenen Glossen auszufüllen: letzteres zu Gunsten der während der Herstellung alterthümlicher Wissenschaft öfter befolgten Praxis, die grammatischen Denkmäler als Werkzeug zum Erlernen der Regeln und Wortmassen zu benutzen. Solche Zusätze bestehen in Artikeln aus dem *Etymologicum M.* und verwandten Schriften, aus Stephanus von Byzanz, aus Paulus Aegineta, aus kirchlichen Autoren (so der Artikel *Παράδεισος*), aus Angabe der Verbalstruktur u. a. Wie falsch und verdorben übrigens eine Menge Lesarten der *princeps* sein mag und wie vieler Interpolationen auch der jetzige Text durch Vergleichung der besten codd. entledigt ist: Demetrius gab eine in den wesentlichen Grundlagen zuverlässige Recension, und die *Mediolanensis*, deren Anwendung hauptsächlich Porson gefordert und selber einleuchtend gemacht hat, mufs noch gegenwärtig für unentbehrlich gelten, weil keine der neuesten Kollationen von MSS. durchaus erschöpft oder jeden fraglichen Punkt berührt. Hierauf folgte die *Aldina*, vielleicht die seltenste Ausgabe, welche bei grofser Unkorrektheit so starke Neuerungen zeigt, dafs bereits Küster sie aus einer eigenthümlichen Handschrift herleitete, Bibliographen sogar in ihr das Gepräge einer ganz verschiedenen Handschriftenklasse wahrnehmen wollten; wovon doch der umsichtige Morelli in seiner *Bibliotheca Manuscripta*, wo die beiden Veneti, deren Aldus sich bedienen konnte, charakterisirt werden, nichts oder das Gegentheil sagt. Gaisford (p.XLI) behauptet zwar „*ubicunque Aldina editio a Mediolanensi discedit, eam varietatem fere semper in cod. A. reperiri* (vermuthlich in *marg. A.*)"; da er jedoch selbst gesteht, dieser Ausgabe keine so grofse Aufmerksamkeit gewidmet zu haben (*Aldinam minus diligenter excussi*), so wird auf seine Beobachtung kein bedeutendes Gewicht fallen. Vielmehr zeugt schon eine mäfsige Zusammenstellung, dafs Aldus nichts als das Mailänder Exemplar vor sich hatte, mehrfach die Ordnung der Artikel (z. z. B. *Ὀβριμοεργός* und *Ὄβριμος*) nach Gutdünken änderte, und in Chalcondyles Weise mancherlei Einschiebsel aus den vorräthigen grammatischen Büchern (unter anderen die Variation zur Glosse *Διονύσιος ὁ Ἄρειος*.) machte. Der Werth seiner Ausgabe besteht mithin einzig darin, dafs wem daran liegt, aus ihr die *vulgata* herleiten kann; denn die Nachfolger sind über diesen ziemlich bequemen Abdruck nicht hinausgegangen. Von solchen verdient nur Aemil. Portus eine Nennung, der von Küster, ungeach-

tet er ihn oft stillschweigend benutzt, ohne Billigkeit verdammt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

LVII.

Βίος Ἀδαμαντίου Κοραῆ συγγραφεὶς παρὰ τοῦ ἰδίου. Paris, Eberart. 1833. 30 S.

Dafs, nachdem der Nestor unter den Gelehrten des neuern Griechenlands und erste Beförderer der geistigen, und somit auch der politischen, Wiedergeburt desselben, so wie einer der gelehrtesten Philologen, besonders Hellenisten seiner Zeit, Adamantios Korais, am 6. April 1833, fast 85 Jahre alt, in Paris gestorben war, der Wunsch nach einer Biographie desselben sich laut aussprach, war erklärlich. Jenes doppelte Interesse, sowohl dasjenige, welches das erwachende Griechenland an ihm genommen und nimmt, als das, worauf er auf dem weiten Gebiete der hellenistischen Philologie Anspruch hat, hatte an diesem Wunsche seinen Antheil, wie denn nun eben auch auf Befriedigung dieses doppelten Interesse die Biographie des Korais selbst gerichtet sein mufs. Aber namentlich dasjenige, was er, ein Neugrieche, für sein Volk gewollt, gethan und vorbereitet; was er im Allgemeinen für dessen geistiges Erwachen durch Anregung zur Sorge für Volks-Unterricht und für Gründung von Schulen, besonders durch Geltendmachung der Nothwendigkeit, die altgriechische Sprache zu erlernen und die altgriechischen Schriftsteller zu lesen und zu verstehen, gewirkt; was er für die vielfach verderbte neue Sprache, zu deren Reinigung und Veredlung, theils durch Lehren und Rathschläge, theils indem er selbst in einem reineren, für das Volk verständlichen, auf das neue Idiom, jedoch unter Annäherung desselben an das Altgriechische, wesentlich gegründeten Griechisch schrieb, gethan und geleistet; was er durch Geltendmachung der ewigen Wahrheiten der Vernunft, der Lehren der Moral und der Geschichte, zur moralischen und politischen Wiedergeburt Griechenlands und der Griechen beigetragen: namentlich diefs Alles mufs der Biograph des Korais in ein möglichst klares Licht zu setzen sich bemühen, indem er zugleich, bei Schilderung der fruchtbaren Wirksamkeit dieses Einzelnen, die jüngste Vergangenheit Griechenlands selbst an dessen Gegenwart und Zukunft anzuknüpfen und über dieselbe aufzuklären versucht. Denn Korais, mit seinem Leben und Wirken, steht nicht einsam und allein in dem Leben der neugriechischen Nation; und wie er sein Leben selbst nur der allseitigen Wiedergeburt dieser Nation gewidmet hat, so gehört es nun auch dieser Nation, für die jüngste Vergangenheit, für die Gegenwart und Zukunft Griechenlands, an. Diefs ist auch vielfach, besonders aber durch den Einflufs, den er auf seine Nation und auf das Leben derselben gewonnen und geübt hat, jedoch auch in äufseren Zeugnissen, anerkannt worden; und er stellt sich auf diese Weise zugleich als ein Beispiel dessen dar, was ein Einzelner bei festem Willen und energischem Festhalten der einmal als nothwendig anerkannten Richtung seiner Wirksamkeit, übrigens bei einem bildsamen und empfänglichen Volke, wie die Griechen, mit der blofsen Macht der Lehre und des Beispiels auf dieses Volk zu wirken im Stande sei. Vielleicht, oder vielmehr gewifs, wäre auch ohne Korais das griechische Volk zu neuem moralisch-geistigem und politischem Leben erwacht; aber so, wie nunmehr die Geschichte desselben seit 40 Jahren abgeschlossen daliegt, ist Korais als einer der hauptsächlichsten Begründer und Beförderer dieses Lebens zu betrachten. Ohne ihn wäre die moralisch-geistige Wiedergeburt der Griechen unserer Tage nicht so weit gediehen, als wir sie heutzutage, wenn auch nur auf schmalem Grunde, und mehr noch nach dem blofsen Willen und dem Streben Einzelner, aber doch für das gesammte Volk begründet und sich nothwendig immer weiter entwickelnd, vorfinden. Was Korais, neben jener zunächst seiner Nation zugewandten Wirksamkeit durch Ausgaben altgriechischer Klassiker, mit kritisch erklärenden Anmerkungen in altgriechischer Sprache, für Kritik und Philologie geleistet hat, scheint zur Zeit noch nicht so, wie es sollte, anerkannt zu sein; aber freilich war er auch nichts weniger, als blofs ein trockner und geistloser Buchstabenkritiker, indem es ihm vielmehr um den Geist und das Wesen, als um Worte und Buchstaben zu thun war. In wiefern er übrigens in der neugriechischen Sprache vielfach Mittel und Grund zum bessern Verständnisse der altgriechischen gefunden und nachgewiesen hat, das wird wohl dann erst wahrhaft anerkannt werden, wenn unsere Hellenisten aufgehört haben, das Neugriechische nicht einmal einer nur oberflächlichen Rücksicht zu würdigen. — Komme ich nun auf die Autobiographie des Korais zu sprechen, deren Titel oben angegeben, so enthält dieselbe nur Materialien zu einer Biographie des Mannes; und sie konnte auch nur solche Materialien enthalten, da Korais selbst dabei gar nicht die Absicht hatte, von sich zu sprechen, sondern er nur, nach S. 6, einzelne falsche Angaben derer, die schon bei seinen Lebzeiten, ihn zum Gegenstande biographischer Schilderungen gemacht hatten, namentlich in der *Biographie nouvelle des Contemporains* (1822) *tom. V*, berichtigen wollte. Dabei beschäftigt sie sich auch weniger, gleichmäfsig fortschreitend, mit den äufsern Lebensumständen des Korais, wenn gleich sie vorzugsweise über dessen Jugend sich ausführlicher verbreitet. Uebrigens reicht sie nur bis Ende 1829; und auch, was den litterarischen Theil anlangt, ist sie keineswegs erschöpfend. Ref. verweist in dieser Hinsicht gelegentlich auf das, in seinen „Beiträgen zur besseren Kenntnifs des neueren Griechenlands" (Neustadt a. d. O. 1831.) S. 208–211 gegebene Inhaltsverzeichnifs, welches zum Theil nach den Angaben des trefflichen Mannes selbst, ziemlich erschöpfend sein dürfte. Zuletzt bemerkt er auch noch, dafs er damit beschäftigt ist, eine Biographie des Korais für die, bei Brockhaus erscheinenden „Zeitgenossen" zu bearbeiten.

Theodor Kind.

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

ΣΟΥΙΔΑΣ. Suidae Lexicon post Ludolphum Kusterum ad Codices Manuscriptos recensuit Thomas Gaisford.

(Fortsetzung).

Als Kritiker freilich darf man ihn nicht rühmen, da er die von den Früheren überkommenen Verderbungen oder Druckfehler arglos fortpflanzt und in etwanigen Emendationen sich begnügt, das obenauf Liegende hervorzuziehen; indessen hat er zuerst einen löblichen Fleiss darauf verwandt, die im Suidas überströmenden Beweisstellen, mindestens aus den gelesensten Autoren anzugeben, und seine lateinische Uebersetzung, die erste vollständige, wurde, wie grob und zahlreich („*Portus haud praeter solitum perverse*" Bentley) auch die Verstösse ausgefallen sind, ein Hülfsmittel zur Verbreitung des Suidas. Wenn man nun die bisherigen Leistungen zusammenfasst, so darf der Fortschritt, welchen Küster herbeiführte, bedeutend genug erscheinen. Dieser Mann, der von Pearson mit Recht den besten Kritikern gleichgeschätzt wird, konnte vermöge seines Scharfsinnes, seiner Gelehrsamkeit und für jene Zeit ungewöhnlichen grammatischen Kenntniss, die wesentlichen Bedingungen des Unternehmens erfüllen, wenn nicht die Flüchtigkeit seines unsteten Lebens jede beharrliche Thätigkeit vereitelt hätte. Sein Text erstlich ist unter allen der unsicherste; denn einerseits hat er weder die Mediolanensis, noch die trefflichen Lesarten der Pariser MSS. zur Norm gemacht, sondern fortbauend auf die *vulgata*, die hier durch allerlei Versehen und sogar durch den Ausfall ganzer Zeilen sehr entstellt ist, nur in dringenden Fällen oder nach Lenne (wie diese Praxis gröstentheils im 17ten Jahrhundert herrschte) jene beiden zu Rathe gezogen, und obgleich seine Konjekturen häufig Anerkennung verdienen, halb und halb für den Augenblick gearbeitet; andrerseits aber in aller Stille die Mehrzahl grammatischer Glossen, gelegentlich auch andere Artikel im Ganzen und Satzweise, als anscheinenden Ueberfluss ausgestossen. Zweitens ist sein Kommentar, mag er nun an den Exemplaren des belesenen Pearson, des Polyhistors Reinesius und Anderer mehr vorzügliche oder geringe Hülfe gefunden haben, zur besseren Benutzung des Lexikons sehr brauchbar geworden; wer aber dessen Inhalt seiner etwas weitschweifigen Hülle entkleidet, trifft zum Erstaunen nur spärliche Auskunft über den Sinn und die Interpolationen der Glossen, über die grossen Schwierigkeiten in den Autoritäten vom Suidas und sonst über eine Fülle von Zweifeln und Fragen an. Sobald man also den Text nach den bewährtesten Hülfsmitteln berichtigen, einen kritischen Apparat vervollständigen und aus den Studien einer Menge Gelehrten für die Zwecke der Interpretation sorgen konnte, musste Küster's Ausgabe jeden Werth verlieren; und so wird sie nunmehr den Winkeln öffentlicher Bibliotheken zu überlassen sein.

Küster hatte das eigene Missgeschick frühzeitig an die Sünden im Suidas erinnert zu werden, und zwar auf die unerwünschteste Weise von dem Meister aller ungeschliffenen Polemik. Jac. Gronov war es, der in zwei kleinen, aber vor Ingrimm lallenden Streitschriften auf die Defekte der neuesten Ausgabe hinwies, und an Proben aus dem Leidener Codex, welche nicht ungeschickter hätten gewählt werden können, die gebliebenen Rückstände zu erläutern suchte. Küster antwortete in einer *Diatribe Anti-Grotoviana*, worin er die Schuld jener vermeinten *ostiatimculos* nach Möglichkeit beschönigte, doch seine Fahrlässigkeit nur in ein helleres Licht setzte. Weiterhin hat es nicht an tüchtigen Männern gefehlt, welche bald im Verlauf kritischer Arbeiten, bald auch in Monographieen zum Theil dankenswerthe Beiträge zur Emendation, bisweilen zur Erläuterung unseres Lexikographen gaben: unter den letzteren Lamb. Bos, Joh. Alberti, Abresch,

Jo. Lud. Schulze, Schweighäuser, Brequigny, J. C. Gottl. Ernesti. Deren aller Ruhm ist aber gegen die Leistung von Jo. Toup in Schatten getreten, einem wunderlichen Kritiker, der, so wenig liebenswürdig er aus Mangel an Ehrlichkeit, Bescheidenheit und sittlicher Bildung erscheint, dennoch durch Scharfblick und Mannichfaltigkeit der Lesung mehr als irgend ein Anderer auf diesem Felde, welches er den gröfseren Theil seines Lebens hindurch zu pflegen nicht müde wurde, genützt und angeregt hat. Gleichwohl lassen sich die Resultate so langwieriger Studien, wenn man die Blüte des Werkes, die Digressionen über Stellen der Komiker und der griechischen Anthologie in Abzug bringt, in sehr mäfsige Grenzen innerhalb der beiden ersten Bände der *Emendationes* (denn die *Curae novissimae* in T. III. wiederholen meist das früher Gesagte) zusammendrängen; und noch mehr verwundert man sich, dafs ungeachtet des vielfachsten Anlasses keine der Interpolationen aufgedeckt, kein Wink über eine konsequentere Kritik ertheilt ist. Die Wünsche, die nach diesen beträchtlichen Anstrengungen immer lauter geworden sind, eine Sammlung der zerstreuten Massen und, so weit diefs erreichbar, einen zeitgemäfsen kritischen und exegetischen Apparat zu empfangen, haben endlich den neuesten Herausgeber bestimmt, nach vieljährigen Zurüstungen mit seiner Recension hervorzutreten.

Gaisford, gegenwärtig der nahmhafteste und geübteste Philolog der Engländer, welchem eine sehr günstige Lage jene dem *Graecum otium* vergleichbare Gemächlichkeit und Freiheit der Studien bereitet, wovon deutsche Gelehrte ganz Erstaunliches hören und wenig sehen, Gaisford hat einen Reichthum von Hülfsmitteln aufgeboten, der sonst den Herausgebern griechischer Lexikographen nicht zu Statten kommt. Denn hier beschränkt sich das handschriftliche Material entweder auf *einen*, ziemlich vernachlässigten Codex, oder die scheinbare Fülle der Varianten trifft (wie beim Harpocratio) in zwei Klassen von MSS. zusammen, die von Seiten der Ursprünglichkeit und Güte schroff aus einander fallen. Für den Suidas dagegen sind neun, zum Theil berühmte Handschriften benutzt: von britischen codd. mangelt, soviel wir wissen, nur der Harleianus im *Museum Britannicum*, sonst keiner von einigem Range. Dazu kommen Mittheilungen aus den Exemplaren von Hemsterhuis, Valckenaer, Toup, Burney und etlicher Anderer, worunter jedoch die der beiden ersten beträchtlich unter der Erwartung bleiben. Aus einer besonnenen Anwendung dieser Hülfsmittel hat sich nun ein weit reinerer Text ergeben, als ihn irgend der gewissenhafteste Gebrauch der *principes* verschaffen können: d. h. ein Text, der nicht blofs einer Menge von Einschiebseln und Verfälschungen ledig geworden ist, oder solche als verdächtig auszeichnet, sondern auch in den Besonderheiten einen höheren Grad der Zuverlässigkeit und Treue bewährt. Und diese Vorzüge hebt in der gefälligsten Weise die wahrhaft britische Pracht der typographischen Ausstattung hervor, die man unter anderen Verhältnissen nicht genug rühmen würde, jetzt aber, da sie einen für Deutsche und vielleicht für manchen unserer Nachbarn unmäfsigen Preis zur Folge gehabt und von neuem ein Wenigen zugängliches Bibliothekbuch liefert, hätten sich die Meisten auch mit einem bescheideneren Aeufsern begnügt, und unter dieser Bedingung selbst den Verlust der von Küster geflickten lateinischen Uebersetzung leichter ertragen. Ueberdiefs scheint uns, dafs der Mehrzahl eine schärfere Präcision der Einrichtung lieb gewesen wäre. Gaisford nämlich hat Küster's Ausgabe so zum Grunde gelegt, dafs er alle seine Noten bis auf die Reduktion von Citaten und die nunmehr unnütz gewordenen Anführungen aus der *Anthologia Palatina* unversehrt gelassen, daran die gedruckten und hinterbliebenen Kritiken oder Parallelen von Toup angereiht, ferner mit den Sammlungen des Reinesius und mit Miscellen aus den Papieren der oben genannten Männer bereichert, endlich zu jenem Gemisch der *notae variorum* eigene durchaus kurze Bemerkungen gesellt hat, deren wesentlicher Kern die Angabe der Varianten zu sein pflegt. Dem Editor mag ein solches Verfahren bequem sein, der Praxis aber, die hier als letztes Ziel vorschwebt und den enthaltsamsten, den aus wohlerwogenen Meinungen und Thatsachen gewonnenen Haushalt begehrt, ist damit übel gedient. Denn was zuerst die Küsterschen Noten betrifft, so erkennt jedermann ihre Fassung als weitschweifig und ihren Gehalt als zufällig und ungleichartig, weshalb nicht sowohl die Form als der noch gegenwärtig stutthafte Grund derselben zu retten und in gedrängter Summe darzulegen wäre. Noch weniger eigneten sich hiezu die Emendationen von Toup; ein so selbständiges Buch, dem Suidas ein blofser Ausgangspunkt ist, kann nicht wohl in kritische Excerpte zerlegt werden, vollends nicht in so ungebührlicher Länge, mit so vielen Digressionen und

unwesentlichen Parallelstellen und mit allen den charakteristischen Sprüngen und Formeln der Anmaſsung (s. z. B. das lange Excerpt zu Ἀνάστασις und Ἀνάστατοι, oder gar bei Φορμηδόν), die niemand mehr als einmal lesen mag. Dem Reinesius aber, den Küster (woran schwerlich zu glauben) kompilirt haben sollte, widerfährt zu groſse Ehre, wenn man die meisten seiner nachlichen Randnoten wiederholt. Was jener fleiſsige Mann für sein *Eponymologicon* in den Suidas eintrug, berührt diesen selten, ist öfters überflüssig, veraltet und gegenwärtig auſser Umlauf gesetzt, und kann sich nur in einzelnen Notizen behaupten. Kurz: dergleichen Citate, die meistentheils absichtlos im Laufe der Lesung hingeworfen sind, bedurften einer Sichtung und Verknüpfung, woraus der Anfang eines Kommentars entsprungen wäre.

Soviel dürfte zur Ueberzeugung hinreichen, daſs Gaisford seinen Autor um Vieles weiter gebracht und (nach philologischer Art zu reden) die beste Ausgabe veranstaltet habe. Ist aber auch alles von ihm geleistet, was nach den vorhandenen Mitteln geschehen konnte, geschehen sollte? Diese Frage wird man nach vielen Seiten hin verneinen müssen. Betrachten wir zuerst seinen Apparat, so steht an dessen Spitze die älteste bekannte Handschrift, der Pariser A., dem sich auf verschiedenen Stufen anschlieſsen der zweite Par. B., der Oxforder C. und die MSS. zu Brüssel und Leiden, welche er selbst mehr oder weniger vollständig verglichen hat; als Ergänzung kommt hinzu die *princeps*. Ob er nun durchgehends richtig gesehen und treu berichtet, darüber wollen wir uns im Allgemeinen keinen Zweifel verstatten; dieſs aber läſst sich ohne den Schein des Argwohns behaupten, daſs die Kollation weder für den *Leidensis* noch für die *Mediolanensis* ausreiche, gleichviel in wesentlichen oder geringeren Punkten. In Hinsicht der erwähnten Ausgabe mag *eine* Probe genügen, da sich eine mikrologische Zählung mit unserem Zwecke nicht verträgt. Zu der Glosse: Ἄλλοις μὲν γλῶττα, ἄλλοις δὲ γόμφοι. παρόσον οἱ μὲν λέλοι, οἱ δὲ φάγοι, wo das Glossem verkehrt und unklar ausgedrückt ist, findet man von Gaisf. nichts getragt; und doch sollte die Betrachtung dessen, was die Parömiographen geben, οἱ μὲν γὰρ κτλ. zur Vermuthung führen, daſs das sinnlose παρόσον ehemals anders gelautet habe. Diese Vermuthung wird zur Gewiſsheit, da die *Mediol.* die Glosse mit den Worten καὶ παροιμία anhebt, überdies nicht selten παροιμία in seiner kompendiären Gestalt auch mit παρόσον (s. v. Εἰκῇ) verwechselt ist. Demnach gewinnt Alles Licht und Angemessenheit, sobald man bessert: Ἄλλοις μὲν γλῶτται, ἄλλοις δὲ γόμφοι. παροιμία. οἷον, οἱ μὲν λ. οἱ δὲ φάγοι. Etwas länger dürfen wir bei übergangenen Varianten des *Leidensis* verweilen, in Betreff dessen die Angaben von Jac. Gronov, dessen Kollation dem Refer. vorliegt, und von Gaisford zum Erstaunen von einander abweichen. Zur Beurtheilung dieser Differenz und ihrer etwanigen Resultate scheint es aber rathsam, auf einen summarischen Ueberblick des handschriftlichen Vorraths zurückzugehen. Wer die Lesarten vieler Codices von verschiedener Abstammung behandelt, kann sich zunächst der Forschung über ihre Familien und wechselseitigen Verhältnisse nicht entziehen; hat jedoch diese Bemühung kein sicheres Ergebniſs herbeigeführt, so wird er nicht umhin können, sich Rechenschaft abzulegen von dem Werth und der Rangordnung seiner ungleichartigen Hülfsmittel, aus deren Beschaffenheit ein Bild vom ursprünglichen Texte zu ergründen, und überhaupt für die höheren und die gangbarsten Fragen der Kritik eine Norm und Technik festzusetzen. Gaisford hat hierüber gänzlich geschwiegen, und unbekümmert um eine Methodik zwar auf den Paris. A. das gröſste Gewicht gelegt, aber in einer Menge streitiger Fälle diesem bald mehr als billig eingeräumt, bald seine Varianten aus Mangel eines erforderlichen Regulativs verschmäht. Und solche Fahrlässigkeit, die an einem sonst einsichtsvollen Manne befremdet, hat ihren einzigen Grund darin, daſs er, ohne die materiellen und kritischen Massen des Werkes durchgearbeitet zu haben, nur die Rolle eines Korrektors (wie bereits im Stobaeus) übernahm, indem er zunftmäſsig, wie mehrere deutsche Kritiker gethan, das offenbar Richtige sofort in den Text eintrug, alles Uebrige in den Noten ruhen lieſs und seine Hand von jeder weiteren Leistung abzog. Nur so konnte ihm, was zu Tage liegt, entgehen, daſs der Pariser A. und der *Leidensis* hier die Stammhalter der diplomatischen Ueberlieferung sind, denen die Lesarten anderer MSS. zur Vermittlung oder Berichtigung dienen, daſs aber beide von Seiten ihres Inhalts den entgegengesetzten Weg verfolgen, jener den Suidas in seiner gröſsten Breite liefert, der *Leid.* hingegen ihn in einem bei weitem knapperen Maſse darstellt. Darum gilt freilich noch keineswegs der Text des letzteren für den reineren, oder der Bestand von A. für unsicher,

sondern während dieser sich aus mehreren Exemplaren bis zu seinem jetzigen Umfange bereichert und Vieles bloſs am Rande aufgenommen hat, scheint der *Leid.* sich des meisten Ueberflusses der Art entschlagen zu haben und innerhalb der bündigsten Kompositionen stehen zu bleiben, die *Mediolanensis* aber eine gewisse Mitte zu halten: denn um den Spielraum der verschiedenartigen Redaktion zu begreifen genügt schon ein Blick auf die zweifache Fassung, worin der Artikel *Διονύσιος ὁ Ἀρτοπαγίτης* vorkommt, oder im Früheren auf *Δημοσθένης ὁ ῥήτωρ*, wo der *Leid.* nur den Schluſs *οἱ δὲ Ἀθηναῖοι χαλκοῦν* —, an. *Δημοσθένης Ἀθηναῖος* angeknüpft giebt, mit dem Beisatz *Ἕτερος* (dieſs zur Berichtigung von Gaisf.). Wie nun der Herausgeber zwischen diesen Extremen sich bewegen müsse, damit er weder zu viel verkürze noch die Interpolation verewige, das ist die Lebensfrage für den Suidas, die sogleich vor aller Kritik entschieden sein sollte; Ref. begnügt sich indessen an die Wichtigkeit sowohl der Aufgabe als des *Leidensis* beiläufig erinnert zu haben, und wendet sich zu einigen Nachträgen aus der gedachten Handschrift. Ungesucht bieten sich hiefür die syntaktischen Glossen dar, welche A. meistentheils, *Leid.* selten und auſserdem in verkürzter Form anerkennt; daſs aber letzterem zu vertrauen sei und dergleichen Schulkenntniſs auſser dem Plane des Vfs. lag, erweist die Vergleichung mit einer Anzahl von mehreren fast gleichzeitigen Lexikographen. Ein Beispiel sei: [*Μετεῤῥύθμιζετο. Μετέσχε: γενικῇ. καὶ μετέχω ὁμοίως.*] *Μετέρχομαι: αἰτιατικῇ. Μετειλήχει: γενικῇ.* So Gaisford: wobei die Verwirrung der alphabetischen Folge anstöſsig ist, diesmal jedoch nur durch Schuld des Herausgebers, der *Μετέρχομαι: αἰτιατικῇ*, einen von Küster ausgeworfenen Artikel (worüber keine Note belehrt), an die unrechte Stelle gerückt haben muſs. Davon im Vorübergehen; zu den obigen Worten giebt er nun an, daſs *Μετεῤῥύθμιζετο* — *ὁμοίως* in A. *Leid.* fehlen, der Schluſs aber in A. heiſse, *Μετειλήχει: μετέσχε.* Dasselbe gilt auch von *Leid.*, und da das *Lex. Seguier.* in *Bachmann. Anecd. I. p.* 299. diese Lesart bestätigt, so verdiente sie einen Platz im Texte; dagegen behält der *codex* im Vorigen *Μετεῤῥύθμιζετο. Μετέσχε* bei: zum deutlichen Beweise, daſs letzteres sich verirrte und bis auf *ὁμοίως* der Satz zu tilgen sei. In derselben Weise könnte man nicht aufhören die Glossen anzuschichten, in denen ein Einschiebsel wie *δοτικῇ* oder *αἰτιατικῇ* weder von *Leid.* noch dem *Lex. Seg.* anerkannt, von Gaisford aber stillschweigend behauptet wird: so *vv. Παραζηλῶν, Παρακελεύεται, Παραμυθῆσαι, Παρέρχεται.* Zusätze von dieser Farbe hätten mit gleichem Recht als etwa die oneirokritischen Verse des Astrampsychus und Nicephorus ausfallen dürfen, welche sich auf alle Weise als untergeschoben verrathen und in den Haupt-MSS. besonders ausgezeichnet oder aus der Reihe gestoſsen werden. Uebrigens müste die Bemühung fast in's Endlose gerathen, wenn die Auslassungen, die vielfachen Umstellungen ganzer Artikel (z. B. unter *Κατα* —), die für die Kritik des Alten und Aechten in einem ängstlich nach dem Alphabet geordneten Lexikon zu beachten sind, die gröſseren und leichteren Differenzen des *Leid.* stückweise, so oft Gaisf. sie verschweigt, zusammenzurechnen wären. Diese Brachylogie gleicht ungefähr einer anderen Maxime, die Mehrzahl der von Küster übersprungenen Artikel ohne weitere Angabe hinzustellen.

Dem Geschäft der Emendation steht am nächsten die sorgfältigste Vergleichung des Suidas mit sich selbst, d. h. sowohl derjenigen Glossen, worin der Zusammenhang eines früheren Citates fortgeführt und irgendwie ergänzt wird, als auch der im ganzen Werke zerstreuten Rückweisungen und Wiederholungen aus Artikeln des ungleichsten Ranges. Denn an keiner Kompilation des Alterthums sind so viele Hände von Lesern und Abschreibern geschäftig gewesen, um theils von auſsenher neuen Vorrath zuzuführen, theils die im Inneren nur beiläufig hingeworfenen und verlorenen Notizen, mögen solche nun dem Autor oder den von ihm citirten Gewährsmännern angehören, an den bequemsten Platz heranzurücken. Allerdings ist auch kein Lexikon für dieses Ein- und Austragen bequemer gewesen: Suidas enthielt die weitläuftigsten Schichten und Kammern eines Repertoriums, das sich jeder nach Wunsch ausfüllen und zerlegen konnte: wie denn noch gegenwärtig abgesonderte Sprach- und Reallexika als Hälften des gesammten Werkes, zum Theil im Dunkel der Bibliotheken existiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

ΣΟΥΙΔΑΣ. *Suidae Lexicon post Ludolphum Kusterum ad Codices Manuscriptos recensuit Thomas Gaisford.*

(Fortsetzung.)

Für den Herausgeber hat nun das Aufsuchen dieser Parallelen und Supplemente den Werth eines kritischen Korrektivs, um nicht minder Unächtes auszuscheiden als den Text zu berichtigen. Auch ist Küster hiefür nicht ganz unthätig geblieben, während Gaisford einer solchen (d. h. so geringfügigen) Mühe sich gern entzogen und demgemäfs nicht gescheut hat die Eindringlinge von Glossen auf ihrem unbestrittenen Platz zu behalten. Eine Bemerkung, z. B. über den Charakter der Acharner und anderer Demen, mufs ehemals besonders gefallen haben, da sie sogar auf höcht ungeschickte Weise sich aufdrängt unter *vv.* *Ἀγρίους, Δραχάρνεῦ, Θυμοίτης, Παταμός*: nur einmal ist sie MSS. zufolge verbannt worden, anderwärts nicht einmal verdächtigt, oder der Küsterschen Konjektur, die dem argen Flick nachhelfen sollte, widersprochen. Aus *v.* *Ἄιδρις* hat sich ein eigener Artikel entwickelt, *Ἐγὼ δ' ὁ πάντα σοφὸς ὁ πάντ' ἄιδρις κατημέλησα*, mit dem verrätherischen Glossem, *ἀντὶ τοῦ ὁ ἀναίσθητος*: Gaisf. sagt blofs, *deleui* **Küsterus**, dieser nämlich in aller Stille, zum bitteren Verdrufs von Gronov. Unter *Αἰμύλα* steht die Beobachtung, *Παροξυτόνως τὸ αἰμύλος, Τερτύλος, Ῥωμύλος, Αἰσχύλος*: dieser kehrt, natürlich in etwas abweichender Ordnung, in *vv.* *Ῥωμύλος et Τερτύλος* wieder, dort schliefst ihn Gaisf. in Haken, weil er den Hauptkodd. mangelt und ihm aus *Αἰμύλα* geflossen dünkt, doch läfst er den offenbaren Schnitzer *προπαροξυτόνως* unangetastet; unter *Τερτύλος*, das dieselben *codd.* verwerfen, findet man weder Haken noch eine Verweisung auf das Frühere. Was der sinnlose Artikel *Ἰσθμός* sagen sollte, hat Küster wohl gesehen, jetzt zeigt es ein *codex* noch deutlicher; er bedarf aber keiner Aenderung, sondern ist als schlechte Wiederholung aus *v.* *Πάντος* zu streichen. In *Γνῶσις* heifst es: *Ἀρριανὸς ἐν Παρθικοῖς· Περὶ Πάρθου Μασίρου δὲ οὐχὶ Ἀξιδάρου εἶναι ἀλλὰ τὴν δυνατοῦ γνῶσιν· ὅτι πρᾶτος παραβαίνων τὰ ξυγκείμενα ἔτυχε τῆς δίκης.* Küster klagt bei so deutlichen Worten über Dunkelheit, die nur durch die Existenz von Arrians *Parthica* sich zerstreuen liefse, Gaisford schweigt, sogar zu der grammatischen Korruption *περὶ Πάρθου Μασίρου*, aufserdem übergeht er die Schreibart des *Leid.* *Πᾶρ*, woran die Varianten *παρ* und *παρθένου* grenzen. Auf jeden Fall mufste er ein anderes Fragment herzuziehen, dessen Urheber nicht erkannt ist, *v.* *Παραβαλών*: *Ὁ δὲ παραβαλὼν τὸν ἑαυτοῦ ἵππον τῷ Παρθουσίρου ἵππῳ* —, wo der *Oxon.* *πάρθω σύρου*. Kenner der römischen Kaisergeschichte werden auf den ersten Blick sich des Armenischen Fürsten Parthamasiris (bei Arrian *Παρθαμάσιρος*) erinnert haben, den Trajan am Leben strafte, um dem Römisch gesinnten Axidares Platz zu machen: s. *Salmasius in Hist. Aug. T. I. p.* 48. zu berichtigen aus *Fronto ed. Nieb. p.* 248. Der Sinn ist nunmehr unzweideutig: Für den Tod des P. habe nicht des Axidares, sondern des Kaisers eigenes Urtheil entschieden, weil von jenem zuerst Treubruch geübt worden. Kaum verzeihlich ist aber die Fahrlässigkeit bei *v.* *Κηλίς*: *Ὥςπερ οὖν τὰ ἐκ τῶν Τιτανικῶν σπερμάτων φύντα τῷ βίῳ τῶν ἀνθρώπων κηλῖδα προςετρίψαντο.* Denn obgleich aus Hemsterhuis Exemplare bemerkt wird „*Aeliani nomine praefixo plura leguntur in v. Τιτανῶδες*", und mithin diefs zur Ergänzung und Verbesserung dienliche Citat nur aufzuschlagen war, beharrt Gaisf. lieber in ruhigem Schweigen: und doch kommt ein Theil des Bruchstückes zum Ueberflufs unter *Προςετρίψατο* vor (wo es kurz heifst „*Aeliano tribuit Valckenaerius*"), wonach denn vorhin wenigstens die Singularform herzustellen wäre. Ueberhaupt finden wir den britischen Herausgeber etwas saumselig, wo es sich um Revision der in den No-

ten enthaltenen Belege, namentlich aber um Vergleichung des Suidas mit den excerpirten Texten oder sonstigen Autoritäten handelt. Hier genüge der Artikel *Ἀλλοπρόαλλος*, der wie schon Küster wahrnahm keine Gewähr hat, indem die *Excerpta Valesiana*, denen Suidas seine Stelle verdankt, *ἀλλότριος* lesen. Erst in den Addendis citirt Gaisford das 37. Buch des Polybius, dort aber steht nichts als eben jener Abschnitt, den Schweighäuser aus den *Excerptis* eingerückt hat. Besser also wäre Suidas selber unter *Προυσίας* angeführt worden, wo der Länge nach dasselbe Kapitel der *Exc. Val.* mit der Lesart *ἀλλότριος* steht. Wem nun schon die kleine Mühe des Blätterns zu beschwerlich dünkte, der mag wohl (wie die That es hier bestätigt) vor den Dornen einer ebenso nothwendigen als lohnenden Nachforschung zurückgeschreckt sein, nämlich der sich immer erneuenden Skepsis, ob ein Artikel in seiner jetzigen Gestalt zusammenhängend, richtig verbunden und von ungehörigen Einschiebseln frei erhalten sei, ob nicht Theile von Artikeln zufällig zersprengt worden. Denn im vielgelesensten Lexikon, wo jeder sich alle Willkür erlaubte, mufste ein endloser Stoff zum Argwohn sich vorfinden, der zur Freiheit des Urtheils wie zur Behutsamkeit auffordert. Unter *Ἄλλος* z. B. wird der Vortrag plötzlich unterbrochen durch die Worte, *καὶ ἄλλως τε, ἀντὶ τοῦ μάλιστα*: dafs diese aus dem späteren Artikel heraufgezogen und aus dem Text zu beseitigen seien, kann keinen Zweifel erleiden. Nicht minder leuchtet ein, dafs im Früheren die Artikel *Ἄκρατον* und *Ἄκρατος ἡλίου ἀκτίς* zusammenzuschieben sind. Dagegen hat Gaisf. nicht überzeugend die bisher geschiedenen Artikel *Μὰ γῆν* und *Μὰ κρήνας* verschmolzen: *Μὰ γῆν, μὰ παγίδας, μὰ νεφέλας, μὰ δίκτυα. οὕτω καὶ τὰ τυχόντα ὤμνυον, Μὰ κρήνας, μὰ ποταμούς. Ἀριστοφάνης Ὄρνισι.* Der vorausgeschickte Trimeter des Aristophanes wird zwar von dessen Scholiasten ungefähr ebenso erklärt, aber doch mit dem unentbehrlichen *μὰ γῆν* hinter *κρήνας*. Da nun Plutarch Demosth. 9. einen denkwürdigen Schwur des Redners erwähnt, *Μὰ γῆν, μὰ κρήνας, μὰ ποταμούς, μὰ νάματα*, so wird mit mehr Wahrscheinlichkeit ein zweiter, jetzt lückenhafter Artikel, [*Μὰ γῆν,*] *μὰ κρήνας, μὰ ποταμούς*, auszuscheiden, und *Ἀριστοφάνης Ὄρνισι* nach *δίκτυα* zu rücken sein. Von einer weit gröfseren Bedeutsamkeit ist aber die Zerrüttung vieler historisch-litterarischer Artikel, bald durch zufälliges Umwerfen der Blätter veranlafst, bald auch durch Zusätze von späterer Hand. Dafür diene nächst v. *Ἀριστώνυμος* vorzüglich die Erzählung unter *Σιμμίας Ῥόδιος* als Beleg, deren Unrichtigkeit bereits *Jonsius de Scriptt. H. P. p.* 26. aufdeckte; jetzt erfahren wir bei Gaisford, dafs das Ganze in den Hauptcodd. fehlt oder eine schwankende Stelle hat. Wüfste man aber auch nicht, dafs A. am Rande den Anfang und Schlufs bewahre, so lehrte schon *Eudocia p.* 386. dafs Alles auf folgende Worte hinauslief: *Σιμμίας Ῥόδιος, γραμματικός. ἔγραψε Γλώσσας, βιβλία τρία. Ποιήματα διάφορα, βιβλία τέσσαρα. ἔγραψε πρῶτος Ἰάμβους καὶ ἄλλα διάφορα, Ἀρχαιολογίαν τε τῶν Σαμίων.* Soviel dagegen in der Mitte steht ist auszustofsen und für *Σιμωνίδης Κρίνεω* zu benutzen.

Anhangsweise dürfen wir noch einen wichtigen Punkt dieses kritischen Geschäfts berühren, die Nachweisung der Autoren, aus welchen Suidas anonyme Bruchstücke entlehnt. Da nun solche bei weitem in der Mehrzahl über das weitläuftige Buch hin gesät sind, und die Kenntnifs der Verf. mindestens zur Beurtheilung der Lesarten wünschenswerth erscheint, so haben allerdings die Gelehrten hierauf einen besonderen und nicht unbelohnten Fleifs verwandt, aber schon aus dem Grunde sich in beträchtlicher Entfernung vom Ziele gehalten, weil solche Forschungen gröfstentheils zufällig und nicht im stetigen Zusammenhange der Studien gemacht wurden. Auch bei Gaisford ist für diese Absicht nur Mäfsiges ungeachtet des Vereins so vieler Kräfte geschehen.

(Der Beschlufs folgt.)

LVIII.

Romeo, oder Erziehung und Gemeingeist. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers, herausgegeben von Dr. Karl Hoffmeister. Essen, 1834. *Bädeker.* 1. *Bd.* 280 S. 2. *Bd.* 331 S. 3. *Bd.* 370 S. 8.

Das vorliegende Werk ergiebt sich schon bei einer nur oberflächlichen Betrachtung als ein solches, das zwischen einem didaktischen und einem Romane schwankt. Romeo, der uns hier in Briefform die Geschichte seines inneren Werdens mittheilt, entspricht allen Anforderungen, die man an einen Romanhelden zu machen wünscht, und doch ist alles, was er schreibt, nur Reflexion über die Sphäre seines Wirkungskreises als Lehrer einer deutschen Gymnasialschule, und was über die Beziehungen der Lehrenden und Lernenden unter einander, über die Verhältnisse zwischen der Schule und dem öffentlichen Leben in der betreffenden Stadt wie in dem bezüglichen Staate gesagt wird, ist nebst der Schilderung so vieler kleinen Intriguen und

Räthselhaftigkeiten in so lebendiger Weise vorgetragen, dafs, mag man auch dem Inhalte nicht beistimmen, dennoch immer noch die Virtuosität anzuerkennen bleibt, mit welcher der Verf. in fremde Zustände, Empfindungen, Denkweise sich dichtend einzuleben die Fähigkeit hatte. Man könnte das Werk einen *Lehrer-Roman* nennen, wenn nicht bei jedem, dem man dies schlecht komponirte Wort ausspräche, der Verdacht sich regen würde, man wolle sagen, das Buch sei ein *leerer Roman*. Und wenn der Herr Herausgeber in der Vorrede die Benennung *Schul-Roman* vorschlägt, so ist die Inconvenienz dadurch keineswegs gehoben, denn man begreift nicht, was die Schule mit dem Romanhaften zu thun habe. Dafs sich Romanhaftes in die Erziehungslehre einschleichen könne, wissen wir sehr gut aus *Rousseau's Emile*, und somit könnte man fast den Glauben hegen, der Herausgeber bezwecke mit diesem Werke dem Publikum ein schlagendes Beispiel hinzustellen, wie unsere deutsche Schulbildung nicht blofs zum Romane, sondern zum Mährchen werden könne. Gegen diese Annahme einer rein negativen Intention streitet nun aber die Fülle geistvoller Bemerkungen, die im ganzen Werke zerstreut sind, und die einen Mann von feiner und scharfsinniger Beobachtungsgabe verrathen. Wir finden in der Mitte des Buches Reden und Abhandlungen über die Funktionen des Verstandes, über die Ausbildung des Gefühls, über die Nothwendigkeit einer Gesammtbildung des innern Menschen, und manche ausgeführte Reflexion hat in dem bestimmten Kreise, für den sie gilt, und von einem gewissen philosophischen Standpunkte aus einen positiven Gehalt, während das Ende des Werkes eine vollkommene Verzweiflung an der ganzen deutschen Erziehung, wie an der Entwickelungsgeschichte des europäischen Bewufstseins mit einer schwärmerischen Exaltation predigt. Alles zu Allem genommen, möchte das Werk als eine Erziehungslehre zu nehmen sein, deren theilweis gut angeknüpfte Grundfäden sich allmählich in einen solchen Knäul von Verwirrungen verlaufen, dafs es dem Verf. nothwendig schien, sie in die Geschichte eines verunglückten Pädagogen zu verflechten, der mit der Ueberschwänglichkeit eines glühenden Herzens an sein Geschäft ging, und ohne zu wissen, dafs in dieser Ueberfülle des jugendlichen Eifers der Keim eines frühen Todes liegt, an der Realisirung seiner Pläne wie an der ganzen Welt der Wirklichkeit verzweifelt. Wir haben an diesem Romeo einen pädagogischen *Werther*, und wenn er nicht wie dieser selbstmörderisch vom Leben scheidet, so liegt doch darin nicht weniger eine Art Selbstmord, dafs die Principien, die er durchaus der europäischen Kultur verdankt, ihn zu einem völligen Lossagen von aller Theilnahme an der weitern Entwickelung derselben und zu einer Auswanderung nach Amerika verleiten. Wer nach Bewufstsein über die Erscheinungen des Lebens strebt, steht weit mehr auf Grund und Boden seines Volkes, als wer blofs in merkantilen oder sociellen Beziehungen mit demselben in Berührung tritt, und nach diesen Rücksichten weit eher zu einer Auswanderung befugt und moralich berechtigt sein kann. Geistig aber sein Volk aufgeben, heifst sich selbst aufgeben, und somit wird der Ausdruck Selbstmord seine Erklärung finden. Selbst wenn Europa in durchaus krankhaften, in sich zwiespältigen und verwirrenen Zuständen begriffen wäre, es dürfte immer nur als Undank und Verrath anzusehen sein, diese Kranke, die unsere Mutter ist, zu verlassen, um in frischeren Verhältnissen ein neues Dasein zu beginnen. Denn ihr gehören die liebsten Freuden unseres geistigen Lebens; unser ganzes Bewufstsein ist die Frucht ihrer jahrhundertlangen Mühen. Mit ihr leiden und trauern, wenn sie litte, erheischte also die Pflicht der Pietät, selbst wenn es unmöglich schiene, zur Linderung ihrer Uebel beizutragen. Schon die blofse Trauer um ein welkendes Dasein hat etwas Grofsartiges, etwas Edles, und ein Tacitus konnte nie seine Welt voll Grauen und Entsetzen preisgeben und verlassen, vielmehr suchte er das Bewufstsein über dieselbe in sich zu erkräftigen, denn im Bewufstsein liegt das Heil für alle Gebrechen des äufsern und innern Lebens. Hierin ergiebt sich eben so wenig wie im Tacitus, ein Quietismus der Gesinnung, vielmehr die klarste Entfaltung einer immerwährenden Wachsamkeit der Seele. Und was die Pietät nicht mehr vermag, das vermag am Ende der Humor; er hält und trägt uns mitten in einer Welt voll Verwirrung. Aber weder jene Frucht des Gemüthes, noch diese Kraft des Bewufstseins konnte sich in dem pädagogischen Helden des vorliegenden Romanes entwickeln und somit kann er sich der Welt, der sein ganzes Streben gewidmet sein sollte, weil auch seine Intelligenz ihr angehört, nur egoistisch durch die Flucht entziehen, um die vermeintliche Gesundheit seines innern Lebens zu retten.

Wie es jedoch um diese Gesundheit seines Geistes stehe, lehrt ein kurzer Hinblick auf seine Entwickelungsgeschichte. Als Sohn eines Landpredigers schien Romeo in der Bildung seines Herzens und seines Verstandes einer frühzeitigen Reife entgegen zu eilen. Eine heimlich mit Leidenschaft gepflegte, kritiklose Romanlektüre versetzte den Knaben in den schwankenden Taumel einer überschwänglichen Gefühlswelt. Vorstellungen und Begierden rankten sich schon früh etwas wild durch die junge Seele, und doch hätte dies Unkraut den kräftigen Wuchs eines gesunden Baumes nicht unterdrücken können, wäre die Richtung des Verstandes nicht verkümmert. Aus der Bibliothek seines Vaters verschaffte sich nämlich der Knabe eine von den sogenannten Aufklärungsschriften über Religion, und an seiner kindischen Freude, sich die Wunder der Bibel natürlich zu erklären, erwuchs er schon früh zu einer Art rationalistischem Philosophen. In diesem Dilemma zwischen Gemüth und Verstand verliefs er das väterliche Haus und begann seine akademische Laufbahn. Einer der Universitätslehrer, dessen ganze Persönlichkeit ihn für sich einnahm, eröffnete ihm das Gebiet der Kantischen Lehre, und während er sich in andern Disciplinen nur zerstreute Kenntnisse einsammelte, ergab er sich mit voller Seele dem Studium dieser Philosophie. Was war natürlicher, als dafs der Zwiespalt seiner innern Kräfte sich völlig unheilbar machte, da ihm jetzt die ganze Welt in eine seiende und eine seinsollende zerfiel. Dem überwachen Verstande schien es bei seiner nüchternen Auf- und Abklärungssucht ein Leichtes, die vorhandene Welt in ihrer historischen Entwicklung als ein zu schlechtes Gefäfs für die Fülle der

Wahrheit, verächtlich von sich zu stofsen, während das unbefriedigte, sehnsüchtig beklommene Gemüth bei dieser Flucht vor aller Offenbarung im diesseitigen Leben, sich mit Ungestüm dem Glauben an eine Idee hingab, die viel zu hoch, zu prüde und vornehm ist, um sich in der Welt der Wirklichkeit zur Erscheinung zu bringen, und doch zugleich in der Unfähigkeit, diese zu erfüllen und zu sich zu erheben, ihre völlige Ohnmacht bethätigt. Mit dem kategorischen Imperativ ausgerüstet, tritt Romeo nun auch als Erzieher und Schulmann in das praktische Leben; nach dem „Königsberger Korporalstabe" wird Alles und Jedes gemessen und der Kantische Werther ist fertig, der überall in nervöser Reizbarkeit Krankhaftes um sich her sieht und fühlt, weil er selbst an der Wurzel des Lebens krank ist und eine Welt ersehnt, in der das Absolute rein und nackt erscheinen solle. Es liegt wie im Werther so im Romeo eine einseitige Wahrheit; es ist der Kampf des blofs natürlichen Bewufstseins gegen das historische Herkommen, das in ihnen Sprache gewinnt, und wie im Romeo dies hervortritt, ist aus folgenden Stellen seiner Briefe am meisten ersichtlich. „Nicht nur einzelnen Menschen ist es unheimlich in sich und unwohl, sondern ganzen Völkern und vielleicht unserer ganzen Zeit. Eine allgemeine Mifsstimmung, ein allgemeines Mifsbehagen, ein allgemeines geistiges Uebelbefinden. Das jetzige Geschlecht kennt keine ruhige Freude an sich selbst. Die Unzufriedenheit gehört zum Charakter unserer Zeit, und die zufriedenen Menschen sind heutzutage in der Regel die besten nicht. Nur Greise, Ueberreste des vergangenen Jahrhunderts, machen hievon eine Ausnahme." — „Je älter ich werde, desto mehr mache ich eine traurige Erfahrung. Die meisten auch von denen, welche nicht ganz von der leiblichen Noth des Lebens erdrückt sind, fühlen sich nicht wohl in der Welt! Diese innere Uebehaglichkeit sucht man auf verschiedene Weise los zu werden. Einige ergeben sich irgend einer sinnlichen Leidenschaft, andere betäuben sich durch gesellige Zerstreuungen, einige suchen in einer banausischen habsüchtigen Geschäftswuth Befriedigung, einige, oft edle Seelen, retten sich in die Mystik, andere vergraben sich in die Gelehrsamkeit und schrauben sich in das Alterthum hinein oder Mittelalter zurück, manche schwanken unbeständig von dem einen dieser Rettungsmittel zu dem andern hinüber, und wenige haben auch den Muth, dieses unbefriedigte Getriebe des Lebens mit einem freiwilligen Tode zu vertauschen." — „Es ist keine gemeinschaftliche Idee, kein auszuführendes geselliges Werk des Lebens da. Während so das Bindende, das Zusammenhaltende fehlt, treten natürlich die Unterschiede unserer Naturen täglich entschiedener hervor, und sie sowohl als unsere verschiedenen Lebensverhältnisse führen uns immer mehr von einander und machen uns fremd und fern. O dafs der Prophet unseres Jahrhunderts bald erschiene, und dieser Herz, Handeln, Geist und Denken trennenden Zeit ihren einigenden Gedanken brächte!"

Um nun in der Sphäre seines Wirkens das, was er im Allgemeinen so schmerzlich vermifst, hervorzurufen, geht Romeo's ganzes Streben dahin, den Gemeingeist zu erwecken, ohne dessen belebenden, Alles durchdringenden Einflufs die Erziehung des Einzelnen zu einem Gesammtleben Aller im Staate unmöglich ist. Er stiftet mit einigen Wohlgesinnten in der Stadt einen Bürgerverein, der auf die Bildung der Jünglinge wirken soll, wo die Schule an sich ihren Einflufs auf sie nicht speciell ausübt. Zwischen ihm selbst und den Schülern bildet sich ein inniges Verhältnifs; er zieht mit ihnen über Berg und Thal; in Anschaun der Natur ruft er ihre Gefühle für alles Edle und Gute wach und ist unermüdlich in seinem Eifer, ihnen eine freie, frische, starkmüthige Gesinnung einzuflöfsen. Wir sehen in Romeo im edleren Sinne des Wortes einen Turner vom Jahre 19 vor uns. Aber an hundert kleinen Intriguen seiner Mitlehrer, die auf seinen Unterrichts- und Erziehungsplan nicht eingehen, scheitert sein Unternehmen und er verzweifelt daran, die Deutschen für Gemeingeist empfänglich zu machen. Eine Reise durch Frankreich bestätigt ihm seine Ansicht, obschon die Parallele, die er zwischen deutschen und französischen Erziehungsprincipien aufstellt, sonst eben nicht zu Gunsten der letzteren ausfällt. Ist ein Staatsleben ohne Gemeingeist nicht möglich, so fehlt, nach Romeo's Gedankenfolge, auch der Erziehung die Krone, wenn der Gemeingeist das nicht weiter fordert, was die Bildung in der Schule anregt. Hat das Individuum seine wissenschaftliche Laufbahn vollendet, so tritt es in die Kreise des Beamtenlebens und der Familie; eine andere lebendige Gemeinschaft nimmt es nicht auf und so verwelken die Blüten allmählig, die der Umgang mit den Alten und ihrem staatischen Gesammtleben in uns keimen liefs, weil es für den Deutschen, in Kunst und Wissenschaft ausgenommen, nirgends ein Feld des gemeinsamen Strebens giebt. Dies ist Romeo's Gedankengang, und wir haben nur dies in Kurzem hinzuzufügen. Vom Volke verlangt man Nationalität, vom Einzelnen Individualität. Ist der germanischen Bildung von jenem etwas versagt geblieben, so hat sie hier um so tiefer zu greifen. Während der Franzose in keiner andern Allgemeinheit lebt als in seiner Nationalität, ist es dem Deutschen vergönnt, einem noch weit allgemeineren Zuge des Geistes zu folgen und einer Gemeinsamkeit anzugehören, in der alle besondern Volksthümlichkeiten hinübertreten. Dem Franzosen fehlt der weltgeschichtliche Sinn, das allgemein historische Bewufstsein. Dies aber trägt *uns* und giebt für vieles Ersatz, das der Verf. der Briefe mit so richtigem Gefühle am deutschen Leben vermifst. Tritt also der Einzelne aus dem Kreise der wissenschaftlichen Bildung, so mufs er, um den Zusammenhang mit dem Allgemeinen festzuhalten, das Leben in der Familie wie im Staate nicht für die Ziele seines ganzen Daseins, sondern für die Mittel ansehen, um ein Ideelles zu erstreben und in ihm die Heimath zu finden, in deren Schoofse sich alles Einzelne verzweigt. So wird das wissenschaftliche Leben zum Zwecke seiner selber, und die Bildungsgeschichte des Individuums wird seine ganze Geschichte. Der Verf. der Briefe sieht in der wissenschaftlichen Erziehung nichts als ein Mittel zum sonstigen Dasein; das ist aber der Grund, weshalb er das deutsche Leben mifsversteht, und am Staatsleben wie an der Erziehung des Deutschen verzweifelt. Einzelne Mifsgriffe noch aufserdem nachzuweisen, verbietet der Raum. Wir fügen nur noch eine lobende Anerkennung hinzu, indem wir uns freuen, dafs eine so consequent durchgebildete, markirte Natur wie der Vf. der Briefe sie hinstellt, sich so vollständig ausgesprochen und entwickelt hat. Wir haben in Romeo den Vertreter einer ganzen Zeitgesinnung, und nur wenn sich alle Seiten und Einseitigkeiten auf gleiche Weise erschöpfen, kann die volle Wahrheit hell und sicher in's Leben treten.

Dr. F. G. Kühne.

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

ΣΟΥΙΔΑΣ. *Suidae Lexicon post Ludolphum Kusterum ad Codices Manuscriptos recensuit Thomas Gaisford.*

(Schluſs.)

Nun wäre zwar die Forderung, dem Suidas zu Liebe auch nur ein halbes Dutzend Autoren Satz- und Sylbenweise durchzumustern, eben so grausam als thöricht; indessen dürfte wahrscheinlich der vorliegende Zweck nicht anders erreichbar sein, als wenn die hier ausgezogenen litterarischen Massen (wie dieſs etwa für Aristophanes, die Anthologie, Polybius unternommen ist) allmälig in gröſseren Partieen erschöpft werden. Dahin gehören Schriftsteller zum Theil von beschränktem Interesse, wie Josephus, Dionysius, Dio Cassius, Julian. Aus letzterem z. B. meinte Wyttenbach alle Auszüge wahrgenommen zu haben: und doch ist ihm und Anderen Vieles entgangen, unter anderen in *vv.* Ἀγελαῖος, Ἀκροατής, Νεῖν. Aus den Ambrosianischen Stücken des Dionysius, z. B. *XIII*, 1. sind der Reihe nach Stellen excerpirt unter Παρακουσάμενος, Ὑπαγόμενος, Θαυμαστούς, Ξαίνειν, Ἅλις, *XIII*, 19. unter Κατηθλημένων und Κατοικιδίους, *XV*, 1. unter Ἀμύσσων. Gar Manches bleibt aus Iosephus zu verbessern übrig, denn Wenige sind so nachlässig als dieser epitomirt worden: man sehe gleich *A. Iud. XII*, 4, 6 in *v.* Ὑπερηγάπησεν. Vorläufig würde jedoch statt dieser und ähnlicher Notizen immer etwas Groſses geleistet sein, wenn die jedem zur Hand liegenden Hülfsmittel *Zonaras*, *Eudocia* mit anderen grammatischen Büchern, deren Alter zum Theil über unsere MSS. des Suidas hinausgeht, überall sorgfältig genutzt und ihre Varietäten als Ergänzungen oder Winke zum Auffinden des Urtextes verarbeitet würden. Das für kritischen Gebrauch unschätzbare Lexikon vom Zonaras hat Gaisford fast durchaus ignorirt; aus der *Eudocia* hatte schon Müller beim Reinesius Anführungen gemacht, die hier nicht fortgesetzt werden; und doch lehrt der flüchtigste Blick, wie durch Zuziehung der gelehrten Frau eine Mehrzahl litterarischer Artikel (vgl. auſser ethischen Biographieen bei Διονύσιος, *vv.* Θέογνις, Θεοδόσιος, Μάξιμος Τύριος) von schlottrigen und untauglichen Beisätzen sich läutern lassen. Daſs aber der Herausgeber eines Werkes, das völlig auf die Theorie der Epimerismen gebaut ist und dessen äuſsere Verfassung einfach aus jener ohne Hülfe des alphabetischen *Index Glossarum*, den Gaisford selber angefertigt, begriffen werden kann, des sogannten *Herodianus* Epimerismenwerk so durchaus vergessen hat, muſs in Erstaunen setzen.

Wie wir bisher in Betrachtung der Hauptstücke von einem Punkte zum anderen, ohne mühsam wählen und berechnen zu dürfen, vorgerückt sind: so sehen wir uns nunmehr zur letzten oder wenn man will zur ersten aller Fragen fortgedrängt. Wer sollte nicht, indem er fern von den Rücksichten philologischer Gelehrsamkeit mit freiem Interesse herzutritt, darüber Auskunft verlangen, welchen Plan und welchen Zweck Suidas verfolgt, welche Schichten und Materialien und in welcher Ordnung oder Meinung er sie zusammengefügt habe? Daraus scheint ja doch das Gesetz für Aussonderung des Aechten vom Unächten oder Zweifelhaften, für Abschätzung der Handschriften, endlich aber auch der Weg zur angemessenen Beurtheilung des Autors freiwillig zu entspringen. Denn dieses Lexikon für planlos und zusammengewürfelt, nicht für ein bewuſstes massivartiges Werk zu halten, und diesen Vf. für stumpf und einen halben ἀναλφάβητος auszugeben, konnte denen in den Sinn kommen, welche von Noth getrieben zum Suidas wie in ein ungekanntes Land flüchteten und sehn gegen einen Fall gerechnet ohne Trost und mit Unwillen von ihm schieden: wer mit ihm näheren Umgang gepflogen, wird in seinem Sprach- und Realwörterbuch eine byzantinische Encyklopädie erkennen, welche zunächst mit den Ansichten und den litterarischen Schät-

zen im Zeitalter des *Constantinus Porphyrogennetus* unternommen war und mit den unermeſslichen Auszügen der Kommissionen jenes Kaisers parallel läuft, weiterhin aber besonders unter den Komnenen vermehrt und interpolirt ist. Wie die gedachten Redakteure hat auch Suidas sein Geschäft mechanisch betrieben, und es ist sogleich die Methode nicht schwer zu verstehen, womit er die Scholiasten und Grammatiker zusammenführte, um den Rahmen des Buches, die glossematischen Grundlagen, einzurichten. Als Beispiel mögen hier der Kürze wegen *Timaeus* und *die Scholien zu Plato* stehen. Es ist bekannt genug, daſs Timäus und Suidas fast in allen Artikeln zusammentreffen; welches Verhältniſs *Ruhnkenius*, der unserem Lexikographen wenig Gutes zutraut, folgendermaſsen bezeichnet p. 113. *Timaeum more suo compilavit Suidas, celato ut semper eius nomine.* Allein dieser feine Kritiker war über den vermeinten Timäus, dessen Schatten er arglos statt eines Platonischen Kommentators hascht, im Irrthum. Er nämlich beklagt und Andere erwähnen nach ihm das Loos seines Schriftstellers, der nicht bloſs durch Epitomatoren verarmt, sondern auch von thörichten Händen mit fremdartigen und sogar schlechten Glossen behelligt sei: ein paradoxer Gedanke, da dieſs Platonische Wörterbuch nichts enthält, was nicht den ersten besten Grammatisten besser gekleidet hätte, und in dem mageren Büchlein nicht weniger als 94 Artikel (abgesehen von den nur mit Zwang untergebrachten) in gar keinem Bezuge zu Plato stehen. Nun aber bietet der berühmte *Codex Coislinianus*, woher unser Timäus stammt, lauter Speziallexika und vermischte Auszüge dar (ihr Verzeichniſs s. in Bachmann's Vorrede zu den *Anecdota*), die für profane und kirchliche Lektüre von Mittelgriechen aus einer Menge Vorraths angeschichtet und fast der Reihe nach von Suidas angewandt sind: wir erinnern hierfür bloſs an die *Glossae Herodoteae* und die *Scholien zu Lucian*, deren letztere mit jenem wesentlich übereinkommen. In dieselbe Klasse treten aber auch *die Platonischen Scholien*, die ihrer Abkunft nach wenig mit den philosophischen Kommentaren der Platoniker gemein haben, sondern aus den verschiedensten Sammlungen zusammengestoppelt, mit Timäus und vielen Scholiasten gleichlautend, allmälig unter die Einzelschriften Plato's vertheilt wurden. Dieses gesellschaftliche Verhältniſs deutet namentlich *Suid. v.* Ἀριστίππου an: κατ' ἐκλογὴν καὶ αἵρεσιν τῶν ἀρίστων νομοθετῶν. Das letzte stillschweigend geduldete Wort ist hier unbrauchbar; ohne dieses findet sich in den Scholien zu Plato's *Legg. IX.* (*p.* 455.) die gleiche Erklärung: was kann nun einleuchtender sein als die Berichtigung, κατ' — ἀρίστων. Νόμων θ'. Anderwärts in *v.* Κόρυζα: καὶ Κορυζῶν hat Gaisford zwar am Schluſs καὶ Κορυζῶντα hinzugesetzt, aber den in der Platonischen Glosse liegenden Wink nicht verfolgt: und doch lehren *Schol. Plat. p.* 397. *Schol. Luciani Iov. Trag.* 15. *Lex. Bachm. p.* 281. daſs im Anfang Κόρυζα καὶ zu tilgen und an's Ende zu rücken seien, Κόρυζα γὰρ ἡ μύξα. Soweit gelegentlich von den Quellen; was aber den Vorwurf der Akrisie betrifft, so darf Suidas (ohne auf allerlei Irrthümer einzugehen, deren er vielleicht eine geringere Zahl als die übrigen groſsen Lexikographen besitzt) erwarten, daſs er bei sorgfältiger Benutzung aller Hülfsmittel von mancher argen Schuld befreit werde. Z. B. in *v.* Ἀθέτησις heiſst es: καὶ ἀθετῶ αἰτιατικῇ. γενικῇ δὲ ὡς; τὸ, Καταρχῶν μὲν καὶ ἀθετῶν τοῦ τολμήματος. Hierbei sagt man mit Abresch habe Suidas den gemeinen Regeln zum Trotz falsch konstruirt und Falsches gefolgert: das *Etymol. Gudianum p.* 588. beweist, daſs γενικῇ — τολμήματος nur ein einfältiger Flick sei, der aus flüchtiger Ansicht des wahren αὐθεντῶν hervorging. Doch von dem allem soviel: die Forderung vom Plan und Haushalt des Suidas zu vernehmen ist klar genug, und sie wird an einen Herausgeber in unseren mit den mannigfaltigsten Mitteln gerüsteten Zeiten nicht mit Ungrund gerichtet, ihre richtige Lösung kann auch für Uebergehungsünden von allerlei Art entschädigen. Anders Gaisford: und hierüber möchten wir lieber das Urtheil der Gelehrten hören als selber sprechen. Seine Vorrede hebt mit den Worten an: *Quum de Suida lexicique ab eo conditi natura ac pretio nihil amplius certiusve proferre possim quam quod ab aliis, quorum praefationes ante hanc meam excudendas curavi, abunde disputatum est, restat solum ut de huius editionis consilio et de subsidiis, quibus usus sim, breviter agam.* Auch die gegenwärtige Relation hat hiermit ihr Ende erreicht.

Referent glaubt aber, soweit die losen Umrisse dieser Analyse hinreichen konnten, das Verdienst der Gaisfordischen Ausgabe möglichst unparteiisch nachgewiesen zu haben: der Text des Suidas ist zum ersten Male gesichert und gereinigt worden, und der Apparat enthält genug von Mitteln und Wegen, um das Werk in noch höherem Maſse zu läutern. Indessen gilt dieses

Ergebnifs nur für einen Schritt zum Ziele; die Anstrengungen müssen noch umfassender und vollständiger werden; darin aber scheint auch der Anspruch an die vereinte wetteifernde Kraft Mehrerer angedeutet zu sein, um eine Leistung rascher zu vollenden, welche die Mühen und den Willen des Einzelnen übersteigt.

Bernhardy.

LIX.

Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie, von O. F. Gruppe. Berlin 1834. *XII. u.* 783 *S.* 8.

Man sieht diesem Buche seine Entstehung leicht an. Der Verf. fand gewisse Ansichten von tragischer Kunst bei Lectüre des Sophokles bestätigt, und bildete wieder an dieser jene Ansichten weiter. Den Vorschmack derselben giebt er in einer Vergleichung von Aeschylus Choephoren mit Sophokles Elektra. Das Mittelstück einer Trilogie wird also mit einer in sich geschlofsnen Tragödie verglichen; doch nur in Bezug auf ähnlich scheinende Verse, äufsere Handlung, einzelne Effekte. Sophokles habe die Versuche des Aeschylus aufgenommen und verbessert. Scheint bei Sophokles etwas dunkler, so „gewann er dadurch das poetische und tragische Helldunkel" (S. 19. 20); scheint etwas bestimmter, so „fällt die Unbestimmtheit weg, die bei Aeschylus nicht zu rühmen" (S. 25). Wenn bei Aeschylus Agamemnon ruft: Weh mir, ich bin getroffen von einem tödtlichen Schlag! dann: Weh mir, von einem zweiten getroffen! bei Sophokles aber Klytämnestra: Weh mir, ich bin getroffen! dann: Weh mir, wieder!: so hat sich Sophokles verkürzend „gleichsam nur das Herzblatt herausgepflückt." Man sieht, trotz der Ueberschrift: *die Elektra des S. eine Fortbildung der Choephoren*, ist sie doch zugleich auch Fortbildung des Agamemnon, und so ist auch (S. 27 f.) der König Oedipus eine Fortbildung der Choephoren, nämlich im Gebrauch des Ausdrucks „*Gleichsam*". Nach einer Reihe solcher, meist falscher *Aperçus*, heifst es S. 28: „Wir haben hiermit sogleich die Eigenthümlichkeit und Höhe Sophokleischer Kunst gezeigt, und sie erschien als eine Sorgfalt, Absichtlichkeit und feine Durchbildung bis in die kleinsten Atome, von der man, nach den Urtheilen über diesen Dichter zu schliefsen, sich schwerlich einen Begriff gemacht hat." Hierauf hochmüthige Kritik der Vorgänger. S. 158 wird weiter versprochen, „in alle Feinheiten der sehr bewufsten Sophokleischen Kunstübung einzuführen." *Oedipus R.* wird durchgegangen, dessen *Grundintention* ist, „dafs eigentlich immer Oed. der glücklich Geblendete, freilich unhaltbar sich in den Schicksalsnetzen immer mehr Verstrickende, dagegen der Leser der unselig Schauende ist" (S. 162). Das Rührende wird gezeigt (S. 172. 173) S. 174: „Wenn man das Ganze in Eins zusammenfassen will, welch ein Kunstwerk: die Verschlungenheit *ähnelt* der des Schicksals selbst und der Dichter hat es mit unnachahmlicher Kunst verstanden, den Zuschauer selbst auf den Standpunkt des Schicksals, wo ihm vom Anfang herein alles klar ist, zu stellen. Und mit welchem tiefen Schmerz, mit welchem innigen Mitgefühl ist diefs geschehen: ein Abgrund des Elends, des Scheufslichen und Unsäglichen in der Sache, aber im Zuschauer eine Verklärung des Gefühls und der lautere Genufs einer Seligkeit der Kunst." Woher diese Seeligkeit dem kommt, der oben allein „der unselig Schauende" war, wird nicht gesagt. Hierauf hochmüthige Kritik der Vorgänger. Am *Ajas* werden die rührenden Situationen gezeigt (S. 192) und „wie der Zuschauer nach und nach in anschauliche Kenntnifs des Geschehenen versetzt werde" (S. 194) und „allein die dunkeln Worte des Ajas verstehe" (S. 197) wie der Schlufs, weil das Gegentheil erwartet wird, Effekt mache (S. 201), wie „das grofse tragische Thema dieses ist: dafs der Mensch nicht sein eigener Herr ist, sondern höheren Mächten unterworfen und im Innersten sich ändert gegen alle Voraussicht — was aber bisher kein Mensch verstanden hat." Hierauf hochmüthige Kritik der Vorgänger. An der *Antigone:* wie hier alle durch das Schicksal verblendet sind; was auch sehr rührend; wie es eine kühne Figur des Dichters, den Chor das Gegentheil von seiner (des Dichters) Ansicht sagen zu lassen (S. 240). Schlufs: „Auf der düstern Gewitterwolke des Schicksals ist Antigone ein leuchtender Regenbogen, als Bild der Versöhnung" (S. 242). Dann wieder dieselbe hochmüthige Kritik. *Oedip. Kol.* ist weniger Sophokleisch: „Der Inhalt ist die Feier von Kolonos und Athen im Gegensatz von Theben" (S. 253). Hierauf hochmüthige Kritik. Dann: Ueber die Stufenfolge Sophokl. Stücke (S. 268 ff.): Sophokles kam an seinen eigenen Stücken zum Bewufstsein, dafs „Gegen-

satz der Charaktere, Verkennungen und Erkennungen, allmähliges Enthüllen dessen, was der Zuschauer früher geahnt, und „Hineinrennen der Handelnden in das, was sie zu fliehen scheinen, „Kunstwerke von hinreissender Illusion" gebe, „eine neue poetische Sphäre begründe," eine wesentliche Seite dramatischer Kunst sei." Das ist — Ref. hat nichts Wesentliches weggelassen — die neue Theorie. S. 275 wird sie endlich selbst ausgesprochen. Da heifst es: „Wir *streifen* hier *übrigens* „sehr nahe an das Theoretische (!), was ich gern einem „andern Ort vorbehalten möchte, denn zu leicht könnte „ich mir für jene angelegentlichere Erörterung das In„teresse erschöpfen, ohne doch einmal hier völlig klar „zu werden. So stelle ich denn hier ein theoretisches „Resultat, unbegründet, wie es hier nur sein kann, an „die Spitze" (Nach den zarten Clauseln erwartet man etwas Unerhörtes; es kommt, was schon zehnmal gesagt war): „Darstellung, Illusion, Objectivität, *kurzum* Inter„esse, *und selbst* Poesie beruht ganz besonders darauf, „*dafs der Dichter den Hörer, Leser oder Zuschauer* „*auf einen Standpunkt stelle, von wo aus er mehr* „*übersieht, als die Handelnden selbst, also dafs er,* „*und nur er, weifs, was jenen gegenseitig verborgen* „*ist.*" So viel also hatte der Verf. von Sophokles verstanden. Geahnt hatte er freilich noch etwas drüber von der Kunst, mit der Sophokles überall das Schicksal in den Charakter versenkt und durch dieselben Fortschritte der Handlung, in welchen er den Gegensatz beider entwickelt, auch ihre Einheit und Vermittlung zur Anschauung bringt; wodurch die Verknüpfung selbst zur Lösung, die Wendung der Handlung gegen sich selbst zur Verklärung wird. Es finden sich Spuren, dafs der Verf. diefs geahnt und gemeint, aber er vermochte nicht es sich einfach klar zu machen; daher polemisirte er auf lächerliche Weise gegen solche Kritiker, die gerade das ausgesprochen, was er meinte, und wenn er selbst es aussprechen wollte, fiel er immer wieder in diese armseelige Bezeichnung durch das unpassende Wort „*Illusion*" und den äufserlichen Umstand, dafs der Zuschauer mehr übersehen müsse, als die handelnde Person; welche beide Bestimmungen netto eben so viel Wahres als Unwahres enthalten. Denn weifs der Zuschauer, worauf die Handlung zielt, so hört in gleichem Grade die Illusion der einzelnen Momente auf; studiren ihm diese, so fafst er sie auch insofern noch nicht in der Auflösung, die sie in der Einheit der Handlung haben. Das Poetische ist weder die Illusion (die jeder Taschenspieler bewirkt) noch die Voraussicht (die bei allen möglichen Unpoesieen auch statt finden kann), sondern das Tragisch-Poetische liegt darin, dafs die wahre Einheit in den Gegensätzen des menschlichen Handelns nur durch Entwicklung dieser Gegensätze selbst zur Erscheinung kommt. Der Satz ist gar nicht neu; aber wahr; der Satz des Verfs. ist weder wahr, noch, wie er glaubt, neu, noch ein Gesetz. Aus einem Kunstgesetze mufs sich die Art und Weise entwickeln lassen, wie es zu vollziehen ist: Wie dem Zuschauer illudirt werden soll und wie er zu instruiren ist, das wird immer erst durch die Besonderheiten der Fabel und den *captus* des Zuschauers bestimmt. Die Griechen überdiefs brachten in die Tragödie jene Voraussicht schon mit ohne des Dichters Kunst; sie kannten den Mythus; dafs er und wie er diesen entwickle, dies ward vom Dichter erwartet.

Die Unklarheit des Verfs. über so einfache Verhältnisse, kam indefs dem Volumen seines Werkes zu statten. So oberflächlich, wie er die Sophokleische Kunstweise begriff, mufste er wohl dieselbe, und eigentlich in höherem Grade, im *Rhesus* und in der *Aulischen Iphigenia* finden. So hielt er beide für Stücke des Sophokles. Daher zwei ungeheure Excurse des Buchs. Der erste will beweisen, dafs *Rhesus* das erste Stück des Sophokles und Theil einer Trilogie gewesen. Obgleich die negative Führung dieses Beweises einzelnes Richtige enthält, so ist doch das Ganze ein wahres Meisterstück von kritischen Fehlern aller Art. Im andern wird weitläufig der Reihe nach bewiesen, dafs die *Iphigenia* in Aul. von *Sophokles*, dann dafs sie von *Agathon*, endlich doch, dafs sie von *Chärenon* sei. Den ganzen Wust seiner ungeschickten Studien hat der Vf. drucken lassen und nur durch kleine Verschleifungen ein scheinbares Ganze daraus gemacht. Das πρῶτον ψεῦδος, sein Mifsverständnifs des Textes, hat er nicht gemerkt; aber in den Stellen, die er übersetzt, reichlich zur Schau gestellt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie, von O. F. Gruppe.

(Schlufs.)

Diese zwei, wieder durch arrogante Kritik aufgetriebenen, Excurse, die übrigens von einander getrennt stehen S. 285—364 u. 462—567, sind denn die erste Anlagerung an den Stock des Buchs. Diese Untersuchungen hatten den Verf. darauf geführt, einige Stücke des Euripides mit verwandten des Sophokles zu vergleichen; da er denn was mit der Technik, die ihm für Sophokleisch galt, stimmte, für entlehnt aus Sophokles oder ihm nachgeahmt erklärte, das Uebrige demselben Tadel unterzog, den Euripides gewöhnlich erfährt. Auf 6 Stücke sind jene Lehnsätze angewandt; der Text ist oft höchst komisch entstellt. Diefs gab die zweite Anlagerung. — Nunmehr glaubte der Verf. das ganze Gebiet der alten Tragik zu überschauen. Etwas von seiner Illusionstheorie hatte er im Aeschylus gefunden, aber wenig, ihre Befriedigung im Sophokles, Verkennung im Euripides, Vollendung im Chäremon; zugleich hatte er entdeckt, dafs der erste Auftritt des Sophokles mit einer Trilogie geschehen; das war nun die organische Entwicklung, die er sich berufen fühlte, noch deutlicher auszuführen. Daher neue Anlagerungen.

Zunächst ging der Verf. auf Aeschylus zurück und studierte die Trilogie, nicht an dem Dichter, sondern an den Schriften Welckers und seiner Gegner. Was wir dem Scharfsinn Welckers verdanken, giebt der Vf. als seine Einsicht und tadelt Welckern theils mit Hülfe seiner Gegner, theils, wie auch wieder diese, auf eigene Faust. Auf einzelnes Richtige konnte er dabei stofsen, die Erkenntnifs der Aeschylischen Kunstart hat er in nichts weitergeführt. Besonders verkehrt ist, dafs er die Entdeckung vom Zusammenhange der Aeschyl. Stücke, sofern derselbe nicht immer im Fortlauf der Fabel, sondern in symbolischer Verknüpfung liegt — eine Entdeckung, die durch Welcker's geistreiche Behandlung vorzüglich der Perser gemacht war — gewissermafsen sich vindiciren, wenigstens erst befestigt wissen will (S. 109 unten. 110) durch seine Vermuthungen über die Gestalt der Lykurgie. Diese aber beruhen hauptsächlich auf unkritischer Auffassung einer bekannten Stelle des Eratosthenes, können also keine Stütze geben (welche die Perser-Trilogie auch gar nicht braucht), sondern brauchen selbst eine Stütze, welche sie nicht haben (c. S. 102) *). Es folgt: Entwicklung der Tragödie von ihren Anfängen bis zur Kunstform des Aeschylus; eine unordentliche Compilation aus ein Paar bekannten Büchern, besonders aus Welcker's Nachtrag zur Trilogie. Nur haben des Verfs. Ansichten vom Fortschritt und seine Unwissenheit eine gewisse Eigenthümlichkeit hineingebracht. Aus Mifsverstand namentlich der von Welcker angeführten Daten hält der Verf. die Simonideische Lyrik für älter als die Tragödie, die lyr. Tragödie (von Böckh aus Inschriften zum Theil der Kaiserzeit nachgewiesen) für einen verschwindenden Durchgang zum Drama, der mit dem Eintreten des letzteren von selbst aufgehört, den Epiker Chörilus für den Tragiker, den Lesbier Arion für einen Attiker u. s. w. — Diese weiteren Zuwüchse schob der Verf. gleich hinter das 1ste Kap. und vor die Analyse der Illusion aus Sophokles.

*) Eratosthenes erzählt, was Aeschylus *sage* — ὅς φησιν Αἰσχύλος —: der Verf. sagt: es wäre *gegen alle Kritik, nicht* anzunehmen, dafs uns hiermit, wenigstens zum gr. Th., der *Inhalt* der Bassariden erzählt wäre. So ist es denn auch gegen alle Kritik *nicht* anzunehmen, dafs Niobe, Danae, Lykurg, Bacchen, Musen, Phineiden, Kleopatra, Boreas, wenigstens zum gr. Th., Inhalt der Sophokleischen Antigone gewesen. Denn deren Namen und Schicksale können doch wohl auch aus der Antigone angeführt werden mit ὅς φησι Σοφοκλῆς.

Die Illusion wird nun ferner (S. 276 ff.) auch im Homer schon gefunden, zunächst in einzelnen Versen, die dem Leser etwas örtlich oder zeitlich Fernes eröffnen, was eine Person in der Dichtung nicht weifs; dann (S. 278): „aber ein ganzes Buch der Ilias, das zehnte, schöpft durchgängig aus dieser Quelle seine lautere Poesie." Frischweg wird die Dolonie erzählt. Um zu verstehen, wie die Schönheit dieser Rhapsodie mit jener Illusion zusammenhängt, mufs man wissen, dafs der Vf. bei dem Wort Illusion sich nichts Bestimmtes denkt; sondern das einemal die poetische Täuschung des Zuhörers, das anderemal dessen Mehrwissen, das drittemal die Verblendung der poetischen Personen selbst und das viertemal jeden Effekt darunter versteht. Nach einigen Exclamationen spricht er daher nach einer andern Weltgegend hin, wie auch in den *Nibelungen* „die Poesie Schritt für Schritt an sich selbst gelernt und *nachher mit freier Erfindung diese Situationen herbeigeführt, die, durch das Gezeigte* (es ist nichts gezeigt „worden, als dafs in der Dolonie zwei entgegengesetzte „Anschläge und wegen der Nacht Spannung sei) *von „besonders illusorischer Kraft, tiefer Bezüglichkeit und „Rührung sind* (S. 280). Ferner wird gezeigt, wie auch die Wünsche der von Troja heimkehrenden Helden Illusion gewesen, so auch des Telemach Aufsuchen seines Vaters, des schlafenden Odysseus Aussetzung: „welch ein sanfter Zug *jener unserer Illusion;* denn an „Stelle des Schlafenden, der von seinem Glücke nichts „ahnt, freut sich jetzt der Hörer in dessen Seele!" Zur selben Illusion gehören die Erkennungen des Odysseus in Ithaka, bei den Phäaken, auch beim Cyklopen; und „ein grofser Theil der nachhomerischen Erzählungen „geht auch *an diesem Faden* fort, *meist sind sie nur „Variationen der Dolonie* und immer neue Fabeln sind „von den Cyklikern nach jenem Muster *erfunden* worden: die Entwendung des Palladions: der nächtliche „Einfall des Odysseus und Diomed in Ilium: ihre Sendung zum Philoktet: *sogar das trojanische Pferd geht „aus demselben poetischen Gedanken hervor und ist „auch nur eine Variation davon* und in der *Kassandra „ist dieselbe poetische Figur gleichsam personificirt.*" Das ist *wörtlich* die organische Illusion des Vfs. Hiermit wird zum *Rhesus* übergegangen.

Nach diesem und der Kritik des Euripides folgt: *Fortschritt unter den gleichen Stücken verschiedener Dichter* (S. 417 ff.) Sophokles *Philoktet* wird weitläufig erzählt, mit guten Bemerkungen über die Verhältnisse der Handelnden; aber die folgende unartige Kritik des Urtheils von Schlegel fängt damit an, aus dessen Worten den Verstand wegzudenken, und hat es dann leicht, gegen die eigenmächtig untergeschobene Leerheit zu Felde zu ziehen. In der Vergleichung der Fragmente von den beiden andern Philokteten weist der Verf. gar keinen Fortschritt nach. Auch wenn man ihn gewähren läfst, ergiebt sich nur, dafs Aeschylus die Sache einfach gemacht, Euripides mit falscher Kunst, Sophokles mit wahrer. Dafs aber des Euripides falsche Kunst Fortschritt der Aeschyleischen Einfachheit, des Sophokles wahre Kunst, Fortschritt der falschen des Euripides gewesen, wird nicht begreiflich durch die Nachweisung so äufserlicher und so vermeintlicher Aehnlichkeiten, wie der Vf. sie giebt. Es ist nur ein Widerspruch, wenn der Vf. das einemal behauptet, Soph. habe eine Composition von vollendeter Einstimmigkeit geschaffen, das andremal er habe die einzelnen Züge, die wesentlichen Glieder dieser Composition aus fremden Stücken aufgelesen. So soll auch die *Elektra* des Soph. nicht nur Fortbildung der Choephoren, sondern auch der für älter erklärten Euripideischen Elektra sein — dieses modernattischen, der mittleren Komödie so verwandten Stückes, dafs man zweifeln kann, ob es von Euripides ist! — Die verschiedenen Iphigenien werden nach Einschiebung des erwähnten Excurses gleichfalls behandelt und (S. 574) erklärt, es sei uns in der Euripideischen, nach dem Verf. Chäremonischen *Iphigenie in Aulis* das *vollendetste Werk des organischen Fortschrittes* erhalten. Wenn es ein Stück an der Stirne trägt, dafs es nicht blofs äufserlich das Product einer Corruption, sondern dafs in ihm selbst der tragische Ernst in falsches Pathos und rührendsentimentalen Heroismus corrumpirt ist, so ist es diese Aulische Iphigenie, deren Gehalt freilich der Vf. mehr aus Schiller und aus eigener Willkür genommen hat, als aus dem Original. — Ueber die verschiedenen *Ajasse* folgen bekannte Notizen, wobei eine Stelle des Aristoteles (S. 579) mit dem umgekehrten Sinne beschenkt wird. — Bei ähnlicher Vergleichung der *Pentheus*-Tragödien erfahren wir, dafs Aeschylus in den Xantrien, aus Unkenntnifs der Forderung der Illusion, die Lyssa eingeführt; Euripides, wie auch Sophokles, nach Illusion strebend, sich solcher Personifikation enthalten,

die bei ihm (wie S. 767 wiederholt wird) durchaus ganz weggefallen sei. Der Verf. hat nur vergessen, uns zu beweisen (was ihm gewiss leicht wäre), dass der rasende Herakles nicht von Euripides, sondern von Aeschylus ist. In demselben tritt zufällig dieselbe Lyssa redend und handelnd auf. In allen diesen Vergleichungen wird der Fortschritt, den sie erst bestätigen sollen, vielmehr vorausgesetzt vom Vf., und nur immer wieder apodiktisch behauptet. Komisch ist auch, dass den Tragiker-Namen, die für eine und dieselbe Fabel hergesagt werden, zweimal der Komiker Epicharm, einmal der Dithyrambiker Timotheus Gesellschaft leistet.

Nun kehrt der organische Zusammenhang wieder zum Epos zurück (S. 630—667). Mit längstbekannten Sätzen über *Volkspoesie* eröffnet sich eine Mythologie *in nuce*. Das Historische, eh Schrift da ist, poetisch tradirt, gewinnt dadurch eine dem Geist angemessene Gestalt: eine Erfindung fordert die andere. Die Gesetze der Fortbildung sind Theilnahme an den poetischen Situationen und Figuren, und Symmetrie. — Wem wäre diess neu, wem genug? — Von Homer durch die Cykliker zu den Tragikern ist eine volkspoetische Reihe, deren Schlussstein Sophokles ist. Die Tragiker sind Glieder einer voltaischen Säule, fortzuführen bis auf die Epiker. Dieser zwar lange, aber dünne Gedanke wird durch Tautologieen verdickt. — Homer ist das Product der ersten Reihe, die Cykliker haben die Krystallisation ferner anschiessender Theile präcipitirt; für diese bilden die Tragiker die zweite poetische Reihe. „*Diess ist schwerlich jemals mit rechter Klarheit gefasst worden*" (S. 646). — In der That, die Illusion ist mächtig! Wie es der Vf. gefasst hat, zeigt die Ausführung. Ihm zufolge ist die Fabel von der Abholung des Philoktet bloss erfunden, um den Leidenden (wie er bei Homer erwähnt ist) zu entschädigen; sein Verhältniss zur Chryse (nachweislich einer der ältesten Keime des Mythus) ist der späteste Auswuchs; Achills Liebe zur Polyxena ist *nur erfunden zum Gegenbild* für Priams Besuch bei Achill, die Unglücksfälle der Nostoi *zum Gegensatze* des Uebermuthes der Sieger u. s. f. Also die wahre Quelle der Volkspoesie ist die purepute Figur des symmetrischen Gegensatzes. — So geht es immer den Verächtern des consequenten Denkens, die über dieses vermeintliche Abstracte hinweg in die sogenannte lebendige Anschauung springen; so wie sie urtheilen, bringen sie sicher das Allerabstracteste, die inhaltloseste Formel aus ihrer lebendigen Anschauung hervor.

Es folgt (S. 709) ein Artikel über das *tragische Schicksal*, mit derselben Anmassung eröffnet, wie alles Bisherige, als würde Unerhörtes erschlossen werden, und es wird wieder nur eine Confusion abgedroschener Gedanken gegeben. Vorgänger werden leichtfertig kritisirt, die verworfenen Sätze aber an andern Stellen selbst behauptet. Wenn etwas Eigenthümliches in dieser Verwirrung dem Verfasser verbleiben soll, so ist es die Naivetät, dass er das Schicksal selbst aus der poetischen Symmetrie ableitet (S. 712. 717); etwa, wie wenn einer die Schwere aus dem Tonnengewölbe ableiten wollte.

Natürlich endet das grosse Werk mit derselben Illusion, der es durchweg treu geblieben ist. S. 728—760: *Darstellung, Charaktere, Illusion mit Bezug auf Entwicklung und Verfall.* Noch einmal, zum letzten- und allerletztenmal die hier noch nie gesehene neue Ariadne (S. 733): „*Auf Seiten der Handelnden Befangenheit, „Täuschung, Irre, auf Seiten des Zuschauers Ueber„blick und Einsicht, diess also ist überall der Schlüs„sel und das Princip für die darstellende Kunst des „Sophokles, gleichviel ob sich äusserlich Parteien ge„genüberstehen, um sich zu berücken, gleichviel ob Ort „und Zeit oder Schicksal den Handelnden jenen Ue„berblick nehmen, der dem Zuschauer gewährt ist, oder „ob jener Zwiespalt in das eigene Innere des Men„schen verlegt ist.*" Ein vortrefflicher Schlüssel und Princip, dem alles gleichviel ist! Dann ist's wieder ein „*Faden, an dem Sophokles immer tiefer vom Aeussern „zum Innern fortgegangen; immer tiefer lernte er „Schicksal und Illusion, Freiheit und Unfreiheit, Na„tur und Kunst verflechten.*" — Durchweg solche Wiederholungen und abermalige Ueberantwortungen des Schlüssels; und dann kommt es doch nochmals zur *Uebersicht der Entwicklung, Vergleich mit bildender Kunst und Schluss.* — Auch die Vergleichung mit bildender Kunst hält sich nur an Allbekanntes — obgleich „*man bisher keine Vorstellung davon haben konnte*". — Der Verfasser hält die Uebereinstimmung des Entwicklungsganges in der bildenden Kunst „für das schönste und belohnendste Resultat seiner Untersuchung." Aber Untersuchungen über eine bestimmte Kunstart, die ihre Bestätigung in Aehnlichkeiten mit dem äussern Gang

einer ganz andern Kunstgattung finden, können nicht tief gehen. Die Kunst ist zu organisch, als dafs ihre wesentliche Einheit auf den verschiedenen Gebieten, in die sie sich erschöpfend theilt, in der Form der Gleichheit auf die Oberfläche treten sollte. — Indessen ist nicht einmal diese vermeintliche Bestätigung wirklich. Denn die figurenreichen Compositionen späterer Maler lassen sich keineswegs, wie der Verfasser will, mit den Euripideischen Tetralogieen parallelisiren. Jene machten wirklich Ein Bild, wenigstens dem Gedanken nach; des Euripides vier Stücke blieben vier verschiedene Kunstwerke, die nur — nicht anders, wie die Einzelstücke des Sophokles — an demselben Feste aufgeführt wurden.

Endlich ein Nachtrag, nochmals versichernd: „die „eigentliche Blüthe griech. Mythologie, deren Stamm „durch die Odyssee, die Cykliker und Tragiker gehe, „sei *blofs noch nach den Gesetzen poetischer Darstel-„lung krystallisirt.*" voran freilich gehe „eine ältere „Generation von Mythen, *die vielmehr auch nur auf „einer Symbolik beruhen, indem sich naturphilosophi-„sche Auffassungen als Geschichten von Personen ab-„spiegeln.*" — Das *Finale: „Man überblicke nun diese „grofsen, gesetzmäfsigen Bildungsstadien eines voll aus-„gewachsenen Organismus, und man gestehe sich, dafs „bevor diefs von der griechischen Poesie in ihrem „ganzen Umfang und Zusammenhange aufgefafst war, „nicht gut von einer ästhetischen Theorie die Rede „sein konnte, welche erstlich Wesen und Wachsthum „der Poesie, und dann ferner deren Verhältnifs zur „Natur des menschlichen Geistes zu erklären hat. „Diefs Buch aber sehe man nur als eine Vorarbeit „dazu an.*" 777 Seiten Vorarbeit: wir dürfen uns einige Folianten versprechen. Was das geforderte Geständnifs betrifft, so gesteht Referent, dafs er zwar bemerkt hat, wie von all' den Gesetzen, die der Verfasser entdeckt zu haben meint, kein einziges präcis ausgesprochen, gehörig begründet und consequent durchgeführt ist, dafs aber dafür faktisch ein und dasselbe Naturgesetz deutlich durch das ganze Buch herrscht, das Gesetz, dafs überall die Unruhe einer ungebildeten Thätigkeit mit Arroganz gepaart ist.

Dr. Adolf Schöll.

LX.

***Friedrich von Schillers auserlesene Briefe in den Jahren* 1781—1805. *Herausgegeben von Dr. Heinr. Döring. Zeitz, Webel.* 1834.**

Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, von dem wir auch bereits eine Lebensbeschreibung Schiller's besitzen, wollte denselben nun auch durch sich selbst, nämlich durch eine Auswahl aus seiner Korrespondenz in den Jahren 1781—1805, schildern, indem er dabei darauf sah, dafs diese Auswahl, chronologisch geordnet, neben Schiller's wechselnden Lebensschicksalen zugleich den Gang seiner Bildung und die Richtung bezeichne, die sein rastlos strebender Geist in den verschiedenen Perioden seines Lebens genommen; indem er daher in die Sammlung solcher ausgewählten Briefe nur dasjenige aufnahm, was auf Schiller's äufseres und inneres Leben, auf seinen Charakter als Mensch, Schriftsteller und Dichter (im Allgemeinen und Einzelnen, nämlich auch in Beziehung auf seine eigenen Werke, so wie was seine Beurtheilung der Schriften Anderer anlangt) ein entschiedenes Licht wirft, alles Unbedeutende aber und obigem Zwecke Fremdartige absichtlich ausschlofs, wie sich dergleichen allerdings gar Vieles in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe vorfindet, was zur Charakteristik des Einen oder Anderen wesentlich nicht im Geringsten zu dienen vermag. Jenem angegebenen Zwecke soll nun die vorliegende Briefsammlung entsprechen; und wir können uns, wie über die Idee selbst (da gewifs auf diese Weise ein um so lebendigeres Bild Schiller's gewonnen werden kann, als es sich aus ihm selbst herausbildet), so auch über die Ausführung dieser Idee freuen, wenn gleich wir der Meinung sind, dafs der Herausgeber nicht durchgängig konsequent dabei verfahren ist, und z. B. Manches, was er aufgenommen hat, als unbedeutend wohl hätte wegbleiben können. Dafs er hier und dort erklärende Anmerkungen beigefügt hat, ist sehr zweckmäfsig; aber eben so zweckmäfsig wäre es gewesen, wenn er entweder die bei seiner Auswahl benutzten Sammlungen oder andere Quellen im Allgemeinen angegeben, oder bei jedem einzelnen Briefe die Quelle bezeichnet hätte, aus welcher er ihn geschöpft hat. Der Briefe übrigens, welche er in die Sammlung, als auserlesene, aufgenommen hat, sind 406; der Personen aber, an welche dieselben gerichtet sind, nach S. V., 31. Es findet sich darunter auch ein Schreiben an den verstorbenen Grofsherzog von Weimar, Karl August.

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

LXI.

Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans les 15 *et* 16*me siècles, par Alexandre de Humboldt.* Auch unter dem Titel: *Atlas géographique et physique des régions équinoxiales du Nouveau Continent, fondé sur des observations astronomiques, des mesures trigonométriques et des nivellemens barométriques, par Alex. de Humboldt. Paris, librairie de Gide.* 1814—1834. *Erste Lieferung des Textes. VII et VIII. Imper. folio.*

Das Werk, dessen erste Lieferung zur Anzeige vorliegt, schliefst den Kreis von Schriften, in welchen *Alex. v. Humboldt* Amerika zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat. Gleich ausgezeichnet als Naturforscher, Geschichtsforscher und Statistiker, hat H. in diesen Werken fast das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchmessen, und, indem er auf Amerika jene Welt von Ideen, das Resultat des neu belebten Forschungsgeistes der letzten Jahrhunderte, hinübertrug, ein Licht über jenen Welttheil verbreitet, wie vor ihm keiner anzuzünden im Stande gewesen war. Die geographische Lage der Oerter, der Lauf der Flüsse, die Höhe und geognostische Beschaffenheit der Gebirge, der Zusammenhang der vulkanischen Phänomene mit den Erdbeben, die Erscheinungen und Gesetze des Erdmagnetismus, die Vertheilung der Temperatur auf der Erdoberfläche, die isothermen Linien, die Abnahme der Wärme mit der Meerestiefe, mit der Erhebung in der Atmosphäre, die Ebbe und Fluth des Luftkreises, die Gesetze der Windrichtungen und Meeresströmungen, die geographische Vertheilung der Pflanzen, die Denkmäler der Aztekischen Fürsten, die Alterthumskunde der eingeborenen Völkerstämme des inneren Amerika, die Ueberreste aus einer früheren Periode selbständiger Civilisation, die natürlichen Reichthümer und Quellen, welche der Volksthätigkeit zu Gebote standen und deren genauere Kenntnifs und Angabe von unberechnenbarem Nutzen im Freiheitskampfe gegen Spaniens Joch war *), die Verwandtschaft der Sprachen, die Raceneinheit des Menschengeschlechtes und die Abweichungen von einem gemeinsamen Grundtypus, unzähliger anderer Forschungen nicht zu gedenken: diefs waren die Gegenstände, welche *Alex. v. Humboldt* in jener Reihe Amerika betreffender Werke durchforscht, zum Theil neu begründet, und so auf jedem Schritte zur Weiterförderung der Wissenschaften beigetragen hat. Bedenkt man noch die Schätze, mit denen Europa's zoologische, zootomische, mineralogische Museen, botanische Gärten, Herbarien, Bibliotheken bereichert worden sind, so wird keine Reise an Fruchtbarkeit der Ausbeute der seinigen an die Seite gesetzt werden können: und diese Reise verdankt ihre Ausführung einzig und allein der Beharrlichkeit und dem Forschergeiste Eines Privatmannes!

Hier der Schlufsstein des Ganzen **)! — Wenn wir

*) In der *Rev. Encyclopéd. Vol. XXVII. p.* 513 heifst es: *Le pouvoir exécutif du Mexique déclarait le* 21 *juillet* 1824, *que „l'Essai politique de M. de Humboldt renferme le tableau le plus complet, et le plus exact des richesses naturelles du pays, et que la lecture de ce grand ouvrage n'a pas peu contribué à ranimer l'activité industrielle de la nation, et à lui inspirer de la confiance dans ses propres forces.*" Man vergl. auch die vortreffliche Recension dieses Werkes von *Sismondi* ebendas. Bd. XXXV. p. 605 folgd.

**) Um einen deutlichen Begriff von der inneren Einrichtung des grofsen Reisewerkes zu geben, theilen wir hier die Titel der einzelnen Abtheilungen mit, aus denen es besteht. Es bildet in der grofsen Ausgabe 17 Bde. fol. und 11 Bde. 4. *Essai sur la Géographie des Plantes.* 1 Bd. 4. Weiter ausgeführt in dem lateinischen Werke: *Prolegomena de distributione geographica plantarum secundum caeli temperiem*

einerseits unsere Freude, die wohl jeder unserer Leser theilen wird, darüber nicht bergen können, dafs durch dieses Werk das Ganze zum Abschlusse gediehen, und so dem Verf. die Möglichkeit dargeboten ist, seiner rastlosen Thätigkeit ein neues Feld von Untersuchungen zu eröffnen, deren Mittelpunkt die von ihm neuerdings durchforschten Länder Mittel- und Hochasiens sein werden, so müssen wir doch bedauern, dafs wir so eines Werkes verlustig gehen, dessen nahem Erscheinen, wenn auch dazu keine unmittelbare Hoffnung von Seiten des Verfs. erregt worden war, seit längerer Zeit mit freudiger Erwartung entgegen gesehen wurde, der *Geschichte des Columbus.* Wenn gleich der Entdeckung der neuen Welt auch in vorliegendem Werke den Mittelpunkt bildet, um welchen sich die einzelnen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie Amerika's bewegen, so kann doch durch das Interesse, welches diese Forschungen darbieten, und den hohen Werth, welchen sie nicht blofs für die Geschichtskunde im Allgemeinen, sondern für die Geschichte des menschlichen Geistes im Besonderen haben, auf die als Endziel seines wissenschaftlichen Lebens und Treibens uns *Alex. v. Humboldt* mit Recht an vielen Stellen seiner Schriften verweist, der Verlust nicht ganz aufgewogen werden, welchen die gelehrte Welt durch Unterbrechung einer Arbeit erleidet, der H. seit dreifsig Jahren alle Stunden der Mufse mit besonderer Vorliebe gewidmet hatte, und die bei dem grofsen Reichthum der ihm zu Gebote stehenden, den meisten Geschichtsforschern ganz unzugänglichen Quellen, bei der genauen Kenntnifs der Oertlichkeiten, die nur durch Bereisung und Durchforschung des Landes erreicht werden konnte, bei jener seltenen, in ihrer Art einzigen Vereinigung von Natur-, Geschichts- und Sprachkenntnissen, so Grofses und Vortreffliches zu leisten versprach. Doch rechten wir nicht mit dem Verfasser! Auch Asiens Hochland, die Wiege menschlicher Kultur, bedarf weiterer Aufklärung, und so wird uns vielleicht noch Gelegenheit dargeboten werden, mit dem Verf. einige Schritte weiter zu den Uranfängen unseres Geschlechtes hinandringen zu können.

Um die Frucht dieser langjährigen Arbeiten nicht gänzlich der gelehrten Welt zu entziehen, hat *Alex. v. Humboldt* die wesentlichen und wichtigsten Resultate seiner Forschungen in dem vorliegenden *Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans le XV. et XVIe siècles* niedergelegt, welches, verbunden mit einer *Analyse raisonnée* der von ihm bei Bearbeitung der geographischen Karten und hypsometrischen Profile benutzten Materialien, den Text zu dem geographischen und physischen Atlas bilden soll, der schon 1814 zu Paris in Fol. zu erscheinen anfing, gleichwie das Werk, welches er unter dem Titel: *Vues des Cordillères et des Monumens des peuples indigènes de l'Amé-*

---

et altitudinem montium und in mehreren einzelnen Abhandlungen.

Plantes équinoxiales. 2 Bde. fol. herausgegeben von *Humboldt* und *Bonpland.*

Monographie des Rhexia et des Melastomes. 2 Bde. fol. von letzterem bearbeitet.

Famille des Mimosacées et autres plantes légumineuses. 1 Bd. fol.

Graminées rares de l'Amérique équinoxiale. 1 Bd. fol.

Nova genera et species plantarum. 7 Bde. fol., bestehend aus 700 Kupfertafeln nebst Text, und mit einer Synopsis, in Art eines Auszuges, in vier Oktavbänden. (Die drei letztgenannten botanischen Werke sind vom Prof. *Kunth* bearbeitet worden.)

Observations de Zoologie et d'Anatomie comparée. 2 Bde. 4.

Recueil d'observations astronomiques, avec un nivellement barométrique et géognostique de la Cordillère des Andes, publié par MM. de Humboldt et Oltmanns. 2 Bde. 4. Der geognostische Theil ist näher entwickelt in dem *Essai sur le gisement des roches dans les deux hémisphères.*

Tableau physique des régions équinoxiales, ein Quartband. Die Climatologie ist besonders behandelt in der Abhandlung: *Sur les lignes isothermes* (*Mémoires de la société d'Arcueil vol. III.*).

Vues des Cordillères et des Monumens des peuples indigènes de l'Amérique. 2 Bde. fol.

Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. 2 Bde. in 4. mit einem *Atlas géographique et physique.* Eine zweite Ausgabe erschien 1825 in 4 Oktavbänden.

Essai politique sur l'île de Cuba. 2 Bde. 8.

Relation historique du voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent. 4 Bde. 4, von denen der vierte noch nicht erschienen ist.

Die meisten dieser Werke sind auch in wohlfeileren Oktavausgaben erschienen. Ein Exemplar der ganzen Sammlung in der grofsen Ausgabe mit illuminirten Kupfern kostet jetzt über 10,000 Franken, also fast doppelt so viel als die *Description de l'Égypte,* zu der die französische Regierung 3 Millionen Franken hat vorschiefsen müssen, während das Reisewerk von *Humboldt* blofs durch die Gunst des Publikums zur Vollendung geführt worden ist. Kupfertafeln (1300 in Folio), Druck und Papier haben allein 840,000 Franken gekostet.

risque herausgab, den Text zu dem *Atlas pittoresque* darbot. Sein Zweck war, in dem vorliegenden Werke eine genaue Nachweisung des Ideenganges zu geben, welcher die Entdeckung von Amerika zur Folge hatte: darzuthun, wie die aus Betrachtung der Kugelgestalt der Erde abgeleiteten Folgerungen über die Möglichkeit eines unmittelbaren Verbindungsweges zwischen den östlichen und westlichen Küsten der bekannten Welt, welche die alten Schriftsteller, namentlich *Aristoteles* und *Kratosthenes*, aufgestellt hatten, trotz der angeblichen Barbarei des Mittelalters, in den Köpfen erleuchteter Männer, wie *Roger Baco*, *Albert v. Bollstädt*, des Kardinals *Petrus ab Alliaco*, *Vincent von Beauvais* u. a. sich erhalten, und durch vernünftige kosmographische Ansichten vermehrt und erweitert, durch die geographischen Entdeckungen im Osten Asiens im dreizehnten Jahrhundert genährt, endlich, in *Christoph Columbus* gleichsam personifizirt, jenes glänzende Resultat gegeben haben, dessen Folge wiederum eine gänzliche Umwandlung der Ideen, ein neu belebter Forschungsgeist, ein riesiger Fortschritt in der moralischen und intellektuellen Bildung des Menschengeschlechtes war. Die Abhandlung soll in vier Abschnitten von den Ursachen handeln, welche die Entdeckung der neuen Welt vorbereitet und herbeigeführt haben, einige Thatsachen, die in näherer Beziehung zu *Christoph Columbus* und *Amerigo Vespucci* stehen, in ein helleres Licht setzen und die Data mehrerer geographischen Entdeckungen genauer bestimmen, sich über die ersten Karten der neuen Welt*) und die Bestimmung der Epoche verbreiten, in welcher der Name *Amerika* in allgemeinen Gebrauch gekommen ist, und endlich die Fortschritte der nautischen Astronomie und Kartenzeichnenkunst in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte verfolgen. Von diesen vier Abschnitten, welche, verbunden mit jener oben erwähnten Analyse, das Werk ausmachen werden, liegt uns in dieser Lieferung der gröfste Theil des ersten Abschnittes vor. Folgen wir dem Verf. in dem Gange seiner Untersuchungen.

Die mystischen Ansichten, welche Columbus in seinen letzten Lebensjahren hegte (so dafs er z. B. durch sich die Prophezeiungen des achtzehnten Psalmes erfüllt glaubte und das Ende der Welt auf das Jahr 1656 festsetzte, Verirrungen, die an *Newton's* apokalyptische Studien erinnern), diese Ausbrüche religiöser Schwäche veranlafsten ihn, den Ideengang, welcher ihn zu der festen Ueberzeugung von der Möglichkeit eines Seeweges nach Indien durch das atlantische Meer in früheren Jahren geführt hatte, gänzlich zu verleugnen. Trotz dieser Versicherungen, welche Columbus an mehreren Stellen der theilweise von seiner Hand geschriebenen *Profecias* ausspricht, wird zuerst von dem Verf. aus den noch vorhandenen authentischen Quellen nachgewiesen, dafs Columbus in der That durch kosmographische Ansichten und die Meinungen der alten Griechen und Römer bewogen worden sei, die Ostküste Asiens auf dem Wege nach W. aufzusuchen, wobei ihn, wie *d'Anville* und *Rennell* schon bemerkt haben, der Irrthum des *Ptolemäus*, der Asien eine bei weitem zu grofse Längenausdehnung nach O. gab, in seinen Ideen bekräftigte. Der Astronom *Paolo Tosoanelli* zu Florenz, der schon seit 1474 sich mit ähnlichen Spekulationen beschäftigt hatte, und Columbus selbst, betrachteten es durchaus nur als Nebenzweck, auf diesem Wege neue Länder zu entdecken, obgleich man nach den Erzählungen von *Martin Behaim*, *Marco Polo* u. a. eine grofse Anzahl von Inseln in dem Ocean auf Asiens Ostküste anzunehmen und in den Karten zu verzeichnen pflegte. H. zeigt, dafs, abgesehen von den späterhin, zum Theil von Columbus selbst, angewendeten, aber theils mifsverstandenen, theils falschen Nachrichten, ihn zu der Hoffnung, Asiens Ostküste auf geradem Wege durch das atlantische Meer zu erreichen, die Kugelgestalt der Erde bewogen habe, das Verhältnifs, in welchem nach ihm Meer und Continent zu einander stehen sollten, die nahe Entfernung der Inseln des tropischen Asiens von der iberischen Halbinsel und Afrika's Westküsten, der oben erwähnte Irrthum des Ptolemäus in Bezug auf die Länge der Ostküsten Asiens, die Andeutungen in den klassischen und arabischen Schriftstellern und vielleicht in dem Reiseberichte des *Marco Polo*, endlich die Vermuthungen, welche theils Naturerscheinungen, theils die

*) Die erste Karte von der neuen Welt ist nicht die von *Ribero*, sondern die von *H.* aufgefundene von *Juan de la Cosa* vom Jahre 1500, also sechs Jahre vor *Columbus* Tode. Der Name *Amerika* ist, wie *H.* nachweist, schon im Jahre 1507 im Gebrauch gewesen. Er hält *Amerigo Vespucci*, den man gemeiniglich einer tadelnswerthen Eitelkeit anklagt, hiebei für ganz unschuldig. Eine bisher gänzlich unbeachtete Verbindung der Gelehrten in Freiburg mit Lothringen und die Korrespondenz *Vespucci's* mit den lothringischen Fürsten haben den Namen veranlafst.

Erzählungen vom Sturme verschlagener Seefahrer von der Existenz eines Festlandes im Westen der afrikanischen Inseln rege gemacht hatten. Erst späterhin zog er die Nachrichten von der Entdeckung Grönlands und des St. Lorenzstromes, von der Expedition der Araber von Lissaben aus (1147), die Seefahrten der Genueser *Vivaldi* (1280) und *Doria* (1292), die angeblichen Reisen der Gebrüder *Zeni* (1380), und vieles Andere hieher.

Wie uns der ganze Gang der allmähligen Fortbildung des Menschengeschlechtes im Allgemeinen und der Drang nach Erweiterung der geographischen Kenntnisse im Besondern, stets auf das griechische und römische Alterthum als Ausgangspunkt für die geschichtlichen Untersuchungen zurückführt, so bezieht sich auch *Alex. v. Humboldt* zuerst auf die Mythen, welche bei den Griechen zu einer Zeit im Umlaufe waren, als sie noch die Erde als eine auf den Wassern des Oceans schwimmende Scheibe sich vorstellten. An den Rand dieser Scheibe versetzten sie jene glücklichen Gestade, welche das Elysium umfafsten, hieher die seligen Hyperboreer, die gerechten Aethiopen. Daher ihre Versuche und Bestrebungen, zu jenem Rande entweder durch den Phasis oder die Säulen des Briareus vorzudringen. Als die Phönizier, angelockt durch Gewinnsucht oder Neugierde, vielleicht auch in Folge von Stürmen, schon längst es gewagt hatten, durch die Oeffnung des mittelländischen Meeres in den atlantischen Ocean hineinzusegeln, waren die Gegenden des mittelländischen Meeres jenseits der grofsen Syrte und Sicilien in Griechenland noch gänzlich unbekannt. Erst allmählig erweiterte sich der geographische Horizont durch Hanno nach S. *), durch Pytheas nach N. Schon vorher war *Coläus* von Samos nach Tartessus gesegelt und bis zum Cap Soloë vorgedrungen (*Herod. IV*, 152, nach *Vofs.* 708 v. Chr., nach *Letronne* Olymp. 35, 1). Er war es, der den Griechen zuerst das dritte, von ihrem Vaterlande am entferntesten liegende Bassin des Mittelmeeres (vgl. *Humb. Relat. historiq. III. p.* 236) eröffnete. Zur Zeit Philipp's von Macedonien, als der unter dem Namen des *Scylax* uns erhaltene Periplus geschrieben wurde *), waren schon die Gargassoanhäufungen jenseits Cerne im atlantischen Oceane bekannt, wofür auch *Theophrast* (*Histor. plantar. IV*, 6, 4. *p.* 138. *IV*, 7, 1 *p.* 141) als Zeuge aufgeführt werden konnte.

*) Hier verdienen auch die Seefahrten des Massiliers *Euthymenes* erwähnt zu werden. Man vergl. das Fragment *Περὶ Νείλου ἀναβάσεως* in den älteren Ausgaben des Herodot und im Schweighäuserschen Athenäus zu Ende des zweiten Buches. *Seneca Quaest. nat. IV*, 2, 21. *Plutarch. Placit. philosoph. IV*, 1. *Tom. XII. p.* 439 *Hutten. Laurent. Lyd. de mens Jul c* 2 *p.* 112. Ferner glaubt *H.* p. 12. Anm. 6, dafs der Name *Ὠκεανός* selbst schon auf eine frühere Kenntnifs der Phönicier vom atlantischen Ocean hindeute, da das Wort phönizischen (also semitischen) Ursprunges sei, seine Wurzel aber auch im Sanskrit vorkomme. Vielleicht hatte *Aristoteles* in der sonderbaren Stelle (*Meteorolog. I*, 9, 6. *p.* 347, *a*), wo er von dem Begriffe handelt, welcher am zweckmäfsigsten mit der Benennung *Okeanos* verbunden werden könne, eine ähnliche Etymologie vor Augen gehabt.

*) Dafs diese Schrift nicht diejenige sei, welche *Scylax* unter demselben Titel geschrieben hat, geht unter anderem auch aus den Anführungen bei *Herodot IV*, 44 und *Aristoteles Polit. VII*, 14. *p.* 1332, *b* hervor. Dafs sie aber älter ist, als Aristoteles, erhellt theils aus den Gründen, welche *Niebuhr*, *Ukert* und *Letronne* vorgebracht haben, theils aus der Beziehung, welche in der *Histor animal. VIII*, 13 *p.* 598, *b* (vgl. *Eustath. ad Dionys. v.* 298 *p.* 144) auf dieselbe vorkommt (*Geogr. minor. I, p.* 7 *ed. Hudson*) Die merkwürdige Thatsache, welche sich dort von einer Bifurkation der Donau findet, deren einer Arm sich in das adriatische, der andere in das schwarze Meer ergösse, kommt öfters im Alterthume vor (vgl. *de mirabil. auscult. c.* 105 *p.* 839, *b. Strab. I, p.* 98. *VII, p.* 488. *Plin. Hist. natur. III*, 18. *IX*, 15. *Schneider ad Aristot. l. l. Tom. III, p.* 629), obgleich schon *Strabo* den *Theopomp* deshalb heftig angriff, und in der Stelle des *Aristoteles* (*Meteor. I*, 13, 19. *p.* 350, *a*), in welcher vom Laufe des Ister die Rede ist, derselben mit keinem Worte Erwähnung geschieht, wiewohl auch aus dieser hervorgeht, dafs Aristot. keine genaue Kenntnifs von dem Ursprunge und Laufe der Donau gehabt hat. Doch hat er wohl, wenn er von der Quelle der Donau auf den Pyrenäen spricht, wobei er offenbar *Herodot* (*II*, 33 *IV*, 49) vor Augen hatte, die Pyrenäen mit den Alpen verwechselt, wie späterhin noch *Posidonius* (*Reliq. ed. Bake p.* 123), oder den Brenner bezeichnen wollen, wie *Johannes v. Müller* (*Werke* Th. VI. S. 398) annimmt, so dafs also im letzteren Falle eine Verwechslung der Donauquellen mit denen des Ina Statt gefunden hätte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans les 15 et 16me siècles, par Alexandre de Humboldt. Auch unter dem Titel: *Atlas géographique et physique des régions équinoxiales du Nouveau Continent, fondé sur des observations astronomiques, des mesures trigonométriques et des nivellemens barométriques, par Alex. de Humboldt.*

(Schlufs.)

Als die Kugelgestalt der Erde von den Pythagoreern und Parmenides vertheidigt und die Gründe für dieselbe von *Aristoteles* mit einer bewundernswürdigen Klarheit aus einander gesetzt worden waren (*de caelo II*, 14), konnte es nicht fehlen, dafs man zur Annahme der Möglichkeit, von den Westküsten des Festlandes zu den Ostküsten desselben zu schiffen, gelangte, und in der That sprachen dieselbe *Aristoteles (de caelo II*, 14 *p.* 298, *a. Meteor. II*, 5, 13. *p.* 362, *b* *)) und *Eratosthenes (Strab. I p.* 103. *II p.* 162 *ed. Almel.)* entschieden aus. Ersterer bezieht sich auf die Verwandtschaft der Thiere an den nach ihm gegenüberliegenden Küsten von Afrika und Indien, und der Verf. handelt bei dieser Gelegenheit von dem früheren Vorhandensein der Elephanten und anderer Thiere in den Nord- und Westländern Afrika's **).

Wenn gleich *Lactantius*, *Chrysostomus* und andere Kirchenväter durch ihre theologischen Bedenken we-

*) Vgl. auch *Probl. XXVI*, 52 *p.* 946, *a*, wo es in einer merkwürdigen Stelle heifst: *πρὸς ἑσπέραν δὲ οὔτε ὄρος οὔτε γῆ ἐστιν, ἀλλὰ τὸ Ἀτλαντικὸν πέλαγος*, Worte, die bei *Theophrast, de ventis* § 41. *p.* 773 wiederholt sind.

**) In Bezug auf die Krokodille hätte der Verf. sich neben *Strabo* (*XVII*, *p.* 1183) auch auf *Plinius Hist. nat. V*, 9, und besonders auf *Vitruvius VIII*, 2, 6 folgd. beziehen können, eine Stelle, die durch *Humboldt's* Erklärung gewifs ein neues Licht erhalten haben würde. Dafs viele Thiere im Norden Afrika's in früheren Zeiten vorhanden waren, die mit vorschreitender Civilisation allmählig in das Innere des Kontinentes von den Küsten zurückgedrängt worden sind, wie die Affen und Papageyen aus Aegypten nach Aethiopien, ist aufser allem Zweifel gesetzt. Es ist hier nicht der Ort, einen Gegenstand weiter zu verfolgen, der in die *Geschichte der Thiere* einschlägt, wie *Alex v. Humboldt* diese noch gänzlich unbearbeitete Wissenschaft benennt. Man hat lange zu den an den Nordwestküsten Afrika's früher vorhandenen, jetzt zurückgedrängten oder ausgerotteten Thieren die *Libystis ursa* des *Virgil* (*Aen V*, 37. *VIII*, 368) gerechnet, oder den Namen durch seltsame Kombinationen auf andere Thiere zu beziehen versucht (vgl. *Lipsius Electuar. II*, 4. *Shaw's Travels p.* 172), bis neuerdings *Ehrenberg* nachgewiesen hat, dafs noch jetzt Bären im ehemaligen Mauritanien und Numidien vorkommen. Die zoologischen Entdeckungen neuerer Zeit belehren uns immer mehr und mehr, dafs die einzelnen Nachrichten, welche über die Geographie der Thiere bei den alten Schriftstellern sich finden, nicht schlechthin verworfen werden dürfen. So hat *Ehrenberg* in den Bären Thraciens (*Pausan. Arcadic. c.* 17. *p.* 634 *ed. Lips, fol.*) den *Ursus maritimus* erkannt, welcher noch jetzt auf dem Libanon sich findet. Auch die Erzählungen von Löwen im südöstlichen Europa (*Herodot VII*, 25. *Aristot. Hist. animal. VI*, 31. *p.* 579, *b. Gell. Noct. Attic. XIII*, 7) verdienen Glauben, da im zoologischen Museum der Berliner Universität ein Exemplar eines bengalischen Tigers aufbewahrt wird, der in den Ebenen Mittelasiens im Parallel von Wien getödtet worden ist, und da in *Humboldt's Fragmens asiatiques* die Verbreitung dieses Tigers vom Cap Comorin bis zum Nord-Abfall des Altai nachgewiesen wird. — Ueber den grofsen Flufs *Chremetes*, der bei *Hanno* (*Peripl p.* 3 *ed Hudson*) *Chretes* heifst, und den einige für den *Senegal*, andere, wie *Dureau de la Malle* (*Géogr. phys. de la mer noire et de l'intérieur de l'Afrique*, Paris 1807. 8. *p.* 126) für den *Zaïre* halten, vergl. *Bochart Geogr. sacr. I*, 37. *col.* 643, und die Anm. zu *Aristot. Meteorol. I*, 13, 21. *p.* 465 folgd. Sollte bei diesen und ähnlichen Notizen nicht Rücksicht auf die Veränderungen zu nehmen sein, welche im Norden Afrika's auch noch jetzt bemerkt werden, wie das Vorrücken der Sahara gegen das

sentlich dazu beitrugen, eine rückgängige Bewegung in dem Gange des menschlichen Wissens im Allgemeinen und der geographischen Kenntnisse im Besonderen herbeizuführen, und ein System aufbauten, welches uns mit allen seinen kindischen Lächerlichkeiten in des Indienfahrers *Cosmas* christlicher Topographie vor Augen liegt*), so waren sie doch nicht im Stande, die vernünftigeren, naturgemäfseren Ansichten mit der Wurzel auszurotten, die sich trotz aller Anfechtungen in den Köpfen erleuchteter Männer des Mittelalters erhielten. Auch bei den arabischen Schriftstellern fanden Columbus und seine Zeitgenossen Nachrichten, die sich zur Bestätigung ihrer Ideenverbindungen eigneten. Der Vf. weist nach, dafs der Geograph Nubiens, *Edrisi*, eine Verbindung zwischen der Ost- und Westküste des Festlandes durch Ein Meer, welches beide bespüle, anerkannt, aber an der Möglichkeit einer Verbindung auf diesem Wege gezweifelt habe, wegen der Stürme und ähnlicher Ursachen, als die waren, welche die alten Schriftsteller für die Unfahrbarkeit des kronischen Meeres aufstellten (vgl. die Verse des *Pedo Albinovanus* bei *Seneca Suasor. I p.* 6. *ed. Schott. s. Burmann Antholog. latin. II p.* 287 und *Wernsdorf Poët. lat. minor. IV p.* 229. Vgl. die in *Meteorol. veter. Graec. et Roman. Berlin* 1832. 8. *II*, 10. *not.* 23 *p.* 54 von mir angeführten Stellen), Mythen, welche in naher Beziehung zu dem in Rede stehenden Gegenstande sich befinden, eben so wie die Ansicht der Alten **), welche das atlantische Meer geradehin entgegengesetzt, wegen der vollkommenen Windstille für unbefahrbar hielten. Während noch *Edrisi* annahm, dafs nur die nördliche gemäfsigte Zone bewohnbar sei, zeigte hundert Jahre später *Albertus Magnus* in seinem *Liber cosmographicus de natura locorum* (Strafsburg 1518. 8.) auf die evidenteste Weise die Möglichkeit, dafs nicht nur die Tropengegenden, sondern auch die dem Pole näher belegenen Länder der südlichen Halbkugel bis zu dem funfzigsten Breitengrade bewohnt sein könnten und wahrscheinlich bewohnt würden. Der Herausgeber dieser Schrift, *Georg Tanstetter*, nimmt die äufserst merkwürdigen Worte *Albert's* für eine durch die Seefahrten des *Amerigo Vespucci* (der kurz zuvor im Jahre 1512, wie H. nachweist, gestorben war) erfüllte Prophezeiung. Dieselben Ansichten über die Bewohnbarkeit der Erde, über die Möglichkeit nach den Ostküsten von Indien auf dem Westwege vorzudringen, über das Verhältnifs der Kontinentalmassen zu der Wassermenge, welche wegen falscher Längenbestimmungen im Ganzen für unbedeutend gehalten wurde, weist der Vf. bei *Roger Baco* nach, dessen Verdiensten um die Erfahrungswissenschaften und seinem Bestreben, den menschlichen Geist von den Fesseln mystischen Aberglaubens und vorgefafster Meinungen zu befreien, er eine glänzende Anerkennung zu Theil werden läfst in Worten, die wir ihrer Vortrefflichkeit halber mittheilen würden, wenn der Raum dieser Blätter es gestattete.

Einen besondern Einflufs auf die Ideen des Columbus haben, wie H. nachweist, die Werke des Cardinal *Petrus ab Alliaco*, Erzbischofs von Cambray, ausgeübt, aus dessen Schrift *de imagine mundi* lange Auszüge und eine fast wörtliche Uebersetzung des achten Kapitels *de quantitate terrae habitabilis* in einem Briefe des Columbus und ganze Seiten aus den übrigen Schriften in den *Profecias* sich vorfinden. Der Cardinal selbst

---

Nilthal, die Verkleinerung der Oasen, das seit 2000 Jahren erfolgte Verschwinden mehrerer Flüsse am Südabhange des Atlas, das Zurückdrängen des Senegal nach Süden, die jährlich etwa 15 Fufs betragende Ausbreitung der Sahara gegen das atlantische Meer und das Zunehmen der gewaltigen Untiefen in jenen Gegenden? Vgl. *Ritter Erdkunde* I. S. 1028 folgd.

*) *Cosmas* antediluvianische, dem bekannten Festlande entgegengesetzte Welt, den Sitz des irdischen Paradieses, hat man fälschlich für Amerika gehalten und gemeint, dafs Columbus, wenn er das Paradies nach dem südlichen Amerika verlege, dieses Werk vor Augen gehabt habe. Dafs diese Meinung irrig sei, und ganz andere Ursachen Columbus zu der letzteren Angabe bewogen haben, zeigt der Verf. aus den Schriften des Columbus selbst. Auch *Dante's* geographische Ansichten, und die Bemerkungen älterer Geographen über China, Malabar und Ceylon finden hier nähere Erläuterung.

**) Vgl. *Aristoteles Meteorolog. II*, 1, 14. *p.* 354, *a*: τὰ δ' ἔξω στηλῶν βραχέα μὲν διὰ τὸν πηλόν, ἄπνοα δ' ἐστίν, ὡς ἐν κοίλῳ τῆς θαλάττης οὔσης, und die dort von mir angeführte Stelle des *Jornandes de reb. Getic. c.* 1. bei *Muratori Rer. Italar. Script. I, p.* 191: *Oceani vero intransmeabiles ulteriores fines non solum non describere quis aggressus est, verum etiam nec cuiquam licuit transfretare, quia resistente ulva et ventorum spiramine quiescente, impermeabiles esse sentiantur et nulli cogniti, nisi soli ei, qui eos constituit.* In den letzten Worten spricht sich recht deutlich jener Mangel an Wissensdrang aus, in dem eigentlich die vielfach verrufene Barbarei des Mittelalters bestand. Man vergl. Worte, wie die des *Agathias II, p.* 53. *Par. p.* 38 *D. Venet.* mit *Seneca Quaest. natur. VI*, 4, 3 u. a. m.

entlehnte, wie *Alex. v. Humboldt* durch Vergleichung längerer Stellen entscheidend nachgewiesen hat, vieles fast wörtlich aus dem *Opus maius* des *Baco*, welchen er, trotz der Menge von Citaten aus anderen Schriftstellern, nie erwähnt. Columbus dagegen scheint *Baco's* Werk gar nicht gekannt zu haben, was um so mehr zu verwundern ist, da er aus demselben eine reiche Fülle von Nachrichten über das Innere und die Ostküsten von Asien schöpfen konnte; denn *Baco* hatte die Reiseberichte des *Giovanni de Plano Carpini* und des *Wilhelm Ruisbroeck* vor sich, gleich wie *Vincent* von *Beauvais* in seinem *Speculum maius* die des *Simon* von *Saint-Quentin*, des *Bartholomaeus* von *Cremona* und *Ascelin* benutzte. Das Innere Asiens ist nicht leicht in irgend einer Epoche den Forschungen der Europäer zugänglicher gewesen, als in dem Zeitraume, welcher zwischen dem Tode des *Dschingis*- und dem des *Kublaï-Chan* verflofs, und die vielfältigen Bestrebungen jener Zeit, theils neue Handelswege zu eröffnen, theils den Kreis des menschlichen Wissens zu erweitern, trugen nicht wenig dazu bei, den Unternehmungsgeist anzuregen, welcher das Zeitalter des Infanten *Heinrich*, des *Vasco de Gama* und des *Columbus* bezeichnet. Alle diese Reisen und ihre Resultate waren dem Cardinal *Petrus ab Alliaco*, dessen Schriften Columbus vorzugsweise liebte, fremd geblieben: seine geographischen Kenntnisse und Ideen erinnern eher an das Zeitalter des *Isidorus* von *Sevilla*, als an das funfzehnte Jahrhundert.

Aber nicht blofs dem Studium der kosmographischen Werke verschiedener Zeitalter darf man nach H. die Anregung und Belebung der Ideen zuschreiben, welche Columbus endlich zur Ausführung seines lange gehegten Planes bewogen: nicht wenig trugen aufserdem dazu bei der Aufenthalt an Orten, welche an den Westküsten der bekannten Welt belegen waren, zu Lissabon, auf den Azoren, zu Porto-Santo, das häufige Auslaufen von Entdeckungsexpeditionen, die einen gemifsbilligten Weg einschlugen, die Möglichkeit, aus dem eigenen Munde der Seefahrer die Täuschungen oder Thatsachen zu erfahren, welche ihnen ihre Fahrten nach Westen dargeboten hatten: kurz die Vereinigung dieser Umstände brachte einen Entschlufs zur Reife, dessen erste Anregung nicht sowohl in einer vereinzelten Ursache, als in der ganzen Richtung des Jahrhunderts zu suchen ist. Und doch würde die Ausführung schwerlich gelungen, oder auch wohl kaum unternommen worden sein, wenn nicht eine Reihe schon oben erwähnter Irrthümer in Columbus die Idee von dem geringen Umfange unserer Erde und von der im Vergleiche zu den Kontinentalmassen unbedeutenden Wassermenge, worin er sich auf eine Stelle des sogenannten vierten Buches *Esra* stützte, angeregt und ihm das Gelingen seines Planes als besonders leicht hätte erscheinen lassen. Wie immer nach einer grofsen Entdeckung das Bestreben niedriger Geister dahin geht, den Ruhm derselben zu schmälern, so geschah es auch hier: es fehlte nicht an solchen, welche die erste Idee dem Bruder des Columbus, Bartholomäus, zuschrieben, da Columbus selbst so ungebildet gewesen sei, dafs er zu derselben zu gelangen, nicht im Stande gewesen wäre. Der Vf. gesteht zu, dafs Columbus in seinem vierzehnten Lebensjahre seine akademischen Studien zu Pavia unterbrochen habe: zeigt aber, wie er während seines vierzehnjährigen Aufenthaltes in Portugal (von 1470—1484) hinreichende Gelegenheit gehabt haben müsse, die Mängel seiner Ausbildung zu ersetzen, und weist, um Columbus litterarische Kenntnisse darzuthun und einen Beleg für die Studien desselben darzubieten, die Stellen nach, welche theils in den erhaltenen Schriften von seiner eigenen Hand angeführt sind, theils ihm nach dem Zeugnisse seines Sohnes vorgeschwebt haben. Dafs er die Schriften des *Isidorus* von *Sevilla*, *Averroës* und *Petrus* von *Alliaco* häufiger benutzte, als die Originale der klassischen Schriftsteller, kann denjenigen nicht überraschen, welcher die Seltenheit der Drucke in jener Zeit, als die Buchdruckerkunst kaum im Entstehen begriffen war, und die Kostbarkeit der Handschriften bedenkt. Auch läfst sich, wie der Verf. zeigt, nicht mit Bestimmtheit nachweisen, dafs Columbus auch nur Eine Stelle eines alten Schriftstellers im Originale gelesen habe. Während sich in seinen früheren Briefen und Schriften Hinweisungen auf *Aristoteles*, *Seneca*, *Ptolemäus* u. a. finden, bietet das *Libro de las Profecias*, mit Ausnahme der bekannten Stelle aus *Seneca's Medea*, nur Citate aus den prophetischen Schriften des alten Testamentes, den Kirchenvätern und einigen bekehrten Rabbinen dar.

Der Verfasser vereinigt S. 44—66 die Stellen der Alten, die in näherer Beziehung zu den Ideen stehen, welche Columbus zur Aufsuchung der Ostküsten Asiens auf dem Westwege durch das atlantische Meer bewogen, indem er zugleich den Zweck vor Augen hatte, den Einflufs näher anzudeuten, welchen die Fortpflanzung

dieser Ideen von den mythischen Zeiten durch alle Epochen bis zum Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts hindurch in der Geschichte der Geographie ausgeübt hat. Dafs er jene Mythen nicht übergeht, die auf dem Streben des menschlichen Geistes, die Schranken des Raumes zu überspringen, beruhen, wird der nicht mifsbilligen, welcher wie Humboldt erkannt hat, dafs die historischen und geographischen Mythen der Völker nicht ganz in dem Gebiete einer idealischen Welt liegen, dafs, wenn gleich Unbestimmtheit eine der sie am meisten bezeichnenden Eigenschaften ist, wenn Symbolik und Allegorie die Wirklichkeit mit einem mehr oder minder dichten Schleier umhüllen, sie nichts desto weniger uns die Spuren der ersten physischen und geographischen Wahrnehmungen darbieten und sich in ihnen die Vorstellungen abspiegeln, welche man sich in jenen früheren Zeiten von der wirklichen Welt gebildet hatte. Daher sieht v. Humb. hieher die *Meropis* des *Theopompus*, den kronischen Kontinent, welcher uns in alten Ueberlieferungen bei *Plutarch* entgegen tritt, die Solonische *Atlantis* *), Phantasiegebilde, die zum Theil zu jenem grofsen Kreise Silenischer Mythen gehören, denen, trotz der Sarkasmen der Kirchenväter, der Stempel früherer kosmographischer Ansichten aufgedrückt ist, und deren Einflufs der Vf. bei den späteren Schriftstellern des alten Griechenland und Rom, ja bis zum Mittelalter verfolgt, das, in wissenschaftlicher Hinsicht nur von Erinnerungen aus dem klassischen Alterthume lebend, seinen eigenen geographischen Entdeckungen nur dann Glauben schenkte, wenn sich Andeutungen dafür in den klassischen Schriftstellern auffinden liefsen. Neben diesen Träumen von einem uns unbekannten, von unserem Festlande gänzlich getrennten Kontinente, weist der Vf. auf jenes uralte, auch auf den Karten der neueren Zeit so oft hervorgetretene Bestreben hin, nur theilweise genauer bekannte Inseln mit benachbarten Kontinenten zu verbinden, und die Umrisse der Küsten zu einem Ganzen zu vereinigen, dessen Unhaltbarkeit oft spätere Untersuchungen auf das überzeugendste dargethan haben.

Wir sind nicht im Stande, die reichen Erläuterungen auch nur auszugsweise hier mitzutheilen, welche der Verf. an die einzelnen Worte des *Strabo*, *Seneca*, *Plutarch*, *Macrobius* u. s. w. angeknüpft hat. Nachdem er sämmtliche Stellen der Alten aufgeführt, welche die Möglichkeit eines Westweges nach Indien bestätigen, von einem aufserhalb des bekannten Festlandes belegenen Kontinente handeln und einigen Einflufs auf die Ideen solcher Männer ausüben konnten, die den Gedanken zur Ausführung zu bringen hofften, nachdem er noch hinzugefügt, wie falsch man die Verhältnisse beurtheile, wenn man als die erste Veranlassung zur Entdeckung von Amerika einige Worte des *Pytheas*, wie *Mannert*, oder des *Eratosthenes*, wie Refer. es gethan, ansehen wolle, geht er dazu über, den Einflufs aus einander zu setzen, welchen auf Columbus seine Zeitgenossen, namentlich der schon oben erwähnte Astronom *Toscanelli*, ausgeübt haben. Doch müssen wir, bevor wir auch hier dem Untersuchungsgange des Verfs. folgen, die nächste Lieferung abwarten, welche uns die Vervollständigung des abgebrochenen Abschnittes bringen wird.

Wir haben uns bemüht, in dem Vorstehenden kurz den Ideengang anzugeben, welchen *Alex. v. Humboldt* in der vorliegenden Abtheilung seines neuesten Werkes befolgt hat, fühlen aber lebhaft, wie auch die gedrungenste Darstellungsweise nicht hinreichen mochte, um in den Blättern, welche uns hier zu Gebote standen, die Reichhaltigkeit der Combinationen, die Fülle der Thatsachen und Untersuchungen, die Mannigfaltigkeit der Ideen und zerstreuten Bemerkungen mehr als ahnen zu lassen, und wie wir aufser Stande sind, den eigenthümlichen Geist, der in *A. v. Humboldt's* Darstellungen weht, auch nur im Entferntesten anzudeuten. Es kann nicht fehlen, dafs wer jemals von ihm sich angezogen fühlte, sich auch beeilen werde, neuen Genufs und vielfache Belehrung aus diesem Werke zu schöpfen, von dem eine kleinere, um einen erschwingbaren Preis der Mehrzahl der Lesebegierigen zugängliche Ausgabe, wie von den meisten der früheren Werke vorhanden ist, oder eine deutsche Bearbeitung als sehr erwünscht erscheint, und wir freuen uns, dafs die Gidesche Buchhandlung in Paris auch bereits eine Octavausgabe des *Examen critique* angekündigt hat.

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

---

*) *H.* hat der so oft und langweilig diskutirten Mythe der *Atlantis* S. 56—59 eine neue Ansicht abgewonnen. Sie scheint ihm mit der Lycionia und den vulkanischen Erscheinungen am Tritonsee zusammenzuhängen und eine Mythe zu sein, die, ursprünglich dem Becken des Mittelmeeres angehörend, späterhin gegen Westen geschoben wurde.

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

LXII.

Mappa Selenographica, totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens, observationibus propriis etc. ... constructa et delineata. Auctoribus Guilelmo Beer et Ioanne Henrico Mädler. Berolini MDCCCXXXIV. apud Simon Schropp et Soc.

Unsere Kenntniſs der Mondoberfläche wird jetzt durch die eben genannte Karte, deren erstes Viertel bereits erschienen ist, einen so beträchtlichen Zuwachs erhalten, daſs wir mit Vergnügen eine Gelegenheit ergreifen, denselben öffentlich zur Sprache zu bringen.

Es ist in der Ordnung, daſs der Wunsch, die äuſsere Beschaffenheit des nächsten und daher die Kraft unserer Fernröhre am wenigsten verspottenden Himmelskörpers näher kennen zu lernen, von der Zeit der Erfindung der Fernröhre an, auf seine Erfüllung gerichtete Bemühungen erzeugt hat. Es ist eben so in der Ordnung, daſs die früheren Bemühungen weniger vollständige Erfolge hatten, als die jetzigen haben können. Alles in der Astronomie ist seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts verbessert worden. Es kömmt hier nicht allein auf die Fernröhre an: wenn Hevel zum Entwurfe der Zeichnungen von 40 verschiedenen Mondphasen, welche er in seiner Selenographie (einem vor 187 Jahren mit Recht groſses Aufsehen machenden Werke) in Kupfer gestochen, mitgetheilt hat, auch eins der achromatischen Fernröhre, welche jetzt so häufig sind, hätte anwenden können, so würde er doch nur dann ein jetzt noch genügendes Werk haben liefern können, wenn unsere jetzigen astronomischen Kenntnisse schon zu seinem Gebote gestanden hätten. Hierher gehört, vor allen anderen, die Kenntniſs der sogenannten *Libration* des Mondes, deren Natur ich, da man sie kennen muſs, wenn man über das Folgende eine Uebersicht erlangen will, möglichst kurz zu erläutern suchen werde. Ich beabsichtige nämlich, diese Anzeige nicht für astronomische Leser allein zu schreiben, indem ich keinen Grund habe zu glauben, daſs die Kenntniſs der Oberfläche des Mondes die Astronomen allein interessiren sollte.

Wenn man den Punkt der Mondoberfläche bemerkt, welcher heute genau im Mittelpunkte der Scheibe steht, so findet man morgen, daſs er diesen Platz verlassen hat und daſs ein anderer Punkt den Mittelpunkt der Scheibe einnimmt. Verfolgt man den ersten Punkt länger, so sieht man, daſs er, beziehungsweise auf den Mittelpunkt der Scheibe, eine krumme Linie beschreibt, deren Ausdehnung bei fast auf 4 Minuten, oder etwa ein Achtel des Mondsdurchmessers geht. Hieraus folgt unmittelbar, daſs eine von dem Mittelpunkte des Mondes nach dem Auge eines Beobachters auf der Erde gelegte gerade Linie nicht im Körper des Mondes fest ist, oder, was dasselbe ist, daſs der Mondkörper eine andere Bewegung hat, als diese Linie. Die aus dieser Ursache entstehenden Aenderungen des Ansehens des Mondes nennt man *Libration*. — Aus der angegebenen Ausdehnung derselben geht hervor, daſs der Anblick des Mondes zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein müsse, und daſs man nur dann ein genügendes Bild von ihm erhalten kann, wenn man es auf eine bestimmte Richtung der Gesichtslinie bezieht. Die Reduction der jedesmal gesehenen Bilder auf diese bestimmte Richtung wird offenbar nur dann möglich, wenn man das Gesetz der *Libration* vollständig kennt.

Indessen ist die Verschiedenheit der Richtungen, in welchen man den Mond sieht, in gewisse Grenzen eingeschlossen. Dieses folgt daraus, daſs der Punkt, der einmal im Mittelpunkte der Scheibe stand, sich nie mehr als ein Achtel des Durchmessers von ihm entfernt. Während der Mond sich um die Erde bewegt, muſs er also eine Drehung um eine Axe haben, deren Dauer in

sofern mit der Dauer der Bewegung übereinstimmt, dafs kein sich mit der Zeit anhäufender Unterschied beider vorhanden ist. Es wird hieraus klar, dafs die Umlaufszeit des Mondes und seine Umdrehungszeit um eine Axe gleich lang sind. In der That ist dieses auffallende Zusammentreffen beider Bewegungen eine grofse Merkwürdigkeit, welche sich aber wahrscheinlich bei allen Monden der Planeten findet, indem wir durch einen auffallenden Lichtwechsel des entferntesten der Saturnsmonde mit Sicherheit wissen, dafs sie auch bei diesem stattfindet. Gröfsere Aufmerksamkeit auf die geringeren Lichtwechsel anderer Planetenmonde wird vermuthlich noch mehrere Beispiele derselben liefern. Die Geometer haben, lange nachdem dieses Zusammentreffen bekannt war, bewiesen, dafs, wenn es einmal näherungsweise stattfindet, es sich in aller geometrischen Strenge herstellen mufs und dann nicht wieder verloren gehen kann.

Wir kennen also die Dauer der Axendrehung des Mondes, indem wir die Dauer seiner Umlaufszeit um die Erde kennen. Nehmen wir diese Axendrehung als mit immer gleicher Geschwindigkeit vor sich gehend an, so mufs dadurch eine scheinbare Bewegung der Flecken des Mondes auf seiner Scheibe, also eine *Libration*, entstehen, indem der Mond sich *nicht* gleichförmig um das Auge des Beobachters bewegt, vielmehr beträchtliche Ungleichheiten seiner Bewegung zeigt, welche, so wie auch ihre Ursachen, den Astronomen vollständig bekannt sind. Es kömmt also darauf an, zu untersuchen, ob die wirklich bemerkten scheinbaren Bewegungen der Mondsflecken sich durch die Gleichförmigkeit der Drehung vollständig erklären lassen. Vorangehen müssen häufige und genaue Beobachtungen der Lage, welche ein sichtbarer Flecken des Mondes in Beziehung auf den Mittelpunkt seiner Scheibe hat, damit man die zu erklärende Erscheinung genauer kennen lerne, als der blofse Anblick sie kennen lehren kann. Dergleichen Beobachtungen hat schon Dominicus Cassini, genauere Tobias Mayer und noch beträchtlich genauere Bouvard geliefert. Sobald diese Beobachtungen vorhanden sind, mufs man versuchen, ob sich eine Lage der Axe, um welche die Drehung des Mondes vor sich geht, finden läfst, welche, verbunden mit der vorausgesetzten Gleichförmigkeit der Drehung um dieselbe, alles Beobachtete erklärt. Cassini und Mayer haben auf diese Art wirklich gefunden, dafs ihren Beobachtungen Genüge geleistet wird, wenn man die Axe so legt, dafs sie die Himmelskugel in einer kleinen, sich immer gleichbleibenden Entfernung von dem Nordpole der Ekliptik, an einem Punkte trifft, dessen Länge 90° kleiner ist, als die Länge des aufsteigenden Knotens der Mondsbahn auf der Ekliptik. Die Gröfse der Entfernung folgt aus den Beobachtungen des letzteren = 1° 29′, und hiermit stimmt das Ergebnifs der Beobachtungen Bouvards, bis auf eine unerhebliche Kleinigkeit, überein.

Den Beobachtungen Cassini's und Mayer's zufolge ist also die *Libration* des Mondes eine rein optische Erscheinung, welche nur daraus hervorgeht, dafs der Mond sich gleichförmig um seine Axe drehet, während das Auge sich weder in der auf diese Axe senkrechten, durch den Mittelpunkt des Mondes gehenden Ebene, noch gleichförmig bewegt. — Indessen ist der Mond keine vollkommene Kugel, sondern ein etwas verlängerter Durchmesser desselben ist der Erde zugewandt, so dafs die gröfsere Anziehung, welche die Erde auf diesen Durchmesser äufsert, demselben ein Bestreben geben mufs, sich in die Richtung zu drehen, in welcher die Erde jedesmal sich befindet. Hieraus mufs nothwendig eine Ungleichförmigkeit der Drehung des Mondes um die vorher bestimmte Axe, so wie auch ein wirkliches Schwanken dieser Axe, also eine physische *Libration*, aufser der blofs optischen, entstehen. Lagrange hat diese Ursache mathematisch verfolgt und die Gesetze der daraus folgenden Bewegungen an den Tag gelegt; die Gröfse derselben blieb den Beobachtungen zu bestimmen überlassen, indem sie von Kenntnissen abhängt, welche nur durch diese erlangt werden können. Obgleich Cassini's und Mayer's Beobachtungen nichts dieser Art verrathen hatten, so war doch noch zu versuchen, ob nicht noch genauere, eine, wenn auch immer sehr kleine, doch einigermafsen merkbare Gröfse der physischen *Libration* angeben würden. Diese Untersuchung ist in der That die Veranlassung von Bouvard's neueren Bemühungen gewesen, allein die daraus hervorgegangene Gröfse der physischen *Libration* ist so gering, dafs dieselbe uns kaum merklich wird und daher für jede Anwendung unberücksichtigt bleiben kann. Die wechselnden Erscheinungen, welche der Mond uns darbietet, können also ganz einfach, durch die optische *Libration* allein, erklärt werden.

Nach dieser Auseinandersetzung der Ursache der scheinbaren Bewegung der Mondsflecken auf der Scheibe

des Mondes, hoffe ich, auch Lesern, welchen dieser Theil der Astronomie nicht gegenwärtig ist, deutlich machen zu können, worauf es ankömmt, wenn ein genügendes Bild der Mondoberfläche entworfen werden soll. Wenn man diese Oberfläche auf einer Ebene darstellen will, so muſs man offenbar darauf Verzicht leisten, ein *allen* Richtungen, in welche das Auge nach und nach kömmt, zugleich völlig entsprechendes Bild zu entwerfen. Man muſs im Gegentheil eine bestimmte Ebene wählen, von allen darzustellenden Punkten Perpendikel auf dieselbe fällen und die Punkte da zeichnen, wo diese Perpendikel die Ebene treffen. Die schicklichste Lage der zu wählenden Ebene wird offenbar die senkrechte auf diejenige Gesichtslinie sein, von welcher die zu den Grenzen der *Libration* gehörenden Gesichtslinien zu beiden Seiten gleich stark abweichen. Errichtet man, von dem Mittelpunkte des Mondes aus, ein Perpendikel auf diese Ebene, so ist dasselbe senkrecht auf der Drehungsaxe des Mondes, oder es liegt in der Ebene seines Aequators; alle Ebenen, welche durch dieselbe Axe gelegt werden, schneiden auf der Oberfläche des Mondes die Meridiane desselben aus, und man kann *den* Meridian für den *ersten* annehmen, welcher durch den Punkt geht, in welchem das erwähnte Perpendikel den Aequator durchschneidet. Andere Ebenen, welche senkrecht auf die Drehungsaxe gelegt werden, schneiden Parallelkreise aus. Auf diese Art erhält die Mondkugel dieselben Eintheilungen, welche man der Erdkugel giebt, nämlich durch Meridiane und Parallelkreise. Man hat dadurch das Netz für die zu entwerfende Karte und kann jeden darzustellenden Punkt in dasselbe eintragen, sobald man seine *selenographische Länge* und *Breite* bestimmt haben wird.

Diese Bestimmung aber erhält man offenbar, wenn man die Lage des Punktes gegen den Mittelpunkt der Mondscheibe beobachtet, und nach den bekannten Gesetzen der *Libration* berechnet, welcher Grad der selenographischen Länge und Breite, zu der Zeit der Beobachtung, dieselbe Lage gegen den Mittelpunkt hatte. Die Construction einer Karte des Mondes zerfällt daher in dieselben zwei Theile, in welche die Construction einer Landkarte zerfällt: beide fordern zuerst die Bestimmung einer Anzahl Punkte nach ihrer Länge und Breite; wenn diese aufgetragen sind, erfordern beide die Hinzufügung der Einzelnheiten, welche durch besondere, von den festbestimmten Punkten ausgehende Aufnahmen angegeben werden müssen.

Die älteren Selenographen, von welchen ich Hevel schon genannt habe, übergingen den ersten der eben angeführten Theile und konnten daher nur Karten vom Monde liefern, welche sich zu denen, die man durch die Berücksichtigung dieses Theils erlangen kann, verhalten, wie die geographischen Karten aus derselben Zeit sich zu denen verhalten, welche gegenwärtig eine Frucht der Ländervermessungen zu sein pflegen. Hevel zeichnete überdieſs wenige Einzelnheiten auf seine Karten, welche einen, der Kraft seines nur 30 bis 40 Mal vergröſsernden Fernrohrs angemessenen Durchmesser von nur 6 Zoll haben und daher nicht sehr speciell sein können. Hierin ist Cassini weiter gegangen, der einen gröſseren Durchmesser wählte, und dessen Karte, ein Jahrhundert nach ihrer Verfertigung, durch einen Kupferstich bekannt geworden ist. Ich habe diese, bei uns seltene Karte, vor vielen Jahren, in Lilienthal gesehen; sie hat, wenn ich nicht irre, 1 Fuſs 8 Zoll Durchmesser, scheint aber ohne Berücksichtigung eines Netzes gezeichnet zu sein. — Einen sehr groſsen, und zwar ganz unnöthig groſsen Durchmesser von 12 Fuſs, hat La Hire für eine von ihm entworfene Karte gewählt, von welcher Lalande in seiner Astronomie redet, welche aber nicht in Kupfer gestochen worden ist. Daſs er dabei eine richtige Entwerfungsart angewandt habe, sagt Lalande nicht, weshalb, so wie auch aus anderen Gründen, daran gezweifelt werden kann. — Tobias Mayer scheint demnach der Erste gewesen zu sein, welcher eine, auf festen Grundbestimmungen beruhende Karte des Mondes entworfen hat. Sie ist in den, von Lichtenberg herausgegebenen, *Operibus ineditis* im J. 1775 erschienen und hat 7 Zoll 3,6 Lin. Pariser Maſs zum Durchmesser. Ihr liegen 89 bestimmte selenographische Längen und Breiten zum Grunde; sie ist sauber gestochen, enthält aber nicht mehr Einzelnheiten, als man bei der Wahl des Durchmessers erwarten kann. — Da Mayer's Karte so lange unbekannt geblieben war, so fand sich Lambert veranlaſst, denselben Weg zu betreten und schon 1774 eine gleichfalls auf feste Bestimmungen gegründete Karte, welche 5 Zoll 8 Lin. Durchmesser hat, zu liefern. Diese, in dem Berliner Astr. Jahrb. für 1776 erschienene Karte, läſst, so wie die Mayersche, die Darstellung beträchtlich mehrer Einzelnheiten wünschen.

Ein diesen Einzelnheiten allein gewidmetes Werk sind die rühmlichst bekannten Selenotopographischen Fragmente von Schröter, deren beide Theile 1791 und 1802 erschienen sind. Sie sind reich an Zeichnungen einzelner Mondsgegenden, welche nach einem Maſsstabe von 1 engl. Zoll für 40 Secunden in der mittleren Entfernung des Mondes, oder 3 Fuſs 8 Zoll 2,6 Lin. Pariser Maſs für den ganzen Durchmesser entworfen sind. Um Schröter's Bemühungen gehörig zu würdigen, muſs man an die äuſserste Verschiedenheit denken, welche der Anblick einer Gegend des Mondes gewährt, jenachdem man sie bei verschiedenen Erleuchtungen und *Librationen* sieht. Diese Verschiedenheit geht bis zur völligen Unkenntlichkeit; Gegenstände, die man einmal deutlich wahrnimmt, sind unter anderen Umständen oft gar nicht zu entdecken, oder erscheinen, durch eine andere Lage des Schattens und der Gesichtslinie, oder durch gänzliche Abwesenheit des ersteren, so verändert, daſs man sie nicht anders wiedererkennen kann, als durch ihre selenographische Lage. Schröter faſste daher den Entschluſs, die meisten Mondsgegenden unter verschiedenen Umständen zu zeichnen. Seine Zeichnungen hat er, ohne zwei oder mehrere zu einer einzigen zu verschmelzen, in Kupfer stechen lassen; sie betreffen übrigens nur einen Theil der Mondoberfläche und können also nicht zu einer vollständigen Karte verarbeitet werden. Er besteht selbst, auch in der Einleitung zum zweiten Theile der S. F., darauf, daſs sie nur als Fragmente angesehen werden sollen: eine vollständige Bearbeitung der Mondfläche gehe, sagt er daselbst, über die Kräfte Eines Mannes. — Das Fernrohr, womit Schröter die meisten seiner Beobachtungen gemacht hat, war ein 7fuſsiger Herschelscher Reflector, die gewöhnlich angewandte Vergröſserung desselben 161 Mal; später hat er auch noch stärkere Teleskope, vorzüglich eins von 13 Fuſs Brennweite benutzt. — Auf den von ihm erlangten Erfolg werde ich später zurückkommen, wenn ich ihn mit dem durch die neuesten Leistungen hervorgebrachten vergleichen werde.

Im Jahre 1824 trat darauf Lohrmann mit dem Anfange einer Topographie der sichtbaren Mondoberfläche hervor. Mit einem sehr starken Fraunhoferschen Fernrohre, von 6 Fuſs Brennweite und 54 Linien Oeffnung versehen, welches parallactisch aufgestellt war und ein, seiner Güte entsprechendes Mikrometer hatte, konnte Lohrmann darauf ausgehen, Karten vom Monde zu liefern, welche in Beziehung auf die Einzelnheiten, wenigstens nicht hinter Schröter's Zeichnungen zurückbleiben durften; in Beziehung auf die richtige Lage der Gegenstände konnte er durch diesen Apparat das äuſserste Erreichbare erlangen. Er faſste in der That seine Aufgabe von einer neuen Seite auf: er beabsichtigte, nicht nur die selenographische Lage einer Anzahl Punkte so genau als möglich zu bestimmen, und die übrigen durch Messung ihrer Entfernungen von diesen, also durch eine Art von Triangulation der Mondoberfläche, auf die Karte zu bringen, sondern auch jeden darzustellenden Theil des Mondes, seiner wahren Beschaffenheit gemäſs, nicht so wie er ihn einmal unmittelbar gesehen hatte, abzubilden. Sollte dieses letztere erlangt werden, so konnte es nur durch häufige Beobachtungen und Zeichnungen eines und desselben Gegenstandes, unter wechselnden Umständen, geschehen; nur durch Ansichten unter so verschiedenen Beleuchtungen, daſs jede überall erkennbare Unebenheit, es sei durch Licht, welches sie empfing, oder durch Schatten, welchen sie warf, sichtbar geworden sein muſste. Lohrmann betrachtete also seine einzelnen Zeichnungen nur als Mittel, das kennen zu lernen, was er auf die Karte bringen wollte: diese sollte nicht das Ansehen der Theile der Oberfläche, wie sie einmal erschienen waren, sondern alles darstellen, was man unter den günstigsten (übrigens nie zusammentreffenden) Umständen davon sehen kann. Für gröſsere und kleinere Neigungswinkel der nicht horizontalen Flächen und für die bekanntlich sehr verschiedenen Grade der Helligkeit der einzelnen Theile des Mondes, führte er besondere Bezeichnungen ein, so daſs seine Karten alles was man vom Monde durch Fernröhre erfahren kann, möglichst vollkommen darstellen sollten.

Eine Darstellung des Mondes von dieser Art war noch nicht versucht worden. Lohrmann nahm den Maſsstab von 3 Pariser Fuſs für den Durchmesser des Mondes, und beabsichtigte, die ganze sichtbare Hälfte desselben aus 25 Blättern in Quartformat zusammenzusetzen. Davon sind vier Blätter wirklich erschienen. Sie enthalten 17, nach selenographischer Länge und Breite direct bestimmte Punkte und an diese ein bewundrungswürdiges Detail angeknüpft. Die 4 Blätter sind sehr schön in Kupfer gestochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Mappa Selenographica, totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens, observationibus propriis etc.... constructa et delineata. Auctoribus Guilelmo Beer et Ioanne Henrico Mädler.

(Fortsetzung.)

Hätte Lohrmann seine Idee weiter ausgeführt, so würden Beer und Mädler keine Veranlassung gehabt haben, sie aufzunehmen. Allein er hat seinen 4 ersten Blättern, seit den 10, seit ihrer Erscheinung verflossenen Jahren, keine zweite Lieferung nachfolgen lassen. Für Eifer, wie ihn die beiden jetzigen Selenographen zeigen, ist das ruhige Abwarten nicht! — man muſs sehen, *was* sie geleistet haben, um sich zu überzeugen, daſs sie nicht länger auf Lohrmann warten *konnten*.

Nachdem Hr. Beer sich mit den nöthigen Instrumenten und Einrichtungen versehen, fingen er und Hr. Mädler die Vorarbeiten im Frühjahre 1830 an. Sie schlossen sich an den Lohrmannschen Plan ganz an, und sagen uns in einem Blatte Erläuterungen, welches dem vor uns liegenden nordwestlichen Quadranten der Karte beigegeben ist, daſs sie die Hauptpunkte der Karte (106 an der Zahl) durch häufige Beobachtungen schon bestimmt, und zur Berechnung der deshalb gemachten Beobachtungen dieselbe Vorschrift angewandt haben, welche Encke an Lohrmann gegeben hat. Durch diese 106 Punkte bestimmten sie eine gröſsere Anzahl Punkte der *zweiten* Ordnung, durch die oben erwähnte Art von Triangulation; eine noch gröſsere Anzahl Punkte der dritten Ordnung wird durch Alignement bestimmt. Um die durch die *Libration* erzeugten Verzerrungen des Bildes so gut wie ganz zu vermeiden, zeichnen sie die Einzelnheiten immer nur in dem Theile der Mondoberfläche, dessen Entfernung von dem nächsten Rande durch die *Libration* keine Veränderung erleidet, welchen Theil sie durch eine vorher gemachte Rechnung erkennen. — Es geschieht auf diese Art Alles was geschehen kann, um ein richtiges Bild der Projection der Mondoberfläche auf die oben näher angegebene Ebene zu erhalten. Es geschieht genau dasselbe, was in neueren Zeiten so oft geschehen ist, wenn man eine richtige Karte eines Landes haben wollte: man überzieht dasselbe mit einem höchst genau bestimmten Netze von Dreiecken (der I Ordnung), füllt den Raum aber durch kleinere Dreiecke (II Ordnung) und benutzt diese zur Bestimmung so vieler Einzelnheiten, als man auf die Karte zu bringen wünscht. Die Construction einer speciellen Himmelskarte beruhet wiederum auf demselben Verfahren: die astronomisch bestimmten Sterne sind ihre Grundlage; die Einzelnheiten bestehen hier in kleinen Sternen, die man durch irgend ein geeignetes Mittel einzeichnet, ohne die endlose und unnütze Mühe ihrer methodischen Bestimmung zu übernehmen.

Ich muſs nun von den Einzelnheiten der Karte reden; ich werde eine Vergleichung zwischen den Zeichnungen von Schröter, Lohrmann und unseren Selenographen anstellen. Das Werk von Schröter enthält die reiche Gegend des Possidonius zweimal abgebildet, auf der 9ten und 58sten Kupfertafel; etwas Dahingehöriges kömmt auch auf der 10ten vor. — Vergleicht man die beiden Kupfertafeln miteinander, so bemerkt man zuerst einen höchst auffallenden Unterschied der Gröſse: auf der früheren erscheint die Entfernung der Mitte des Ringgebirges Possidonius von dem Krater, der daselbst durch *k* bezeichnet ist, etwa 43″ groſs, auf der anderen beträgt dieselbe Entfernung 89″. Dieser und ähnliche Unterschiede, welche sich auf denselben Blättern finden, können weder durch die Verschiedenheit der Entfernungen des Mondes, noch durch die *Libration* erklärt werden. Sie würden vermieden worden sein, wenn Schröter von festen Punkten ausgegangen wäre und sich vom Groſsen in das Einzelne hineingearbeitet hätte, oder wenn ihm ein besseres Messungsmittel, als die angewandte Projections-Tafel ist, zu Gebote gestanden hät-

te; — es scheint auch im Allgemeinen, dafs auf die Gröfse der Gegenstände nicht so viel Gewicht gelegt ist, als auf die Darstellung ihres Ansehens. — Wenn man ohne Rücksicht auf die Gröfse den Possidonius vergleicht, wie unsere Selenographen, Lohrmann und Schröter ihn darstellen, so findet man die beiden zuerst genannten Darstellungen einander sehr ähnlich, nur erstreckt sich das Ringgebirge auf Lohrmann's Karte etwas mehr nach Norden. Alle Einzelnheiten stimmen auf beiden Karten so weit überein, als irgend erwartet werden kann; vollständig ist die Uebereinstimmung des kleinsten Details zwar nicht, allein es giebt auch kein Mittel, sie vollständig zu machen: beide Zeichnungen beruhen auf Ansichten, welche zu verschiedenen Zeiten genommen worden sind, und es ist etwas ganz Gewöhnliches, dafs man unter gewissen Umständen etwas auf dem Monde sieht, was man unter allen anderen nicht entdecken kann. Die kleinen Unterschiede sind übrigens so unerheblich, dafs man sich nicht über ihr Vorhandensein beklagen, wohl aber bewundern mufs, dafs das unendliche Detail beider Karten so übereinstimmend hat gemacht werden können. — Auf Schröters Zeichnungen findet sich dagegen ein Gebirge, welches zwar unbezweifelbar derselbe Possidonius ist, den die Späteren abgebildet haben, welches man aber kaum für denselben erkennen kann: wo sind hier alle Einzelnheiten, welche Lohrmann und unsere Selenographen wiedergeben? — wo ist der Bergrücken, welcher sich gekrümmt vom Rande des Ringgebirges in das Innere desselben hinzieht? — wo ist das hügelreiche Land gegen Südwesten? — Man sollte kaum glauben, dafs ein und derselbe Gegenstand sich so verschieden darstellen könne; allein dennoch glaube ich, dafs dieses der Fall gewesen ist, und dafs die später angewandten, wenn auch vermuthlich schärfere Bilder gebenden Fernröhre, den Possidonius, zu den Zeiten der Schröterschen Zeichnungen, im Ganzen nicht anders gezeigt haben würden, als Schröter ihn abbildet; hätte er mehrere Abbildungen, unter den verschiedensten Umständen, gemacht, so würde man wahrscheinlich durch ihre Zusammenstellung in den Stand gesetzt werden, die Beschaffenheit des Gebirges den beiden späteren Karten ähnlicher herauszubringen. Es scheint hieraus hervorzugehen, dafs, wenn Schröters Zeichnungen mit dem Verdienste, im Originale angestellte Beobachtungen zu sein, den Anspruch, zur vollständigen Erkenntnifs der Gegenstände auf dem Monde hinzureichen, vereinigen sollten, ihre Zahl noch beträchtlich hätte vermehrt werden müssen. — Was dieses eine Beispiel angegeben hat, geben zahlreiche andere Beispiele, welche Jeder aus der Vergleichung der drei Arbeiten ziehen kann, ebenfalls an: Lohrmann und unsere Selenographen bilden Alles weit vollständiger ab, als man es aus Schröters Kupfertafeln erkennen kann.

Vergleicht man die beiden neueren Karten untereinander, so findet man immer die deutlichsten Spuren grofsen Fleifses ihrer Verfertiger, welcher jedoch kleine Unterschiede nicht hat aufheben können, wie ich schon oben bemerkt habe. Ich werde noch etwas darüber hinzufügen. Die allerspeciellste Landkarte soll und kann nicht jeden Maulwurfshaufen und jedes Gartenbeet darstellen; sie mufs immer eine Grenze beobachten für die Gröfse der Einzelnheiten, welche sie noch enthalten soll. In sofern diese Grenze eine feste und in jedem Falle sicher zu erkennende ist, wäre es möglich, sie mit strenger Consequenz zu beobachten; in der Anwendung aber werden Schwierigkeiten hervortreten, und man kann sicher behaupten, dafs zwei sorgfältige Zeichner einer Gegend, welche beide dieselbe Grenze respectiren, ihre unabhängig von einander entworfenen Karten nicht vollkommen übereinstimmend ausführen werden. Bei einer Karte des Mondes ist es nicht anders. Die Schwierigkeit, eine Grenze der darzustellenden Einzelnheiten zu beobachten, wird aber *weit* gröfser als bei einer Landkarte, indem sie nur durch die Kraft des Fernrohrs gegeben werden kann, also von den atmosphärischen Umständen der Beobachtung, von der Beleuchtung des Mondes und von der *Libration* Schwankungen erleiden mufs, deren Ausdehnung viel zu grofs ist, um je der Hoffnung Raum zu geben, die Grenze vollständig erreichen zu können. Will man sie übrigens fest halten, so wird jede spätere Revision einer Mondkarte, indem sie einige Gegenstände entdecken läfst, welche sich früheren Anblicken entzogen haben, sich ihr näher anschliefsen als die frühere. Alles, was unter Umständen irgend einer Art sichtbar werden kann, vollständig in die Karte zu bringen, wird man aber nie hoffen dürfen. — Dieses ist der Gesichtspunkt, von welchem ich die kleinen Verschiedenheiten des Details beider Karten ansehe. Um einige Fälle solcher Verschiedenheiten namhaft zu machen, werde ich die folgenden bezeichnen: auf Beer und Mädler's Karte ist ein kleiner Berg unter $43\frac{1}{2}°$ Länge und 35° Breite, wel-

chen Lohrmann nicht gezeichnet hat; dasselbe ist der Fall mit einem Paar noch kleinerer Berge unter 14° Länge und 21° Breite und mit einem weifsen, von ihnen nach N. N. W. laufenden Streifen; dagegen ist auf Lohrmann's Karte ein niedriger Hügelzug verzeichnet, zu welchem die beiden zuletzt genannten kleinen Berge zu gehören scheinen, und welcher sich auf der anderen Karte nicht findet, u. s. w. — Eine Verschiedenheit anderer Art findet sich in der Lage einiger Gegenden, welche die eine Karte, vergleichungsweise mit der anderen, etwas verschoben darstellt. — Man kann erwarten, dafs unsere Selenographen sich in dem beschreibenden Werke, welches sie ihrer Karte folgen lassen wollen, über diese kleinen Verschiedenheiten erklären werden; bis zu dem Empfange dieser Erklärungen ist es nicht leicht, zu sagen, welcher der beiden Karten der Vorzug gebührt. Beider Karten Verfasser zeigen sich als Ehrenmänner, deren Bestreben, ihren Werken den Stempel des äufsersten Fleifses aufzuprägen, so offen am Tage liegt, dafs sie sich ohne Zweifel leicht darüber vereinigen werden, wer von beiden, hier oder dort der glücklichere gewesen ist.

Das Aeufsere beider Karten ist sehr verschieden. Lohrmann hat seine vier Blätter in einem schönen Kupferstiche geliefert; Beer und Mädler haben ihren Nord-West Quadranten, von dem Lieutenant Vogel, sehr fleifsig auf Stein graviren lassen. Der Erstere hat eine stärker hervortretende Bezeichnungsart der geneigten Flächen gewählt, während die Letzteren, ohne das Lehmannsche Princip zu verlassen, ein weniger schnell steigendes Mafs dafür angewandt haben. Wenn ich urtheilen sollte, welcher von beiden Mafsstäben dem Anblicke des Mondes angemessener ist, so würde ich für den kleineren entscheiden; wirklich sieht manche, auf dem Monde kaum erkennbare Unebenheit auf Lohrmann's Karte sehr augenfällig aus, was auf der anderen nicht der Fall ist.

(Der Beschlufs folgt.)

LXIII.

Bilder aus Griechenland und der Levante (,) von E. von Byern. Mit einem Vorworte vom Prof. Zeune. Berlin, Haude und Spener. 1833.

Wer der Entwickelung des griechischen Aufstandes, nach Innen und nach Aufsen, vom Jahre 1821 an mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, der hat auch damals unter den Philhellenen, welche besonders in den Jahren 1821 und 1822 nach Griechenland zogen und daselbst, entweder nur für ihre persönlichen Verhältnisse (vielmehr Mifsverhältnisse!) und Leidenschaften, oder für die Interessen des griechischen Landes und Volkes kämpften und stritten, den Deutschen E. v. Byern gefunden. „In allen seinen Erwartungen und schönen Träumen getäuscht", wie es hier im Vorworte (S. IV) heifst, war er 1822 nach Deutschland zurückgekehrt; aber nichts desto weniger hatte er sich im J. 1826 von Neuem veranlafst gefunden, eine zweite Reise nach Griechenland zu machen. „Weit entfernt, an den Ränken und aufgeregten Leidenschaften der Parteien Theil zu nehmen, oder ehrgeizige Wünsche zu nähren, trieb er sich (bei diesem zweiten Aufenthalte in Griechenland) Wochenlang allein mit der Büchse auf der Schulter in den Ebenen von Attika und in den Gebirgen der Halbinsel umher und kehrte dort nicht selten in der Hütte des Elends, hier in der Höhle des Kleften ein. (Auch besuchte er die Inseln des Archipelagos, wie Hydra und Syra, und fand z. B. auf dieser, im Verhältnisse zu 1822, ein viel regeres und bedeutenderes Leben bei seinem zweiten Aufenthalte in Griechenland.) Wo er von einer kriegerischen Unternehmung hörte, schlofs er sich für die Dauer derselben einem Kriegerhaufen an, und verliefs denselben, sobald der Zweck erreicht war. Auf seinen Wanderungen lernte er die Klagen der Unglücklichen und ihren tiefen Jammer verstehen, er lernte begreifen, wie *dieses* Volk unter *dieser* Herrschaft das werden mufste, was es war. Ein inniges Mitleid erwachte in ihm, und die Theilnahme wuchs zum Wohlwollen." Dies Letztere finden wir denn nun auch in den vorliegenden „Bildern", durch welche der Verf. neben einzelnen Charakterzügen und Erfahrungen, die merkwürdige Zeit der griechischen Wiedergeburt (in den Jahren 1821, 1822 und 1826 besonders) fragmentarisch zu schildern versucht; und allerdings müssen wir hier, vielleicht im Gegensatze zu seinen Ansichten und Urtheilen über die Griechen nach seiner *ersten* Reise in Griechenland, die Ruhe und Unbefangenheit rühmen, womit er im Allgemeinen den gegenwärtigen Zustand des griechischen Volkes und die damaligen griechischen Zustände überhaupt betrachtet und beurtheilt, so dafs auch in dieser Hinsicht, subjectiv und objectiv, die Parallele zwischen 1822 und 1826, wie sie sich hier bei der doppelten Ansicht des Verfs. gleichsam aufdringt, manche interessante Resultate der Betrachtung darbietet. Eben so müssen wir, mit dem Verf. des Vorwortes (S. V), die Unparteilichkeit rühmen, womit der Vf. der „Bilder", über den Parteien stehend, die Verhältnisse Griechenlands beurtheilt, wenn gleich er in diese selbst nichts weniger als tief eingedrungen ist; und wir würden dies vielleicht unbedingt thun, wenn er nicht über Joannis Kapodistrias offenbar zu parteiisch urtheilte. Denn, ohne auch gerade auf dasjenige hinzuweisen, was namentlich Thiersch in seinem Werke: *De l'état actuel de la Grèce* (1833), zum Theil aus eigener Ansicht der griechischen Zustände, über die Verwaltung und Regierung des Präsidenten Kapodistrias mittheilt, ist es doch eben so wenig wahr, dafs, wie es hier S. 9 und S. 53 heifst, derselbe den Märtyrertod gestorben sei und die Märtyrerkrone trage (es mufste dies denn für das Mifslingen seiner egoisti-

schen und volksfeindlichen Pläne gewesen sein!), als es auch nicht geschichtlich richtig ist, dafs er, nach S. 20, „das erste Opfer einer Rotte gewesen, die, nur Unheil sinnend, in dem trüben Chaos die selbstsüchtigen Pläne der Finsternifs vorbereitete, und noch heut im Dunkeln schleicht, um auf Hellas verwüstetem Boden den Thron ihrer kleinlichen Eifersucht, ihres Neides und ihrer unersättlichen Goldgier zu erbauen." (Wenigstens findet sich jene Rotte in der Gegenwart nicht da, wo der Vf. nach dem *für* Kapodistrias Gesagten sie suchen *müfste*; sie findet sich heutzutage vielmehr nur in der früheren Partei der Kapodistrianer.) Noch unrichtiger, zum Theil sich selbst widersprechend, äufsert sich der Verf. S. 279. Denn eben als „Werk rücksichtsloser Gewaltthat"; eben „durch eine heuchlerische Verbindung mit einem Theile der gährenden Masse, um die andere zu unterdrücken"; eben „durch Bestechung mit Gold oder Titeln", wollte Kapodistrias Griechenland auch den innern Frieden (!) untergraben. Kann und soll nun auch nicht ganz geläugnet werden, dafs nicht minder von der andern Seite, in Folge verschiedener Umstände, gefehlt worden sei (man kennt ja das: *Ilicos intra muros peccatur et extra!*), so ist doch einzig und allein das nur auf Herstellung äufserer Ordnung und auf einseitige Beachtung materieller Interessen, zum Nachtheile der Forderungen der Freiheit und des geistigen Lebens von Haus aus gerichtet gewesene System des Kapodistrias, welches später, namentlich seit 1829, in Herrschsucht und machiavellistische Politik überging, auch an diesem Extreme schuld gewesen. Der Verf. hätte bei dem selbst, was er S. 229 und 280 von Kapodistrias sagt, derjenigen Wahrheit besser eingedenk sein sollen, welche er S. 277 aussprach: „Niemals verletzt man ungestraft die Sitten eines Volkes; und es ist ein schlechtes Mittel, sich diejenigen günstig zu stimmen, welche man zu gewinnen wünscht, wenn man ihnen ungewohnte Gebräuche und Gewohnheiten aufdringen, und sie gewaltsam in einen gesellschaftlichen Zustand bringen will, für den sie keinen Sinn haben." — Abgesehen jedoch von diesem Allen gewährt die Anschauung der hier in lebendiger Darstellung ausgeführten „Bilder" eben so Unterhaltung, als Belehrung, indem sie über das griechische Volk und Land, über einzelne Theile des Kampfes seit 1821, und über einzelne, besonders hervorragende Männer in demselben (z. B. Normann, den der Verf. gegen seine Feinde in Europa und gegen die Verläumdungen mancher Philhellenen kräftig in Schutz nimmt, Miaulis, Fabvier, Konst. Botzaris u. A.) interessanten Aufschlufs geben; und wohl meinen auch wir, dafs das vorliegende Werkchen im Stande sei, „theils überschätzende, theils wegwerfende Urtheile über die Neugriechen in die rechte Bahn zu weisen." Was das griechische Volk anlangt, so haben wir uns gefreut, sogleich in der Einleitung, und dann wieder im 25sten Bilde (S. 263 ff.), die Frage wegen seiner Nationalität und wegen der Abstammung von den Hellenen gegen Fallmerayer behandelt und durchgeführt zu sehen, wenn schon der Vf., z. B. nach dem, was Fr. Passow in den „Jahrbüchern" selbst, 1832. No. 9. 10, in einer Kritik über O. v. Stackelberg „Trachten und Gebräuche der Neugriechen", dagegen geltend gemacht hat, mit gröfserer Entschiedenheit jene Hypothese hätte zurückweisen können und sollen. Was die unverkennbar griechischen Elemente in den verschiedenen Bewohnern des heutigen Griechenlands, und überhaupt die einzelnen Nuancen in der Nationalität derselben anlangt, so mufs der Vf. namentlich auch durch Thiersch vervollständigt werden. Was er z. B. über die verschiedene Individualität der beiden Hydrioten Miaulis und Tombasis (S. 216 und 218) sagt, ist vielleicht nur durch die, schon früher historisch nachgewiesene, auch von Thiersch in ihren äufseren Wirkungen anerkannte Vermischung des griechischen Elementes mit dem albanesischen, die in der Bevölkerung Hydra's Statt findet, zu erklären. — Dasjenige, was S. 21 ff. (und dann noch an mehreren Stellen der „Bilder") aus den Jahren 1821 und 1822 über die Philhellenen aus verschiedenen Nationen, in unmittelbarem Bezuge auf sie selbst und auf die einzelnen Griechenvereine, die hierbei nicht wenig wirksam waren, gesagt wird, müssen wir, nach anderen, theils gedruckten, theils mündlichen Mittheilungen, durchaus als richtig im Allgemeinen, wenn gleich gerade nicht günstig für den einen und anderen Theil, anerkennen. Auch dann, wenn man bei allen Philhellenen die edle Begeisterung für eine schöne Sache, als den einzigen oder doch vorherrschenden Beweggrund des Entschlusses, nach Griechenland zu gehen, annehmen könnte (was man gleichwohl nicht kann), würde dennoch die Erscheinung dieser Philhellenen in der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes seit 1821, freilich zum Theil ohne deren Schuld und nur in Folge nothwendiger äufserer Umstände, ein düsteres Blatt in dieser Geschichte bilden. Denn nachdem sie sich nun durch so manche Verwickelungen und Schwierigkeiten glücklich durchgeschlagen, und es zu einem, militärisch in sich abgeschlossenen Ganzen gebracht hatten, fielen auch die Besseren und Edleren unter ihnen, fast ohne allen wesentlichen Erfolg für die Sache Griechenlands, an dem blutigen Tage bei Peta (in Epiros) am $\frac{4}{16}$ten Juli 1822, — doppelt blutig, weil der Verrath der Griechen selbst den Sieg verwirkte! Aber wie gleichwohl an diesem Tage die Idee für eine schöne Sache in dem männlichen, aufopfernden Kampfe der Philhellenen sich kund gab, und wie sie, auch als Besiegte, dennoch als Sieger erscheinen; so soll man auch jene Kreuzzüge nach Griechenland in den Jahren 1821 und 1822, und damit die Idee selbst, die sie — wenn auch nur theilweise — bedingte, nicht schwächen wollen, wie gleichwohl auch neuerdings manchmal noch geschieht. Und eben weil das ist, haben wir uns hier gedrungen gefühlt, Vorstehendes darüber auszusprechen.

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Mappa Selenographica, totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens, observationibus propriis etc. ... constructa et delineata. Auctoribus Guilelmo Beer et Ioanne Henrico Mädler.

(Schluſs.)

So viel von der Vergleichung der verschiedenen Arbeiten! — Ich habe über den gemeinschaftlichen Maſsstab beider Karten, der dem Monde 36 Pariser Zoll Durchmesser giebt, noch etwas zu sagen. Nach meiner Erfahrung ist es selten von Nutzen, eine stärkere Vergröſserung als eine 300 malige, selbst bei dem besten Fernrohre und der ruhigsten Luft, zur Beobachtung der Gegenstände auf dem Monde anzuwenden; weit häufiger leistet eine solche Vergröſserung nicht bessere Dienste, als eine halb oder ein drittel so groſse. Mit 300 maliger Vergröſserung sieht man die Gegenstände auf dem Monde so groſs, wie sie in einer Zeichnung desselben von 27½ Zoll Durchmesser, welche in die Entfernung der gewöhnlichen Gesichtsweite von 10 Zollen gebracht wird, erscheinen. Einen gröſseren Durchmesser für eine Mondkarte zu wählen, scheint also überflüssig zu sein; steigert man ihn um etwa den dritten Theil, wie es auf beiden neuesten Karten geschehen ist, so geben diese Karten in der Entfernung von 13 Zollen das Bild des 300 mal vergröſserten Mondes. Ich würde mit einer Karte von 27 Zoll Durchmesser gern zufrieden gewesen sein, tadle aber keinesweges, daſs sowohl Lohrmann, als unsere Selenographen ihn etwas gröſser angenommen haben. Der oben erwähnte groſse Maſsstab, welchen La Hire angewandt hat, ist desto auffallender übertrieben, da sein Fernrohr sehr weit hinter dem, bei meiner Ausmittelung des zweckmäſsigsten Durchmessers vorausgesetzten, 300 mal vergröſsernden, zurückgeblieben sein muſs. — Nach dem Maſsstabe von 27½ Zoll für den Durchmesser des Mondes gehen übrigens 17 Meilen auf einen Zoll; man kann also, selbst durch 300malige Vergröſserung, nicht mehr Einzelnes auf dem Monde sehen, als man auf einer nach dem Maſsstabe von 17 Meilen auf den Zoll gezeichneten Landkarte, wenn man sie 10 Zoll vom Auge entfernt, wahrnehmen kann. Diese Kleinheit des Maſsstabes des von uns gesehenen Bildes des Mondes, scheint einigen Beschauern desselben nicht gegenwärtig gewesen zu sein, als sie ihre Entdeckungsreisen auf demselben antraten; — wenn man aber der Erzählung der Abentheuer, auf welche sie dabei stieſsen, einige Aufmerksamkeit schenken will, so wird man die Hoffnung verlieren, daſs ihnen die Erinnerung an den wahren Maſsstab in der Folge von Nutzen sein werde; wenigstens haben sie sich, durch die Jedem vor Augen liegenden Gründe, an einer Atmosphäre des Mondes zu zweifeln, in ihren Phantasien (welche freilich eine durchgehende Aehnlichkeit des Mondes mit der Erde durchaus *forderten!*) nicht stören lassen.

Die Karten Lohrmann's und unserer Selenographen stellen, wie ich schon gesagt habe, die Projection der Mondoberfläche auf eine bestimmte Ebene dar. Sie entbehren, indem sie sich nicht vorzugsweise auf eine bestimmte Phase beziehen, des Lichtes und Schattens, und sind in den Configurationen nur dann völlig treu, wenn die Gesichtslinie senkrecht auf der Projectionsebene steht. Mehr kann offenbar durch *eine* Zeichnung nicht geleistet werden; wollte man Darstellungen, welche in den verschiedenen Ansichten, welche der Mond gewährt, treu sind, so müſste man ihn unter allen möglichen Umständen abbilden, und aus dieser sehr groſs werdenden Sammlung von Abbildungen jedesmal die treffende auswählen. Die älteren Selenographen scheinen dieses wirklich beabsichtigt zu haben, indem sie viele verschiedene Phasen abbildeten; allein die Zahl desselben müſste sehr vergröſsert werden, wenn sie alle Verschiedenheiten der Umstände umfassen sollte; eine Verzehnfachung der Zahl der Hevelschen Phasen würde,

für das Detail der jetzigen Karten, bei weitem noch nicht hinreichen. Man wird also wohl die Forderung, den Mond durch Zeichnungen so dargestellt zu sehen, wie er jeder Zeit aussieht, aufgeben, und sich mit einer Zeichnung der wirklichen Beschaffenheit desselben begnügen müssen, wenn dieselbe auch *nie* seinem *Ansehen* entspricht. Eine *körperliche* Darstellung des Mondes, welche seinen jedesmaligen Anblick wiedergiebt, ist indessen möglich, wenn auch schwierig: eine Kugel, versehen mit den wirklichen Erhöhungen und Vertiefungen der Mondoberfläche und mit passenden Farben bemahlt, würde, wenn man sie durch entferntes, sehr starkes Licht, aus der jedesmaligen Richtung der Sonne gegen den Mond, beleuchtete und aus beträchtlicher Entfernung, gleichfalls in gehöriger Richtung, mit einem Fernrohre ansähe, den jedesmaligen Anblick wiedergeben können. Dafs dieses, in der Ausführung ohne Zweifel sehr schwierige Mittel, für die Anwendung bequem sein würde, ist indessen nicht wahrscheinlich.

Unsere Selenographen haben gethan, was sich thun läfst: sie haben eine Zeichnung der Projection des Mondes unternommen, deren Vollendung nichts zu wünschen übrig läfst. Ein Viertel dieser Zeichnung ist erschienen; das zweite habe ich schon auf den Stein auftragen zu sehen, selbst das Vergnügen gehabt; das dritte ist in der Zeichnung jetzt ganz oder sehr nahe fertig; an dem vierten wird ununterbrochen, in jeder heiteren Mondnacht, gearbeitet. Der Eifer, der erforderlich war, die Begeisterung für ein solches Unternehmen so zu erhalten, dafs es in wenigen Jahren bis nahe an sein Ende gelangt ist, gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen, selbst einer Zeit, in welcher der Sinn für gründliche und genügende astronomische Untersuchungen die Forderungen bis zu einem Grade gesteigert hat, dessen Erreichung man früher nicht einmal versucht haben würde. Beer und Mädler setzen sich durch die vorliegende Frucht ihrer Einsichten und ihres Fleifses ein unvergängliches Denkmal.

F. W. Bessel.

LXIV.

1) *Paroles d'un Croyant, par l'Abbé de Lamennais.* 1833. *Bruxelles, Louis Hauman et Comp.* 1834.

2) *Réponse d'un Chrétien aux paroles d'un Croyant, par l'Abbé Bautain. Bruxelles, P. J. Voglet, Imprimeur-Libraire.* 1834.

3) *Paroles d'un Voyant à M. De La Mennais par Ch. Faiden. Bruxelles, Ant. Beeton, Libraire. Leipzig, Allg. Niederländ. Buchhandlung* 1834.

Die politische Frage, welche gegenwärtig die Zeit bewegt, hat es mit nichts Anderm, als mit dem Widerspruche zwischen Herrschaft und Freiheit und mit der Auflösung dieses Widerspruchs zu thun. An dieser Unverdaulichkeit liegt die Menge krank; es ist diese einzige Indigestion, welche so vielerlei Fieberparoxymen und — andere Krankheitsformen erzeugt. Wo der Widerspruch nicht aufgelöset wird, und auch keine Palliativ-Mittel Linderung oder Gesundung bewirken können, da sucht eine Partei die Herrschaft der Freiheit, und umgekehrt die andere die Freiheit der Herrschaft zu opfern: aber beiderlei Opfer sind nicht wohlgefällig und führen nicht zum Ziele. Denn wo die rechtmäfsige Herrschaft, wo die Autorität erschüttert oder verbannt ist, und, *unter der Erde* geborgen, versteinert schläft, da ist auch die Freiheit *auf der Erde* gebunden und verzaubert, und, gleich jener, in starre Ohnmacht versunken: das lehrte schon längst Goethe's Mährchen von der schönen Lilie und den drei Königen, wozu noch — ein vierter kam.

Aber noch gähren hierüber in- und aufserhalb Deutschland die „*innombrables pensées diverses qui se croisent et se mêlent à l'horizon du monde spirituel*", noch kreiset der „*murmure confus*" der sich unter einander verklagenden Gedanken; und dieser Zustand ist es, welchen die „Worte eines Gläubigen", nach der Analogie bekannter *Natur*ereignisse, mit Recht als ein „*signe précurseur*" besserer Zeiten begrüfsen. Nur dafs sie selbst zu dieser trüben Masse eines noch unreinen Gährungsstoffes gehören. Es fragt sich daher, warum sie dennoch so viel Aufsehn erregen. Sie predigen *Freiheit und Gleichheit:* aber das ist schon längst ein verbrauchtes Tagesgeschrei, „das Jedem an die Ohren klingt." Sie suchen in den Grundwahrheiten des Christenthums Schutz und Schmuck: aber auch dieser Mifsbrauch des Heiligsten ist nicht neu, denn wer sucht nicht seine Blöfse zu bedecken? wer überputzt sich nicht gern, wenn er sich selbst nicht sehen lassen kann? Wichtiger ist es, — und daher erklärt sich auch das

Aufsehen, welches die kleine Schrift gemacht haben soll, — wichtiger ist, dafs ein ehrenwerther Mann, der es ernstlich meint und das Christenthum nicht zum Aufputz braucht, sondern wirklich erkannt zu haben scheint, dafs ein katholischer Priester, welcher eine geraume Zeit mit den Waffen der Schrift und der Kirche der *abstracten Autorität*, welche sie *Absolutismus* nennen, das Wort gesedet hat, nunmehro im Verlaufe weiterer Entwickelung dieselbe heilige Grundlage benutzt, um für die Anarchie, für *abstracte Freiheit und Gleichheit* sich und Andere zu entzünden, indem er zugleich, durch allerlei Zerrbilder des Heiligsten empört, seinem unbändigen Zorne gegen alle Obrigkeit und Subordination Luft macht. — Es zeigt sich hier dasselbe Moment, welches in der Zeit der Kirchenreformation den sogenannten Bauernkrieg hervorrief. Und diefs ist eben das Wichtige in dieser Erscheinung! —

Wohl mag sich der Verf. in der Krisis der Fortentwicklung befinden: er kann nicht immer auf demselben Posten stehen bleiben: er ist abgelöset worden: aber er ist darüber auf einen desto unseligeren Irrweg gerathen. Ein Extrem ruft leicht das andere hervor. Darum gilt es zunächst gegen den Verf. selbst, wenn er vor den Freiheitsherolden warnt. *„Gardez-vous de ceux qui disent: Liberté! Liberté! et qui la détruisent par leur oeuvres."* Denn seine *paroles* sind solche *oeuvres*.

Der Mittelpunkt dieser politischen Irrlehre, welche sich „gläubig" zu nennen wagt, liegt in den wenigen Worten: *C'est le péché qui a fait les princes*. Dieser Grundsatz ist in seiner Allgemeinheit unwahr, denn Obrigkeit und Gesetz behaupten in allen Sphären der geistigen Weltordnung ihre Gültigkeit, die Verhältnisse von Oben und Unten schliefsen im Allgemeinen das Gleich- Mit- und Ineinandersein nicht aus, so wie die Unterschiede, auf welchen die Individualität und der gesammte Reichthum des individuellen Lebens beruhen, Einheit und Gleichheit nicht ausschliefsen, sondern erst beleben. Wahr ist es aber, dafs die besondere *Stellung*, welche Obrigkeit und Gesetz, — der Thron und der Berg Sinai — in der Welt der Sünde erhalten haben, von dieser letztern bedingt ist. Aber bei dem Verf. der *paroles d'un croyant* schlägt diese inhaltreiche Wahrheit sofort in einen gräulichen Irrthum um, denn nach ihm ist es die Sünde der Könige, dafs sie herrschen, und die Sünde der Unterthanen, dafs sie sich dieser Herrschaft unterwerfen und gehorchen.

Darum wird gegen die Könige die Gewalt des „souverainen" Volks aufgerufen, und diese Gewalt *gegen* die *βασιλεία* mit einer Schriftstelle unterstützt, welche umgekehrt die Gewalt des anhaltend thätigen Gebets zur Erringung der Theilnahme an der *βασιλεία* in Anspruch nimmt. *La liberté*, so heifst es, *est comme le royaume de Dieu: elle souffre violence, et les violens la ravissent*. Matth. 11, 12. So weit kann die Leidenschaft verblenden! Eigentlich hätte der Verf. nach seinem Hasse gegen das Königthum auch dem *royaume de Dieu* den Krieg erklären müssen; denn dieses Königreich weiset auch in den höchsten Sphären auf ein Oben und Unten, „Throne und Herrschaften, Fürstenthümer und Obrigkeiten." (Col. 1, 16. — Eph. 1, 21.) Und ist nicht eben dieses höchste Königreich das Urbild aller Königreiche und Fürstenthümer auf Erden?

Doch Ref. kann die Widerlegung dieser fanatischen Freiheitslehre, welche sie eigentlich in sich selbst trägt, den folgenden beiden Schriften überlassen. Der *violence*, wozu die „Worte eines Gläubigen" aufrufen, treten in derselben aufgeregten Nation zwei Stimmen entgegen, welche *Geduld* predigen.

Es ist zunächst die Antwort eines „Christen", welchen eine gerechte Entrüstung über den schnöden Mifsbrauch der h. Schrift- und Kirchen-Lehre zur Gegenwehr herausgefordert hat. Dieser erweiset schlicht und klar aus der Schrift und ihrer Geschichte, was sie über Herrschaft und Obrigkeit (1. Sam. 8, 7. — Röm. 13, 1—5. — 1. Petr. 2, 14.) über die Freiheit, welche Eins ist mit der Liebe, (Gal. 5, 1. 13) über die Bestimmung und die Fortschritte des Menschengeschlechts (Joh. 10, 16.) in den kräftigsten Aussprüchen und Verheifsungen lehrt. Den irdischen Staat selbst betrachtet dieser Christ nicht als den letzten Zweck der Menschheit, sondern als ein Mittel, das unter allerlei Züchtigungen zum Reiche Gottes vorbereitet und erziehet. Das Wort Christi selbst: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" verweiset die höchste Erscheinung der Freiheit, in welcher sie sich selbst gleich wird, in die Zukunft, in eine andere Welt, und diese Aussicht lehret die Unvollkommenheiten dieser Welt ertragen. Darum vergifst aber der christliche Vf. doch nicht, dafs Derselbige, dessen Reich nicht *von dieser Welt* ist, eben deswegen *in diese Welt* gekommen

ist, und dafs eben hierdurch *dieser Welt* das weitere ruhigstetige Entwicklungsprinzip eingeimpft ist.

So heifst es: *Est-ce à dire que le chrétien ne puisse, ne doive s'intéresser à la liberté des peuples: qu'il reste indifférent à ce qui peut rendre sa patrie plus prospère, plus puissante et plus libre? Nullement. Mais il ne veut pas d'une liberté contre l'ordre, d'une puissance contre le droit, d'une prospérité contre la justice. Pour lui il n'y a de justice, de droit, de liberté, qu'avec la loi de Dieu et par elle. Que sa foi et sa conscience soient sauves, et il aime autant que personne, plus que personne, le progrès, le perfectionnement: il avance aussi plus sûrement, plus fermement, parce qu'il sait d'où il part et où il va, parce qu'il a un appui et un flambeau. Il ne marche point au hasard et ne presse point les événements; il attend les momens de la providence, sachant, que l'homme travaille en vain sans elle, et que son coeur tourne contre lui, si la sanction d'enhaut lui manque. Il sait encore que, pour servir d'organe à la volonté divine et concourir efficacement à l'établissement de son règne sur la terre, il faut se défier des empressements de son activité propre. — — Si tous les membres de la société faisaient ainsi, chacun dans son rang; si tous ceux qui, avec des intentions droites et généreuses, veulent détruire les abus, perfectionner les institutions, réformer l'Etat, ou le renouveler, commençaient par la réforme et le renouvellement d'eux mêmes — les choses, il nous semble, en iraient mieux, et les citoyens devenant plus justes et plus désintéressés, l'Etat changerait bientôt de face; le mal s'affaiblirait; le bien s'affirmerait.* — — S. 68 *flg.*

Zuletzt macht der christliche Vf. seinen Gegner auf den innern Widerspruch mit sich selbst aufmerksam, indem dieser kurz hintereinander einmal den Absolutismus, einmal die Anarchie aus der Lehre der Schrift und Kirche deducirt, womit er das Wort Gottes selbst mifsbraucht und zweideutig macht. Die weitere unselige Folge ist, dafs dieser Priester der Freiheit, indem er die Könige entthront, auch die Freiheit, welche eine keusche Jungfrau ist, öffentlich prostituirt.

Der Schlufs der christlichen Erwiederung des Abbé Bautain ist wahrhaft rührend, indem der Verf. zeigt, was ein so hochbegabter Mann, wie der Abbé de La Mennais, mit Hülfe der christlichen Wahrheit hätte leisten können, *si son âme avait pu s'élever au-dessus de ces misères et de ces passions d'un jour.*

Jedenfalls ist dieses Büchlein so einfach und lehrreich, seine Haltung so ernst, ruhig, würdig, so liebreich und so mild, dafs es auch unter uns verbreitet und gelesen zu werden verdient. Aber besonders wohlthuend ist es, auch an diesem Zeichen zu erkennen, dafs in Frankreich ihrer noch Viele sind, welche der einfachen Wahrheit Gehör geben und ihre Kniee nicht gebeugt haben vor dem Götzen dieser Zeit. Aber wird darum Frankreich zur *katholischen* Kirche *zurückkehren*?

Eine andere Erwiederung auf die „Worte eines Gläubigen" enthalten die „Worte eines Sehers". Diese sind von der Antwort eines Christen in Form und Inhalt verschieden, wenn auch im Ziele damit einstimmig. In der Form schliefsen sie sich der poetischen Weise einer Vision und dem hohen Schwunge der Diction an, welche der sogenannte Gläubige gewählt, hingegen der Christ in seiner schlichten Antwort verschmäht hat. Nach dem Inhalte gehen sie weder von Gott, noch von dem Menschen, aber von der Menschheit aus, in deren heiligem Namen der Seher schreibt. Hiermit ist der ganze Standpunkt anscheinend verschieden von dem Principe der christlichen Antwort. Es ist der Begriff der *Menschheit*, von dem der Seher ausgehet: die Bestimmung der Menschheit ist die immer höhere Entwickelung zur *vollkommenen Freiheit*: darum sieht er mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf die unvergängliche Wahrheit des menschlichen Wesens in der Zukunft die wahre Freiheit in ihrer höchsten Erscheinung, welche die Unzufriedenen voreilig herbeiwünschen, ehe es an der Zeit ist. Die *vollkommene Freiheit* findet der Seher, welcher sich heller Augen rühmet, in der „Constituonnocratie", welche das dritte Zeitalter der Menschheit einnimmt, und gegenwärtig anhebt, aber zu ihrer successiven Ausbildung Zeit braucht. — *Voulez-vous que l'enfant soit une femme dès le berceau!* S. 65. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

1) *Paroles d'un Croyant, par l'Abbé de La Mennais.*

2) *Réponse d'un Chrétien aux paroles d'un Croyant, par l'Abbé Bautain.*

3) *Paroles d'un Voyant à M. de La Mennais par Ch. Faider.*

(Schluſs.)

Nach dieser Lehre ist das erste Zeitalter das *natürliche*, nach welchem alle Menschen sich gleich sind, die *Demokratie*, welche in dieser Periode vorwaltet, so daſs die durch *natürliche* Uebermacht sich etwa bildenden abweichenden Staatsverfassungen noch keinen festen Halt gewinnen können, und immer wieder im demokratischen Elemente untergehen. Das zweite Zeitalter ist das *intelligente*, welches zur *Monarchie* und Unterordnung führt, indem der Unterschied zum Bewuſstsein kommt. Das dritte ist das *sittliche*, welches alle Unterschiede versöhnt und ausgleicht, allen Gliedern Theilnahme an der gemeinsamen Regierung zugesteht, *Constitutionnocratie, republique rationelle.* S. 23 flg. S. 61 flg. Eigentlich ist diese höchste Staatsverfassung Eins mit der verjüngten, *erneuten Monarchie*, S. 177, und demnach wäre das Letzte *constitutionelle Monarchie*, aber keine gemachte, sondern eine verfassungsmäſsig im Laufe der Zeit zum Bewuſstsein sich entwickelnde. Jedoch ist auch in den früheren Perioden die Freiheit schon da und wirksam, nemlich in der Form, welche jedesmal die Zeit zuläſst: aber — *les hommes qui possèdent la chose la renient, si nous ne l'appellons pas comme eux.* S. 101.

Aus dieser kurzen Schilderung ist schon abzunehmen, daſs diese letztere Schrift auf die *politische* Frage näher eingehe, als die christliche Antwort, wogegen sie sich nicht so unmittelbar an die christliche Lehre und Kirche anschlieſst, wozu sie als Antwort auf die *paroles d'un croyant*, welche die h. Schrift verdrehen, besonders veranlaſst gewesen wäre. Durch die christliche Lehre würde auch der Verfasser seine Lehre vollständig haben begründen können: denn die Würde und Majestät der Menschheit, in deren Namen er auftritt, hat nicht sowohl darin ihren Grund, daſs Gott den Menschen geschaffen hat, — *Dieu fit l'humanité* — (denn dieses hat der Mensch mit dem Steine gemein) als vielmehr darin, daſs Gott selbst Mensch geworden ist.

Charakteristisch ist ins besondere der XV. Abschnitt, welchen auf die Frage: *Humanité, que veux-tu?* eine Reihe von Antworten ertheilt. Unter andern antwortet die Menschheit: *je veux user largement des siècles pour atteindre cet état de santé parfaite et de complète identité auquel j'aspire.* Die letzte Antwort ist: *je veux marcher* . . . . . Ein andermal wird die Menschheit also angeredet: *Fille du temps, marche toujours; ta course lente est comme celle d'un manant qui va le long de la route et qui arrive avant le cavalier capricieux et bondissant.* Daſs sie so langsam vorwärts geht, das kommt daher, daſs sie selbst unter einem *Gesetze* steht, dem sie gehorcht. *Cessez donc vos déblatérations violentes, vos imprudentes suscitations.* S. 172. 173.

Dennoch geht die Menschheit zu allen Zeiten vorwärts: aber langsam, denn sie muſs alle ihre Glieder mitnehmen. *Tout siècle est novateur: le nier serait folie, l'empêcher serait bêtise; et cependant les empressés croient que le siècle ne peut rien sans eux.* S. 102.

Mit dieser Ansicht von der Würde der gesammten Menschheit hängt es zusammen, wenn es ein andermal heiſst: *La royauté est faite de peuple: les loix sont faites de peuple aussi.* S. 106. Doch ist damit nicht die flache Ansicht des Tages von der Volkssouverainetät gemeint, als würden Fürsten und Gesetze vom Volke nach seiner Willkühr gemacht, sondern es ist nur damit das Verhältniſs des Gesetzes zu der Eigenthümlichkeit des Volkes, und des gesammten Staates zu

seinem Haupte als ein organisches und vernünftiges ausgedrückt. Die Irrlehre von der Volkssouverainetät wird nicht eher in den Köpfen zu spuken aufhören, bis die ihr zum Grunde liegende Wahrheit anerkannt und erkannt ist.

Zu beherzigen ist es nicht minder, wenn es im XVIII. Abschnitte heiſst: *Vous êtes quelquefois crédules. Quelquefois vous pensez que la liberté va être assassinée, lorsqu'elle n'est que tourmentée; quelquefois vous vous imaginez qu'elle est tourmentée, lorsqu'elle n'est que sûgement obéie. — La liberté ne perdra ni sa puissance ni sa beauté.* S. 170. *Et toi si belle, si blanche, si pure, voudrais-tu, dis moi, échanger ta robe virginale contre les quenilles puantes de la débauche? Et pourrois-tu te dénaturer à ce point que tu vinsses prendre part à une orgie brugante et désordonnée, tandisque dans la salle voisine la place d'honneur t'est réservée au banquet de la vertu?* S. 183.

Immer wiederholt es sich aber: *L'humanité n'est pas en péril.* S. 160.

Das Ende der Vision ist, daſs die Freiheit Alles zu Einer Heerde unter Einem Hirten versammelt: Ein Glaube, Ein Wille, Eine Freude. S. 183. — —

Es war ein — junger Doctor, welcher sein politisches Gesicht erzählt hat: er wurde mit einer schönen Ermunterung aus 1. Tim. 4, 12 eingeführt. Aber seine Stimme war schwach, der lauten Beredtsamkeit eines groſsen Mannes gegenüber, welcher mit den ächten Goldstücken des Glaubens auch die falschen Münzen seiner Politik ausgiebt. Wird die Stimme des Jünglings verhallen, oder allmählig durchdringen, wenn auch erst von Wenigen aufgenommen? Unterdessen hatte sich — die Menge verlaufen. . . .

Und wir meinen, daſs die Stimme nicht verhallen wird, insofern sie die Wahrheit enthält, welche unbewuſst dem matteſten *juste milieu* zum Grunde liegt, ob auch noch manche einzelne Irrthümer zurückgeblieben sein mögen: aber der Hauptmangel ist dieser, daſs der konkrete Inhalt des Christenthums, wiewohl aus ihm diese Frucht erwachsen ist, so wie sie nur in ihm Grund und Boden finden kann, zur Zeit noch nicht klar erkannt zu sein scheint. Jedenfalls dürfen wir aber in allen drei Schriften drei verschiedene Richtungen des Landes erkennen, aus welchem sie kommen. Wen die violente Beredtsamkeit und blendende Irrlehre des Abbé de Lamennais bethört oder entrüstet hat, der wird in den politischen Hoffnungen und Aussichten des M. Faider, welche zunächst der Glaube an die Menschheit verbürgt, Trost und Beruhigung, und in der christlichen Antwort des Abbé Bautain den innersten Grund finden, welcher allein dazu berechtigen und alle bodenlose Schwärmerei abwehren kann.

C. F. Göschel.

LXV.

Die Lusiaden des Luis de Camoens, verdeutscht von J. J. C. Donner. Stuttgart, 1833.

Es ist ein glücklicher Zufall, daſs zugleich mit Tieck's anziehender Novelle, aus welcher uns Camoens Persönlichkeit in sprechender Wahrheit entgegentritt, eine im Ganzen so wohlgelungene Verdeutschung seines Meisterwerkes erscheint, wie die gegenwärtige: beide Erscheinungen werden, wie wir hoffen, dem edlen Dichter, der bei manchen Verirrungen so viel Erhabenes und Reizendes bietet, neue Verehrer und Freunde gewinnen. Von dieser Uebersetzung der Lusiaden, wie der Titel nach dem portugiesischen *os Lusiadas*, nachher in *Lusiada* entstellt, allerdings lauten muſs, waren früher einzelne Proben theils im Morgenblatt, theils in einem besondern Abdrücke mitgetheilt worden; Dank dem Hrn. Verf., daſs er sein Werk trotz abrathenden Stimmen mit so viel Liebe und Beharrlichkeit zum Ziele geführt *). Was ein Uebersetzer überhaupt zu leisten habe, ist vielfach erörtert worden und bedarf hier keiner neuen Ausführung; ein Uebersetzer der Lusiaden wird auf Würde und Glanz des Ausdrucks besondern Fleiſs verwenden müssen: denn hierin thut es der Portugiese selbst den gröſsten italiänischen Meistern zuvor. Das Ziel einer Nachbildung muſs sein, sich als solche so wenig wie möglich zu verrathen, ein gänzliches Aufgehen mit dem Original widerspricht natürlich dem Begriffe einer Nachbildung, und so müssen wir nach unserm Gefühle von gegenwärtiger Arbeit sagen, daſs sie diesem Ziele sehr nahe gekommen: nirgends läſst sich ein Kleben am Buchstaben, überall ein freies Reproduciren bemerken und diesen Vorzug müssen wir als Er-

*) Die frühern deutschen Uebersetzungen waren 1) von einem Ungenannten, Hamburg 1806, zwei Bände; 2) von Kuhn und Winkler, auf dem Titelblatte nicht genannt, Leipzig 1807. In das Lateinische, Italiänische, Französische, Englische wurden die Lusiaden weit früher übertragen.

zutz nehmen für einzelne bei der Vergleichung mit dem Original hervortretende Ungenauigkeiten, die gewöhnlich leicht zu vermeiden waren.

Zum Beleg unsrer Ansicht stellen wir einige schwierigere oder berühmtere Strophen hier zur Schau, denen wir ein Paar Bemerkungen beifügen. Die beiden ersten Strophen lauten also:

Die Waffen und die glorreich edlen Recken,
Die von der Lusitanier Abendstrand
Durch nie zuvor befahr'ne Meeresstrecken
Vordrangen hinter Taprobanas Land,
Die groſs in Mühsal und in Kriegesschrecken
Vollbracht, was niemals Menschenkraft bestand,
Ein neues Reich zu bau'n in ferner Zone,
Das sie erhoben zu der Länder Krone:

Zugleich der Fürsten ruhmgekrönte Thaten,
Die Reich und Glauben mehrend weit und breit
Der Africaner und der Asiaten
Ruchlose Gau'n dem Untergang geweiht:
Und sie, die ärndtend tapf'rer Werke Saaten
Von dem Gesetz des Todes sich befreit,
Soll mein Gesang in aller Welt verkünden,
Wenn sich Natur und Kunst in mir verbünden.

Gewiſs sind diese Stanzen sehr gelungen. Das alterthümliche *Recke* für *barões* wird man sich gefallen lassen, da es den Begriff genau wiedergiebt; die Stelle „das sie erhoben zu der Länder Krone" (*que tanto sublimaram*), so wie die Stelle: „Und sie, die ärndtend tapf'rer Werke Saaten," (*e a quelles que por obras valerosas*) sind nicht nach den Worten, sie sind aber im Geiste des Dichters. Nur für *assinalados* (ausgezeichnet) möchte *glorreich edel* etwas pretiös lauten, wir würden *hochherhabne* vorschlagen; vielleicht ist auch *Natur und Kunst* etwas zu modern: „wenn Geisteskraft und Kunst sich mir verbünden" wäre vielleicht angemessener. Hören wir noch die folgende Stanze:

Verstumme denn, was weiser Griechen Ahnen,
Was Trojas Söhn' auf weiter See vermocht,
Von Alexander schweige, von Trajanen
Der Ruf der Siege, die ihr Arm erfocht:
Dich sing' ich, Hort ruhmvoller Lusitanen
Die weithin Meer und Länder unterjocht,
Verstumme, was die Muse grauer Zeiten
Besang, vor andern gröſsern Herrlichkeiten.

Die beiden ersten Verf. drücken hier die Meinung des Dichters nicht bestimmt genug aus, der unter *sabia Grego e Troiano* ohne Zweifel Ulysses und Aeneas mit Bezug auf die Homerische und Virgilische Dichtung verstand, der von Hrn. D. gebrauchte Plural gestattet aber der Interpretation zu groſsen Spielraum; eine leichte Aenderung, die uns auch von der Umschreibung „der Griechen Ahnen" befreit, könnte abhelfen:

Verstumme denn, was auf des Meeres Bahnen
Der Griecht, der Trojaner einst vermocht;

wobei wir nur den Untergang des Prädicats *sabio* zu bedauern haben. Der fünfte und sechste Vers des Originals lauten:

Que eu canto o peito illustre Lusitano
A quem Neptuno e Marte obedeceram.

Gegen die Uebersetzung des ersteren derselben lassen sich zwei wesentliche Einwendungen machen: die Apostrophe „dich sing' ich" ist dem Dichter ganz fremd und ward auch dem Uebersetzer weder durch Versbau noch Reim zugeführt; sodann beschränkt der Ausdruck „Hort ruhmvoller Lusitanen" die Auslegung schlechthin auf *Gama*, was aber nicht in der Absicht des Dichters lag, dessen Helden überhaupt die Lusiaden, d. h. ebensowohl, wie er in der 12. Stanze sagt, *Nuno, Egaz, Fuas, Magrizo* wie *Gama*, waren. Auch im sechsten Vers hätten die Götternamen wohl beibehalten werden können. Wir würden daher lieber sagen:

Den Muth besing' ich hoher Lusitanen
Die Mavors und Neptunen unterjocht.

Einige Stellen aus der berühmten Erzählung von Ignez de Castro werden den Geist der gegenwärtigen Uebersetzung noch deutlicher hervortreten lassen. Diese Erzählung, auf welche die Portugiesen stolz sind, ist durchaus classisch und auch in der Nachbildung wünscht man jedes Wort wiederzufinden. Hören wir zuerst Strophe 120, worin der durch Geheimniſs und Einsamkeit erhöhte Liebesgenuſs mit den weichsten Farben idyllischer Poesie geschildert ist:

In Ruh' o Ines warest du gebettet,
Da du der Jahre süſse Frucht gepflückt,
An einen heitern blinden Traum gekettet,
Den dir das Schicksal, Holde, bald entrückt,
In des Mondego Blüthenau'n gerettet,
Die deines schönen Auges Thau beglückt,
Wo du Gebirg und Thal in süſsen Schmerzen
Den Namen lehrtest, der dir lebt' im Herzen.

Wir bedauern, an dieser wohlklingenden Strophe Einiges aussetzen zu müssen. Der erste Vers ist unübertrefflich; sollte aber im zweiten das Präteritum *gepflückt* nicht störend sein? Der Dichter denkt sich das Pflücken der Früchte, welche Jugend und Liebe darboten, als etwas Gegenwärtiges (*colhendo o doce fruto*), der Uebersetzer giebt es als etwas schon Vergangenes, wo-

durch die ganze Schilderung leidet. Der sechste Vers lautet im Original *de teus formosos olhos nunca enxuto:* (Mondego) von deinen schönen Augen nimmer trocken; uns scheinen die Thränen gemeint, welche die Todgeweihte ihren Kindern sollt und welche Mondego, soferne er nämlich eine Quelle aus Ignez Garten in sich aufnimmt, stets in seinem Bette hegen wird; mit dieser Ansicht läfst sich der Ausdruck *beglückt* nicht vereinigen. Camoens mischt hier reflectirend und prophetisch, als Dichter, in die Schilderung der höchsten irdischen Seligkeit die Ankündigung des feindlichen Schicksals, daher im 4. Vers die Erinnerung an den Unbestand menschlichen Glückes, im 6. die Andeutung von Ignez Tod. Endlich können wir im 7. Vers das Wort *Schmerz* nicht billigen, welches der in Frieden Gebetteten für jetzt noch fremd sein mufs. Die treffliche Str. 125, worin Ignez vor ihren Richter geschleppt wird, übersetzt Hr. D. recht glücklich so:

Erhob sie thränenvoll die frommen Blicke
Der Augen zu des Himmels hellem Licht,
Der Augen: denn die Hände band in Stricke
Des rauhen Henkerknechtes harte Pflicht.
Und wie das Herz im kläglichen Geschicke
Der Kleinen ihr voll banger Ahndung bricht,
Begann sie so, zum grausen Ahn sich wendend,
Den Lieblichen die letzten Blicke spendend.

Noch bemerken wir in dieser Episode ein kleines Mifsverständnifs. In der Strophe 127 sind die Verse

— — — so por ter sujeito
O coracão a quem soube vencella

übersetzt:

— — — weil ein Herz ihr glühte,
Das sie mit Liebe zu umfahn gewufst,

als wenn das Herz des Prinzen von Ignez umstrickt worden wäre; der Sinn ist: weil sie ihr Herz dem unterwarf (Amor), der die Macht hatte sie zu unterjochen.

Wir erlauben uns noch, um auch Hrn. D. Geschicklichkeit im Nachbilden des Kräftigen zu prüfen, einige Stanzen aus der Erzählung von Adamastor mitzutheilen; die Erscheinung dieser Riesengestalt ist um so eindrucksvoller, als das Wunderbare hier plötzlich in den durchaus realen Stoff eingreift. Strophe 39:

Noch sprach ich, als in mächtiger Entfaltung
Ein Riesenleib erschien im Lüfteraich.
Von häfslicher gigantischer Gestaltung,
Rauh war sein Bart, sein Antlitz kummerbleich,
Die Augen tief und hohl, furchtbar die Haltung,
Die Farbe blafs und fahl, der Erde gleich,
Die Haare voll von Erde, kraus und häfslich,
Die Lippen schwarz, die Zähne gelb und gräfslich.

Tadelhaft ist *Riesenleib* von *gigantischer Gestaltung*. Str. 56, Adamastors schreckliche Täuschung schildernd:

O dafs diefs Wort die Sinne mir nicht raubte!
Von einem Berg umschlungen fand ich mich,
Als ich in meiner Lieben Arm mich glaubte,
Auf öder Heide, wild und schauerlich!
Vor einem Felsen steh' ich Haupt an Haupte
Ich, der ein Engelantlitz wähnt vor sich,
Nicht Mensch hinfort, in stumme Rah gebettet,
An einen Fels ein andrer Fels gebettet.

Statt „auf öder Heide" lese man hier „mit wilden Struppen" (*de aspero mato*) und beziehe diefs auf den Berg.

Etwas an Hrn. D.'s Arbeit ist besonderer Anerkennung werth, die von ihm beobachtete, von den meisten unserer Dichter und Uebersetzer so sehr vernachlässigte Reinheit des Reimes. Bekanntlich nahmen es die deutschen Sänger des 13. Jahrhunderts nach dem Vorgange der Provenzalen mit diesem Punkte sehr genau: sie verlangten vollkommenen Gleichlaut der Reimsylben, so dafs sie z. B. das offne von dem geschlossenen *e* getrennt hielten, mithin *legen* nicht auf *Segen* gereimt haben würden. Sie schrieben sich also eine strengere Regel vor als selbst die Italiäner thun und vermuthlich auch die Provenzalen thaten; *e*, *ä*, *ö*, so wie *i* und *ü*, *g* und *ch*, *d* und *t* als reimend gelten zu lassen, fiel ihnen gar nicht ein. Als man in der Folge das Technische nicht mehr mit der Feinheit behandelte, diente zum Reim schon die blofse Aehnlichkeit des Lautes; besonders läfst sich diefs seit Anfang des 16. Jahrhunderts wahrnehmen, wo *e* und *i* nicht mehr von *ö* und *ü* unterschieden ward. Dafs jedoch neben der wirklichen Unbeholfenheit der Dichter auch die Vermischung und zweifelhafte Aussprache verschiedener Buchstaben, besonders in dem mittlern Deutschland, zu dem Verfall der Reimkunst beitrug, die umgekehrt von den Pflegern der Sprache als Mittel gegen jene Mifsbräuche hätte gerichtet werden sollen, ist nicht zu läugnen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1834.

Die Lusiaden des Luis de Camoens, verdeutscht von J. J. C. Donner.

(Schluſs.)

In neuester Zeit ist die Nothwendigkeit einer feineren Behandlung des Reimes auch aus dem praktischen Gesichtspunkte, um das Ohr für den Unterschied ähnlicher Laute empfänglicher zu machen, wieder anerkannt worden und wir dürfen auch hier A. W. Schlegel's vorleuchtendes Beispiel nicht unerwähnt lassen, und so freuen wir uns, daſs wir, was selbst der hochverdiente Gries vernachlässigte, in gegenwärtiger Verdeutschung geleistet sehen. Wir Neuere, deren Orthographie so sehr im Argen liegt, können natürlich nur auf Gleichlaut, nicht auf Buchstäblichkeit des Reimes halten; aber erstern sollten wir mit Genauigkeit beobachten, so daſs selbst das offne und geschlossene *e*, welche beide auch historisch verschieden sind, nicht zusammenklingen dürften. Möchte dieſs eine der Früchte sein, die das Studium unserer alten Poesie uns verheiſst!

Noch werfen wir einen Blick auf den Dichter, um uns über das, was wir oben seine Verirrungen nannten, zu erklären. Die groſsen Vorzüge der Lusiaden, von welchen Tieck neuerlich so begeistert gesprochen, sollen nicht verkannt werden: Camoens Schöpferkraft, die sich jeder Geistesform bemächtigte, die gleich siegreich das Liebliche und Rührende wie das Erhabene und Grauenvolle hervorbrachte, sichert ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern aller Jahrhunderte. Seinen Kunstansichten jedoch scheint jene Geistesfreiheit zu mangeln, die sich durch die Vorurtheile der Zeit hindurch ihre eigene Bahn bricht und es der Kritik anheimstellt, das Geleistete zum Gegenstande ihrer Abstractionen zu machen. Die Mischung des Christlichen mit dem Heidnischen, welche man zu Camoens Zeiten als etwas Kunstgerechtes betrachten mochte, ist in der Art, wie wir sie in seinem Werke finden, als ein einander Bestehendes, Verträgliches, theoretisch ein Widerspruch und muſs praktisch die seltsamsten Verwickelungen erzeugen; selbst durch Unterordnung des einen dieser Elemente unter das andre ist nicht abzuhelfen. Allerdings figuriren die alten Gottheiten bei ihm nur als allegorische Wesen, wie er selbst im Bewuſstsein jenes Widerspruchs klar andeutet, allein auf diese Weise wird von dem Leser, der den heidnischen Bacchus zu dem Gott der Christen beten sieht, eine Abstraction gefodert, die sich mit dem hingebenden Genusse eines poetischen Werkes nicht wohl verträgt, um so mehr, wenn man sich besinnt, daſs jene Allegorieen aus einer unhaltbaren Kunstansicht, nicht aus der Natur der Dichtung hervorgegangen sind. Nur einem Genius wie Camoens konnte es gelingen, durch alle Mittel und Reize der Darstellung den nachtheiligen Eindruck jener seltsamen Complication, wenn auch nicht völlig, zu beschwichtigen.

Was uns indessen störender scheint, als jenes Getriebe der griechischen Götterwelt in einem neuern Nationalepos, ist die antiquarische Gelehrsamkeit, aus welcher Camoens meist seine poetischen Bilder und mancherlei Anspielungen schöpft; sämmtliche wichtigere mythische und historische Namen des Alterthums wurden über diese neue Aeneis ausgeschüttet. Allerdings sind manche dieser wissenschaftlichen Gleichnisse trefflich ausgeführt, wie jenes von Polyxena in der Ignez de Castro, allein durch den damit getriebenen Miſsbrauch verlieren sie Geist und Leben, und erscheinen am Ende als ein äuſserlich angebrachtes Beiwerk ohne innere Bedeutung. Wenn der Dichter z. B. seinen Adamastor mit dem Colos von Rhodus vergleicht:

> *So groſs an Gliedern war er traun! und ohne*
> *Zu dichten, darf ich sagen, daſs er leicht*
> *Den rhodischen Colossus, diese Krone*
> *Der sieben Wunder einst, an Höh' erreicht —*

so erfährt unsre Einbildungskraft keine Anregung, da

uns das Object der Vergleichung allzu fremd ist, und wenn wir uns wirklich über seine Gröfse unterrichtet haben, so bekommen wir zwar eine mathematisch bestimmte Vorstellung von Adamastor's Gröfse, allein das Gleichnifs bleibt kalt und farblos, ungefähr als wenn der Dichter das Mafs gradezu angegeben hätte. Wie anders wufste Dante durch die einfache, von körperlichen Verhältnissen entlehnte Figur: „ich vergleiche mich eher mit einem Riesen, als ein Riese mit Lucifers Arm" die schauerliche Gröfse dieses Letzteren vorzustellen.

Im Uebrigen sind Camoens Kunstansichten durchaus zu loben, auch ist die einfache Zweckmäfsigkeit seiner Composition anerkannt. Einigermafsen fremd dem sehr bestimmt ausgesprochenen Plane scheint uns ein gewisses Streben nach Universalität: die Lusiaden sollten dem Portugiesen Alles sein, nicht allein seine Aeneis, sondern auch seine göttliche Comödie. Darum wird Gama am Ende seiner mühevollen Fahrt von Thetys, die an Virgils Sibylla erinnert, in die Mysterien der Schöpfung eingeweiht, allein wir lassen uns diese kleine *divina commedia* gerne gefallen, da sie in der That vortrefflich ist. Ebenso können wir die sehr subjective Haltung des Dichters nicht als etwas Ungehöriges betrachten: er selbst ist seinem Helden nicht fremd, sein Leben war noch mit den nächsten Folgen der von ihm besungenen Thaten verflochten, ja was er mit dem Griffel, fast selbst mit dem Degen, vollbracht, bildete das letzte Glied in der Kette jener denkwürdigen Begebenheiten, und so fühlte er sich befugt, auch seines Strebens und seiner Schicksale zu erwähnen: diese, die wie bekannt sehr bitter waren, berührt er bei seinen stoischen Gesinnungen nur selten, aber einmal bricht die ganze Wehmuth seines Innern durch und wirkt mit der vollen Gewalt der Poesie, X, 9:

Die Jahre fliehn hinab, schon ist vorüber
Mein Sommer bald und läfst dem Herbste Raum,
Der Geist erstarrt vom Schicksal immer trüber,
Sein Flügel, sonst so kräftig, regt sich kaum;
Mich zieht mein Gram zu Lethe's Strom hinüber,
Zu träumen dort den ewig schweren Traum,
Doch was ich hege für mein Volk im Busen,
Vollende du mir Königin der Musen.

Friedr. Diez.

LXVI.

Ueber das Absolute und das Bedingte, mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus. Ein skeptischer Versuch von Dr. Eduard Schmidt, aufserordentl. Prof. zu Rostock. Parchim 1833. *bei Hinstorff. XII u.* 171.

Nachdem der Vf. in der Einl. auf gewisse Widersprüche in uns hingewiesen, aus denen man sich nicht willkürlich etwa in's Gebiet der Religion flüchten dürfe, und deren Genesis zu erklären sei, kommt er im ersten Abschnitt auf die doppelte Bedeutung der Begriffe des Absoluten und Bedingten. Bedingt sei, nach der allgemeinen Annahme, was durch Anderes ist und gedacht wird p. 8., unbedingt (absolut), was durch sich selbst ist und gedacht wird. In dieser Definition sei aber ganz Verschiedenes gemischt, denn es sei ein himmelweiter Unterschied zwischen dem (realen) Verhältnifs, da ein Ding durch ein Anderes *ist*, und dem (logischen), da es durch andere, oder vielmehr deren Vorstellungen *gedacht wird* p. 12. So umfasse denn das logische Unbedingte viel mehr als das reale; *jenes* sei: der *oberste Gattungsbegriff*, das Denkbare überhaupt p. 24. Während sich für das reale Absolute ergiebt, dafs es nicht passiv, oder abhängig ist, — sind die Prädicate des logischen Absoluten die Einfachheit, ferner dafs nichts ohne dasselbe denkbar, dafs es Anfang von Allem, dafs es ein positiver Begriff u. s. w. p. 26 ff. Die Denkgesetze sind die Vorschriften, welche das sogen. Wahrheitsgefühl giebt, welches durch gewisse Arten des Denkens angenehm, durch andere unangenehm afficirt wird, und haben für das Logische vollkommene Geltung; werden sie aber, wie etwa das *principium generificationis* p. 45. und der Satz des Grundes 46., auf's Reale angewandt, so kommt damit die Verwechslung des logischen und realen Absoluten zu Stande, welche eine *scheinbare* Befriedigung der, nur im Logischen berechtigten, Lust ist — 53. So wird vom logischen Absoluten ausgesagt, was vom realen gilt und umgekehrt — 58. Diese Verwechslung wird nun im *zweiten Abschnitt* nachgewiesen: 1) im *Pantheismus*, der das *principium generificationis* auf das Objective übertrage — 71. und im Widerspruch mit sich selbst stehe — 75. Das Allgemeine aber sei durchaus nicht Wirkliches — 77. Nur wenn man dies festhalte und anerkenne, hätten Spinoza, Schelling, Hegel einen verständigen Sinn — 87. 90. 98.; 2) in andern pantheistischen

istischen Ansichten; 3) in den Vorstellungen des gewöhnlichen Theismus, der Gottes Unendlichkeit, Einfachheit und Einheit u. s. w. behaupte — 109.; 4) im ontologischen Beweise; 5) im (fingirten) Causalitätsbegriff, der nur auf Gewohnheit beruhe — 123.; 6) im Satz des zureichenden Grundes, der den Fatalismus lehre, 7) im kosmologischen Beweise; 8) im Realismus, der sich gegen den Nominalismus sträubt; 9) im Begriff der Kraft — 144.; 10) im Begriff des Wesens der Dinge, der ein nur eingebildeter Begriff sei; 11) im Erklären der Dinge; 12) im Naturalismus; 13) im Optimismus — 168 u. 14) im Begriff der Substanz — 171, womit der Vf. abbricht. —

Dieser Auszug, in welchem nichts Wesentliches übergangen, möge den Standpunkt des Werkes darlegen. Wie schon der Titel andeutet, enthält es zwei Elemente, einerseits die Ansicht des Vfs. selbst, andrerseits eine, von dieser Ansicht ausgehende Kritik anderer philosophischer Systeme. Es sei dem Ref. erlaubt, Beides einer nähern Beleuchtung zu unterziehn.

1. Was die *Ansicht* des Verfs. betrifft, so hat er nicht nur sein Werk einen skeptischen Versuch genannt, sondern nimmt es auch (Vorr. IX) als Lob an, dafs man ihm vorgeworfen, er reifse mehr nieder, als er baue, und sagt, der Skepticismus sei der Philosophie am meisten Noth, und sei das Salz derselben. Ref. mufs nun gegen das skeptisch sein sollende System des Vfs. vornehmlich, ja fast allein, dies anführen, dafs es nicht skeptisch genug ist, vielmehr den Namen des Dogmatismus verdient, und zwar eines unverhohlnen Dogmatismus, der seine Dogmen frei bekennt. Das *punctum saliens* der ganzen Deduction des Vfs. findet sich im § 2. und ist das Axiom, dafs es „ein himmelweiter Unterschied sei zwischen dem Verhältnifs, da Etwas durch ein Anderes *ist*, oder da es durch ein Anderes, oder vielmehr dessen Vorstellung *gedacht* wird." Nur die Versicherung steht dort, von einem Beweise keine Spur. p. 48. 49 nur die Frage, *ob* es sich etwa anders verhalte? — Ref. war darum überrascht, als er p. 90 die Worte fand: „*welch ein grofser Unterschied* .... da sei .... haben wir oben zu zeigen versucht," bis er sah, dafs man sich genau an die Worte des Vfs. halten müsse, *dafs* ein Unterschied Statt finde ist freilich im § 2. nicht nachgewiesen, darauf pocht aber p. 90 auch nicht; *wie grofs* er sei, ist §. 2. allerdings erzählt, nämlich *himmelweit*. Dafs das logische Bedingtsein nur von Vorstellungen gilt, die Dinge selbst nicht angeht (p. 13) ist als gewifs angenommen. Fragt man nun, was den Vf. dazu berechtigt, so scheint die Art, wie er dies Axiom anwendet, darauf hinzudeuten, dafs er es als von der Erfahrung gegeben, oder als allgemein anerkannt ansieht. Aber man frage doch den gewöhnlichen verständigen Menschen, ob er einen Unterschied macht zwischen dem Dinge in der Vorstellung und dem Dinge selbst, und ob er sich des Vfs. Folgerungen will gefallen lassen, dafs nicht der Regen das Feld fruchtbar mache, sondern nur die Vorstellung vom Regen die Vorstellung des Fruchtbarwerdens erzeuge? Es ist hier natürlich nicht der Ort, zu beweisen, dafs eine solche absolute Scheidung zwischen Sein und Denken nicht Statt finde, sondern nur darauf aufmerksam zu machen, dafs der Standpunkt, der eine solche Scheidung macht, gar nicht so natürlich ist, als die Herrn denken, sondern der Standpunkt einer künstlichen Reflexion, die, als Durchgangspunkt, allerdings nothwendig ist. Jedenfalls darf der *Skeptiker* nicht von einem solchen Dogma ausgehn. — Wenn nun der Vf. als den Grundirrthum dies rügt, dafs die, im Logischen geltenden, Denkgesetze auf die Objecte bezogen werden, so kann man ihm von seinem Standpunkt aus den Vorwurf wiedergeben, dafs, was er hinsichtlich des *Satzes des Grundes* tadelt, ihm selbst hinsichtlich des *Satzes der Identität* widerfährt. Denn (p. 2) behaupten: Unser Denken könne nicht Sitz des Widerspruchs sein, heifst offenbar nur, den Satz $A = A$ in's Gebiet des Realen übertragen. — Man *kann* aber endlich, beim besten Willen dem Verf. seine Voraussetzungen und Folgerungen nicht zugeben, da er selbst ihnen nicht treu bleibt. Wie darf der Vf., der p. 147 gezeigt hat, wie: *das Wesen der Dinge* ein leeres Wort sei, von der *Natur der Vernunft* sprechen (p. 43)? Und gesetzt, so ein Ding gäbe es wirklich, so könnte, da nach ihm die Verbindung der Dinge eine *ganz andere* ist, als die der Vorstellungen, nicht gesagt werden: In der menschlichen Natur liegt es, dafs es der Vernunft unangenehm ist, den Gegensatz zu denken", — sondern man dürfte nur sagen: mit unserer *Vorstellung* von der Natur u. s. w. hängt die *Vorstellung* von einer gewissen Unannehmlichkeit zusammen u. s. f.; aber auch dies ist zu viel, vielmehr gilt das nur von den Vorstellungen der Vorstellungen, und von den Vorstellungen der Vorstellungen der Vorstellungen u. s. f., denn überhaupt sagen: wir haben Vorstellungen, heifst: als objective Realität aussprechen, wovon wir doch nur Vorstellung haben u. s. w. — Ein *zweites*, mit jenem genau zusammenhängendes, Axiom ist das p. 77 ausgesprochne, „dafs das Allgemeine überhaupt nicht wirklich sein könne" (dafs es in unserm Kopfe ist, leugnet der Vf. nicht, aber das ist ihm keine Wirklichkeit). Hier giebt er etwas, einer Beweisführung Aehnliches; p. 49 führt er nämlich als Beispiel des Verhältnisses von Allgemeinem und Einzelnem die *Gattung* an, und fragt sehr naiv, wie es möglich sei, dafs diese das Einzelne hervorbringe, vielmehr finde das Gegentheil Statt. Ref. war ordentlich erschrocken über diesen Satz, der der Physiologie ein ganz neues Licht verspricht. Statt dafs man früher glaubte, durch die Begattung werde das Einzelne producirt, und zur Production den Begattungstrieb

erforderlich hielt, welcher zeigt, dafs die Gattung eine *reale*, *zwingende* Macht ist, — statt dessen läfst der Verfasser Alles aus der Ver-Einzelung hervorgehn. So ist ihm denn die Gattung nichts Andres als die Summe gewisser Merkmale, die *wir* beliebig nehn, und weil diese Merkmale zufällig sind, ist's eine *andre* Gattung, die itzt lebt, und die künftig leben wird. Einen Hauptschlag aber versetzt der Verfasser denen, welche die Wirklichkeit des Allgemeinen behaupten, p. 188, wo er sagt: „Im *allgemeinen* Begriff ist freilich der Triangel weder recht- noch schiefwinklig, aber man *zeichne* doch einen *einzelnen* Triangel, der es nicht ist." Das heifst mit andern Worten, das *unbestimmte* Dreieck kann nicht sein, *denn* es müfste doch *bestimmt* sein. Der Vf. ist capabel, und glaubt *erst dann* an alles Unsichtbare, wenn man es ihm sichtbar vor Augen gestellt hat. — Der Skepticismus ist das Salz der Philosophie!! —

2. Die *Kritik* des Verfs. betreffend, war Ref. sehr erfreut, dort die Anforderung zu finden, dafs vor der Widerlegung erst die Vernünftigkeit der bestrittenen Ansicht nachgewiesen werde, p. 72. Aber das, meint der Vf., sei gethan, sobald nur psychologisch erklärt sei, wie der Gegner zu seinem Irrthum gekommen ist. *ibid.* Aber daran, dafs es ganz natürlich zugegangen ist, zweifelt kein Kritiker, wenn er eine Ansicht tadelt; auch der ärgste Unsinn ist ohne Hexerei erdacht worden, aber wenn so eine psychologische Erklärung hinreichte, die Vernünftigkeit nachzuweisen, so wäre jeder Trunkenbold gerechtfertigt, der das consumirte Quantum angäbe. — Dazwischen scheint es aber, als habe der Vf. die Absicht, wirklich der Gegner Ansichten zu rechtfertigen, da aber im Grunde alle daran laboriren, Unsinn zu sein, so mufs er, um dies zu bewerkstelligen, sie modificiren, und so versucht er p. 87 dem Spinoza einen „verständigen Sinn" zu geben, indem er ihm zumuthet, er solle, in heilloser Ironie, stets das Bewufstsein haben, dafs, was er von der Substanz aussagt, nur von der Vorstellung derselben gelte, sie sei z. B. *causa sui*, insofern sie keiner andern Vorstellung bedürfe u. s. f., kurz er solle, wie das Alle sollten, speculiren, aber immer nur mit dem Bewufstsein, das sei nur ein subjectives Vergnügen und nichts dahinter. So befreit ihn der Vf. liebevoll von „seinen Ungereimtheiten" (*ibid.*). Auch Schelling mufs sich so eine Operation gefallen lassen, durch die er zu Verstand gebracht wird; was er vom Absoluten sage, sei (im Logischen) ganz richtig, nur müsse dasselbe nicht als etwas Objectives angesehen werden, 93 u. ff — Wenn solche Veränderungen zeigen, dafs die Systeme nicht *verstanden* wurden, so treten Stellen entgegen, die es sogar bezweifeln lassen, ob beim Vf. sich auch nur äufsere *Kenntnifs* von den angezogenen Systemen findet. Darin, dafs Aristoteles das nothwendig nennt, was „oft und auf gleiche Weise geschieht", soll liegen, dafs er den Causalitätsbegriff aus der Gewohnheit entspringen lasse. Ist denn dem Vf. nie die Ahnung gekommen, dafs *der* Aristoteles, der die Induction als ein wissenschaftliches Verfahren gelten läfst, dies that, weil der Instinct der Vernunft ihn von dem, was gewöhnlich geschieht, auf ein, zu Grunde liegendes, *objectives* Gesetz führte? — Wenn p. 115 gegen den ontologischen Beweis angeführt wird: „man könne sich auch einen Centaur mit nothwendiger Existenz denken", — so möchte man fragen, was gröfser ist, die *Unkenntnifs*, welche nicht weifs, dafs die Aufsteller dieses Beweises schon darauf geantwortet haben, indem sie zeigten, dafs die nothwendige Existenz zum Begriff Gottes so gehöre, wie zum Begriff des Triangels, dafs seine Winkel = 2 R., was man nicht willkürlich auch vom Quadrat aussagen kann, — oder die *Gedankenlosigkeit*, welche spricht: ich *könnte* (d. h. ich könnte auch nicht) .... *nothwendige* Existenz ....! — Wenn endlich p. 98 von Hegel gesagt ist, dafs im *ersten* Begriff alle Gegensätze *aufgehoben* sind, so möchte ich fragen, *wo* das steht, und ob der Vf. nicht so viel weifs, dafs in der Hegelschen Philosophie alle Gegensätze *aufgehoben* werden erst in der *letzten* Stufe der Entwicklung? Wie die §§. 79 und 80 der Encycl. es verdient haben, da „namentlich" citirt zu werden, (p. 96) ist nicht einzusehen. Waren es etwa die letzten, die der Vf. las? — Doch *sat superque*.

Refer. mufs hiermit seine Anzeige mit einer Entschuldigung schliefsen, dafs er eine so ausführliche Nachricht gab, von einem Werke, dem er selbst eine wissenschaftliche Bedeutsamkeit nicht zuschreibt. Aber selten findet man eine so gedrängte Sammlung von den jetzt gewöhnlichen Einwänden gegen die Speculation zusammen, wie hier; statt der einzelnen Wespen ein ganzes Nest. Dann hat der Verf. manche Consequenzen nicht gescheut, die seine Geistesgenossen nicht gern machen; endlich aber sind die Grundvoraussetzungen ausdrücklich ausgesprochen, die so häufig unbewufst in vielen Erscheinungen unserer Tage sich verbergen. Kurz, mit Polonius zu sagen, das Werk „hat Methode". — Wenn aber der Ref. in seiner Beleuchtung der Urbanität oft zu nahe trat, so geschah es, weil es ihn ärgerte zu sehn, dafs ein Mann, welcher sich nicht entblödet, indem er einem Werk den Titel einer erneuerten Kritik der Vernunft vorsetzt, den Leser unwillkührlich zur Vergleichung mit dem Giganten aufzufordern, nicht einsieht, wie eine solche Ansicht in einen Materialismus führt, wogegen der noch gar nichts ist, dem jene Weisen anhingen, die statt der Worte alle Gegenstände verkleinert in der Tasche trugen. Es mufste ihn doppelt ärgern, weil er voraussieht, dafs selbst dieses Buch, trotz dieser Tendenz, bald ein christliches wird genannt werden, weil es gegen den Pantheismus gerichtet ist. Solche Geister sind nicht geeignet, „Unkraut auszujäten, das ein Hume, ein Kant und Jacobi stehen liefsen." Hätte doch der Vf. nur nicht in der Vorrede mit einer Allusion auf die Bibel von dem dumm werdenden Salz gesprochen! Als eine schlimme Weissagung zieht sich diese Rede durchs ganze Werk.

Dr. Johann Eduard Erdmann.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1834. (Zweites Semester.) № 2.

Personal-Chronik.

Der bisherige Schulamts-Kandidat *Galle*, welcher die fünfte aufserordentliche Lehrerstelle am Friedrichswerderschen Gymnasium hierselbst zeither interimistisch verwaltet hat, ist für die ebengedachte Stelle definitiv angestellt worden.

Der bisherige Schulamts-Kandidat Dr. *Hommel* aus Erfurt ist bei der Klosterschule zu Rofsleben als zweiter Hülfslehrer angestellt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den bisherigen Pfarrer *Kriese* zu Preufsisch-Stargard zum Superintendenten der Diöcese Danziger-Höhe zu ernennen geruhet.

Der bisherige Lehrer am Pädagogium in Züllichau, *P. C. R. Jacobs*, ist für den abgegangenen Adjunkten *Redepenning* bei dem hiesigen Joachimsthalschen Gymnasium als Adjunktus angestellt worden.

Der bisherige Kollaborator an der lateinischen Hauptschule des Waisenhauses zu Halle, Dr. *Herrmann Liebaldt*, ist für den abgegangenen Subrektor Dr. *Vogel* als 4ter Lehrer am Dom-Gymnasio in Naumburg mit dem Prädikate „Subrektor" angestellt worden.

Dem bisherigen geistlichen Lehrer *Herrmann Rensing* ist die durch den Abgang des geistlichen Lehrers *Rotermann* am Gymnasio in Recklinghausen erledigte Stelle übertragen worden.

Der bisherige Schulamts-Kandidat *Müller* ist als dritter Inspektor bei der Ritterakademie in Liegnitz angestellt worden.

Der bisherige 5te Kollege am Gymnasio Magdalenaeo zu Breslau, Professor Dr. *Klofsmann*, ist zum Prorektor und 2ten Professor bei der gedachten Anstalt befördert worden.

Der bisherige Privatdocent bei der hiesigen Universität, Dr. *Herrmann Ulrici*, ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der K. Universität in Halle ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den Pfarrer an der St. Martins-Kirche zu Posen, *Johann Jabczynski* zum Domherrn an der Metropolitan-Kirche daselbst zu ernennen und die desfallsige Urkunde Allerhöchstselbst zu vollziehen geruhet.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 17ten Juni d. J. die von der philosophisch-historischen Klasse der Königl. Akademie der Wissenschaften hierselbst getroffene Wahl des Geheimen Regierungsraths, Professors *Boeckh* zum Sekretair, allergnädigst zu bestätigen geruht.

Dem Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster, Dr. *Hörschelmann* ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

Die durch Anstellung des Oberlehrers *Gauckslerdt* als Kaplan zu Scherfede erledigte Oberlehrer-Stelle am Schullehrer-Seminarium zu Büren ist dem Pfarrkaplan und bisherigen Seminar-Hülfslehrer *Wachtmeister* übertragen worden.

Des Königs Majestät haben dem Lehrer am medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut, Dr. *Preufs* hierselbst, das Prädikat eines „Professors" Allergnädigst beizulegen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Der bisherige Landgerichtsrath *von Salomon* zu Simmern, Reg.-Bez. Coblenz, ist an die Stelle des am 1sten October d. J. versetzt werdenden Geheimen Regierungsraths und Universitätsrichters *Bergmann* in Bonn zum Universitätsrichter ernannnt worden.

Der bisherige Prorektor und Oberlehrer Dr. *Helmke* zu Stargard ist zum Direktor des Gymnasiums in Aschersleben ernannt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Cabinetsordre dem Geheimen Justizrath und Professor bei der juristischen Fakultät der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität, Dr. *Biener*, die erbetene Entlassung aus dem Königlichen Dienste Allergnädigst zu ertheilen geruht.

Der bisherige Privatdocent an der Universität zu Leipzig, Dr. *J. G. F. Bilkroth*, ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität in Halle ernannt worden.

Der bisherige Domvicar *Joseph Fengler* zu Posen ist als Religionslehrer bei dem dortigen Schullehrer-Seminar definitiv angestellt worden.

Dem Adjunkten des Joachimsthalschen Gymnasiums hierselbst, Dr. *Philippi*, ist die nachgesuchte Entlassung aus seinem zeitherigen Dienstverhältnisse ertheilt und dagegen der Schulamts-Kandidat *Scherzer* zu Brandenburg als Adjunktus des Gymnasiums angestellt worden.

Der Sekretair der Königl. Akademie der Künste, Professor Dr. *Toelken*, ist zum Mitgliede des akademischen Senats ernannt worden.

Der bisherige interimistische Lehrer Dr. *Löw* an

dem Königl. Gymnasio zu Posen ist nunmehr definitiv als Oberlehrer bei dieser Anstalt angestellt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 16ten Juli d. J. die von der hiesigen Akademie der Wissenschaften getroffene Wahl des Professors der Anatomie an der hiesigen Universität, Dr. *Müller*, des Professors der Mineralogie an derselben, Dr. *G. Rose*, und des Lehrers der Mathematik an der hiesigen Gewerbschule, Professors Dr. *Steiner*, zu ordentlichen Mitgliedern ihrer physikalisch-mathematischen Klasse Allergnädigst zu bestätigen geruht.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den bisherigen Pastor primarius, Magister *Mössler* in Görlitz zum Superintendenten der ersten Göplitzer Diöces zu ernennen geruht.

Der zum Rektor des Lycei Hosiani zu Braunsberg erwählte Professor Dr. *Scheill* ist verstorben, und die auf den Professor *Feldt* gefallene Wahl zum Rektor bei dem gedachten Lyceo auf das Studienjahr 1834 bis 1835 bestätigt worden.

Der bisherige Kaplan *Frenken* in Bonn ist als katholischer Religionslehrer für die mittleren und oberen Klassen am Gymnasium zu Aachen angestellt worden.

Des Königs Majestät haben den seitherigen Ober-Regierungsrath und Abtheilungs-Dirigenten bei der Regierung zu Merseburg, *von Krosigk*, zum Vice-Präsidenten des Consistorii, Provinzial-Schul- und Medicinal-Collegii zu Magdeburg zu ernennen geruhet.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den bisherigen Prediger *Baerwinkel* in Dalmin zum Superintendenten der Diöces Puttlitz zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den bisherigen Superintendentur-Verweser, Pastor *Schulze* in Krischa zum wirklichen Superintendenten der ersten Rothenburger Diöces zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Breslau, Dr. *E. J. Scholz*, zum ordentlichen Professor in gedachter Fakultät Allergnädigst zu ernennen, und die für solchen ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Der Professor Dr. *Johann Christian Poggendorf* hierselbst ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Königl. Universität ernannt worden.

Der Kollege Dr. *Liebmann* ist in die Stelle des bisherigen, nunmehr nach Halberstadt als Direktor des dortigen Schullehrer-Seminars versetzten Ober-Inspektors der Waisenanstalt und Kollegen an der lateinischen Hauptschule des Waisenhauses zu Halle, Dr. *Steinberg*, eingerückt.

Todesfälle 1834.

Am 8ten März starb zu Regensburg der Jubelpriester und Bischof Dr. *G. Mich. Wittmann*, 74 Jahr alt.

Am 19ten März starb zu Riga der ehemal. Professor an der dasigen Domschule, *Joh. Dav. Sand*, 86 Jahr alt.

Am 22ten März starb zu Mitau der Professor der Geschichte am dortigen Gymnasium illustre, *C. Wilh. Cruse*, 69 Jahr alt.

Am 24ten März starb der Superintendent, Prior und Provisor des Stiftes Loccum im Hannöver., *Arnold Heinrich Wagemann*, 78 Jahr alt.

Am 4ten Mai starb zu Trient der Direktor und erste Arzt des dortigen Civil- und Militär-Hospitals und der Waiseninstitute, Dr. *Jos. von Lepis*, im 45ten Lebensjahre.

Am 24ten Mai starb zu Erlangen der Herzogl. S. Cob. Goth. Rath, Dr. *Ge. Ch. F. Seiler*, 70 Jahr alt.

Am 27ten Mai starb zu Paris der als Dichter bekannte Advokat *Joseph Heinrich Flacon*, genannt *Rochelle*, 52 Jahr alt.

Am 5ten Juni starb zu Wittenberg der Justiz-Kommissar, Dr. *J. Gf. Mössler*, 64 Jahr alt.

Am 9ten Juni starb zu Schweinfurt der Professor und Rektor des das. Gymnasii *G. Ph. Ch. Weinsch*, 63 Jahr alt.

Der Lehrer an dem Pädagogio zu Züllichau, *Christian Samuel Nerger*, ist am 12ten Juni d. J. daselbst verstorben.

Am 14ten Juni starb zu Dresden der Königl. Sächs. Hof- und Justizrath und Geh. Referendar, Dr. *C. A. Tittmann*, 58 Jahr alt.

Am 23ten Juni starb zu Schwarzenberg der Fürstliche Forstrath *Joseph Friedl*.

Am 1sten Juli starb zu London der berühmte Wundarzt Sir *Gilbert Blane*, im 85ten Lebensjahre.

Der Regens des Clerical-Seminars zu Braunsberg und Professor der Pastoral-Theologie, Dr. *Scheill*, ist am 9ten Juli d. J. an einem Schlagflusse beim Baden verstorben.

Am 19ten Juli starb zu Marburg der ordentl. Professor der abendländ. Sprachen *F. Thdr. Kühne*, fast 76 Jahr alt.

Am 20ten Juli starb zu Berlin der Kriegsrath *Siegm. Wilh. Wohlbrück*, 72 Jahr alt.

Der ordentliche Professor der Naturgeschichte an der Universität Greifswald, Dr. *Quistorp*, ist am 22sten Juli d. J., in Folge eines Lungenschlages, verstorben.

Am 25ten Juli starb zu London der berühmte Dichter *S. T. Coleridge*, im 62ten Lebensjahre.

Am 31ten Juli starb zu Wiesbaden der Herzogl. Nass. Ober-Schulrath Dr. *Christian Wilhelm Snell*, im 80ten Lebensjahre.

Am 6ten August starb zu Berlin der General-Lieutenant und General-Inspecteur *George Wilhelm* Frhr. *von Valentini*, im 59sten Lebensjahre.

Am 7ten August starb zu Würzburg der Königl. Baiersch. Regierungs-Rath und Professor Dr. *G. F. Geier*, 61 Jahr alt.

Am 10ten August starb zu Rostock der Dr. der Philosophie *Albert Giese*, von Berlin.

Wissenschaftliche Institute.

Des Königs Majestät haben der Universität zu Breslau Allerhöchstdero Büste in Bronze huldreichst zu verleihen geruht. Diese nach dem Modell des Professors Rauch von dem akademischen Künstler und Ciseleur Fischer sehr gelungen ausgeführte Büste wird, nach der Anordnung des vorgesetzten hohen Ministeriums, auf einem Piedestal von schlesischem Marmor im grofsen Hörsaal der gedachten Universität aufgestellt werden.

Des Königs Majestät haben auf das Gesuch der Rheinischen Provinzialstände für die in Siegen zu errichtende höhere Bürgerschule einen jährlichen Zuschufs von tausend Thalern aus der Staatskasse zu bewilligen geruht.

Die vom Hrn. Goudot in Paris bei seinem Aufenthalt auf Madagascar gesammelten Insekten sind zur Vervollständigung der im zoologischen Museum der Berliner Universität befindlichen Insekten-Sammlung angekauft worden.

Der am 1sten December v. J. verstorbene Rittmeister a. D. und Domdechant Friedrich v. Rothenburg hat die Blindenanstalt zu Berlin zur Universalerbin seines auf 15,880 Thlr. Gold und 69,671 Thlr. 12 Sgr. 9 Pf. Silber ermittelten Vermögens eingesetzt, und ist von des Königs Majestät mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 4. Juli d. J. dieser testamentarischen Bestimmung die Allerhöchste Genehmigung ertheilt worden.

Litterarische Anzeigen.

Bei den Gebrüdern Grove, Universitätsbuchhändlern in Freiburg, ist im Laufe dieses Jahres erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Caesaris, C. J., Commentar. de bello gallico interpretatio graeca maximi quae fertur Planudis post G. Jungermannum, J. Davisium, N. E. Lemaireum denuo separatim autem nunc primum ed. et brevi annotatione critica instr. Dr. A. Baumstark. 8 maj. geh. 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr.

Claudii, imperatoris, oratio super civitate Gallis danda, ed. C. Zell. 4 maj. 8 Gr. — 10 Sgr. — 36 Kr.

Fritz, Dr. J. A., Erläuterungen, Zusätze und Berichtigungen zu v. Wening-Ingenheim's Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. 2tes Heft, enthält die Lehre von den dinglichen Rechten. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr. — 1 Thlr. 15 Sgr. — 2 Fl. 42 Kr.

Das 1ste Heft, die Einleitung und die allgemeinen Lehren enthaltend, ebend. 1833, kostet 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr.

Fromherz, C., Lehrbuch der medizinischen Chemie zum Gebrauche bei Vorlesungen für praktische Aerzte und Apotheker. II. 1. Lief. gr. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr. — 1 Thlr. 10 Sgr. — 2 Fl. 24 Kr.

I. 1—4 Lief., ebend. 1830—32, kosten 4 Thlr. 12 Gr. — 4 Thlr. 15 Sgr. — 8 Fl. 6 Kr.

Letronne, Grundrifs der alten und neuen Geographie. Ein Lehrbuch für die untern und mittleren Klassen der Gymnasien und Lyceen, für die Schüler der Pädagogien, höheren Bürgerschulen und Schullehrer-Seminarien. A. d. Franz. nach der 16ten Original-Ausg. bearb. von Dr. A. Baumstark. 12. 20 Gr. — 25 Sgr. — 1 Fl. 30 Kr.

Rozycki, S., Brigadegenerals d. poln. Armee, Kriegsoperationen während des poln. Krieges im Jahre 1831. Von ihm selbst dargestellt. A. d. Poln. von W. A. Szerlacki. 8. geh. 12 Gr. — 15 Sgr. — 54 Kr.

Schürmayer, Dr., Anweisung zur sicheren Heilung der Knochenbrüche des Ober- und Unterschenkels. Mit einer Abbildg. gr. 8. geh. 6 Gr. — 7½ Sgr. — 24 Kr.

Spenner, Dr. F. C. L., Handbuch der angewandten Botanik oder pract. Anleitung zur Kenntnifs der medicinisch, technisch und ökonomisch gebräuchlichen Gewächse Teutschlands und der Schweiz. Mit einer analyt. Bestimmungstabelle für alle Gattungen Teutschlands und der Schweiz. 2 Abtheilungen. gr. 8. 3 Thlr. — 5 Fl. 24 Kr.

Stoehr, A., de Carie orbitae, mit 2 Abbild. gr. 4. 12 Gr. — 15 Sgr. — 54 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Evangelische Hauspostille, oder christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe, von Dr. W. Hülsemann, Pfarrer und Schulinspector in Elsey. Düsseldorf, bei J. E. Schaub. Mit einem Kupfer, Christus, Petrus und Paulus. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr. 10 Sgr. oder 4 Fl.

Dieses im Geiste des wahren Christenthums geschriebene Erbauungsbuch wird die Herzen aller Christen innig ansprechen und ihnen bald lieb und theuer werden. Es eignet sich besonders für Freunde der Hausandacht, und für diejenigen, welche bei abgelegenen Wohnungen, bei kränklichem Körper, bei vorgerücktem Alter u. s. w. am Besuch des öffentlichen Gottesdienstes verhindert sind.

So eben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Novellenbuch;
oder
Hundert Novellen,
nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen
bearbeitet von
Eduard von Bülow.
Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.
Erster Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.
Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Mechanik.
Von J. P. Brewer,
Professor der Mathematik und Physik in Düsseldorf.
Gr. 8. 3 Bände. Mit 19 Steindrucktafeln. Düsseldorf, bei Schaub. Preis 6 Thlr.

1ster Band. Statik fester Körper. 1 Thlr. 12 Gr.
2ter — Lehre von der Bewegung fester Körper. 1 Thlr. 14 Gr.
3ter — Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik. 2 Thlr. 22 Gr.

Dieses Werk unterscheidet sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern über diese Wissenschaft durch eine ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit, Deutlichkeit, selbstständiges Urtheil und Streben nach gründlicher Einsicht.

Der 3te Band enthält eine sehr wohlgeordnete, lehrreiche und verständige Beschreibung der Dampfmaschinen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Des Cajus Plinius Caecilius Secundus Lobrede auf den Kaiser Trajan. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen begleitet von Dr. J. Hoffai. gr. 8. 14 gr. — 1 Fl.

Gedichte von Dr. K. W. Justi, Superintendenten zu Marburg. 12. gebunden 22 Gr. — 54 Kr.

Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche. Mit Hinsicht auf die geschichtliche Entwickelung der Freiheit in den genannten Beziehungen wissenschaftlich dargestellt von Dr. K. G. W. Matthias. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

Elwert's Universitäts-Buchhandlung in Marburg.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wanderungen durch Sicilien und die Levante.

Erster Theil. (Sicilien. Malta.)

Mit einer Musikbeilage. Preis 2 Rthlr. geh.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

Wichtige Schrift für Naturforscher.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturgeschichte der Insekten,

besonders in Hinsicht ihrer ersten Zustände als Larven und Puppen.

Von P. F. Bouché,

Mitgliede der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin etc.

1ste Lieferung mit 10 Kupfertafeln. Preis 1 Rthlr. 20 Sgr.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Servius. Blätter für juristische Kritik.

Von Dr. Emil v. Meysenbug.

Erstes Heft. Inhalt: „Das Meinen und Analysiren als Wissen und Methode der geschichtlichen Rechtsforschung."

Preis 25 Sgr. geheftet.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

(*Große Bücherversteigerung.*) So eben hat die Presse verlassen und ist durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Verzeichniss von 5431 gebundenen oder brochirten Werken, welche vom 13. October 1834 an in der

I. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart öffentlich versteigert werden.

Bücherfreunde werden in diesem systematisch geordneten Cataloge neben Werken, die durch Seltenheit höchst merkwürdig sind, eine Menge eben so wichtiger als geschätzter Bücher antreffen, und wohl manches finden, was sie auf verschiedenen Wegen vergebens zu erhalten gesucht.

In der Schulzischen Buchhandlung zu Hamm und Soest ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Der wissenschaftliche Schulunterricht als ein Ganzes. Oder die Stufenfolge des naturkundigen Schulunterrichts als des organischen Mittelgliedes zwischen dem der Erdkunde und der Geschichte. Zweiter Beitrag zur welthistorischen Ansicht alles Unterrichts. Von Dr. Friedrich Kapp, Direktor des Königlichen Gymnasiums zu Hamm. 182 Seiten gr. 8. mit einer Tabelle. geh. 1 Thlr.

Diese Schrift legt zuerst die allgemeine Methodologie der Erd-, Natur- und Geschichtskunde als eines eng zusammenhängenden und in seinen Theilen unterschiedenen Ganzen von der Heimath jedes Menschen bis zu dem akademischen Unterricht wissenschaftlich dar, weist dann die Ausführbarkeit dieses Plans in Bezug auf die nöthige Stundenzahl, erforderlichen Lehrer und unentbehrlichen Hülfsmittel praktisch nach und entwickelt zuletzt die Folgen, welche daraus für die, gegen das vorschnelle Einmischen oberflächlicher Realbildung in Schutz zu nehmenden gelehrten Schulen, für den gesammten, in Ehren und Würden zu erhaltenden Gelehrtenstand und für unsere, von jeder revolutionären Richtung von der untersten Schulbank an zu reinigende Zeit nothwendig hervorgehen müssen.

Sie ist daher geeignet, die Aufmerksamkeit aller Freunde und Beschützer vaterländischer Jugendbildung von jedem Vater und Lehrer an bis in die höheren Lebenskreise hinauf in Anspruch zu nehmen.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler.

Fol. ½ Thlr.

De Historia ejusque tractandae varia ratione.

Dissertatio inauguralis philosophica scripsit

M. W. Duncker Ph. Dr.

4 maj. ½ Thlr.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

October 1834.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1834.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Friedländer.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Gloger, in Breslau.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
v. d. Hagen.
*v. Henning.
Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Göttingen.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nesse, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Halle.
*Zumpt.

Inhalt des October-Heftes.

Jahrbücher No. 61—80.

Seite

Beer, Inscriptiones et papyri veteres Semitici quotquot in Aegypto reperti sunt editi et inediti recensiti et ad originem Hebraeo-Judaicam relati cum palaeographia Hebraea concinnati. Part. I. Cum tabula lithogr. Lips. 1833. — Ferd. Benary. 561

Bergens gamle Bylov (Lundh's Ausgabe des Bergener Stadtrechtes). Efter Membran-Codices, med Indledning, Oversaettelse og Anmaerkninger udgivne af Gr. Fougner-Lundh. Kopenhagen, 1829. — Michelsen. 646

Brandt und Ratzeburg, Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wild wachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse, nach natürlichen Familien erläutert. Erste Abth. Phanerogamen. Berlin, 1834. 678

Brunet, nouvelles recherches bibliographiques pour servir de supplément au manuel du libraire et de l'amateur de livres. Tome 1—3. Paris, 1834. — Friedländer. 572

Bulwer, the pilgrims of the Rhine. London, 1834. 2 Vols. London, 1834. — Kühne. 652

v. Bülow, das Novellenbuch, oder hundert Novellen, nach alten Italienischen, Spanischen, Französischen, Lateinischen, Englischen und Deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Thl. 1. Leipzig, 1834. — Mundt. 671

Georg Calixtus' Briefwechsel. In einer Auswahl aus Wolfenbüttelschen Handschriften, herausgegeben von Dr. Henke. Halle, 1833. — Pelt. . . . 583

A. v. Chamisso, Gedichte. Zweite Aufl. Leipz. 1834. — W. Neumann. 609

v. d. Decken, Herzog Georg v. Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreifsigjährigen Krieges, nach Originalquellen des Königl Archivs zu Hannover. Erster Th. Hannover 1833. — Cramer. 597

Duncker, de historia ejusque tractandae varia ratione, dissertatio inauguralis. Berol., 1834. — Gladisch. 519

Henke, Georg Calixtus und seine Zeit. Erste Abth. die Einleitung enthaltend. (Auch unter dem Titel: die Universität Helmstädt im sechszehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kirchen- und Litterärgeschichte.) Halle, 1833. — Pelt. 583

Kreuser, Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten. Köln, 1833. — Lehrs. 625

Lowndes, the bibliographer's manual of english literature containing an account of rare, curious and useful books, published in or relating to Great-Britain and Ireland, from the invention of printing; with bibliographical and critical notices, collations of the rarer articles, and the prices at which they have been sold in the present century. Vol. 1—4. London. — Friedländer. 606

Marx, allgemeine Krankheitslehre. Göttingen, 1833. — Matthäi. 589

Mundt, moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabentheuer eines Salzschreibers. Leipzig, 1834. — Göschel. 620

Nuttall, a manual of the ornithology of the United States and of Canada. Cambridge (in Amerika), 1832. — Gloger. 556

Ratzeburg, s. Brandt.

Richardson, s. Swainson.

Scriptores rerum mythicarum Latini tres Romae nuper reperti. Ad fidem codd. mss. integriores ed. et scholiis illustravit Dr. Bode. Vol. I. Mythographos continens. Vol. II. Commentarios continens. Praemissa est Iunioris Philosophi Descriptio totius orbis. Cellis, 1834. — Lange. 636

Sketches in Greece and Turkey with the present condition and future prospects of the Turkish empire. London, 1833. — Ferd. Müller. 660

Suso. Geistliche Blüthen aus Heinrich Suso. Bonn, 1834. — Bauer. 639

Swainson and Richardson, Fauna Boreali-Americana; or the zoology of the northern parts of British America: containing descriptions of the objects of natural history collected on the late northern land expeditions under command of captain Sir John Franklin. Published under the authority of the right Honourable the Secretary of State for Colonial Affairs. London, 1832. — Gloger. 668

Thiersch, de l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. En deux volumes; premier vol.: de l'état politique et de la pacification de la Grèce. Second vol.: des moyens d'arriver à la restauration de la Grèce. Leipzig, 1833. — Leo. . 505

Tod, Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. 2 Vols. London, 1829, 1832. (Erster Artik.) — v. Bohlen. . 532

Volger, Handbuch der Geographie. Dritte Aufl. Hannover, 1833. 2 Thle. — Walter. 542

Wihl, de gravissimis aliquot Phoenicum inscriptionibus commentatio philologico-critica, cui accedit oratio germanice scripta, quam in societate Philomathia Monacensi die 13 m. Novembris 1830 habuit, de artium inter Graecos primordiis explicatione Phoeniciae inscriptionis praemissa. Cum II tabulis lithogr. inscriptionum. Monachii, 1831. — Ferd. Benary. . . 561

Schuldirectoren und Lehrer

werden auf folgende Schulbücher unseres Verlags aufmerksam gemacht, die ihre Brauchbarkeit beim Unterricht bereits bewährt haben:

Michaelis, J. F., Fibel, oder erste Vorübung zum Lesen und Denken; zum Gebrauch derer, welche nicht durch das Buchstabiren zum Lesen führen wollen. Mit 24 Holzschnitten. $\frac{1}{6}$ Thlr.

— Anleitung zum Gebrauch der Fibel. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Heinsius, Dr. Thdr., kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien. Dreizehnte rechtmäfsige, stark vermehrte und durchweg verbesserte Ausgabe. mit Königl. Würtemberg. allergnädigsten Privilegio gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf. $\frac{5}{6}$ Thlr.

— Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Rosenberg, K., Vorschule der deutschen Grammatik für Studirende und obere Gymnasial-Klassen. Ein Versuch zu einer philosophisch-kritischen Einleitung in das Sprachstudium. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit K. Würtemberg. Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdruckverkauf. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Aeschyli Persae. Ex Recensione E. R. Langei et G. Pinzgeri. Editio in usum scholarum. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Lange, E. R., Analogieen der griechischen unregelmäfsigen Zeitwörter. Mit Berücksichtigung des Verbal-Verzeichnisses der gröfseren Buttmannischen Grammatik neu geordnet. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Fürstenthal, L., praktische lateinische Sprachlehre, in einer Anleitung zum mündlichen und schriftlichen Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, für die unteren und mittleren Klassen gelehrter Schulen und Gymnasien. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Anleitung, das Geschlecht aller französischen Substantive durch sechs gereimte Fabeln in wenigen Stunden kennen zu lernen. Nach der achten engl. Ausgabe deutsch bearbeitet von K. B. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Du Bois, Fel. H., neue Umbildungslehre der französischen Zeitwörter; nach dem auf die deutsche Sprache ebenfalls anwendbaren Grundsatz der Zeitvorgängigkeit, welche die Conjugation dermafsen vereinfacht, dafs dieser so wichtige Theil der Sprachlehre ungleich fafslicher und leichter zu erlernen sein wird, als nach der bisher üblichen Lehrweise; zum Gebrauch der Schulen und für den häuslichen Unterricht. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Frings, M. J., kleine theoretisch-praktische französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. Zweite verbesserte Auflage. Mit Königl. Würtemberg. Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf. $\frac{2}{3}$ Thlr.

— — neues französisches Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neueren französ. Schriftstellern, mit biograph. und literar. Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerkungen. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur; oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. $\frac{5}{8}$ Thlr.

Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Zimmermann, Dr. A., Abrégé de l'histoire du Moyen-âge. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die Königl. Preufsischen Kadettenanstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. Ritter. In 2 Abtheilungen mit einem Anhange. Nebst 26 Tabellen. $2\frac{2}{3}$ Thlr.
(Einzeln die 2 Abthl. $1\frac{2}{3}$ Thlr. — Die 26 Tabellen 1 Thlr.)

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht fafsliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Der dritte Theil auch mit dem besonderen Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17. Originalausgabe aus dem Französ. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. $\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 7 Kupfertafeln. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

— — die Anfangsgründe der Algebra. Aus dem Franz. übersetzt, nach der 12ten verb. und verm. Ausgabe, von J. Ph. Gruson. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

— — Anleitung zur ebenen und sphärischen Trigonometrie und zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie. Neu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 6 Kupf. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Wilde, E., Geometrie für Bürgerschulen und die unteren Klassen der Gymnasien. Mit 9 Kupfertafeln. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 4te durchgesehene Ausg. $1\frac{1}{6}$ Thlr.
(Das Egen'sche Handbuch zu dieser Aufgaben-Sammlung, welches eine Zeitlang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt wieder zu bekommen, indem die zweite verbesserte Auflage beider Bände erschienen ist. Preis: $4\frac{1}{6}$ Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundrifs der Chemie. Unorganische Chemie. Zweite umgearb. Auflage. Mit Königl. Würtemb., Grofsherzogl. Hess. und der freien Stadt Frankfurt Privilegien. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Bock, J. H. D., Versuch einer gründlichen Anweisung zum fafslichen und leichten Erlernen des italiänischen Buchhaltens, oder der kaufmännischen doppelten Rechnungsführung. Mit einer Handlungs-Correspondenz versehen, und zum Gebrauch beim Unterrichte und zur Selbstbelehrung. Nach dem Gerhardtschen Plane bearbeitet. 2 Bände. 5 Thlr.

Gerhardt, J. H., Tafeln zur genauen Kenntnifs aller wirklich geprägten Gold- und Silbermünzen, älterer und neuerer Zeit, mit Angabe ihres Gewichts, Gehalts und ihres Werths; für Kaufleute und Münzliebhaber. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Rockstroh, H., die Logarithmen, erleichtert für den Unterricht und in ihrer Anwendung auf ökonomische, kaufmännische, juristische u. s. w. Gegenstände. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Duncker und Humblot in Berlin.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

LXVII.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration par Frédéric Thiersch. En deux volumes; premier volume: de l'état politique et de la pacification de la Grèce, p. XXIV. 464, second volume: des moyens d'arriver à la restauration de la Grèce, p. XVII. 325. Leipzig 1833. F. A. Brockhaus. 8.

Als einst das Volk Gottes, gedrängt von dem wüsten Seleuciden und in seinem innersten Heiligthum mit Besudelung durch den Tyrannen bedroht, sich im Zorne erhob, und nicht leiden wollte, dafs sein Tempel bliebe wie ein entehrter Mann, folgte es dem Aufruf eines Priesters des Herrn, dem Aufruf des Mattathias von Modein; denn seine Priester und sein volksthümliches Recht, gehandhabt unter priesterlichem Einflufs, hatte man dem geknechteten Volke trotz aller Unterdrückung gelassen. Und als sich nun von dem Augenblick an, wo des Mattathias Nieren erbebet waren, und er seinem Zorne Lauf gelassen hatte nach dem Rechte, indem er den abtrünnigen Israeliter erschlug, — als sich von da an bis auf des Mattathias Sohnes, des Simons, Regiment, wo ein jeder wieder in Frieden unter seinem Weinstock und Feigenbaum safs, ein neues Fürstenthum in Israel gebildet hatte, da trat das lange in der Stille im Volke in Noth und Bedrängnifs Erwachsene und Gebildete, das aus dem eigensten Leben des Volkes Herausgeborene heraus an das Tageslicht, und das neue Gemeinwesen bedurfte *keiner neuen Ordnung*, sondern die dem Volke eingeborenen und eingewachsenen Grundlagen seines Daseins waren seine Ordnung, und ein höchstes Haupt erhielt es in den priesterlichen Führern im Streite, in den Gliedern der Familie des Mattathias, die es geleitet und sich nicht von ihm geschieden hatten, als Gott ihre einzige Hoffnung war.

Nun haben wir gesehen vor unseren Augen ein unglückliches, ein geknechtetes Volk — *ein Volk Gottes*; — *denn das waren die Griechen*, die als Europa fast nur noch den Götzen der Welt anbetete, Martyrien erlitten für das Bekenntnifs des allein wahren, des am Kreuze gestorbenen Gottes wie die ersten Christen — *das waren die Griechen*, deren reizbare, kühne Jugend in die Gebirge lief, und lieber mit stündlicher Todesgefahr von der Klinge, wie die Bestien von den Zähnen, lebte, als dem Moloch diente — deren schwächere Geister unter tausend Druck und Verfolgung doch das Wort von dem Herrn wahrten — deren Priester täglich das Messer des Barbaren an ihrer Kehle fühlen konnten, und unter Fufstritten und Schmähworten doch den Heiland bekannten. Und wir haben gesehen, wie dies arme, dies Gottes Volk in seiner Knechtschaft neben dem Glauben auch sein altväterliches Recht bewahrte, und sich dieses weisen liefs von seinen Geronten, von seinen Priestern; wie es — je nachdem die Umstände waren — hier Stammältesten, dort Burgherrn, dort wieder gewählten Führern gehorchte — von diesen auch in Pietät lieber einmal eine Härte ertrug als zum türkischen Richter ging. Dann haben wir mit unseren Augen gewissermafsen gesehen wie ein Mirakel, dafs auch dies Volk seine Makkabäer fand, denen die Nieren erbebeten, und die ihrem Zorne den Lauf liefsen nach dem Rechte — wir haben gesehen, dafs es die Blutfahne gegen die Tyrannen erhob, und dafs die Fahne des Kreuzes aufstieg, wo sie auch gedämpft schien, immer von neuem, und an allen Enden; und Priester waren voran im Kampfe, und von den alten Führern fehlte keiner; und die Aeltesten des Volkes und die Burgherrn, sie riefen zu den Waffen, wo sie nur die Lippen von einander bringen konnten, und alle Völker der Christenheit freuten sich an dem neuen

Kreuzzug, mit welchem Gott war, dafs er weder zu rasch zum Siege führte, und das Volk ohne eine Reinigung blieb in Krieg und Kampf, noch auch hoffnungslos ausginge, und die *Truglehre* eine Bestätigung erhielte, dafs auch das Gottverworfene ein Recht haben könne, wenn es *eine gewisse Zeit* in seiner Gottverworfenheit *bestanden habe.*

Sind nun, so fragen wir natürlich, sind nun, als der Kampf beendigt worden war, auch die Führer im Streit in Hellas, sind *sie* die Fürsten von Hellas geblieben? sind die Priester, die Jahrhunderte den besseren Geist der duldenden Nation gepflegt und unter Martyrien gewartet — sind *sie* mit dem Ansehen, mit dem Einflufs ausgestattet geblieben, den ihre frühere Stellung zum Volke anzudeuten schien? Hat man den Burgherrn die Freiheit gelassen, die sie so heroisch gegen die Ungläubigen vertheidigt? Hat man die einheimischen Führer, ohne deren kriegerische Haufen längst der Halbmond über das Kreuz gesiegt, würdig belohnt? Hat man das Volk bei den natürlich erwachsenen, in jeder Gegend, bei jedem Stamm verschiedenen Ansätzen von Gemeindeverfassung gelassen, hat man diese Motive mannigfaltigen Lebens aufzufassen, zu einer schönen Bildung zu entwickeln gewufst? Sind die unvergleichlich schönen Elemente für das Leben der Kirche, des Adels, des Volkes auch nur verstanden worden? — Auf alle diese Fragen soll uns die Betrachtung des vorliegenden Buches die Antworten geben.

Nach einer kurzen Einleitung, deren Inhalt theils subjectiver Natur ist, und auf jeden Fall hier aufser Betracht bleiben kann, handelt eine *première section: sur le système du gouvernement du comte Jean Capodistria.* Wir erfahren, dafs Joanni Tony Maria Capodistria, aus dalmatischer Familie auf Corfu, eine Erziehung erhielt, die ihn ohne gründlichen Unterricht liefs; dafs er diesen Mangel später dadurch zu ersetzen suchte, dafs er den Menschen ihre schwachen Seiten abzugewinnen wufste; dafs das Glück, was ihn begleitete, Eitelkeiten aller Art und entsetzliche Eingebildetheit in ihm erzog, und dafs er, als Resultat aller dieser Dinge, jene auch in Italien so häufige Gemüthsstimmung in sich entwickelte, vermöge deren ihm alle anderen Menschen nur als seine Werkzeuge erschienen. Nach Griechenland rief ihn eine *geheime Gesellschaft*, deren Glieder ihm den Weg bahnten und die oberste Gewalt anbieten liefsen. Schon ehe er in diesem Lande ankam, in London, sprach er sich so aus, dafs seine Absichten auf künftig festgehaltene fürstliche Gewalt in Hellas daraus hervorgingen.

Da in Griechenland damals Alles in unnennbarer Verwirrung war, erwartete man Capodistria als einen Retter, und kaum betrat er den Boden, als von selbst der Bügerkrieg endete, und die Waffen nur, wo man gegen die Ungläubigen kämpfte, noch nicht niedergelegt wurden. Maurocordato's Mafsregeln, ausgeführt von Miaulis, unterdrücken sofort das Unwesen der Seeräuberei; alle neuen Behörden werden anerkannt, sogar in Hydra und Spezia, und überall erscheint der Besitzstand friedlich geschützt. Natürlich erschien alles dies, was nur das Werk längst gehegter Sehnsucht nach einem friedlichen Zustand war, im Ausland als Capodistria geniale Friedensschöpfung; — dafs es dies nicht war, beweist deutlich die Unfähigkeit des Präsidenten, die einmal vorhandenen Ansätze ruhigen, rechtlich geordneten Daseins weiter zu entwickeln.

Diese Unfähigkeit erscheint zunächst darin, dafs Capodistria nicht ein Regierungssystem einführt, welches die Sitten, Volksansichten, die früher entwickelten Rechts- und Pietätsverhältnisse in Griechenland als seine nothwendigen Prämissen enthält, welches nur die natürliche Conclusion dieser Prämissen ist, — sondern ein solches, welches fern von Griechenland bei ganz anderen, mit keinen so kräftigen Einzelnaturen ausgestatteten Völkern, bei Völkern, die durch frühere Schicksale schon gehörig verarbeitet und neutralisirt wurden, entwickelt worden ist, — nämlich das System der Bureaukratie, welches eben nur dem zahmen, stagnirenden Bildungszustande einiger europäischer Reiche adäquat, aber auch da nur nach dem sittlichen Zerbrochensein des früheren, natürlichen Volkslebens bei einigen Völkern, oder durch die natürliche, solchem System zur Zeit wenigstens noch günstige, Beschaffenheit andrer Völker möglich ist und folglich da selbst *wenigstens einmal* das zweckmäfsige war, zum Theil noch ist; dies aber in Griechenland weder *jemals* war, noch jetzt ist.

Capodistria hatte einen obersten Staatsrath, das Panhellenion, eingerichtet, und in demselben für's Erste alle politische Notabilitäten Griechenlands vereinigt. Hier trug er seine Ansichten vor — und das Zutrauen zu seiner Erfahrenheit in Staatsgeschäften war so grofs, dafs der edle Psyllas von Athen und Fr. Mauros, als sie

gegen Einiges Zweifel erhoben, von den älteren Mitgliedern des Rathes Tadel erfuhren, „sie möchten den Präsidenten nur ungehindert walten lassen, er werde Alles zu gutem Ende führen." — Die Rumeliotischen Capitains behandelte er als Kriegsgesindel, und die stolzen, tapferen Häuptlinge ertrugen die Beleidigung, weil sie noch in Capodistria den höheren Staatsmann erblickten. Es fehlte wenig, so sprach Capodistria aus, der ganze Krieg gegen die Türken habe in Ziegenstehlen bestanden. Der tapferen Armee, die er so herabsetzte, gab er seinen Bruder Augustin, der Mönch hatte werden sollen, zum General, und dieser verschwelgte am Bord der Hellas die Zeit, wo die Türken, vom Norden her durch die Russen bedroht, Albanien und Thessalien fast ohne alle Vertheidigung gelassen hatten. Die Generale Church und Ypsilanti wurden lange ganz gehemmt, und als sie dennoch Griechenland bis zu den Thermopylen von Barbaren gereinigt, wurde ein grofser Theil der Officiere als invalid aus der Armee entlassen. Sie gingen ohne Widerspruch, weil sie sich lange nach Ruhe gesehnt hatten. Mit ähnlicher Herabwürdigung behandelte Capodistria auch die Leute im Civil; alle Griechen, die über 40 Jahre alt waren, erschienen ihm im voraus als ein verderbenes Geschlecht, was erst aussterben müsse. Er kam also, wie daraus deutlich ist, mit einer Ansicht von sittlichen und politischen Verhältnissen, *die dem griechischen Volke ganz fremd war*. Trotz alle dem fand der Präsident fortwährend Anerkennung und Gehorsam, weil man ihn als den Mann ansah, der nothwendig sei, um zu einem geordneten Dasein zu gelangen.

Durch diese Fügsamkeit schien Capodistrias Eigenwilligkeit nur herausgefordert zu werden. Der Widerspruch, den er im Panhellenion gefunden, bewog ihn zu dessen Auflösung. Der Senat, den er an die Stelle setzte, wurde vielfach in seinen Formen willkürlich von ihm angeordnet. Da bei alle dem endlich der Widerstand der Einflufsreicheren zu fürchten war, wurden diese in Processe verwickelt über ihr Eigenthum; und andere dergleichen Mittel wurden ergriffen, sie in der zunächst umgebenden Sphäre niederdrüskend zu beschäftigen. Dem jungen Chrysanthes, Sohn des reichen und angesehenen Sifsini, wurde sogar der Antrag gemacht, seinen Vater aus dem Wege zu räumen. Dem Elias Maurommichali wurde dasselbe nahe gelegt. Das Resultat aller dieser Mafsregeln war, dafs die peloponnesischen Primaten fast alle von Capodistria in das Verderben gezogen worden sind. Nur in Hydra und Maina hielten sich die Einflufsreichsten fester gegen den Tyrannen zusammen. Ueber das ganze Land war ein Netz gezogen von Beamteten, die der Verf. des vorliegenden Buches Präfecten, Sousprafecten, Polizeichefs, General- und Special-Commandanten nennt, und zu all' diesen amtlichen Beaufsichtigern des Volkslebens kamen noch aufserordentliche Regierungscommissarien mit besonderen Vollmachten nach der Willkür des Präsidenten. Diese letzteren vorzüglich waren es, deren sich Capodistria bediente, um Verderben über die ausgezeichneteren Familien Griechenlands zu bringen; und wo er dies beabsichtigte, wählte er zuweilen Menschen, die in Teufelsschulen, wie die des Ali Pascha von Janina war, die Meisterschaft erlangt hatten. Die alten Gemeindeobrigkeiten, die das Volk sogar unter türkischem Joche unter kirchlicher Feierlichkeit sich selbst gewählt, die es selbst controlirt hatte, die Demogerontieen, wurden in Behörden umgeschaffen, zu welchen nur von den resp. Präfecten vorgeschlagene Individuen gewählt werden durften — und natürlich wurde niemand mehr vorgeschlagen als wer als Anhänger des Präsidenten bekannt war. — Mit der Organisation neuer Gerichte wurde ein Advocat von den ionischen Inseln, Gennatas, beauftragt — ein Mann also aus der corfiotisch-venetianischen Sündenschule. Der Gerichtsgang wurde höchst schleppend, höchst kostbar und dabei so, dafs Einwirkungen der Willkür darauf sehr erleichtert erschienen, angeordnet. Aufserdem konnten die Richter abgesetzt, und es konnten aufserordentliche Gerichte nach Befinden eingesetzt werden. Selbst die nächsten Freunde des Präsidenten, wie Colocotroni und Perrhuca, sahen das Unzweckmäfsige, das Aufregende dieser Institution ein. Um das Gehässige davon von sich abzuwälzen, entfernte Capodistria jenen Minister der Justiz Gennatas, und den eignen älteren Bruder Viaro, der Gennatas beigestanden; — aber die Institution selbst blieb auch unter dem neuen Justizminister, der ebenfalls ein Corfiote war. Die byzantinischen Hochverrathsgesetze wurden wieder hervorgesucht — und so hatte sich Capodistria durch Herabsetzung des Heeres, durch Einrichtung einer abhängigen Beamtetenhierarchie, durch Verwirrung von Familienangelegenheiten, durch Herstellung fast willkürlicher Justiz und durch Entfernung aller Sammelpunkte des Widerstandes eine Zwingburg von teuflischen Ver-

hältnissen zusammengebaut, mit denen er das glaubenstapfere, geistes- und gemüthsgeweckte Volk der Hellenen für alle ihre Martyrien, Aufopferungen und Heldenthaten zu belohnen im Sinne hatte. Es fehlte wenig, so hätte er den ganzen vorhergehenden Befreiungskrieg gar nicht als etwas Rühmliches anerkannt; gegen alle freie wissenschaftliche Bildung sprach er sich mit Widerwillen aus. Mifsolunghi und Athen waren ihm als Stützpunkte moderner und antiker Herrlichkeit in der Erinnerung zuwider; den Wittwen von Mifsolunghi, die ihn um Unterstützung baten, rieth er beinahe geradezu, Huren zu werden, und der Tochter des wackeren Hadschi Michali, der in dem candiotischen Kampfe ein unermefsliches Vermögen und das Leben verloren, hatte er in der That die Unverschämtheit diesen Rath zu ertheilen, als sie Hülfe suchte. — Empörte nun solcher Frevel überall die Gemüther, so mufste jenes den Bureaukratismus überall begleitende Einmischen in reine Privatangelegenheiten, jenes Beaufsichtigen in Dingen, wo die Bekümmernifs der Regierung sie am Ende nur lächerlich macht, so mufsten als Schlüssel für das Verständnifs aller dieser Verhältnisse Aeufserungen dummer Offenheit in der Nähe des Präsidenten, wie die eines Bruders Capodistrias, der als man ihm mit Vorstellungen zusetzte, antwortete: „*Comment pouvez-vous demander de telles choses à mon frère? À présent même que les Grecs sont pauvres et ignorans, il éprouve bien des difficultés pour les gouverner, que serait-ce donc s'ils devenaient riches et éclairés?*" — mufsten dergleichen Dinge auch bei dem Unbefangensten Mifsbehagen und Befürchtungen erwecken.

Den nothwendigen und natürlichen Wirkungen seines Benehmens hatte der Präsident entgegen zu setzen vor allen Dingen den Einflufs jener geheimen Gesellschaft, die ihn berufen hatte, der Gesellschaft des Phönix. Die Mitglieder dieser Gesellschaft hatten alle ihm grenzenlose Ergebung zuzuschwören, wogegen sie Theil nahmen an dem Genufs seiner Macht, an seinen Hoffnungen für die Zukunft. Colocotroni gehörte dazu, Nikitas und Rangos, so wie Canaris und selbst einer der ausländischen Admirale — aufserdem aber auch fast alle höhere Beamteten in Civil und Militär, welche der Präsident später anstellte. Versprechungen, Auszeichnungen, Geld sogar wurden angewendet, dieser Gesellschaft Mitglieder zu erwerben; wer sich zu der Partei des Präsidenten, oder wie man sie nannte, zu der *kybernitischen*, hielt, war sofort zu den Gerichten, zur Polizei, zur Administration ganz anders gestellt als andere Menschen; wer für bedeutend genug galt, um seinen Beitritt zur kybernitischen Partei wünschen zu lassen, und dennoch den Einladungen widerstand, war eben dadurch als Gegenstand der Verfolgung des Präsidenten bezeichnet. Wie ein spartiatischer Harmost an der Spitze einer Hetärie eine asiatische Bundesstadt Spartas, so tyrannisirte dieser Corfiote ganz Hellas und gründete zwei Factionen durch das ganze Volk, die kybernitische und die antikybernitische. Um jene zu verstärken, rief er von den ionischen Inseln die elendesten, in den Grundsätzen der Kriecheschule der ehemaligen venetianischen Nobili, aufgewachsenen Leute zu seinem Dienst, und vertraute ihnen einflufsreiche Aemter.

Es konnte dem Präsidenten nicht entgehen, dafs ihn sein ganzes Benehmen moralisch trenne von dem edelsten Kern des hellenischen Volkes; — in dem Gefühl aber, dafs ihm die moralische Basis der Herrschaft abgehe, suchte er sich durch die Mittel eines Tyrannen zu helfen: er liefs Briefe erbrechen, Reisende genau verhören und durchsuchen; er richtete eine geheime Polizei mit Vorposten in Marseille und Paris, in Triest und Wien, in Athen und Konstantinopel ein; sogar einige niederträchtige Priester wufste er zu seinem Dienst als Spione im Beichtstuhl zu gewinnen, kurz! er zog seine ganze Partei in den Abgrund innerer Demoralisation, in welchem er sich selbst befand, mit herein, indem er theils durch Verführung besserer, theils durch Auszeichnung schon ohne ihn verworfener Menschen die Empfindlichkeit sittlicher Urtheilsorgane abstumpfte.

Es giebt keinen gerechteren und in diesem Falle keinen härteren Gerichtsspruch über eine Regierung, als die Mittel, zu welchen sie genöthigt ist, um sich zu erhalten. *Diese sind das sittliche Barometer für die politische Welt.* Capodistria aber kam wie eine Calamität über Griechenland; — ein junger Maienbaum war das hellenische Volk eben hervorgebrochen aus dem düstern Eibicht, und hatte angefangen, seine fröhlichen Zweige den heiteren Sonnenstrahlen entgegen zu wiegen, als ein Frevler erschien, und, indem er sich einbildete, ein Kunstgärtner zu sein, die zarten Zweige mit eigensinnigem Muthwillen zur Erde beugte

unter den dunkeln Eibenbaumschatten nicht nur, sondern sie auch in den giftschwammigen Moder trat, der die Wurzeln jener Gewächse umgab, als könnte man den wildfröhlichen Baum gleich einer Weinrebe durch solches in die Erdelegen vervielfältigen und tragbarer machen. Doch auch hier war es die Natur zuletzt selbst, welche die Strafe hervortrieb für die Unnatur. Unter den fast täglich sich mehrenden gefangenen Capitanen, Primaten, Priestern, reichen Kaufleuten u. s. w. waren auch die Häuptlinge der Maina, die Gebrüder Mauromichali. Admiral Riccord, der geglaubt hatte, bei dem Präsidenten des Pietro Mauromichali Befreiung durchzusetzen, mufste diesen in das Gefängnifs zurückführen sehen. Auf diesem Rückwege erblicken den Pietro dessen Bruder und Sohn Constantin und Georg Mauromichali. Sie wünschen ihn zu sprechen; — von der Polizei auseinander gedrängt, ruft der alte Pietro ihnen zu: „Morgen, mein Sohn und Bruder! übermorgen höchstens werde ich in Freiheit sein!" Diese trügerische Hoffnung nämlich hatte man in dem Greise erregt. Seine Blutsfreunde harren nun der Freiheit des morgenden, des übermorgenden Tags — und als sie sich nirgends blicken läfst, ermorden sie die Schlange, welche Hellas zu dem Neste gemacht hat, wo sie ihre Eier ausbrüten will. Es kömmt uns nicht in den Sinn, die That von der religiös-sittlichen Seite her irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, aber von der Seite der natürlichen Entwickelung menschlicher Gemüthszustände, war sie eben so nothwendig als es nothwendig ist, dafs eine in einem Flintenrohre entzündete Pulverladung die darauf gesetzte Kugel forttreibt — sie wäre so nothwendig gewesen, selbst wenn Constantin und Georg auch nicht durch das Benehmen des Präsidenten in so grausenhafte Noth gebracht gewesen wären, dafs Letzterer am Ende weder für sich noch für seine Frau ein Stück Brod gehabt hätte.

Nachdem uns die erste Section des Buches vertraut gemacht hat mit allen Schlupfwinkeln der capodistrianischen Gewaltsherrschaft, handelt eine zweite: *de l'opposition contre le président.* Die Griechen hatten in der besten Zuversicht und Hoffnung Capodistria aufgenommen; sie ertrugen, als sie sich getäuscht sahen, eine Zeitlang ruhig seine Gewalt, und würden sie ohne seine Ermordung noch länger ertragen haben, denn ein grofser Theil von ihnen hielt jeden noch so heillosen aber friedlichen Zustand für besser, als den zunächst im Kriege vorhergehenden, wo nur persönliche Kraft und persönliche Entschliefsung Norm des Geschehens zu sein schien. Doch bildete sich neben diesen Gesinnungen auch bald genug die Gesinnung einer Oppositionspartei aus, und zwar von den ersten Acten der Willkürherrschaft Capodistrias an in eben dem Mafse als Capodistrias sich in moralische Opposition zu Griechenland setzte. Anfangs verfolgte Capodistria nur die hervorragenden Persönlichkeiten; so lange dies der Fall war, gewann die Opposition gegen den Präsidenten wenig Kraft, als aber auch Leute der Mittelklasse sich durch seine Angeber bedroht fühlten, wurde die Mifsstimmung allgemein, besonders auf Hydra und Syra. Doch blieb man noch bei legalen Protestationen. Der Präsident hatte freilich durch den wachsenden Argwohn seine natürliche Macht geschwächt gesehen; er suchte künstlich zu helfen, und rechnete im äufsersten Falle auf ausländische Unterstützung; da trat die Julirevolution ein in Frankreich. Die Protestationen wurden nun auch in Griechenland dringender; lauter als vorher wurde der Wunsch der Zusammenberufung der Nationalversammlung nach Argos geäufsert, und Capodistria rechnete selbst auf diese, erlaubte sich aber neue Willkürlichkeiten in der Art der Berufung, indem er neue Wahlen gestattete. Allein unter dem Einflufs bewaffneter hydriotischer Fahrzeuge hatten die Wahlen der Oppositionspartei auf den Inseln statt, und in Hydra selbst vereinigten sich die Deputirten, welche die Capodistria entgegenstehende Gesinnung repräsentirten. Auf die Nachricht, dafs der Präsident in Poros eine Flotte rüsten wolle, armirten die Hydrioten sofort und bemächtigten sich der Fregatte Hellas, der drei Dampfschiffe, des Arsenals u. s. w. Sie waren in Poros als Befreier aufgenommen worden; das Fort hatte sich für sie erklärt. Der Präsident gerieth auf diese Nachricht in die gröfste Angst, und suchte Hülfe bei den Residenten der drei Mächte. Bald waren nun die Hydrioten in dem Dilemma, ihre Fahrzeuge ausliefern oder aufbrennen zu müssen, und sie thaten das Letztere. Poros wurde von den Truppen des Präsidenten geplündert. Der Präsident war noch mit der Verfolgung dieser Angelegenheiten beschäftigt, als er fiel.

Dritte Section: „*Sur les différentes manières de*

juger le président et sur les dessein qu'il faut lui supposer." Dieser Abschnitt zeigt auf eine einleuchtende, selbst schlagende Weise, wie Unrecht diejenigen haben, welche Capodistria zu rechtfertigen suchen, durch die Verdorbenheit der griechischen Nation und durch die daraus resultirende Nothwendigkeit, sie rücksichtslos zu behandeln. Alle schlechten Seiten und alle schlechten Motive des Präsidenten werden noch einmal zusammengestellt, um ja keinen Punkt des Zweifels zu lassen; was auch erreicht wird, besonders durch die Darstellung und Aufdeckung der Manoeuvres, durch welche Prinz Leopold von Koburg bestimmt wurde, sich von den griechischen Angelegenheiten zurückzuziehen. Das Endurtheil über Capodistria ist dann: „*Il ne fut pas d'un coeur méchant, mais perverti par la méchanceté des autres et endurci par l'expérience, de plus, emporté par la plus forte des passions, celle du pouvoir, et aveuglé par une vanité extrême.*" Der Vf. läfst Capodistria die Gerechtigkeit widerfahren, von ihm zu erzählen, wie er kurz vor seinem Tode selbst zum Bewufstsein gekommen sei über das Sündenknäuel, was er durch seine Administration aufgewickelt hatte; der Präsident gestand selbst ein, *dafs er nun mit seinen Mafsregeln und Mitteln am Ende sei.* Das Vertrauen war durch ihn zerstört bis in den Schoos der Familien; aber das damit in gleichem Verhältnifs wachsende Mifstrauen hemmte nun selbst jeden Schritt der Regierung. Er hatte überall auseinandergerissen und Hafs gesäet, und der erwachsene Hafs wendete sich von allen Seiten gegen ihn selbst. Niederträchtige List und Hafs gegen freie Entwickelung hatte er gezeigt, und nun sah er dieselbe List und die Dumpfheit als seine Feinde. Er hatte den Stab gebrochen über das gegenwärtige Geschlecht und Alles von der zukünftigen Generation gehofft, und gerade *er* hatte diese zukünftige Generation in die Schule des Verderbens genommen. Es kann kaum ein tragischeres Bild von der Nemesis in der Geschichte, von den Strafen Gottes in der sittlichen Welt geben, als diesen Mann kurz vor seinem Untergange, an welchem (wenn irgend je!) die Verheifsung der Schrift in buchstäbliche Erfüllung ging, dafs der Sünder geplagt werden solle mit den Gegenständen seiner Sünde selbst.

Vierte Section: *La Grèce sous le gouvernement du comte Augustin frère de Jean Capodistria.* Nach dem Tode des Grafen Johann stellte der Senat dessen Bruder Augustin interimistisch an die Spitze der Administration. Da ihn nichts Vorhergegangenes zu der Befolgung des Regierungssystems seines Bruders nothwendig verpflichtete, hätte er aus den gemachten Erfahrungen Nutzen ziehen, hätte er den Gemüthern des Volkes Ruhe und Zuversicht wieder geben können. Doch, wen Gott strafen will, dem nimmt er zuerst den rechten Verstand, sagen die Italiener. Graf Augustin trat mit den Prätensionen seines Bruders auf, ohne auch nur dessen Erfahrung und Lebensgewandheit zu besitzen. Er begann seine Administration mit der Erklärung, er werde den Weg seines Bruders weiter gehen, und er hielt Wort, denn nichts änderte sich zum Besseren, nirgends wurde ein versöhnender Schritt gethan, und selbst die Rücksichten, die früher noch aus Klugheit genommen wurden, fielen weg. Augustin Capodistria zeigte, dafs er sich der Partei seines Bruders ganz hingegeben hatte, einer Partei, deren Häupter fast alle compromittirt waren, sobald die Staatsgewalt in die Hände von ihnen unabhängiger Männer kam, denn der eine hatte Gelder unterschlagen, der andere Ungerechtigkeiten vermittelt oder vollbracht und was dergl. m. war. Fast Leben oder Tod eines jeden von dieser Partei war an die Hände gebunden, die die höchste Gewalt besafsen, und so beschlossen sie, diese höchste Gewalt in ihrem Kreise zu halten mit Gewalt und um jeden Preis. Für diese ganze edle Phönixgesellschaft war Graf Augustin *point de ralliement*, wogegen sein Handeln nur der Ausdruck ihrer Interessen war. Wir übergehen das Einzelne der ersten Mafsregeln des interimistischen Gouvernements — und geben als Resultat nur dies an, dafs sie unzureichend waren, die Bildung einer neuen Opposition zu hindern, welche nun ihren Mittelpunkt fand an den rumeliotischen Kapitanis, die vom Grafen Johann so schnöde behandelt worden waren. Dem Grafen Augustin waren Colocotroni und Coletti zur Seite gestellt worden; der Letztere, der die Gelegenheit wahrnahm, sich von einer Regierung loszusagen, deren Mafsnahmen er nicht mehr ganz billigte, vereinigte nun die Kapitanis, die Deputirten, so weit sie sich zur Opposition neigten, namentlich die Primaten Morea's, zu Tatzi-Manghina, und stellte dadurch dem interimistischen Gouvernement im Congrefs ein mächtiges Gegengewicht entgegen, während Mainoten und Hydrioten für diese Opposition einen noch achtunggebietenderen Rückhalt bildeten. Augustin und seine

Freunde liefsen sich dadurch nicht irre machen. Der Senat hatte unter ihrem Einflufs eine Commission ernannt für die Prüfung der Wahlen und Vollmachten der Congrefsmitglieder, und sobald diese für zwei Drittheile der Anhänger der capodistrianischen Partei im Congrefs gesorgt hatte, wurde dieser eröffnet, während man die Opposition protestiren liefs, so viel sie wollte. Schon am Tage nach Eröffnung des Congresses verwandelte dieser die interimistische Gewalt des Grafen Augustin in das Amt und die Würde eines Präsidenten. Aber auch die Opposition organisirte sich nun fest, wählte einen Präsidenten, den achtzigjährigen Panutzo Notaras; richtete eine Regierung ein; eröffnete ihre Sitzungen und erliefs eine Proclamation. Da die Präsidenten, alle Häuptlinge, selbst die untergeordneteren Capitanis, kriegerischen Gefolge um sich hatten, war Argos aufser durch die Wache des Congresses, auch noch von einer grofsen Anzahl anderer Bewaffneter beider Parteien damals bewohnt. Die Wache selbst trennte sich und stellte sich zum Theil auf die Seite der Opposition. In dieser Lage bemerkte Colocotroni, dafs auch das übrige kriegerische Gefolge seiner Partei anfange zu wanken, und stellte seinen Freunden vor, wenn sie nicht angriffen, würden sie sich in wenigen Tagen der Gnade ihrer Feinde anheimgegeben sehen. Sofort wurden Anstalten zum Kampf getroffen, der am anderen Tage begann, ehe es die Opposition erwartete. Das Schlagen in den Strafsen von Argos zog sich durch drei Tage hin, und zuletzt war es nur die Intervention der Residenten der drei grofsen Mächte, welche den Rumelioten und ihrer Partei freien Abzug nach Korinth verschaffte. Die Deputirten gingen von hier nach Perachora; die Capitanis warfen des Grafen Augustin Truppen aus Megara und setzten sich daselbst fest; Coletti übernahm für alle Territorien, welche zu der Opposition hielten, die Regierung; und diese Partei ergriff täglich ein gröfserer Theil Griechenlands, denn auch nun wich Graf Augustin und sein Anhang nicht von dem früheren Regierungssystem ab. Man mufste bald sogar gegen die bei der Phönixpartei bis dahin noch zuhaltenden Deputirten Zwangsmittel ergreifen, um sie zum Bleiben zu nöthigen. Endlich verliefsen, als sie sahen, dafs es unmöglich sein würde, den Grafen Augustin an der Spitze von Griechenland gegen die Absichten der Conferenz von London zu halten, diesen sogar mehrere der bis dahin treusten Anhänger. Metaxa zog sich zurück; Colocotroni rieth der Versammlung, sich an die Conferenz nach London zu wenden, und um Beschleunigung der Wahl eines Fürsten von Griechenland zu bitten. Man hatte von dem Prinzen Friedrich als designirten Fürsten gehört, und die Vorstellung von den holländischen Schätzen, die er mitbringen würde, war der Angelhaken, der einen nach dem andern von der capodistrianischen Partei abzog. Augustin wurde betroffen, noch aber verzweifelte er nicht, da ein kleiner Haufe seinem Interesse ergebener, entschlossener Leute um ihn blieb, da ihn die Residenten der drei Mächte als Haupt der Regierung in Griechenland anerkannten, und ein Theil des Landes ihm noch gehorchte.

Bald hernach kam die Nachricht an, Prinz Otto von Baiern sei von den grofsen Mächten zum König von Griechenland erwählt worden, und brachte eine wunderbar beruhigende Wirkung für alle nicht zur Partei des Präsidenten gehörigen Leute hervor. Da die Rumelioten ihren Plan, die zuletzt genannte Partei im Peloponnes anzugreifen, noch nicht aufgegeben hatten, blieb der Vf. des vorliegenden Werkes (der seit zwanzig Jahren mit Griechen in Verbindung alle ausgezeichneten Persönlichkeiten kannte, auf viele einen bedeutenden Einflufs übte) trotz seines früheren Entschlusses der Heimkehr zunächst noch in Griechenland, um (soweit es irgend die Umstände gestatteten) das Interesse des künftigen Souveränes wahrzunehmen. Auch die Mainoten waren, als sich die Rumelioten auf dem Isthmus concentrirten, bereit gegen den Präsidenten in Laconien zu Felde zu ziehen. Als sich so Alles der Entscheidung durch die Waffen näherte, trat der Vf. ohne alle andere Autorisation, als die, welche das Zutrauen des Volkes gewährte, als Vermittler auf. Um den Peloponnes vor dem Ausbruch der Mainoten sicher zu stellen, bediente er sich der noch in Haft gehaltenen Mauromichalis; um die Rumelioten zurückzuhalten, brachte er die Besetzung des Isthmus durch die auf den Flotten der drei grofsen Mächte befindlichen Truppen in Vorschlag. Gleichzeitige Unterhandlungen mit den Hauptgliedern der Opposition sollten diese Mafsregeln unterstützen.

Sofort gewährte der Präsident die Freilassung der Mauromichalis; der Verf. kündigte ihnen die Freiheit an als ein Geschenk König Otto's, und gewann sie ganz für seine Ansichten; sie hinderten vollständig den Auf-

bruch ihrer Landsleute aus der Meina. — Die zweite Maſsregel (die der Besetzung des Isthmus) wurde glücklicher Weise von dem französischen Admiral Hugon, dem sich auch der englische Hodham anschloſs, gehindert, indem es sich ergab, daſs alle Umstände diese Maſsregel nur zu einer fruchtlosen und verwirrenden gemacht haben würden. Man sandte den rumeliotischen Kapitanis nur die Weisung zu, jede Bewegung von ihrer Seite würde als eine Feindseligkeit gegen die drei alliirten Mächte und gegen den neuen Souverän angesehen werden. Der Vf. reiste sodann selbst nach Perachora.

Trotz aller dieser Vorgänge verzweifelte die Partei des Präsidenten noch nicht, sich an der Spitze der Administration zu erhalten. Prinz Otto sei minderjährig; es bedürfe also einer Regentschaft; Mittel und Wege dürften sich finden lassen, den Grafen Augustin an die Spitze dieser Regentschaft zu bringen; den Prinzen selbst bis er als König auftreten könnte, zu gewinnen.

Der Verf. inzwischen wurde schon in Argos auf der Reise nach Perachora bekannt gemacht mit Umständen, die die Erreichung *seiner* Absichten höchst zweifelhaft machten. Bei der Ankunft in Perachora am 28sten März zeigte sich dann auch sofort die Unmöglichkeit, die Rumelioten (die auf dem Isthmus keine Lebensmittel mehr fanden und nach Rache dürsteten an ihren Feinden) von dem Zuge nach dem Peloponnes abzuhalten. Nur vier Tage Aufschub wurden gewonnen, um wenigstens noch einen Versuch zu machen, den Grafen Augustin zu verständigem Nachgeben zu bewegen. Auch diese Unterhandlung aber war vergebens, und die Rumelioten mit der Oppositionsdeputirtenversammlung zogen an dem bestimmten Tage in den Peloponnes, schlugen die ihnen entgegen gestellten Kriegshaufen in die Flucht, und erschienen am nächsten Tage vor Argos, wo ihnen Alles entgegen zog, sie freudig zu empfangen; dann vor Nauplia, wo endlich der Graf Augustin das Präsidium niederlegte, der Senat aber in Uebereinstimmung mit den Gesandten der drei Mächte ein neues Gouvernementspersonal aus 5 Personen ernannte, und unter diesen die Mehrzahl von der capodistrianischen Partei.

(Der Beschluſs folgt.)

LXVIII.

De historia ejusque tractandae varia ratione, dissertatio inauguralis, quam etc. defendet Max. Wolfg. Duncker, Berolinensis. Berolini 1834. 4. *pag.* 44.

Unter der überschwenglichen Menge von Inaugural-Abhandlungen und dergleichen Jugendversuchen, welche weit öfter der äuſsere als innere Beruf zu Tage fördert, verdient die oben angezeigte nicht unbemerkt gelassen, sondern hervorgezogen und näher beachtet zu werden, wenn auch nur, um den jungen Verf. zur Fortsetzung der unternommenen Forschung zu ermuntern. Denn diese zur Reife ausgebildet und, weil die Lateinische Sprache nur gewaltsam und mit vieler Aufopferung genöthigt werden kann, Begriffe der neueren Philosophie auszudrücken, in Deutscher Sprache abgehandelt, könnte leicht eine treffliche Einleitung zu einer künftigen Philosophie der Weltgeschichte darbieten. Die Untersuchung ist nämlich folgende: *num rerum gestis insit principium, quod omnia, quae fiunt, moderetur et ad certum quendam finem perducat? quod si non inveneris, historia nihil nisi singularum rerum congeriatio esse videatur; deinde, quomodo res gestae ab iis, qui historiae conscribendae operam dederint, enarratae sint? denique, quaenam optima earum componendarum ratio habenda sit?* In der That, damit, was die höchste Absicht dieser Schrift ist, die Nothwendigkeit einer Philosophie der Weltgeschichte einleuchte, ist erforderlich, daſs das innere Wesen der Geschichte wenigstens im Allgemeinen, und durch Vergleichung mit deren innerem Wesen die Unzulänglichkeit der anderen verschiedenen Behandlungsweisen derselben erkannt werde. Und ausgezeichnet ist die Einfachheit der Betrachtung, mit welcher der Vf. gleich im Eingange der Schrift auf das innere Wesen der Weltgeschichte hinführt. Nur fehlt er auſserordentlich darin, daſs er, mit Nichtbeachtung selbst der täglichen Erfahrung, das Wesen des Menschen, und damit auch der Geschichte, im Allgemeinen als die ihrer selbst bewuſste Vernunft vorstellt, während es denkende oder wissende Vernunft überhaupt ist. Dadurch wird er, indem er die Geschichte zunächst ganz einfach als Fortbewegung auffaſst, zu dem falschen Ergebnisse verleitet: *Atque haec hominum de se ipsis conscientia in historia semper mutatur atque augetur.* Diesem würde sogleich die Geschichte des gesammten alten Morgenlandes widerstreiten, wo der Mensch, kurz zu reden, alles Andere kennt, nur sich selber nicht. Die Richtung der Vernunft auf sich selbst tritt mit vollem Ernste erst in Hellas hervor. Ohne jenen Grundfehler würde die Betrachtung des Vfs., in Kürze zusammengefaſst, etwa folgende gewesen sein: Wenn wir von der äuſseren Wahrnehmung ausgehen, so stellt sich die Geschichte überhaupt als Bewegung dar, doch nicht im Kreise und mit Stillstand, wie die der Natur, sondern als Fortbewegung; nun ist das Wesen dessen, was sich fortbewegt, des Menschen und des Menschlichen, denkende oder wissende Vernunft; diese also muſs sich fortbewegen, oder es giebt eigentlich keine Geschichte des Menschen. Weiter einzugehen, ist nicht Raum, auſser noch die Folgerung zu ziehen: daſs demnach die Philosophie der Weltgeschichte in der That noch eine künftige ist, da nicht in vorausgesetzten logischen Formen, sondern in den bestimmten Erkenntnissen der Völker selbst die bestimmten Principien und inwohnenden Triebfedern der Weltgeschichte gesucht werden müssen.

Aug. Gladisch in Posen.

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration par Frédéric Thiersch, en deux volumes.

(Schluſs.)

Damit nicht zufrieden, dringen nun die Rumelioten in die Stadt, und endlich, nachdem er sich hierdurch von der Unhaltbarkeit seiner Bestrebungen völlig überzeugt hatte, schiffte sich Graf Augustin über Nacht nach Corfu ein. Nach einigen treffenden Bemerkungen über das den erwähnten Begebenheiten gleichzeitige Benehmen der Repräsentanten der drei groſsen Mächte schlieſst diese schöne, mit allen Eigenschaften einer musterhaften Darstellung ausgestattete Section mit der Verlegenheit der Diplomaten, die Anfangs nach dem Eindringen der Rumelioten in Argos gar keinen Rath wuſsten, welche Rolle zunächst zu spielen wäre; aus dieser Lage aber durch ein Protokoll der Conferenz vom 7ten März gerissen wurden. „*C'était bien la condamnation de leur conduite, puisqu' au lieu d'approuver la reconnaissance du comte Augustin et de son pouvoir usurpé, la conférence de Londres les chargeait de faire composer un gouvernement mixte des deux partis: „Cela nous sauvera," s'écria Mr. Dawkins, et il se mit à oeuvre pour l'exécuter.*" —

Fünfte Section: *Sur l'établissement du gouvernement mixte et les difficultés de sa position.* — Die vorher dargestellten Begebenheiten hatten die Oppositionspartei in einer solchen Macht, hatten sie so populär gezeigt, daſs neben ihr die capodistrianische gänzlich verschwand; demohnerachtet stellten die fremden Diplomaten durch ihren Einfluſs eine Gouvernementseinrichtung her, welche nicht bloſs *beide* Parteien zur Handhabung der öffentlichen Gewalt berief, sondern, da die hauptsächlichsten Bestimmungen von dem Senate in Nauplia, ja eigentlich von dem abdankenden Präsidenten ausgingen, mit Ausnahme Colettis durchgehends Leute der capodistrianischen Faction in Besitz der Regierungsgewalt setzte. Als Motiv dieses Miſsgriffes wird vornämlich die Vorstellung des Hrn. Dawkins angegeben, daſs die rumeliotische Partei unter französischem Einflusse handele. Natürlich lieſsen sich solche Anordnungen, die allen factischen Beständen gewissermaſsen zum Trotze getroffen wurden, nicht durchführen ohne auf harten Widerspruch und Schwierigkeiten zu stoſsen, unter deren Einwirkung Modificationen eintraten, die aber alle dies nicht änderten, daſs die höchste Gewalt einem Collegio zugetheilt wurde, was aus einanderdurchaus-feindlichen Elementen zusammengesetzt war. Dies Collegium aber hatte sofort mit den gröſsten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Rumelioten hatten Sold zu fordern, und an Geld war gänzlicher Mangel. (*Le trésor était vide. On n'y trouva que la somme de* 24 *écus* (143 *phénix*) *en cuivre et* 855 *phénix en papier-monnaie. Les douanes étaient données d'avance en gage aux créanciers du dernier gouvernement" etc.*) Die Repräsentanten der drei groſsen Mächte machten zum Theil Schwierigkeiten bei dem Ansuchen um ein Darlehn, was aus dieser Lage allein helfen konnte, und so entstanden durch die Erpressungen der Capitanis inzwischen Unordnungen aller Art. Alle Mittel und Wege, die man einschlug, führten nur zu gröſserer Verwirrung.

Sechste Section. *L'opposition armée contre le gouvernement mixte.* Die Zeit, welche in Unterhandlungen über die Zusammensetzung der Regierung und dann mit zu Nichts führenden Maſsregeln, um aus der Verlegenheit zu kommen, hinging, wurde von der unterlegenen capodistrianischen Partei, die sich rasch von ihrem Schrecken erholte, benutzt, wieder einen festen Fuſs zu gewinnen. In der Regierungsbehörde hatte diese Partei Anhänger; zwei Drittheile des Senates waren ihr ergeben; bald überzeugte man sich, daſs auch die Geschäftsträger der fremden Mächte ihr freundlicher gesinnt waren. Die alten Verbindungen wurden in den

Provinzen, bei den Truppen u. s. w. angeknüpft. Die bewaffnete Opposition gegen das *gouvernement mixte* begann auf der Flotte. Das Gouvernement wandte sich um Hülfe an die fremden Residenten, und der Beschluſs, Patras und Nauplia durch französische Truppen besetzen zu lassen, wurde gefaſst. Coron und Miſsolunghi, auf welche Orte die capodistrianische Partei Anschläge machte, wurden durch die Einwohner gegen sie behauptet; dagegen Patras fiel, ehe es von den Franzosen besetzt werden konnte, den Capodistrianern in die Hände durch Zavellas, der das Gouvernement für illegal erklärte, sich also davon lossagte, und es anklagte, Fremdlingen die Vesten des Landes zu übergeben. Um es dem künftigen Fürsten zu bewahren, halte er Patras besetzt. — Gegen ihn sendet das Gouvernement eine Anzahl Capitanis mit ihren Leuten; aber in nicht langer Zeit sind diese Capitanis selbst gegen das Gouvernement gewonnen, und verlangen durch eine Deputation eine Aenderung der Regierung. „*Zavellas resta maître de l'éparchie de Patras et de ses riches récoltes de raisins de Corinthe; et Hadschi-Petros, le principal des capitaines qui lui furent opposés, muni de ses lettres de recommendation se dirigea sur l'éparchie de Gastuni et de Pyrgos pour les rançonner.*"

Siebente Section. *Du congrès national de Pronia et de l'opposition contre lui.* Während der in der vorhergehenden Section berührten Vorgänge war die Regierungscommission selbst mehr und mehr in einen Zustand der Lähmung hineingerathen. Fünf von den sieben Mitgliedern der Commission sollten wenigstens versammelt sein, um einen Beschluſs fassen zu können; jeder Beschluſs sollte nur durch die Unterschrift aller sieben Gültigkeit erhalten. Sobald es nun galt der Opposition der capodistrianischen Partei energisch zu begegnen, blieben die drei dieser Partei ergebenen Glieder der Commission, nämlich A. Zaimi, Andreas Metaxa und Plaputzas genannt Coliopulo, aus den Sitzungen, und hinderten dadurch jeden Regierungsbeschluſs. Die Berufung einer Nationalversammlung ward inzwischen dem Senate abgedrungen. Sie hatte unzweifelhaft das Recht, die Regierung neu zu organisiren; nach ihr wandten sich sehnsüchtig alle Blicke, aber den Hauptverlegenheiten (denen nämlich, die aus dem Mangel des Geldes erwuchsen) vermochte sie nicht abzuhelfen, und durch vorgreifende Bestimmungen konnte sie leicht der späteren Regierung des designirten Fürsten weitere Verwickelungen bereiten. Dahin gehörten Bestimmungen über die Vewerthung und Vertheilung herrenlosen Bodens; dahin gehörten Bestimmungen über eine Verfassung in einer Zeit der Verwirrung, der Leidenschaft und des nicht gehörig Vorbereitetseins. Auf der anderen Seite hingen alle Wünsche des Volkes mit dem Zusammentreten dieser Versammlung zusammen, und wenn sie auch nichts that, als die früher unter Capodistrias Einfluſs festgestellten gesetzlichen Bestimmungen wieder aufheben, konnte ihre Thätigkeit schon eine segensreiche genannt werden. Ueberdies, wenn man nicht die Londoner Protocolle allein als Basis des griechischen Königsthrones betrachten wollte, muſste eine Anerkennung der Beschlüsse der Conferenz in irgend einer gesetzlichen Weise stattfinden; die Möglichkeit einer solchen Anerkennung gewährte aber die Nationalversammlung. Ueber die Behandlung dieses Dilemmas, in welchem man sich hinsichtlich der Folgen der Berufung der Nationalversammlung befand, spricht sich der Verf. so umsichtig aus, und bezeichnet den Gang, den er für den angemessensten gehalten habe, so klar, daſs man ihm nur in seinem Urtheil über das Benehmen der fremden Geschäftsträger beistimmen kann. Die fremden Diplomaten waren dem Eingreifen des Nationalcongresses entschieden abhold, und fanden dabei Unterstützung an allen, sowohl militärischen als civilen, Verwaltungs-Chefs, welche sämmtlich den Congreſs und eine Beleuchtung ihrer Thätigkeit in der capodistrianischen Zeit glaubten fürchten zu müssen. Unterhandlungen der verschiedensten Art wurden versucht, die bereits in Argos zusammenkommenden Deputirten der Nation wieder zu zerstreuen. Als Alles miſslungen war, griff Colocotroni zu den Waffen, und erklärte sich gegen die Regierung und den Congreſs. Nikitas wiegelte in demselben Sinne durch Vorspiegelungen die Bewohner der messenischen Ebene auf. Diese wurden zwar bald durch Mainoten zerstreut, und der Aufstand hatte keinen weiteren Fortgang, aber auch ohne diesen waren Anarchie und Verwirrung hoch genug gesteigert. Da der Congreſs schon zahlreich genug besucht war, um seine Arbeiten beginnen zu können, beschloſs die Oppositionspartei ihn ganz aus einander zu treiben, und rechnete dabei auf die Hülfe des Senates. Colergis, welcher mit Ausführung des Planes zum Theil beauftragt war, wurde

daran gehindert; spartiotische Schiffe, die ihm zu Hülfe kommen wollten, fanden an den französischen und englischen Flottenführern unerwarteten Widerstand.

Der Congreſs fand trotz der glücklichen Abwendung dieser Gefahr bald neue Hinderungen durch den Senat, und überdies waren allerdings in dem Congreſs nicht *alle* Hauptinteressen Griechenlands repräsentirt, denn fast überall hatte das Volk in seiner leidenschaftlichen Erbitterung gegen die capodistrianische Partei Leute zu Repräsentanten gewählt, welche man als *Feinde* der Capodistrias kannte. Diese Einseitigkeit des Congresses brachte ohne Zweifel die Opposition eben zu ihren verzweifelten Entschlüssen, und sie führt uns recht augenscheinlich eine der allergewöhnlichsten Täuschungen und Hohlheiten der s. g. constitutionellen Verfassungen vor Augen; denn diese (in ihrer gäng und gäben Gestalt nicht auf organische Gliederungen des Volkes basirte, sondern höchstens mit einzelnen Thätigkeitsrichtungsmaſsen und Besitzbeträgen in Beziehung gebrachte, übrigens nur nach arithmetischen Verhältnissen hergestellte) Repräsentation des Volkes, macht nicht nur 1) das Gegentheil möglich von dem, was *sie selbst beabsichtigt*, nämlich: *die Herrschaft der Repräsentanten der Minderzahl*, sondern sie ist auch 2) *gar keine wirkliche Repräsentation*. Wenn von drei Cantonen, von denen jeder 1000 Wähler hat, in dem einen alle 1000 Wähler einen Mann von der *einen* politischen Färbung, in den beiden anderen aber in jedem 510 gegen 490 Wähler zu Deputirten Männer von der entgegengesetzten Färbung wählen, so haben am Ende 1020 Menschen *zwei* Repräsentanten und 1980 nur *einen;* und trotz dem, daſs dies hier im Kleinen berechnete Exempel unter 10 Fällen siebenmal im Groſsen bei den constitutionellen Verfassungen eintritt, sind doch alle *einfältig genug* anzunehmen, in den constitutionellen Verfassungen sei die *Mehrzahl* des Volkes oder doch die energischer sich geltend machende Meinung repräsentirt. Glücklicher Weise ist sie es nicht, denn eben auf dem Rechnungsfehler des getäuschten Publicums ruht die Macht der Regierungen in diesen Staaten, welche Regierungen in der That sehr schwach an Mitteln oder Einsichten sein müssen, wenn sie nicht unter *allen* Umständen die Mehrzahl der Deputirten für sich, *im Nothfall durch eine Minorität des Volkes*, wählen lassen, und mit ihnen eine Tyrannei im Namen der Freiheit üben können, wie sie keine andere Regierung zu üben im Stande ist. Aber gesetzt auch, ein für constitutionelle Verfassungen dieser arithmetischen Art schwärmender Geist hätte sich mit dieser Täuschung ganz abgefunden und wäre in dieser Hinsicht resignirt, so würde er bei näherem Zusehen immer noch den Chagrin erleben, zu bemerken, daſs eine wahrhafte Repräsentation bei keinem dieser Deputirten, weder der Mehr- noch der Minderzahl, eintritt, denn die Wähler (selbst bei einiger Rücksicht auf Thätigkeitsrichtungen und Besitzbestände, indem man in der Regel die Städte oder doch die gröſseren unter denselben, die Geistlichkeit, den Landadel und die übrigen Landbewohner als verschiedene der Wahl zu Grunde liegende Massen constituirt) sind immer noch so verschieden in Ansichten, Interessen und aus diesen hervorgehenden Bedürfnissen *), daſs sich die Wahlparteien nur in den allgemeinsten, oberflächlichsten Verbindungsinteressen einigen, und in diesen die Wahl treffen, d. h. in der Regel in der Stimmung für die actuelle Administration oder dagegen. Bin ich aber, fragen wir, selbst in dem glücklichen Fall, wo ich bei der in der Wahl den Ausschlag gebenden Anzahl bin, *repräsentirt* in meinem Unwillen etwa gegen die actuelle Regierung, wenn der gewählte Mann zu der Opposition hält, aber die Regierung gerade von Seiten angreift, wo sie mir noch werth ist, wo ich sie unterstützt wünschte, und sie unterstützt, wo ich sie angegriffen wünschte? Und kömmt dies nicht täglich vor, da wo man sich, um nur überhaupt *einigen* Einfluſs mit seiner Stimme auf die Wahl zu üben, solchen abstracten Interessensammelpunkten, wie die Worte Opposition, ministerielle Richtung u. s. w. sind, anschlieſsen muſs?

Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung über eine Lüge, mit der sich die constitutionelle Theorie gerade bei ihrer Basirung so gutmüthig selbst belügt, und so allgemein, daſs selbst ein so hochgebildeter, so einsichtsvoller Mann, wie der hochverehrte Verf. des vorliegenden Buches, sich über das obenangedeutete Miſs-

*) z. B. ein Mahler, ein praktischer Arzt, ein Schuhmachermeister, ein Schauspieldirector, ein Gastwirth und ein Schulcollege, die alle *Bürger* derselben Stadt, und Wähler in derselben Wahlmasse sind; oder ein Mehlhändler, ein Leineweber, ein Dorfbader, ein reicher Brauereibesitzer, ein Viehmäkler und ein Regierungsbeamteter, der zugleich Grundbesitzer ist, in einer Landschaft.

verhältnifs des griechischen Congresses selbst mit solchen Phrasen abfinden kann, wie die folgenden sind: „*Il y avait bien à cela quelque inconvenance: l'opposition n'était pas représentée; mais rien d'étonnant et moins encore d'illégitime* (ganz richtig da, wo es *nur* ein formelles Recht giebt), *parceque des assemblées librement choisies représentent toujours dans leur majorité l'opinion publique. Si, dans cette occasion la minorité était petite et si elle finit par s'éclipser entièrement du congrès, ce fut bien sa faute et point du tout celle de l'assemblée, ou de la nation.*"

Da die im Congrefs nicht repräsentirte Partei (die Partei also, welche auch nicht einmal eine eingebildete Theilnahme an der weiteren Gesetzgebung hatte) noch einen mächtigen Einflufs auf den Senat übte, so war die nothwendige Folge Zwist und Intriguen aller Art zwischen beiden Collegien, und der Congrefs fafste zuletzt den Beschlufs, seine Sitzungen nach Nauplia zu verlegen, und sie, da sich gegen die Abhaltung der Sitzungen in der Stadt allerhand Hindernisse fanden, vor den Thoren derselben in Pronia anzuordnen. Bald nach Eröffnung der Sitzungen kamen Nachrichten an, dafs das Resultat der diplomatischen Verhandlungen der drei grofsen Mächte erreicht, Griechenland nun wirklich zu einem Königreich erklärt, ihm eine Anleihe von 60 Millionen Franken und erweitertere Gränzen garantirt seien. Ein Theil der Congrefsmitglieder wollte nun die Verhandlungen der Versammlung aufgeschoben wissen, bis eine Regentschaft anlange, um im Namen des jungen Königes die Regierung zu übernehmen; während ein anderer Theil zur Eile trieb und die Verhandlungen zu beschleunigen wünschte, und durchsetzte, dafs die Versammlung erklärte, sie sähe die Ausarbeitung einer Verfassung für das Königreich und die Vertheilung der Nationalgüter als ihre eigenste Aufgabe an. Man erklärte sofort eine Amnestie; und nun drehte es sich um die Erklärung der Anerkennung des designirten Königes — wobei recht wohl bemerkt wurde, dafs man durch diesen Act der Anerkennung die weitere gesetzgebende Gewalt des Congresses breche, und zum Theil aus den Händen gebe. Die Verhandlungen aber über die Anerkennung des jungen Königes und das unzweifelhaft vorher zu sehende Resultat derselben schienen die Partei, welche bisher dem Congrefs entgegen gewesen war, zu versöhnenden und vermittelnden Schritten zu bewegen, denen man Anfangs vertraute, weil es zu erklärlich war, dafs diese Partei nicht als Opposition gegen die Beschlüsse der Londoner Conferenz und gegen den König erscheinen wollte; sie suchte Aufschub für die Abfassung der Erklärung zu gewinnen, scheinbar um Theil an derselben zu nehmen und sie mit zu unterzeichnen; allein bald erfuhr man, dafs diese Partei neue Gewaltthätigkeiten im Schilde führe; dafs sie den Congrefs nun gerade beschuldigte, dem jungen König entgegen zu sein, und dafs sie bei ihren Gewaltthätigkeiten gegen den Congrefs das angebliche Interesse des Königes zu ihrer Fahne mache. Unter diesen Umständen war es nöthig, dafs der Congrefs mit seiner Erklärung der Anerkennung eilte, um alle böse Nachrede zu zerstreuen und das Vorgeben seiner Feinde zu nichte zu machen. Am 8. August wurde diese Angelegenheit discutirt und die Wahl der Londoner Conferenz wurde sofort anerkannt. „*Toute l'assemblée se leva d'un mouvement unanime pour saluer son souverain avec des transports de joie partagés par le peuple qui remplissait en grande foule les avenues du congrès.*" Mit dem Decret der Anerkennung des Königs Otto und mit den Adressen des Congresses an Ihre Majestäten von Baiern und von Griechenland reiste der Verf. nach langen mühseligen Anstrengungen zum Heil des neuen Griechenlands nach Deutschland zurück.

An demselben Tage, wo die Anerkennung des Königes statt hatte, hob der Congrefs durch einen anderen Beschlufs den Senat auf. Es mochte das in der Lage, in welcher der Congrefs war, als nothwendig erscheinen, ja! man kann zugeben, dafs der Congrefs die besseren, Griechenland ersprieflicheren Elemente enthielt — immer aber mufste es als ein Schritt der Gewalt erscheinen, da im Congrefs ebensosehr die eine, als im Senat die andere Partei dominirte. Durch diesen Schritt zerrifs man alle noch angezogenen Fäden der Vermittelung mit der Partei der Opposition, und stiefs zugleich die fremden Diplomaten entschieden zurück. Die Protestation der Diplomaten, die den Senat als das einzige feststehende Landescollegium betrachteten, gab diesem den Muth, sich trotz des Vernichtungsbeschlusses des Congresses nicht aufzulösen. Ein anderer Beschlufs des Congresses entfernte Metaxa aus der Regierungscommission; unmittelbar nachher wurde aber der Congrefs von bewaffneten Banden, denen man Sold schuldig war, und die man von einem Termin zum anderen vertröstet hatte, in seinem Sitzungslocal angegriffen, auf das gewalt-

thätigste zerstreut, der Präsident bei den Haaren geschleift, und etwa ein Dutzend Congrefsmitglieder wurden von den wilden Haufen mit in ihre Standquartiere geschleppt. Ohne den Schutz von ein Paar hundert Candioten in der Nähe, möchte der Congrefs noch übler behandelt werden sein.

Achte Section: *Dissolution du gouvernement mixte.* Natürlich kam der Angriff gegen den Congrefs in den Augen des Volkes auf Rechnung der zur capodistrianischen Partei gehörigen Mitglieder der Regierungscommission; (in der That hatte es nicht an anderweitigen Anreizungen und Förderungen der Tumultuirenden auch aufser der Soldschuld gefehlt) da die Partei des Congresses die populare war, drohte das Volk in Nauplia über diese Glieder der Regierungsjunta in Sturm herzufallen; die Factionswuth war auf das höchste gestiegen, als glücklicher Weise ein Courier mit Depeschen aus Baiern ankam, und allen Gemüthern durch seine Ueberbringungen eine andere Färbung mittheilte. Die gefangenen Congrefsdeputirten wurden freigegeben; nur die Häuptlinge der alten Phönixpartei verzweifelten noch nicht daran, sich noch einmal der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Als Deputation des griechischen Volkes nach München wurden der Admiral Miaulis, der General Costa Botzaris und der General Coliopulo abgesendet. Diese beiden Generale waren Mitglieder der Regierungscommission gewesen; ein drittes Mitglied Ypsilanti war gestorben. Die vier übrigen repräsentirten beide einander befehdende Factionen zu gleichen Stimmen; auf einer Seite: Conturioti und Coletti, auf der anderen Zaimi und Metaxa. Mit einem so gespaltenem höchsten Collegio war eine Regierung des Landes in der That unmöglich. Der Congrefs war aus einander getrieben, und hatte sich nicht wieder gesammelt; der Senat war von dem Congrefs abgeschafft worden, und wurde von der Congrefspartei nicht weiter anerkannt. Die fremden Diplomaten verstanden nicht griechisch; wufsten die Landesart nicht zu nehmen, und waren also, da Niemand eigentlich Zutrauen zu ihnen hatte, ohne gehörige Information über die Lage der Dinge, so wie ohne Entschlufs. Die militärischen Häuptlinge hatten den schönsten Raum zu weiteren Occupationen, und liefsen es nicht daran fehlen. Colocotroni, der Th. Grivas aus Tripolizza geworfen, sammelte die Schaaren seiner Partei in der Ebene von Argos. Conturioti legte nun seine Präsidentenstelle nieder, schied aus der Regierungscommission und ging nach Hydra zurück; die übrigen Mitglieder der Commission konnten sich in nichts einigen, und die Regierung fiel also den Ministern, die sich in ein Collegium verbanden, anheim; es gehorchte ihnen aber nur, wer Lust dazu hatte, und sie, um den Rest der Truppen zu erhalten, verkauften in Nauplia Alles: öffentliche Gebäude, Kanonen, kurz! was sich nur verkaufen liefs. Die Militärchefs auf der anderen Seite richteten für die Landestheile, die in ihrer Gewalt waren, eine Regierungsjunta ein, an deren Spitze Colocotroni stand, und liefsen ihre Truppen sich auf Kosten der Einwohner nähren und bereichern, so gut es eben möglich war.

Indem wir dem Vf. bei dieser historischen Darstellung von dem ersten Auftreten des Grafen Johann Capodistria bis zum Ende des Gouvernement mixte, wie er es nennt, gefolgt sind, erlauben wir uns nun einen Rückblick auf die Fragen, die wir in dem Eingang dieses Artikels aufgeworfen haben — und wie lauten die Antworten? Von der *eigenthümlichen* Natur des Volkes, von den Ansätzen zu organischer Gliederung des Volkes in Stände und damit zusammenhängende Behörden — ist in diesem ganzen Zeitraum von Niemandem, wie es scheint, die Rede gewesen: hat irgend wer in einem Gesetz, in einer Regierungsmafsregel, in einer öffentlichen Mahnung dafür gesorgt, dafs jene schöne, strenggeschlossene Familiensubstanz, wie sie sich in der Noth der Zeit, türkischem Frevel gegenüber, erzeugt hat, festgehalten, geschützt, mit ausgebreiteten Händen gehegt werde? Hat jemand jene Ansätze zu Stammorganisationen, zu adeligen Herrschaften, zu kirchlicher Macht, zu kriegerisch freiem Ritterwesen nur zu verstehen gesucht? — In der Periode, die uns hier dargestellt ist — finden wir nirgends bejahende Antworten. Zwar in *dem*, was weiter über den actuellen Bestand des griechischen Volkes gesagt ist, zeigt der Verfasser Sinn auch organisches Volksleben zu fassen, zu verstehen — doch nur bis zu der Berührung mit jenen politischen Ansichten der s. g. civilisirteren Welt; diese sind ihm eine höhere Religion, und jener atomistischen Freiheit der Individuen zu Liebe würde sich wohl der Vf. entschieden gegen eine nach aufsen geschlossene Familiensubstanz mit bis auf einen gewissen Grad criminalrichterlicher, hausväterlicher Gewalt; würde er sich gegen mit Autonomie begabte bürgerliche Communen oder Landgemeinen; würde er sich gegen die mit gröfseren

Grundbesitzständen verbundene burgherrliche Gewalt; würde er sich gegen eine Kirche, die das geringste Recht eines gesellschaftlichen Verkehres von Kleidermachern (— nämlich unwürdige Mitglieder öffentlich für ausgeschlossen zu erklären —) *auch* in Anspruch zu nehmen wagte, erklären, u. einer Regierung, wie er sie für Griechenland wünscht, nicht blos das Recht zusprechen, sich ihre Diener blos aus den vorschriftsmäfsig Befähigten zu wählen, sondern auch das, den Vater zu einem der Regierung beliebigen Unterricht der Kinder zu nöthigen; — nicht blos das Recht zusprechen, im Allgemeinen Besitzrechte zu schützen, sondern auch das, auf die Behandlung von Besitzständen (z. B. die Betreibung der Agricultur) zu influiren u. s. w. u. s. w., wobei dann zuletzt immer das Ende vom Liede ist, dafs man den Bauern vorschreibt, sie sollten die Birnen nicht abschütteln, sondern mit patentirten Fruchtbrechern abpflücken, u. s. w.

Neben einer *solchen* Regierung und nach Zermalmung oder doch nach Schwächung der oben erwähnten organischen Gewaltbildungen im Volke ist dann allerdings die Hefe der s. g. constitutionellen Freiheit wenigstens noch ein lebenerlügendes, wenn auch nicht lebengebendes Element, und wer keinen *anderen* Staat kennt, der mufs allerdings für die constitutionelle Zugabe zu demselben schwärmen; — davon aber scheint allein bis jetzt in Griechenland die Rede gewesen zu sein und noch zu sein, ob Griechenland eine bureaukratische oder eine constitutionelle Regierung haben, ob es der Scylla oder der Charybdis anheim fallen solle. An die Herstellung eines Staates auf der Grundlage von Corporationen und von kleineren und gröfseren Dynastenfamilienherrschaften — wozu Griechenland eine wahre, eingeborne Basis bot — hat Niemand gedacht, denkt auch der Verf. nicht.

Da die übrigen Abschnitte des Buches nun theils nur über factisch Vorhandenes berichten, was sich schwer zu einem noch engeren Auszuge vereinigen läfst, und wozu wir aus Mangel an Autopsie nichts hinzusetzen können, theils aber sich eben auf dem Gebiete einer politischen Ansicht hält, gegen die wir fast bei jedem bedeutenderen Ausspruche Protest einlegen müssen, beschränken wir uns auf die Begleitung der obigen historischen Abschnitte, und überlassen weitere Erörterungen Männern, die den actuellen Zustand näher gesehen haben und mit den politischen Wünschen des Verfs. für Griechenland mehr sympathisiren als wir, die wir von der Hand der Meinung sind — das Leben in der Wüste sei ein höheres als das bei den Fleischtöpfen Aegyptens, und der Nothstand unter den Türken ein segensreicherer gewesen, als in *dulce* ein Hineinziehen eines bureaukratisch-constitutionellen Griechenlands in faule Bildungsmoräste des civilisirten Europas.

Heinrich Leo.

LXIX.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. By Lieutenant-Colonel James Tod, late political agent to the western Rajpoot states. Vol. I. Lond. 1829. XXXII u. 806 S. Vol. II. 1832. XXXIII u. 791 S. gr. 4.

Erster Artikel.

Es verdient gewifs eine ehrenwerthe Anerkennung, dafs so mancher brittische Officier in Indien, wo noch des Neuen und Unerforschten so unendlich viel uns begegnet, von einem wissenschaftlichen Untersuchungsgeiste angeregt wird und dafs er seine Mufse gerne der Feder widmet, um seine Erfahrungen, Beobachtungen und etwaigen Entdeckungen gemeinnützig zu machen: allein es ist auch, als ob nur gar zu oft die Neuheit des Gegenstandes ihn mit dem Schleier der Maya umhülle, um das Licht und die Schärfe seiner mitgebrachten Schulkenntnisse zu prüfen, daher denn so häufig die Erfahrungen und Beobachtungen der Beschauer getrübt und ihre Ergebnisse einseitig erscheinen oder aber auf dem weiten Gebiete der Hypothese liegen, wohin der Besonnene nicht zu folgen vermag. Dafs auch das vorliegende Werk, welches durch den Reichthum des Materials und durch glänzende Ausstattung fast imponirend genannt werden kann, von diesen angedeuteten Mängeln nicht frei sich erhalten, dürfen wir von vorne herein um so weniger verhehlen, je überwiegender die Verdienste des Obristen Tod hervorstechen und je ungeheuchelter unsere Achtung gegen ihn in einem Gesammturtheile sich aussprechen darf: der Vf. ist bereits durch mehrere Abhandlungen in den *Transactions* der Königl. asiatischen Gesellschaft von Grofsbritannien als ein regsamer Mann bekannt; er hat seinen Forschungen auf einem uns seither völlig unbekannten Gebiete die besten

Jahre des Lebens gewidmet und giebt uns hier die Resultate dieses wirklich unermüdeten Strebens; dabei erwirbt er sich durch Humanität und würdige Gesinnungen die Liebe der Leser und wenn auch die unerwiesenen Voraussetzungen und Phantasien, welche am Ende nur Meinungen sind, auf die Darstellung einen unverkennbaren Einfluſs hatten, so haben sie doch seine Wahrheitsliebe keinesweges beeinträchtigen können, wofern sie nicht den Verf. wider Wissen und Willen auf Irrwege führen. Leider ist dies häufiger geschehen als man wünschen möchte, und wenn wir daher das Neue und Wissenswerthe willig hervorheben, zumal bei einem so wichtigen Werke des Auslandes, welches schon seiner Masse wegen in wenige Hände kommen und kaum von einem Einzelnen so dürfte geprüft werden, als es einem gewissenhaften Beurtheiler obliegt, so erfordert es auch die wissenschaftliche Kritik, jene Irrthümer, die in einem Mangel an Sprach- und Alterthumskunde ihren Grund haben, auf gleiche Weise zu rügen und ihre Quelle anzuzeigen, damit nicht der etwaige Geschichtsforscher durch Etymologie und Hypothese sich täuschen lasse. Wir werden dabei diejenigen Gesichtspunkte, welche der Verf. selber genommen hat, schärfer zu markiren suchen, besonders aber seine Quellen unparteiisch in's Auge fassen, so wie endlich bei dem Aphoristischen und Desultorischen der Sammlung gewisse Hauptzüge systematisch anzuordnen uns bemühen und zwar so, daſs wir die wichtigsten Data mit den Seitenzahlen des Werkes belegen, damit die Nachweisung für den kritischen Gebrauch des Ganzen einigen Vortheil gewähren möge. *Annalen* und *Antiquitäten* von Rajasthan hat Hr. T. seine Arbeit genannt, jedoch modificiren sich schon hier unsere Anforderungen durch die Bemerkung des Verfs., daſs die ursprüngliche Grundlage nur eine rein geographische sein sollte und die historisch-statistischen Erörterungen als untergeordnet zu betrachten seien; als Annalist jener Nation verschmähe er wie sie jedwede *captatio benevolentiae*, da er keine Geschichte, sondern nur Bruchstücke derselben habe liefern wollen; er hofft aber, daſs derjenige, welcher vor dem Volumen seines Buches nicht zurückschrecke, sondern mit Geduld sich durcharbeite, eine genauere Bekanntschaft mit den eigenthümlichen Zügen der indischen Gesellschaft sich erwerben könne und schlieſst mit Recht, daſs seine Bemühungen für das brittische Gouvernement insbesondere von Nutzen sein könnten, da sie die Natur der Streitigkeiten und Revolutionen, so wie deren Schlichtung unter jenen Stämmen genauer kennen lehrten. Der Verf. kam im Jahre 1806, nach dem Kriege mit den Mahratten, im Gefolge einer Gesandtschaft an den Hof des Sindia, welche von Agra aus durch das Gebiet von Jeipur nach Udipur ging, in die westlichen Provinzen Hindostans, und von dieser Zeit an begannen auch von der zuletzt genannten Stadt aus seine Untersuchungen, die er, mit der Volkssprache vertraut, an zehn Jahre lang eifrig fortsetzte. Sein erstes Augenmerk war auf die genaue Abgrenzung und Beschreibung des Terrains gerichtet und was Hr. T. hier geleistet, geht schon aus den Karten nach dem Jahre 1815 hervor, zu welcher Zeit die Resultate dem Marquis Hastings übergeben wurden: alles was seitdem nur immer in jenen unbekannten Regionen deutlicher hervortritt oder zum erstenmale auftaucht, ist Eigenthum des Verfs., welches er als solches sich vindicirt und es genügt nur das Eine zu bemerken, um die wirklich groſsen Verdienste des Verfs. anzuerkennen, daſs früher die beiden groſsen Städte Udipur und Chittore ihre Lagen gegeneinander vollkommen verrückt hatten, indem die letztere südöstlich von Udipur gelegt ward, während sie nordost liegen sollte. Vom ersten Anfange seiner amtlichen Stellung in jenen Gegenden bis zu der letzten Reise von Udipur nach dem Indusdelta in den Jahren 1822 und 23 führte T. ein Reisejournal und beiden Bänden sind solche Berichte unter dem Titel *personal narrative* angefügt; zwar erhellt aus denselben, daſs er in einem Palankin oder auf Elephanten mit militärischer Escorte und allem Glanze eines Kumpanisahib, vor welchem die kleinen Fürsten ihre Unterwürfigkeit bewiesen, gereist, aber wir dürfen dabei auch voraussetzen, daſs ihm alle Winkel des Landes zugänglich geworden, da er sogar Sapeurs mit sich führte, um Wege durch die Wälder zu bauen (II, 716). Die Reiserouten durch die Wüste oder wohin der Vf. selber nicht gelangen konnte, suchte er zu erfragen (eine solche II, 331) oder lieſs sie durch ausgesandte Berichterstatter erforschen und begnügte sich niemals mit Einem Ergebnisse seiner Sendungen, sondern lieſs unter andern die Centralgegend von den westlichen Appeninen Indiens, dem Aravalli, und dem südlichen Vindhya nach jeder Richtung vermessen, revidirte persönlich und machte dabei die bemerkenswerthe Erfahrung, daſs die Eingebornen in ihren Angaben und Abschät-

zungen auf das Genaueste mit den Vermessungen stimmten, woraus es erhellen möge, dafs schon die früheren indischen Regenten nach ihrem Mafse die Entfernung von Stadt zu Stadt hatten bestimmen lassen. Und so können wir denn nach solchen Vorarbeiten und der meisterhaften Karte von Hrn. Walker, dem verdienten Kartenstecher der ostind. Compagnie, mit vollem Rechte so lange auf Tod uns berufen, bis dereinst die grofsen trigonometrischen Vermessungen der Britten nach diesen Gegenden hin sich erstrecken, und auch dann erst kann eine Vergleichung zwischen der Karte und den alten geographischen Notizen aus den Puranas mit Sicherheit angestellt werden. Hr. T. beabsichtigte eine solche und wurde dadurch wohl zuerst zu den Untersuchungen über die frühere Geschichte des Landes hingeführt; er begann mit den Genealogien aus den epischen Dichtern und spätern Chronisten, liefs sich mit Hülfe einheimischer Literaten Auszüge und Uebersetzungen in die neueren Dialekte von allen Stellen der alten Schriften anfertigen, welche nur irgend Licht zu geben versprachen und brachte so in einem Zeitraume von zehn bis sechszehn Jahren eine reiche Sammlung von zehn Folobänden zu Stande, aus welcher er nur die Hauptthatsachen dem Publikum vorlegt. — Wir gehen nunmehr in das Einzelne ein, geben aber grade von den wichtigsten geographischen Bereicherungen nur einen flüchtigen Umrifs, weil es uns hier genügt, das Locale bezeichnet zu haben und wir es uns nicht zutrauen, die natürliche Trockenheit des Stoffes mit K. Ritters gewohnter Klarheit durchdringen zu können. Rajasthan oder das *Land der Könige* ist allgemeine Benennung für dasjenige Gebiet im westlichen Indien, welches von den sogenannten *Rasbuten* d. i. *râjâputra's* oder *Prinzen*, die uns früher fast nur dem Namen nach als kriegerische Stämme bekannt waren, beherrscht wird: die westliche Hälfte jenes ungeheuren Thalbeckens zwischen den Vorhöhen der Himalayakette und der südlichen Wand des Vindhya, welche Indien von Dekkhan scheidet. Im Westen plattet sich die sandige Fläche gegen den Indus hin immer mehr ab, im Südosten wird sie durch den Lauf der beiden Ströme Chambal und Yamuna oder von der Provinz Bhundelkhand begränzt und so bildet das Terrain von Rajasthan eine irreguläre Fläche mit Höhenzügen durchflochten zwischen dem 22 und 30° n. Br. und dem 69 und 78° östl. L. — Vom Vindhya ziehen sich die Alpen des Arsvalli nach Norden hinunter und bilden das Hochplateau von Rajasthan, auf welchem die Ströme nach Ost und West sich scheiden; unter andern schlängelt sich hier der bedeutende Chambal oder Chumbul von den Höhen des Vindhya mit seinen vielen Nebenflüssen, besonders dem Sipra und kleinem Sind, welche durch das Gebiet des alten Ozene fliefsen, aus Malva durch das Territorium von Rajasthan dem Yamuna entgegen, in welches er mit dem Sind unter 27° und 79° sich ergiefst und ein heiliges *Triveni* bildet (I, 16). Rajasthan zerfällt seiner politischen Eintheilung nach in sechs Provinzen mit Ausschlufs der Induswüste; das Centrum bildet *Mewar* (Madhyavara *die Mitte*), (24 u. 26° Br. und 73 u. 75° L.), ein Terrassenland mit fruchtbaren und romantischen Thälern, welches unter allen diesen Staaten am meisten Berücksichtigung verdient. Tod gebrauchte nach dem Vorgange der Eingebornen für diese ganze Strecke bis nach Malva hin auf seiner ersten Karte von 1815 den Namen Centralindien (madhyadeça), der seitdem gangbar geblieben ist; früher waren diese grofsen Reiche nur nothdürftig nach ihren Hauptstädten bekannt: Udipur für Mewar, Yudpur für Marwar, Jeipur für Amber u. s. f. (II, 345). Die Provinz Mewar, mit welcher sich fast der ganze erste Band (211—506) beschäftigt, ist stark bevölkert und am meisten cultivirt; auch ist die Ergiebigkeit hier fast so grofs als in Bengalen und die Pracht der königlichen Residenz *Udipur* (Stadt des Ostens, von Udya *Aufgang*) in einem reizenden Thale (I, 653 Kupf.) gelegen, die prächtigen Tempel und Palläste der Vorzeit, die grofsen Tanks, wie unter andern der königliche See (rajsamand), der mit seinen Marmordämmen eine Million soll gekostet haben, Alles zeigt, dafs die früheren Einkünfte von Mewar bedeutend sein mufsten. Gegenwärtig aber hat die Indolenz der Bewohner manche Strecke zu einer Einöde werden lassen, Udipur zählt nur noch 3000 Häuser innerhalb der Ringmauern von früheren 50,000 (I, 478) und der Ackerbau liegt fast ganz danieder, weil der Anbau eines verderblichen Giftes, des Opium, die Thätigkeit des Rasbuten gänzlich in Anspruch genommen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. By Lieutenant-Colonel James Tod.

(Fortsetzung).

Die erste Mohnpflanzung soll zwischen Chambal und Sipra gewesen sein und von hieraus über Malva und Rajasthan sich verbreitet haben; zu welcher Zeit dies aber geschehen, ist völlig dunkel, da in der ganzen indischen Litteratur keine Anspielung auf Opium, wohl aber auf Betel, Blumenextracte (Arrak) und andere sich findet; der Tabäck ist geschichtlich erst unter Jehangir in Indien eingeführt. Der Verf. schildert das Verfahren, wie man durch Einschneiden der Samenkapsel den verdickten Mohnsaft gewinne (II, 633), und bemerkt, wie der Verbrauch immer mit der allgemeinen Wohlfahrt des Landes im umgekehrten Verhältnisse gestanden, in Kriegszeiten und Hungersnöthen am stärksten gewesen sei und durch das brittische Monopol, welches die Ausfuhr beschränken sollte, nur noch zugenommen habe. — Südlich an Mevar, durch die Flüsse Bairas und Banas davon geschieden, grenzt die zweite Provinz *Hârâouti* (Hârâvati), aus zwei Landschaften Bundi und Kotah bestehend und von dem Stamme der Haras bewohnt (II, 439—591). Der Chambal durchschneidet das Land und an ihm liegt die Stadt Kotah (unter 25 und 76°) in einer paradisischen Gegend, woran auch dieses von Strömen vielfach durchschnittene Fürstenthum so reich ist (II, 505 Kupf.). Nördlich lehnt sich an Mevar das kleine Gebiet von Ajmîr mit der gleichnamigen Hauptstadt und an dieses sodann im Nordosten die dritte Provinz von Rajasth. *Amber* oder Dhundar (II, 345—438) mit einer Bevölkerung von 185,670 Seelen und der Hauptstadt *Jeypur*. Ueberschreiten wir nunmehr die nördliche Ausstrahlung des Aravalligebirges, welches mit dem Indus parallel geht, als bilde es gleichsam die alte Ufergrenze, so treten wir in die westlichen Staaten von Rajasthan und können sie in drei Streifen abstecken: in den fruchtbaren aber Ueberfluthungen ausgesetzten und daher spärlich bewohnten Ufersaum des Indus selbst, der von Tod nicht berührt wird; sodann in einen Centralstreifen als völlige Sandwüste und endlich in die terrassenartigen Absprünge und Verflachungen des Aravalli, durch welchen die Natur mit kühner Hand die Sandebne begrenzt hat. Hier zieht sich im Westen von Mevar die vierte Hauptprovinz von Rajasthan hin, nämlich *Marwar*, Marusthali oder Marusthan, nicht, wie T. erklärt, *Gegend des Todes*, sondern *Einöde*, *Salzland*. Das ganze Gebiet (zw. 71 und 75°, 25 u. 27°) hat etwa zwei Millionen Einwohner und wird durch den Salzfluſs *Luni* (d. i. *Lavani*), oder genauer durch eine über die Hauptstadt *Yudpur* und Nagore gezogene Linie in das fruchtbare und völlig sterile getheilt. Die fruchtbare Hälfte besteht aus den Alpenabsätzen des Gebirges, auf welche jedoch die Erde erst muſs hinaufgetragen werden; eine groſse Quelle des Reichthums liegt hier in den Marmorbrüchen, besonders bei Mokrano, welche zu den herrlichsten Gebäuden, selbst von Delhi und Agra, von jeher das Materiale geliefert (II, 165). Auch Eisen findet sich, hauptsächlich aber Zinn und Blei und die Zinngruben von Javura und Dariba lieferten noch vor einem halben Jahrhunderte jährlich für drei Lak Rupien (I, 12. 504. II, 165), wodurch die Beweise verstärkt werden, daſs die Gebirge von Malva in der Vorzeit die Fundgruben des Zinns und Bleies gewesen sein mögen. Die westliche Sandfläche ist mit Oasen und Dünen durchschnitten, welche endlich mit Gräsern bewachsen und wenigstens Futterkräuter für das Schaafvieh gewähren; auch ist dieses in groſser Menge vorhanden, Schaafmilch das gewöhnliche Getränk, da das Wasser sehr selten ist und kaum noch mit 60 Fuſs Tiefe gefunden wird, und die Wolle Hauptmittel der Bekleidung und Manufactur. Die Kameele sind hier die besten in Indien und dem Bewohner der

Wüste unentbehrlich, sie tragen Lasten, ziehen Wasser und gehen selbst an dem Pfluge. Der Sand ist bald beweglich und trocken, bald wird er von Salztheilen zusammengehalten und verwächst zu einer Kruste, wodurch sich hie und da Hügel (thals) bilden, welche nach und nach mit Salzkräutern bewachsen; kein Baum erfreut das Auge und selbst auf den Oasen kann nur dürftiges Gestrüpp aufkommen. Eine Art von Buchweitzen (bajra) schiefst nach einigen Regenschauern schnell auf, wenn er nicht durch heftige Güsse aus dem lockern Sande fortgespült wird; Gerste, Reis und Weitzen gedeihen nur in den besseren Distrikten. Flüsse finden sich in dieser Einöde nicht, sondern nur momentane Salzbäche und Lachen; der merkwürdigste Flufs ist in dieser Beziehung der Looni, dessen salziges Wasser im Aravalli entspringt und seinen weiten Lauf durch Marwar in den Salzmarsch Rin (d. i. aranya *Wüste*) nimmt: es ist dies eine fürchterliche Einöde, 150 brit. Meilen lang und 70 breit, welche bei trockenem Wetter Flugsand mit glänzenden Salztheilen, im Regen aber eine schmutzige Auflösung bildet, worin die Kameele bis an den Gürtel versinken. Die Karavanen müssen hindurch, weil in der Mitte eine Oase (Kharikâba) liegt (I, 17. II, 295), sonst hauset hier nur der wilde Esel. Das Phänomen Seekote (sitakota) oder *Winterschlofs* ist in dieser Wüste bei kaltem Wetter besonders bemerklich: eine Spiegelung, welche in der übrigen Wüste Serab heifst (I, 767). Aus Marwar wird fast ganz Hindostan mit Salz versorgt, die Arbeiten geben einem ganzen Stamme, dem der Bunjaris, Beschäftigung, und grofse Züge von 40,000 Ochsen gehen mit Salz vom Indus bis an den Ganges (II, 165. 174). Oeder noch als Marwar ist die fünfte Provinz von Rajasthan *Bikanir*, mehr oder weniger aus reinem Sande bestehend; daher ist die Bevölkerung ausnehmend sparsam, denn nach einem ungefähren Census der zwölf Hauptörter, welche auf einem Raume von 180 M. Länge bei 160 Breite sich finden, werden etwa nur 539,250 Menschen sich befinden (II, 197). Die nordöstlichen Gegenden gehen allmälig in schwarzen Boden über und es wird Weitzen, ja sogar Reis und Baumwolle gewonnen. Hauptnahrungsmittel sind Kürbisse und Wassermelonen, welche aber erst seit Baber herverpflanzt wurden (I, 644), mithin mag das Land früher nur durch regeren Karavanenhandel sich erhalten haben: denn das Vorgeben, als habe ein versiegter Strom erst die Gegend verschlechtert (II, 187), ist nur eine unbeglaubigte Tradition. Die Einwohner von Bikanir sind geschickt in Eisenarbeiten und versorgen die Märkte des westlichen Indiens mit Dolchen und anderen Waffen. Die letzte Provinz ist *Jessulmir*, zugleich die äufserste Grenze des unabhängigen Hinduismus, eine wüste Fläche von etwa 15000 □ M., nach den besten Daten mit ungefähr 74000 Seelen, von denen noch 35000 auf die Hauptstadt Jessulmir kommen, so dafs man etwa nur einen Menschen auf die Quadratmeile annehmen kann (II, 278). Nur um die Stadt zieht sich ein fruchtbarer Streifen her, jedoch würde sie gänzlich verarmen, wenn sie nicht als Stapelplatz auf der Strafse nach den Indusprovinzen läge und selbst durch Wollhandel einigen Vortheil zöge (I, 18. II, 281). — Von der eigentlichen Induswüste selbst, dem Gebiete der Dhats und Daodputra, giebt Hr. T. nur eine Skizze (II, 289—330), welche zu weitern Untersuchungen anregen soll. Im Uebrigen ist das Klima aller dieser Gegenden nicht ungesund und Armuth und Hungersnoth sind bei weitem die gröfsten Uebel. Giftige und reissende Thiere giebt es wenige, aufser Schlangen und Gewürm; das Oberhaupt der Schlangen hat daher ein eignes Fest (Nagapanchami), an welchem man zu Udipur, wie in Indien durchweg, gewisse Kräuter auf die Schwelle streut, um das Eindringen des Gewürms zu verhüten (I, 580). Unter den Krankheiten der Wüste kommt neben Fiebern, Pocken u. a. eine Hautkrankheit vor, welche vielleicht in dem salzigen Wasser oder der salzgeschwängerten Luft ihren Grund hat. Es ist eine Art von Wurm (narua), bei T. Guineawurm, der seinen Sitz unter der Haut, besonders in den Gelenken hat; hier erzeugt er zuerst eine Pustel mit furchtbarem Jucken und Schmerzen, bis Geschwulst und Entzündung überhand nehmen und den ganzen Körper angreifen. Nun beginnt der Wurm durchzubrechen und wird mittelst einer Nadel oder eines Strohhalms Tag für Tag allmälig aus der Haut gewunden; hat der Patient das Unglück dies Gewinde zur Nachtzeit abzustofsen, so sind lange Leiden oder Lahmheit sein Loos. Das Uebel ist übrigens so allgemein, dafs man sich gegenseitig frägt: wie befindet sich Ihr Wurm? (II, 326). Die Cholera besuchte diese Gegenden mehrmals, unter andern schon 1661; in den einheimischen Annalen erscheint sie unter dem Namen Marri (Tod) und der Verf. selbst war Zeuge ihrer Verheerungen, jedoch meint auch er, dafs in Indien neun Aerzte unter zehn ihre Contagiosität

abläugneten und erzählt, wie der einzige Sohn des Königs von Mevar fast hermetisch im Pallaste gegen Ansteckung verwahrt worden, aber grade am allerersten ergriffen sei (II, 68). — Um nun im Verfolge einen festen Boden bei den statistisch-historischen Untersuchungen des Verfs. zu gewinnen, wird es durchaus nöthig, dafs wir seine Haupthypothese zuförderst in's Auge fassen, so schwer es wird dieselbe aus den zerstreuten Bemerkungen mit einiger Klarheit aufzustellen. „Ich bin so kühn gewesen, sagt er (I, XVIII.) den gemeinschaftlichen Ursprung der kriegerischen Stämme von Rajasthan und derjenigen des alten Europa zu behaupten und nachzuweisen." Der Verf. wisse es wohl, dafs Hypothesen der Art mit Verdacht und zuweilen mit Spott angesehen würden, aber er wolle auch nicht mit Vorurtheilen daran hängen, da die Welt zu aufgeklärt sei, um sich mifsleiten zu lassen; daher lege er nur die Analogien vor, weil sie wenigstens beachtungswerth seien und weitere Forschung veranlassen könnten; vieles verlange die Nachsicht des Publicums, aber er fürchte weniger, dafs er zu viel gegeben, als dafs er vielleicht etwas Brauchbares unterdrückt habe. Dies würde sehr einnehmend klingen, wenn der Verf. bei Analogien geblieben wäre und nicht seine Lieblingsmeinung so oft apodiktisch ausgesprochen oder mit Gründen zu unterstützen gesucht hätte. Am bestimmtesten wird sie mit folgenden Worten gegeben (I, 559): Wo der Name eines Volksfestes nicht auf das Sanskrit zurückgehe, da dürfe man nicht sofort an eine spätere mohammedanische Zeit denken, sondern man solle lieber die Hypothese von Pinkerton zulassen, nämlich die Ansiedlung einer ursprünglich indogetischen oder indoscythischen Nation, deren Wohnplätze vom kaspischen Meere bis zum Ganges, oder, wolle man ein Centrum dafür haben, die fruchtbare Gegend von Sogdiana gewesen. Um aber hier schon dem Verf. etwas zu entgegnen, so verkennt er das Ballspiel zu Pferde auf dem Platze Chougan zur Zeit der Herbstäquinoctien (I, 599): es ist das von den Persern entlehnte جوكان worüber Chardie und Ouseley hinlängliche Belehrung geben. Hr. T. behauptet: Manu und die Puranas zeigten selbst in ihren Allegorien die frühere Verbindung zwischen Oxus und Ganges (II, 218); der Name Yavana mit dem Zusatze asva oder asi beweise indoscythische Barbaren als *asiatische* Reuternation von jenseit des Indus (II, 5.); die Agnikularaçe wolle von Norden hergekommen sein, mithin seien sie Indoscythen (II, 678) und wir hätten gewünscht, dafs uns die deutlichen Aussprüche aus den Quellen selbst nicht wären vorenthalten worden. Bald sind nun diese Indoscythen in Indien heimisch, bald aus Centralasien erst eingedrungen und selbst bei der letzteren Ansicht ist Hr. T. so inconsequent, dafs wir alle Zeiten für ihr Eindringen angegeben finden: die *Jits* im Penjab, *Jât* am Yamuna, *Juts* am Indus, die *Jadu*, *Johyas* und A. sind dem Verf. alle identisch (I, 106. II, 182. 220), es sind *Geten* und als Hirtenvölker zur Zeit der Tomyris und des Cyrus aus Asien eingewandert (II, 179), zugleich aber sind sie geborne Inder als Somavansa oder Kinder des Mondes und Prâya oder die Gegend um Allahabad ihre Wiege, Mathura der Sitz ihrer Macht (II, 219), wogegen es wieder an einer andern Stelle heifst, dafs alle Stämme, welche nicht zu der Sonnen- und Monddynastie gehören, z. B. die Chauras, scythisch seien (I, 101). Ein Zweig der Jadus, die Bhallis, sind abermals Scythen, deren Macht in Indien vor 3000 Jahren vorherrschte (II, 216), so wie die Dynastie der Sonne und des Mondes um 2256 vor Ch. angesetzt wird (I, 37); ebenso sind die Takshakas scythische Einwandrer (I, 103); die Sauras oder Sonnendiener in Mewar und Sauraschtra seien dagegen als Scythen wahrscheinlich eine Colonie aus dem parthischen Königreiche, welches im zweiten christl. Jahrhunderte an den Ufern des Indus bestanden (I, 218) und wiederum: über das vierte christl. Jahrhundert gebe es kein sicheres Datum für die grofsen Stämme der Rasputen; dies sei die Periode einer grofsen Irruption getischer Stämme aus Centralasien, welche Reiche im Penjab und am Indus gegründet (II, 2).

(Die Fortsetzung folgt.)

LXX.

Handbuch der Geographie von Dr. W. F. Volger, Rector am Johanneum zu Lüneburg. Dritte stark vermehrte Auflage. Hannover, 1833. *Thl. I.* 660 *S. u. II.* 587 *S.* 8.

Das vorliegende Buch erfreut sich aus verschiedenen Gründen schon seit längerer Zeit eines gewissen Rufes, und ist daher auch mehrfältig in die Hände von Lehrern und Lernenden übergegangen. Der Verf., hierdurch aufgemuntert, hat sich augenscheinlich auch dieser neuen Bearbeitung seines Werkes mit Lust und Liebe hingegeben, und wir bedauern es deshalb um so mehr, dafs es demselben abermals gefallen hat, sein Buch, trotz der besseren Vorbilder, in einer so unzweckmäfsigen und

unwissenschaftlichen Form erscheinen zu lassen. Wie sonst, gruppirt der Vf. nämlich auch diesmal den gesammten geographischen Stoff blos nach politischen Eintheilungsgründen — die mathematische und physikalische Geographie werden einleitungsweise auf 24 Seiten abgehandelt — und verschliefst seine Augen gegen die unverkennbaren Nachtheile, die aus solcher unrichtigen Behandlung hervorgehen. Die etwa mögliche Entschuldigung, dafs der Vf. nur eine politische Geographie habe schreiben wollen, weisen wir hier gleich Anfangs zurück, indem sie sowohl durch den Titel, als durch das ganze Buch widerlegt wird. Wie sehr nun durch die angegebene Behandlungsweise alle wissenschaftliche Form zu Grunde gehe, indem das, was zu einander gehört, unaufhörlich zerrissen und zerstückelt wird, braucht jetzt wohl kaum noch bewiesen zu werden. Was würde man zu einem Botaniker sagen, der in einem System der Pflanzenkunde zwei nahe verwandte Species Einer Gattung in verschiedene Theile seines Buches verwiese, blos weil die eine in Würtemberg und die andere in Baiern gefunden wird? Dies aber ist, auf die Geographie angewandt, das buchstäbliche Verfahren des Verfassers. Schweden und Norwegen z. B., zwei Länder, die sich wie ein Bild aus einem Guſs dem Auge darstellen, werden hier ohne Gnade zerschnitten und auch nach ihren physischen Verhältnissen ganz gesondert betrachtet; und dies ist das Schicksal, welches allen Erdräumen zu Theil wird, wenn sie das Unglück haben, von einer oder mehreren politischen Grenzlinien durchkreuzt zu werden. Merkwürdig genug ist es, dafs der Verf. das, was er sich an so vielen Stellen erlaubt, an anderen Orten nicht über das Herz bringen kann, wodurch er in die merkwürdigsten Inconsequenzen verfällt. So mufs man sich z. B. lange abmühen, ehe man die einzelnen Stücke findet, welche den östreichischen Staatskörper bilden, und wird es Anfangs kaum glauben, dafs die deutschen Provinzen dieses Staates Thl. I. S. 45 ff., die Lombardei I. S. 414, und Ungarn, Galizien u. s. w. sogar erst II. S. 38 zu suchen sind. Auf gleiche Weise wird auch Preufsen zerrissen, weil einige seiner Provinzen das Unglück haben, aufserhalb der Grenzen Deutschlands zu liegen. Um nun der grofsen Zerrissenheit, welche durch das vorhin erwähnte Verfahren in alle physischen Verhältnisse kommen mufste, abzuhelfen, hat der Verf. nach gewohnter Weise zu Einleitungen seine Zuflucht genommen, welche er gröfseren und kleineren Länderräumen vorausschickt, und wodurch er das Zerschnittene zu vereinigen strebt; aber in welche Wiederholungen und Weitläufigkeiten ist er dadurch verfallen! So wird z. B. die Höhe des Sorata und Illimani drei mal, die des Grofsglockner vier mal und die des Orteles gar fünf mal bestimmt (I. S. 26. 30. 46. 71 und 400). Ja, es bleibt nicht bei der lästigen Wiederholung solcher einzelnen Bestimmungen, sondern es wird uns die physische Beschreibung mancher Gegenden wirklich *fünf mal* vorgeführt, wie wir denn als Einleitung zu manchen Kreisen des östreichischen Staates dasselbe lesen müssen, was wir schon vorher als Einleitung zu den einzelnen Provinzen, zum ganzen östreichischen Staate, zu Deutschland und zu Europa gelesen haben. Dafs es auf diese Weise unmöglich ist, ein klares Bild von den räumlichen und anderen physischen Verhältnissen der Länder zu gewinnen, wird der Leser leicht einsehen; aber aufserdem hat sich der Verf. durch die Unzweckmäfsigkeit seines Verfahrens die Arbeit so erschwert, dafs er über alle Recapitulationen oft wesentliche Dinge vergifst. So geschieht z. B. bei Italien weder des Alburner Gebirges, noch der Euganeen, noch des Monte Gargano Erwähnung; eben so dürftig sind die physischen Verhältnisse Grofsbritanniens abgehandelt, und in der topischen Uebersicht Asiens wird nicht einmal des Ararat und Sinai gedacht. Während das Rein-Topische solche Mängel zeigt, sieht es um die klimatischen und andere physische Verhältnisse der Länder noch viel übler aus, und in denjenigen Abschnitten, welche diesem Theile der Geographie gewidmet sind, wird der Leser nicht allein manche Lücke, sondern zuweilen offenbare Unrichtigkeiten bemerken. Thl. I. S. 5 sagt der Verf. z. B.: „Man nennt die Parallelkreise Breitengrade"; und ebendaselbst: „Man nennt die Meridiane Längengrade". S. 19, wo das Klima abgehandelt wird, geschieht der Isothermen gar nicht Erwähnung. Ferner sagt der Verf. an keiner Stelle des Buches, welches Fufsmafs er als Norm bei seinen Höhenbestimmungen annimmt, und doch wäre es hohe Zeit, dafs der in dieser Beziehung herrschenden Verwirrung endlich in unsern geographischen Hand- und Lehrbüchern entgegengearbeitet würde. Thl. I. S. 617 äufsert der Verf. sogar: „Schwedens Klima ist milder als das Norwegische unter gleichen Breitegraden", und S. 619 heifst es: „— obgleich Schweden unter allen Ländern gleicher Breite das mildeste Klima hat", eine Behauptung, für welche der Verf. den Beweis wohl würde schuldig bleiben müssen, und die er selbst, ein paar Seiten weiter, zum Theil aufhebt, indem er sagt: „Das Klima (Norwegens) ist in den Küstenstrichen milder als in Schweden" (I. S. 630). Thl. II. S. 103 wird sogar behauptet, das Quecksilber friere bei — 39° R., da doch bekanntlich das Gefrieren desselben schon bei — 31° bis 32° R. eintritt. Aus diesen Beispielen, deren Zahl bei strengerer Prüfung der Einzelnheiten sich wohl noch vermehren liefse, scheint hervorzugehen, dafs der Verf. sich wenigstens nicht in dem Grade mit den Naturwissenschaften vertraut gemacht habe, als es für den heutigen Standpunkt der Erdkunde unerläfslich ist, und hierin liegt dann auch wohl der Schlüssel zu dem sonst unerklärlichen Festhalten an einer Form, die mit der unendlich wissenschaftlicheren Behandlungsweise, welche die Erdkunde in neuerer Zeit erfahren hat, sich nicht mehr vertragen will. Indem wir hier zum Schlufs die Erklärung hinzufügen, dafs der auf das Werk verwandte Fleifs sonst alles Lob verdient, wünschen wir nur dem Verf. die Ueberzeugung erweckt zu haben, dafs unsere Ausstellungen nicht aus eitler Tadelsucht, sondern allein aus dem Bestreben hervorgegangen sind, der Wissenschaft einen, wenn auch noch so geringfügigen Dienst zu erweisen.

Walter.

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. By Lieutenant-Colonel James Tod.

(Fortsetzung.)

Von den Sauras haben Saurashtra, Surastrene und die *Σύροι* der alten Geographen den Namen, aber nicht sie allein, sondern auch die vorderasiatischen Syrer (I, 564), die Sauromaten oder Sarmaten, sie sind sämmtlich Colonien der Suryavansa, welche die Küsten des kaspischen und mittelländischen Meeres, so wie die Ufer des Indus und Ganges bevölkert (I, 558). Die Asuras (Nichtgötter) der indischen Mythe sind Assyrer, wie T. fest zu glauben versichert (I, 139) und wo nur irgend ein Pâla (Herrscher) vorkommt, da wird an Palästina als Palithana (abode of the Pali oder Hirten und Hyksos), an *Phallus* und dergleichen erinnert (I, 519. II, 2. 235.); die Palliwalbrahmanen sind Hirten ihres Namens wegen und ursprünglich ein scythisches Reutervolk, weil sie einen Pferdezaum verehren sollen (? II, 287). Wir sehen, wie wohlfeilen Kaufes Hr. T. zu seinen Entdeckungen kommt und müssen noch seinen Etymologien einige Aufmerksamkeit widmen, wenn wir die übrigen der sogenannten Gründe einfach referirt haben. Im sechsten und ein und zwanzigsten Kapitel des ersten Bandes soll die Verbindung und Verwandtschaft der Inder mit den Scythen und Skandinaviern besonders durch Feste und Volkscharakter beglaubigt werden und hier wird jede Procession oder Beziehung auf Naturcultus benutzt, ohne dafs der Verf. bedenkt, wie er dadurch sämmtliche Nationen des Erdballs in Einen Mischtopf werfe. Die Lustrationen, welche Tacitus von den Germanen berichtet, ihre Theogonie, wobei natürlich die berühmte Isis nicht vergessen wird (I, 573), ihre kriegerischen Sitten, die weifsen Sonnenrosse und die omina aus dem Pferdegewieher (I, 60. 560), so wie die Verehrung des Schwerdtes, sind hier das sicherste Fundament einer Völkerverwandtschaft, ohnerachtet Hr. T. den Ausspruch von Gibbon selbst anführt, dafs es sehr natürlich sei, wenn kriegerische Nationen ihre Gottheit unter dem Symbol des Schwerdtes verehrten (I, 583). Das Studium der Sprachen und deren Verwandtschaft scheint der Verf. bei diesen Untersuchungen nicht hoch anzuschlagen, denn er stimmt dem Reisenden Clarke bei: dafs wir oft mit mehr Sicherheit durch Feste, Sitten und Aberglauben die Völker auf ihre Verfahren zurückführen könnten, als durch die Sprache, weil diese einem Wechsel unterliege, während der Aberglaube auf den Stamm geimpft sei (I, 557). Ein Grundsatz, den wir völlig umkehren müssen, denn Aberglauben und Feste, besonders Kalender- und Sonnenfeste wurzeln in der gleichförmigen Geistesanlage aller Nationen und sie können erst am allerletzten berücksichtigt werden, dahingegen Geschichte und Sprachstudium allein das Recht haben, über Abstammung der Völker zu entscheiden. Auch fühlen solches diejenigen, welche aufs Gerathewohl die Nationen untereinanderwürfeln, sehr wohl und daher spielt gewöhnlich die Etymologie vorhandener Namen eine grofse Rolle um eine Lieblingsmeinung durchzufechten; allein hier ist es denn, wo die Sprache sofort sich rächt, welche gründlich erlernt, vor Hypothesensucht würde bewahrt haben. Hr. T. ist des Sanskrit unkundig und irrt sich schon in dem Namen des Landes, welches er beschreibt, denn Rajpootana (von râjâputra) ist ihm aus Raéthâna verstümmelt (I, 1), während dieses râjâsthâna ist. — Er schreibt die Wörter nach dem Gehöre bis in's Unkenntliche verwandelt: die Damayanti wird zu einer Dumyanta (I, 137); achala zu achil, immoveable (I, 91), woraus nun *Achilles* wird, mit *es*, *Herr* (îça), auf eben die Weise wie Sickler allenthalben ein ئ *Kraft* findet. So haben wir hier *Eleusis* aus Ella (ilâ) *Erde* mit isa, *Göttin* (isi — I, 575); *Herkules* aus Heri-kula-es (I, 544 u. öfter) und diese Herikulas sind die Herakliden, welche unter ihren Fürsten

Yudhischthiras (nach T. *Euristhenes*) und Baladevas im Jahre 1078 einen Zug nach Griechenland gemacht haben (II, 51); *Aethiopien* von ait, *Sonne* (aditya, I, 603. II, 236), ja sogar das *Immerthal* in Neufchatel ist dem Verf. so gut Sanskrit als Deutsch, nämlich Immur'thal, the vale of immortality, wobei also an amarasthala gedacht ist (I, 71), wie denn auch gefragt wird, ob nicht mit *rûdra* (Siva) das deutsche roodur *roth* (!) zusammenhange (I, 595). Sprachen zu mischen wagt Hr. T. unbedenklich, weil er sie selbst nicht sondern kann, und die Saracenen (d. i. *Ostländer* von شرق) haben bei ihm den Namen von Sehra, *Wüste* (صحرا) und zuddun, to strike (das pers. زدن) wodurch sie also wieder zu Räubern werden (I, 19. II, 235); von demselben sehra und dem pers. *ab*, *Wasser* kommt ihm der *Serab* und so sei schon das Zwitterwort im Jesaias zu fassen (I, 767). Am ergötzlichsten ist aber, dafs der Verf. nicht sowohl die aus dem lateinischen Alphabete entsprossene Runenschrift in Indien findet, um seine Skandinavier daher zu bekommen (II, 80), sondern, dafs er die arabische Neschischrift zur Zeit der Griechen voraussetzt: das musikalische Instrument *ναβλιον* ist ihm *tabla*, *die kleine Trommel*, denn er sagt „wenn Strabo seine Orthographie aus dem Persischen oder Arabischen nahm, so konnte ein einziger Punkt die Verschiedenheit hervorbringen zwischen N ن und T ت (I, 538). Eben so heifst es (I, 79. 603): *tal* (tâla) oder *tar* (taru) sei im Sanskr. *Dattelbaum* und *mor* (ist gar kein Wort) chief, daher *Tadmor*, *Palmenstadt*, verstümmelt in *Palmyra*, denn das P ث (so steht wirklich da statt ب) werde durch Tilgung eines Punktes zu T ت, L und O würden verwechselt. *Oase* endlich, worüber viel gerathen wird (II, 293), scheint ihm aus *wah*, *Wasser* und dé *Teich*, arab. وادي entstanden zu sein; „nahmen nun die Griech. das Wort *wadey* aus irgend einer Handschrift, so konnte leicht وادي geschrieben sein, als Oasis." — Hr. Tod sagt von Wilford (II, 452): „he had an hypothesis and all was confounded to suit it," und wer so von Andern spricht, indem er Wilfords, mit wirklicher Sprachkenntnifs angestellte, Arbeiten verächtlich ein Sammelsurium (hodgepodge) nennt, der hätte wenigstens selber nicht in dergleichen Dingen seine Unwissenheit zur Schau tragen sollen. Es hat uns leid gethan die Beweise anführen zu müssen, allein des Vfs. Unkenntnifs des Sanskrit hat einen zu grofsen Einflufs auf seine historischen Untersuchungen und wir können mithin auf ihn nur da uns verlassen, wo er als Augenzeuge oder rein objectiv berichtet. Antiquarische Notizen aus sanskritischen Werken sind nach Uebersetzungen gegeben, welche den V. nicht selten getäuscht haben: so ist in der Gitagovinda (III, 1, 2 sakalindanandinî) von einer *blauen Tochter der Sonne* nicht die Rede (I, 522), so wenig wie von *Aerolithen* (I, 542): denn upendravajrâdapi dâruno'si (IV, 4, 2) heifst nur: *du bist furchtbarer als der Blitz.* — Wenden wir uns nun nach Rajasthan zurück, so leuchtet bei aller Unklarheit des Werkes doch soviel hervor, dafs man in dem ganzen Gebiete zweierlei Volksstämme sorgfältig zu unterscheiden habe: die ursprünglichen Bewohner und eine Hindubevölkerung, welche als Sieger Religion und Verfassung dem Lande zugeführt und local gestaltet habe. Der aboriginalen Stämme scheint eine grofse Menge (I, 120) und es wäre von hohem Interesse gewesen, ihre Eigenthümlichkeiten, besonders ihre Sprache zu erforschen, welches dem Verf. bei seinem langen Aufenthalte unter dem Volke allerdings möglich war, wenn er für das Sprachliche Sinn und Kenntnifs genug gehabt hätte. Wir finden zuförderst die *Jits*, aber allenthalben ohne weitere Belehrung, als dafs es die *Geten* seien; in Mevar nehmen sie $\frac{1}{8}$ der Bevölkerung in Anspruch, während auf die Rajputen nur $\frac{2}{8}$ kommen und das übrige Achttheil aus priesterlichen, handelnden und dienenden Klassen besteht (II, 162). Hoch im Norden war eine andere Jitcommüne ansässig, in Bikanir sind $\frac{3}{4}$ der Einwohner Jits, die Uebrigen ihre Besieger, Rasbuten und Brahmanen (II, 197); sie sind hier wie in Jesselmir, wo sie Ackerbau treiben (II, 286), als eine rüstige und wohlhabende Klasse bekannt, welche aber ihren Reichthum vor der räuberischen Regierung sorgfältig verbergen mufs und ihn nur bei Hochzeiten zeigt (II, 198). In Amber endlich halten diese Jâts das Gleichgewicht mit den Minas oder Mairs, welche in 32 Clane zerfallen und, obwohl Excasten, die Leibgarde des Fürsten bilden, bei dessen Weihe das Tika an der Stirne des Regenten mit dem Blute aus der grofsen Zehe eines Mina, wie es Malcolm von den Bhills erzählt, gemacht wird (II, 429). Vielleicht sind diese Mairs nicht von dem wilden Bergvolke der Mairteas oder Mers verschieden, von denen ein eigner Distrikt auf dem Aravalli Merwarra genannt wird (I, II. 680). In Marwar sind die handeltreibenden Stämme

fast unmöglich; der Jainapriester hatte bereits 1800 Klassen aufgezeichnet, liefs aber seine Liste liegen, als man ihm noch 150 Namen hinzufügte (II, 167). Eine eigne Klasse von diesen erblichen Stämmen, welche bei den Karavanen wesentlich nothwendig ist, bildet die der Charanas (eigentl. wohl *Läufer*) oder Barden; sie stehen bei den Rajputen in grofsem Ansehen und werden für das Wissen und Recitiren der alten Gesänge mit Land belehnt (II, 198); sie begleiten als Wächter die Karavanen und drohen den Räubern, wenn sie nicht stark genug sind um mit dem Schwerdte einen Angriff abzuwehren, mit dem Chandi oder der Selbstopferung, fangen von leichteren Wunden an und versetzen sich endlich tödtliche Stiche; genügt Ein Opfer nicht, so tödten sie eine ganze Schaar von Weibern und Kindern und die Angreifer sind für das Blut verantwortlich (II, 167): eine Procedur, die dem bekannten Dharna gleichkommt. Auch scheinen die Charanas wirklich Hindus zu sein, wie es die Bhattis in Jesselmer ebenfalls sind, so sehr sie an den Grenzen und durch Umgang mit Moslemen ihre indische Eigenthümlichkeit verloren haben (II, 285). Brahmanen finden sich in allen diesen Gegenden in grofser Anzahl, bald als Geistliche, bald in weltlichen Geschäften. Die Sarsote (Saraswati) Brahmanen in Bikanir sind friedlich und industriös, so wie ohne Vorurtheile in Bezug auf ihre Kaste; sie wollen noch vor den Jits das Land bewohnt haben (II, 198). Eben so frei sind in Jesselmir und weiter westwärts die Bishnúvé (Vaishnavi), welche von jeder Speise geniefsen, durch wessen Hand sie auch möge bereitet sein, und ihre Todten (wohl aus Mangel an Holz) begraben (II, 321). Ein anderer Brahmanenstamm in Jesselmer ist Pokarna, an 2000 Familien stark, mit Ackerbau und Viehzucht sich abgebend und endlich die Klasse der Palliwalbrahmanen, durch deren Hände der sämmtliche Binnenhandel geht; sie strecken dem Ackerbauer Gelder vor, kaufen Wolle und Butter zur Ausfuhr ein und sind dadurch den eigentlichen Herren des Landes, den adlichen Rasbutes, an Wohlstand weit überlegen (II, 286). Die Rasbutes sind allenthalben gleich zahlreich und überall dieselben, wenn sie auch hie und da, wie in der Wüste von Bikanir, freier in ihren Ansichten sind (II, 199). Sie zerfallen in viele unter sich verwandte Stämme, welche früher, etwa wie in Nordamerica, Namen von Thieren hatten: *varahas*, *Eber*, *sûmris*, *Füchse*, *takshakas*, *Schlangen*, *aswa's*, *Rosse* u. s. w. (II, 233). Alle erkennen sich an dem ersten und sichersten Zeichen der Würde und des Ranges, dem Turban, durch welchen auch die übrigen Klassen in Rajasthan unterschieden werden; alle sind auf ihren Adel gleich stolz und es ist dies die einzige Klasse von Hindus, vielleicht Abkömmlinge der alten Kriegerkaste, welche sich niemals gänzlich unter das mohammedanische Joch geschmiegt hat. Ihre Geschichte bietet, von dem Zeitpunkte an, wo die heimischen Annalen wirklich historisch werden, eine Reihe von neuen und wichtigen Thatsachen dar und Hr. T. hat mit unermüdlichem Eifer gestrebt, dieselben in möglichster Vollkommenheit zu geben: er ist der eigentliche Schöpfer dieser Geschichte und wir dürfen ihm mit unbedingtem Zutrauen folgen, so oft er die Ergebnisse aus den Chroniken selbst entnimmt oder durch Auszüge beglaubigt, wogegen aber für die dunklere Periode seine Quellen sowohl als deren Auslegung vielfach müssen in Anspruch genommen werden. Da die Rasbutes von der Surya- und Chandradynastie abstammen wollen, d. h. ihren indischen Ursprung behaupten und daher die Annalen ihrer Stämme an die Geschlechtsregister der epischen Gedichte und Puranas anknüpfen, so finden wir als ältere Quellen diese Genealogien aufgeführt, besonders die des Bhagavatapurana, der mit ihnen bis auf 650 nach Chr. herunter komme (I, 25); der Verf. liefs sie durch einen Ausschufs von Panditas, denen die Puranas aus der Bibliothek des Königs von Udipur vorgelegt wurden, ausziehen und verglich sie mit den Listen von Jones, Bentley und Wilford, allein die blofsen Namen stimmen so wenig mit einander, dafs ohne synchronistische Data von Metalltafeln und Inschriften auch nicht ein einziges sicherstehendes Faktum aus ihnen kann gefolgert werden. Was ferner aus Traditionen und Nachforschungen bei Einheimischen erkundet werden, unterliegt eben so sehr dem Zweifel, denn bei seiner eignen Wahrheitsliebe und Gutmüthigkeit scheint der Vf. durchaus kein Mifstrauen in die Sagen der Gegenwart zu setzen; der Historiker aber darf nicht leichtgläubig sein und mufs besonders das Alterthum genau kennen, so wie die Einwürfe, welche gegen gewisse Ansichten schon gemacht sind oder sich von selbst ergeben. Wenn Nalus bei Hr. T. um 295 nach Chr. herabgerückt wird, weil ihm eine Volkssage die Gründung der Stadt Narwar zuschreibt (II, 346); wenn er von dem Jayadeva als Zeitgenossen des David und Salomo spricht (I, 542),

von dem Vyasa als Zeitgenossen des Hioh (I, XI) d. h. in seinem Sinne von einer hohen Urzeit; wenn er kaum zweifelt, daß die Afghanen Kopten oder Juden gewesen (I, 241. 672), unerachtet dies längst mit Gründen abgewiesen, und wenn er es als ausgemacht ansieht, daß nicht allein Cosmas, sondern auch Arrian in Indien zu Barygaza selbst gewesen: so sind das zwar nichtssagende Einzelheiten, aber sie geben für den historischen Glauben des Verfs. ein ungünstiges Zeugniß ab, welches wir zu seinen Resultaten hinzu nehmen. Auf die Inschriften endlich und Metall-Urkunden können wir eben so wenig fußen, da Hr. T. kein Sanskrit versteht und in der Graphik so unbewandert ist, daß er die Runen mit indischen Schriftzügen vergleicht oder das neuarabische Alphabet auf alte Namen anwendet. Er suchte, copirte und übersetzte die Inschriften nicht selbst, sondern hatte Eingeborne, unter andern den Brahmanen Balgovind (II, 628), bei sich, welche ausgesendet wurden, um Inschriften aufzusuchen und zu copiren (I, 698. II, 615. 618. 681. 734. 742), und wie leicht konnte T. Gefahr laufen, von ihnen hintergangen zu werden. Einmal hat dieser Guru sein sibyllinisches Buch Vyakurna (Vyâkarana, *Grammatik*) zu Udipur gelassen und will keine Uebersetzung versuchen (II, 712), und wie mögen nun wir die Data auf Treu und Glauben hinnehmen, da wir wissen, daß je älter eine Inschrift ist, um so verwickelter die Schriftzüge, welche kein Hindu mehr liest, am wenigsten mit Hülfe einer bloßen Grammatik! Betrachten wir die Uebersetzungen solcher Documente, so wachsen allerdings unsere Zweifel und wir möchten gegen die Originale gewiß die köstlichen Kupfer, mit denen Cap. Waugh das Werk geziert hat, gerne entbehren. So soll nach einer Säuleninschrift an einem Teiche bei Chitore bewiesen werden, daß diese Stadt im Jahre 770 (714 nach Chr.) im Besitze einer Mordynastie gewesen (I, 229): allein die Inschrift war in einem *wenig bekannten Charakter*, der im Appendix (No. III, nicht II wie im Texte steht) als *nagelförmig* (nail-headed, wie mehre überschrieben sind) bezeichnet wird; das Datum ist nicht sicher, da es in Worten gegeben ist, und wäre auch die Uebersetzung richtig, so kann aus der Erwähnung eines Raja Mân kein bestimmter Fürst gefolgert werden, da der Name des Teiches Mansarovara, mit Anspielung auf jenen berühmten See des Himalaya ihn suppliren konnte. Hr. T. würde sich ein großes Verdienst um die Graphik erworben haben, wenn er solche Inschriften, deren Copien freilich jetzt die asiat. Gesellschaft in London besitzt, genau hätte stechen lassen, statt, daß wir nunmehr seinen Pandits auf jedem Schritte mißtrauen. Bei einer andern Gelegenheit will der Verf. seiner Ansicht zu Gefallen das so deutliche Datum 1220 auf der Säule zu Delhi (As. Res. VII, 175), in dessen zweiter Ziffer sich weder Jones noch Colebrooke versehen haben, in 1120 verwandeln (II, 452) und in Fällen, wo die Zahlen durch technische Wörter ausgedrückt sind, verräth sich vollends die Unfähigkeit seiner Pandits, dasgenaue Datum zu eruiren. So kommt (II, 749) statt der unmöglichen Jahrzahl 11312 die wahre 1131 (1075 nach Chr.) heraus, wenn nur *arka*, *Sonne* (nicht arga) für *Eins* statt *zwölf*, wie die Adityas vorkommen, gefaßt wird, aber die Inschrift erwähnt Thatsachen von 1353 (1297), wodurch wieder Alles ungewiß wird. Auch die Note enthält viele Unrichtigkeiten: pukhee (soll pakshau heißen) sind nicht the two fortnights, sondern *Flügel*; nidh (wahrscheinlich nanda) nicht die neun Planeten, sondern die neun Schätze des Kuvera, und so würde man wohl ohne das Original nirgends einen sichern Schritt thun können. Tafeln und Inschriften historischer Natur will der Vf. von 1400 Jahr alt, Schenkungsurkunden, Privilegien und Länderverschreibungen von 1900 Jahr gesehen haben (II, 134), aber auch bei diesen muß die besonnenste Kritik walten, da er selbst gesteht, daß sie häufig fingirt wurden; einige waren aufgepflügt, andere aus Brunnen gezogen, hatten selbst Grünspan angesetzt und trugen in ihren Daten ein hohes Alter, waren aber dennoch untergeschoben, um dem Finder irgend einen Landbesitz zu sichern (I, 512). Das meiste Gewicht scheint Hr. T. auf die Annalen der Bhattis zu legen, welche er geradezu das verbindende Glied zwischen den indischen Stämmen und den Indoscythen westlich vom Indus nennt (II, IX).

(Der Beschluß folgt.)

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. By Lieutenant-Colonel James Tod.

(Schluſs.)

Sie sagen von der Urzeit aus, daſs vier groſse Reiche im Westen bestanden: Delhi unter den Tuars und Chohans, Kanoge unter den Rahtores, Mewar unter den Gheloses und Anhulvarra unter Chauras und Solankhis, und allen diesen seien die kleinern Fürsten tributbar gewesen (II, 9): allein erst 731 nach Chr. lassen sich diese Annalen nothdürftig durch Synchronismen hie und da beglaubigen (II, 233); sie folgen in der früheren Zeit den indischen Traditionen, erdichten Stammväter für die ihnen bekannten Völker (vergl. II, 225), setzen Data nach Gutdünken an und haben dabei volle Willkür, zu fingiren was sie wollen. So besteigt Yudhischthiras den Thron im Jahr 3008 (?) und eine Stadt Salbahaupur, die nirgend zu finden ist, wird 72 Jahr nach Vikramaditya gegründet (16 nach Chr.), während der Fürst Salivahana selbst mit Raja Jeipal von Lahore verschwägert ist, wobei doch Tod selbst gestehen muſs, daſs Alles und Neues von Ignoranten gemischt sei, da Jeipal erst in das zehnte Jahrhundert falle (II, 224). In welcher Sprache diese Annalen geschrieben, sagt uns der Verf. nicht und es wäre nöthig, wenn die arabisch-persischen Wörter Hafila und nargil, welche bei *Karuvane* und *Kokosnuſs* angefügt werden (II, 229), darin vorkämen; die Erwähnung der *Maulthiere* soll eine alte Quelle voraussetzen, weil diese Thiere in der indischen Wüste nicht gefunden würden (II, 227), allein wir dürfen fragen, welches Wort dafür im Texte stand. Das mohammedanische Element ist allenthalben zu auffällig, selbst da, wo von der Urzeit die Rede ist; sogar die Türken (Teork) kommen vor und es wird von einem Könige von Rûm gesprochen, der zu Hülfe gekommen sei, um den Koran in den Ländern der Ungläubigen zu verbreiten (II, 221), wobei Res. nicht einmal mit dem Verf. an Alexander den Gr. denken kann, weil die Unwissenheit doch gar zu groſs wäre. Daſs Hr. T. den Alexander und die baktrischen Griechen öfter findet (vergl. II, 187), ist bei seiner Hypothesenmacht und Unkunde des indischen Alterthums kein Wunder, so wenig wie es eines wäre, wenn die Sagen von Skander Rumi durch Mohammedaner bis nach China hin sich verbreitet hätten: wer daraus sofort historische Consequenzen ziehen will, der kann mit eben dem Rechte einen Zug Alexanders nach China behaupten. Eine sehr getreue Quelle der neuern Zeit scheinen die Annalen des Barden Chand zu sein, eine Art Universalgeschichte in 69 Büchern oder 100,000 metrischen Stanzen, aus welcher wir einen Auszug durch Hrn. T. noch erwarten dürfen (II, 98); aus den Strophen des Originals, welche hie und da angeführt werden, erhellt, daſs die Sprache der Rasputen das sogenannte Bhascha, oder ein sehr verstümmeltes Sanskrit ist, wie auch von allen Volksdialekten jener Gegend versichert wird (I, XV). Schlieſsen wir unsere Vorerinnerungen über die geschichtlichen Quellen des Verfs. mit seinen eignen Worten: daſs „alle jetzigen Familien der Rajputen ihre gegenwärtigen Besitzungen erst nach der moslemischen Invasion erhalten haben, ausgenommen Mewar, Jessulmer und einige kleine Fürstenthümer in der Wüste, während andere von der ersten Gröſse wie Pramara und Solankhi schon vor Jahrhunderten verschwunden sind (I, XVIII)"; so giebt uns dies den sichersten Maſsstab für die Chroniken jener Reiche selbst: daſs aber hier historische Relationen vorhanden sind, ist an sich schon eine wichtige Thatsache, welche für diejenigen, die den Hindus allen historischen Sinn abzusprechen geneigt sind, nicht laut genug kann verkündet werden. Die Annalen von Jessulmer enden 1702 nach Chr. (II, 263); sie werden etwas helle im Jahre 731 und gehen in's rein Geschichtliche über 1156 mit der Gründung

von Jessulmer. Das Reich Bikanir ist erst seit 1459 ein Nebensprofs von Marwar, nachdem sich Bika, der Sohn des Joda, mit den Bhattis die Jits unterworfen und im Jahre 1489 seine Hauptstadt Bikanir gegründet (II, 178. 185). Die Chronik von Marwar dagegen ist vor 470 fabelhaft und fängt erst mit 1212 an historisch zu werwerden (II, 31); die Residenz Yudpur wurde 1459 angelegt. In Mewar endlich ist von *Keneksen*, der 145 aus Lohkote (Lahore) bis nach Sauraschtra heraufgekommen und das Reich Mewar gegründet (I, 215) bis auf *Bappa* 728 Alles sagenhaft und von ihm bis auf Samarsi 1193 noch Vieles unsicher und voller Lücken. Im Uebrigen aber scheinen alle Annalen von Rajasthan die wirklichen Thatsachen nur wenig auszuschmücken, wenn sie auch zuweilen den altepischen Geist verrathen, z. B. darin, dafs der Held, statt einen Pfeil abzuschiefsen, ein langes Gespräch über Moral beginnt oder nach dem Kampfe über ethische Gegenstände philosophirt (I, 607), wie bekanntlich die Bhagavadgita eingeleitet und in das Epos verflochten wird; auch ist der Volksgeist in Rajasthan noch darin der alte, dafs er Alles auf die Mythologie zurückzuführen versteht und bereits den verhafsten Aurangzebe zu einer Avathara des Kalas stempelt, der am Ende der Welt wiederkehren werde, um zu zerstören (I, 234). Wir schalten nur eine kleine Stelle aus den poetischen Annalen ein, um ihr Colorit einigermafsen zu zeigen: „Siebenzig tausend Mann unter Teiber Khan wurden befehligt, um die Rasbuten zu vernichten, und Arang folgte persönlich nach Ajmer. Der Mairteastamm versammelte sich und marschirte ihm nach Puschkar entgegen. Die Schlacht fand Statt vor einem Tempel des Varaha, wo die Schwerdter der Mairteas, immer die ersten im Gefechte, das Spiel der Zerstörung auf den Häuptern der Asuren spielten. Hier wurden die Mairteas alle geschlagen am 11ten des Bhadun, Samvat 1786. Teiber verfolgte seinen Marsch; die Einwohner von Murdhar flohen zu den Bergen. Zu Gurah nahmen die Brüder Rupa und Kumbo ihre Stellung mit ihrem Stamm, um jenem Widerstand zu leisten, aber sie fielen mit fünf und zwanzig ihrer Brüder. Wie die Wolke Wasser auf die Erde schüttet, so liefs Arang seine Barbaren über das Land strömen. Es blieb nur fünf Tage zu Ajmer und zog gegen Chitore; es fiel! Es war als ob die Himmel gefallen. (II, 62)." —

v. Bohlen.

LXXI.

A Manual of the Ornithology of the United States and of Canada. By Thomas Nuttall, A. M., F. L. S. — The land birds. Cambridge: Hilliard and Brown, booksellers to the University. MDCCCXXXII. 8. VIII. und 638 S.; mit 52 Holzschnitten. In Leinenband cartonirt.

Als Hauptbeweggrund zur Herausgabe dieses Werkes giebt der Vf. in der kurzen Vorrede den Mangel eines kleineren, bequemen und nicht hoch im Preise stehenden Buches über die Vögel Nordamerikas an. Und in der That, die Kosten für die grofsen Pracht-Werke von Wilson und Carl Lucian Bonaparte, so wie zumal für das riesenhafte, noch nicht beendigte Kupferwerk von Audubon, sind leider nicht blofs nur für sehr wenige Freunde der Wissenschaften zu erschwingen; sondern sogar, namentlich in Deutschland, vielen der gröfseren öffentlichen Bibliotheken zu hoch. — Das unsrige hat mit dem ersten Theile die Landvögel beendiget, also bereits die gröfsere Hälfte seines Gegenstandes bearbeitet geliefert. Die Rückseite des Titels zeigt zugleich, dafs auch in Nordamerika die Regierungen und sonstigen Verwaltungsbehörden anfangen, direct auf rein wissenschaftliche Thätigkeit einzuwirken. Sie enthält die Worte: „*Entered according to the act of Congress in the year* „1832, *by Thomas Nuttall, in the Clerks office of the* „*District Court of the District of Massachusetts.*" — Der Verf. ist übrigens nicht zu verwechseln mit einem ganz gleichnamigen Botaniker, der Professor in Philadelphia ist.

Der in dem Vorworte ausgesprochene Dank an die wissenschaftlichen Freunde des Vfs. für ihre Mittheilungen zu dieser Arbeit läfst schliefsen: dafs auch die gröfsere Zahl der Anglo-Amerikaner jenen regen Eifer für Naturgeschichte nicht verläugnet, der ihre Sprachgenossen und ehemaligen Landsleute diesseits des Oceans so namhaft auszeichnet. Dem Schlusse des Vorwortes zufolge soll, ohne Zweifel auch von dem Vf. des uns vorliegenden Buches selbst, bald noch ein gröfseres Werk „über die Ornithologie der Vereinigten Staaten*) und des „britischen Amerika's mit zahlreichen Abbildungen und „mit noch mehr Details in Betreff der eigentlichen Na„turgeschichte erscheinen, bestimmt, die Geschichte der

*) In Amerika.

„dortigen Vögel in jeder Hinsicht zu vervollständigen „und zu einem Ganzen zu machen." Das hier besprochene Handbuch soll also in gewissem Betrachte nur als Vorläufer jenes ausführlicheren Werkes dienen. Dieser Probe nach dürfen wir in mehrfacher Hinsicht recht angenehme Hoffnungen hegen.

Voran gehen auf zwei Seiten eine kurze Erklärung einiger Kunstausdrücke und das Verzeichniſs der 52, überall dem Texte beigedruckten Holzschnitte. Hierauf folgt S. 1—30 eine recht gut geschriebene Einleitung, welche in Kürze die ganze sogenannte allgemeine Naturgeschichte der Vögel überhaupt behandelt, und in meist guter Auswahl nicht bloſs eine bündige Darstellung des schon länger Bekannten giebt, sondern auch manche schätzenswerthe Hinweisung auf noch Neues, minder Gekanntes, oder zu wenig Beachtetes enthält. Dann kommen sämmtliche Gattungen und Arten, meist in derselben, oder einer ähnlichen Anordnung aufgeführt, wie Temminks System sie aufstellt. Den Schluſs macht ein alphabetisches Register der systematischen (lateinischen) Subgenus- und der englischen Species-Namen. Ein systematisches Verzeichniſs fehlt. Man muſs ein solches grade hier deshalb um so mehr vermissen, weil die Species und Gattungen nicht numerirt sind, so daſs man zur Ermittelung der Zahlenverhältnisse das ganze Buch durchsehen muſs.

Gleich in einem Punkte zeichnet sich dasselbe indeſs wieder nicht unwesentlich und ganz zu seinem Vortheile vor den meisten neueren englischen systematischen Werken, namentlich vor den in Europa erschienenen, aus. Der Vf. hat nämlich in den Gattungen überall, wo es nöthig schien, gute Unterabtheilungen (unter der Benennung Subgenera) aufzustellen gesucht, ohne jener übermäſsigen Zersplitterung in eine Unzahl von Gattungen zu huldigen: einer schon in der Idee übel verstandenen und in der Wirklichkeit meist noch übler ausgeführten Maſsregel, die uns in neuester Zeit so häufig Dinge verwirrt und erschwert hat, welche sie erhalten und erleichtern sollte.

Ueberall sieht man den wahren, sonst so häufig mit der Tendenz einer bloſsen, beschreibenden Uebersicht verwechselten Zweck eines Handbuches festgehalten: der kein anderer sein kann, als eine gedrängte Zusammenstellung alles des Wichtigsten und Anziehendsten aus dem Bereiche dessen, was man als zuverlässig erprobt von dem ganzen Wesen der Geschöpfe kennt. Unser Werk sinkt also nirgends auf den Standpunkt einer trockenen, bloſs die Species beschreibenden Synopsis herab. Die Geschichte jeder Ordnung und Unterordnung, Gattung und Untergattung beginnt mit demjenigen, was sich im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der folgenden tieferen Stufe, Merkwürdiges an ihr findet. Bei den Arten geht wieder das Naturgeschichtliche (Angabe der Verbreitung, der Lebens- und Fortpflanzungsweise) den bloſsen Beschreibungen voran. Ersteres zeigt, wie es dem Vf. hauptsächlich um die Auffassung des tieferen Wesens der Geschöpfe zu thun war. An den Beschreibungen, welchen kürzere Diagnosen vorangestellt werden, ist im Ganzen das Gedrängte zu loben; obwohl dieses Streben nach Kürze derselben in manchen Fällen, wenigstens für die Bedürfnisse von Anfängern, etwas zu weit getrieben erscheinen möchte. Was die bloſs formelle Behandlung der eigentlichen Naturgeschichte der Thiere betrifft, so ist es hier, wie fast überall zu bedauern: daſs die Schriftsteller englischer Zunge, diesseits, wie jenseits des Oceans sich, gleich den Franzosen, noch immer nicht an eine übersichtliche Vertheilung und Anordnung des zu verarbeitenden Stoffes nach gewissen feststehenden Haupt-Rubriken gewöhnen können, oder vielmehr, sich nicht dazu bequemen wollen. Wenn dies nun aber gewiſs schon beim bloſsen Lesen ihrer Schriften ein Uebelstand bleibt; so wird es vollends beschwerlich und zeitraubend bei einer eigentlichen Benutzung derselben für wissenschaftliche Arbeiten. Indem Rec. den Vf., Hrn. N., sonst nur überhaupt über seine Behandlung der Naturgeschichte der Vögel und über den Reichthum neuer, durch eigene Erfahrung gefundener Data aus bester Ueberzeugung rühmen kann; so muſs er doch in's Besondere einen Punkt namentlich und mit wohlverdienter Auszeichnung erwähnen. Es sind dies die Nachrichten über die verschiedene Art und Weise der Vögel, einander ihre mancherlei Effecte durch Laute verständlich zu machen, über ihre Sprache und musikalischen Talente. Die Beschreibung und Versinnlichkeit der Stimmen und Gesänge scheint so treffend genau, (letzteres namentlich, in sofern sie sich grade auf solche Vögel bezieht, die auch unserem Welttheile mit angehören,) und sie ist so ungemein vollständig, wie man dies, mit Ausnahme des einzigen Naumann, schon selbst in keinem deutschen Werke, viel minder in irgend einem anderen des gesammten Auslandes findet. Ja, oft muſs man den Vf. hierin unbedenklich noch über Naumann stellen. Schon indem sie eine Menge feinerer Nüancen bezeichnen, die Viele überhören würden, tragen diese Angaben den Stempel sorgfältiger Treue und Wahrheit an sich. Sie, wie vieles Andere, verrathen auf sehr empfehlende Weise den praktischen, fleiſsig im Freien beobachtenden Ornithologen und naturhistorischen Reisenden, welcher aus Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen hat: in wie auſserordentlichem Grade eine genaue, durch anhaltende Uebung erworbene Kenntniſs der Vögelstimmen das Beobachten erleichtert; ja, daſs in vielen Fällen nur sie zum Ziele führen kann. — Noch ist auch beifällig zu bemerken: daſs, wie es sich für ein Handbuch gehört, der kurz zugemessene Raum nirgends durch Einmischung solcher Dinge, die nicht bestimmt,

oder nicht in solcher Ausdehnung dahinein gehören, beengt oder für ein breites Raisonnement verschwendet ist.

Neue Thierarten sind wenig aufgestellt; vielmehr ist hier manche richtige Zusammenziehung früherer Nominal-Species vorgenommen, z. B. *Parus atricapillus* wieder zu *P. palustris* gebracht. Unter jenen möchte die wirkliche Arts-Verschiedenheit des kurzflügeligen Bussards (*short-winged Buzzard,*) *Falco buteoides Nuttall,* von dem europäischen *F. buteo* noch sehr in Zweifel zu ziehen sein. Ueberhaupt scheint die Unterscheidung noch zweifelhafter oder wenig bekannter Species nicht mit genügender Schärfe behandelt. Auch sind einzelne wirkliche Fehler zu bemerken; darunter einer, der auffallen muß, wenn er nicht vielleicht ein, durch Verschieben eines nicht numerirten Manuscript-Blattes entstandener Quasi-Druckfehler ist. Audubons *Adler Washington's* nämlich (*Falco Washingtonianus*) steht mit unter den kahlen (rauhbeinigen) Adlern: da er doch, wie auch die Tafel (S. 67) richtig zeigt, zu den Seeadlern gehört, die im Buche auf jene folgen und nur halb-befiederte Füße haben. Eben so werden zuerst *Emberiza nivalis L.* und *E. americana Wils.* als Ammern überhaupt aufgeführt, bevor *Emb. lapponica L. seu E. calcarata Temm.* als Spornammer oder Sporner (*Long-spur*) folgt; und doch bildet, wie bekannt, die erste gerade den eigentlichen Typus der Spornammern. Auch ist Nuttalls *Picus tridactylus* nicht der gewöhnlich und schon von Linné sogenannte, europäische, obgleich der Vf. sich in der Geschichte des Vogels ausdrücklich auf den unsrigen bezieht; sondern der neue *P. arcticus Swainson's* in *Richardson's Fauna boreali-americana* (II, Taf. 57). Er macht eine bestimmt verschiedene, im Berliner Museum bereits seit einigen Jahren unter dem Namen *P. Kochii Naum.* aufgestellte Art aus, neben welcher indeß der wahre, bei Nuttall fehlende *P. tridactylus* unseres Continents (*Richardson F. b.—a.*, Taf. 56) ebenfalls in Nordamerika vorkommt. — Leider sind der obengenannte Theil von Richardson's Fauna und gegenwärtiges Werk von Nuttall fast gleichzeitig erschienen, so daß dieser jenes noch nicht hat benutzen können.

Eine etwas ausführlichere Erwähnung, als sonst gewöhnlich, verdient der artistische Theil des Buches, die (52) Holzschnitte: an welchen 2 Künstler, Hall in Lancaster und Bowen in Boston, zu gleichen Theilen und mit fast gleichem Geschicke gearbeitet haben. (Ein dritter, Hartwell, hat nur Eine, minder gute Tafel, den Kondor darstellend, geliefert). Unter ihnen gebührt wieder Hall der erste Preis. Der bei weitem größte Theil dieser Abbildungen gehört nicht bloß nach dem Umrisse im Ganzen, wie nach der Ausführung bis in das kleinste, unbedeutendste Detail überhaupt unter die Meisterstücke in dieser Art graphischer Darstellung, wie sie bisher wohl noch wirgends geliefert worden sind; sondern man muß sich, um es zu glauben, in der That erst durch Selbstsehen überzeugen, daß es möglich ist, etwas von dieser Schönheit und Vollendung in Holzschnitten auszuführen. Es ist hier des scheinbar Unmöglichen so viel geleistet, daß man die Sache im buchstäblichsten Sinne des Wortes kaum genugrühmen kann, und die Behandlung des Technischen nicht begreift. Bewicks berühmte Holzschnitte zu den Vögeln Englands müssen hiergegen verschwinden, und man gerath fast nothwendig auf den Gedanken, daß die Xylographen Amerika's dort wohl eine zu ihren Arbeiten so besonders geeignete Holzart besitzen müssen. Einen solchen Verein von Schärfe, Festigkeit, Kraft und Zartheit zugleich, mit welchen zumal bei den kleineren und ganz kleinen Vögeln (wie *Regulus cristatus*, S. 417, *Sylvia trochilus*, S. 376, u. dergl.) sowohl die Konture der einzelnen Flügel- und Schwanzfedern, wie das innere Detail derselben behandelt sind, findet man kaum bei einigen wenigen Prachtkupferstichen wieder. Auf dem letztgenannten Bilde besonders treten selbst an den, überhaupt in der Regel vortrefflich gehaltenen Füßen die feinen Wärzchen der Zehensohle so zart und klar angedeutet hervor, daß man sich versucht fühlt, sie mit der Loupe zu betrachten. Man findet, sobald man einen Vogel *in natura* kennt, in diesen Holzschnitten meist alle Verschiedenheiten in der Form oder Textur des kleinen Gefieders deutlich ausgedrückt wieder; so ganz vorzüglich bei dem Raben, S. 292, und bei der Elster, S. 219. — Bei dieser außergewöhnlichen Sicherheit der Holzschneider, namentlich Hall's, in der Führung ihrer Instrumente und bei ihrer bewundernswürdigen Sorgfalt sogar für Nebensachen, kann man die Schuld wohl nur auf die Zeichnungen schieben, wenn hin und wieder doch einzelne Fehler im Entwurfe sichtbar werden. (So sind bei kleineren Vögeln öfters die Zehen etwas zu lang, bei manchen von Bowen die Füße zu dünn; und der fliegend vorgestellte *Caprimulgus vociferus*, S. 614, zeigt deutlich 13 Schwanzfedern, obgleich die ganze Gattung, deren überhaupt nicht mehr als 10 besitzt. Im Allgemeinen jedoch ist der Entwurf vortrefflich, die Stellung der Thiere sehr natürlich, voll Leben und Charakter. Die Zeichnungen müssen daher oft wahre Miniatur-Malereien gewesen sein, da die ganzen Bilder mit den sämmtlichen, meist sehr reichen und bis in eine sehr entfernte Perspective hinausreichenden Beiwerke gewöhnlich kaum die Hälfte der Median-Octav-Seiten einnehmen, indem sie etwa 2½", selten 3½", oft nur 2" oder gar 1½" par. M. Höhe haben. Viele sind allerdings Copien. Indeß wer würde nicht gute Copien gern mittelmäßigen Originalen vorziehen?

Druck und Papier sind von der ausgezeichneten Schönheit, welche man an englischen und nordamerikanischen Büchern zu sehen gewohnt ist.

Gloger.

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

LXXII.

1. *Ludovici Wihl de gravissimis aliquot Phoenicum inscriptionibus commentatio philologico-critica, cui accedit oratio germanice scripta, quam in societate Philomathia Monacensi die* 13 *m. Novembris* 1830 *habuit, de artium inter Graecos primordiis explicatione Phoeniciae inscriptionis praemissa. Cum II tabulis lithogr. inscriptionum. Monachii* 1831. 8.

2. *Inscriptiones et papyri Veteres semitici quotquot in Aegypto reperti sunt editi et inediti recensiti et ad originem hebraeo-iudaicam relati cum palaeographia Hebraea concinnati. Particula prima quam dissertationis loco etc. etc. publice defendet auctor Eduard. Frid. Ferd. Beer Budissinus. Cum tabula lithographica. Lips.* 1833. 4.

1. Es ist diese erste Schrift (vom Jahre 1831) wohl erst kürzlich in buchhändlerischen Verkehr, wenigstens durch denselben erst unlängst in unsre Hände gekommen. Sie erregt gleich der 2ten von vornherein Aufmerksamkeit, weil sie einen Streifzug in ein sparsam gelichtetes, noch unsicheres und ziemlich verfängliches Gebiet macht, welches — aufser den nöthigen Sprachkenntnissen — ein scharfes Auge, noch schärfere Vorsicht, und in letzter Instanz eine ebenso scharfe als glückliche Divinationsgabe erfordert. In welchem hohen Grade seiner Zeit der gelehrte Abt Barthelemy solchen Forderungen genügte, ist anerkannt, nicht zu verkennen ist ferner, bei der angegebenen Beschaffenheit des Terrains, was nach ihm und nach seinem Vorgange, eine Reihe ausgezeichneter Männer, mit ungleichen Kräften und Mitteln freilich, auf diesem Gebiete leisteten, am wenigsten aber kann verkannt werden das hohe Verdienst, welches sich Ulr. Friedr. Kopp zu unserer Zeit (durch seine Bilder und Schriften 1819), um diesen Zweig des Alterthums erworben hat. Wenn man sagen kann, dafs mit Barthelemy ein wahrer Anfang zu diesen Studien gemacht worden, so darf man getrost behaupten, dafs erst mit Kopp, durch eine ächt paläographische Basis, ein wahrer und sicherer Fortgang gegeben sei. Freilich entbehrt Kopp, eines tieferen semitischen Sprachverständnisses, und erst aus Liebe zu diesen Studien und geleitet von dem richtigen Princip: dafs der Paläograph bei dem Lesen sich dem Verstehen oder Auslegen nicht entziehen könne, hat er die Kenntnifs dessen, was er weifs noch nach zurückgelegtem Alter von 50 Jahren sich erworben, wie er diefs alles gleich in dem Eingang des genannten Werkes, Cap. 4. Thl. I. pg. 197 folg., mit so liebenswürdiger Aufrichtigkeit selber dem gelehrten Publikum berichtet, damit es von vornherein mit des Verfs. Schwäche bekannt, seine Auslegungen um so strenger prüfe, bevor es dieselbe in Betrachtung ziehe, und wie Kopp denn selber diese seine schwache Seite gegenüber der Sprachgelehrsamkeit seiner Vorgänger (die kein Mensch mehr respectirt als er) nicht oft genug dem Leser vorhalten kann. (Siehe z. B. I pg. 272 II p. 179. 198.). Desto höher aber steht K. von Seiten der Schrift da, und wenn man bei einem semitischen Denkmal, rücksichtlich des sprachlichen Verständnisses leicht und ohne heftige Polemik von ihm differiren mag, so wird man rücksichtlich der Schrift, nicht ohne die Kraft eines solchen Gegners zu ermessen, d. h. nicht ohne die erheblichsten Gegengründe von ihm abweichen dürfen. Will man Kopp dieser Schwäche halber einseitig nennen, so mag man es immerhin unbeschadet seiner, denn seine Einseitigkeit ist so glänzend, dafs sie die gepriesene Vielseitigkeit der meisten Vorgänger auf diesem Gebiete weit überstrahlt. Und in der That, wäre er, der Meister der Schrift, zugleich Meister der Sprache gewesen, — es würde,

möchten wir wohl behaupten, mit dem Verständnifs jener Denkmäler ganz anders stehn.

Es kann auffallend erscheinen, dafs wir auf einem Felde, wo Anerkenntnifs der Leistungen der Vorgänger, mehr als irgend anderswo gleichsam den Anfang des eignen Studiums bildet, das Obige verreden, und besonders jetzt erst noch das Verdienst Kopp's hervorheben, welches doch schon längst von spruchreifen Männern (wie Gesenius vgl. Jen. Litt. Zeit. Febr. 1820. Nr. 139) anerkannt, und von dem Vf. der 2ten Schrift mit Recht auch so hoch gestellt wird, dafs wie er sagt, *quicunque in hac scientia bonae frugis aliquid praestiturus sit hodie, non possit non incipere vel incepisse ab illis fundamentis perite per eum actis (III pg. 7).* Aber das Auftreten, der Ton und die Haltung der ersten vorliegenden Schrift lehrt, dafs eine Erinnerung der Art nicht ungelegen ist.

Es behandelt diese Schrift von den phönizischen Denkmälern 1) 4 bereits erklärte Inschriften; nämlich die 2. Cyprische, die erste Maltesische (*A. B*) und die 12. und 21. Cyprische; aufserdem einen Theil der Inschrift von *Carpentras.* Alle diese Inschriften, denen Athen. I. beigefügt ist, sind nach Kopp (Bilder und Schriften) gezeichnet, und in 2 nicht zum besten *) ausgeführten lithographirten Tafeln beigelegt; 2) versucht der Vf. die angeblich phönizische Umschrift eines bis jetzt unerklärten Carneols (abgebildet pg. 40) zu erklären, und in einer deutschen Rede endlich „über die Anfänge der Kunst unter den Griechen u. s. w.," welche fast die ganze Hälfte der Schrift einnimmt, theilt er die phönizische Legende einer auf dem Titel abgebildeten Münze mit.

Es tritt aber Hr. Wihl mit grofser Anmafsung auf, er giebt sich nämlich den Anschein auf dem Gebiete der phönizischen Denkmäler, die Wahrheit an's Licht zu bringen, vor welcher die Nacht der Unwissenheit verschwände! Als diese betrachtet er nämlich die unerträgliche Sprach- und Dialekt-Verwirrung, welche sich fast alle Gelehrten bei der Auslegung der phönizischen Inschriften hatten zu Schulden kommen lassen, obwohl sie alle (!) behaupten, dafs jene Denkmäler in hebräischer (!) Sprache verfafst seien. Das Licht der Wahrheit ist, nach ihm, die Erkenntnifs, dafs jene Inschriften — das Phönizische überhaupt — (rein) hebräisch seien, und zum Beweis behandelt er denn eben vornehmlich die 2te Cypr. und 1ste Malt. Inschrift. Wir sind weit entfernt, alle Versuche, welche von den verschiedenen Gelehrten auf diesem Gebiete gemacht, rechtfertigen zu wollen, von denen manche im Ganzen vielleicht kaum ihrem eignen Verfasser plausibel scheinen mochten; aber wer die Sprach- und Dialektverwirrung auf jenem Gebiete, wer die bisherigen Versuche überhaupt so zu rügen sich unterfängt, wie Hr. W., dafs er kurzweg sagt, *nonne illud Ciceronianum: Nescio, quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo philosophorum levissima unius verbi mutatione cum iure ad illos adhiberi potest?* wer wie Hr. W. mit der Prätension auftritt jene Nacht lichten zu wollen, mit der Erkenntnifs des wahren Idioms den Schlüssel zu jenem Lande gefunden zu haben, der hat die Verpflichtung auch den Beweis nicht nur an der einen oder andren Inschrift zu führen, sondern, wenn nicht an allen vorhandnen — was eine schwere Zumuthung wäre — wenigstens an allen denjenigen, welche von mehreren Gelehrten schon behandelt oder versucht sind. Was soll man aber sagen, wenn der Vf. in seiner Rede pg. 50 über diese seine Schrift sich also vernehmen läfst: „Ich glaube in einer gröfsern Arbeit: (*de gravissimis etc. etc.*) unwiderleglich nachgewiesen zu haben, dafs die Sprache der Phönizier hebräisch gewesen sei. Ohne mir den Vorwurf der Anmafsung aufzubürden, nehme ich keinen Anstand, mir das Verdienst zuzuschreiben, zuerst diese Entdeckung gemacht zu haben; denn die Willkür und die Regellosigkeit, mit welcher fast alle meine Vorgänger in diesem Gebiete der Alterthumswissenschaft verfahren haben, kann nichts mehr und besser beweisen, als dafs sie mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit, dennoch den wahren Schlüssel zu jenem unbekannten Lande nicht gefunden haben u. s. w. u. s. w." Es ist in der That schwer, diesen Ausspruch zu qualificiren. Kein Mensch hat je gezweifelt, das Phönizische mit dem Hebräischen zusammenzustellen; alle Versuche, welche man mit den Denkmälern jener Sprache, mit Münzen und Steinschriften bisher gemacht, sind von dem Hebr. ausgegangen, und einzelne Inschriften haben sich so rein *hebräisch* lesen lassen, wie z. B. *Melit. I. A. B. Athen. bil.* 1., während andre theils wegen paläographischer Schwierigkeit,

*) Eine kleine Ungenauigkeit ist in der Cit. 12. Eine grofse aber pg. 18 der Schrift, wo die Koppschen Zeichen vgl. Bilder u. s. w. I pg. 252 nicht nur ganz ungenau gezeichnet, sondern auch auf den Kopf gestellt sind.

theils wegen Unkenntniſs des Sprachidioms nur erst stückweise oder auch noch gar nicht gelesen und erklärt sind. Weil nun Hr. W. eine Inschrift-Cit. 2. — etwa besser hebräisch als andre Ausleger erklärt, hat *er* zuerst *entdeckt*, daſs das Phönizische *hebräisch* sei? Die Entdeckung ist wahrlich wohlfeil, sie liegt, so zu sagen, auf der breiten Landstraſse, und um sie sich anzueignen, bedarf es nur der litterärischen Unbesonnenheit, alle andre phönizische Denkmäler, welche kein rein hebräisches Sprachidiom darbieten, zu übersehen. Wir brauchen als Beispiele nicht die vielen Cyprischen Inschriften — versuchte oder nicht versuchte — anzuführen, denn so weit wir es übersehen können, gehört der gröſste Theil der phöniz. Denkmäler überhaupt hierher. Doch auch von vornherein dürfte es wahrscheinlich sein, daſs das Phönizische, obgleich ursprünglich identisch mit dem Canaanitischen (und also Hebr.), sich in den Colonien nicht rein erhalten oder auch durch anderweitige Vorstellungen, Verhältnisse u. s. w. verschieden gestaltet habe, und wer steht uns endlich selbst dafür, daſs alle Inschriften mit phönizischer Schrift, rein von Phöniziern herrühren? Hätte Hr. W. gründliche Studien auf diesem Gebiete gemacht, hätte er namentlich, statt Kopps Schriften nur äuſserlich zu benutzen, um ihn undankbarer und unwürdiger Weise anzugreifen, sich bei Kopp in die Zucht des Lesens begeben, und sich dann an die eine oder andre Inschrift versucht, so würde er wenigstens vor einem solchen ebenso anmaſslichen als lächerlichen Gerede bewahrt geblieben sein, er würde mit den Schwierigkeiten dieses Feldes bekannt, Leistungen andrer Männer mehr gewürdigt, ihre Fehler schärfer gesehn, aber in Betracht der eignen Schwäche ganz anders beurtheilt haben. Jetzt wird uns diese Schrift durch Aufgeblasenheit, durch widrige Declamation und unziemliche Polemik zwar gar sehr verleidet — doch soll uns alles dieſs nicht verhindern, dem Vf. der fast Keinem Gerechtigkeit widerfahren läſst, sein vollkommenes Recht zu geben. Gehen wir also näher auf den Inhalt der Schrift ein. Die erste Inschrift, zugleich diejenige, welche Hr. W. eigentlich behandelt, ist die bekannte Oxforder oder 2te Cyprische, um deren Erklärung sich eine ganze Anzahl Gelehrter bemüht haben. S. die Litteratur bei Kopp Bilder und Schr. I pg. 206, zu der noch hinzukömmt die Rec. Jen. Litt. Zeit. 1813. Nr. 221 u. 222. von Lorsbuch (vgl. Gesen. Jen. Litt. Zeit. 1820 Febr. Nr. 139.) und Gött. Gel. Anz. 1819 St. 168., so wie Hamaker in den *Misc. Phoen. pg.* 94 *sqq.* Die einzelnen Buchstaben sind ziemlich scharf geschieden, und mit Kopp insgesammt zu ihrem Rechte gekommen. Nicht so das Verständniſs, von dieser Seite können weder die früheren Auslegungen, noch Kopp's und seines Rec. (Gött. Gel. Anz.) — den Herr Wihl nicht zu kennen scheint — befriedigen. Die Schwierigkeit liegt in der ersten Hälfte der 2ten Zeile, in den Buchstaben למבחיי ימנאת und deren Verbindung zu einem in das Ganze eingreifenden passenden Sinn. Hr. W. verbindet die Buchstabengruppe also (ש)לם בחיי ימן את und indem er 1) mit Barthelemy u. Akerb. zu לם ein ש ergänzt — welches jedoch, wie er meint, nicht zu Anfang der 2ten Zeile, sondern zu Ende der 1sten (nach מצבת) ausgefallen sei — und 2) ימן für יתן nimmt, übersetzt er: „*Ego sum Ebedesor, filius Ebedusim filii Chur! Monumentum pacis in vita mea dabit testimonium de cubiculo quietis meae mundo ut uxori meae Amath Aschtoret, filiae Toem, filii Ebed Molech.*" Hierdurch erhält man allerdings einen einfachen, lichten Sinn, der aber doch auch schon in Tychsens Auffassung zu finden ist, welche Hr. W., da Kopp sie eben nicht widerlegt hat, nicht ohne Widerlegung hätte anführen sollen. Doch grade jene Voraussetzungen sind nicht ohne Bedenklichkeit. Aus Oekonomie des Raumes ist das ש weder zu Ende der ersten noch zu Anfang der 2ten Zeile weggefallen, es muſs also durch Zufall etwa durch Vergessenheit des Steinmetzes u. s. w. ausgelassen sein. Die Verwechslung des ת mit ט wird gleichfalls dem Steinmetz zur Last gelegt, der Sprache nach ist sie bei einem so *geläufigen* Worte hart, und auch nur *analog* belegt durch die des ח mit כ (אכת für אחת nach der wahrscheinlichen Auslegung Kopp's) auf der sidonischen Münze bei *Peller. rec. III Tab.* 119. Giebt man indessen jene Voraussetzungen zu, so stellen wir in Beziehung auf die ganze Auffassung nur eine Frage. Die Worte כלאשתי und לעלם scheinen freilich zunächst der Construction nach verbunden; aber sollte man's nicht vorziehen, לעלם mit dem vorangehenden משכב נחתי zu verbinden, — wie es doch sprachlich zulässig ist —, und die Gemeinsamkeit in כלאשתי (kürzer in Construction für כעל משכב נחת אשתי) vielmehr auf das Begräbniſs zu beziehen? Es würde hierdurch das Denkmal von dem Manne bestimmt als ein gemeinschaftliches für ihn und sein Weib, wie es

auch schon von Tychsen aufgefaſst ist. Die Worte würden lauten: Ich bin *Ebed. etc.* Ein Denkmal des Friedens bei meinen Lebzeiten (gesetzt) gebe Zeugniſs über meine (r) Ruhestätte in Ewigkeit, so wie über die (der) meines Weibes, *Amat etc.*

Der Vf. geht zur 1sten Malt. Inschrift über, welche bekanntlich zweifach in einem gröſsern und kleinern Marmor vorhanden ist, von denen der erstere unter der phönizischen Schrift noch eine kürzere griechische Erklärung enthält. Schon Bayer hat sie im Ganzen richtig erklärt; graphisch kann nur der letzte Buchstaben, in der ersten Zeile beim kleinen Stein, welcher der 4te in der 2ten Zeile des groſsen ist, zweifelhaft sein: Hr. W. tritt Bayer bei, nur will er אש (in der Z. 1.) nicht für איש, sondern — wie Quatremere in der *Humb. I* vgl. *Nouv. Jour. As.* 1828 *part.* 1. — für אשר nehmen, נרר = נרון lesen, u. den zweifelhaften Buchstaben, als ו also עברון=עבריו lesen. Zugleich erklärt sich der Vf. dahin, daſs die Inschrift nicht von dem Brüderpaare selber, sondern von einem andren Phönizier gemacht, daher die 1ste Person in der Dedication an den Gott, und die 3te in Beziehung auf die Brüder am Schlusse. Hierbei aber rächt sich Hrn. Wihl's schlechte Polemik gegen Kopp auf eine grausame Weise. Indem nämlich Hr. W. eine jämmerliche *increpatio* über Koppe ergehen läſst — weil er עבר durch עברנו *fecimus* erklärt, wodurch ein unlogischer und ungrammatischer Wechsel der (1sten) Person mit der (3ten der) *Epiphone* entstehe, — so hat er in seinem blinden Eifer ganz und gar übersehen, daſs Mangel an Logik und Grammatik, welche er dem würdigen Manne an den Kopf wirft, nicht diesen und seine Auffassung trifft, sondern auf Hrn. Wihl's eigne unbesonnene Erklärung zurückfällt. Diese scheint nämlich darauf berechnet, daſs im Texte *et frater eius* (ואחיו) steht, wie wirklich Bayer übersetzt (*Kopp. I pg.* 252) und was Kopp zufällig oder absichtlich ohne Rüge übergeht; im doppelten gleichlautenden Texte aber heiſst es *et frater meus* (ואחי), wie ihn Hr. Wihl auch selber hat abdrucken lassen pg. 18! Hiernach würde mit Hrn. Wihl's עבריו diese Inschrift also lauten: Unsrem Herr Melikert, dem Herr von Tyrus, was geweiht seine Knechte, Ebedoser und *mein* Bruder Oser-Schemor, die beiden Söhne des u. s. w. Wer ist hier der *mein* Bruder? offenbar der Bruder des Redenden; dieser aber ist, nach Hrn. W., nicht die votirenden Brüder, sondern der Steinmetz, also der Bruder des Steinmetzes. Das Zusammentreffen ist sonderbar: ein votirendes Brüderpaar und ein Steinmetz mit seinem (votirenden) Bruder. Das Verhältniſs zwischen dem Steinmetz und den beiden votirenden Brüdern muſs gleichfalls einer Art sein, daſs er nicht zufrieden in der Anrede selber aufzutreten, noch den eignen Bruder zwischen die beiden Söhne Oser-Schemor's einsetzen kann. Doch genug! das aus Leichtfertigkeit gemachte Miſsverständniſs des Herrn Wihl ist offenbar. Was nun die Inschrift selbst anbelangt, so ist Kopp's Wechsel der Person in der *Epiphone* wohl zulässig, aber jenes zweifelhafte Zeichen giebt sich bei der Vergleichung des groſsen mit dem kleinen Steine wohl nicht undeutlich als כ zu erkennen*), so daſs zu lesen עבך=עבך (besser als עֲבָדֶיךָ weil man sonst noch ein Pronomen der ersten Person nach demselben erwarten würde). Der Steinmetz bleibt billig aus dem Spiel, und die Construction עבך — ואחי ist ganz so einfach wie *Gen.* 44, 32.

Hierauf läſst sich Hr. W. über einen Theil der sogenannten Inschrift von Carpentras aus, indem er sich wiederum an Kopp drängt; was weiter für diese Inschrift nach Kopp geschehen, davon scheint Hr. W. nichts zu wissen, sonst hätte er weder die für den Text des Denkmals wichtige Schrift Lanzi's (*di un Egizio monumento etc.*), noch die tüchtige Recension derselben (Hall. Litt. Zeit. Oct. 1828 Nr. 245) übergehen können, zumal die letztere Hrn. Wihl's Versuch in allen Punkten überflüssig macht; wenn nicht ohnehin was derselbe Neues bringt — der Begründung entbehrte, wie dieſs auch der Verf. der 2ten Schrift pg. 9. richtig bemerkt.

In den Untersuchungen, in welche Hr. W. sich nachträglich über den Namen der Göttin תלת einläſst, haben wir nichts erheblich Neues gefunden, die ehemaligen falschen Ableitungen von שלש — die Quatremere in dem Nachtrag zu dem *Nouv. Journ. As. l. l.* aufgegeben — so wie Akerblad's falsche Leseart עברתנת (in der *Athen. I*) — hätte schon nach der richtigen Exposition Hamaker's (vgl. auch *Phoen. Misc. pg.* 129 *sq.*) keiner weitern Widerlegung bedurft.

*) Wir können nicht mehr sagen, ob wir dieſs von uns selber oder durch andre öffentliche oder private Mittheilung haben, es fehlt uns die nähere Anzeige darüber in unsern Bemerkungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

1. *Ludovici Wihl de gravissimis aliquot Phoenicum inscriptionibus, commentatio philologico-critica, cui accedit oratio germanice scripta, quam in societate Philomathia Monacensi die 13 m. Novembris 1830 habuit, de artium inter Graecos primordiis, explicatione Phoeniciae inscriptionis praemissa. Cum II tabulis lithogr. inscriptionum.*

2. *Inscriptiones et papyri Veteres semitici quotquot in Aegypto reperti sunt editi et inediti recensiti et ad originem hebraeo-iudaicam relati cum palaeographia Hebraea concinnati. Particula prima, quam dissertationis loco etc. etc. publice defendet auctor Ed. Frid. Ferd. Beer.*

(Fortsetzung.)

Dafs die *Tholath* mit der *Mylitta* identisch sei, läfst sich wohl fast sicher annehmen. Sie heifst bei den Babyloniern nach dem Zeugnifs Hesych's auch *Σιλάμβα* (ἡ Ἀφροδίτη παρὰ Βαβυλωνίοις) und der Ursprung dieses Namens hat schon den seligen Münter beschäftigt; er findet keine Deutung für denselben im Semitischen und will defshalb, sich auf Rask berufend, ihn muthmafslich aus dem Sanser. ableiten, nämlich aus *Salam* das Wasser, und *bhû* sein, aber Hr. Wihl fertigt diese Erklärung mit der kurzen Bemerkung ab, dafs das Wasser nicht *salam*, sondern *tschalam* heifse (pg. 31). Um die beiden grofsen Todten gegen Hrn. W.'s *schlechtes* Besser-Wissen in Schutz zu nehmen, bedarf es nicht viel, der würdige Bischof war von Rask, wie sich erwarten läfst, richtig belehrt; *Salam* heifst allerdings — neben dem geläufigern *salilam* und *g'alam* — wie der des Indischen Kundige weifs, *das Wasser*, *tschalam* hingegen, wie Hr. Wihl corrigirt, und — seiner Unkenntnifs jede Ausflucht versperrend — noch mit Sanskritlettern hinzufügt, heifst nur *bebend*, *zitternd* u. s. w. Was nun die Composition bei jener Sanskrit-Ableitung betrifft, so könnte *Salambhû* (vgl. *nicht Swayambhû*, sondern Composita wie *uranga*) identisch mit *Salabhû* (vgl. *Wils. s. v. g'alabhû*), der Sprache und Bedeutung nach *aqua-existens*, *aqua-productus*, immerhin die Aphrodite bezeichnen und das Vorhandensein dieses Namens in Spanien, gegen Ende des Heidenthums liefse sich wohl dadurch erklären, dafs die Phönizier, welche ihn wie manchen andern Namen überkommen, auch nach Spanien verpflanzten. Keinenfalls aber wird man Hrn. W. beistimmen können, welcher den Namen, plump genug, sich berufend auf *Gen.* 30, 11. aus dem hebräischen שלם בא (*pax venit*) erklärt!

Die 12te und 21ste Cyprische Inschrift (*Kopp. I* pg. 238 folg.) endlich haben sich Hrn. W.'s Auslegung auch nicht sonderlich zu erfreuen. In der 12ten hat Kopp das letzte Wort (ערב) lieber עָרֵב *suavis* lesen, als für ערבי *Arabs* erklären wollen; indessen hat sein Recens., Gesenius in d. Allg. Jen. L. Z. a. a. O., das letztere wegen des vorangehenden מסי schon geltend gemacht. Hr. Wihl kömmt hinterdrein und tadelt Kopp, dafs er das letztere aus dem Grunde verworfen, weil das *Jod* nicht ausgeschrieben, während er doch מנ unbedenklich für מני gelesen. Aber der umsichtige Kopp wirft nicht roh die Fälle durcheinander, er beruft sich ausdrücklich auf das ארני in der Atheniensischen Inschrift, und wirklich wissen wir in den Inschriften keine Stelle, wo das mit *Jod* abgeleitete *Nom. Gentil.* ohne diesen Buchstaben stände; man vergl. noch die *Athen. II.* zu Ende, wo אש כתי d. i. אִישׁ כִּתִּי. Ob man defshalb vielleicht עָרֵב zu lesen, wollen wir bis zu weitern Beobachtungen unentschieden lassen. Ferner das erste Wort dieser Inschrift (12.) welches Kopp für אמסן gehalten, hat Münter und Hamaker schon richtig אשמן gelesen, dafür spricht auch das offenbare Vorkommen dieses Namens auf andern Cyprischen In-

schriften vergl. Cit. 3. (3te Zeile) 5. 17. u. 21 zu Anfang. Hr. Wihl kömmt abermals hinterdrein, um Kopp mit demselben Unrecht zu tadeln; es konnte K. wohl לאמסן lesen, da der 3te Buchstaben nicht entschieden ein ש sondern fast identisch mit dem 4ten ist ס. Lies't indessen Hr. W. hier mit Ham. richtig לאשמן so lies't er gegen diesen in der 21sten falsch לאמסן und das darauf folgende eben so falsch חל=חל *Sand*, um — einen *Ammon im Sande* zu haben; denn also erklärt er diese beiden Worte, welche die ganze Inschrift ausmachen: *Ammon in Arena i. e. Deus Libycus* **), und diese Erklärung hält Hr. W. für so gesichert durch eine ganz identische Stelle beim Properz, dafs er es unnöthig findet — ein Wort hinzuzufügen; wir wollen die Stelle hersetzen: *Hoc neque arenosum Libyae Jovis explicat antrum* — und glauben mit noch gröfserm Rechte der Widerlegung quitt zu sein, als der Verf. der Begründung. Die richtige Lesung und Erklärung dieses Leichensteins, welche Ham. (*Misc. Phoen. pg.* 100) gegeben: לאשמן חן *Aschemano gratia* — Gnade dem Aschman, ist so leicht und so überzeugend in sich, dafs, wie dieser Gelehrte hinzusetzt, Kopp sie gewifs anerkannt hätte, wenn sein gewissenhaftes Festhalten des graphischen Unterschiedes zwischen ל und ס seinen Blick nicht getrübt. Hr. W., der hinterdrein diesen Unterschied gegen Ham. wieder geltend macht, hätte durch einen Blick auf die Münz-Legende (רם מלקרת) *Mionnet Plasch. XX Nr.* 53 oder auf die *Athen. I* (עברתלת) oder *Ath. II* (בן חרש) oder auf die erste *Hamb.* Inschrift leicht sich überzeugen können, dafs oft der Unterschied dieser Buchstaben — der zumeist nur in der Länge oder Kürze des untern Strichs besteht — augenscheinlich aufgehoben ist. Das einzige, was Hr. W. unsres Wissens Neues bei Gelegenheit dieser Cyprischen Inschriften giebt, ist die Erklärung des Namens אשמן aus איש מָנִי und diese verdient neben den bisherigen Erklärungen vergl. *Ham. Phoen. Mis. pg.* 5. Berücksichtigung und eine genaue Prüfung im Zusammenhang mit מני selber.

Haben sich die bisher angeführten Versuche Hrn. W.'s über lauter bereits *behandelte* Inschriften erstreckt, so tritt er zuletzt mit der Erklärung eines Stückes auf, für welche er noch keinen Vorgänger gehabt, und — wir wollen's wünschen, *seiner* Art keinen Nachfolger haben wird. Die Erklärung betrifft einen antiken Carneol (mit angeblich) phönizischen Charakteren, in der Sammlung des Hrn. Grafen Anat. Demidoff. Hr. Prof. Gerhardt in Rom hatte die Paste dieses Steines Hrn. Schorn mitgetheilt, und durch diesen wurde Hr. Wihl zu der die Erklärung enthaltenden Zuschrift veranlafst, welche bereits im Kunstblatt Aug. 1830 erschien, und die hier (pg. 40) nebst einer Abbildung in doppelter Gröfse, wieder mitgetheilt wird. Die Figur soll nach Hrn. W. einen Hermes(?) vorstellen, in dessen linker Hand ein Aehrenbündel, zu dessen rechtem Fufse ein Paar Schlangen sich befinden. In der *phöniz.* Schrift zur linken Seite erkennt der Verf. die beiden Worte חרם רם in der zur rechten צמר welches er zusammen lies't und erklärt צֶמֶר חֶרֶם רָם „Weihe *des grofsen Hermes*". Diese Erklärung hat Hr. W. so dahin gestellt, indem er sich weder über den Schriftcharakter überhaupt ausläfst — den er nur so schlechthin als phönizisch bezeichnet — noch uns die einzelnen Buchstaben vorführt und erklärt, wie es doch Pflicht und Schuldigkeit für den ersten Leser und Erklärer eines nur etwas ungewöhnlichen Schriftcharakters ist. Der Unterzeichnete hat sich abgemüht, Hrn. Wihl's Buchstaben und Worte in der Schrift wiederzufinden, allein — umsonst; sie sind *rein aus der Luft gegriffen*, und wir fordern hiermit Hrn. W. auf, uns aufser etwa dem ח, was derselbe vielleicht nicht einmal erkannt hat, auch nur einen einzigen Buchstaben von den angegebenen Worten vorzuzeigen! Hätte Hr. W. nur einen genauen Blick in das comparative Alphabet bei Kopp II §. 358 u. folgg., und sodann auf die in Betracht kommenden Denkmäler gethan, so hätte es ihm nicht entgehen können, dafs hier nicht die eigentlich phönizische Schrift, sondern ein Schriftcharakter vorhanden ist, wie er sich ähnlich auf dem Denkmal von Carpentras und auf dem Turiner Fragment zeigt, und den man als den *aramäisch-hebräischen* bezeichnen kann, weil er den Uebergang zu der späteren Quadrat-Schrift zu bilden scheint.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Freilich nicht in Hrn. Wihl's Zeichnung, die indessen nach Kopp's etwas verfehlt ist, man vgl. die eigentl. (33ste Nr. 2) Tafel bei Pococke Beschr. d. Morg. II. zu pg. 309.

**) Vorläufig wäre auf der Inschrift der Gott *Ammon* אמן zu schreiben, nach *Jer.* 46, 25. אמון

LXXIII.

Nouvelles recherches bibliographiques pour servir de supplément au manuel du libraire et de l'amateur

de livres par Jacq. Ch. Brunet. Tome 1—3. *Paris* 1834. 8.

Ueber grofsartige umfassende Erscheinungen in litterarischen Gebieten, sind sie längst vorbereitet und erwartet endlich hervorgetreten, sogleich ein fertig abgeschlossenes Wort zu sprechen, bevor man sich hineingelebt in ihr eigentliches Wesen, bevor man, nach möglichst vielen Seiten beobachtend, sie geprüft, wie einen Begleiter, mit dem es gilt von nun an einen und denselben Weg zu wandern — solches Verfahren zeugt von dem Mangel an Takt, der jugendlichen Raschheit, dem vorlauten Leichtsinn, welche den Beruf des Urtheilenden im Allgemeinen wohl ganz und gar in Frage stellen. Mehr als anderswo aber hat dies seine Richtigkeit, handelt es sich von einem neuen Begegnisse auf dem Gebiete allgemeinster wissenschaftlicher Bibliographie, einem solchen, wie uns neuerdings in Hrn. Brunets Arbeit zugegangen. Dieselbe, von unserem Standpunkte aus, nicht bekannt zu machen oder anzuzeigen, denn dessen bedarf es nicht, sondern darzustellen in ihrem Verhältnisse zu dem Werke, an welches sie sich anschliefst, in kurzen Worten anzudeuten, wie sie weiterbauet auf ernster Forschung deutscher wissenschaftlicher Bibliographie, um mit Berücksichtigung früher fernstehender, namentlich transalpinischer, wie transpyrenäischer Interessen, den ursprünglichen Plan erweiternd, zu gröfserer Vollkommenheit fortschreitet — dies sei der Zweck dieser Zeilen. Gar anziehend und scheinbar nicht unpassend wäre es, stellten wir uns die Aufgabe, eine Parallele zu ziehen zwischen der vorantretenden früheren Arbeit Brunets und Hrn. Ebert's Lexicon und wahrlich nicht unschwer scheint es, mit Gründen ein Urtheil auszusprechen, nach welcher Seite hin sich die Schaale neigen würde, ob dem die Palme gebühre, dem es bei Abfassung seines Werkes Zweck war, in entschieden französischem Particularinteresse ein Handbuch zu geben für alles das, was zunächst den heimischen Sammler und Händler berührt, mit nothwendigen meist das Material der Bücher betreffenden Erläuterungen und Notizen, mit jedesmaliger Rücksicht auf die eben bestehenden Marktpreise (Ebert. Hermes. X. 117) oder *dem*, der ein auf wissenschaftlicher Grundlage ruhendes und zugleich die heitere Laune des Sammlers abspiegelndes allgemeines bibliographisches Lexicon geliefert; ob derjenige der Meister, der, wenn auch mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgerüstet, fleifsig im Sammeln, sorgfältig und geschmackvoll im Zusammenstellen, unterstützt von Handelspraxis und der Freundschaft kundiger Pariser Bibliothekare, in gefälliger und bequemer Form sich bewegend, seinem Vaterlande genügend — dennoch in der Auswahl der aufzunehmenden Bücher sich lediglich durch den momentanen Geldwerth leiten läfst und durchaus schwankend ist in den Grundsätzen, nach welchen er Produkte der neueren nicht französischen Litteratur bald aufnimmt bald ausschliefst, nicht selten flüchtig seine Quellen benutzend, ja selbst willkührlich die Titel gestaltend, oder *dem*, der vorbereitet wie einer an die Arbeit getreten, sich im Laufe derselben sein Ideal immer höher gestellt, um über den abspannendsten Minutien nicht den Muth und den hellen Ueberblick des Ganzen zu verlieren, der den verschiedenartigsten Ansichten und Neigungen einen Vereinigungspunkt ermittelte, und ein Werk schuf, in welches von nun an das zu gewinnende Material bequem und geordnet sich einfügt, so dafs die bisher formlose deutsche Bibliographie, zuförderst wissenschaftlich begründet, demnächst alles Licht, alle Genauigkeit, alle praktische Anwendbarkeit, alle Eleganz der benachbarten überkommen (Götting. Anz. 1824. 487). Nein, so anziehend diese Parallele auch sein, so günstig das Ergebnifs für den Deutschen auch ausfallen mag, wir weisen sie in ihren Einzelheiten dennoch von der Hand, weil sie ungenügend sein würde für die, denen diese Interessen fern liegen, überflüssig aber für solche, denen beide Werke Begleiter sind, seit fast einem Jahrzehend. — Erfreulich aber ist es, die unbedingteste Anerkennung des deutschen Fleifses auch auf diesem Gebiete im Nachbarlande zu gewahren, wohlthuend die Worte ungeheuchelter Pietät und Dankbarkeit, so dafs schon dies allein zu gegenseitiger Milde im Urtheil veranlassen würde, bedürfte es anders derselben. — Dennoch aber dürfte es nicht unzweckmäfsig sein, mit einem flüchtigen Blick auf Brunets frühere Arbeit (neben voller Anerkennung dessen, was sie bezwecken wollte und bezweckte) so wie auf Eberts Werk, gleichsam als das dritte Glied der Gleichung, das nunmehrige französische Werk zu betrachten, weil vielleicht auf diese Weise die gegenseitigen Erfahrungen zu einem endlichen Ergebnifs sich herausstellen. — Es ist aber in der That nicht das geringste Verdienst des wiederholentlich genannten Mannes, das grofse Gebiet der oft genug verkannten Bibliographie wissenschaftlich erhellet, kritisch gesondert, für immer lichtvoll geordnet zu haben; eine Ueberzeugung, welche es nur um so mehr bedauern läfst, dafs wir noch immer das mehrfach versprochene Handbuch der Bibliographie entbehren müssen. Hr. E. gestattet, fragmentarisch bisher Mitgetheiltes, wie die Vergleichung deutscher und französischer oder dieser und englischer Bibliographie als Bruchstücke jenes Werkes zu betrachten, Bruchstücke nur, wiederholen wir, und doch scheidet der Unbefangene von ihnen mit dem Gefühle jener heiteren, ernsten Freude, die ein solcher jederzeit mit Recht empfindet, sieht er eine neugeschaffene Disciplin eigener Forschung, emsiger Entwicklung eröffnet.

Wie aber Bibliographie im weitesten Sinne des Wortes der neuere Name derjenigen Wissenschaft ist, welche sich mit der Kenntnifs der schriftstellerischen Erzeugnisse aller Zeiten und Völker sowohl an sich, als nach einzelnen äufseren Umständen beschäftigt, (Ebert in d. Encycl. v. Ersch s. v.) so ergiebt sich daraus von selbst, dafs sie in zwei wesentlich zusammengehörige Theile, die *reine* und *angewandte* zerfällt. Erstere stellt sich die Aufgabe, die Bücher und das gesammte Schriftthum an sich zu betrachten und überhaupt zu zeigen, was da ist, sie kann eine allgemeine aller Zeiten, Völker und Wissenschaften, oder aber eine besondere nach gewissen Beziehungen gearbeitete sein. *) Die angewandte aber, auch die äufsere beschreibende, historische im engern Sinne, betrachtet die Bücher in Beziehung auf äufsere Umstände und meist mit Anwendung auf Neigung und Bedürfnifs des Sammlers, sie giebt die äufseren Gründe, *aus* welchen, und die äufseren Bedingungen, *unter* welchen ein Buch schätzbar wird. Sagen wir nun, dafs die reine eigentlich nur von Gefsner, die angewandte aufser von Debure nur von Brunet bearbeitet worden ist, so glauben wir damit Letzterem seinen, wenn auch noch so ehrenwerthen, doch untergeordneten Platz angewiesen zu haben, untergeordnet wenigstens in Betracht des deutschen Werks, denn dieses, erkennt es gleich den Nachbar für Methode und Form dankbar als Vorgänger an, dehnt doch seinen grofsartigen Plan nach *beiden* Seiten jener eben dargestellten wissenschaftlichen Begründung aus, um ein treuer Führer zu sein zu jener Bibliographie, von der es in Wahrheit heifst, dafs sie sei der *Codex diplomaticus* der Litterargeschichte. — Es war aber der Eintritt des deutschen bibliographischen Lexicons, abgesehen von jeder anderen Beziehung, schon deshalb ein sehr erfreuliches Ereignifs, weil es die bisher unbedingt anerkannten *Vorzüge* der Nachbaren mindestens in Frage stellte, weil wir nun ein Zeugnifs aufzuweisen haben, gegen jene Vorwürfe, es gingen deutsche Bibliographen stets mit zu grofsem Mangel an Vorkenntnissen, seien sie die einer unerläfslichen encyklopädischen Bildung oder die eines ernsten Studiums allgemeiner litterarhistorischer Zustände, an ihr Werk, es mangele ihnen jene Genauigkeit, ohne welche überall keine Bibliographie denkbar ist, gleichsam als vergäfsen sie ganz, dafs es ihre Pflicht sei, so zu arbeiten, dafs die Gelehrten anderer Fächer sich ihrer Materialien ohne Weiteres bedienen könnten, sie entriethen jeder wissenschaftlichen Kritik, arbeiteten ohne Berechnung, ohne bestimmten Zweck, den Neigungen und Richtungen ihrer Zeit nicht angemessen, dem Leben entfremdet u. m. dgl. **) Dergleichen ist für immer ab-

*) Die feineren Unterschiede, so wie die betreffenden Beispiele gehören nicht hierher.

**) Wünschen wir uns Glück, dafs wir auch die Verhältnisse schwinden sehen, welche Veranlassung und Entschuldigung wurden für jenen Zustand

gewiesen durch jenes eine deutsche Werk. Hatte Brunet, wie gesagt, vornämlich Frankreich im Auge, so ist Ebert dennoch selbst hier in einzelnen Punkten, z. B. der älteren Romanlitteratur, überlegen. Die pyrenäische Halbinsel, von B. mehr oder weniger vernachlässigt, ist von E. nach damals zugänglichen Hülfsmitteln vollständiger bearbeitet, für Italien gebührt dem Deutschen unbedingt der Vorzug, erinnern wir nur an die Berücksichtigung der Volksdialekte und Siciliens, bei England galt es den Ton maafshaltender Beschränkung mit Glück zu treffen, dafs aber Deutschland vollends von dem Deutschen besser behandelt, liegt nahe. Schweden ist zweckmäfsig gearbeitet, Holland würde, namentlich in dem wichtigen Punkte der ersten Drucke, arbeitete der Verf. jetzt, sicherlich noch charakteristischer hervortreten (wir erinnern an Scheltema gegen Schaab), über Anderes endlich spricht sich der Verf. selbst anderweitig aus. Wie nun Hrn. Brunets *neuere* Arbeit? Ist er sich der Vorzüge seines Genossen bewufst? ist es ihm klar geworden, worin er überragt wird und weshalb? erweitert auch er seinerseits seinen Plan zu ebenmäfsiger Umfassung beider Theile der Wissenschaft? Wir würden in Verlegenheit sein, sollten wir mit einem einfachen Ja oder Nein eine dieser Fragen beantworten. Herr Brunet gab eben *Nouvelles recherches pour servir de supplément au manuel* und antwortet auf diese Weise an unserer Statt. Nun darf man allerdings nur eine gelegentliche Erweiterung der früheren Arbeit erwarten, nun ist man nicht berechtigt, an eine Ausdehnung des Planes nach Art und Weise des deutschen Werkes zu denken, so sehr auch eine solche um der Sache willen zu wünschen gewesen wäre — nein, Hr. Brunet ist in diesen Bänden, mit wie grofsem oder wie geringem Rechte sei dahingestellt, fast noch ganz derselbe, wie in den früheren Ausgaben des Manuel, sein Gesichtspunkt ist noch immer Frankreich, seine Bibliographie die der Pariser Bücherkäufer, der unsere aber soll nichts anderes sein, als die litterarische Welt, unsere Bibliographie in ihrem weitem Umfange nichts geringeres, als der sichere Grad und Höhenmesser der gesammten litterarischen Cultur und Thätigkeit. So kann es ihn *überraschen*, in Frankreich jene Richtungen auf historische und litterarische Zustände des Mittelalters sich geltend machen zu sehen, und statt sich bewufst zu werden, wie und weshalb diese Richtungen hervorgetreten und nach gewonnenen Resultaten auch seine bibliographischen Studien und Leistungen der Zeit und den Verhältnissen anzupassen, sieht er darin nichts weiter, als das was unausbleibliche Folge jener Richtungen sein mufste, nämlich dies, dafs eine grofse Classe von alten Büchern nunmehr eine Wichtigkeit und einen Handelswerth erhalten haben, von dem er früher keine Ahnung gehabt, dafs diese *livres gothiques* einen unangenehmen Rückschlag auf Stellung und Preis früher in Geltung stehender Bücher hervorgebracht. So sieht er ferner in nunmehriger Gestaltung der Prefsverhältnisse, ihrer freieren und erweiterten Thätigkeit, nur das *eine* Moment, dafs man nun die Classiker alter Zeiten und Völker in möglichst mannigfacher Gestalt vervielfältige u. s. w., ja es führt ihn ein Mangel einer gewissen wissenschaftlichen Grundlage selbst zu der Aeufserung: *Or, dans la confusion que ce trop subit acroissement de richesses a jetée dans le domaine de la bibliographie il ne reste plus aujourd'hui de base fixe pour le choix des ouvrages, ni pour celui des éditions.* Wäre dem so, wahrlich es stände übel um uns; zum Glück versteht Hr. B. unter jener *base fixe* wiederum nur eine Grundlage zur Feststellung seiner Marktpreise, so dafs in der That Alles, wozu ihn die veränderten Verhältnisse veranlassen, darin besteht, dafs er diejenigen alten Bücher aufnimmt, die ihm einzig und allein von seinem Standpunkte aus wichtig erschienen, doch auch derjenigen neueren erwähnend, die etwa irgend typographisch oder sonst interessant sind. Wir gestehen, dafs wir auf keine Weise mit diesem Verfahren einverstanden sind, mindestens ist eine Ungleichheit des Ganzen nach verschiedenen Seiten die unausbleibliche Folge. Warum, wollte und sollte man sich nun einmal nicht zu wissenschaftlicher Gestaltung erheben, warum, fragen wir, nicht einfach das früher Gegebene erganzend fortgearbeitet nach dem Plan, der so ziemlich allgemeine Billigung erfahren hatte, dennoch aber immerhin mit Berücksichtigung jener äufseren Interessen, die an sich keineswegs zu tadeln, dem Verf. im Gegentheil Veranlassung werden, in diesen Bänden die früher verwahrlosten älteren französischen, italienischen und spanischen Litteraturen nach Gamba, Melzi und Salvà zu bearbeiten. Ungerecht wäre der Vorwurf, dafs unsere ältere deutsche Bibliographie nicht genügend berücksichtigt worden, ungerecht sagen wir, denn er fiele wohl auf uns selbst zurück, da, so ehrenwerth alle hierher gehörigen Bestrebungen auf den verschiedenartigsten Gebieten sind, dennoch bibliographisch hier viel zu thun ist. Dafs aber von englischer Litteratur noch immer nur das aufgenommen, was sich unter irgend einem Gesichtspunkte an französische Geschichte oder Litteratur anreihet, dürfte vielleicht um so mehr willkührlich genannt werden, als die werthvollen Vorarbeiten grade hier Genügendes erwarten liefsen. Erweiterung allerdings (ob wissenschaftlich zweckmäfsige, steht dahin) ist es, dafs von neueren und neuesten Litteraturerscheinungen seit den letzten zwanzig Jahren alles Vorzüglichere und Merkwürdige aufgenommen, was nur irgend in das Gebiet classischer, wie orientalischer Alterthumskunde, ob sachlich oder sprachlich, gehört, so wie, dafs den hauptsächlichsten Erscheinungen im Bereiche der Naturwissenschaften wie in der Kunstgeschichte ihr Platz angewiesen ist, dafs endlich die bibliographischen Einzelheiten, so viel sich jetzt schon urtheilen läfst, mit gröfserer Genauigkeit als früher gearbeitet zu sein scheinen, dafs Brunet keine Mühe gescheut, um durch eigene Forschung, wie auf dem Wege wiederholter Anfrage bei seinem Pariser Veteran zu festen Resultaten zu gelangen strebt; dafs er fremdes, namentlich Hrn. Ebert's Verdienste ehrt, dadurch ehrt er am meisten sich selbst.

Dafs unter den Umständen, wie sie eben anzudeuten versucht worden sind, bei derselben Tendenz und Form, wie früher, die neuen Theile auch äufserlich jenen ersten sich anfügen, versteht sich von selbst und wir wären an unserem Ziele angekommen, um uns Glück zu wünschen, dafs wir nicht mehr, als eben eine vorläufige Anzeige übernommen haben, schiene es nicht zweckmäfsig, schliefslich noch einer dankenswerthen Zugabe zu gedenken, der Notice über die sogenannten „Heures gothiques" aus dem Ende des funfzehnten und dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Nachdem Dibdin im Decameron zuerst auf diese Andachtsbücher, welche in früheren Jahrhunderten vornämlich ein Gegenstand des typographischen und decorativen Luxus, meist auf Pergament gedruckt, mit Miniaturen geschmückt, für Kunstgeschichte noch keineswegs genügend beachtet sind, nachdem, sagen wir, Dibdin zuerst darauf aufmerksam gemacht hatte und Ebert, selbstthätig ergänzend, ihm gefolgt war, giebt nun Hr. Brunet die Geschichte dieser Gebetbücher auf die Art, dafs er an der Reihenfolge der Buchdrucker, aus deren Officinen sie hervorgingen, den ganzen bedeutenden Bestand der ihm bekannt gewordenen Büchlein mittheilt, eine Untersuchung, welche für die nächste Zeit die Acten nach der litterarischen Seite hin schliefsen möchte, der kunsthistorischen Forschung *) hingegen die Bahn trefflich bereitet hat.

Gottlieb Friedlaender.

der Bibliographie: dahin gehören die Entbehrung geordneter gründlicher Vorträge über das Gesammtgebiet der Litterargeschichte und die Hülfswissenschaften der Geschichte, die häufigen Klagen über Bibliotheken und Bibliothekspersonale, da denn die grofse Schaar unfähiger Besucher immer wieder an Lessings Wort erinnert: „Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht; aber ich mag auch nicht der Stallknecht sein, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt." —

*) Für diese möchten wir, nächst anderem, noch auf die grofse Bedeutsamkeit der Geschichte der Rebus aufmerksam machen.

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

1. *Ludovici Wihl de gravissimis aliquot Phoeniciae inscriptionibus commentatio philologico-critica, cui accedit oratio germanice scripta, quam in societate Philomathia Monacensi die* 13 *m. Novembris* 1830 *habuit, de artium inter Graecos primordiis, explicatione Phoeniciae inscriptionis praemissa.*

2. *Inscriptiones et papyri Veteres semitici quotquot in Aegypto reperti sunt editi et inediti recensiti et ad originem hebraeo-iudaicam relati cum palaeographia Hebraea concinnati. Particula prima quam dissertationis loco etc. etc. publice defendet auctor Eduard. Frid. Ferd. Beer.*

(Schluſs.)

Lesen wir hiernach beginnend zur Linken von unten an, so finden wir 5 Buchstaben, zuerst א alsdann ש, hierauf wahrscheinlich ת; der 4te könnte כ oder ב sein, er ist wahrscheinlicher (vergl. *Insc. Carp.* 1 *l.* 9 *litt.*) ב, der letzte Buchstabe ist bestimmt ח; es enthält also die linke Seite zusammen אשת ב(כ)ח. Schwierig sind die Zeichen zur Rechten, von welchen das 4te des Raumes wegen etwas abgebrochen scheint; *vielleicht* wird man (von oben, wo der Anfang der Inschrift ist, beginnend) die Buchstaben יורחן lesen, wir sagen vielleicht, denn eine feste Erklärung dieser ganzen Legende haben wir noch nicht gewonnen, wir enthalten uns deshalb auch der weiteren Anführung von Vermuthungen.

Eben so unglücklich als dieser Erklärungs-Versuch, ist der 2te und letzte, welchen Hr. W. der Münchner philomathischen Gesellschaft in der schon angeführten hier beigedruckten Rede mitgetheilt. Es betrifft eine der schönsten und gröſsten Silber-Münzen, welche wir aus dem Alterthum übrig behalten. Bisher kannte man nur ein Exemplar, welches zu Paris sich befindet (ob annoch?) und von dem *Mionnet Planch.* 66 *Nr.* 4. eine saubre Abbildung gegeben; auf dem Revers befindet sich ein Cereskopf, auf dem Avers ein Pegasus im Steigen, zwischen seinen Vorder- und Hinterfüſsen die aus 5 phönizischen Buchstaben bestehende Legende, welche noch besonders *Planch.* 20. *Nr.* 6. mitgetheilt ist. Von einem 2ten Exemplar aus der Münzsammlung des Hrn. Ob. Lieut. v. Gemming in München, giebt uns nun Hr. W. eine Abbildung (auf dem Titel seiner Schrift) nebst Erklärung jener Legende. Ist diese Abbildung genau, so zeigt sie eine kleine Verschiedenheit von der Pariser, von der wir den Schwefelabdruck vor Augen haben. Die Münchner ist um ein wenig kleiner, der Rand mehr angegriffen, so daſs der Kopf des Pegasus denselben berührt, die Hufe der Vorderfüſse fast ganz fehlen, und der erste Buchstabe, welcher dem rechten Vorderfuſs zunächst steht, nur zur oberen Hälfte vorhanden ist u. s. w. u. s. w. Doch läſst sich die Identität beider nicht verkennen. Ohne weitere Untersuchung setzt Hr. W. nach der gewöhnlichen Annahme diese Münze nach Panormus, und lies't ebenso jene 5 Buchstaben, frischweg רצרצת, welches er zuerst רָץ רַצְתָּ *du läufst schnell* erklärt, jedoch noch nicht ganz hiermit beruhigt, weiter auslegt als רַצְרָצָת d. i. *Schnellläufer*, *Renner*, und dieses soll eine *charakteristische* Bezeichnung des Pegasus sein! Wer noch niemals einen phönizischen Buchstaben zu Gesicht bekommen, aber nur einen flüchtigen Blick auf antike Münzen gethan hat, wird von vornherein schwören können: daſs also die Schrift nicht lauten könne, daſs Hrn. Wihl's Auslegung falsch sein *müsse*. Die Griechen und, so weit sie mit ihnen in Verbindung kommen, die Phönizier haben bei ihrem feinen Gepräge, und bei ihrem noch feineren Sinn, wahrlich ihren Emblemen nicht erst den Namen als Erklärung beigegeben, das: *Was ist das?* beantwortete ihre Arbeit selber. Unter der Eule von Athen in der rohsten Gestalt wird man kein γλαῦξ finden u. s. w. Bei dem Pagasus, bei

dem Rosse von Korinth (dessen eigentliches Emblem es ist), von Syracus und andren Städten Siciliens findet man den Namen der Stadt, des Herrschers u. s. w. wie z. B. bei der der unsrigen ähnlichen von Entellas (vgl. *Sic. Vet. num. Tab.* 29. *Nr.* 9.), und so selbst mit phönizischer Legende (mit dem bekannten קרת חדשת), aber nirgends die Umschrift: Pegasus. Betrachtet man aber die Legende unsrer Münze selbst, so zeigt sich unwiderlegbar, dafs Hr. W. in den Tag hinein, ohne alle Kenntnifs und Untersuchung der Schrift gelesen. Diese ist ächt phönizisch, und der erste Buchstabe, wie Hr. W. noch aus dem Kopfe auf seinem Exemplar (im Unterschiede des 3ten Buchstaben), vollständig aber aus dem zur Linken gekrümmten Untertheil bei Mionnet sehen konnte, ist kein ר, sondern sonnenklar ein ב. So fällt mit diesem 1sten Buchstaben, wie mit einem Hieb, Hrn. Wihl's ganze Erklärung. Was weiter die Buchstaben betrifft, so ist der 3te deutlich ר der 5te ebenso offenbar ein ת. Streitig könnte nur der 2te und 4te sein, aber man wird diese doch unbedenklich für א zu nehmen haben — nicht für ק, auch nicht für ע — wenn man das א auf der Gothaer Münze bei Kopp Bilder II. §. 135. vergleicht, was Hamacker gewifs mit Unrecht verkennt. Die Legende lautet also בארת, und so hat auch richtig Gesenius gelesen, der in der Recension des Mionnet'schen Werkes (Hall. Allg. Litt. Zeit. März 1825 St. 63. pg. 516.) auch bereits eine Erklärung derselben gegeben, der wir im Grunde nichts hinzuzufügen wissen. Sicher hat sie Hr. W. nicht gekannt, denn doppelt schlecht ist das Schlechte, das dem Guten folgt.

Wir sind hiermit alle Erklärungsversuche des Hrn. Vfs. durchgegangen; es hätten noch Einzelnheiten, auch Manches *sprachlicher* Art u. s. w. leicht eine Widerlegung finden können, doch mag das Vorhergehende genügen, um den Vf. über sich und seine falsche Stellung gegen das Publikum, insbesondre aber gegen einen auf diesem Gebiete so hoch geachteten Gelehrten, die Augen zu öffnen. Die letzten beiden unglücklichen Erklärungsversuche sind augenscheinlich, die bitteren Früchte eines verkehrten Verfahrens, ein paläographisches Unkraut, dergleichen auf Kopp's Grund und Boden nimmermehr aufwuchern kann.

2. Auf eine ganz andre Weise haben wir der 2ten Schrift zu erwähnen, sie ist an sich und namentlich gegen die erste gehalten eine recht erfreuliche zu nennen. Der Vf. treibt keine wüste Jagd auf einem ihm fremden Revier — keine litterärische Donquichotterie — sondern durch die nothwendigen Studien tüchtig vorbereitet, mit dem wissenschaftlichen Standpunkte gehörig bekannt, und seines bestimmten Zweckes sich bewufst, bethätigt er sich also auf diesem Gebiet, dafs er in der That die bisherigen Forschungen uns zu erweitern scheint, indem er eine höchst interessante Aufgabe zu lösen unternommen.

Zu der bisher isolirt stehenden Inschrift von Carpentras ist im Jahre 1828 von Hamacker, durch Vermittlung Raoul-Rochette's das Turiner (Dervettische) semitische Papyrus-Fragment bekannt gemacht worden (*Misc. Phoen. pg.* 66 *sq.* Abbildung Taf. 3. Nr. 3.); von Michel. Lanzi sind um dieselbe Zeit (1827) die 2 Blacassischen semit. Papyrus-Fragmente herausgegeben; zu diesen kommen nunmehr noch, 2 aus Aegypten nach Rom gebrachte semitische Papyrus, von denen, so wie von dem Turiner Fragment, Hr. Beer ein genaues Apographon der Güte des Hrn. Prof. Seyffarth verdankt. Indem nun Hr. Beer alle diese Aegypten angehörigen Denkmäler zusammenstellt, sucht er einerseits ihren nationalen Ursprung als hebräisch-jüdisch zu bestimmen, andrerseits macht er die für die semitische Paläographie wichtige Combination, dafs der aramäische Schriftcharakter dieser Stücke eben der um das 4te Jahrhundert von den Aramäern zu den Juden gekommene sei, aus welchem sich allmälig die hebr. Quadrat-Schrift entwickelt hat. Beide Resultate, welche manche Schwierigkeiten auf eine einfache Weise lösen, hatte Hr. B. bereits vor mehreren Jahren gewonnen, als er die Blacassischen Fragmente zu Gesicht bekam, welche, wie der Vf. sagt, durch ihren Schriftcharakter die 2te Angabe nur noch mehr bestätigen; der Unterzeichnete bekennt, dafs er beide Resultate für richtig hält, und glaubt auch, dafs der berühmte Paläograph, dafs Kopp gern die Berichtigung und den Fortschritt anerkennen werde, welche theils schon Hupfeld, theils hier von unsrem Vf. auf einem Fundament gemacht worden. Jenen aramäisch-jüdischen Schriftcharakter haben wir auch oben auf dem von Hrn. Wihl mitgetheilten Carneol gefunden; nur dafs dieser der □ Schrift schon näher stehend, als die In-

*) Ref. hat die Blac. Fragmente von Lanzi bis dato leider noch nicht gesehen.

schrift von Carpentras u. s. w. einer etwas spätern Zeit angehören dürfte. Wir wollen diesen Stein noch nachträglich Hrn. Beer's Deutung empfehlen, da er denselben, in der von ihm gekannten Schrift des Hrn. W., übersehen zu haben scheint. Zur gründlichen Erledigung der angeführten Resultate theilt nun der Verf. sein Werk in folgende 3 Theile: 1) der erste Theil soll alle — edirte und nicht edirte — semitisch-ägyptische Schrift-Denkmäler, abgesehen von ihrem Ursprung, behandeln, indem die bereits gegebenen Erklärungen über das eine oder andre ein jegliches Mal vorangestellt werden. 2) Der 2te soll den *nationalen* Ursprung untersuchen, und da hier die einzelnen semitischen Stämme in Betracht kommen, sollen zugleich die phönizischen und palmyrenischen Inschriften, die aramäischen Münzen — welche Eckhel für cilicisch hält — und die sinaitischen Inschriften — welche nach Hrn. B. von arabischen Christen um das 3te Jahrhundert herrühren — durchgegangen werden. 3) Der 3te Theil endlich soll berichtigend und erweiternd in die hebr. Paläographie eingehen, und die Paläographische Lücke, welche sich hier herausstellt, ausfüllen durch den vorliegenden Schriftcharakter der (Theil 1.) behandelten Denkmäler. Wir können den so bestimmten Weg der Untersuchung nur billigen, er ist der einfachste und gründlichste. Von dem ersten Theile giebt Hr. B. in der gegenwärtigen sandemischen Abhandlung noch das 1ste Cap. Es behandelt das 1ste Document, welches, nach Barthelemy, nebst dem Turiner Fragment — nach einem genauen Apographon des Hrn. Prof. Seyffarth — und den aus beiden gezogenen Alphabeten in einer gut ausgeführten Tafel mitgetheilt wird. Die Geschichte des Denkmals und eine sehr fleissig und sorgfältig gesammelte Litteratur schickt Hr. Beer voraus, indem er zugleich eine gute Kritik der einzelnen Erklärungen desselben giebt, von dem ersten und bedeutendsten Ausleger — von Barthelemy ab, bis zu dem letzten und unbedeutendsten, bis zu Hrn. Wihl herab. Hierbei bemerken wir nur, dass der Vf. der Beurtheilung der Lanzischen Textesrecension, wie sie von dem Recensenten Hall. Allg. Litt. Zeit. 1828 Oct. gegeben wird, im Ganzen und mit vollem Rechte beitritt. Hierauf geht Hr. Beer die Inschrift selber genau durch, indem er mit grosser Umsicht und vieler Kenntniss alles Einzelne ausführlich behandelt und erklärt. Wir können Hrn. B. in dieses Detail hier nicht Schritt vor Schritt folgen. Doch heben wir Einiges hervor. In der 1sten Zeile scheint uns Hr. Beer richtig אדון statt אדוני zu lesen, indem er sich — Kopp berichtigend — für die Gottheit des ם im Phönizischen beruft, 1) auf die 2. Malt. Inschrift, in dem Worte רחמם nach Gesenius Auslegung (Jen. Allg. Litt. l. c.) und 2) auf die Hamb. III, in חסמר nach Quatremère's Erklärung, im Aramäischen selber aber dieses ם in unserer Inschrift wieder findet, wo er מלחה für ולחה liest, dem wir indess noch nicht beistimmen können. — Zu dem isolirter stehenden Probesen יד giebt der Vf. noch erwünschte Belege aus den Blac. Fragmenten. In der 2ten Zeile möchte der Vf. וכלאי lesen, und nach dem Aramäischen כרס *procerdis* erklären, wiewohl er sich nicht ganz bestimmt entscheidet. Allein diess passt doch durchaus nicht in den Zusammenhang; eben so wenig darf man wohl וכסי יי lesen, theils weil der 3te Buchstabe — zumal nach Lanzi's Vergleichung — durchaus dem ס entgegen ist, theils weil auch der Sinn — *jemandes Geheimnisse verrieth sie* (verriethst du) *nicht*, sich nicht recht schicken will, denn wenn selbst von einer Priesterin des Osiris die Rede ist, so läst doch die allgemeine Ausdrucksweise an sich keine Beziehung auf diesen zu, am wenigsten aber bei dem stattfindenden Verhältnisse zu dem vorangehenden Satz. Beide Sätze sollen offenbar nur sagen: sie frevelte weder durch That noch durch Worte. Die Lanzische Leseart וכרי יי ist, wie der Hall. Recensent schon gesehn, unstreitig richtig, wenn auch der *Stat. emphat.* ausgelassen ist, was ja auch sonst, freilich selten genug, vorkommt, und: *Schmähung, Lästerung, irgend Jemandes sprach sie nicht aus*, ist die einzig richtige Erklärung. In der 3ten Zeile ist חוי jedenfalls der *Imper. sing. fem.*, mag man ihn nun Syrisch, Chaldäisch oder Hebräisch (die letztern stimmen wohl zusammen vgl. *Jes.* 16, 4. *Targ.*) punktiren. Was aber die Anrede mit diesem *Imperat.* betrifft, so setzt sie noch nicht die 2te Person in dem Vorangehenden voraus, im Gegentheil mag hier wohl die 3te Person, bei dem eigentlichen Segen aber lebendiger die 2te, als Anrede (in der 2.) Statt finden. — Ueber die letzte schwierige und lückenhafte Stelle wollen wir uns hier der Bemerkung enthalten, doch verdient eine weitere grammatische Erwägung Hrn. Beer's Betrachtung der Form לחוי (לחוא) und der Pluralen לחוין, לחון. Die Auffassung als reines Futur. (3te Person) und die Zusammenstellung mit dem im Syrischen

durch alle Fut. Bildungen der 3. Pers. gehenden ל *praef.* hat etwas für sich. Doch möchten wir keinenfalls Hrn. Beer darin beistimmen, dafs dieses ל im Syr. erst entstanden, aus dem ל des *Verb. subst. fut.* 3te *pers.* im (bibl.) Chaldäismus, zumal er diese chaldäische Bildung selbst erst für einen übertragenen Infinitiv hält. Eher würden wir noch glauben, dafs das pronominale ל im Syrischen für das als *praefix.* zu *weiche* fast ganz vokalisch lautende *Jud* eingetreten sei, und dafs eben dasselbe im Chald. jedoch nur bei dem weichen *Verb. Subst.* der Fall mit ל sei — wenn nicht am Ende doch eine Infinit.-Bildung hier im Hintergrunde liegt.

Wir scheiden von Hrn. Beer mit dem Wunsche, dafs er mit der Fortsetzung dieses Werkes uns recht bald erfreuen möge, über welche wir dann seiner Zeit um so lieber Bericht abstatten werden, als wir zugleich die Erklärung noch nicht behandelter Denkmäler in derselben zu erwarten haben.

Ferd. Benary.

LXXIV.

1) ***Georg Calixtus Briefwechsel. In einer Auswahl aus Wolfenbüttelschen Handschriften, herausgegeben von Dr. Ernst Ludw. Theod. Henke, Lic. der Theol., Prof. d. Theol. und Phil. am Collegio Carolino zu Braunschweig (jetzt zu Jena). Halle, Verlag der Buchhandl. des Waisenhauses.*** 1833. *XX. u.* 296 S. 8.

2) ***Georg Calixtus und seine Zeit, von Dr. Ernst Ludw. Th. Henke. Erste Abtheilung, die Einleitung enthaltend. Ebend. VIII. u.*** 88 S. 8. Auch unter dem Titel: ***Die Universität Helmstädt im sechszehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kirchen- u. Litterärgeschichte.***

Die Befreiung der lutherischen Kirche aus den Fesseln einer todten Buchstabenorthodoxie, seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts, wurde nicht nur durch philosophische und philologische, sondern auch durch gründliche historische Studien vorbereitet. In dieser Hinsicht nimmt die Universität Helmstädt in der Geschichte der protestantischen Theologie eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Es ist daher höchst verdienstlich, wenn der Vf. durch glückliche Verhältnisse dazu befähigt und durch Talente und theologische Gelehrsamkeit besonders tüchtig, es unternimmt, zum Theil aus noch ungedruckten Quellen die Bedeutung von Helmstädt in's Licht zu setzen und das Leben und Wirken Georg Calixt's zu schildern. Eben durch Letzteres stehen die beiden, oben genannten Werke im Zusammenhang und es soll dies den Mittelpunkt beider bilden. Da es aber noch nicht erschienen ist, kann Ref. sich nicht vorzugsweise darauf einlassen; er wendet sich also zunächst zu dem hier Gegebenen hin und betrachtet zunächst die *Quellen*, aus denen der Vf. schöpfte, und worüber er in der Vorrede zu dem ersten Werke Nachricht giebt. Durch die Liebhaberei des gelehrten Herzogs August von Braunschweig, des Gründers der Wolfenbüttelschen Bibliothek, αὐτόγραφα berühmter Männer zu sammeln, finden sich in derselben zahlreiche Briefe und Papiere von, an und über Georg Calixtus. „Eine grofse Sammlung von solchen Calixtus betreffenden Papieren ist zuerst das *MS. Extravag. fol. No.* 84, 9—11., eine grofse Sammlung von Briefen, welche fast sämmtlich an Calixtus gerichtet sind. Sie sind in drei, sehr starke Folianten zusammengebunden, und in diesen ziemlich genau nach den Namen ihrer Verfasser alphabetisch geordnet. Es sind die abgeschickten Originale der Briefe selbst, mit den kleinen Siegeln des siebzehnten Jahrhunderts, den vielfach gebrochenen Falten des Papiers, und den Spuren von den Händen und Taschen der Tabellarii, welche sie trugen, und deren Unordnung öfter darin beklagt wird; nur einige wenige sind Abschriften. Die, welche nicht an Georg Calixtus gerichtet sind, betreffen ihn doch gröfstentheils, und erscheinen als Beilagen anderer an ihn gerichteter Briefe; doch findet sich auch einzelnes, was ihn nicht weiter berührt, kleine Abhandlungen, Briefe aus früherer Zeit, z. B. eine ziemliche Anzahl von David Chyträus, u. A. Einige finden sich auch von ihm selbst, theils im abgeschickten Originale zusammen *sub lit. C.*, theils im Concepte ebendaselbst, oder bei den Briefen dieser, an welche sie gerichtet sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

1) *Georg Calixtus Briefwechsel. In einer Auswahl aus Wolfenbüttelschen Handschriften, herausgg. von Dr. Ernst Ludw. Th. Henke.*

2) *Georg Calixtus und seine Zeit, von Dr. Ernst Ludw. Th. Henke.*

(Fortsetzung.)

Dann (p. XIII): „Eine zweite grofse Sammlung von Papieren, welche G. C. betreffen, enthält das *Mss. Extravag.* 84, 1—5." Es sind fünf Folianten, wahrscheinlich ein Theil von Schwarzkopff's grofser Handschriftensammlung zur Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts, welche in die Wolfenbüttelsche Bibliothek und in's Herzogliche Archiv überging. Sie reichen leider nur von 1646—51. Aus dieser zahlreichen Sammlung wählt der Vf. nun die bedeutenden aus, und giebt besonders viele Briefe von Freunden und Gegnern, Lutheranern und Reformirten an den Calixtus, während er die Absicht hat, alles Interessante, das er in den übrigen noch gefunden, seiner Schrift über Georg Calixtus und seine Zeit, einzureihen. Leider ist jedoch die letztere Sammlung aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek nicht mehr vollständig; denn diese vier Bände waren nach den von Schwarzkopff geschriebenen Titeln der zweite, dritte, fünfte und sechste Band einer Sammlung dieses Inhalts. Es fehlt also der vierte Band und mit ihm die Actenstücke für das letzte Viertel des Jahrs 1649, ebenso alles, was vermuthlich spätere Bände zur Geschichte des Streites seit 1652 enthielten. Der Verf. vermuthet, es sei im Herzoglichen Archive noch manches davon erhalten. Aufser diesen beiden gröfsern Sammlungen von Handschriften enthalten auch noch andere Convolute Wolfenbüttelscher Handschriften Einzelnes, was dahin gehört. Es erhellt daraus also, dafs dem Verf. bedeutende, bisher nur zum Theil benutzte Hülfsmittel zu Gebote standen. Er theilt im Ganzen 123 nach den Jahren geordnete Briefe mit, welche von 1608—1656 reichen. Recht interessant ist gleich der erste dieser Briefe, welchen Johann Caselius, der berühmte Aristoteliker in Helmstädt, an seinen Schüler, den damals zwei und zwanzigjährigen Georg Calixt richtet, welcher bisher von 1603—1607 vier Jahre hindurch Philosophie studiert und zuletzt als Magister selbst philosophische Vorlesungen und Disputationen zu halten angefangen hatte, dann 1607 sich ganz der Theologie gewidmet und die Ueberzeugung gewonnen hatte, „dafs, wie die Philosophie auf die Alten, besonders auf Aristoteles, zu gründen sei, so müsse auch die Theologie, zumal in einer Zeit der abnehmenden Gelehrsamkeit und des zunehmenden Unfriedens auf das kirchliche Alterthum zurückgeführt werden." In diesen Worten bezeichnet der Herausg. recht gut den Grund, von dem aus sich die nachmalige Richtung des jetzt bei seinem Vater, einem Landprediger, in der Nähe von Flensburg im Schleswigschen lebenden, jungen Calixt's entwickelte. Es zeigt sich in diesem Briefe die innige Liebe des ausgezeichneten Lehrers gegen seinen sehr hoffnungsvollen Schüler, indem er sich darüber beklagt, dafs dieser Helmstädt verlassen habe; und wirklich begab sich derselbe schon im Jahr 1609 wieder dahin, um wieder Vorlesungen zu beginnen. In einem zweiten Briefe beklagt sich Caselius, wahrscheinlich in Beziehung auf diese Angelegenheit, über seinen geringen Einflufs bei den Mächtigen. Seit dem Jahre 1603 hatten nämlich die Humanisten und Aristoteliker ihren Einflufs so sehr verloren, dafs sie vielmehr unterdrückt und zurückgesetzt waren.

Es kann des Ref. Absicht nicht sein, die ganze Folge der hier mitgetheilten Briefe näher durchzugehen oder zu erörtern, allein im Allgemeinen mufs er noch bemerken, was für ein bedeutendes und reiches Leben dieser Briefwechsel vor unsern Augen entfaltet, und wie eben daraus der grofse Einflufs der Universität Helmstädt auf das Klarste hervortritt. Eine Reihe der ausgezeichnetsten Namen erscheint im Verhältnifs mit der-

selben, und es ist bemerkenswerth, wie achtungsvoll der Ton in den Briefen an Calixt, auch bei denjenigen meist erscheint, die in ihren öffentlichen Schriften als seine heftigen Gegner auftraten. Ohne Zweifel war diefs eine Folge des allgemeinen Rufes, welchen er genofs.

Auch ist es interessant zu sehen, wie Calixt immermehr in den Mittelpunkt tritt, und zuletzt die grofse Bedeutung erlangt, welche sein Wirken so einflufsreich für die Entwickelung der Gelehrsamkeit in der protestantischen Kirche machte. Zum rechten Verständnifs dieser Briefe ist es aber in der That nothwendig, mit dem Inhalte der zweiten der hier angeführten Schriften bekannt zu sein.

Der Vf. betrachtet selbst diese zugleich als Einleitung in diese Briefsammlung, aber auch als ein kleines Ganze, einen abgesonderten Beitrag zur Kirchengeschichte jener Zeit. Das Ganze ist eigentlich als eine Einleitung in die Geschichte des Calixt gefafst, und darum möglichst kurz, meistens um diesen Mittelpunkt zusammengedrängt. Er handelt hier von dem innern und äufseren Zustande der Universität Helmstädt vor Calixtus. 1576 gestiftet, erfreute sich jene Universität einer besonders treuen Fürsorge der Braunschweigischen Herzöge Julius (bis 1559) und Heinrich Julius (bis 1603). Sie hatte das Glück, die trefflichsten Lehrer zu erhalten, und war nach damaliger Weise äufserlich sehr reichlich ausgestattet. Charakteristisch sind aber für jene Universität gewisse innere Eigenthümlichkeiten, wie sich die Hochschulen damals durch solche viel bestimmter zu unterscheiden pflegten, als in unserer Zeit. Diefs rührte besonders aus der lebhafteren Wechselwirkung der Lehrer und Studierenden her, aus dem Umstand, dafs zu verschieden Denkende leicht entfernt werden konnten, und aus gewissen eigenthümlichen theologischen Bestimmungen; denn (S. 8) „zu einer Zeit, wo die ganze Sache der Geistesbildung als Verwirklichung des Gottesreiches, als Mittel zu einem christlichen Leben und selbst als Erscheinung und Theil desselben angesehen und geschätzt und demnach als der Kirche angehörig betrachtet wurde, übte die Kirche und daher oft die theologische Facultät oder ihre kirchliche Oberbehörde einen grofsen Einflufs auf den Geist der ganzen Universität aus; und bei der Bedeutung, welche die Kirche damals ihren öffentlichen Bekenntnissen beilegte, erhielten auch die Universitäten schon durch die kleinsten Abweichungen in den symbolischen Schriften, welche jede anerkannte, eine Parteifarbe." Nicht mit Unrecht sagt der Verf., dafs die protestantischen Universitäten beinahe noch wie Mönchsorden einander gegenüber in gewissen, oft absichtlich hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten ihrer Denkart, Richtung und Methode verbunden und einig zu sein pflegten. Als etwas Charakteristisches wird auch insbesondere für Helmstädt angeführt, dafs es eine vorzugsweise *vornehme* Universität war, (S. 8.) und die Lehrer derselben rühmten sich dessen gern, dafs dort viele Fürsten, Grafen und Herrn studiert hatten. Endlich verdient es auch noch besonders beachtet zu werden, dafs neben der Bildung, welche durch jene Vornehmeren und ihre Umgebungen verbreitet ward, durch Caselius und Martini die aristotelische Philosophie und damit überhaupt eine Richtung auf freiere philosophische Forschung Gemeingut dieser Universität wurde. Die historische Entwickelung des Verfs. bis in's Einzelne zu verfolgen, würde den Raum dieser Blätter überschreiten.

Ref. hält es indessen für seine Pflicht, hier noch durch einige Bemerkungen über beide Schriften in's Licht zu stellen, wie interessant sie sind. Der reiche Inhalt derselben ist von dem fleifsigen und scharfsinnigen Vf. sehr gut benutzt worden, und wie die Geschichte Helmstädts ein anschauliches Bild der Beschaffenheit jener Universität im Anfange des 17ten Jahrhunderts giebt, so zeugen die kurzen Einleitungen, welche den einzelnen Briefen in der Sammlung vorgesetzt sind, von einer sehr genauen Kenntnifs der Zeit und einer sorgfältigen Beobachtung der Umstände, wie der Charaktere der Personen, an welche und von welchen diese Briefe geschrieben sind, wodurch deren Verständnifs nicht wenig erleichtert wird. In der That war diefs für den Vf. keine leichte Aufgabe, da die Zahl derer, mit welchen Calixt in augenblicklichem oder fortwährendem Verkehr stand, nicht gering war. Obgleich er selbst sich oft anklagt, ein träger Correspondent zu sein und offenbar darin auch wirklich sehr saumselig erscheint, so würde dennoch die Anzahl der von ihm geschriebenen Briefe, hätten wir sie vollständig beisammen, sehr grofs sein; allein leider machen sie in dieser Sammlung nur den geringsten Theil aus, da in den Quellen, welche dem Verf. zu Gebote standen, bei weitem mehr Briefe *an*, als *von* Calixt befindlich waren, überdies von letztern auch viele anderweitig gedruckt sind. Am interessantesten ist Ref. die Correspondenz mit dem Kan-

ler Schwarzkopff, Calixt's Schwager, mit dem hannöverschen Hofprediger Justus Gesenius, mit dem durch seine Theilnahme am westphälischen Frieden berühmten Lampadius und mit Herzog August von Braunschweig erschienen; allein auch einzelne Schreiben von Brandanus Dätrius, einem von Calixt's liebsten Schülern, der zuletzt Hofprediger und Consistorialdirector in Wolfenbüttel war, von Dreier, Professor in Königsberg, (aber nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Calixt's Schüler S. 90) Latermann, einem Schüler, den Calixt freilich wenig scheint geschätzt zu haben, der aber über seine Streitigkeiten mit seinem Collegen Prof. Mislenta in Königsberg sehr beachtenswerthe Nachrichten giebt, wie von einem andern trefflichen Schüler, dem Professor zu Upsala Johann Elaus Cerser (S. 264). Ferner von Lintenbrog, Matthias von Overbeke, Caspar Schacht, den Politikern Boyneburg, Prüschnick von Lindenhoven, Franzke, Wickevoort u. A. m. zum Theil an, zum Theil über Calixt, sind von hohem Interesse. Auch findet sich hier (S. 262) der viel besprochene Brief Calixt's an die Königinn Christine von Schweden, wegen dessen Calov ihm nachher den Vorwurf machte, dafs er zum Abfall der Königinn cooperirt habe. Gewifs liefse sich aber aus Bibiotheken und Archiven diese Sammlung noch sehr verwehren, und namentlich die lange Lücke von 1609—1616 in Calixt's Correspondenz ausfüllen.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXV.

Allgemeine Krankheitslehre von Dr. K. F. H. Marx, ordentlichem Professor der Med. in Göttingen. Göttingen bei Vandenhoek und Ruprecht. 1833. 273 S. 8.

Es ist hergebrachte Sitte, dafs ein Lehrer, wenn sein Hörsaal anfängt sich zu füllen, durch gedruckte Sätze die Form angiebt, nach der er den Zweig der Wissenschaft, zu dessen Darstellung er einladet, vorzutragen beabsichtigt. So haben meistens, wohl immer die Compendien einen subjectiven Zweck, und Niemand hat ein Recht, einen höheren Anspruch an sie zu machen, als den: den jedesmaligen Standpunkt der Lehre vollständig, gut geordnet, einfach und deutlich vorzutragen. Wohl nur selten überschreitet ihre Verbreitung den Kreis der Studierenden, die sich um den Verfasser zu versammeln pflegen, um eine Erweiterung und Erläuterung der vorgelegten Sätze durch den mündlichen Vortrag zu erlangen. So wird Absatz des Buches, Gewinn des Verlegers und Belohnung des Vfs. gesichert. Hier liegt die Entschuldigung, wenn ein Lehrer ein Buch schreibt, dessen Werth sich nicht über das Mittelmäfsige erhebt; hier der Ursprung und die Geschichte fast aller Compendien, auch des unsrigen. Der Name unseres Schriftstellers, dessen Gelehrsamkeit und Darstellungsgabe schon in mehreren wichtigen Werken vorliegt, konnte zur Bürgschaft dienen, dafs nichts aus seiner Feder fliefsen würde, das nicht dem Zwecke entspräche, den er zu erreichen beabsichtigte. Und so ist es wirklich. Freilich wird der Leser in Verlegenheit sein, wollte er versuchen zu entwickeln, in wie weit und wodurch sich das Compendium von seinen zahlreichen Mitbrüdern der neuern Zeit auszeichnet und ob diese Vergleichung zu seinem Vortheile oder Nachtheile gedeutet werden müsse. Die Ordnung und Darstellung desselben ist eine andere, ob eine bessere? Dies zu entscheiden wird sich nach dem Standpunkte richten, auf den der Beurtheiler sich stellt. Hält er es für wesentlich, dafs die einzelnen Sätze aus einem Princip abgeleitet oder wenigstens unter ihm vereinigt und so organisch verbunden werden müssen, so wird er die Bearbeitung des unsrigen für völlig verfehlt erklären. Begnügt er sich mit einer Entwickelung der allgemeinen Begriffe der Krankheitslehre, der Aeufserungen der einzelnen Erscheinungen in den verschiedenen organischen Geweben, der Bedingungen des Erkrankens im Allgemeinen und Besonderen, der Einflüsse, die nachtheilig auf den Organismus wirken, des allgemeinen Verlaufes der Krankheitsformen, so wird er unserer Bearbeitung den Ruhm, den Zweck erreicht zu haben, nicht versagen. Die allgemeinen Begriffe sind richtig und scharf bezeichnet, begränzt und ausgedrückt. Die Bedeutung und Wichtigkeit der verschiedenen Gewebe zur Bildung der Krankheit und Krankheitsanlage ist einfach, verständig und mitunter (§. 31, 32.) elegant entwickelt. Sämmtliche Lehren, die man gewöhnlich in die Gränzen einer allgemeinen Pathologie einzuschliefsen pflegt, sind in kurzen Sätzen unter verschiedene Hauptabtheilungen gereihet. Freilich ist die Ordnung dieser Abtheilung rein willkührlich; und läfst man nur die beiden ersten Abschnitte an ihrer Stelle, so mag es gleichgültig sein, mit welcher der übrigen Abtheilungen man fortfährt. Dies ist unstreitig eine bequeme Ordnung, doch auch keine tadelnswerthe. Die folgenden wenigen Ausstellungen theils an Form und Art der Behandlung, theils an den Gegenständen derselben selbst machen nur auf eine ähnliche Bezeichnung Anspruch.

Die historischen Entwickelungen und Nachweisungen sollten eigentlich in einem Buche keinen Platz finden, was allein zum Unterricht von Zuhörern bestimmt ist, deren Kenntnisse sich meistens nur noch auf Anatomie und Physiologie beschränken. Ihnen sollte nur vorgelegt werden, was mehr aus den Thatsachen gefolgert werden darf, nichts weiter. Sie sollen lernen, aus den Versuchen und Beobachtungen Anderer nur dasjenige abzuleiten, was nach den Gesetzen des Denkvermögens daraus abgeleitet werden kann und mufs. Deshalb sollten ihnen keine allgemeinen Sätze vorgelegt und zur Aufnahme empfohlen werden, bei denen nicht die Thatsachen nachgewiesen wurden, die zur Stütze und Begründung derselben dienten. Noch ist keine allgemeine Pathologie geschrieben, wo dieser Grundsatz konsequent befolgt ist. Man schmückt meistens die Sätze, die man als wahr aufstellt, mit den Meinungen der Vorgänger und Zeitgenossen aus. Der Schüler sieht nicht ein, warum der eine nur allein wahr sein kann, die andern nur wahrscheinlich oder falsch. Freilich fügt der Lehrer wohl ein billigendes oder mifsbilligendes Urtheil hinzu. Allein nur zu oft ist dies auch nur eine Meinung, zu der die Thatsachen nicht vorliegen, aus denen sie folgt. Die Art, wie die Lehren der allgemeinen Pathologie und Therapie in Schriften und Vorträgen behandelt werden, hat gewifs einen nachtheiligen Einflufs auf die Ausbildung der Aerzte. Sie gewöhnen sich, Meinungen der Schriftsteller und Lehrer als wahr sich anzueignen, von denen sie die Thatsachen nicht kennen, von denen sie abgeleitet sind. Alle allgemeinen Folgerungen aus Versuchen und Beobachtungen sind genau genommen Hypothesen, die nur in so weit Gültigkeit und Anwendbarkeit haben, als das Gebiet der Thatsachen, aus denen sie abgeleitet waren, in denselben Grenzen bleibt; werden diese erweitert, so müssen auch nothwendig die Folgerungen erweitert oder beschränkt werden Was demnach im Munde des Lehrers als unumstöfslich wahr sich darstellte, kann sehr wohl später schwankend, ungewifs und unwahr werden. Hat nun der Arzt sich nicht gewöhnt, die Sätze, die die Grundlage seines Handelns am Krankenbette machen müssen, mit ihren Thatsachen in Uebereinstimmung zu setzen und zu erhalten, so kann und mufs er, vielleicht oft, in die Lage kommen, dafs er Grundsätzen Einflufs auf sein Handeln erlaubt, die ihm früher als wahr dargestellt waren, es aber nun nicht mehr sind. An diesem Gebrechen aller Handbücher der allgemeinen Krankheitslehre leidet auch das unsrige. Nur einige Belege. Die Begriffe der älteren und neueren Aerzte über das innere Wesen der Krank-

heiten (pag. 12), Schellings Bedeutung der Säfte (p. 25), Sylvius und Kämpf's Verdickung des Blutes (p. 69), Stahl's Fäulniss und Lauer's Veränderung desselben im Faulfieber (p. 71), das wallende Blut (p. 73), Ansichten der Entzündung, Sydenham von der Pest (184), das Periodische in den Erscheinungen, Mercatus örtliche Anlage (p. 139), Cullen und Brown von der Kälte (p. 191), Davy, Lulein, Clark vom Wechselfieber (p. 197), Hippocrates Vergleich des Tages und Jahres (p. 204) und mehrere andere

Zweifelhaften noch nicht hinreichend durch Versuche und Beobachtungen begründeten Sätzen der Physiologie, deren leider nur zu viele noch bestritten werden, sollte kein Einfluss auf die Darstellung der allgemeinen Pathologie gestattet werden. Müssen die hierauf gebaueten Folgerungen nicht zu schwankenden, zweifelhaften und unrichtigen Heilanzeigen führen und den Arzt verleiten, eine Krankenbehandlung in einzelnen Fällen in Anwendung zu bringen, die statt ordnend und heilend, störend auf den erkrankten Organismus einwirkt? Auch diese Bemerkung findet eine Menge bestätigender Beispiele bei unserm Verfasser, so wie bei allen seinen Vorgängern. So die Umwandlung des dunklen Blutes in helles (p. 13), die Analogie der Lungen und Leber in Absonderung von Kohlenstoff (p. 52), Ableitung der Hypochondrie von einer Ueberwältigung des Nervensystems durch das Blut (p. 62), Einführung von Kohlensäure ins Blut bei dem Aufenthalte in verdorbener Luft, Einfluss der Schlüsse von der Beschaffenheit der thierischen Theile getrennt vom Organismus auf Vorgänge im Leben (§. 55—58) u. s. w.

Ueberschreitet es nicht die Gränzen eines Handbuches der allgemeinen Pathologie, wenn der Verf. sich auf Prüfung und Kritik der Ansichten und Meinungen anderer Schriftsteller einlässt? Müsste es sich nicht auf solche Erläuterungen beschränken, die richtig aus den bekannten Versuchen und Beobachtungen folgen? So erscheint es wie eine, wenigstens hier, unpassliche Ausschmückung, wenn der Verf. sich prüfend mit dem beschäftigt, was andere irrthümlich daraus folgerten. Wo soll die Gränze solcher Prüfungen sein? Es können immer nur einzelne aus der Menge herausgehoben werden. Sind die vorgetragenen Lehren nur consequent abgeleitet, und die Methode der Ableitung deutlich entwickelt, so wird sich der angehende Arzt bald gewöhnen, diese auf die Behauptungen anzuwenden, die der abgeleiteten entgegentritt, und ohne Erinnerung des Lehrers einsehen, wo es ihnen fehlt. So wird Cruveilhier getadelt, dass er die Entartung der Gewebe leugnet (p. 25), Bell und Magendie, dass die vordern Stränge des Rückenmarks die Bewegung, die hintern die Empfindung vermitteln (p. 45), Broussais, dass er jede Störung in dem Erkranktsein eines Gebildes suche (p. 51) u. s. w. Noch weniger zweckmässig erscheint es, wenn Meinungen und Hypothesen anderer Schriftsteller mitgetheilt werden, ohne Nachweisung der Thatsachen, worauf sie sich stützen, und selbst ohne eine billigende oder tadelnde Erinnerung. So Steffens Meinung, die nächste Ursach des Fiebers sei Zersetzung des Blutes (p. 74), Scudamore's Annahme von kohlensaurem Gase im Blute, Walther's Vermuthung über Blut- und Markschwamm (p. 75), Brandes vikariirende Organe (p. 245), Stahl's Ansicht vom Tode (p. 250), Heusinger's Einfluss der Häute auf Afterbildungen (p. 87), Tiedemann's und Gmelin's Bildung des Blutrothes (p. 99), Meckel's Ableitung der Zellgewebeverhärtung Neugeborner vom Druck während der Schwangerschaft (p. 102), Lombard's Bildung der Tuberkeln durch *juxta-position* (p. 103), Cullen von der Gewohnheit (p. 148), Numann's und Marchand's Bildung der schwarzen Blatter vom Genusse der Pflanzen mit kryptogamischen Afterorganisationen (p. 169), die physikalische Hypothese von der Natur des Lichtes (p. 183), das Zunehmen der Wurmbeschwerden am Abend (p. 205). Freilich kann in diesen und ähnlichen Fällen der Lehrer nachhelfen, ein Gewinn, der dem Leser nicht zu Gute kommt.

Die allgemeine Pathologie soll aus den Resultaten, die sich aus den Untersuchungen in allen Zweigen der Naturwissenschaft als vollkommen begründet herausstellen, diejenigen in ihren Kreis ziehen, die geeignet sind, ein vollständiges Bild der krankhaften Störungen im thierischen Organismus darzustellen; sie soll aus ihrem Gebiete alle nicht begründeten Folgerungen, alle Hypothesen und Meinungen entfernt halten. Wenn diese Sätze Beachtung verdienen, und wer könnte und wollte sie ihnen versagen, so folgt, dass Ausdrücke, *es scheint wahrscheinlich, vielleicht*, bei ihrer Darstellung nicht vorkommen sollten. Sie finden sich in allen früheren, gleichzeitigen, und auch in der unseres Verfs. in reichlicher Zahl (z. B. p. 28. 41. 42. 42. 47. 55. 56. 57. 59. 70. 71. 87. 90. 99. 101. 102. 117. 120. 145. 197. 213. 228. 233.). Auf solche schwankende Sätze soll nun der Arzt seine Ansichten am Krankenbette bauen! Wohin kann und wird das führen? Dem Physiologen muss es erlaubt sein, wahrscheinliche Folgerungen aus den Versuchen zu ziehen und es spätern Forschern zu überlassen, durch geeignete Versuche die Lücken auszufüllen, die bisher die Begründung schwankend erhielten, oder die Folgerung als völlig grundlos zurückzuweisen. Nicht so der Pathologe. Dieser zieht die Resultate der Physiologie in sein Gebiet; was soll er mit dem wahrscheinlichen machen? wieder wahrscheinliche Grundsätze darauf bauen? Diese sollen aber zur Thätigkeit am Krankenbette benutzt werden, und hier ist Unwissenheit ein sichererer Führer, als halbes Wissen. Das erstere erhält den Arzt unthätig. Der Heilkraft der Natur bleibt die Wiederherstellung der gestörten Ordnung im Organismus allein und ungestört überlassen. Das andere führt zu Handlungen, die in den meisten Fällen, vielleicht jedesmal die Unregelmässigkeit vermehren, die Heilkraft der Natur stören, beschränken, unterdrücken, und so unmittelbar mehr oder weniger schaden. Und somit verdient der Ausspruch unseres Verfassers allgemeine Beistimmung (p. 74): „es ist unbegreiflich, wie man es wagen konnte, auf die bloßen unsichern Vermuthungen therapeutische Rathschläge zu bauen."

Es war immer eine Eigenthümlichkeit der einflußreichen Lehrer der Universität Göttingen, dass sie allen mit grosser Zuversicht eingeführten, und von Vielen mit Beifall und Billigung aufgenommenen sogenannten Systemen der Medicin keinen durchgreifenden Einfluss auf ihre schriftlichen und mündlichen Vorträge gestatteten. So ist es den von Brown, Broussais, Rasori, Gall, Hahnemann und mehreren andern aufgestellten ergangen. Nur die Ideen, die aus den angeregten Untersuchungen siegreich hervorgingen, machten sie sich zu eigen; und verwebten sie in ihre Vorträge. Ohnstreitig indessen haben die Ideen der Brownschen Erregungstheorie die tiefsten Wurzeln geschlagen, und üben auch jetzt noch, wenn schon in modificirter Form und in veränderten Worten und Wendungen einen ausgebreiteten Einfluss aus. Auch unsere Pathologie liefert hierzu schlagende Belege. Es würde nicht schwer sein, aus den wörtlichen Sätzen derselben ein vollständiges System einer geläuterten Erregungstheorie darzustellen; besonders aus §. 12. 69. 9. 16. u. s. w. und den Tadel als nicht treffend zu entkräften (p. 23).

Von der Eitelkeit, die mit vollem Rechte unsere neueren medicinischen Schriftsteller trifft, sich durch eigene Ansichten, Meinungen und Hypothesen vor den früheren Bearbeitern desselben Zweiges der Wissenschaft auszuzeichnen, hat sich unser Verf. meistens entfernt gehalten. Nur wenige Behauptungen werden hierher gerechnet werden können, und selbst diese wenigen werden wohl nicht auf die Ehre Anspruch machen dürfen, einen bleibenden Platz in einer allgemeinen Pathologie zu gewinnen, wie die Analogie der Ansteckung mit der Annäherung magnetischer oder elektrischer Körper (p. 226). Oder: das Pestkontagium gehöre zu der vor undenklichen Zeiten unter unbekannten Verhältnissen erstandenen und erhalte sich den immer forterzeugten und mitgetheilten Saamen (p. 228). Oder wohl gar die Meinung: der angeborne Blödsinn sei unheilbar, „hingegen der erworbene, der durch Druck des Gehirns vermittelst eines Knochens oder einer Flüssigkeit entstehet, weicht „einer zweckmässigen Behandlung" (p. 140). So wird jeder Leser mit Vergnügen bemerken, dass die Ausdrücke: „*Ich bin der Meinung, mir scheint, es ist mir wahrscheinlich*" die unangenehm störend in den Schriften medicinischen Inhalts den Leser ansprechen, von unserm Verfasser vermieden sind, und man kann es wie einen eigenthümlichen Vorzug der Schrift ansehen, dass das Wörtchen: *Ich*, nur einmal, in sehr unschuldiger Beziehung vorkommt (p. 16).

C. Matthäi.

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

1) *Georg Calixtus Briefwechsel. In einer Auswahl aus Wolfenbüttelschen Handschriften, herausgg. von Dr. Ernst Ludw. Th. Henke.*

2) *Georg Calixtus und seine Zeit, von Dr. Ernst Ludw. Th. Henke.*

(Schluſs.)

Aus den Briefen von 1618—48 erhalten wir in immer zunehmenden Klagen und dem Hinblick auf höchst zerrüttete Verhältnisse ein ziemlich anschauliches Bild davon, wie zerstörend jener Krieg auch auf die Gelehrsamkeit und die Verhältnisse der Gelehrten gewirkt hat. Manche waren in solche Noth gerathen, daſs sie nach andern Erwerbszweigen greifen muſsten. So muſs 1642 Christoph Schrader, ein angesehner Helmstädtischer Professor der Philologie, Justus Hesse in Braunschweig brieflich bitten, ihm 100 Thl. zu leihen, damit er, um sich nur zu erhalten, eine kleine Oekonomie anlegen könne (S. 20). So erscheint hier mehrmals wegen der allgemeinen Bedrängnisse wünschenswerth, noch vorläufig ohne Amt zu bleiben, welches Calixt seinem Schüler Justus Hesse, der Hauslehrer in Hamburg war, 1631 anräth. Doch erscheint Calixt selbst durch jenen Krieg minder gestört; er scheint, vergraben in seine Arbeiten, sich der Gedanken an denselben möglichst entschlagen zu haben und gab manche seiner besten Schriften während desselben heraus.

Besondere Beachtung verdient der Zustand des damaligen Buchhandels, welcher der Verbreitung der herausgegebenen Schriften bei weitem nicht so günstig war, als der jetzige. Zwar kommen damals schon *nundinae Lipsienses* vor (S. 7), allein dennoch ist es Dreier in Königsberg z. B. unmöglich, Calixt's und Hornejus Schriften anders zu erhalten, als indem er sich persönlich an ihn wendet. Aehnliche Klagen kehren auch in vielen andern Briefen wieder, und zwar eben sowohl solchen, die nach dem dreiſsigjährigen Kriege geschrieben sind, als während desselben. Auch darf man das wohl als charakteristisch ansehen, daſs Calixt 1629 eine Buchdruckerei gekauft hatte, um nützliche Bücher, zunächst ältere, welche er wieder herausgab, leichter unter die bedürftigen Studierenden verbreiten zu können, wobei es ihm sogar Vergnügen machte zu seiner Erholung und Bewegung selbst mitzudrucken. Nachher wurde diese Buchdruckerei in seinem Hause, zu deren Gebrauch er leicht die herzogliche Bewilligung erhalten hatte, ihm zugleich eine Gelegenheit, durch Tausch im Buchhandel, seine Bibliothek auſserordentlich zu vermehren.

So gewähren diese Briefe mannichfaches Interesse und erscheinen als eine sehr gute Vorbereitung zu einem Leben des Calixt's, wie der Verf. es beabsichtigt, und durch manche eingestreute Charakterzüge, auf welche er aufmerksam macht, sehr gut vorbereitet. So z. B. bemerkt er, daſs die groſse Schärfe der wenigen Streitschriften, welche man Calixt abgezwungen hatte, sich vorzüglich dadurch erklärt, daſs es ihn sehr ungeduldig machte, sich durch solche ihm widerliche Zänkereien in ernsteren Arbeiten, welche ihm das höchste Interesse seines Lebens waren, stören zu lassen. Auch das Verhältniſs zu seinem ängstlicheren, aber in mancher Hinsicht weltklügeren Collegen und Freund Hornejus ist sehr richtig gefaſst. Calixt liebte es nämlich, überall auf dem geradesten Wege durchzudringen; die damaligen Verhältnisse machten es aber oft nothwendig, auf Umwegen dem Ziele entgegen zu gehen. Oefter suchte deshalb der theilnehmende College Calixt zu einem vorsichtigeren Auftreten zu bewegen; aber dieser hatte durch die Kraft seines Geistes ein solches Uebergewicht erlangt, daſs er demselben selten damit gelang. Im Nothfalle muſste er sich daher an Schwarzkopf wenden, dessen Einfluss er dann gewöhnlich gelang, dem mildesten Rathschlusse das Uebergewicht zu

verschaffen. Der Vf. wird gewiſs vor Allem seine Aufmerksamkeit darauf wenden, aus der Bildungsgeschichte des Calixtus diese seine Eigenthümlichkeit begreiflich zu machen und durch Darlegung seiner gesammten Verhältnisse zur Mitwelt die Bedeutung des Mannes ins Licht zu setzen, welche nur so ganz begriffen wird. Auch darauf weist der Vf. wenigstens nach einer Seite hin, in einer der Einleitungen der Briefe mehrerer Politiker an ihn. „Je weniger die Mehrzahl der damaligen Theologen sich mit Calixtus befreunden konnte, desto mehr Anhänglichkeit und Verehrung fand er unter den geistvollsten und gelehrtesten Nichttheologen, wie sie im 17. Jahrhundert auch bei Wahl fürstlicher Räthe allen übrigen vorgezogen zu werden pflegten. Noch war vielen unter diesen die Sache des Christenthums und der Kirche nicht bloſs beachtenswerth, sondern auch heilig und theuer; aber schon verletzte er sie so oft, was später diese Klasse gröſstentheils ganz von der Kirche entfremdete, daſs sie diese Sache des Christenthums durch solche vertreten und verwaltet sahen, welchen sie sich selbst an Geist, Bildung und Charakter überlegen fühlten, von denen sie daher kaum christliche Eindrücke aufnehmen, und mit denen sie nicht gern für die Kirche zusammenwirken mochten. Desto gröſser war aber dann ihre Verehrung gegen die wenigen Theologen, welche noch, wie Calixtus, ihnen in jeder Hinsicht Ehrfurcht und Achtung einflöſsen konnten; und begreiflich, daſs Calixtus gerade solcher Anhänger sich vor allen freute und ihnen wieder gern entgegenkam, während er von seinen Gegnern auch dafür verrätherischer Nachgiebigkeit gegen die weklichen Machthaber und übertriebener Benutzung eines so erworbenen Einflusses beschuldigt wurde." (S. 162 und 63.) Diese edeln Staatsmänner, wie auch die bessern und gemäſsigtern Theologen trösten daher auch den Calixt, wenn er von leidenschaftlichen Gegnern angegriffen und verläumdet wird, mit der Aussicht auf ein gerechteres Urtheil der Nachwelt und mit dem Gedanken an die allgemeine Achtung der besseren Zeitgenossen. Wie sehr Ersteres eingetroffen ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden, und ein Mann von sehr verschiedener Richtung, sein jüngerer Zeitgenosse Jacob Philipp Spener ertheilt sehr günstig von ihm in den theologischen Bedenken (3. Thl. S. 125). Doch erinnerte als Gegenwahl, welcher in der Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche (4. Bd. S. 667) ihn anführt, bekanntlich sich noch über die besondern Meinungen des Calixt, womit er viel Aergernis veranlaſst. Wie tief aber in der Wahrheit gegründet sein Streben gewesen ist, läſst sich am Besten daraus erkennen, daſs gerade jene „particulären Opinionen" das jüngste und wodurch Calixt noch jetzt vorzugsweise berühmt und in der Kirche wirksam und bedeutend ist.

Was das Aeuſsere dieser Schriften anlangt, so sind sie gut gedruckt und es trifft nur den Briefwechsel der Vorwurf, sehr viele, zum Theil sinnentstellende Druckfehler, wegen deren der Vf. sich in der Vorrede entschuldigt, ohne jedoch die Gründe anzugeben, weshalb er nicht durch eine genaue Correctur für die Verhütung derselben gesorgt habe. Die inconsequente Schreibart in den deutschen Briefen, nicht nur der verschiedenen Verfasser, sondern selbst derselben Briefsteller, ist man eher geneigt zu verzeihen, wenn man weiſs, wie sehr die Orthographie der deutschen Sprache im 17. Jahrhunderte im Argen lag, wie inconsequent die meisten damals erschienenen Bücher gedruckt sind, und wie viele Schwierigkeiten eine unleserliche Handschrift hier oft in den Weg legt. Um letzterer willen hat der Vf., wie er andeutet, manches von Schwarzkopff's Hand Geschriebene nicht benützen können; aber auch in den abgedruckten Briefen finden sich manche Lücken, die vielleicht gröſstentheils durch Vermuthungen hätten ergänzt werden können. pag. 87 z. B. ist wahrscheinlich in der ersten Lücke *actutum*, in der zweiten *per* zu ergänzen; bei der dritten möchten bloſs ungeschickte Züge den Schein mehrerer Buchstaben gegeben haben und *implacabili* zu lesen sein; in der vierten Lücke *laniant*; die fünfte Lücke zu ergänzen ist Ref. nicht gelungen. Freilich hätten dergleichen Vermuthungen unter dem Texte als solche bezeichnet werden müssen; aber erwarten konnte man dieselbe allerdings, wo der Text sie verlangte. Mehrmals ist auch durch falsche Interpunktion, die vielleicht in den Originalen ihren Grund hat, der Sinn verfehlt, oder der Text unverständlich geworden. Wer aber die Schwierigkeit einer solchen Arbeit kennt, wird gewiſs geneigt sein, mit solchen Mängeln billige Nachsicht zu haben. Möchte der Verfs. neue Briefe, als Professor in Jena, ihm von der Benutzung derjenigen Quellen, die ihm bisher offen standen, nicht abhalten, und wie zu hoffen steht, auf den Bibliotheken zu Weimar, Gotha u. s. w. andere eröffnen; denn mit grosser Erwartung sieht Ref. der Le-

beschreibung Calixts entgegen und gewiß befinden sich viele mit ihm in gleichem Falle.

L. Pelt.

LXXVI.

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, nach Originalquellen des Königlichen Archivs zu Hannover; von Friedrich von der Decken, Königl. Hannöv. General-Feldzeugmeister u. s. f. Erster Theil. Hannover 1833. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 8.

Unter dem Vertritte des Ausspruchs J. v. Müllers: „die deutsche Geschichte könne erst dann geschrieben werden, wenn Special-Geschichten der einzelnen deutschen Völker, auf die in den Staats-Archiven aufbewahrten Aktenstücke gegründet, den Geschichtschreibern zu Gebote ständen," — wendet der Hr. Verf., begünstigt durch den Zutritt zum Königl. Hannöverschen Archive, rühmlichen Fleiß der Lebensgeschichte des Herzogs Georg von Braunschweig und Lüneburg und seiner dem dreißigjährigen Kriege zugehörigen, Wirksamkeit zu. „Deutsche Geschichtschreiber," macht er bemerklich, „haben diese hochwichtige Periode mit sichtbarem Wohlgefallen bearbeitet. Allein, obgleich seit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges noch nicht volle zwei Jahrhunderte verflossen sind, so fehlen doch authentische Nachrichten. Magere Chroniken, im kaum verständlichen Stile abgefaßte diplomatische Aktenstücke, keine, belehrende Details enthaltende Schlachtenberichte, dürftige Zeitungs-Artikel und politische Flugschriften, die bei der allgemeinen Aufgeregtheit der Gemüther nur Partheilichkeit athmen: diese Materialien sind es, auf welche der Geschichtschreiber sich beschränkt sieht." — Selbst, wenn man nur bedingt diese Armseligkeit der Geschichtquellen einräumt, gesteht man freudig zu: daß, „wenn Völker in große Verwirrung gerathen, die Vorsehung Männer von Einsicht, Kraft und Festigkeit auftreten läßt, welche das Staatsschiff mit geschickter Hand durch die brausenden Wellen leiten. Die hochbewegte Zeit des dreißigjährigen Krieges erweckte erhlummernde Talente; reich war sie an großen Feldherrn und Staatsmännern. Als Feldherr stand Georg von Lüneburg keinem der großen Heerführer seines Zeitalters nach. — Im Gebiete der auswärtigen Politik war er ein vollkommener Meister. Er wußte, was wenige wissen, er wußte, was er wollte. In der Kriegskunst und in der Politik seinen eigenen Weg verfolgend, ward ihm das Schicksal vieler großer Männer, die ihrem Zeitalter voranschritten: von den Zeitgenossen nicht nur nicht immer richtig begriffen, sondern ein noch schlimmeres: von ihnen verkannt zu sein, von der Nachwelt nicht nach Verdienst gekannt zu werden." — Neben den Zeugnissen wider *ihn*, nach welchen Christian IV. von Dänemark ihn der Rache der höllischen Geister überantwortet, Kaiser Ferdinand II. frühere Freundschaft in offene Feindschaft verwandelt, Gustav Adolph sich über ihn bitter beklagt, Oxenstierna auf immer mit ihm bricht, Ferdinand III. ihn beschuldigt, er habe Vertrauen und Freundschaft mit Undank erwiedert und die Mitglieder seines eigenen Hauses bei seinem Tode freier aufzuathmen schienen, als seien sie einer beschwerlichen Last entbunden, bezeichnet ihn Banner: als einen Feldherrn von ausgebreiteten Kenntnissen, der in Aufrechterhaltung der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion unsterblichen Ruhm erworben, und die hochherzige Amalia Elisabeth von Hessen nennt ihn: den Grundpfeiler des deutschen Reichs, den Schutz der Protestanten, das Schrecken seiner Feinde und den Freund in der Noth. — Rühmlich gedenkt des Herzogs Georg auch Spittler in der Geschichte des Fürstenthumes Hannover (Thl. 2. S. 1 bis 102), wenn gleich als Landesfürst auf sein Andenken nicht der Glanz fällt, welcher für den Reichsfürsten den Feldherrn und den Vertheidiger der Kirchenfreiheit vom Hrn. v. d. Decken für ihn hier in Anspruch genommen wird. Jene Spittler'schen Mittheilungen beweisen, daß die vorhandenen Materialien der Specialgeschichte deutscher Länder, namentlich aus dem Zeitraume des dreißigjährigen Krieges, bei geschickter Benutzung nicht gehaltlos sind. Durch dieses Anerkenntniß soll auf keine Weise das Verdienst der Männer geschmälert werden, welche dahin wirken, daß die in den Fürstenarchiven (welche bisher unter dem Siegel der Geheimnißkrämerei den Geschichtsforschern unzugänglich blieben) aufbewahrten Schätze ein Gemeingut der Wissenschaft werden. — Die Ursach, weshalb Herzog Georg unter den großen

Männern jener Zeit keinen volksthümlichen Namen erworben hat, ist wohl zunächst, nicht in dem Mangel der Nachrichten über ihn, sondern in dem Mangel seiner Volksthümlichkeit zu suchen, da er allen Parteien der Zeitgenossen zweideutig erschien, woraus für die Geschichte aber wieder der Vortheil entstand, daß er nicht nach vorläufiger Ueberschätzung nach folgender zu strenger Beurtheilung anheim gefallen ist; vielmehr tritt hier eine entgegengesetzte dem Verkannten so vortheilhafte Wendung ein. Die rege Thätigkeit im weiten Geschichtsfelde hat es sich neuerlich nur zu sehr angelegen sein lassen, bei Special-Geschichten und Biographien nachzuweisen, daß Völker und ihre stimmführenden Schriftsteller sich oft über die Gebühr drein gefallen, die Ahnenbilder ihrer Fürsten in den Hallen des Ruhmes aufzustellen.

Zwei große Ideen sind es, welche der Herzog Georg sein ganzes Leben hindurch zu verwirklichen strebte: 1) die Verherrlichung seines Hauses, in der Konsolidirung der Erblande und im Wiedererwerbe des seit Heinrich dem Löwen Verlorenen, 2) Rettung der deutschen Reichsfreiheit, worunter nach damaligen Begriffen und obwaltenden Verhältnissen, zunächst die Machtvollkommenheit der Fürsten, unter dem Schutze des Kaisers volle Landeshoheitsrechte zu üben, verstanden wurde. Hiermit unmittelbar verflochten war Erhaltung kirchlicher Freiheit gegen Hierarchie und Sicherung vor der Uebermacht Oestreichs, Frankreichs und Schwedens. Wir möchten nicht behaupten, daß Georg das System des politischen Gleichgewichtes, unterstützt von einer bewaffneten Neutralität, zuerst aufgestellt habe. Dieses war schon längst bekannt und erhielt neue Nothwendigkeit und Ausbildung mit der unheimlichen Stellung der protestantischen Fürsten zu einem Reiche, dessen Grundfeste mit der Kirchentrennung so wankte, daß es unmöglich war, die Eigenschaften eines gut Kaiserlichgesinnten mit der eines Protestanten zu vereinigen. So kam es denn, daß der Rekurs auf das politische Gleichgewicht und auf bewaffnete Neutralität die Maske wurden, in die sich selten wahre Politiker, um so öfter Verzagte, Hülflose, Hoffährtige und Selbstsüchtler warfen, um, nach den verschiedenartigsten Richtungen, ihren Plänen Spielraum zu verschaffen.

Kriegskunst und Politik sind die Hauptgesichtspunkte, nach welchen der Verf. seinen Helden, unter Beibringung interessanter Nachrichten, schildert. Daß der Militär-Litteratur eine Geschichte des Entstehens der stehenden Heere, ihres Aufblühens und ihres Verfalles in dem Laufe revolutionsreicher Jahrhunderte fehle, welche die hierhergehörigen moralischen und politischen Erscheinungen späterer Zeiten vollständig entwickelt, kann man dem Verf. zugestehen, ohne den Werth der zur Lösung dieser Aufgabe schon vorhandenen schätzbaren Arbeiten zu verkennen und ohne gering zu achten die hier mit dem Leben des Herzogs Georg gegebenen Beiträge, denn, wie Hr. v. d. D. so treffend bemerkt: die Periode seines Handelns war diejenige, in welcher Lehnsmiliz und Heerbann eine den Fortschrittschritten der Kriegskunst angemessene Richtung erhielten. Der Verf. fährt fort: „Georg rief eine Kriegsverfassung, welche die geworbenen Truppen mit der Miliz und einer allgemeinen Bewaffnung auf eine geschickte Art verband, in's Leben, deren Grundzüge lange allen Stürmen der Zeit Trotz boten. Eigenthümlich, wie diese seine Kriegsverfassung war seine Strategie; er brach die Bahn, die nach ihm Türenne und über ein Jahrhundert später ein Sprößling seines Hauses, der Herzog Ferdinand von Braunschweig auf dem nämlichen Kriegstheater, aber mit größeren Mitteln und folglich nach einem größeren Maßstabe verfolgten! — In wieweit der Held dieser Darstellung eine eigenthümliche Strategie in's Leben rief, seinen Rüstungen und Kriegszügen einen neuen, von den Feldherrn seiner Zeitalter verschiedenen Charakter gab, welcher auf das gesammte Kriegswesen geschichtliche Bedeutung gewann, muß die vollständige Darstellung dieser Monographie, von welcher der erste Theil mit dem Jahre 1631, schließt, ergeben; auch wird sich nach der Uebersicht des Ganzen erst beurtheilen lassen, ob zwischen dem Herzoge Georg und dem Herzoge Ferdinand, dem Helden des siebenjährigen Krieges, eine nähere Beziehung stattfindet, als die, daß beide einsichtsvolle, ihre individuelle Lage geschickt in's Auge fassende Krieger waren.

(Der Beschluß folgt.)

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreifsigjährigen Krieges, nach Originalquellen des Königlichen Archiv's zu Hannover; von Friedrich v. d. Decken.

(Schlufs.)

Herzog Georg von Braunschweig Lüneburg, Zellescher Linie, der Sohn Herzogs Wilhelms und der Tochter des Dänenkönigs Christian III., Dorothea, war den 17. Febr. 1582 geboren, der jüngste unter sechs Brüdern, gehörte einem Hause zu, welches im Ruhme grofser Ahnen den ersten des Reiches gleichstand, aber durch Verworrenheit der Familienangelegenheiten in mannigfacher Bedrängnifs war. Der Kindersegen führte, da das Recht der Erstgeburt die Regierungsfolge nicht entschied, zu Landestheilungen, gemeinschaftlichen Regierungen, Apanage- und Paragial-Verträgen, Uebertragung der Regierung an einzelne Mitglieder der Familie, zu angenommener und bestrittener Uebereinkunft u. s. f., welche der Fürstenmacht so nachtheilig als dem Unterthanen-Glücke wurde. Eine wie es scheint dem Braunschweigischen Fürstenhause eigenthümliche Erscheinung ist, dafs vertragsmäfsige Ueberlassung der Regierung an *Einen* unter mehreren gleichberechtigten Brüdern *nie* den Aeltesten traf, bis endlich Einführung des Erstgeburtsrechtes dem Gewirre ein Ziel zu setzen begann, während Erbschafts- und anderer Familienstreit mit einer Generation auf die andere überging und oft um so eifriger hervorgezogen wurde, je länger er geschlummert hatte. — Die erste Abtheilung dieses Werkes zeichnet in einfacher Klarheit die Familienverhältnisse der Braunschweigischen Herzöge unter sich, zum Reiche und zu den sie berührenden Zeitereignissen und führt dann den Herzog Georg vor, als Freiwilligen in holländischen und spanischen Heeren, als General-Wachtmeister in dänischen Diensten, während des Kriegs gegen Schweden, und dann als General der niedersächsischen Kreisarmee. Der Krieg war damals mehr freie Kunst und doch auch wieder mehr Handwerk, als gegenwärtig; man mag hierin keinen Widerspruch finden. „Von den geworbenen Heeren der damaligen Zeit kann man nicht sagen: sie fochten für die Sache des Fürsten, in dessen Dienste sie sich begeben hatten. Der Offizier und Soldat hatte sich auf die Dauer seiner Kapitulation seinem Obristen mit Leib und Blut zum Kriegsdienste verpflichtet, unter Voraussetzung, dafs dieser immer zur rechten Zeit die ihnen zugesicherten Bedingungen, in Betreff des Handgeldes und des Soldes erfüllen würde. Wenig kümmerte es sie, welchem Fürsten, welcher Sache ihr Obrister diente, ob sie mit oder gegen ihre Landsleute oder Religionsverwandte dienen sollten; ihrem Führer nur folgten sie." — In solchem herkömmlichen Zustande des Kriegswesens, welchen die allgemeine Verwirrung der Dinge in Deutschland, besonders im nördlichen, auffallend begünstigte, wuchs Georg auf und bildete sich zum Krieger, ohne durch seine fürstliche Geburt für Land und Volk weitere Theilnahme zu beweisen, als dafs er sie als Familien-Eigenthum, als Erwerb oder als Erhaltungsmittel veranschlagte, und dafs er ferner seine Soldforderungen um so höher stellte, je mehr Verheifsungen er auch als Fürst in die Wagschaale dieser oder jener Partei legen konnte. — Die unerwartetsten Ereignisse trugen dazu bei, seiner an sich sehr machtlosen Stellung, als Jüngstgeborner eines Zweiges des Herzoglichen Hauses, einige Bedeutsamkeit zu geben, welche er durch Geist und Tapferkeit zu heben verstand. Dahin gehörte der Vergleich, welchen Herzog Wilhelm mit seinen sechs Söhnen traf, nicht wegen der Einführung der Erstgeburt hinsichtlich der Regierungsfolge; sondern wegen der einzigen Vereinbarung der sechs Brüder, dafs nur Einer derselben, den das Loos bestimmen sollte, sich verheirathen dürfe. Durch dieses Glückspiel ward Georg designirter Stamm-

halter der Zelleschen Herzogslinie und als solcher, nach seiner Vermählung mit Eleonora von Hessen-Darmstadt, durch seine Enkelin Dorothea Sophia der Ahnherr des jetzt regierenden Brittisch-Hannöverschen Königshauses. Als Mitbefehlshaber des Niedersächsischen Kreisheeres, zu dessen Errichtung Georg auf dem Kreistage zu Lüneburg besonders den Generalstab betreffende Vorschläge machte, konnte er keinen Feldherrnruhm verdienen; diese Kreisrüstung, die nie vollständig zur Ausführung kam, war immer in Auflösung und Verfall, wenn der Augenblick entscheidender Einwirkung erschien, und nahm den Anlauf hervorzutreten, um zur Unzeit den Feind an ihr wirkungsloses Dasein zu erinnern. — Maximilian von Baiern und sein Feldherr Tilly, an der Spitze der katholischen Ligue, erscheinen, nach mehreren hier zuerst an den Tag gezogenen, oder bisher aus parteisüchtigem Gesichtspunkte unrichtig beurtheilten Thatsachen, in günstigerm Lichte, besonders der Letztere, mit welchem sich Georg besser zu verständigen weifs, als mit den Kreisständen, mit dem Könige von Dänemark, dem Herzoge von Wolfenbüttel u. s. f. Mit dem unter den kriegerischen Abentheurern seiner Zeit so berüchtigten Herzoge Christian, dem Jüngern, lebte er in widerwärtiger Spannung, da Georg die Sache des Kurfürsten von der Pfalz nie für die seinige hielt. Auch zwischen ihm und dem Kurfürsten von Sachsen kam keine Uebereinstimmung zu Stande. Er legte die General-Stelle der Kreisarmee nieder und gab dem Könige von Dänemark, dessen Obrister er bisher war, den Abschied ein, während er am kaiserlichen und am Baierschen Hofe, wie mit Wallenstein und Tilly genauere Verbindung unterhält. Diese mannigfachen Unterhandlungen führen dahin, dafs Wallenstein dem Herzoge anträgt, in kaiserliche Dienste zu treten, und für diese ein Reiterregiment von 1000 Pferden und ein Regiment Fufsvolk von 3000 Mann zu werben. (1626.) *Zweite Abtheilung.* Die Veranlassung zu Georg's Eintritt in kaiserliche Dienste wird von einer Seite gezeigt, welche die üble Nachrede, welche ihm dieserhalb bei den Protestanten erwuchs, als unverschuldet erscheinen läfst. Zwei Hauptursachen werden in's Licht gesetzt: das unzuverlässige, beleidigende, Betragen des Königs von Dänemark, und Successionsrücksichten hinsichtlich der Braunschweigschen Erblande. — An vorsichtiger Zögerung, wie an Aufstellung vortheilhafter Bedingungen läfst es der Herzog nicht mangeln, ehe er kaiserliche Dienste nimmt. Doch hatte er vom Anfange an zwischen Tilly und Wallenstein eine scheinbar unabhängige, in der That aber so haltungslose Stellung, dafs er weder seinen Kriegerruhm vermehren, noch seinen Hauländern Neutralität verschaffen, noch sonst mit seinen Planen Glück machen konnte. Tilly, Wallenstein, selbst Pappenheim hüteten sich wohl einen neuen Rival neben sich aufkommen zu lassen, und der Kaiser, wie der Kurfürst Maximilian I, würden unter ihrem Pannier keinem protestantischen Fürsten einen gröfseren Wirkungskreis eingeräumt haben; sie waren zufrieden, diesen tüchtigen Fürstensohn der Gegenpartei, seinen Glaubensgenossen, geraubt zu haben, vernachlässigten ihn, als er ihnen hierdurch unschädlich ward und liefsen es ihn genug empfinden, dafs die Zeit vorüber sei, wo man auf seine Dienste Werth legte. Weder sein Auftreten, noch seine Entfernung vom deutschen Kriegstheater hatte wichtige Folgen. Unter vielen merkwürdigen Thatsachen, die hier Erörterung finden, ist auch der Rath Wallenstein's zum Frieden in Deutschland, um die Türken zu bekämpfen (1627), dessen Projekt dem Kaiser die dänische Krone zuzuwenden u. s. f. — Als 1628 der Kaiser, veranlafst durch die Regierungsfolge in Mantua und Montferrat, in Italien ein Heer zusammenzog unter dem Befehle des Grafen Gallas, war Herzog Georg mit seinem Korps unter denen, welche Wallenstein dahin abgab; hier, wo er im Spätherbste des Jahres anlangte, wurde ihm der undankbare Auftrag, Mantua einzuschliefsen. Schlechte Dienstverhältnisse, und noch schlechtere Soldzahlung, während gleichzeitig der Kaiser schonungslos in und über die Braunschweigschen Erblande schaltete, bestimmten ihn schon im folgenden Jahre nach Deutschland zurückzukehren und die kaiserlichen Dienste zu verlassen. Noch ehe Gustav Adolph in Pommern landete (1630), stand Georg mit ihm in Unterhandlung. Unter dem 26. Juni d. J. reichte er Wallenstein, der nach einigen Wochen gleichfalls seine Heerführerstelle niederlegte, den Abschied ein, und schon im Herbste des Jahres trat er mit 5000 Thlr. Gehalt in schwedische Kriegsdienste, mit dem Versprechen, für Gustav Adolph einige Regimenter zu werben, indem er sich vorbehielt, nicht gegen das Reich, im Gegensatz des Kaisers und der katholischen Ligue, zu kämpfen. So war er der erste deutsche Fürst, welcher sich dem Schwedenkönige anschlofs, zunächst um seine Erblande zu retten und die Vollziehung des berüchtigten Restitutions-Ediktes zu ver-

hindern. Mit ausführlicher Darstellung der politischen Verhältnisse Georg's in einer hochbewegten Zeit schliefst dieser erste Band eines werthvollen Geschichtswerkes, dessen chronologische Anordnung es mit sich bringt, dafs Herzog Georg's Persönlichkeit in der Verflechtung der Begebenheiten sich zuweilen fast zu verlieren scheint. Doch man mufs es dem Verf. Dank wissen, dafs er sich weiter umsah und zu richtiger Darstellung der Thatsachen dieser Zeitepoche die ihm zugänglichen archivarischen Quellen benutzte. Die Erwartung für die Fortsetzung seiner Forschungen ist um so gespannter, da er es auch anderwärts nicht an Nachfragen hat mangeln lassen, um gleiche Willfährigkeit, wie zu Hannover, zur Benutzung archivarischer Quellen für seine geschichtlichen Untersuchungen ergiebig zu machen. —

Die diesem ersten Bande beigefügten Beilagen Nr. 1. bis 80. enthalten schätzbare Urkunden, welche die damalige Weise der Heeresstellung in's Licht setzen und der Kriegsgeschichte recht eigentlich angehören, oder sie sind für die Biographie des Herzogs Georg und wichtiger, zu ihm in Beziehung stehender Personen von Bedeutsamkeit. Die Benutzung jener Fundgruben fordert sorgfältige Prüfung, dafs die Einzelnheit nicht mit der Zeitsitte und diese mit jener verwechselt werde. Auch kann, wie längst erkannt ist, Genauigkeit bei der Angabe der Thatsachen nicht zu weit getrieben werden, und keine Berichtigung ist als überflüssig zu verwerfen. Hierüber werden einige Bemerkungen bei der Anzeige des vollständigen Werkes nicht unzweckmäfsig sein, sollten sie auch nur die *Minutissima*, welche der Prätor, nach dem bekannten Sprichworte, leicht übersieht, betreffen. So z. B. heifst es S. 83 in einer Anmerkung: „Der Herzog Christian der Jüngere (von Braunschweig-Wolfenbüttel) versetzte 1626 die Abtei Michaelstein für 30000 Gulden. Ein Prozefs, der im Gefolge dieser Handlung entstand, ist nach dem Verlaufe so vieler Jahre gegenwärtig (1832) noch nicht entschieden." — Hiergegen sei bemerkt, dafs, da Herzog Christian schon 1624 die Abtei resignirte und 1625 Dr. Böckel Abt derselben war, jener dieselbe schwerlich 1626 versetzt haben kann. Die Erwähnung eines fortdauernden Prozesses läfst vermuthen, dafs hier, unter unrichtiger Jahresbezeichnung, die Abtei Michaelstein mit einem derselben zugehörigen Klosterhofe zu Winningen verwechselt sei, welcher 1623 vom Herzoge Christian versetzt wurde, worüber nach vieljährigen Intervallen Braunschweig-Wolfenbüttel neuerlich einen Prozefs wieder in Anregung gebracht hat gegen den dermaligen Eigenthümer jenes ehemaligen Klostergutes, den Landgrafen von Hessen-Homburg. —

Fr. Cramer.

LXXVII.

The bibliographer's Manual of english literature containing an account of rare, curious and useful books, published in or relating to great Britain and Ireland, from the invention of printing; with bibliographical and critical notices, collations of the rarer articles, and the prices at which they have been sold in the present century. By William Thomas Lowndes. Vol. 1—4. London. Pickering. 8.

Hatten wir neuerdings Gelegenheit, in diesen Blättern über ein jüngstes Werk französischer Bibliographie zu sprechen, so tritt uns nun eine durchaus ähnliche Arbeit, wir möchten fast sagen, ein englischer Brunet in Hrn. Lowndes so eben vollendetem Manual entgegen. Weniger noch, als bei den Ergänzungen zum französischen Werke kann es sich hier um ein sofort geschlossenes Urtheil handeln; denn wie jenes, sei es auch nur in Bezug auf die früheren Ausgaben und Erweiterungen, wohl Gelegenheit dargeboten hätte zu einem mehr oder weniger genauen Eingehen auf Einzelheiten und Ergänzungen (wenn anders dergleichen nicht besser anderen Orten vorbehalten bleibt), so eröffnet doch die englische Arbeit, als die erste in ihrer Art, demjenigen, der sich keinesweges einer genugsam umfassenden Kenntnifs der gesammten englischen Litteratur in grofster Ausdehnung rühmen kann — für jetzt nur ein grofses Gebiet *vielseitigster Belehrung*. Wir bekennen ehrlich, dafs in diesen Worten auch unser Standpunkt ausgesprochen ist, auf dafs nicht dem Urtheilenden, nur dem Anzeigenden billige Nachsicht zu Theil werde. Es kann daher die Aufgabe dieser Zeilen höchstens die sein, in kurzen Worten das Verhältnifs andeuten zu wollen, in welchem Hrn. Lowndes' Arbeit zu den früheren grofsartigen Erscheinungen englischer Bibliographie steht, um vielleicht zu dem durchaus erfreulichen Ergebnifs zu gelangen, dafs dieselbe, freilich mit Hintansetzung der seiner Zeit gepriesenen und für nothwendig erachteten, überschwenglichen Pracht, einen wesentlichen Fortschritt bildet zu wissenschaftlich begründeter, mafshaltender englischer Bibliographie.

Allerdings gab es eine Zeit, wo französischer Biblio*philie* gegenüber nur von englischer Biblio*manie* die Rede sein konnte. Es war das die Zeit, wo der ebenmäfsig encyclopädisch sammelnde Franzose dem eigensinnig einseitigen Britten gegenüber, mit Takt und Umsicht in seiner Bibliothek Alterthum, Seltenheit und Kostbarkeit mit Belehrung, Unterhaltung und Brauchbarkeit für die Anforderungen des Lebens zu vereinigen suchte (Ebert: Hermes V. 159), nicht aber wie jener ein ganzes Leben hindurch sich nur mit Incunabeln und Pergamentdrucken behelfen mochte; die Zeit, wo feiner Geschmack, Sinn für das Schöne und Gefällige auf der einen Seite, dem Auffallenden und Bizarren auf der andern entgegentrat, die Zeit, wo einerseits unruhig schwankende Sammlersucht Verschiedenartiges in mifsgünstiger Unzugänglichkeit verbarg, während andererseits der mit Mäfsigung und nach Grundsätzen sammelnde Franzose, thätig mittheilend, zum höchsten verzeihlicher Eitelkeit schuldig wurde. Es *war*, sagten wir mit Bedacht, jene Zeit, welche bei aller Verschiedenheit des Strebens, dennoch nach beiden Seiten hin herrlichen Gewinn bereitete, köstliche Früchte zeitigte. So erinnern wir an des rüstigen Dibdin grofsartig prächtige Werke, um mit diesem *einen* Namen jene ganze Periode am Besten zu charakterisiren. Er beschlofs mit der zweiten Ausgabe seiner bibliographischen Reise vor sechs Jahren die Reihe seiner gröfseren Werke, um, allerdings ein wehmüthiges Geschäft — nun selbst verkünden zu müssen, dafs jene Zeit der Pracht und des Glan-

zes, wenigstens in ihrer maſslosen Ueberschätzung geschwunden ist, daſs die zu sehr angespannte, überreizte Biblio*mania* nun zur *Bibliophobie* *) in naturgemäſsem Rückschlage übergesprungen sei. Allerdings mag der Tod der wärmsten Mitglieder des Roxburghe Clubs ein Wesentliches zu dieser Erscheinung beitragen, allerdings mag der immer allgemeiner werdende Antheil, welchen man den auf das Praktische gerichteten Sammlungen, Magazinen, Encyclopädien in reformirendem Sinne widmet, jener Torybibliomanie nicht forderlich sein — doch seien *Klagen* über diese Zustände fern. Ein Wunder wäre es, träten immer von neuem wieder solche Prachtstücke auf, fänden sie auch heute noch den überreizten Sinn bereit, sich ihrer zu erfreuen, ein Wunder und in der That kein erfreuliches, würden noch heute jene Schätze und Summen verschwendet zur Erlangung irgend einer, man gestatte uns das veraltete Wort, bibliographischen Curiosität. Nein, jene Zeit ist, der Wissenschaft zum Heil vorüber, auf daſs vor allen (groſsartiger Interessen jetzt nicht zu gedenken) wir Deutsche uns Glück wünschen mögen, daſs fernerhin nicht mehr die Schätze unserer Bibliotheken aus der Hand fahrlässiger, ungetreuer Bewahrer hinüberwandern in das Inselland; auf daſs wir ferner in brüderlicher Liebe in der Wissenschaft uns herzlich freuen, daſs auch England nunmehr einen ehrenwerthen Platz eingenommen in der Reihe der Länder, die eine wissenschaftliche allgemeine Bibliographie dereinst erstreben. Denn, mögen es nun wirklich, wie Hr. Dibdin in der Bibliophobie andeutet, die ernsteren Interessen der Reform und der Emancipation sein, welche den Eifer der Groſsen für jene Bücherschätze erkalten lieſs, oder die katholische Frage oder gar die Cholera (Bibliophobia p. 6) oder endlich lieber ein allgemeiner gewordener Sinn für Zweckmäſsigkeit und Nützlichkeit — so viel ist gewiſs, die *Leistungen* auf diesem Gebiete sind wesentlich andere geworden. Wie der Zeit so dem Werthe nach das erste, eröffnet die *Bibliotheca Brittannica* des Robert Watt **) die Reihe dieser durchaus praktischen Arbeiten. Es ist dieselbe ein alphabetisch geordnetes Verzeichniſs der Schriftsteller, vornämlich englischer Litteratur, wenn gleich die nicht englische keinesweges ausgeschlossen ist, mit jedesmaliger, genau chronologisch geordneter Liste ihre Werke, während andererseits in dem wohl übersichtlichen Verzeichniſs der *Sachen*, die Reihe der dahin gehörigen Werke angemessenen Platz findet. Hr. Pettigrew ***) stellte sich in seiner *Bibliotheca Sussexiana* die Aufgabe, nicht nur eine möglichst genaue Beschreibung der ihm anvertrauten Schätze zu liefern, sondern die litterargeschichtlichen Zustände, denen jene ihre Existenz verdanken, berücksichtigend, begleitet er seine Mittheilungen mit sehr dankenswerthen biographischen wie antiquarischen Notizen über die betreffenden Verfasser, Herausg. und Drucker. Für Bibliotheksgeschichte vornämlich wichtig ist Hrn. Hartshorne's †) Werk über Cambridge, es dürfte indessen gröſsere Genauigkeit in den Angaben, so wie sichtende Auswahl bei der Masse des gerade hier Mitzutheilenden wünschenswerth sein. Des Catalogs der Hibbertschen Sammlung zu geschweigen, müssen wir der Prachtbände gedenken, welche eben so lichtvoll wie zweckmäſsig, die Bücher-, Landkarten- und Kupferstichschätze der Königlichen Bibliothek ††) vorführen. Durchaus ehrenwerth und um so schwieriger, als außer Peignot keine Vorarbeit den Weg bahnte, ist Hrn. Cotton's *Typographical Gazetteer* (2. Ausg. Oxford 1831. 8.), ein möglichst vollständiges Verzeichniſs sämmtlicher Orte, in denen jemals die Buchdruckerkunst geübt worden ist, nebst Angabe der Erstlingsdrucke. Es könnte dieser Grundlage typographischer Geographie höchstens der Vorwurf gemacht werden, daſs ihr Verfasser gerade in den interessantesten, am meisten bestrittenen Fragen (Mainz, Straſsburg, Harlem) deutsche Forschung nicht selten über Gebühr vernachlässigte, dennoch aber sind wir weit entfernt, ein ungünstiges Vorurtheil gegen diese durchaus praktisch nützliche Arbeit erwecken zu wollen. Die Buchdruckergeschichte wird durch Hrn. Greswell's *) Monographie über die griechischen Pariser Pressen in ihrer Entstehung und Fortbildung, namentlich also die der Stephani, vertreten. Sonderbar, daſs sich Frankreich zum zweitenmal denn auch (Maittaire schrieb in London) den Ruhm der Verherrlichung seiner Landeskinder von dem Nachbar vorwegnehmen lassen mußte. Genug, Hr. Greswell erschöpft, so weit er gerade an diesem Orte dazu berufen, die litterarhistorischen wie typographischen Interessen der französischen Hauptstadt in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, so daſs der billige Beurtheiler gewiſs zum gröſseren Theile befriedigt, das Buch aus der Hand legt. Wie ferner der anderweitig rühmlichst bekannte Francis Douce **) in dem letzten Werke seines Lebens, dem Todtentanze, Gelegenheit findet, die kunsthistorische Seite auch der Typographie zu berühren, so beschenkt uns neuerdings Hr. Martin ***) in seinem Buche über die englischen Privatdruckereien mit einer keinesweges nur local interessanten, reichen Fülle litterarhistorischer Belehrung. Von tieferer Bedeutung, als sie etwa blos als Darlegung prunkender Prachtliebe sein würden, vielmehr durch geistiges Bedürfniſs in's Leben gerufen, führt die Geschichte dieser Anstalten eben so zu kirchen — wie litterarhistorisch wichtigen Ergebnissen.

Kein Wunder in der That, daſs sich neben allen diesen Erscheinungen, so ehrenwerth sie auch sind, dennoch von Tage zu Tage das Bedürfniſs nach einem zusammenfassenden *Handbuche* fühlbar machte. Man sah ein, daſs trotz aller Pracht dennoch die eigentlich wissenschaftliche Bibliographie durchaus vernachlässigt sei, daſs man, um zu einer solchen mit der Zeit zu gelangen, den Weg einschlagen müsse, welchen Frankreich und Deutschland gegangen waren, daſs man aber vorläufig nicht sowohl eines allgemeinen als vielmehr eines vorerst englische Interessen berücksichtigenden Buches bedürfe. So entstand Hrn. Lowndes' Handbuch, welches in alphabetischer Folge, in möglichster Vollständigkeit, ein Verzeichniſs darbietet aller seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Groſsbrittanien und Irland erschienenen, oder diese Länder betreffenden, seltenen, merkwürdigen, nützlichen Bücher, mit steter Hinzufügung bibliographischer wie kritischer Bemerkungen, so wie der Verkaufspreise während dieses Jahrhunderts. So mögen denn mehr als funfzigtausend Artikel namhaft gemacht sein, mit kurzen Notizen über ihren Werth meist aus den Reviews oder aus den Urtheilen Sachverständiger entnommen, begleitet, ohne daſs die streng bibliographische Seite, Angabe des Inhalts der Seitenzahlen, die Collationen, die Bemerkung der relativen Seltenheit, die Angabe anonymer wie pseudonymer Verhältnisse mit ihrer Lösung, das Verhältniſs der verschiedenen Ausgaben, die nöthigen Auctionsbemerkungen, mit einem Worte, alles was zur Geschichte eines Buches gehört — im mindesten vernachlässigt sei. In diesem Tone möchten wir jetzt sprechen, nachdem wir des vollendeten Buches uns nur kurze Zeit bedient haben — dennoch aber hoffen wir, dem sorgsam emsigen Fleiſse des Verfassers mit Recht vertrauend, daſs auch in späterer Zeit nach reiferer Erfahrung das Urtheil *desselbe*, wenn gleich ein begründeteres sein möge.

Gottlieb Friedlaender.

*) Bibliophobia remarks on the present languid and depressed state of litterature and the book trade. In a letter addressed to the author of the Bibliomania by Mercurius Rusticus. (Ths. Fregnall Dibdin) London 1832. 8.

**) Bibliotheca Brittanica or a general index to british and foreign literature by Rob. Watt. In two parts. Authors and Subjects. Edinburgh. 1824. 4 Voll. 4.

***) Bibliotheca Sussexiana. A descriptive Catalogue . . . . of the manuscripts and printed books contained in the library of his R. Highness the Duke of Sussex. By Thomas Joseph Pettigrew. Vol. I. pt. 1. 2. London. 1827. sq. 8. max.

†) The Book Rarities in the University of Cambridge. By C. A. Hartshorne. M. A. London. 1829. 8.

††) Bibliothecae Regiae Catalogus. Vol. 1—5. Londini 1820. 5 Voll. fol. Dazu Catalogue of Maps, Prints, Drawings forming the geographical and topographical Collection attached to the library of his late majesty King Georg the third etc. London. 1829. fol.

*) A view of the early Parisian greek press; including the lives of the Stephani; notices of other contemporary greek printers of Paris. Edited by E. Greswell. Oxford. 1833. 2 Voll. 8.

**) The Dance of Death exhibited in elegant engravings on wood with a dissertation on the several representations of that subject. By Francis Douce. London. 1834. 8.

***) A bibliographical Catalogue of books privately printed etc. etc. by John Martin. London. 1834. 2 Voll. 8.

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

LXXVIII.

Gedichte von Adelbert von Chamisso. Zweite Auflage. Mit dem Bildniſs des Verfs. und sechs in Stein radirten Blättern von Otto Speckter. Leipzig, 1834. *Weidmannsche Buchhandl. VIII u.* 542 S. 8.

Niemals ist wohl das *nonum prematur in annum* so überstreng in Anwendung gekommen, als bei diesen Gedichten. Denn als dasjenige, was Adelbert v. Chamisso vor dreiſsig und mehreren Jahren in poetischer Jugendlust erzeugte, — und es war dessen nicht wenig — einer warmen Aufnahme sich eben nicht erfreuen konnte, hat er nicht nur seine Dichtungen, sondern sogar sich selbst, den ganzen Dichter, nicht einer neunjährigen, nein einer dreimal neunjährigen strengen Feile und sorgfältigen Bearbeitung unterworfen, bevor er wieder mit neuen Erzeugnissen seiner Muse hervortrat. Mannigfaltigen Studien der Sprachen, der Poeten, der Natur, denen er oblag, folgte eine Reise um die Welt, dieser ein naturwissenschaftliches Berufsgeschäft, dem er noch jetzt den Kern seiner Muſse widmet. So nahm er, kein Mühsal scheuend, die Erde selbst, das Schicksal und ein Menschenalter zu Lehrern und kann wohl sagen, niemand habe mehr an seinen eignen Unterricht gewandt, als er. Wurde nun eine so lange poetische Lehrzeit mit Liebe begonnen und mit Eifer fortgesetzt, so können wir jetzt auch freudig anerkennen, daſs sie mit glücklichem Erfolg vollendet wurde. Die Früchte liegen vor uns. Der Dichter hat fast alle jene jugendlichen Morgenlieder seines erwachenden poetischen Triebes mit strenger Hand unterdrückt und nur zwei oder drei derselben hier mit eingereiht, gleichsam um gewahr werden zu lassen, was er damals erstrebte und was er jetzt erreicht hat. Wenngleich nun so ernste Studien, naturwissenschaftlicher Erkenntniſs zunächst gewidmet, auch für diese, wie von den Wissensrichtern erkannt worden, nicht ohne mannigfache Frucht geblieben, so hat doch die Art seines Eindringens und Auffassens, so wie der Darstellung in diesem wissenschaftlichen Gebiet immer eine mehr poetische Farbe behalten und endlich ist die Summe der erbeuteten Erkenntniſs doch wieder hauptsächlich der Poesie zu gut gekommen, von welcher der Dichter zuerst ausgegangen und zu der er nun, wie zu einer ersten und einzigen Liebe, mit erprobter Treue zurückkehrt. Wenn sich aus der wissenschaftlichen Forschung die anschmiegende Poesie nicht verdrängen lieſs, so hat sich jene dagegen auch dieser so innig vermählt, daſs sie fast überall zu diesen Dichtungen den Stoff gereicht hat und einen Grundzug ihres Charakters bildet. Alle Länder und Geschlechter der Erde haben dem Dichter lebendige Bilder zugeführt; überall hat er der Stimme der Natur gelauscht und ihre Töne wieder gegeben; überall begegnet uns das Ursprüngliche, das Starke, das Selbstgeschaute in seiner eigenthümlichen Gestaltung und Urkraft. Betrachtet man, wie es gewöhnlich geschieht, die Jünglingsjahre vorzugsweise als das poetische Lebensalter, so hat man hierin nur insofern Recht, als der Mensch in diesem Alter für die Poesie empfänglicher ist; das positive poetische Vermögen aber wird sich in der Regel erst im Mannesalter ausbilden und mit der wachsenden Erkenntniſs an Kraft und Fülle zunehmen, wobei wir freilich Ausnahmen für solche Individuen zugeben, die sich im Ganzen frühzeitiger ausbilden. Die früheren Versuche jugendlicher Dichter pflegen daher nur Aeuſserungen des erwachenden Gefühls für die in der allgemeinen Lebensatmosphäre gebundenen Poesiestoffe zu sein; selten gelangen sie zu einer entschiedenen individuellen Gestaltung und gehören mehrentheils zu der Gattung, die Goethe treffend poetische Interjektionen nennt. Auch Chamisso hat als Jüngling jener zur Blüthezeit der Schlegel-Tieckschen Schule in Deutschland stark grassirenden Dichtergrippe seinen Tribut gezollt, dann aber

ging er mit freierer Kraft und polirterem Spiegel der Erkenntnifs zur Betrachtung der Welt und des Lebens über. Es wurde ihm klar, dafs wenn die Poesie zwar allerdings ein Allgemeines, Ideelles darstellen will, dies doch nur in der Gestalt eines Besonderen geschehen, und in diesem allein das Eigenthümliche und Bedeutende erscheinen kann. Dies zu erreichen hat nun der Dichter zwei Wege vor sich. Es kann nämlich entweder die Idee durch poetische Gestaltung in ein reales Besondere umschaffen, oder in der Reihe der schon vorhandenen realen Erscheinungen ein Bedeutendes hervorheben und poetisch gestalten, so dafs die ihm inwohnende Idee zur Anschauung kommt. Dieser letztere Weg ist es, auf den Chamisso durch seine Natur, seine Studien und seine ganze Lebensrichtung mehrentheils hingeführt wurde und dessen consequente und glückliche Verfolgung seine poetischen Productionen zu dem Range erhoben hat, den wir sie einnehmen sehen. Fast immer bemächtigt er sich vorhandener gegebener Gegenstände, die ihm durch eigene Beobachtung, Studium, Lectüre oder Tagesgeschichte zugeführt werden, ergreift sie in ihrer Eigenthümlichkeit und stellt sie mit geschickter Hand, in glücklichster Wendung unserem Blick in solchem Lichte gegenüber, worin sie die Wirkung auf unser Gemüth nicht verfehlen können. Selbst da, wo er ganz seine Phantasie walten zu lassen scheint, ist doch der Anstofs dazu, der erste Keim des Stoffes in der Erfahrung vorhanden und fast immer nachzuweisen. Was der Dichter dann von eigner Erfindung hinzufügt, besteht gewöhnlich nicht sowohl in einer Umgestaltung, als vielmehr in einer Steigerung, in einer erhöhten Wirksamkeit des gegebenen Stoffs. Diese Behandlungsweise ist eben so sehr der eigenthümlichen Natur dieses Dichters, als dem Charakter unserer Zeit angemessen. Indem jener weniger bemüht ist, ein Ideales selbstständig zu schaffen, als vielmehr nur den geistigen Inhalt des Realen in concentrirter Kraft wirken zu lassen, findet er den empfänglichsten Boden in der Sinnesart seiner Mitwelt, die sich eben jetzt in auffallendem Mafse von allem Idealen und Speculativen abwärts zur Erfahrung, zum Realen hinwendet, die sich den Eindrücken des Geschichtlichen, der lebendigen That mit leidenschaftlicher Neigung hingiebt und sich lieber von dem Wirklichen schmerzhaft, als von dem Idealen milde berührt fühlt. Da sich Chamisso's Poesie am liebsten im Gebiet des Epischen bewegt, so besteht diese zahlreiche Sammlung gröfstentheils aus erzählenden Gedichten. Aber auch die lyrischen Stücke, die sich darin finden, gehören fast alle zur Gattung derer, in welchen das Gefühl auf einer epischen Grundlage ruht. Der Ausdruck der Empfindungen erscheint nicht als der des Dichters, sondern ist vielmehr bestimmten Personen in den Mund gelegt und ihre Motive gehen aus den Verhältnissen derselben hervor. Diese Verhältnisse aber sind mit scharfem Blick erfafst, diese Personen mit lebendiger Wahrheit gestaltet, diese Empfindungen sind der schönsten menschlichen Natur gemäfs und eigen, ihr Ausdruck ist eben so naiv als lieblich. Gleich am Eingange der Sammlung finden wir eine gröfsere Reihe solcher Gedichte: „Frauenliebe und Leben," „Thränen", „die Blinde," „Lebenslieder und Bilder," und auch auf späteren Blättern tritt uns noch manches ausgezeichnete Gedicht dieser Gattung entgegen. So ist vielleicht niemals der Mutterschmerz um ein verlornes Kind in so herzergreifender Weise zum poetischen Lebensbilde gestaltet worden, als in dem Gedichte „die Mutter und das Kind" S. 147. Diese idyllisch-lyrischen Gestaltungen rechnen wir zu den besten ihrer Gattung, ja wir ziehen sie allen übrigen Productionen dieses Dichters vor, obgleich sie, wenn man zu seinem Lobe spricht, zu unserer Verwunderung am seltensten hervorgehoben zu werden pflegen. Hier, wo er sich allgemein menschlichen, jeder Beobachtung zugänglichen Lebensverhältnissen zuwendet, tritt er, vielleicht sich unbewufst, dem poetischen Ideale näher, als auf irgend einem andern Standpunkte. Die ganze intensive Kraft solcher Zustände fafst er, wie in einem Brennpunkt, in einem individuellen Bilde zusammen, und die schönste Wirkung auf das Gemüth wird erreicht. Es ist ein Charakterzug dieses Dichters, dafs er am liebsten durch den Schmerz auf seine Leser wirkt; der Schmerz aber, den die jetzt erwähnten Gedichte hervorbringen, ist von wohlthuender, anziehender Art, weil er ein sittlicher, weil er reine Wehmuth ist.

Ganz anders verfährt unser Dichter bei seinen rein epischen Poesien. Alles, was in der Welt geschieht, trägt einen poetischen Kern in sich, denn die Geschichte ist die Poesie des Weltgeistes, der Dichter ihr Interpret. Wenn aber in jedem wirklichen Ereignifs ein poetisches Element liegt, so ist dieses doch in den mehrsten, in den gewöhnlichen Ereignissen nur verborgen, gleichsam im gebundenen Zustande vorhanden und mufs daraus

von dem Dichter erst befreit, gereinigt und polirt werden, um als reines poetisches Gold zu erscheinen. In anderen liegt es wie gediegen zu Tage und bedarf wenig mehr als der poetischen Form und Fassung, um als Dichtung producirt zu werden. Hier besteht das Verdienst des Dichters nächst dem Blick, der solche Stoffe zu erspähen und zu würdigen weiſs, eben in dieser Form. Diese Region hat Chamisso sich vorzugsweise erkoren, ihrer glücklichen Ausbeutung verdankt er seine gröſsten Erfolge; wir haben also bei der Beurtheilung die Wahl der Stoffe und ihre Behandlung in Betracht zu ziehen. Jene fällt mehrentheils auf das Ungewöhnliche, Bedeutende, Ergreifende, und mit Recht, denn solche Stoffe bemächtigen sich sogleich der ganzen Aufmerksamkeit des Lesers, in ihnen sprechen sich die sittlichen Verhältnisse der Menschheit am deutlichsten aus; der Contrast mit den gewohnten, ruhigen, täglichen Zuständen hat eine so anziehende Kraft, daſs er allein schon für Poesie gelten mag, wiewohl er es nicht immer ist. Stoffe dieser Art sind aber unter sich noch vielfach verschieden. Unseren Dichter scheinen vorzüglich solche anzuziehen, in denen sich die menschliche Natur in ihrer finstersten Leidenschaftlichkeit, in ihrem bittersten Schmerze zeigt. Die Convulsionen der Menschenseele unter dem Druck natürlicher oder conventioneller Gewalt, fremder oder eigener Verderbtheit, eines eisernen Verhängnisses, unerbittlicher Gemüthshärte oder roher Wildheit liebt er uns anschauen zu lassen. Herrschen will er über unser Gefühl und in unseren Leiden den Triumph seiner Herrschaft genieſsen. Es gelingt ihm vollkommen. Mit seltner Geschicklichkeit weiſs er sich unseres Gefühls zu bemächtigen, es immer grausamer zu spannen und der Leser kann sicher sein, daſs die Schraube, die sein Herz zusammendrückt, gedreht werden wird, so weit ihr Gewinde nur reicht. Wenn der Leser die Reihe der hier vorliegenden Balladenbilder verfolgt, so stöſst er auf schreckenvolle Scenen, auf einen Henker, der dem in ihrem Arm entschlafenen Buhlen seiner Tochter das glühende Brandmal auf die Stirn drückt, auf die Gräuel von Chios, auf die Guahiba Indianerin, die mit ihren Kindern in Sklaverei gerathen, nach vier vergeblichen mit blutiger Züchtigung gebüſsten Versuchen, sich und die Kinder zu befreien, zuletzt freiwilligen Hungertod erleidet. Der letztgedachte Stoff trägt wenigstens in dem Adel und der Kraft aufopfernder Mutterliebe ein tröstendes und erhebendes Element in sich, wodurch der Eindruck so herber christlicher Frevelthaten gemildert wird. Auch ist dieser Schmerz noch gelinde gegen den Eindruck jener schaudervollen Trauerscene, in der wir anschauen müssen, wie Don Juanito das Amt des Henkers an seiner ganzen Familie, an zwei Brüdern, zwei Schwestern, dem Vater, ja an der eignen Mutter verrichten muſs, muſs! weil er selbst nur unter dieser Bedingung fortleben darf und der Vater, um seinen Stamm zu erhalten, ihn bei seinem Fluch verpflichtet, die gräſsliche Bedingung zu erfüllen. Des Dichters Eisenhand läſst uns nicht los. Wie der Löwe, der einmal Blut geleckt hat, verschont er keines seiner Opfer, erläſst uns keinen Todesstreich. Nur als die Reihe an die Mutter kommt, verläſst den Jüngling die Kraft, und sie selbst muſs, sich von der Brustwehr stürzend, den Tod suchen, um das strenge Gebot des strafenden feindlichen Feldherrn zu erfüllen. Und doch, selbst dieser grauenvollen Henkerscene ist noch ein mildernder Tropfen beigemischt in der festen, sichern, ruhig überlegenden, ja freudigen Standhaftigkeit, mit der sie Alle ihr Schicksal erfüllen. Auch den Korsen Mateo Falcone, der seinen Knaben todtschieſst, weil er einen verfolgten Vetter, der bei ihm Schutz suchte, um Gold an die Gensd'armen verrieth, können wir noch bemitleiden und entschuldigen mit dem Volkscharakter und der Volkssitte, mit dem Gefühl der unvertilgbaren Entehrung und mit dem Gedanken, daſs der Knabe doch der Blutrache früh oder spät verfallen blieb. Was aber kann uns trösten über die unermeſslichen Qualen des schönen Jünglings, den der ruhmgierige Bildhauer hinterlistig an's Kreuz nagelt und drei Tage leidend und sterbend daran hängen läſst, um den Ausdruck des Schmerzenstodes an ihm zu studieren und mit höchster Wahrheit im Marmor nachzumeiſseln?

„Und bald verhallen seine letzten Klagen.
Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!
Es sinkt das Haupt, das sich erhob, zurück;
Es ist vollbracht, was keine Worte fassen,
Und auch vollendet ist ein Meisterstück."

Aber auch das Meisterstück des Dichters? Gewiſs nicht, denn hier spielt der Dichter selbst gegen das Gefühl seiner Leser fast die Rolle Don Juanito's. Wäre so Gräſsliches in der Natur auch möglich, in der Poesie wenigstens müſst' es ewig unmöglich bleiben. Wenn die feine Grenzlinie weiser Maſshaltung, die das Ge-

biet der schönen Kunst umschliefst, in den früher erwähnten Dichtungen von dem Verf. schon überschritten wurde, liegt sie in dieser nicht mehr erkennbar hinter ihm.

Jene ursprüngliche und an sich nicht verwerfliche Neigung des Dichters, durch Kraft und Bedeutsamkeit auf seine Leser zu wirken, hat ihn allmälig zu so harten Berührungen des sittlichen Gefühls verleitet, und gewifs hat manches Aeufserliche und Zufällige mitgewirkt, ihn in dieser Richtung zu weit vorwärts zu reissen, wozu vielleicht auch der entschiedene Beifall gehören mag, der seinen ersten Gedichten dieser Gattung zu Theil wurde. Der „Stein der Mutter", die Geschichte jener Guahiba Indianerin, von der wir früher sprachen, die „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange," „Bisson vor Stampalin" sind in der That treffliche Bilder einer urkräftigen unvermischten Natur in ruhiger, enthaltsamer, einfach ernster Form mit fester, sicherer Hand gebildet. Sie zeigten sich schön in einer neuen und eigenthümlichen Weise und mufsten daher allgemeinen Beifall finden. Der Dichter würde aber irren, wenn er glaubte, dafs dieser Beifall vorzugsweise der Kraft gegolten hätte, mit der er das Drastische des Inhalts hervorgehoben und gesteigert; vielmehr galt derselbe jener anderen Kraft, mit der er die spröden, herben, heftig wirkenden Stoffe zu bewältigen und in die ruhige, feste, bestimmte Form zu bannen wufste, so dafs selbst das schmerzlich Ergreifende in gemäfsigter Haltung als ein schön Geordnetes dem beruhigten Sinn sich darbot. Dieser Irrthum führte ihn schon um einen Schritt weiter in dem Gedichte „Salas y Gomez" (S. 471). Der Dichter erzählt die Begebenheit, obgleich nur der erste Keim des Inhalts ein wirkliches Faktum, alles Uebrige reine Fiktion ist, als ein Selbsterlebtes. Auf seiner Weltumseglungsreise berührte Chamisso mit dem Schiffe Rurik die Insel Salas y Gomez, die nichts als ein von Seevögeln umflatterter kahler Felsen ist. Hier wurde, ich weifs nicht, ob die Leiche oder das Skelett eines Mannes gefunden und hierauf baut nun der Dichter sein finsteres, den tiefsten Schmerz erregendes Gedicht. Ein nackter, riesiger Greis, sogleich auf hundert Jahr geschätzt, ist es, den der gelandete Dichter nicht todt, sondern noch sterbend am Gesteine lehnend auf der Felsenkuppe liegen sieht. Er ruft die Gefährten herbei; der Greis erwacht noch einmal, schaut sich zweifelnd um, will sprechen und stirbt. Drei Schiefertafeln liegen neben ihm; diesen hat er sein Schicksal eingegraben und indem das Gedicht ihren Inhalt mittheilt, dienen sie demselben zugleich zur Eintheilung. Als junger Mann aussegelnd, um durch den Handel sein Glück zu machen, wurde der Unglückliche mitten in den schönsten Hoffnungsträumen vom Sturm ergriffen auf diese öde Felsenklippe geschleudert, von der ganzen Mannschaft er allein sein Leben rettend. In solcher Lage, nackt, jedem Wetter preisgegeben, nur von Vogeleiern sich nährend, hoffnungslos von allem Menschlichen geschieden, kann er nur den Tod als einziges Rettungsmittel herbeiwünschen. Auch dies wird ihm versagt und so schliefst die erste Schiefertafel mit den Worten:

„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben!"

Die zweite Tafel meldet, wie der Unselige nach langem Sehnen, gränzenlosem Kummer endlich ein Schiff erblickt. Schon richtet sich sein Herz zur Hoffnung empor, das Fahrzeug scheint sich zu nähern, er glaubt Signale zum Landen zu hören. Umsonst! Das Schiff wendet sich und segelt weiter. Drei Tage lag er dem Wahnsinn hingegeben; da rafft er, vom Hunger überwunden, sich auf

„Um seinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

Auf der dritten Schiefertafel zeigt sich der Verlassene endlich in der höchsten Sehnsucht und hoffenden Erwartung des Todes. Nachdem er fünfzig Jahre des Elends mit Kreuzen auf dem Schiefer angemerkt, hat er auch diese Jahrbezeichnung aufgegeben. Rückkehr in die fremd gewordene Heimath kann er nicht mehr wünschen. Die lange Einsamkeit der Tage im schrecklichsten Wetter zu ertragen, ist ihm schon ein Leichtes, aber die verfolgenden Träume der Nacht sind unerträglich. Er betet nur noch um Geduld und bittet Gott, nun keinen Menschen mehr die Insel betreten zu lassen, bevor er dahin geschieden sei:

„Ich habe, Herr, gelitten und gebüfst, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüfst.
Lafs weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Gedichte von Adelbert von Chamisso. Zweite Auflage.

(Schluſs.)

Es liegt in dem Weltlauf, vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet, ein herbes, bittres, Verzweiflung erregendes Element, das in einzelnen Ereignissen besonders scharf und gleichsam concentrirt hervortritt. Wählt der Dichter dies zum Gegenstande seiner Darstellung, so tritt er gleichsam als Priester der Nemesis auf, was allerdings auch seines Amtes ist. In den früher von uns bezeichneten Dichtungen Chamisso's zeigt sich jenes herbe Element in den Verirrungen des Menschengeistes, aber immer läſst er uns darin auch die sittliche Kraft, wenngleich unterliegend, doch kämpfend gegen die Wirkungen des Verderbens und in den härtesten Schlägen des Schicksals noch eine Spur der göttlichen Gerechtigkeit erkennen. Sie enthalten daher, mit Ausnahme jener schrecklichen Kreuzigung, die wir, was den Stoff betrifft, als völlig unpoetisch verurtheilen, noch immer einige lindernde Bestandtheile; auch kann der Dichter, gegen den Tadel des allzuherben Eindrucks die Wirklichkeit als Schild gebrauchend, für sich anführen, nicht er, sondern der Weltgeist selbst habe sie so und nicht anders gedichtet. „Salas y Gomez" aber ist freies Gebilde seiner eignen Phantasie; diesen Stoff hat er mit voller Freiheit ausgebildet, dies Gedicht also giebt um so mehr den sichersten Maſsstab zu seiner Beurtheilung, als er es mit Vorliebe und in Hinsicht der technischen Ausführung mit wahrer Meisterschaft behandelt hat. In einem eigenthümlichen, selbst erfundenen Stil führt er die herzzerreissende Tragödie Schritt vor Schritt mit immer gesteigerter Wirkung an uns vorüber, ja er läſst es selbst an einem Beruhigungsmittel nicht fehlen, indem er uns die Leiden schon beendet zeigt, ehe er ihr fürchtbares Bild vor uns aufrollt. Dennoch finden wir auch in diesem Gedicht, einem seiner ersten in dieser Gattung und worauf sein dichterischer Ruhm zum groſsen Theil sich gründete, schon dieselbe Tendenz, die wir als einen Irrweg bezeichnen müssen: die Absicht, um jeden Preis zu wirken, und den Gedanken, in dem erregten Schmerz das Ziel der Poesie zu setzen. So ist denn das Gedicht objektiv wahr, aber einseitig; meisterhaft ausgeführt, aber sichtbar nach dem Effekt strebend; kraftvoll und ergreifend, aber herb und peinigend; einen tiefen Eindruck erzeugend, der nicht zur Wiederholung reizt. Auch offenbart sich ein Hervorheben des Aeuſserlichen, der realen körperlichen Hülle des Ereignisses, während die ideale, psychische Seite zurücktritt. Die Geschichte jenes hundertjährigen Greises, der sein Leben auf einem kahlen Felsen zubringt und aushaucht, liegt ganz in seinem Inneren. Welche gränzenlose Welt von Gedanken muſste durchziehen durch das Gemüth dieses modernen Prometheus, sie waren die eigentliche Substanz seiner Leiden; aber auch wieviel Heilkräftiges, Erfrischendes, Stärkendes muſste in diese Gedankenwelt gemischt sein, wenn sein Dasein sich soweit ausdehnen sollte über die Grenzen der gewöhnlichen Lebensdauer! Solches Labsal aber schlieſst der Dichter sorgfältig aus von seiner Darstellung; er fürchtet, seine Wirkung damit zu schwächen, nur die Folter der getäuschten Hoffnung, die Pein der nächtlichen Träume läſst er uns sichtbar werden und kaum noch am Schluſs einen matten Strahl des Kreuzes herüberschimmern, gleichsam als Pflichttheil für die herrschende Ansicht. Förmlich geizig ist er auf unsern Schmerz; fünfzig durch Kreuze bezeichnete Jahre reichen noch nicht hin; diese stehn gleichsam nur als Strafminimum fest, eine unbestimmte Reihe von Jahren muſs ihnen noch nachfolgen, damit der Jammer um so bittrer sei, weil er in keine bestimmte Grenzen eingeschlossen ist und zu dem benannten Capital des Elends schlägt der Dichter noch eigennützige Interessen nach unbekanntem Zinsfuſs. Was will der Dichter? Soll der Leser ängstlich den Athem

anhalten vor seiner unbeschränkten Macht? Der Erfolg ist ganz anders. Die überspannte Gewaltherrschaft endet in der poetischen, wie in der wirklichen Welt mit der Enttäuschung des Beherrschten. Der Leser rettet sich durch die Vorstellung der poetischen Fiktion; er wischt sich wie im Theater bei allzugroſser Rührung die verweinten Augen; verspottet, um sich zu trösten, die eigenen Thränen über ein erdichtetes Leiden, beweist sich, daſs ein so endloser Jammer zu groſs sei, um für möglich zu gelten und bricht so dem mühsam geschliffenen tragischen Dolch die allzufeine Spitze ab.

Mag nun aber unser Dichter seiner Subjektivität gemäſs auch lieber mit dunkeln als mit hellen Farben malen, hat er in manchen seiner Bilder auch die Schatten tiefer geschwärzt, als die Harmonie der Kunst gestatten mag, so behält er dennoch in der Schärfe seiner Umrisse, in der gedrängten Kraft seines Ausdrucks für jedes tiefe Gefühl, in der Lebendigkeit seiner Darstellungen aus allen Zonen und Ländern, immer noch Vorzüge, deren sich wenige mitlebende Dichter zu rühmen haben. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daſs wer in unserer überreizten Zeit überhaupt eine Wirkung hervorbringen will, die stärksten Mittel anzuwenden nicht scheuen darf. Hat man aber in jene Abgründe von Gräſslichkeit und Frevel hineingeblickt, die sich in den Werken der neufranzösischen Dichterschule aufthun, so kann man zu Chamisso's Gedichten wie zu Beruhigungsformeln zurückkehren; denn in diesen bewegen sich die Gestalten, wenn auch gewaltsam und furchtbar, doch immer noch im poetischen Lichte; der Dichter selbst steht, indem er sie heraufbeschwört, noch im Kreise der ächten Poesie auf dem heiligen Boden der Sittlichkeit und Wahrheit, während in jener Afterpoesie der Dichter mit den Geschöpfen seiner verderbten Phantasie in selbstgeschaffner Hölle den Furienreigen selbst aufführt, in welchen er seine Leser hineinzuziehen trachtet. So mögen wir uns denn bescheiden, daſs unser Dichter, ein Sohn seiner Zeit, auch ihre Farben anlegt und zufrieden sein, wenn er sie nur im poetischen Lichte verklärt. Auch finden wir unter den epischen Gedichten der reichen Sammlung noch viele andere, in welchen die Schwäche, der Irrthum, das Vorurtheil und selbst das Laster der Zeit von dem höheren Standpunkt des Dichters aus mit ruhigem Lächeln in mild gemüthlicher Ironie in seinem komischen Lichte gezeigt wird. Ueberall aber spricht sich unerschütterlich feste Treue, schlichte Einfalt, lauterste Sittenreinheit, tiefwurzelnde Liebe und unbestechliches Wahrheits- und Rechtsgefühl als Charakter des Dichters aus und in dem eigenthümlichen Ausdruck, den er für diese Eigenschaften gefunden, liegt einer der vornehmsten Reize seiner Dichtungen, indem er alle seine poetischen Gestaltungen, der objektiven Schärfe der Darstellung unbeschadet, in diese seine Farben kleidet. Einen Dichter, wie diesen liebt der Leser selbst dann, wenn er das Gedicht nicht ganz zu billigen vermag. Die poetische Form beherrscht Chamisso mit grofser Kraft und Gewandtheit, in der jedoch mehr eine durch Fleiſs und Uebung erhöhte glückliche Naturgabe als eigentliches Studium und bewuſste Absicht hervortritt, so daſs vollendete Glätte und feinerer Wohlklang fehlen dürfen, ohne eben vermiſst zu werden. Besonders aber bringt er durch die Behandlung der Terzine, für die ihm eine besondere Vorliebe eigen ist, die schönste Wirkung hervor, indem er in dieser Form seiner Darstellung, selbst da, wo ihr Object in der heftigsten Bewegung auftritt, die höchste epische Ruhe zu erhalten weiſs.

Wilhelm Neumann.

LXXIX.

Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabentheuer eines Salzschreibers. Herausgegeben von D. Theodor Mundt. Leipzig, bei Gebrüder Reichenbach 1834.

Der Mensch ist als ein *Individuum* des endlichen Geistes zugleich ein *Universum:* jeder Mensch trägt die *Welt* im Kleinen mit sich herum. Darum kann sich auch so leicht kein dem gesammten *Weltwirrwesen* seiner Zeit entziehen, wie sich kein einzelnes Glied von der allgemeinen Krankheit des Geschlechts lossagen kann, ohne in neue Sünde zu verfallen: und der *Salzschreiber Beeliger* kann es am allerwenigsten, denn sein Jünglingsherz ist zu *voll,* es verlanget nach der *Fülle* der Wahrheit, welche Vernunft, Verstand, Gefühl und Phantasie zugleich befriedigt. S. 223. Darüber geht es freilich über Berg und Thal durch viel Dickicht und Flachland, wobei auch Mancherlei zu lernen ist. Aeuſserlich ist er zwar so geruhig und bescheiden wie jeder Kleinweltwinkler, aber innerlich wallet und wogt und stürmet es nur desto mehr. Wie namentlich die „modernen Lebenswirren" auf ihn wirken, wie ihn hinter einander die kräftigen Extreme der Zeit und die mattherzigen Vermittlungsversuche theils berühren, theils mit sich fortreiſsen, davon zeugen die vorliegenden Briefe, welche der Salzschreiber

dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum letzten December 1833 an seine Geliebte geschrieben hat, die er in Hoffnung auf die Zukunft *französisch* und zwar *Esperance* titulirt. In diesem Briefwechsel kommt nichts geringeres in Frage, als die uralte Frage: *Was ist Wahrheit?* S. 237. Dieses ist das Thema und das eigentliche *Salz* aller Liebesbriefe des Salzschreibers. Und dieses Thema liegt überhaupt keinem Liebesbriefe fern: *Liebe* will sich, wie Epheu, anranken, sie will sich verständigen, vereinigen; und wenn *Wahrheit* nach einer alten, noch formellen, weil dogmatischen Definition in der Uebereinstimmung mit dem Gegenstande besteht, so ist sie mit der *Liebe* selbst identisch, welche die Einheit des Unterschiedenen und die Unterscheidung in der Einheit zugleich voraussetzt. So ist wohl auch die Frage des Pilatus: *Quid est veritas?* kurz und bündig durch eine bloße Buchstabenversetzung beantwortet worden. Aber mit solcher unmittelbaren Antwort kann sich der Salzschreiber in seinem nach Vermittlung strebenden Herzensdrange noch nicht begnügen: darum erhalten wir hier weniger eine fertige Antwort auf die große Frage: *Was ist Wahrheit?*, als vielmehr eine neue Anfrage: „Keimet und knospet sie nicht in *allen* Richtungen, geht sie nicht durch *alle* Tendenzen der Geschichte als „treibender Lebenshauch hindurch?" Zur Erläuterung wird hinzugefügt: „Jede von der Zeit wirklich getragene Partei hat „eine Wahrheit für sich, in deren Geist sie handelnde Partei „geworden, und alle einander gegenüberstehende Zeitrichtungen „sind Brüder, wenn auch feindliche, die an *Einer* Mutter Brust „gelegen haben. — Vergangenheit! Gegenwart! Zukunft! und „der Mensch die Wetterfahne, zwischen die Mächte dieser drei „Weltorkane mitten hineingestellt! Er kann sich ihnen allen „nimmer entwinden, er muß auf die Vergangenheit zurücksehen, „er muß fortfahren auf die Zukunft zu hoffen, und zugleich „drängt es ihn mit der Gegenwart sich zu vermitteln. So ist „er ewig zwischen Fortschritt, Stillstand und Rückschritt gebannt, und von liberalen Ideen stolz begeistert, vor der heiligen „Legitimität menschliche Demuth empfindend, endlich zur Vermittelung weise schreitend, kann man sich wundern, wenn er „keine feste Heimath auf Erden hat?" Auch an Gregorius Magnus wird erinnert, welcher das große Wort gesagt hat: „Der „Mensch hat und trägt von allen Dingen (Wesen) etwas in sich. „Mit den Steinen hat er das Sein gemein, mit den Pflanzen „das Leben, mit den Thieren das Empfinden, und mit den Engeln das Denken." Und das findet auf alle Verhältnisse seine Anwendung. „Großer Gregor! so behaupte ich auch, jeder „Mensch hat mit dem Liberalen den Vervollkommnungstrieb gemein, mit dem Legitimen den Erhaltungstrieb, mit dem Juste-„Milieu den Vermittlungstrieb. Alles ächt menschliche Triebe!" S. 238.

Dieß ist das eigentliche *Resultat* dieser Briefe, welche den Schreiber derselben zuletzt in das thätige Leben zu einem bestimmten und geregelten Berufe abrufen. Denn zu dem Selbstverständniß ist auch wohl noch ein Rath, nach frühlichem Erkenntniß erfolge rasch die *That*. Hiermit erhalten wir jedoch nicht sowohl ein *fertiges* Resultat, als vielmehr den Sinn und Puls dieser Herzensschläge. Insofern ist das Buch dem freilich „nicht für den Leser, der gewohnt ist, bei einer „Schrift immer nur auf die Resultate zu sehen, die sie ihm in „*fertiger* Manier in die Hände liefert." Aber eben dieses ist der Vorzug, das Reizende in diesen Briefen, daß sie nicht fertige Resultate enthalten, sondern den Weg dazu, von welchem jene nicht zu trennen sind. Daß uns so oft nur „die Höhe „reizt, nicht die Stufen", das hat eben nach Wilhelm Meisters Lehrbriefe die Folge, daß wir, „den Gipfel im Auge, ganz auf „der Ebene gemächlich fortwandeln." Ein Resultat ohne den Weg dazu ist wie ein Baum ohne Saft, welcher verdorret, oder wie das Gewölbe eines gothischen Domes ohne Mauern, Pfeiler und Fenster, es sinket in Nichts und Nacht zusammen. Darum kann dem Vorurtheile, welches immer nach Resultaten hascht und von dem Wege dazu absieht und absieht, nicht oft genug widersprochen werden: es ist ohnehin von der Trägheit und Bequemlichkeit nur allzusehr begünstigt. — Aber eben so wenig genügt ein Weg ohne Ziel: ein Weg ohne Ziel ist seine eigene Ironie, ein Spott über seine Ohnmacht, die darüber nicht weiter kommt, statt daß die Schwachheit stark machen soll: so ist er ein Laufen und Rennen um Nichts und wider Nichts. Gleichwohl scheint dem Menschen das letzte, volle Ziel immer wieder unter den Händen zu verschwinden: er scheint die Wahrheit nicht anders als einseitig und hiermit nur in einer Weise, die sie nicht ganz ausdrückt, erfassen zu können: wenn er sie im absoluten Begriffe ergreift, scheint auch schon die frische Lebensfülle ihres realen Inhalts vertrocknet zu sein. So sind die Farben *einseitige* Manifestationen des Lichts (und der Finsterniß): wenn sie sich sämmtlich mit einander vermischen, um Alles in Allem zu sein, ist auch, wie zur Strafe, daß das Geschöpf dem Schöpfer gleich sein will, ihr Glanz entwichen, sie enden in *Grau*. *Grau* ist der Ausdruck des *Juste milieu*, die völlige Tilgung alles Unterschieds. Wem schaudert's nicht, wie dem Salzschreiber, vor solchem Einerlei völliger Gleichheit und Freiheit? S. 41.

Das ist es auch, was in Verbindung mit manchen äußeren Lebenserfahrungen den Salzschreiber von dem „Sarkophage" des absoluten Wissens zurückschreckt, in welchem Leben und Glauben unterzugehen, alle Individualität im Allgemeinen, Licht und Farbe im Grau zu verkommen, das holde Widerspiel der Gegensätze neutralisirt und paralysirt zu werden, und der Verstand auf Kosten aller übrigen Geistesvermögen sich zu Tische zu setzen scheint. — Auch wir enthalten uns billig einer fertigen Antwort auf solche flüchtige Bedenken: wir würden Gefahr laufen, wie vordem der junge Professor Fürsich im Thiergarten, verlacht zu werden, wenn wir dagegen einen Paragraphen aus der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften laudiren und verlesen wollten; aber einer oder der andern Gegenfrage können wir uns doch nicht entbrechen. Es fragt sich nämlich, ob nicht die Farben um so glühender und glänzender, um so *individueller* werden, je mehr sie von dem *allgemeinen* Lichte, als ihrer Seele, bis zur Identität mit dem Finstern, als ihrem Leibe, bis zur Sättigung durchdrungen und durchleuchtet werden? und ob sie nicht gleichermaßen, wie sie sich zu ihrem *Komplemente* fordern, auch geistig sich durchdringen, ohne ihre Individualität

zu verlieren, und gegenseitig in einander scheinen, ohne körperlich vermischt und vermengt zu werden. Materielle Vermischung und Vermengung fällt in's Grau, das ist nicht zu läugnen: aber auch ideelle Durchdringung, welche nur die Schlacken ausscheidet und niederschlägt, und den Leib verklärt, aber nicht verliert? Gelb und Blau sind die Pole, die Factoren, Einseitigkeiten des Farbenreiches, denn es sind ihrer Zwei, Positives und Negatives, Masculinum und Femininum, und das Neutrum, die Indifferenz ist Grün, hiermit terrestrisch: die Erde hoffet. Und doch hat auch dieses Grün in Gelb und Blau seine Seiten an ihm selbst. Aber seine Erfüllung findet es erst im Röthe: die ätherische Verklärung jener Zwei ist Purpur, als die vermittelte Einheit, welche als vermittelt absolut ist, als absolut im Orange einerseits und Violett andererseits ihre Vermittlungsstufen, in Gelb und Blau ihre Seiten an ihm selbst hat, und im Grün beide als ihr irdisches Gegenbild sich gegenüberstellt, ohne grau zu werden, wiewohl es alle Farben an ihm selbst entwickelt. Und wenn wirklich in den einseitigen Extremen die Kraft der Wahrheit wohnt, wodurch sie zu *kräftigen* Irrthümern werden, sollten sie nicht, indem sie sich als Gegensätze gegenseitig durchsichtig werden und sich aufnehmen, an Wahrheit noch mehr gewinnen, und aus kräftigen Irrthümern zur Kraft der Wahrheit sich entwickeln? Wird nicht Leben und Poesie, je mehr sie an realem Inhalte haben, um so glühender und glänzender im vollen Lichte des *Wissens* sich verklären, ohne dafs etwas anderes verloren geht, als das undurchsichtige Dunkel, nämlich Schwarz und Grau? aber nicht das Wunder selbst, welches vielmehr immer voller und intensiver herausstrahlt. — Anders lesen Knaben den Terenz, anders Hugo Grotius. — Sollte nicht das absolute Wissen sich eben dadurch von dem gemeinen Wissen unterscheiden, dafs es zugleich *alle* Geisteskräfte bewegt und erhebt und verklärt? — —

Aber Seeliger will sich noch nicht zu einem Abschlusse bequemen, welcher so leicht verfestet, denn das hat der Mensch mit den Steinen gemein; es mufs sich noch Vieles in ihm auskochen und vermitteln, das hat er mit der Pflanze gemein; wer wollte so edele Frucht im Treibhause überzeitigen? Indem er jedoch von seiner Salz-, und Briefschreiberei in Kleinweltwinkel, die ihm so viele Zeit zu müfsiger Träumerei auf den merymnosophisten Zweigen des Apfelbaums vor seinem Fenster übrig liefs, zur thätigen Schulmeisterei übergegangen sich bereit macht, — *docendo discimus* —, behält er sich von seiner Tagesarbeit nur so viel Zeit vor, um statt der überflüssigen und überschwenglichen „historisch- oder hysterisch-romantischen Novellen" künftig „historisch-komische Novellen" zu verfassen. S. 267. Und darauf freuen wir uns aufrichtig: wir halten den Salzschreiber beim Worte, bei seinem doppelten Worte, nämlich bei dem Schulmeisteramte, welches ihm in seiner Geliebten die Hoffnung anweiset, dafs er's als seinen Lebensberuf treu und fleifsig treibe, und daneben bei den versprochenen Novellen, dafs er sie als Feiertagsarbeit schreibe.

Die Novellen sind in unserer bewegten Zeit der Widerhall der inneren und äufseren Lebenserfahrungen und der Text dazu ist das thätige Leben selbst. Thun und Denken gehören zusammen: so erreicht der Mensch das Höchste. Denn was kann der Mensch Höheres, als „sich selbst hervorbringen?" S. 149. Und wie kann er das ohne zu arbeiten und zu denken, ohne zu bilden und zu dichten, ohne sich gleichzeitig selbst zu bilden, wozu er sich selbst reflectiren und an ihm selbst sich abspiegeln lernen mufs.

„Sich selbst hervorzubringen! darauf läuft doch am Ende „alle Produktion, auch die des Genies, nur hinaus! indem dieses „das Streben wahrhaft menschlicher Bildung ist, ist es zugleich „die Grenze der Kunst." Und diese Grenze kann sich Menschheit und Kunst gefallen lassen. Aber dazu gehört eben nichts Geringeres, als die geschmähte, weil verkannte Absolutheit, d. h. die Gemeinschaft des endlichen Geistes mit dem absoluten, wodurch der Einzelne zugleich in ein thätiges und lebendiges Verhältnifs zu seinen Nächsten kommt.

Sich selbst hervorbringen! das ist viel gesagt. In sich bringt der Mensch auch die Menschheit hervor. Aber wir dürfen auch nicht den Widerspruch übersehen, der in dieser Aufgabe an den Menschen liegt. Dafs der Mensch zum Ebenbilde Gottes geschaffen ist, hat selbst zunächst den Widerspruch an sich, dafs er hiernach geschaffen, hervorgebracht, bedingt ist, und doch das Ebenbild dessen darstellen soll, der sich selbst erzeugt und hervorbringt, und als unerschaffen, auch unbedingt, nur in sich bedingt ist. Daher die Parteiung zwischen Augustinismus und Pelagianismus. Es ist nichts Geringeres, als der Widerspruch zwischen dem absoluten und dem endlichen Geiste, welcher, in der Ebenbildlichkeit des letztern mit dem ersten heraustritt. Endlicher Geist ist selbst ein Widerspruch. Und doch bleibt es dabei: der als der Geist geschaffen ist, ist geschaffen, sich selbst zu schaffen, sich selbst hervorzubringen, hiemit sich selbst in die Differenz mit Gott zu setzen. Dafs diese Differenz in Abfall, die Passage durch das Fürsichsein in Isolirung und Verstockung umschlägt, ist darum nicht mit einbedungen. *Culpa felix!* da hat der Salzschreiber recht: aber sie ist darum nicht nothwendig; nothwendig ist nur das Fürsichsein als *Moment*, als flüssiges Moment, mithin ohne Verstockung, welche das Moment zum Centrum isolirt. Doch darüber würde Bücher zu schreiben: bis jetzt sind hierüber nur einzelne Stellen in Büchern zu lesen, wie Winke aus der Ferne, oder wie die Laute auf der Aeolsharfe, die nur selten anschlagen und am schnellsten wie unfafsbar vorübereilen.

So viel im Allgemeinen über dieses geist- und inhaltreiche Büchlein. Uebrigens wird Niemand so unbillig sein, die einseitigen und auch als einseitig mitgetheilten Urtheile des Salzschreibers, der mit dem Monde seine Phasen wechselt, und die Mephistopheles-Berichte des Herrn von Zodiakus über einseitige und vielseitige Richtungen der Zeit an namhaften Personen dem Herausgeber, als feste Resultate, beimessen zu wollen: es soll ja eben die Einseitigkeit in ihrer Wahrheit und Unwahrheit geschildert werden. Dagegen werden die Leser an den in das bewegte kleinstädtische Leben des Salzschreibers eingreifenden Personifikationen, besonders an Mundus, Zodiakus und Olympia, an der Scene mit der Frau Salzinspectorin auf der Treppe, so wie an dem eingestreuten Phantasieen und Mythen, namentlich an der Episode von dem Sündenfalle, vielfache Anregung erhalten; aber am meisten interessirt uns doch in seiner Liebesinnigkeit und Berserkerwuth, in seiner Wahrhaftigkeit und Demuth das pochende Herz des Salzschreibers, und das Salz in diesem Herzen, welches nicht blofs vor Fäulnifs bewahrt, sondern als ein guter Sauerteig fermentiren wird. Die „Lebenswirren" wären in den „kritischen Wäldern" schon voraus zu sehen. Wer fertig ist, dem ist Nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein. Und dieses ist das Reizende, dafs der Jüngling nicht *fertig* ist, sondern als „*Ost*" erst aufgeht; als Trieb ist aber dieses zurückgeblieben, dafs er *Absolutes* und *Fertiges* nicht unterscheidet, und dagegen den *Begriff* und die *Idee* zur Zeit nur als geschiedene Leute kennen gelernt hat.

C. F. Göschel.

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

LXXX.

Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten. Von J. Kreuzer. Köln 1833. 339 S. gr. 8.

Die Ansicht über Ursprung und Fortpflanzung der Homerischen Gedichte, welche F. A. Wolf mit unübertroffener Wissenschaftlichkeit und vielseitiger Vollendung durchzuführen versuchte, hatte sich gleichzeitig mit ihm auch Andern in Deutschland aufgedrungen. Heyne, welchem der Ruhm gebührte, für Lessing's und Winckelmann's Anregungen zur freiern Auffassung der Poesie und des Alterthums von deutschen Philologen vorzüglich empfänglich zu sein, fasste oder richtiger er wurde von einem ähnlichen Gedanken gefasst. Dies läugnete Wolf nicht einmal: die Bestätigung haben wir jetzt im Briefwechsel Zoegas, dessen Bekanntmachung wir Welcker verdanken. Doch freilich auch volle Bestätigung, wie genau Wolf den innern Zustand seines Gegners durchblickt. „Wie sollte mir's einfallen, schreibt er z. B in einem Briefe von 1790 (II, 62) über das Zeitalter der Homerischen Gedichte weiter gehen zu wollen, als Data vorhanden sind? Alles Uebrige heisst geträumt. Mir ist es wahrscheinlich: es sind erst einzelne Gesänge gewesen, die man nachher verband. Im Grunde ist es doch nur eine Möglichkeit. Ein Hälmchen im Ocean ist noch kein Fahrzeug bis an das andere Ende zu schwimmen. Genug die Stücke sind da, und ich habe den Genuss, ohne alle jene weitgesuchten Hypothesen." Wer sich danach an Wolf's Schilderung von der unwissenschaftlichen innern und äussern Geschäftigkeit des Mannes erinnert, welche den flüchtigen Einfall nie zum ausgebildeten Gedanken gedeihen liess, der wird gestehen, wie treffend das Bild in allen Zügen entworfen war. — Zoega, geistvoll und selbstständig wie wenige und geboren mit begeistertem Sinn für grosse Natur, war wenigstens gegen das Ende der achtziger Jahre mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, die er mit Heyne brieflich bespricht; ja in seinem Nachlasse befindet sich vom Jahre 1788 ein Aufsatz über Homer, im Ganzen, wie Welcker uns versichert, mit den Wolfischen Ansichten übereinstimmend. — Auch in Herder, dem Freunde und Sammler des Volksgesangs, erwachte es, da Wolf hervortrat, wie ein alter Traum. Dass er ihm wirklich erschienen war, darf niemand bezweifeln: die Ansprüche, die er zu spät und nun wahrlich zu oberflächlich erhob, verdienten die Zurechtweisung, die er erfuhr. Denn der Ruhm der Erfindung gebührte keinem als Wolf allein, der für alle mit ruhigem Bewusstsein gedacht und gearbeitet hatte. Allein der Anstoss lag in der Zeit und so die Empfänglichkeit und die schnelle Verbreitung, die Einwirkung nicht gerechnet, die aus Wolf's persönlicher Lehre unzählige Schüler mit sich nahmen. Fehlschlüsse hatten sich eingeschlichen, da ihm selbst damals noch nicht mit vollkommener Klarheit vor der Seele stand, was er folgerecht zu behaupten hatte. Durfte die Vorstellung keine andere sein, als: Gesänge von kleinem Umfange aus dem Trojanischen Fabelkreise anfangs ohne gegenseitige Beziehung gesungen, erst spät zu einem planmässigen Ganzen mit nothwendiger Ausscheidung und Andichtung vereinigt; so hatte Wolf (wie er doch in den Prolegomenen that) auf etwaige Spuren anderweitigen Ursprungs der sechs letzten Bücher der Ilias kein bedeutendes Gewicht zu legen. Konnte ohne die Schreibekunst ein Gedicht von achtzehn Rhapsodien entstehen, so waren sechs Gesänge mehr gewiss eben so möglich. Trug aber der angekündigte Plan des Gedichts wirklich nicht über die achtzehn Gesänge hinaus, so waren die letzten Bücher Interpolation und konnten für die Entstehung aus einzelnen kleinern Gesängen nicht das Geringste beweisen. — Bei der Anordnung des Solon, die Homerischen Gedichte im Zusammenhange vorzutragen, blieb es verborgen, dass diese Anordnung die Homerischen Gedichte als ein zusammenhängendes Ganze vor-

aussetzte. Man sehe Hrn. Kreuser S. 215. — Eine vorzügliche Stütze hatte Wolf in den Diaskeuasten der Venetianischen Scholien gefunden, in denen er die Anordner des Pisistratus wieder zu finden meinte. Wie spät erst bemerkte man den Mifsgriff: die Diaskeuasten in der grammatischen Kunstsprache der Alexandriner nichts anders als Interpolatoren bedeutet. — Die cyklischen Gedichte, kunstvoller Anlage entbehrend, sollten beweisen, wie spät die Griechen (erst mit dem Drama) ein gröfseres planvolles Gedicht bilden gelernt. Dagegen machte man endlich geltend, dafs die Blüthe des Epos zur Zeit der Cyklikker eben schon vorüber gewesen: dafs es sich damals und nie mehr zur Homerischen Energie zu erheben im Stande war. — Man legte zu hohen Werth auf *das* Argument, dafs jene alten Sänger, zu kurzer Ergötzung bei Schmäusen und Festlichkeiten herbeigerufen, der äufsern Gelegenheit ermangelt zu so umfangreichen Gedichten. Sonst würde man anders geschlossen haben, dafs der Genius im Zeitalter des epischen Gesanges aus einzelnen Gesängen sich zum vollkommen organisirten Ganzen durch innern Drang emporschwingen mufste, und dafs man fürwahr nach andern Erscheinungen nicht berechtigt sei den Griechen die höchste Ausbildung des epischen Gesanges in stetiger Folge zu versagen. Man würde es mehr erkannt haben, dafs zwar poetische Elemente in jener Zeit im Leben und in der Sprache reichlich, ja überschwänglich vorhanden waren, dafs aber diese Planmäfsigkeit eines grofsen Gedichts, diese religiöse und moralische Gröfse, die selbst unter den Griechen nur Sophokles noch erreicht, diese wohlthätige Beruhigung, in welche durchweg alle Disharmonien unfreundlicher Erscheinungen sich auflösen, nie einer Masse, nur einzelnen, den begabtesten und edelsten unseres Geschlechtes, gegönnt gewesen. — Ueber die innern Widersprüche haben wir immer geglaubt, dafs Wolf nicht aus Nachlässigkeit dieser Beschäftigung abhold blieb, sondern weil sie ihn nicht befriedigen konnte. Denn was Andere beibrachten, zeugte theils überhaupt von einem engherzigen Verkennen dichterischer Freiheit: ja wenn in gröfsern *geschriebenen* Gedichten Freiheiten oder Nachlässigkeiten der Art unbezweifelt sind, mufste man sie bei den Grundsätzen, von denen man ausging, mufste man sie bei dem singenden Dichter nicht viel natürlicher finden? — theils konnten auch jene Widersprüche nur einzelne kleinere oder gröfsere Zusätze und Verfälschungen beweisen, die niemand bezweifelt.

Je mehr und je länger die Homerischen Gedichte von Unparteiischen eben mit dem Gedanken an Wolfs Vorstellung gelesen wurden, desto wiederholter drängte sich, ihr widerstrebend, die wundervolle Verschlingung des Ganzen auf: es drängte sich auf, dafs diejenigen Theile selbst, die etwa Verdacht erregen konnten, doch für die Stelle gedichtet waren, an welcher sie stehen, kurz was nach Wolf's Vorstellung das letzte sein mufste, die planmäfsige Anlage, dafs so grade in diesen Gedichten das erste gewesen. So hatten viele in sich erlebt, was Goethe in seinem letzten Glaubensbekenntnifs über den Punkt aussprach:

Scharfsinnig habt ihr wie ihr seid
Von aller Verkehrung uns befreit,
Und wir bekennen uns überfrei,
Dafs Ilias nur ein Flickwerk sei.
Mög unser Abfall niemand kränken:
Denn Jugend weifs uns zu entzünden,
Dafs wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Dies, glauben wir, ist jetzt das vorherrschende Gefühl: die gelehrten Beweise, angemessen dem heutigen Zustande unserer Wissenschaft, haben begonnen: aber man fühlt dabei, wie mit Mühe nur und allmälig alles zu erledigen sei, was Wolf in den Kreis dieser Untersuchungen mit magischen Ketten an einander gefügt.

Diejenigen, welche gleich anfangs gegen Wolf hervortraten, richteten ihren Angriff gegen den Punkt, der am wenigsten zu erobern war. Die alten Fabeln von der Schreibekunst wollte man erweisen: uralte Phönizier, der Glaube der spätern Griechen, Homerische Stellen und der Brief des Bellerophon, dies alles wurde wieder hervorgesucht. Diese Bestrebungen hatten mit unglücklichen Anzeichen begonnen, da St. Croix den Verf. der Prolegomena von Hörensagen widerlegte, ehe das Buch in seine Hände gekommen war! Dies war die Partei, die keinen Sinn hatte für den nicht zu berechnenden Fortschritt, welcher durch Wolf's Untersuchungen für die Kritik geschehen war, und die aus dem unsterblichen Werke gar nichts zu lernen gewufst. Denn so viel ist ausgemacht: seit Wolf giebt es nur einen möglichen Beweis für Homerische Schreibekunst: das Dasein der Homerischen Gedichte selbst. Hier aber ist der Punkt, wo die Meinungen vielleicht noch lange

aus einander gehen werden. „Alles überzeugt uns, so etwa werden die einen sprechen, dafs die Homerischen Gedichte ursprünglich ein Ganzes sind: ein solches Ganzes zu schaffen ohne die Schreibekunst, vermag kein menschliches Genie: und fürchtet nicht, noch verspottet uns, dafs wir die alte Studierlampe, an welcher der angeräucherte Dichter bei nächtlicher Arbeit erfindete, wieder hervorholen: auch wir haben von Wolf gelernt: aber doch im Schatten des Hains, an der rauschenden Quelle, dort hat der sinnende Dichter seine Tafel auf die Knie gelegt und die Eingebungen seiner Muse verzeichnet." Die andern werden das historische Gewicht der Gründe, womit eine so alte Verbreitung der Schreibekunst geläugnet worden (wenn gleich Wolf sie etwas zu spät gesetzt), in ihrem ganzen Umfange behaupten: sie werden auf die natürliche Kraft jenes Zeitalters im Erfinden und Behalten, wie Wolf es so herrlich geschildert hat, zurückkommen: sie werden auch die offenbaren Interpolationen, zu bedeutend vielleicht, wenn alles auf ursprüngliche Handschrift zurückgeführt wird, nicht ohne Gewicht erachten: sie werden in jener Zeit in einem begabten Genie Durchdenken und Ausführung eines kunstreichen Plans auch ohne Schreibekunst für möglich, sie werden *dieses* durch das Vorhandensein der Homerischen Gedichte für erwiesen halten. Für die Fortpflanzung halten sie besonders fest (was Schlegel und Nitzsch gezeigt, da Wolf es übersehen), dafs schon Homer nicht nur selbstdichtende Aöden, sondern auch solche kennt, die fremdes Lied vortragen.

Diese beiden Parteien werden doch immer mit einander verkehren und von einander lernen können: aber eine Kluft ist befestigt zwischen jenen oben geschilderten, die uns Bellerophons Brief entgegenhalten: denn von ihnen gilt, was der Verf. der uns vorliegenden Schrift ohne Scheu von sich selber sagt (S. 211): „Wir stehen also wieder auf dem Standpunkte, wo die Zeit vor Wolf stand." Fürwahr ein Triumph gröfser denn Cäsar's! Sie sind *nicht* gekommen und haben *nicht* gesehn und siegen!

Nachdem Hr. Kreuser in einer frühern Schrift (Vorlesungen über Homer) gegen Wolf durch den Beweis für die alte Schreibekunst gestritten, soll es jetzt durch einen Angriff auf die Rhapsoden geschehen. Wenn nun aber der Hr. Verf. im ersten Abschnitt damit anfängt, aus Plato zu beweisen, dafs die Rhapsoden keine Dichter gewesen und im zweiten Abschnitt dasselbe aus ihrem Namen beweist, so unterscheidet er nicht die spätern Rhapsoden von den alten Aöden: er bemerkt nicht, wie genau Wolf grade beide der Sache und dem Namen nach aus einander gehalten: denn auch der Name wird gehandhabt, als wollte Wolf Homer und gleichzeitige Sänger Rhapsoden genannt wissen. Das war die Frage, ob Wolf mit Recht die neuen Rhapsoden aus den alten Aöden entstehen liefs, ob nicht Rhapsoden eine Art Deklamatoren, anfangs vielleicht Sänger, gewesen, die einen ganz verschiedenen spätern Ursprung gehabt und weder ihre leibliche noch geistige Abkunft auf das Homerische Sängerthum zurückführen. Hätte nun aber Wolf wirklich an dieser Stelle in der Geschichte der Rhapsoden gefehlt, was bewiese es gegen seine Meinung vom Ursprunge und der ersten Fortpflanzung der Gedichte? Gegen ihn mufste Hr. Kreuser die Unmöglichkeit des alten Sängerthums, dessen Wirklichkeit aber durch so viele Stellen schon im Homer selbst erwiesen ist, darthun. Spät (S. 111) unternimmt unser Verf. so etwas. Hr. Kr., der Verfechter Homerischer Schreibekunst, giebt zu, dafs Homer gesungen: aber Sängerschulen (die Verwechslung mit Rhapsoden geht übrigens fort) seien ein Unding. Denn Poesie lasse sich nicht erlernen. Aber doch Gedichte und musikalischer Vortrag. Wir glauben, dafs der Begriff der Sängerschule noch nicht gehörig erörtert ist: allein Hr. Kr. durfte doch weder Wolf noch andern Gelehrten unschickliche Vorstellungen unterschieben, welche sie nicht verschuldet haben: an die Schulen des Meistergesanges (und daran scheint der Verf. bei dem Namen Sängerschule festzuhangen) hat bei den altgriechischen Sängerschulen wohl niemand gedacht.

Dafs der Vf. gegen Schatten ankämpft, wird charakteristisch für sein Buch und bestimmt wesentlich seinen Eindruck. Hier und wieder und wieder strebt der Vf. gegen Ansichten, die ihm sinnlos erscheinen und es wahrhaftig sind: nur dafs sie, jetzt wenigstens, niemand hat. So wird den Neuern überhaupt und dem Referenten insbesondere die Meinung geliehen (S. 302), der Aristarchische Text der Homerischen Gedichte sei der Homerische Urtext! Auf solchem Wahn und selbstgeschaffenen Vorstellungen, die als verbreitet gedacht werden, beruht noch zweierlei, was gleichfalls für dieses Buch bezeichnend ist. Natürlich kann sich der Hr. Vf. gar nicht genug verwundern, wie wunderlich die Gelehrten sind. Dies giebt ihm erstens Gelegenheit, einem gewis-

zen Hange, sich selbst in galanter Philologie zu bewegen, mit Selbstbehagen genug zu thun: sodann begründet es seine ziemlich durchgehende Polemik: diese besteht aber wesentlich nur in jener Verwunderung und bleibt deshalb (wenn gleich härtere Ausdrücke, z. B., „wir sind nicht recht bei Trost" und andere gebraucht werden) dennoch gelinde: aber gelinde Schläge, auf einen ledigen Ambos geführt? —

Hätte Hr. Kr. über jetzt verbreitete Ansichten nicht eine falsche Vorstellung, gleich sein erster Abschnitt, von ihm überschrieben „Darstellung der Rhapsoden nach den Alten", richtiger „die Rhapsoden der Sokratischen Zeit," hätte eine andere Gestalt erhalten. Nach Wolf's Andeutungen und spätern Beiträgen, besonders von Nitzsch, ist wohl das Bild ziemlich allgemein von jenen Deklamatoren, welche die Homerischen Gedichte auswendig wußten, um mit ihnen und von dem Vortrage derselben ein Gewerbe zu machen; theils bei gewissen Festen, wo sie dann, wettstreitend, geschmückt mit goldenem Kranze und buntem Kleide, von einer erhöhten Bühne herab deklamirten. Ihre Belohnung war wenigstens in Athen Geld. Aber man bediente sich ihrer auch zum Privatunterricht, da nach der verbreiteten Ansicht, zum braven Manne bilde nichts so sehr als die Kenntniß Homers, manche Väter ihren Söhnen eine ausgebreitetere Kenntniß desselben beibringen ließen, als die Schule gab. Da am Festtage κουρεῶτις die Athenäischen Knaben im Vortrage von Dichterstellen wetteiferten (*Plat. Tim.* 21.), so dürfte man vermuthen, daß auch dieses die Väter, um mit ihren Söhnen Ehre einzulegen, zu einer Nachhülfe durch Rhapsoden veranlaßte: den Rhapsoden gab es vielleicht mit Veranlassung, da hier nicht bloß Homerische Stellen zum Vortrage kamen, ihrem Gedächtnisse auch andere Dichter einzuverleiben. Die Rhapsoden suchten sich vorzugsweise in den Besitz aller Schriften Homers zu setzen: sie werden sich dabei nicht auf Ilias und Odyssee beschränkt haben, sondern sammelten gern was sonst für Homerisch galt, ohne Gefahr wird man sagen können, und ihnen dafür auszugeben beliebte, ja Seltenheiten, die wenig gebraucht waren und gekannt: ἀπόθετα. Dergleichen absonderliches aufweisen zu können, war wohl ein Ehrenpunkt bei ihnen, eben so als über Homers Schicksale und Ruhm im Besitze eigenthümlicher Nachrichten zu sein (*Isocr. Hel. p.* 245 *Bekk.*). Nun machten sie aber auch Ansprüche, über die Homerischen Gedichte allerlei schönes und treffendes sagen, oder sie erklären zu können: das heißt, sie hielten über die Trefflichkeiten Lobreden und gaben moralische Aufklärungen über seine Personen. Daß alles dies ziemlich schmacklos war, läßt der ganze Standpunkt Homerischer Interpretation nicht bezweifeln: und ihnen, die nur um des Gewerbes willen an Homer gerathen waren und wohl großentheils diese Ergießungen eben so von ihren Lehrern überkamen als die Verse, mußte selbst allen abgehen, wodurch Philosophen und Sophisten ähnliche Diatriben eigenthümlich oder glänzend zu schmücken oder aufzustutzen verstanden. So galten sie bei allen Gebildetern für einfältige Leute: was, könnte es aus Plato wegen der Ironie zweifelhaft sein, doch durch andere Stellen bezeugt ist. — Die Art des Unterrichts kann man sich nur so vorstellen, daß, wer Rhapsode werden wollte, wie es in ähnlichen Fällen im Alterthume geschah, auf einige Zeit zu einem Rhapsoden in die Lehre ging. — Unter Ὁμηρίδαι versteht man damals in Athen alle, die besondern Eifer und Theilnahme für Homer beweisen, was Modesache geworden war; wobei aber vorzugsweise natürlich immer mit an die Rhapsoden zu denken ist. —

Dies etwa ergiebt sich ohne Mühe aus den vorhandenen Vorarbeiten. Anstatt nun diese Vorarbeiten auf ähnliche Art zu benutzen und was zur Anschaulichkeit noch nicht sich gestalten will zu ergänzen, machen (wozu eine genaue und wohl überlegte Darstellung vom Gebrauche der Wörter ᾄδειν und ῥαψῳδεῖν gehörte) über Art und Weise ihres Vortrags in Stimme und Geberde, statt dessen wird vom Verf. Plato's Jo auf vierzig Seiten Satz für Satz uns vorgeführt und ausgelegt, immer in der Meinung, die Blindheit sei allgemein; niemand noch merke den Sokratischen Spott: Sokrates werde im bittern Ernst für einen Herold ihrer Tugenden angesehn. Unter den Erläuterungen finden wir auch folgende. Wenn Jon sagt „ich habe den ersten Preis gewonnen", so bemerkt Hr. Kr.: „Hieraus also lernen wir, daß man einen ersten und also auch wohl andere Preise erhalten konnte." Die übrigen Anmerkungen sind weder so kurz noch so anschaulich. Wir müssen uns sehr beklagen, wie wenig der Hr. Vf. zusammenzuhalten, Störendes abzuhalten und mit Bestimmtheit wenigstens zu sprechen verstehe.

(Der Beschluß folgt.)

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten. Von J. Kreuser.

(Schluſs.)

Der zweite Abschnitt, S. 46 bis 79, soll das Wesen oder Unwesen der Rhapsoden aus ihrem Namen erweisen. Wir miſsbilligen es durchaus und sehen es meistentheils für einen Schrift der Verzweiflung an, die Schilderung der Sache aus der Etymologie des Wortes herzunehmen. Wir möchten denjenigen sehen, der was eine Tragödie sei bloſs aus dem Namen heraus vermuthet, ohne, wie man im gemeinen Leben sagt, einen Bock zu machen. Hr. Kr. erklärt ῥαψῳδός durch Flicksänger. Schon Wolf hat auch dieses zurückgewiesen; mit Recht. Denn niemals bedeutet ῥάπτειν flicken. Vielmehr wo das Wort noch einen Nebenbegriff annimmt, scheint es ein künstliches Zusammenfügen zu bedeuten. Darauf weisen nicht nur die bekannten Ausdrücke μηχανὴν ῥάπτειν und ähnliche, sondern auch Sophokles, glauben wir, wenn er die Sphinx ῥαψῳδός nannte, wollte auf das Künstliche eines Räthsels deuten. Demnach möchte der Name ῥαψῳδός kein Spottname sein, wie Hr. Kr. glaubt. Seine Ansicht aber über die Veranlassung des Namens können wir mit Bestimmtheit nicht angeben: denn zwei verschiedene Ansichten gehen durch einander: die eine, weil das Proömium mit dem darauf folgenden Gesange als ein Zusammenflicken erschien; die andere, weil das Proömium selbst, welches ein Herkommen den Rhapsoden (!) zumuthete, bei den geistlosen Leuten nichts anders als ein Flickwerk werden konnte. Als Beweis und Beispiel für das letztere versteht sich der Hr. Verf. zu dem Opfer, selbst ein solches einleitendes Flicklied, von hundert und fünf Versen, erst Griechisch, dann in deutscher Uebersetzung, zu verfertigen und vorzutragen. Wir wünschten nicht das Opfer eines litterarischen Scherzes zu werden und erklären daher dem Hrn. Verf., daſs wir seine Ironie wohl gemerkt, wie er sein griechisches Lied so abdrucken lassen, als sei es etwa durch eine fehlerhafte Handschrift gegangen. Z. B.

δεῦτέ τε σφῶ σωτῆρ' ἥρωε, τυραννοφονῆε.

Beim dritten Abschnitte (S. 79 bis 102), welcher vom Ursprunge der Rhapsoden handeln soll, haben wir's uns nicht verdrieſsen lassen, den Kreuz- Quer- und Abwegen, welche das Lesen dieser Schrift beinahe unmöglich machen, nachzugehen, um nur die Meinung des Hrn. Verfs. über diesen wichtigsten Punkt vorlegen zu können. Wir haben uns bemüht, unter wunderbaren Behauptungen, z. B. Aeschylus habe seinen Chor selbst gemiethet und bezahlt, der Schauspieler sei in Griechenland mit Unehre behaftet gewesen, unsern Endzweck festzuhalten; wir haben gestrebt, unter Ausdrücken, die unsern Ernst bedrohten, als „gelehrte Plünderweise," „mimische d. i. Aeftänze," „die Kunst ist noch nicht Kunst, sondern Volksfest," unsere Sammlung zu behaupten, und über Erklärungen, welche das etwa noch Verständliche verdunkelten, hinwegzugehen, z. B. „Thespis führte die Monoden in seinen Chor ein, d. h. miethete, wie Lukianos sagt, Lumpengesindel für sieben Drachmen;" wir haben uns aufrichtig gepeinigt, während wir von Thespis zu Aeschylus, von Aeschylus zu Thespis, von Thespis zu Hroswitha in Gandersheim, und wieder zu Thespis, von dort zum Kölner Fasching geschleudert wurden, in der betäubenden Luftschiffahrt unsere Besinnung nicht zu verlieren: und haben vieler Männer Städte gesehn, aber ihren Sinn haben wir nicht erkannt. Der Hr. Verf. glaubt „den Rhapsoden oder Arnoden mit dem Schauspieler in derselben Wurzel betroffen zu haben" (S. 87). „Die Schauspieler des Thespis waren Erzähler, die mit einer anmuthigen oder rührenden Geschichte die Lieder des Chores unterbrachen. Und erzählte der Monode ein Mährchen aus Homeros als dem reichsten, geehrtesten und dickleibigsten Dichter, so haben wir ja den Rhapsoden in seiner ganzen

Gestalt wie er leibt und lebt." Will der Hr. Vf. wirklich das sagen, Thespis, wenn er den Stoff seiner Erzählung aus einem andern Fabelkreise entlehnte, hiefs oder war — etwa Schauspieler, wenn aber aus dem Homerischen Fabelkreise, Rhapsode? Gewifs wir nehmen Anstand, diese nichtssagende Ansicht, die weder Eingang noch Ausgang hat, dem Hrn. Verf. beizulegen; doch scheint es die seinige zu sein: wenigstens heifst es S. 99 von diesen Rhapsoden: sie singen *keine* Dichterlieder." Aber wie fassen wir gleich wieder den Gegensatz: „auch singen sie *keine* Dichterlieder, sondern bringen dem Dionysos Ehre"? Die Stelle des Klearchus, worauf dieses zielt (*Athen.* 275. *c.*), besagt: es sei einst an den Dionysien Sitte gewesen, dafs einzelne (aus der anwesenden Menge) vortretend dem Dionysos zu Ehren rhapsodirten. Leider setzte der dieses schrieb den Begriff des Rhapsodirens voraus: demohngeachtet wird einmal eine geschickte Hand an rechter Stelle (schon mit Berücksichtigung, dafs es in einem Buche περὶ γρίφων stand) daraus manches zu entlocken verstehen.

Wir glauben genug gethan zu haben um die Erwartung des Lesers von unserm Buche zu bestimmen. In dem Folgenden haben wir eins und das andere Richtige gefunden, was aber schon bekannt und anderswo bündiger und unverfälschter gesagt worden ist. Den Gedanken über das Gesetz des Solon, welcher uns wahr und wichtig scheint und vom Hrn. Verf. zuerst ausgesprochen, haben wir ihm oben als sein Eigenthum zugestellt. Wäre es uns übrigens gelungen, aus der Menge des Schwimmenden und Zerfallenden etwas sicheres und abgegrenztes für die Sache selbst festzuhalten, so würden wir anderes, was auch nicht zum Erfreulichen gehört, gern verwunden haben, z. B. den unächten Humor und den Geschmack des Hrn. Vfs., der wenigstens nicht der unsrige ist. Mögen Andere zusehen, wie ihnen sein Purismus zusage. S. 112 heifst es: „die Dichtkunst hat ihr Fufswerk." Man wird vielleicht auf den Kothurn rathen: es ist aber das Metrum gemeint. — Samkampf? — παγκράτιον. Das Epos heifst Sagedichtung, die Lyrik Leierdichtung, und so wird denn wohl Pindar ein Leiermann sein. Nur ein Schritt bleibt dem Vf. noch übrig; und wir erwarteten schon jetzt einmal auf einen Breitinger und Gottsched als verdeutschten Plato und Theokrit zu treffen.

Das ganze Unternehmen des Vfs. möchte kaum an der Zeit gewesen sein. Das Problem über die Rhapsoden gehört zu denjenigen, deren Lösung man vielmehr abwarten als erzwingen sollte. Wenn sich je mehr und mehr jenes Dunkel enthüllen wird, aus welchem uns kaum verstandene Namen wie Hesiodus und Lesches und Terpander herübertönen, dann werden auch die Rhapsoden, mittheilend wie sie sind, nicht spröde thun, wer und woher sie seien, uns zu erzählen. Wer aber in gewaltsamer Hast etwa den Schatten ihres Namens aufgreift, wird vergeblich diesem das Geheimnifs zu entreifsen versuchen, das er trotz Foltern und Martern niemals verrathen wird.

Lehrs.

LXXXI.

Scriptores rerum mythicarum latini tres Romae nuper reperti. Ad fidem codicum mss. Guelferbytanorum, Gottingensis, Gothani et Parisiensis integriores edidit et scholiis illustravit Dr. Geo. Henr. Bode ord. philos. Gotting. assessor etc. Vol. I. Mythographos continens. Vol. II. Commentarios continens. Praemissa est Junioris Philosophi Descriptio totius orbis. Cellis* 1834. 8 *maj.

Diese drei Schriftsteller gab zuerst Angelo Mai im dritten Bande der *Classici Auctores e Vaticanis codicibus editi* 1831 heraus. Der erste derselben existirt nur in Einer Vaticanischen Handschrift; der zweite in zweien. Mai edirte letzteren jedoch nur nach der älteren von beiden Handschriften, und benutzte die jüngere, wie es scheint, zu nichts als um zwei Lücken der älteren auszufüllen. Von dem dritten Mythographen kannte Mai vier Handschriften, scheint aber nur die älteste vollständig benutzt zu haben. Aus einer andern fügte er jedoch das 15te Capitel hinzu, welches in den andern Handschriften fehlt. Auf Angabe der Varianten hat Mai sich nicht eingelassen, und überhaupt für die Constituirung des Textes nur wenig gethan. Jedoch ist die Vorrede, worin er über die Handschriften berichtet und eine Untersuchung über die Namen und das Zeitalter der Schriftsteller anstellt, nicht ohne Verdienst.

Hr. Bode, der deutsche Herausgeber, giebt den Text des ersten und zweiten Mythographen zwar grofsentheils nach Mai, aber zugleich mit vielen Aenderungen im Text selbst und vielen Verbesserungsvorschlägen in den

Notis criticis. Seine kritischen Hülfsmittel hat er durch die Vergleichung von vier Codices in Wolfenbüttel, nämlich von zwei Codices des Servius und zwei des Fulgentius vermehrt. Denn die Uebereinstimmung der beiden Mythographen ist besonders mit dem Servius ungemein grofs und an vielen Stellen fast wörtlich. — Von dem dritten Mythographen hat Hr. B. noch drei Codices benutzt, und den besten davon, den Göttingischen, bis zum 10ten Capitel (soweit reicht er nämlich nur) zur Grundlage seiner Ausgabe genommen. Vom zehnten Capitel ab folgt er hauptsächlich der Vaticanischen Handschrift. Aufserdem zog er auch noch die schon erwähnten Handschriften des Servius und Fulgentius zu Rathe. Sämmtliche Varianten sind in den *Notis criticis* gegeben, welche den Hauptinhalt des zweiten Bandes ausmachen. Was Hr. B. mit diesen Hülfsmitteln geleistet, und was er für die Sach-Erklärung gethan hat, darüber wird Rec. unten sein Urtheil abgeben. Zunächst scheint es zweckmäfsig von den Schriftstellern selbst etwas ausführlicher zu sprechen, da Rec. voraussetzen zu können glaubt, dafs sie den meisten der Leser noch unbekannt sind. Daher bemerken wir hier nur noch, dafs auch Hr. B. in seiner Vorrede die Frage über die Namen und das Zeitalter der drei Schriftsteller erörtert hat; und diese Frage mufs auch uns zunächst interessiren.

Die Namen der Mythographen lassen sich mit weniger Gewifsheit als ihr Zeitalter angeben. Zwar wird der Verf. der ersten Schrift am Ende des zweiten Buchs C. Hyginus genannt: *Explicit liber secundus C. Hygini Fabularum.* Aber dieses ist wahrscheinlich nur ein Einfall des Schreibers des Vaticanischen Codex, da Hyginus unter den Antiquaren und Mythologen der späteren Zeit ein gefeierter Name war. Soviel ist gewifs, dafs der erste Mythograph mit keinem Hygin, deren Andenken sich erhalten hat, identisch ist. Denn da er den Orosius citirt und den Lactantius Placidus und den Fulgentius benutzt hat, so kann er nicht vor dem sechsten Jahrhundert n. Chr. Geb. gelebt haben. Der Umstand allein befremdet, dafs er noch ein Heide gewesen zu sein scheint. — Zum Verf. der zweiten Schrift macht Mai den Lactantius Placidus, ohne hinreichenden Grund, wie Hr. Bode zeigt. Nur so viel steht fest, dafs der Vf. ein Christ und wahrscheinlich ein Zeitgenosse des ersten Mythographen gewesen ist. — Den dritten Mythographen setzen beide Herausgeber in's neunte oder zehnte Jahrhundert. Mai sucht zu beweisen, dafs ein gewisser Leontius der Verf. des dritten *mythologi* sei, wogegen Hr. Bode uns mit Unrecht anzukämpfen scheint. Denn es geht aus Mai's Worten nicht hervor, dafs er *den* Leontius meine, dessen Sidonius Apollinaris und Fortunatus gedenken. Aber ausgemacht ist die Autorschaft des Leontius freilich nicht. Im Pariser Codex ist von neuerer Hand Valerius Soranus als Verf. genannt, eine Angabe, die aus vielen Gründen keinen Werth hat, falls nicht etwa ein viel jüngerer Soranus als der bekannte, welcher unter Trajan und Hadrian lebte, gemeint ist.

Wir gehen jetzt zur Beschreibung der Werke selbst über. Der *erste Mythograph* hat seine Schrift in drei Bücher eingetheilt, und jedes derselben zerfällt in eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleiner Capitel, welche mit Ueberschriften versehen sind. Unter diesen Capiteln ist nur selten ein Zusammenhang bemerkbar: bei weitem die meisten scheinen so zufällig hinter einander gerathen zu sein, dafs sie eben so gut in umgekehrter Folge stehen könnten. Um sich hiervon zu überzeugen braucht man nur die Ueberschriften zu lesen. Wir theilen einige zur Probe mit, aus denen der Leser zugleich ersehen wird, dafs unser Autor sich zuweilen aus dem mythischen Zeitalter weit in das historische hinein verirrt. Die Ueberschriften der ersten Capitel sind folgende: 1) *Prometheus*, 2) *Neptunus et Minerva*, 3) *Scylla*, 4) *Tereus et Procne*, 5) *Cyclops et Acis*, 6) *Silvanus et Cyparissus*, 7) *Ceres et Proserpina.* Dann weiter unten: 27) *Phineus*, 28) *Leander et Hero*, 29) *Cleobis et Bito*, 30) *Amulius et Numitor*, 31) *Lyncus*, 32) *Oenopion.* Ferner: 73) *Perseus*, 74) *Tarquinius et Lucretia*, 75) *Hymenaeus*, 76) *Orpheus et Eurydice.* Das erste Buch schliefst mit: 101) *Chelone et Mercurius;* und das zweite beginnt mit: 102) *Saturnus et filii.* Es schliefst mit: 203) *Rhesus;* und das dritte beginnt 204) mit einer *Genealogia deorum et herorum.* In ihm verirrt sich der Mythograph ganz in die römische Geschichte: 219) *Regulus consul Romanorum*, 220) *Victoria Torquati et parricidium*, 221) *Camilli victoria*, 222) *Septem civilia bella Romanorum* u. s. w. — Der Inhalt des Werkes ist gröfstentheils und zwar gewöhnlich wörtlich aus dem Servius und dem Lactantius Placidus entlehnt. Seltener schöpft der Mythograph aus dem Fulgentius, und nur hier und da aus noch andern, sehr späten Schriftstellern, ohne jedoch seine Quellen nahmhaft

zu machen. Die Belege für diese Behauptung liegen in den *Notis criticis* des Hrn. B. vor Augen. Ist ein solches Verfahren schon schlimm, so ist es doch noch viel schlimmer, dafs wo der Autor sich eine eigene Bemerkung erlaubt, oder überhaupt einmal selbstständig zu sein versucht, er sogleich Beweise auffallender Unwissenheit und Verwirrung giebt. Auch hiervon setzen wir einige Proben her.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXII.

Geistliche Blüthen aus Heinrich Suso. Bonn bei Ad. Marcus. 1834. *XVI.* 120.

Die wichtige und vermittelnde Stellung des Mysticismus im Mittelalter hat die protestantische Geschichtschreibung sehr bald auf ihn hingelenkt und bewirkt, dafs er fast allein auf dem reichen Gebiet der Theologie jener Periode genauer in Betracht gezogen wurde; aber immer hatten Nebenzwecke seine historische Auffassung und die Verständigung über ihn erschwert oder unmöglich gemacht. Zuerst als Zeuge der Wahrheit angesehen, sodann völlig verkannt, wird er in den letzten Darstellungen, wie von Schmid und Liebner, unter vorherrschender Beziehung auf neuere Erscheinungen betrachtet. Nur als Prophetie auf die Reformation angesehen, wurde er in voreiliger Ungeduld aus seinem Boden enthoben und übersah man, wie er die eigne, innere, versöhnende That der Kirche des Mittelalters war das Convolut von Gegensätzen in ihr, von Glauben und Wissen, von äufserer kirchlicher Autorität und dem dumpfen innerlichen Treiben des heretischen Gefühls, von einer starren Objektivität und der Opposition einer in sich unklaren Subjektivität zur Ordnung, Befriedigung und Beruhigung zu führen. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts theilte er das Geschick der Verkennung mit allem Tüchtigen, was in der Entwicklung der Kirche, besonders der mittlern Zeit sich geltend gemacht hatte und in jenen neuern Arbeiten wird er nur zur praktischen Warnungstafel, wie der „schöne Glaube" an die Unmöglichkeit des Wissens nicht überschritten werden dürfe.

Die anzuzeigende Schrift, deren Verf. laut der Vorrede, nach einem dreijährigen Studium Suso's die dargebotene Blüthenlese gesammelt hat, beabsichtigt auf den Widerschein der Wahrheit in der Mystik aufmerksam zu machen. Die Sammlung und Zusammenordnung zeugt von einem anhaltenden und hingebenden Genusse der Schriften Suso's und von einem glücklichen Takt in der Auffassung der Art und Weise, wie die Mystik Suso's das Geschäft ihrer Erhebung zu Gott vollbringt. Während in den ersten Sätzen mehr die Bearbeitung des Subjekts in seiner Abkehr von den einzelnen Dingen und seine Sammlung in sich selbst geschildert wird, tritt im Fortgange, da das Subjekt immer tiefer vom Gefühl seiner Endlichkeit durchzittert wird, auch das Bewufstsein hervor, im Leiden zur ruhigen Sichselbergleichheit in Gott zu gelangen, bis es sich auf der höchsten Stufe zum Genufs des gegenwärtigen Gottes im Bild des Abendmahls und durch diefs Bild hindurch zur Sehnsucht der unmittelbaren Anschauung erhebt.

Hätte der Hr. Vf. nur diese Zusammenstellung gegeben, es wäre es eine harmlose Gabe, die vielen willkommen sein und viele gewinnen würde. Diese unbefangene Harmlosigkeit aber hat er selbst mit der Vorrede aufgegeben, ohne sie durch ein positives Resultat zu ersetzen. Das Vorwort beschäftigt sich nämlich damit, die gewöhnlichen Vorwürfe gegen die Mystik abzuweisen, aber leider hat der Verf. nur das unbedeutende Buch von Matthäi über den Mysticismus berücksichtigt. Auf der Folie der sich aufspreizenden Oberflächlichkeit erhält seine Polemik dagegen selbst etwas Preziöses und in seinem Bewufstsein der Ueberlegenheit über jene flache Auffassung fällt die von ihm vertheidigte Mystik gleichfalls in den Schein, sich als etwas unendlich Hohes aufzuspreizen und geltend zu machen. Was am Ende der Vorrede nur in einer Anmerkung angefügt wird, dafs mit dieser Sammlung nicht ein Beispiel gegeben werden solle, wie die Mystik des 14ten Jahrhunderts in unser 19tes als ein unverbesserliches Gut eingeführt werden solle, diefs Verhältnifs der Mystik des Mittelalters zu der Wissenschaft der Gegenwart, auch in der That begriffen und dargestellt, hätte allein das Resultat einer einleitenden Untersuchung sein sollen.

Der Verf. hat daher gezeigt, dafs auch mit der blofsen Apologie des in der Mystik verborgenen Gehalts ihr wahres Wesen noch nicht gefafst ist. Da vielmehr für die Gegenwart so sehr alle Bedeutung der Mystik vorüber ist, dafs solche Wiederholungen, wie sie von allen Stufen des Bewufstseins wieder vorkommen, nicht einmal bedeutend repräsentirt sind, so kann zunächst nur die Erkenntnifs seiner geschichtlichen Nothwendigkeit den Mysticismus kennen lehren. Die Beziehung auf die Gegenwart aber, die der reflektirenden Berichterstattung und Beurtheilung zu Grunde liegt, ist erst darin gerechtfertigt, dafs dasjenige, was der Mysticismus suchte, aber nicht fand, weil er sich als die allein adäquate Form der Erkenntnifs behauptete, in der Wissenschaft erreicht ist. Denn die Ruhe, die der Mysticismus zwischen den Gegensätzen des formellen Wissens und der äufsern Geltung des kirchlichen Glaubens, im Genufs seines unmittelbaren Gefühls suchte, ist das gegenwärtige Resultat einer langwierigen Entwicklung geworden. So aber ist erst die Beziehung auf die Gegenwart die wahre, die die Betrachtung des Mysticismus auf den Boden der immer gegenwärtigen Idee basirt und auch in ihm einen Ruhepunkt der Idee in ihrer geschichtlichen Entwicklung erkennt. Allein die phänomenologische Betrachtung vermag es daher zu einer wirklichen Einsicht in das Wesen der Mystik zu bringen. Nur diese begreift, wie das Selbstbewufstsein im Mysticismus an der unmittelbaren Besiegung der Gegensätze erstarkte und wie beim Untergange seiner unvollkommenen Form sein Gehalt in die höhere angemessne Form übergehen konnte.

B. Bauer.

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Scriptores rerum mythicarum latini tres Romae nuper reperti. Ad fidem codicum mss. Guelferbytanorum, Gottingensis, Gothani et Parisiensis integriores edidit et scholiis illustravit Dr. Geo. Henr. Bode.

(Schluſs.)

Vom *Ixion*, der nebst dem *Tantalus* (c. 12) zu einem *Giganten* gemacht wird; erzählt unser Autor c. 14: *hac lege damnatus est, ut rotam serpentibus innexam semper contra montem apud inferos volvat.* Wer sieht nicht, daſs hier die Fabeln vom Ixion und vom Sisyphus in einander laufen? Das 24ste Cap. beginnt so: *Pelias vel Peleus rex Peloponnesi.* Gleich darauf heiſst es vom goldenen Vlieſs: *in qua Juppiter in caelum ascendit.* Einige Zeilen weiter heiſst es: *Qua ex causa Pelias et Hercules Troiam venerunt;* in welchen Worten Pelias abermals mit dem Peleus für Eine Person genommen ist. Und nicht einmal Peleus, sondern vielmehr sein Bruder Telamon war Hercules Bundesgenosse gegen Troja *). Capp. 56 u. 111 werden die *Harpyien* mit den *Stymphaliden* verwechselt, und Ovids Auctorität hierfür angeführt. Aber weder Ovid noch ein anderer Alter hat diese Verwechselung sich zu Schulden kommen lassen. Cap. 58 werden die beiden Flüsse Alpheus und Achelous zweimal mit einander verwechselt: *Alpheus qui et Achelous*, und *Alpheus seu Achelous* sagt unser Autor. Cap. 71 beginnt mit den Worten: *Bellerophon qui et Perseus, Glauci filius.* Cap. 102 heiſst es: *Juppiter patri naturalia resecavit, et in mare proiecit, et ex iis nata est Venus.* Und ebendies wird c. 105 wiederholt. Cap. 148 wird *Agenor*, der Vater der Europa, König der *Griechen* genannt. Cap. 176 lesen wir: *Juppiter de sua barba Minervam pregenuit.* Cap. 183 werden *Astraeus* und *Aurora* zu Eltern der *Titanen*, und Cap. 184 die Göttin *Hebe* zu einer Tochter des *Minos* gemacht. Aus Cap. 204, wo vielerlei Verwirrung herrscht, heben wir besonders die *ältere und jüngere Thetis* hervor. Unter der älteren Thetis ist *Tethys* die Gattin des Oceanus zu verstehen. Die Mutter des Achilleus tritt hier als Tochter des Oceanus und der sogenannten ältern Thetis auf. Oceanus selbst wird mit dem Nereus identificirt: *Oceanus qui et Nereus!* Cap. 211 wird Palamedes mit dem Patroclus verwechselt, und noch anderweitige Verwirrung angerichtet. Zugleich als Probe des lateinischen Stils setzen wir dies Cap. ganz her:

Victoria Hectoris et fuga Palamedis.

Achilles noluit expugnare Troiam, quia corruptus erat a Priamo rege, promittente ei filiam suam Polyxenam dare in coniugium. Alio die venit Diomedes, filius Tydei et rogavit eum, ut in aciem transiret. Achilles autem negabat. Palamedes vero rogavit eum, ut currum atque equos suos et habitum suum donaret sibi. Achilles autem donavit. Postquam acies directa fuit ab Hectore, ipse Hector abstulit habitum, currum et equos. Inde dicit poeta: Exuvias indutus Achillis.

Hiernach wird es gewiſs Niemanden befremden, daſs unser Autor Cap. 11 die Kriege der *Titanen* und *Giganten* so verwirrt, daſs man zweifeln muſs, ob er seine eigenen Worte verstanden hat; und es darf nicht auffallend erscheinen, daſs derselbe die Geschichte von der *Ceres* und den *Lyciern* zweimal (capp. 10 u. 187), und zwar auf ganz verschiedene Weise erzählt, ohne es selbst zu merken.

Der *zweite Mythograph* hat gleich dem ersten seinen Stoff in viele kleine Capitel abgetheilt, doch zeigt er mehr Sinn für schickliche Anordnung und schickt dem Ganzen ein kurzes *Prooemium* voran. Im Uebrigen ist

*) Wundern müssen wir uns, daſs Hr. B. den Peleus Theil nehmen läſst an dem ersten Trojischen Kriege. Die von ihm citirte Stelle: *Pind. N.* 3, 33 sqq. Böckh. nennt nur den Telamon als Theilnehmer an diesem Kriege.

er ein ebenso arger Plagiator als der erste Mythograph, mit dem er häufig wörtlich übereinstimmt. Den Fulgentius und einige andere Schriftsteller, besonders Scholiasten hat er öfter benutzt als jener, den Servius und Lactantius ebenso oft und zwar immer mit stillem Dank. Seltener als sein Geistesverwandter verfällt er in wunderliche Irrthümer. Obschon es arg genug ist, dafs er nicht blofs den Otus und Ephialtes (*c.* 55), sondern auch den Osiris (*c.* 91) zu *Giganten* macht, und die Gattin des Cadmus *Hermione* statt Harmonia (c. 78) nennt. Letzteres thut auch der erste Mythograph an einigen Stellen. Dieser hat den einzelnen Fabeln nur zuweilen allegorisirende und anderweitige Erklärungen beigefügt, der zweite Mythograph ist freigebiger damit, und wir theilen hiervon folgende Probe mit. Nachdem er Cap. 174 die Geschichte des Polyphem, der Galatea und des Acis kurz erzählt hat, fährt er fort: *Polyphemum multi dicant unum oculum habuisse, alii duos, alii tres; quod totum fabulosum est. Nam hic vir prudentissimus fuit, qui ob hoc oculum in capite iuxta cerebrum habuisse dicitur, quia perspicacius prudentia, quam corporeo intuitu cernere videbatur. Hic quia ab Ulixe prudentia superabatur, ab eo caecatus esse fingitur.* So lächerlich diese Deutung ist, so ist sie doch nicht einmal das Eigenthum des Mythographen, denn er hat sie aus dem Servius *ad Ecl.* 9, 39 entlehnt.

Der *dritte Mythograph* schickt seinem Werke ein *Prooemium* voraus, und theilt dann das Ganze in funfzehn gröfsere Abschnitte, die wieder in Paragraphen zerfallen. Ueberschriften zeigen den Inhalt der Abschnitte an. Zwölf derselben umfassen die Sagen von zwölf Göttern, welche aber nicht gerade die sogenannten zwölf, oder grofsen Götter sind. Der dreizehnte Abschnitt handelt vom Hercules, der vierzehnte vom Perseus, und der letzte von den zwölf Himmelszeichen. Von diesem ist es sehr zweifelhaft, ob er nicht das Werk eines andern Schriftstellers ist, da er nicht blofs mit den andern Abschnitten in keiner Verbindung steht, sondern auch nur in einem Codex unter sieben sich findet. — Der dritte Mythograph zeichnet sich vor den beiden andern durch gröfsere Gelehrsamkeit und gröfsere Ehrlichkeit aus; denn er citirt gewöhnlich seine Quellen, und schreibt nur selten wörtlich ab. Wunderliche Uebereilungen fehlen jedoch auch bei ihm nicht. So erzählt er Cap. I §. 11 den aus Herodot II. 2 bekannten Streit der Aegyptier und Phrygier über das höhere Alterthum, nennt aber statt der Aegyptier immer die Arcadier. Cap. 3 §. 4 macht er die Titanen zu Söhnen eines Titanus: *Titani filios*, sagt er, *qui frater Saturni fuerat;* u. s. w. Eigentlich aber will er weniger die mythischen Sagen aufs neue vortragen, sondern vielmehr allegorisch-philosophische Betrachtungen darüber anstellen, worin er die Meinungen Anderer mit seinen eigenen untermischt. In ihnen offenbart sich, wie leicht zu erachten, das gesunkene und verkehrte Urtheil des Mittelalters über die Mythologie der alten Zeit. Auch findet sich hier ein Reichthum an Etymologieen der mythischen Namen; und obschon wir voraussetzen können, dafs unsere Leser mit dergleichen irrigen und nicht selten abgeschmackten Ableitungen sattsam bekannt sind, so wollen wir doch zur Charakterisirung unsers Autors ein paar Beispiele mittheilen. Cap. 2 §. 2 *Berecynthiam Graeci quasi verni κόνθος dixerunt; κόνθος enim lingua Attica flos nuncupatur. Accipitur autem Berecynthia in modum potentiae, unde et Cybele dicitur, id est gloriae firmitas.* — Cap. 3 §. 6 *Leda quasi λοιδὴ dicta est, quod invidia aut iniuria interpretatur.* — Gleich darauf: *Sed Pollux, qui perditio, et Castor, qui malum extremum interpretatur, ab eodem ovo orti sunt. Iniuriam enim, quam alii quispiam intulerit, et ultionis timor, qui per Pollucem, et poenitentia sempiterna, quae per Castorem designatur, saepissime consequuntur.* — Cap. 5 §. 1 *Neptunum Graeci Ποσειδῶνα appellant, quod Latine faciens imaginem interpretatur, ea videlicet ratione, quod aqua imagines formet in se spectantium.*

Nachdem wir nun die drei Mythographen in Beziehung auf ihren Inhalt betrachtet haben, bleibt noch übrig etwas über ihre Sprache zu sagen. Rücksichtlich des ersten und zweiten Mythographen ist zwar so gut wie nichts hierüber zu sagen, da sie gröfstentheils nur Abschreiber gewesen sind. Wo sie indefs einmal selbstständig etwas vortragen, ist ihre Sprache keineswegs klassisch. Man lese nur aus dem ersten die Capp. 11. 24. 50 und aus dem zweiten Cap. 230. Der dritte Mythograph ist ebenso wenig als Muster eines guten Stils aufzustellen, wir mögen auf den Gebrauch der einzelnen Wörter, oder auf den Satz- und Periodenbau sehen. Hr. B. hat theils im Index theils in den *Notis criticis* sowohl die nur bei diesem Schriftsteller vorkommenden Wörter, als auch die, welche das Gepräge des spätern Alterthums erkennen lassen, angemerkt.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so kann unser Endurtheil über den Werth der drei vorliegenden Schriftsteller nur ungünstig ausfallen. Da was sie Gutes enthalten, Alles schon aus andern Schriftstellern bekannt ist, das wenige Neue fast nur aus handgreiflichen Irrthümern besteht, da ferner ihre Sprache unklassisch und nicht selten barbarisch ist, so möchten wir fast wünschen, diese Schriftsteller wären nicht aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen worden.

Sie sind jedoch nicht blofs gedruckt worden, sondern haben sogar unverdienterweise an Hrn. B. einen Herausgeber gefunden, der viel Zeit, Mühe, Gelehrsamkeit und Scharfsinn auf ihre Bearbeitung verwendet hat. Seine Emendationen, die er theils in den Text gesetzt, theils in den Noten angemerkt hat, sind gröfstentheils wirkliche Verbesserungen, und wo man auch anderer Meinung zu sein sich veranlafst findet, mufs man doch immer den Gründen des Hrn. B. Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir heben Einiges der letzteren Art aus dem ersten und zweiten Mythographen hervor.

I. c. 18 giebt der *cod. Vat. Jo, Inachi regis vel tantis filia.* Hr. B. hat *Jaes* geschrieben; da aber Lactantius, den der Mythograph auszuschreiben, *eunois* hat, so scheint es einleuchtend, dafs dies Wort in den Text zu setzen war. — *c.* 26 heifst Orithyia eine Tochter der *Penthesilea.* Hr. B. schlägt vor *Praxithea* zu lesen. Aber warum soll ein Schriftsteller, der so reich an Irrthümern ist, nicht die Penthesilea zur Mutter der Orithyia machen, da derselbe ja auch die Hermione anstatt der Harmonia zur Frau des Cadmus macht? — *c.* 104 will Hr. B. in den Worten: *et partum eius celaret mater, suum* gelesen wissen. Dies verlangt allerdings die Grammatik, aber unser Mythograph schreibt auch sonst *eius* für *suus.* Siehe *capp.* 6, 39. 11, 5. — Im *Prooem.* des zweiten Mythographen l. 5 scheint uns die Aenderung aus dem *Isid. Hispal.* nicht nothwendig, da der plötzliche Wechsel des Subjects in Schriftstellern dieser Art nichts Auffallendes hat. — *c.* 15 wird gelesen: *hecatomben dicimus domum multiplicem.* Hr. B. schlägt vor *Hecaten d. deam multiplicem.* Rec. vermuthet jedoch, dafs nur *domum multiplicem* in *domum multiplex* zu ändern sei. — *c.* 16, 9 will Hr. B. *seu* in *vel* lesen. Aber der Unterschied dieser Partikeln hat im Mittelalter aufgehört. Siehe *l. c.* 24, 41. 109, 18. — *c.* 18, 35 giebt der *cod. Vat. Unde et Apollo Graece late perdens dicitur.* Das Wort *late* ist verdächtig, und Hr. B. schlägt vor *Latine* zu lesen. Sehr wohl! Denn *Latine* nicht *late* bietet nicht nur der Schol. *ad Germ. Arat.*, sondern auch, was Hr. B. nicht bemerkt hat, unser Schriftsteller selbst im folg. Cap. *Ἀπόλλων, quod Latine sonat perdens.* Aber nun hätte Hr. B. leicht einsehen können, dafs wenn auch *Latine* aufgenommen wird, unsere Stelle noch immer corrupt bleibt. Aus dem Servius aber, den der Mythograph ausschrieb, und aus dem dritten Mythographen (*c.* 8 §. 16), der dasselbe that, leuchtet uns wenigstens ein, dafs die Stelle so ergänzt und gelesen werden müsse: *Unde et Apollo Graece ἀπὸ τοῦ ἀπολεῖν, Latine perdens dicitur.* Doch wir wollen hier unsere kritischen Bemerkungen abbrechen, und nur noch das Eine hinzufügen, dafs Hr. B. den fehlerhaften, oft wiederkehrenden Accusativ in den Wörtern: *Alcyonem, Semelem, Cybelem, Ismenem* u. s. w. nirgends bemerkt hat.

Was die Erklärung der Sachen anlangt, so hat Hr. B. seine Autoren sehr reich ausgestattet. Seine Erläuterungen sind aber doppelter Art. In den *Notis criticis* hat er jedesmal am erforderlichen Ort in gedrängter Kürze und fast mehr durch Citate als durch Worte seine Bemerkungen mitgetheilt. Hinter den *Notis criticis* aber folgen ausführlichere *Observationes in Mythographum primum*, die leider aus Rücksichten auf den Verleger nur die neun ersten Capitel und das elfte umfassen. Diese Sach-Erläuterungen verleihen der Ausgabe, ganz abgesehen von den Schriftstellern, an sich einen bedeutenden Werth, da in ihnen eine sehr gediegene Gelehrsamkeit mit richtigem Urtheil gepaart sich kundgiebt. Leider gestatten die uns gesteckten Grenzen nicht, hierauf mehr einzugehen.

Als Zugabe ist dem zweiten Bande *Junioris Philosophi descriptio totius orbis* vorangedruckt, welche ebenfalls aus dem dritten Bande der *Class. Auctt. e Vat. codd. edidit.* entlehnt ist. Von dieser nicht uninteressanten Erdbeschreibung bemerken wir hier nur, dafs ihr Verf. unter Constantius, dem Sohne Constantins des Gr. lebte. Auf sie folgen noch „*specimina loco*" zwei kurze *Prooemia* zweier Commentare *in Boethii libros de consolatione philosophiae.*

Lange.

LXXXIII.

Bergens Gamle Bülov. (Lundh's Ausgabe des Bergener Stadtrechtes.) Efter Membran-Co-

dices med Indledning, Oversættelse og Anmærkninger udgiven af Gr. Fougner-Lundh, Prof. Kopenhagen, 1829. 122 S. 4.

Der Herausgeber, Professor an der Königl. Friedrichs-Universität zu Christiania, spricht in der Vorrede den Wunsch lebhaft aus, was auch dem unterzeichneten Ref. gar sehr am Herzen liegt, dafs ähnliche litterarische Erzeugnisse, wie in dem letzten Jahrzehnt zur Untersuchung und Darstellung der mittelalterlichen Geschichte der Städte und des Bürgerstandes an's Licht getreten sind, gleichfalls in und für Norwegen zu Tage gefördert werden möchten. Sowohl in Deutschland, als auch in Dänemark biete die neueste Litteratur ausgezeichnete Werke dar, die entweder städtische Diplomatarien und Rechtssammlungen enthalten, oder pragmatische Darstellungen von den Schicksalen und Verhältnissen des Städtewesens und des Bürgerthums liefern. In Hüllmann's bekanntem Werke über das Städtewesen des Mittelalters, dem umfassendsten auf diesem Gebiete der Geschichte, sei leider auf Skandinavien keine Rücksicht genommen; vermuthlich aus dem Grunde, weil dem Verf. gute Ausgaben von skandinavischen Stadtrechten nicht zu Gebote gestanden hätten. Durch Rosenvinge's neuerlich erschienene Sammlung von Dänischen Hof- und Stadtrechten (vergl. diese Jahrbücher v. J. 1828 Nr. 21. S. 161 u. f.) sei in Ansehung Dänemarks diesem Mangel abgeholfen; und um mit der Abhülfe des gleichen Bedürfnisses für Norwegen einen Anfang zu machen und hierzu eine Vorarbeit zu liefern, glaubte der Herausgeber seinen längeren Aufenthalt in Kopenhagen, wo er mit dem Sammeln und Abschreiben von Diplomen für ein Norwegisches Reichsdiplomatarium sich anhaltend beschäftigte und wo die reichhaltigen Bibliotheken auch so viele vortreffliche Pergamentcodices von altnorwegischen Gesetz- und Rechtsbüchern bewahren, zur Herausgabe des alten Bergener Stadtrechtes benutzen zu müssen. Das Stadtrecht von Bergen wurde zweckmäfsig gewählt, weil dieser ansehnliche, geschichtlich bekannte Handelsort unter allen Norwegischen Städten, sowohl für das Ausland, wie für Norwegen die meiste Merkwürdigkeit hat. In Bergen war es, wo die deutsche Hansa den Mittelpunkt ihres grofsen Handelsbetriebs im Norden hatte, indem hier Jahrhunderte lang das bei den Hansaten berühmte, bei den Norwegern berüchtigte hansaatische Comptoir bestand, dieses einflufsreiche und vielseitig wichtige Handelsinstitut, mit weiten zusammenhängigen Gebäuden und vielen geräumigen Warenspeichern ausgerüstet, mit manchen eigenthümlichen, zum Theil seltsamen Einrichtungen versehen, wo die Söhne reicher Kaufleute aus den deutschen Hansestädten, dem Handel sich widmend, in strenger, fast klösterlicher Disciplin, in schroffer Absonderung und scharfer Klassaneintheilung nicht selten ihre Schule zu machen pflegten. Hier war es, wo die Hansaten unter dem Schutze ihres mächtigen Städtebundes den nordischen Handel an sich rissen und monopolistisch betrieben, das Emporkommen und die Blüthe anderer Norwegischer Städte direct oder indirect verhindernd und zurückdrängend; hier machten sie vorzüglich ihre durch Geld oder Gewalt errungenen Privilegien und Freiheiten geltend, dabei gar oft Anmafsungen und Umgriffe sich erlaubend, die sie den Norwegern in hohem Mafse verhafst machten und wiederholt zu den blutigsten Auftritten führten. Wie die deutschen Handelsleute und Handwerker in Bergen, wo sich auch eine deutsche Pfarrkirche findet, zahlreich im ehelosen Stande lebend, ihr Wesen und ihr Unwesen trieben, wie sie selbst bis in die neuere Zeit hinein gar wunderliche Einrichtungen und Gebräuche bei sich hergebracht hatten, darüber erfährt man manches aus der Beschreibung Bergens von Holberg, dem hochgefeierten Lustspieldichter, der daselbst geboren war, so wie aus der neuen Beschreibung dieser Stadt von L. Sägen und H. Fofs (Bergen 1824). Die eigenthümliche Stellung, welche Bergen Jahrhunderte lang in der Geschichte der deutschen Hansa einnimmt, giebt nicht nur der historischen Topographie der Stadt *), sondern auch den dortigen Municipal- und Rechtsverhältnissen im Einzelnen für den Geschichtsforscher auf diesem Gebiete ein besonderes Interesse. Es mufs daher auch mit Lob anerkannt werden, dafs man schon bei der Herausgabe des grofsen Sartoriusschen Urkundenwerkes über den Ursprung des Hansabundes von Lappenberg das vorliegende Bergener Stadtrecht nicht unberücksichtigt findet.

*) Indem die fremden Kaufleute und Handwerksleute in strenger Absonderung wohnten oder doch wohnen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Bergens Gamle Bylov. (Lundh's Ausgabe des Bergener Stadtrechtes). Efter Membran-Codices med Indledning, Oversättelse og Anmærkninger udgiven af Gr. Foughner-Lundh.

(Fortsetzung.)

König Magnus, Hakons Sohn, liefs die alten Rechtsbücher Norwegens revidiren, und neue seiner Zeit entsprechende Gesetzbücher abfassen, was ihm den Namen Lagabäter (*legum reformator*) erwarb. Sein Gulethingsgesetz, das nach der Arnä-Magnäanischen Edition (Kopenh. 1817) in der altnordischen Ursprache mit einer lateinischen und einer neudänischen Uebersetzung vor uns liegt, wurde im Jahre 1274 publicirt als allgemeines Landrecht für den Landestheil, worin die Stadt Bergen liegt. Allein die Bürger von Bergen empfanden sogleich das dringende Bedürfniss eines Spezialstatutes neben dem gemeinen Landrechte. Das Bürgerthum und städtische Wesen hatte bei ihnen schon einen nicht geringen Grad der Ausbildung erreicht; sie mufsten in dem Gulethingsgesetze manche Bestimmungen vermissen, durch welche ihre eigenthümlich bürgerlichen Zustände und Verhältnisse normirt würden. So kam es alsbald zur Abfassung eines eigenen Bergener Stadtrechtes, und dieses Statut ist es, welches Hr. Foughner-Lundh zum ersten Mal im Urtexte herausgegeben hat. Dafs das Statut zum Gulethingsgesetze in dem angegebenen Verhältnisse steht, zeigt dessen Anordnung und Inhalt unverkennbar, indem es sich auch selber durchgehends nur als Ergänzung und Modification jenes Landrechtes ausdrücklich ankündigt, und zwar so, dafs das Landrecht in einem und demselben Buche voran und das Stadtrecht hinterher geschrieben stand, wie man es noch jetzt in der Mehrzahl der Codices findet. Es wurde bisher das Stadtrecht gleichfalls in das Jahr 1274 gesetzt, jedoch ohne weitere Untersuchung. Nach einer genauern Forschung wird das Statut nun zwei Jahre jünger, da ein sehr alter und schöner Pergamentcodex in der Arnä-Magnäanischen Manuscripten-Sammlung einen Prolog des Stadtrechtes liefert, wornach selbiges am Tage des heil. Vincentius 1276 publicirt worden ist.

Der Herausgeber hat in seiner Einleitung, welche auch die zur Constituirung eines richtigen Textes gebrauchten und verglichenen Handschriften beschreibt, insbesondre hervorgehoben, wie das Stadtrecht sowohl in der Eintheilung und Folge der Materien, als auch im ganzen Vortrage, sich eng an das Gulethingsgesetz anschliefst. Vorzüglich eigenthümlich sind dem Statute als einem Stadtrechte eine spezielle Stadtordnung (Böarskigan) und ausführliche Bestimmungen über Kauf und Handel (Kaupabolkr). Diese beiden Bücher ergeben, wie der Herausgeber bemerkt, manchen wichtigen Beitrag zur Kunde des damaligen Privatrechtes; die Stadtordnung insonderheit verbreitet viel Licht über die innern Zustände Bergens in jenem Zeitalter, über Handel und Schiffahrt der Stadt, über die dortigen Handwerke, über die städtische Bauart, über Bau- und Feuerpolizei, die schon sehr entwickelt und durch manche strenge Verordnungen scharf normirt erscheinen. So ist das Statut ein Denkmal von höchster Bedeutung für die Geschichte des norwegischen Bürgerstandes und Städtewesens, wie für die norwegische Cultur- und Sittengeschichte überhaupt.

Ob bei der Abfassung des Statutes eine ältere geschriebene Stadtordnung benutzt wurde, läfst sich zwar nicht mit Gewifsheit aussagen, ist aber allerdings nicht unwahrscheinlich. Nur in einer einzigen Stelle werden ältere königliche Verordnungen als schriftliche Quellen des Statutes angezogen.

Es ist der gegenwärtigen *editio princeps* sehr zweckmäfsig derselbe Pergamentcodex zum Grunde gelegt, wornach wir die Arnä-Magnäanische Edition des Gulethingsgesetzes Magnus Lagabäter's besitzen, und aus fünf anderen Handschriften hat der Herausgeber eine

reiche Sammlung von Varianten beigegeben. Dem Texte ist nur eine dänische Uebersetzung hinzugefügt, und ein Commentar zur Erläuterung der dem Inhalte oder dem Ausdrucke nach schwierigeren Stellen. Das Seerecht (Farmanna-Lag), das wie ein zugehöriger Bestandtheil dieses Stadtrechtes angesehen worden ist, hat der Herausgeber nicht in seine Edition aufgenommen, weil man dasselbe in den Handschriften bald als ein eigenes Recht für sich, bald als Anhang anderer Stadtrechte antrifft.

Der Herausgeber hat sich bestrebt, den ursprünglichen Sinn des Textes in der Uebersetzung möglichst treu und genau wiederzugeben, scheint aber hin und wieder diesem Vorsatze zu ängstlich gefolgt zu sein, so dafs es nicht an einzelnen Stellen fehlt, wo die Uebertragung dem der alten Sprache Unkundigen das Verständnifs vielleicht gar nicht erleichtert. Einzelnes ist auch von dem Herausgeber mifsverstanden, über Andres läfst sich wenigstens streiten. Auch kann mit Grund getadelt werden, dafs die unter den Text gesetzten abweichenden und zum Theil offenbar besseren Lesarten nicht in der Uebersetzung gebraucht worden sind. Aber im Ganzen genommen, finden wir die Uebertragung deutlich und gut.

In den erläuternden Anmerkungen macht der Herausgeber auf manche theils in rechtsgeschichtlicher, theils in allgemein historischer und antiquarischer Beziehung beachtungswerthe Gegenstände aufmerksam, indem er bald sacherklärend, bald sprachlich das Verständnifs des Textes fördert. Es ist hier auf manche beziehungsvolle Parallelstelle sowohl in anderen norwegischen, als auch in dänischen, schwedischen und deutschen Rechtsquellen hingewiesen, und man sieht die neue dänische Rechtslitteratur nicht minder benutzt, als die deutsche. Lobenswerth ist insbesondre auch die sorgfältige Beachtung und Erklärung manches Technischen im Inhalte des Statutes, was wohl der Stellung des Herausgebers als Lehrers der Nationalökonomie und Technologie zugeschrieben werden mag. Derselbe bekennt in der Einleitung, dafs in den Anmerkungen ein Hauptgegenstand, nämlich die eigentliche Municipalverfassung, weniger berücksichtigt worden, als man vielleicht mit Grund erwarten könne; das liege aber hauptsächlich darin, dafs es noch an hinlänglichen Quellen zu einer gründlichen Erörterung dieses Gegenstandes fehle. Bevor eine wohlbegründete und zuverlässige Darstellung dieser Einrichtungen und Verhältnisse des Mittelalters gegeben werden könne, mäfsten erst nicht allein die Bruchstücke anderer norwegischer Stadtrechte, sondern auch Diplome gesammelt und herausgegeben werden. Allerdings, das ist höchst wünschenswerth, aber es läfst sich doch aus dem bereits vorhandenen Material mehr machen, als der Herausgeber daraus gemacht hat. Das Statut selber bietet in dieser Hinsicht schon einen recht gehaltvollen Stoff. Uebrigens mufs man dem Herausgeber völlig darin beistimmen, dafs das Gulethingsgesetz das erste und wichtigste Hülfsmittel sei für das Verständnifs des Bergener Stadtrechtes, und es lag daher nahe, was in der Ausgabe geschehen ist, die in dem Stadtrechte angedeuteten Bestimmungen und Festsetzungen des Landrechtes stets unter dem Texte nach den Büchern und Capiteln des Gulethingsgesetzes anzuführen. Ebenfalls müssen wir es deshalb für passend halten, dafs in den beigefügten Anmerkungen weniger auf das Gulethingsgesetz, als auf andere Rechtsmonumente Rücksicht genommen ist, weil jeder, der das Stadtrecht studieren will, das Gulethingsgesetz immer wird zur Hand haben müssen.

Die Ordnung und Abtheilung des Statutes richtet sich, wie gesagt, im Wesentlichen ganz nach der des Gulethingsgesetzes. Das erste Buch behandelt das Gerichtswesen (Thingskipanar-Bolkr). Hiernach wurde das Echteding (Lagthing) der Stadt jährlich ein Mal gehalten, und eröffnet nach dem dreizehnten Tage in den Weihnachten, den 7ten Januar; wobei zu bemerken ist, dafs man in Skandinavien den Jahresanfang auf Weihnachten setzte. Dieses Lagthing war ein sehr ansehnliches Obergericht, es hatten aufser mehreren königlichen Beamten und dem Bischofe die zwölf Rathmänner der Stadt und noch zwölf Bürger darin Sitz, welche letztere jährlich vom Stadtvogt dazu ernannt wurden, drei aus jedem Stadtviertel. Die Dingstätte war innerhalb der geweihten Bänder (*vebond*), womit der Kreis umgeben ward, in Marias Gildehause; was zu einer Untersuchung über diese Gilde und ihre Stellung in der Commune auffordert. Es gab auch eine Dingversammlung, in welcher alle Bürger erscheinen mufsten, sobald sie durch das Horn, das der Stadtvogt verwahrte, dazu convocirt wurden.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXIV.

The Pilgrims of the Rhine. By the Author of Pelham.

Eugene Aram etc., *London*, *Saunders and Otley.* 8. 2 *Vols.* 1834.

Bulwers dichterische Stimmung, in welcher er ein poetisches Werk entwirft, ist oft mit Elementen seines Klimas versetzt, wodurch sie getrübt und umdüstert wird. In den Vorreden, Kapitel-Einleitungen und einzelnen Excursen der Reflexion muſs er sich oft sogar die Geschäftsfalten auf seiner Stirn glätten, um der Muse freier in's Antlitz zu schauen. Sein Horizont ist selten ganz rein von nebelhaften Dünsten einer verkümmerten Aufregung, die dem Treiben des Werkellebens angehört. Er hat in seinen Romanen Gemälde geliefert, die zu dem Bedeutendsten gehören, das die neuere Englische Literatur aufzuweisen hat. Die Conflicte des innern, des wahren, des absoluten Menschen mit dem, was sich im gesellschaftlichen Leben Englands geschichtlich erzeugt hat, der Kampf der Seele mit den Mächten des vorhandenen Daseins, dies ist das Feld, dem seine tragischen Abbilder der heimischen Zustände angehören. Jeder seiner Romane ist die fingirte innere Geschichte einer Revolution des socialen Lebens, durch die er mehr wirkt als der Redner von der Tribüne, der nur Einzelnes in's Auge fassen und dies Einzelne nur einer sorgfältigen Prüfung, einer weisen, langsamen Reformirung unterwerfen kann, während der Dichter das volle Leben, den ganzen Menschen aus den Angeln hebt und in seiner Mitwelt allgemein die Sehnsucht nach einer neuen Ordnung der Dinge hervorruft. So kann der Dichter, indem er die Gemüther stimmt, ein Vorarbeiter dessen sein, der mit der berechnenden Klugheit des Staatsmannes den Mifsverhältnissen abhilft, die mit dem Geist der neuen Zeit, den jener heraufbeschwor, sich als unhaltbar erweisen. Das Ineinandergreifen aller geistigen Kräfte eines Volkes wird man in England um so weniger übersehen dürfen, da die Elemente dieses Landes der grofsen Gesammt-Regeneration der gesellschaftlichen Zustände, die sich an die Revolution des vorigen Jahrhunderts auf dem Continente anknüpfte, nicht länger mehr denselben hartnäckigen Widerstand zu leisten im Stande sein möchten. Mitten aber von diesen Conflicten befangen, oder gar im Kampfe der Parteien in Betreff des eigenen Votums mit betheiligt, kann sich der Dichter nicht jene Feiertagsstimmung und Sonntagslaune erhalten, die das Kunstwerk verlangt; er wird nicht immer die Sicherheit in der Führung seines Pinsels behaupten, er wird den Farbenton seines Gemäldes oft verfehlen, und weil ihn die Leidenschaft statt der Begeisterung bewegt, nach Scorpionen greifen, wo es kaum der Ruthen bedurfte. Mitten in den Kämpfen der beiden Rosen, im Getümmel jener wildbewegten Zeit wäre ein Shakspeare nicht denkbar; die sichere Ueberlegenheit seiner Gröfse wird nur erklärlich, wenn wir ihn auf Grund und Boden einer Zeit wissen, die alle Irrsale des Mittelalters im Lichte einer protestantischen Freiheit der Gesinnung überwunden und gebändigt hielt.

In seinem „Falkland" zeichnet Bulwer einen materiellen Werther im Englischen Geschmacke, der das geheime Weh eines tief verletzten Herzens von sich abzuschütteln strebt, indem er da schwelgt und verwüstet, wo der Goethesche still resignirend nur sich selbst zu Grabe läutet. „Pelham", ein Gemälde der Englischen Aristokratenwelt, wurde unter des Autors ätzenden Tinkturen eine mit Hypochondrie übersättigte, eintönige Satire. „*The Disowned*" und „Devereux" zeigen den Fluch der Vorrechte der Erstgeburt in entsetzenerregenden Scenen. Der zuletzt genannte Roman, der auch an Schilderungen historischer Charaktere, Bolingbrokes, Richard Cromwells, Swifts u. A. reich ist, greift aus der Verwirrung der heimischen Zustände in fremde hinüber und schafft sich, indem auch Paris und Petersburg Schauplätze der Begebenheiten werden, dadurch seine Gegensätze, die freilich nicht genügen, um das Bild der Heimath bis zu einem Grade künstlerischer Befriedigung zu erheben. Erst in „Paul Clifford" und „Eugene Aram" gelingt es dem Darsteller, die Copie vorhandener Verhältnisse zu einem Kunstwerke zu gestalten, in welchem die Gegensätze sich ausleben und die Catastrophe, obschon ihrer Natur nach tragisch, doch in jener durchsichtigen Klarheit gehalten ist, welche das Bewufstsein des Künstlers verräth. „Clifford" enthüllt uns den Zustand des Englischen Gerichtsverfahrens, es zeigt die Armuth, die zum Verbrechen greift, weil sie sich rechtlos der Willkür preisgegeben sieht, im scharfen Zusammentreffen mit dem Stolz der Aristokratie, die ihre Sünde verbrämt und jene für sich bluten läfst. Aus beiden Sphären treten Sohn und Vater, ohne sich zu kennen, zu einer Gerichtsscene zusammen, die an Tiefe der Motivirung und Grofsartigkeit des Eindrucks ein Meisterstück zu nennen ist und uns den Werth des Dichters als des Vertreters der Interessen seiner Nation lebhaft fühlen läfst. In „Eugene Aram" lieferte Bulwer ein psychologisches Kunstwerk, indem er einen Mann zeichnet, der in dem Studium von Hume's *Essays* zum Sophisten erwachsen, zu dem Verbrechen geführt wird, einen Mord als Mittel zu einem edlen Zwecke auf sich zu laden. Kaum aber ist die That geschehen, so sinkt das Gewebe seiner lügnerischen Ueberzeugung zusammen und die Stimme der Natur erwacht in ihm als Rächerin des Ermordeten. Nur nach Jahren der Bufse gelingt es ihm, das Gewissen zu betäuben. Er tritt schüchtern, aber scheinbar heiter und frei, als Mensch wieder unter Menschen und gewinnt ein weibliches Wesen lieb, das ihn mit den zartesten Banden an die Gesellschaft zu fesseln beginnt. Je mehr aber sein verschlossenes Herz sich lüftet und sich einer wohlthuenden Neigung hingeben möchte, desto mehr schreit der Dämon in ihm laut auf, bis er von allen Seiten verrathen, seinen Untergang vor sich sieht, und alles, was sich an ihm festhält, mit sich begräbt. Eugene Aram ist ein Gemälde des Englischen Egoismus in aller Furchtbarkeit und aller Gröfse der Gesinnung. In seinem „*England and the English*" waren die heimischen Zustände in ihrem verworrenen Unheil, aber auch in ihrer kernhaften Energie recht eigentlich das Thema Bulwers, das er mit dem letztgedachten didactischen Werke vorläufig abgeschlossen zu haben scheint, indem er sich mit seinem Blicke später in's Ausland wandte, in der vorliegenden „Rheinfahrt" Deutschland zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht hat und gegen-

wärtig mit einem Gegenstücke des obigen ethnographischen Werkes, unter dem Titel „Frankreich und die Franzosen" beschäftigt ist.

Die „Rheinfahrt" kann nicht geradezu für eine glückliche Schöpfung angesehen werden; es sind hier zu sehr widerstreitende Elemente zusammengestellt, zu deren gegenseitiger Durchdringung ein Humor erforderlich gewesen wäre, der Bulwer nicht in reichem Maſse zu Gebote steht und der auch mit dem elegischen Grundton des Erzählungsstoffes einen Miſsklang gegeben hätte. „Trevylyan", ein junger Aristokrat des Eilandes, voll stolzer Entwürfe, für jede Gröſse der Gesinnung empfänglich, sieht sich plötzlich in einer Neigung zu einem zarten, hinfälligen Mädchen gefesselt, das ihn alle seine weitfliegenden Plane, seine Ruhmsucht und seinen Thatendrang vergessen läſst. Sie ist eine jener schnell verblühenden Gestalten, die nur wie ein Hauch über die Stätte ihres irdischen Daseins hinfliegen, und deren leiser Sylphentritt nirgends eine Wunde, aber auch nirgends eine Spur ihres Lebens zurückläſst. „Gertrude" trägt bereits die Merkmale jener Nationalkrankheit an sich, die das wunderbar leuchtende Auge und die Durchsichtigkeit der bleichen, von einem einzigen glühendrothen Fleck betünchten Wangen zu verrathen pflegt. In dem Gefühle des leise aber sicher herannahenden Todes scheint ihr Gemüth noch rasch zur völligen Enthüllung und Vollendung hienieden alle intensive Kraft zu entwickeln, sie scheint wie im Fluge den Duft des Erdenlebens noch hastig einschlürfen zu müssen, und so hat solche Erscheinung, über die der Engel des Todes schon die Fackel zu senken beginnt, einen Zauber, der in wenige Minuten alle seine Reize zusammendrängt, mit denen er sonst einen langen Lebenslauf überkleidet. Wir begreifen Trevylyans Liebe, wir fühlen seinen blutenden Schmerz über die vergängliche Schönheit, den doch eine unwiderstehliche süſse Neigung immerfort gebunden und in den Schranken der Wehmuth gefesselt hält. Trevylyans Charakter gehört zu denen, die Bulwer am liebsten zeichnet; es sind jene beklommenen, harten Gemüther, die mit dem Schicksal grollen und doch in diesem Ausspruche ihrer empfindsamen Laune sich wohlthätig aufgerüttelt fühlen. Eine Reise könnte noch Hoffnung geben für Gertrudens Genesung; sie wählt, ihrer Hinneigung zur Romantik gemäſs, den Rhein, den Fluſs, der für das Mittelalter und dessen Geschichte dieselbe Bedeutsamkeit hat wie die Tiber für die klassische Römerwelt. „Vane", der Vater Gertrudens, ein kalter, unzugänglicher Materialist, wie sie England zu Tausenden zählt, begleitet das Paar. So schiffen sie den Rhein hinauf, und lassen die Ufer und die Sagen der alten romantischen Zeit an sich vorüberziehen. Trevylyan, der die Fahrt schon früher machte und dem der Verf. seine Kenntniſs der deutschen Natur, Kunst und Literatur, soweit sie ihm zu Gebote steht, in die Seele legt, ist unabläſsig bemüht, die Geliebte zu erheitern. In seine Unterhaltung flicht er auf geschickte Weise die Sagen vom Vater Rhein und seinen Burgen und Schlössern, jede Schönheit der um sie her verbreiteten wechselvollen Landschaft reicht er ihr zum bequemen Genuſs; aber so sehr sie sich hinreiſsen läſst von dem Strom seiner Rede, je heiterer sie scheint, desto schneller erschöpft sich in der geistigen Spannung ihre leichtbeschwingte aber schon ermüdete Seele; mit jeder Süſsigkeit, die sie aus der Blume schlürft, trinkt sie wider Willen auch das Gift, das sie an Tod und ewiges Scheiden erinnert. Jede Sage vom Rheinlande schlägt auch einen tiefern Schmerzenston an, und dieser hat in ihrem Gemüthe sein stilles, aber lange nachzitterndes Echo. Trevylyan fühlt dies leise mit ihr, er fühlt, daſs er dem zarten Seidenwurme nur schneller sich einspinnen hilft in das Gehäuse des Todes. Die bange Furcht vor dem drohenden Verluste steigt zur Verzweiflung, als sie selbst die ahnende Stimme ihres nahen Ueberganges laut werden läſst. Dennoch wechselt Hoffnung mit der Sorge, wie die Natur der Krankheit dieses Schwanken mit sich führt, bis der Schmetterling endlich der Hülle entsteigt und mit dem Lebensfaden Gertrudens sich der Faden des Romans zugleich ablöst.

In diesem Verhältnisse liegt viel Zartes und Tiefgefühltes, und Bulwer zeigt in der Schilderung desselben den sonst von ihm gewohnten psychologischen Takt, der im Schönsten das Tiefste, und im Tiefsten das Schönste herausfühlt; allein er muſste diese Situation selbst für zu einfach halten, um sie zum Träger eines Romans zu machen. Seine Kenntniſs des deutschen Bodens und Lebens, der deutschen Eigenthümlichkeit in wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit reicht nicht weit genug, um die Conversation der drei Engländer, zu denen dann und wann höchstens noch ein Heidelberger Student tritt, immer geistig und stofflich zu füllen. Somit verwob er dann noch in das simple Romanverhältniſs einige Intermezzos aus der Feenwelt. Die Elfen Englands verlassen mit unseren Reisenden zu gleicher Zeit das „Land der Maschinen und Fabriken", wo kaum noch ein stilles Wiesenplätzchen ihnen übrig gelassen wird, um im Abendlicht und im Morgenthau zu schwärmen. Sie umkreisen das Schiff der Landsleute, statten den Feen und Gnomen des Rheinlandes Besuche ab und füllen so den etwas dünn und mager angelegten Roman. Diese Doppelgruppirung des Stoffes erinnert an Shakspeares Lustspiele, wo Feen und Menschen ein Doppelspiel des Lebens aufführen, und mit dieser Parallele eine glückliche Travestie der wirklichen und der erträumten Welt gegeben wird. Im vorliegenden Romane fehlt es jedoch gerade an diesem Fluidum des Humors, der die Gegensätze des Phantastischen und des Reellen vermittelt und in eine ironische Doppelbeleuchtung stellt. Bulwers Humor hat etwas Steifes oder er wird zur stehenden Satire, die Tartsche verwandelt sich unter seinen Händen gleich zur schweren Geiſsel. In der Sentimentalität ist er Meister; hier kennt er den Zauber, der blendend überrascht und doch tief nachwirkt, weil er die Töne der menschlichen Seele in ihren ernsten Accorden, von der lähmenden, dumpfen Schwermuth bis zum Jubel des Entzückens, und von hier herab bis zur tiefsten Todeswehmuth, in seiner Gewalt hat.

Als besonders interessante Einzelnheiten darbietend, möchten wir noch das fünfte und neunte Kapitel des ersten Bandes hervorheben. Jenes enthält ein Gespräch über das Loos der Literaten und der Staatsmänner in England und Beider Verhältniſs zum Publikum. In dem andern zieht der Verf. eine Parallele zwischen dem romantischen Rheinufer und dem Charakter des literarischen Deutschlands, in der es ihm allerdings glückt, manche anziehende und harmonirende Vergleichungspunkte aufzustellen. Auch im neunten Kapitel des zweiten Bandes, in welchem die Feen den romantischen Genien Deutschlands, „dem geliebten Musäus und dem schwärmerisch träumenden Tieck", ihre Huldigung bringen, findet sich manches, das Bulwers sinnige Auffassungsweise der deutschen Gemüthswelt bekundet. Weniger übereinstimmen wird der deutsche Leser mit den oberflächlichen Herzensergieſsungen des Heidelberger Studenten, der den Dichtern seines Vaterlandes den Vorwurf macht, sie verkehrten die Poesie in Metaphysik und hielten die Welt der Wirklichkeit für seicht und nichtig, wenn sie ihr keine Allegorie unterschieben könnten. So hätten die deutschen Kritiker auch den Hamlet zu einer Allegorie machen wollen und sprächen immer von Shakspeares „philosophischen Tendenzen", statt vom Fleisch und Bein seiner Menschengestalten; in ihre eigenen Werke mischten die deutschen Poeten ungeachtet des metaphysischen Tiefsinns eine Rohheit, mit der sie Rührung erzielten. Nach andern Aeuſserungen ergiebt sich, daſs Bulwer die Deutschen überhaupt in politischer Hinsicht für „stumpfe Pflegmatiker" und in ihrer literarischen Function für „idealisirende Phantasten" zu halten geneigt ist. Jedenfalls muſs es dem Deutschen interessant erscheinen, sich von einem Ausländer, wenn auch nur einseitig und in schiefer Beleuchtung, beobachtet zu sehen. Auf dem Felde der Wissenschaft erlaubt sich Bulwer gar kein Urtheil über deutsche Richtungen, und es muſs befremden, daſs der Engländer überhaupt weit weniger als der Franzose bis jetzt sich gestimmt fühlte, in die Welt des Gedankens einzugehen und von deutscher Philosophie Kenntniſs zu nehmen.

F. G. Kühne.

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Bergens Gamle Bylov. (Lundh's Ausgabe des Bergener Stadtrechtes.) Efter Membran-Codices med Indledning, Oversättelse og Anmarkninger udgiven af Gr. Foughner-Lundh.

(Schluſs.)

Das zweite Buch betrifft die Landwehr, nachdem rücksichtlich des Kirchenrechtes auf das gemeine Landrecht verwiesen worden. Das Buch von der Landwehr enthält in dem ersten Capitel eine bemerkenswerthe Abweichung vom Gulethingsgesetz, indem festgesetzt ist, daſs der Wachedienst in Kriegszeiten so repartirt werden solle, daſs zwei Drittheile der Mannschaft Inländer, ein Drittheil Ausländer wären, wogegen das Landrecht die Kriegswache durch Ausländer verbietet. Man sieht, daſs in Bergen sehr viele Fremde wohnten, wofür wir auch schon aus dem zwölften Jahrhundert ein interessantes Zeugniſs haben. Es heiſst in der Schrift *de profectione Danorum in terram sanctam* (*Script. rer. Dan. V, p.* 353) über die Stadt Bergen, wie folgt: „*Affluentiam rerum et hominum undique venientium, Islandos, Granlandos, Anglicos, Theotonicos, Danos, Suecos, Gutlandos, ceteraque nationes, quas dinumerare longum est, si curiosus esse volueris, illic reperire poteris.*" Von dem bürgerlichen Betrieb in damaliger Zeit erhält man aus dem Statute schon eine Vorstellung durch die Reihe der verschiedenartigen Handwerker, welche darin aufgezählt werden. Es werden genannt: Schmiede, Krämer, Müller, Schuster, Gerber, Kammmacher, Weber, Schlächter, Bier- und Methverkäufer, Böttcher, Goldschmiede, Höker, Leinwandshändler, Gewandschneider, Maler, Sattler, Schneider, Schwerdtfeger, Schwerdtschleifer, Tischler, Mehlhändler, Reifer u. a.

Das vierte Buch, die Stadtordnung, zeichnet sich in merkwürdiger Weise durch sehr detaillirte polizeiliche Bestimmungen aus, die gemeine Sicherheit und öffentliche Ordnung betreffend. Wir lesen hier genaue Festsetzungen über Maſs und Gewicht, über die Schiffbrücke und Straſsenunterhaltung, über Dienstboten und Feuerordnung, Stadtwachen und Waarenverkauf, und manche andere zur städtischen Polizei gehörige Verhältnisse und Gegenstände. Wir erfahren, daſs die Handwerker und Handelsleute jeder Art, gleichwie in den Städten anderer Länder während des Mittelalters, nur an gewissen Plätzen und Straſsen wohnen und ihre Waaren feilhalten durften, und daſs jede Uebertretung dieser Verordnung eine bestimmte Geldstrafe nach sich zog. Jedes neue Haus muſste in einer gewissen gleichmäſsigen Höhe und Breite aufgebaut werden, worüber der Stadtvogt und die Rathmänner die Aufsicht führten. Auf den Straſsen und auf einem Kirchthurm waren des Nachts immer mehrere Wächter; der Wachedienst war gemeine Bürgerpflicht, wurde aber aus der Stadtkasse vergütet. Abends zur bestimmten Stunde zeigte das Läuten einer Glocke an, daſs das Feuer auf jedem Heerd gelöscht werden muſste; in dem Kopenhagener Stadtrecht v. J. 1294, wo wir dieselbe Einrichtung antreffen, heiſst diese Glocke *campana ignitegii.* Badstuben, Backöfen und Schmieden durften nicht im Innern der Stadt sein. Es muſsten, mit Rücksicht auf Feuersgefahr, in den Höfen, die keinen Brunnen hatten, stets Tonnen mit Wasser sich finden, so wie bei den Häusern Leiter, Haken und Eimer gehalten werden. Sobald Feuer ausbrach, und das Horn oder die Glocke es verkündigt hatte, muſsten alle Männer und alle Weiber herbeieilen mit gewissen Geräthschaften, um zu löschen und zu retten. Eine ganz besondere Fürsorge erweist das Stadtrecht den Berauschten. Dieser Artikel lautet wörtlich folgendermaſsen: „Gehen aber trunkene Leute in der Stadt herum, es mögen Männer oder Weiber sein, und die Wachehabenden stoſsen auf sie, dann sollen sie dieselben auf den rechten Weg leiten und nicht irreführen. Sie sollen fragen, wo ihre Wohnung sei, und weiſs der Trunkene dies, so führe man ihn nach Hause; weiſs er

es dagegen nicht, so führe man ihn zu dem nächsten Hauswirth, und lasse ihn da so lange liegen, bis er weiſs, wohin er geht, es wäre denn, daſs der Hauswirth ihn schon früher in sein Haus geleiten wollte. Jeder, der einen Solchen irreführt, hat verbrochen eine Mark Silber." — Die Stadtordnung beginnt übrigens mit manchen interessanten Bestimmungen in Ansehung der in dem alten Skandinavien so hoch gefeierten Weihnachtszeit. Drei volle Wochen dauerte der Weihnachtsfriede (*Jolafridr*), und für jede Verletzung während desselben, in Wort oder That begangen, galt erhöhte Buſse. Keine Klage wurde in dieser Fest- und Friedenszeit vor Gericht angenommen, mit Ausnahme der die persönliche Sicherheit oder Diebstahl betreffenden.

Das folgende Buch, zwanzig zum Theil recht ausführliche Capitel zählend, handelt vom Kauf, und enthält manches in privatrechtlicher Hinsicht Bedeutsame. Es beschäftigt sich nicht allein mit dem Kaufcontract in seinen verschiedenen rechtlichen Beziehungen und Bedingungen, sondern auch mit manchen anderen Verträgen, mit dem Darlehn und dem Beweis von Schuldforderungen überhaupt, mit der Leihe, Bürgschaft u. dgl. Vorzüglicher Beachtung würdig sind namentlich das vierte und fünfte Capitel. Ersteres hat diesen Eingang: „Dem ist also, daſs wir Bergenser hauptsächlich vom Handel leben müssen. In unsrer Stadt sollen alle freien und volljährigen Menschen über ihren Handel vollgültig verfügen, sowohl Weiber als Männer, ausgenommen, daſs Weiber kein Haus oder Land kaufen dürfen, ohne ihres Mannes oder ihres gesetzlichen Erben Zustimmung." — Darauf folgen ähnliche genaue Bestimmungen, wie sie aus schwedischen und dänischen Rechtsquellen des Mittelalters bekannt sind, hinsichtlich des Verkaufs gewisser beweglicher Sachen, wobei gesetzlich eine besondre Verbürgung (*heimilldartak*) eintreten muſste, um im Fall der Eviction die Veräuſserung zu vertreten und zu gewähren. Diese Bestimmungen verdienen um so gröſsere Beachtung, als sie in den alten norwegischen Rechtssammlungen isolirt dastehen, im Landrechte nicht vorkommen, und einen inhaltsreichen Beitrag abgeben zu der schwierigen Lehre von der Adquisition und Vindication der Mobilien nach altnordischem Recht. Sehr lehrreich sind ferner die speziellen Normen des Statutes über Bürgschaft. Zahlte ein Schuldner nicht rechtzeitig, so muſste er dem Gläubiger einen gehörigen Bürgen stellen oder auch mit seiner eigenen Person haften. Der Kläger führte ihn vor Zeugen auf die Straſse um drei Wohnungen herum, und fragte, ob jemand für ihn die Bürgschaft übernehmen wollte. Fand sich niemand dazu bereit, so wurde der Schuldner in das Arresthaus und am nächstfolgenden Tage auf das Bürgerthing gebracht, wo der Gläubiger des Schuldners Anverwandte fragte, ob sie ihn aus seiner Schuldverbindlichkeit zu lösen bereit wären. Wollten diese nicht, so muſste er die Schuld, wenn er arbeitsfähig war, durch persönliche Arbeit abverdienen. Entwich er alsdann, so sollte er rechtlos sein, es wäre denn, daſs die Thingleute mit Rücksicht auf gewisse im Gesetze angegebene Entschuldigungsgründe (z. B. wenn er sein Vermögen durch Schiffbruch oder Feuersbrunst verloren hatte) ihn freisprechen würden. Aber im letztern Falle muſste er doch einen Eid leisten, daſs er die Schuld bezahlen wollte, sobald Gott ihm wieder das Vermögen dazu gäbe. In dem Schluſscapitel dieses Buches werden die Grenzen der städtischen Gerichtsbarkeit durch den Ausdruck *takmerki* bezeichnet; es ist dies ein eigenthümliches altnordisches Wort für das germanische *Weichbild*.

Das letzte Buch, mit der Lehre vom Diebstahl sich beschäftigend, giebt in der Kürze nur einige Abweichungen vom Landrechte an.

Die vorstehenden Bemerkungen und Andeutungen werden hinreichend sein, um zu zeigen, daſs die gegenwärtige Ausgabe des anziehenden Rechtsmonumentes wie eine wahrhaft verdienstliche Leistung zu schätzen ist. Der Herausgeber spricht den Wunsch aus, daſs sein Werk dazu beitragen möge, auf die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Gesammtausgabe der vorzeitigen Rechtsquellen seines Vaterlandes aufmerksam zu machen. Wir können nicht umhin, diesen Wunsch hier zu wiederholen, auf daſs Norwegen in diesem fruchtbaren nationallitterärischen Streben mit Dänemark und Schweden gleichen Schritt halten möge.

A. L. J. Michelsen.

LXXXV.

Sketches in Greece and Turkey with the present condition and future prospects of the Turkish empire. London 1833. 8.

Wie uns jede Gabe angenehm und erfreulich ist, welche uns von dem alten klassischen Boden von Hel-

lis und von dem Schicksale seiner jetzigen Bewohner dargeboten wird, so erfreulich müssen uns auch diese Beiträge eines ungenannten Engländers sein, welche zwar in einem anspruchslosen Gewande erscheinen, aber so viele treffliche Bemerkungen über die Natur dieses merkwürdigen Landes und über den jetzigen Zustand des neuerwachten politischen Lebens seiner Bewohner enthalten, und zugleich so geschmackvoll und selbst dichterisch dargestellt sind, dafs man unwillkürlich davon gefesselt wird, und dafs man dieselben nicht ohne mancherlei Belehrung aus den Händen legen wird. Es war in einer merkwürdigen Zeit als der Verf. den griechischen Boden nebst einigen andern Theilen der Türkei in Asien und Europa besuchte, im Jahre 1832 am Vorabende der politischen Wiedergeburt des griechischen Volks am Ende seines blutigen Kampfes mit der Pforte, als, hoffentlich zum letztenmal die Häuptlinge des Volks in wilder Parteiung sich drohend gegenüberstanden und ihr Vaterland mit Bürgerkrieg verheerten, während die traurigen Ueberreste der niedern Volksmasse in dumpfer Erwartung der tröstlichen Ankunft seiner Retter aus dem civilisirten Europa entgegensahen, — es war nämlich zwischen der Ermordung des Grafen Johann Capodistrias im J. 1831 und der Ankunft des jungen Königs Otto im J. 1833. Die irrthümlichen Meinungen, welche sowohl im englischen Parlament als auch in England überhaupt rücksichtlich der politischen Lage, der Fähigkeiten und des Charakters des griechischen Volkes herrschten, waren es vornehmlich, die den Verf. zur Herausgabe dieses Werkes bewogen, und wovon wir die wesentlichsten und interessantesten Züge mittheilen wollen. Nach einer allgemeinen Skizze der Naturverhältnisse des griechischen Bodens, erhalten wir eine Uebersicht des politischen Zustandes des Volkes, besonders von der Zeit der Verwaltung des Grafen Capodistrias, und des gleich nach seinem Tode ausbrechenden Bürgerkrieges, in welchem mit Ausnahme von Napoli di Romania, dem wirklichen Sitz der Regierung, alle Ortschaften des Festlandes in Trümmerhaufen verwandelt sind, und — der Verf. bemerkt ausdrücklich sich nicht hyperbolisch auszudrücken — Athen, Corinth und Tripolitza fast gänzlich vernichtet worden sind. Das schöne Griechenland bot im Jahre 1832 den fürchterlichsten Anblick von der Welt dar, einen Kampf aller gegen alle, einen reinen Naturzustand. Der Verf. führt uns sodann nach Albanien, der Heimath der alten Epiroten und Illyrier, einem Lande, das trotz der Bemühungen eines Holland und Hobhouse noch immer zu den unbekanntesten Theilen Europas gehört, wenn schon es unter dem bekannten rohen aber kräftigen und talentvollen Aly Pascha von Janina, einem nicht unwürdigen Nachfolger des alten Aeaciden eine nicht unwichtige Rolle spielte. Wir erhalten hier interessante Beiträge über diesen Freund der Engländer und dessen tragisches Ende, welches erst vor einem Decennium nur durch Hinterlist von der Pforte herbeigeführt werden konnte. Bei einer Ausflucht nach dem Ambrakischen Golfe und einem Besuche in Vonitza im alten Akarnanien werden wir mit dem General Pisa bekannt gemacht, welcher seit seiner Verbannung aus seinem Vaterlande Neapel wegen der Theilnahme an der Insurrektion unter Pepe den Griechen seine Dienste gewidmet hatte und zu den wichtigsten Häuptlingen in Griechenland gehört. Ueber die Ruinen des unglücklichen Missolunghi, wo die Asche des Helden Marco Botzari ruht, und über Patras, wo unser Verf. von dem damaligen Gouverneur des Orts, dem Fürsten Wrede, sehr bereitwillig in seinem Reiseplane unterstützt wurde, gelangte derselbe nach Lepanto am Eingange des Corinthischen Golfs, und machte dort die Bekanntschaft des Generals Giavella, eines gebornen Sulioten und eines der ausgezeichnetsten Helden Griechenlands, der zugleich die Achtung aller übrigen Parteien geniefst. Die ruhmvolle Vertheidigung Missolunghis und der glückliche Durchbruch, den er sich mit seiner Schaar durch die Massen der Türken erzwang, haben ihm einen dauernden Namen erworben. Von dem ehemals so herrlichen Corinth konnte der Verf. mit Recht den Ausspruch Lucans gebrauchen „*Etiam periere ruinae*," die ganze Stadt war ein unerkennbarer Trümmerhaufen, aus welchem nur sparsame Ueberreste der alten Prachtgebäude hervorstrahlten, die Gefilde umher mit weifsen Gebeinen und Schädeln bedeckt von den im Bürgerkriege getödteten Menschen und Pferden. Nur wenige Tage vorher war die Stadt noch der Schauplatz des Kampfs zwischen der Partei der Rumelioten und der Anhänger Capodistrias gewesen, darum war auch die alte Acrocorinthus mit Flüchtlingen jedes Alters und Geschlechts gefüllt. Der schöne dorische Tempel von Corinth ist noch das einzige Denkmal der ehemaligen Gröfse und Herrlichkeit der Stadt, aber unzerstörbar ist das prachtvolle Panorama, welches sich trotz aller herben Schicksale

Griechenlands noch immer von der alten Acropolis der Stadt ausbreitet, den Corinthischen Golf und den Saronischen Golf mit Salamis und Aegina umfaßt, bis zu den Schneehöhen des Parnassus reicht, bis zum Vorgebirge Sunium und bis zu den hohen Weideebenen Arcadiens. Von Corinth begab sich der Verf. nach Attica, und über Athen bald darauf nach Epidaurus in Argolis. In Pidavro, dem alten Epidaurus, lernen wir den schrecklichen Zustand der griechischen Soldateska, der sogenannten Albanesen kennen, weil sie in Albanischer Kleidung gehen und zum Theil auch Albanischer Abstammung sind. Als wilde Raubschaaren durchziehen sie das Land, rauben und plündern, wozu sie häufig durch die Noth getrieben werden, begehen aber auch die fürchterlichsten Gräuelthaten, ohne daß die griechische Bevölkerung auch nur daran denkt den geringsten Widerstand zu leisten in der Besorgniß, jene Raubhorden möchten bei anderer Gelegenheit um so härtere Rache nehmen. Voll Verzweiflung läßt das Volk in dumpfer Hingebung auch die größten Gräuel an sich vollbringen, so daß selbst der Verf. von Zorn ergriffen gleich Moses in Aegypten einem Albanesischen Schurken, der ein junges Weib mit einem Kinde verfolgte, einen solchen Karabinerstoß gab, daß er leicht für immer das Aufstehen vergessen hätte. Dann führt uns der Verf. nach dem Gebirgslande Maina auf den alten Taygetus am Kap Matapan und giebt in wenigen Zügen eine schöne Zeichnung von der Natur dieses Gebirgsgaues und dem Charakter seiner Bewohner, der kriegerischen Mainotten. Pietro Bey Mauromichalis, das Haupt einer der bedeutendsten Mainottischen Familien, war zugleich Oberhaupt dieses Gebiets und einer der tüchtigsten Vorkämpfer in dem Freiheitskampfe, in welchem neun seiner nächsten Verwandten ihr Leben gelassen hatten. Wie schwer es aber ist, diese Natursöhne Griechenlands, welche wie vornehmlich die Mainotten niemals die Osmanische Oberhoheit anerkannt hatten, an ein geregeltes sittliches Staatsleben zu gewöhnen, erhellt besonders an diesem Manne, der ganz ähnlich den alten griechischen Heroen eine höhere sittliche Weltordnung begründen will, aber auf der andern Seite sich nicht dazu verstehen kann, seinen subjectiven Willen dem allgemeinen Willen unterzuordnen und in der Aufopferung der Ungebundenheit die wahre Freiheit wieder zu gewinnen. Daher der doppelartige Charakter dieser Mainotten als Heroen und als Räuber, wahrlich die echten Nachkommen der alten Anwohner des Eurotas und des Taygetus. Unglücklicherweise versuchte er Capodistrias zuerst an dem Pietro Bey, dem hochmüthigsten und kühnsten, aber allgemein geachtetsten unter den griechischen Häuptlingen, die allgemeine Ordnung der höhern Staatsgewalt geltend zu machen; der Versuch kostete ihm das Leben durch Pietro's Sohn, Georg Mauromichalis, einen der edelsten und talentvollsten Männer der griechischen Jugend. Des Ermordeten Bruder Augustin Capodistrias ließ den heldenmüthigen Georg fast unter den Augen des Vaters nach kurzem Processe erschießen, es war der einzige noch übrige Sprößling seines Hauses; Pietro Bey war fortan für Griechenland und für die Welt abgestorben, er lebt nur noch für die Erinnerung an seinen Sohn, dessen Grabmahl in den Bergen von Maina der einzige Ort ist, der ihm Ruhe und Trost gewährt. Zu den interessantesten Partien dieser Skizzen gehört unstreitig der Besuch des Verfs. bei dem Klephthen Colocotroni auf einem Felsenschlosse Caritena am romantischen Alpheus-Strome auf den Hochebenen Arcadiens. Theodor Colocotroni, „*a man of war and woes*" theilte dem Verf. in einer schönen Mondnacht, wo beide schlaflos auf den Felsterrassen des Schlosses umherwandelnd, einander trafen, die Geschichte seines Lebenslaufes mit, wie er von dem niedrigsten Ursprunge sich zu dem Ansehn, Macht und Reichthum unter seinen Landsleuten emporgeschwungen habe, eine höchst interessante und charakteristische Bildungsgeschichte, wie sie wohl von vielen jener heroischen Naturen des neuern Griechenlands gilt. Die Schilderung einer Arkadischen Morgenscene beschließt diesen Abschnitt. „Die Sonne war so eben aufgegangen. Ein dicker Nebel erhob sich aus dem Thale, welches von ihm ganz verborgen wurde; der obere Theil der Hügel und ein kleiner Thurm in einiger Entfernung erhoben sich wie aus einem weiten Gewässer und schienen mitten in der Luft zu schweben."

(Der Beschluß folgt.)

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Sketches in Greece and Turkey with the present condition and future prospects of the Turkish empire.

(Schluſs.)

„Zuletzt rollte sich dieser unermeſsliche Dunstocean langsam und schweigend hinweg — die Wälder und Dörfer traten allmälig hervor — die grüne Bekleidung der Felder strahlte schon hier und dort durch die Zwischenräume des verschwindenden Nebels hindurch — und das ganze Gemählde gab ein ziemlich genaues Bild von der Scene, welche die Welt dargeboten haben muſs, als die Wasser der groſsen Fluth sich in ihre Grenzen zurückzogen, und als Noah aus den Fenstern seiner Arche auf die gerettete und wiedergeborne Erde hinabsah. Die weite reiche Ebene von Caritena lag unter mir in ihrer ganzen Ausdehnung mit dem Flusse Alpheus, der sich langsam durch sie hinwand; das Thal war mit Dörfern und kleinern Ortschaften überstreut, und in der Ferne konnte man die wenigen Ueberreste erblicken, welche von Megalopolis übrig waren, und welches als Nebenbuhlerinn von Sparta zur Zeit von dessen Gröſse gegründet, nun dessen Nebenbuhlerinn in dem Verfall und Vernichtung ist. Zur rechten Hand daneben lag der Lykäische Berg, von dessen Höhen man eine Aussicht auf ganz Morea genieſst und im Süden endigte die Landschaft mit den Schneegipfeln des Taygetus, die sich grade über dem alten Sparta erheben. Eine Scene, die sich nicht leicht vergessen läſst." Von dem Schlosse Caritena aus verfolgte der Verf. seine Straſse durch Orangen- und Myrthengebüsche längs den Ufern des romantischen Alpheus nach den Gebirgsgauen auf der Grenzmark von Arcadien, Elis und Messenien, durch welche der Strom schäumend und laut tobend sich einen Weg hindurch bahnt. Die prachtvollen Ruinen des Tempels des Apollo Epicurius neben Phygalia, welche kaum erst seit zwei Decennien wieder entdeckt worden sind, waren der Gegenstand dieser Ausflucht des Verfs. nach den sonst minder besuchten Theilen des Peloponnes. Dieses herrliche Denkmal des Alterthums, ein Werk des Iktinus, des Baumeisters des Parthenon und des Athene Tempels zu Sunium, welches nach Pausanias unter allen Tempeln des Peloponnes am meisten bewundert wurde wegen der vollendeten Schönheit des Baues und der Trefflichkeit des Marmors, ist uns durch seine plötzliche Zerstörung durch vulkanische Gewalten herrlicher erhalten worden, als wenn der Zahn der Zeit und die Barbarei der Menschen, wie es bei so vielen andern Prachtbauten geschah, an seiner Zerstörung gearbeitet hätten. Schon die Lage dieses Tempels giebt einen vollgültigen Beweis von dem hohen und ausgebildeten Geschmack des alten hellenischen Kulturvolkes, selbst wenn auch von der sonstigen Schönheit dieses Prachtwerkes jetzt nichts mehr zu erkennen wäre. Auf den Ruinen dieses Apollo-Tempels machte der Verf. wieder die Bekanntschaft eines merkwürdigen jungen Arkadiers Charilo, dessen anziehende Lebensgeschichte ihm später theils von dem Fürsten Ypsilanti, theils von einem jungen Mainotten mitgetheilt wurde, die wiederum zu den schönsten Partieen des Buches gehört. Die Geschichte dreht sich um die Liebe des Charilo zur Zoe, welche letztere durch den Haſs eines griechischen Magnaten, der sich an Charilo wegen einer Beleidigung rächen zu müssen glaubt, dem Harem eines vornehmen Osmanen Ebn Hamet zu Tripolitza überliefert wird, und die Geschichte schlieſst mit dem tragischen Ende der Zoe und des Ebn Hamet bei der blutigen Erstürmung von Tripolitza durch die Griechen. Solche Züge geben das treueste Gemählde von dem Zustande Griechenlands in den letzten Zeiten und von dem Verhältniſs der herrschenden Osmanen zu den beherrschten Griechen. Aehnliche Züge findet man auch in dem interessanten Kapitel, welches von den Seeräubern des Archipelagus handelt. Ueber die Charaktere der Fürsten Alexander

Maurocordato und Demetrius Ypsilanti, sowie des Admiral Miaulis theilt der Verf. höchst wichtige Beiträge mit, und er beschliefst seine Skizzen über das eigentliche Griechenland mit einer Abhandlung über den Charakter der neuen Griechen im allgemeinen, worin er allerdings die Schattenseiten desselben nicht unberührt läfst, aber auf der andern Seite ihnen auch volle Gerechtigkeit widerfahren läfst und die Hoffnung ausspricht, dafs die Griechen bei ihren trefflichen Naturanlagen in einem so reich begabten Lande unter einer weisen und festen Regierung sich bald die Civilisation der europäischen Völker aneignen und würdige Mitglieder des europäischen Staatensystems werden können. Von Griechenland aus machte der Verf. noch eine kleine Ausflucht nach Klein-Asien nach den lieblichen Gestaden von Jonien, indem er sich nach Ephesus einschiffte und von dort aus das Gefilde von Sardes am Fufse des berühmten Berges Tmolus besuchte. Noch jetzt sieht man auf einem der nördlichsten Vorhöhen des Tmolus die Ueberreste der alten Acropolis von Sardes, der Kapitale des Croesus, an deren Fufs der berühmte Goldsand führende Pactolus, vom Tmolus herabkommend, hinrauscht; aber von der alten Stadt des Croesus ist keine Spur mehr da, während die Ueberreste der alten Römer-Stadt, die sich auf den Trümmern des alten Sardes erhob, noch zahlreich vorhanden sind. Am merkwürdigsten jedoch sind die Ueberbleibsel von dem prachtvollen Cybele-Tempel im ionischen Styl, einst die Hauptzierde der Lydischen Hauptstadt. Die Säulen und Kapitäler sind noch jetzt in der vollendetsten Schönheit zu schauen wie an dem Tage, als sie aufgerichtet wurden, doch stehen leider von den fünf Säulen, welche Chandler zu seiner Zeit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch in ihrer ursprünglichen Stellung fand, nur noch zwei aufrecht, indem die drei andern seitdem durch ein Erdbeben umgeworfen zu sein scheinen, aber, wie auch der Vf. bemerkt, leicht wieder aufgerichtet werden könnten, da sie durch den Fall noch nicht zerbrochen sind. Von Sardes aus begab sich der Verf. nach Constantinopel, und theilt noch ein interessantes Gemählde von dieser alten Weltbeherrschenden Stadt mit, so wie von dem gegenüberliegenden Scutari. Den Beschlufs dieser Skizzen macht eine kleine Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand und die künftigen Aussichten des Osmanen-Reiches, eine Abhandlung, welche um so mehr unter den jetzigen Umständen die Aufmerksamkeit auf sich zieht, als die Augen der ganzen civilisirten Welt auf das türkische Reich gerichtet sind, das als das am längsten dauernde unter allen türkischen Herrschaften jetzt nach einem Bestehen von einem halben Jahrtausend unter heftigen Gährungen und Revolutionen das Schicksal aller übrigen Staaten zu theilen scheint, welche aus dem Islam hervorgegangen sind. Nicht unwichtig sind die Beiträge, welche wir hier über den Charakter und die Regierungsweise des Sultan Mahmud erhalten, und wenn man auf der einen Seite auch nicht läugnen kann, dafs dieser Sultan trotz aller seiner Talente und Vorzüge wesentlich dazu beigetragen hat die Grundsäulen des Staates zu untergraben und denselben umzustürzen, so mufs man ihn doch auf der andern Seite auch völlig davon freisprechen, da er grade zu einer Zeit den Thron Osmans bestiegen hat, wo dieser Staat, der bisher vollkommen berechtigt dastand, jetzt durch die vollendete Ausbildung des neuern Staatensystems durch das höhere politische und intellektuelle Leben Europas gleichsam erdrückt wird, und wo ihm, seitdem das muhamedanische Westasien durch die russische, englische und französische Staatsmacht und Politik in Abhängigkeit von dem civilisirten Europa gerathen ist, die wesentlichen Keime seines Lebens entzogen und fast völlig abgeschnitten werden. —

Ferdinand Müller.

LXXXVI.

Fauna boreali-americana; or the Zoology of the northern parts of British America: containing descriptions of the objects of natural history collected on the late northern land expeditions under command of captain Sir John Franklin, R. N. — Part second, the Birds, by William Swainson, Esq., F. R. S., F. L. S., and John Richardson, M. D., F. R. S., F. L. S., Surgeon and Naturalist to the expeditions. — Illustrated by numerous plates and woodcuts. Published under the authority of the right Honourable the Secretary of State for Colonial Affairs. London MDCCCXXXII. — LXVI u. 524 S. gr. 4.

Von den beiden Verfassern dieses zweiten Theils

der nordamerikanischen Fauna wird Swainson nicht mit Unrecht zuerst auf dem Titel genannt. Nicht allein der gröfsere Theil des Textes, namentlich sämmtliche Beschreibungen, die kritischen oder litterar-historischen Bemerkungen und Alles, was die Systematik betrifft, rühren von ihm her; sondern auch die, fast durchaus vortrefflichen, charakteristischen und naturgemäfsen Zeichnungen zu den 40 gut ausgeführten und sorgfältig colorirten Steindrucktafeln sind von ihm selbst gefertiget. Sie sind in ihrer Art und ihrem Formate wohl das Beste, was man bisher besitzt. (Bei den meisten ist, wenn nicht sein voller Name, doch seine Chiffre „W. S." beigefügt. Ob er auch die Entwürfe zu den zahlreichen Holzschnitten gemacht haben mag, oder nicht, kann man hieraus nicht sehen. Letztere sind ebenfalls recht gut, gleichen jedoch bei weitem nicht denen in Nuttall's Handbuch der Ornithologie der Vereinigten Staaten und Canada's.) — — Richardson hat in der Regel nur die an Ort und Stelle gemachten Bemerkungen über das Vorkommen und Leben der Vögel geliefert; — allerdings in gewissem Betrachte das Wichtigste, indem gerade alles Andere sich eher, als dies, anderswoher ersetzen läfst.

Die ganze Einrichtung des Buches ist bequem, wohl überdacht, und zeugt eben so sehr von Genauigkeit und Sorgfalt, als von Ordnungsliebe; auch ist schon die übersichtliche, systematische Eintheilung des Druckes empfehlender, als sonst gewöhnlich bei Werken der Engländer. S. I—VIII enthalten zuerst ein Advertisement, blofs die Messungen und Beschreibungen betreffend. Dann kommt eine systematische Liste, die angiebt, in welchen Sammlungen Englands und Schottlands die hier zu den Beschreibungen und Abbildungen benutzten amerikanischen Original-Exemplare von Vögeln gegenwärtig zu finden sind; sehr zweckmäfsig für weitere Untersuchungen Anderer! Drittens folgt eine vorläufige Inhalts-Uebersicht des Ganzen, worin die verschiedenen einzelnen Abhandlungen der Einleitung genannt, die Vögel aber einstweilen blofs nach den Ordnungen und Familien aufgeführt werden. Viertens, das Verzeichnifs der Steindrucktafeln und Holzschnitte, von welchen die letzteren in den Text mit eingedruckt, übrigens nur den Landvögeln beigegeben und bestimmt sind, einzelne Theile derselben, besonders Köpfe und Schnäbel, Füfse oder einzelne Federn von besonderer Gestalt, zu genauerer Erläuterung in natürlicher Gröfse oder nach wenig verjüngtem Mafse darzustellen. Von S. VIII—XL läuft die eigentliche, theils historische, theils ornithologisch-geographische Einleitung: die (was sich bei weitem nicht von allem in diesem Buche Stehenden sagen läfst) ihrem Zwecke nach streng zu dem Werke gehört; die daher auch, als hauptsächlich von Beobachtungen an Ort und Stelle ausgehend, den Reisenden, Richardson, selbst zum Verf. hat. Sie ist zu wichtig, als dafs wir nicht wenigstens den Inhalt ihrer VI verschiedenen Rubriken angeben sollten. Nächst dem Historischen, und ihm beigemischt, finden wir in ihr ein Verzeichnifs der Vögel der Nordwestküste Amerikas, sammt einer Tabelle der Temperatur-Verhältnisse an den Haupt-Beobachtungsorten, den verschiedenen Niederlassungen in den sogenannten Pelzgegenden (*fur-countries*) oder den Landstrichen, in welchen die Pelzhandels-Compagnie ihre Geschäfte betreibt. Tabelle I (S. 22—23) ein ganz vortrefflich eingerichtetes, tabellarisches Verzeichnifs aller in der vorliegenden Fauna aufgeführten Vögel (zusammen 238), mit Angabe ihrer Nummer in dieser, der Seitenzahlen, wo von ihnen die Rede ist, der höchsten Breitengrade, bis zu welchen hinauf sie beobachtet, und der Gegenden oder Meridiane, wo sie gefunden wurden; ferner, ob selten oder häufig, gesellig oder einzeln, ob sie hier wandern oder nicht, wann und wie dies geschieht, endlich ob und wie weit sie aufser den *fur-countries* südwärts vorkommen? Die übrigen Tabellen (II—XI) bilden wieder sehr bequeme Namens- und numerische Auszüge aus dieser Haupttabelle, mit genauer Berücksichtigung der gesammten Verbreitung der erwähnten Vögel überhaupt, und mit sorgfältiger Unterscheidung selbst mancher untergeordneteren Verhältnisse. — Nun folgen S. XLI—LVI einleitende Bemerkungen von Swainson über Systematik, theils überhaupt, theils in besonderer Beziehung auf die Ornithologie; endlich S. LVII—LXIII noch eine besondere Vorrede von ihm, zunächst seinen Antheil an dem Buche betreffend; S. LXV—LXVI Litteratur; S. 481—500 ein Appendix neuer Genera und Subgenera; S. 501 ein zweiter, eine neue Schnepfenart beschreibend; und S. 503—23 ein äufserst genauer, klarer und vollständiger, alphabetischer Index über sämmtliche in dem Bande vorkommende Namen; S. 524 Errata.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXVII.

Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1834. 520 S.

Dies Novellenbuch (*novelliero* bei den Italienern) hat, wie alle frühere Sammlungen dieser Art, keinen eigentlich litterarischen Charakter, sondern geht lediglich den Unterhaltungszwecken für das Lesepublikum nach, dies aber nicht ohne kritische Einsicht und durch eine vielfältige Belesenheit in den seltensten Schätzen dieser reichhaltigen Literatur unterstützt. Schon im Jahre 1778 hatte Reichard in seiner „Bibliothek der Romane" ein ähnliches Unternehmen angefangen, das auf einen noch umfassenderen Plan berechnet, mehr mit literarhistorischen Nachweisungen versehen und bis zu zwanzig Bänden gediehen war. Der Geschmack, in dem in dieser verdienstlichen Sammlung die Bearbeitungen gemacht sind, ist jedoch natürlich jetzt veraltet, und wir freuten uns, als die Arbeit des Hrn. v. Bülow angekündigt wurde, dafs wir nun ein solches Unternehmen, welches immer für den Literarhistoriker wie für den blofsen Unterhaltungsleser ein gleich grofses Interesse hat, in einem passenden Sinne ausgeführt erhalten würden. Der Vf. hat jedoch in diesem neuen Novellenbuch Alles zu sehr durch einander gemischt und die Erzeugnisse der verschiedenartigsten Nationalitäten, Schriftsteller-Eigenthümlichkeiten und Zeiten in so bunter Reihefolge zusammengehäuft, dafs beim Durchlesen seines Bandes kein ganzer Eindruck, keine volle Anschauung nach irgend einer Seite hin, herauskommen kann, und wir uns deshalb mit dem von ihm befolgten Plan im Allgemeinen nicht haben befreunden mögen. Er hätte die Novellen gewisser Autoren in gröfseren Gruppen vorüberführen, die ausgewählten weniger vereinzeln und zerstreuen und den Ort und die Nachbarschaft, worin er sie mittheilte, nicht so sehr dem Zufall und einer von allen Unterschieden der Sprache und Volksthümlichkeit absehenden Willkür preisgeben sollen. Für den blofsen Lesezeitvertreib war freilich jede Ordnung gleichgültig, aber die weiteren Gesichtspunkte, welche sich an diese Novellen knüpfen, und wodurch eigentlich ein grofser Theil derselben erst Werth und Färbung enthält, standen auch dem Herausgeber selbst ohne Zweifel nicht allzu entlegen. Diese Geschichten alle, die sich oft durch die verschiedensten National-Literaturen in ähnlich wiederklingenden Wendungen und Lauten verfolgen lassen, sind meistentheils nur eben deshalb merkwürdig, als sie bestimmten Zeiten, Localitäten und Sprachen angehören und entstammen, und dieser Zusammenhang an ihnen, in dem sie nationalschildernd sind und auf die Culturgeschichte die interessantesten Lichtreflexe werfen, hätte in einem Novellenbuch in so fern geachtet werden müssen, als er durch eine planmäfsigere Aneinanderreihung des Gleichartigen hervorgehoben worden wäre. Das Privatleben in den Novellen eines Volkes arbeitet dem Nationalleben in seiner öffentlichen Geschichte oft wunderbar genau in die Hände, und die ganze italienische Geschichte des Mittelalters ist fast in lauter Familien-Novellistik zersplittert.

Ludwig Tieck hat die Gefälligkeit gehabt, eine Vorrede zu schreiben, in der jedoch von dem Meister dieser Dichtungsgattung wenig Neues und Bedeutendes über dieselbe gesagt wird. Die Haupterscheinungen der Novelle bei Italienern, Franzosen, Spaniern, Engländern und Deutschen werden hier, wie auch in der zweiten Vorrede des Hrn. Verfs. selbst, flüchtig durchgegangen und dabei die Absicht zu erkennen gegeben, durch die vorliegende Novellensammlung klarere und bestimmtere Ansichten über das eigentliche Wesen und den Begriff der Novelle zu verbreiten. Dabei wird ignorirt, was die neuere Kritik bereits für die Lösung dieser Aufgabe versucht, und aufserdem überhaupt etwas vornehm auf die neuesten Novellendichter heruntergesehn, unter welchen man höchstens Wilhelm Müller und Immermann (von denen der letztere kaum Novellen geschrieben) gelten lassen möchte, den Namen Leopold Schefer und viele andere aber gar nicht kennt. Wenn man sich bei Hrn. v. Bülow des Ausdrucks *heruntersehen* bedient, so kennt man zwar die Höhe nicht, von der aus er seine Schau abhalten möchte, aber jedenfalls hat er geglaubt, dafs seine bunt und ordnungslos durcheinandergemischte Novellensammlung schon für sich hinreiche, jene klareren und festeren Bestimmungen über den Kunstbegriff der Novelle zu verbreiten. Die von ihm übersetzten Novellen werden jedoch dem Literaturkenner und selbst dem gröfseren Publikum nicht zum ersten Mal hier bekannt, und die Aus- und Anführungen in seiner Einleitung haben fast nur einen bibliographischen Werth, während die literarischen Fragen, wie weit die Novellenpoesie in gewissen südlichen Literaturen Originaldichtung oder nur aufgenommenes und verarbeitetes Gut sei, und bei welchen Völkern der ursprüngliche moderne Novellenschatz und der Urbronnen der Erzählungen zu suchen, bei den Italienern oder bei den Franzosen (was keineswegs entschieden, aber sehr wichtig ist) unklar und unerörtert bleiben. Ref. wird versuchen, in seiner „Geschichte der Novellen-Literatur", für die er seit Jahren gesammelt und gearbeitet, jene literarhistorischen Fragen zu lösen, will jedoch auf diese unwillkürliche Hinweisung hier keinen Nachdruck gelegt haben.

Mit der Bearbeitungsweise, die der Hr. Verf. den einzelnen Novellen hat widerfahren lassen, wie glücklich und geschickt dieselbe auch an sich oft ausgefallen, kann man ebenfalls nicht dem Princip nach einverstanden sein. Abgesehen davon, dafs die Schreibart der verschiedenen Novellisten in dem Styl der Uebersetzung nie bewahrt ist, — worauf es auch allerdings meistentheils weniger ankam, weil mehr die ganze Welt der Begebenheiten und Lebensformen an diesen Novellen das Interessante und Anschauenswerthe ist — so hat der Uebersetzer doch auch nicht angestanden, selbst diesen begebenheitlichen Stoff zu verändern und hier und da nach neueren Lesebedürfnissen abzupassen, oder in den Zusammenhang des Originals andere Motive zu legen. Dadurch ist seine Arbeit mit einer Verwirrung behaftet worden, die man beim Gebrauch derselben nicht mehr loswerden kann, indem man, nach Charaktermerkmalen umhersuchend, unvermuthet blofs den Hrn. Uebersetzer in sich aufnimmt, wo man dem Original-Autor etwas Eigenthümliches hatte ablauschen wollen. In Behandlung der Zweideutigkeiten, die von so vielen dieser Erzählungen unzertrennlich sind, hat der Uebersetzer sonst einen sehr richtigen Takt bewährt, da gerade hier Gefahr war, entweder zu viel oder zu wenig zu thun, und in der Novellistik gewisser Völker das Unanständige so charakteristisch ist, dafs es gewissermafsen ein culturhistorisches Interesse behauptet. Boccaccio und Cervantes, diese beiden Schöpfer, Meister und Muster der südlichen Novellenliteratur, wurden von dieser Sammlung ausgeschlossen, weil sie, nach der Meinung des Herausgebers, getreu und vollständig übersetzt werden müfsten. Diese Ansicht theilen wir jedenfalls, doch gewinnt dadurch das Novellenbuch des Hrn. v. Bülow nur immer mehr den Charakter einer zerstreuten und ohne Anfangs- und Mittelpunkte aufgelesenen und durch einander geworfenen Sammlung.

Th. Mundt.

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1834.

Fauna boreali-americana; or the Zoology of the northern parts of British America: containing descriptions of the objects of natural history collected on the late northern land expeditions under command of captain Sir John Franklin, R. N. — Part. second, the Birds, by William Swainson, Esq., F. R. S., F. L. S., and John Richardson, M. D., F. R. S., F. L. S., Surgeon and Naturalist to the expeditions. —

(Schluſs.)

Hinsichtlich der, auf die einleitenden systematischen Bemerkungen folgenden Bearbeitung der einzelnen Familien, Gattungen und Arten (S. 1—480) müssen wir uns begnügen, Einiges hier im Allgemeinen zu bemerken. Einstweilen alle Arten als ächt angenommen, beträgt die Zahl der Landvögel 132, die der Wasservögel 106; unter jenen sind 27 Raubvögel, 94 Hocker (*Insessores*), 10 Hühner und 1 Taube; unter diesen 41 Sumpf- und 65 Schwimmvögel. Die Geschichte dieser Species wird bald ziemlich vollständig gegeben, wie namentlich bei vielen Raubvögeln, manchen Singvögeln und den meisten Hühnern; bald sind es nur wenige und kurze Andeutungen, wie bei der Mehrzahl der Wasservögel. Hier stehen sogar öfters bloſs nackte Beschreibungen da. Als eine, dem gegenwärtigen Zeitpunkte gemäſs, vollständige Naturgeschichte der Vögel des britischen Nordamerikas kann also das vorliegende, werthvolle Werk noch immer nicht angesehen werden. Doch bleibt es von höchster Wichtigkeit für die ornithologische Geographie; namentlich schon wegen des Vorkommens einzelner recht merkwürdiger Thierformen. Hierunter ist vor anderen *Strix arctica Sw.* (Taf. 30, S. 867) zu zählen: ein auffallendes Geschöpf, nach Gestalt, Farbe und Lebensweise offenbar eine Tageule, aber mit groſsen, auffallend langen Federohren, folglich Ohr- und Tageule zugleich. Die Beschreibungen sind nicht bloſs sehr genau und höchst umständlich; sondern sogar, man kann wohl sagen, nicht selten ausführlich im Uebermaſse. Kurze Diagnosen finden sich nur bei neuen Species. Von letzteren möchte sich indeſs ein ziemlicher Theil lediglich auf klimatische Verschiedenheiten schon bekannter Arten reduciren; einzelne andere sind eigentlich gleichfalls schon bekannt, wenn sie es auch den Engländern noch nicht waren. So kommt hier manche vergessene, oder vielleicht richtiger, kaum bekannt gewordene Species wieder zum Vorscheine.

Unter dem Namen *Linaria tephrocotis* z. B. finden wir T. 50. S. 265 den merkwürdigen *Passer arctous Pall. (Zoogr. II, p. 21—23)*, die *Fringilla arctoa Illiger's* im Berliner Museum, wieder. Ein Vogel, der jedoch hier (von Swainson) offenbar ganz falsch gestellt ist: denn er gehört, wie schon die eigene Abbildung von Sw., noch deutlicher aber das von Pallas selbst herrührende Exemplar zu Berlin zeigt, unter die Schnee- oder Erdfinken, und hat mit einigen Hänflingen, Girlitzen und Zeisigen (*Linaria Sw.*) lediglich seine Rosen- und Karmoisinfarbe gemein. Ueberdieſs sind seine Namen beide nicht gut: indem schon längst eine Pflanzengattung *Linaria* heiſst, und nur *tephrocottis* (τεφρός, *cinereus*, und κοττίς oder κόττη) nicht aber *tephrocotis*, das bezeichnet, was es ausdrücken soll: *greycrowned Linnet.* — Manches gewährt besonders Interesse in Bezug auf das Abändern der Thiere, zumal in Folge klimatischer Einwirkungen, zum Theil auch zufälliger, individueller Disposition. S. 57—60, bei der Beschreibung des *Falco cyaneus* und *F. cineraceus*, S. 90 bei *Strix nyctea* und S. 80 bei *Strix cinerea Gm.* (einerlei mit *Str. lapponica Retz.*, *Nilss.* und *Str. barbata Pall. Zoogr.*) wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht: daſs man durchaus nicht, wie Temminck und Andere, *zu* viel Gewicht auf einige Verschiedenheit in der relativen Länge der

Schwungfedern für die Charakteristik von Species und Gattungsabtheilungen legen müsse; indem dieser Charakter oft mancher Variabilität unterliegt. (Ein Punkt, auf welchen auch bereits Rey. ganz in demselben Sinne, zum Theil selbst in Bezug auf die nämlichen Vogelgruppen, aufmerksam gemacht hat) *). Die Sache wird zwar von Sw. sorgfältig mit sehr guten Beispielen belegt; offenbar aber sind, wie die Färbung zeigt, *Falco cineraceus* und *F. cyaneus* bei ihm mit einander vermischt; obwohl er übrigens zugesteht, dafs er die von ihm hier zusammengezogenen Namen nicht bestimmt als einerlei Species bezeichnend betrachten wolle. Leider legt er jedoch S. 112 ein ziemlich entschiedenes Gewicht auf weit unbedeutendere Unterschiede in der Länge der Schwingen, um den, gewifs höchstens klimatisch und nach dem Alter von dem europäischen *Lanius excubitor* verschiedenen *L. borealis Vieillot's* aus Amerika von ihm zu trennen. Wir glauben auch nicht, dafs sein *L. excubitorides* etwas Anderes sei, als ein klimatisch verschönerter alter *L. excubitor*. Noch weniger halten wir den *Turdus (Merula) solitorius* mit ihm für verschieden von *T. minor. Gmel.* Jener ist vielmehr, wie die Reihen im Berliner Museum und in anderen Sammlungen zeigen, ganz bestimmt nur der jüngere und nördlichere, mehr olivenfarbige, dieser der ältere und südlichere Vogel, der mehr roströthlichen Anstrich bekommen hat. Selbst *Clangula Barrovii Rich.* (Taf. 70 S. 456) mit einem grofsen weifsen Halbmonde vor dem Auge, wo die gewöhnliche *Anas clangula* nur einen mäfsigen, meist rundlichen oder beinahe viereckigen Fleck zeigt, scheint wohl blofs eine klimatische Varietät von dieser; denn manche europäische zeigen den bestimmten Uebergang zu ihr.

Den Inhalt des hier besprochenen zweiten Bandes der *Fauna boreali-americana* in seinem Verhältnisse zu dem Titel betrachtet, könnte man denselben, wie schon der Eingang unserer Bemerkungen gezeigt haben wird, sehr füglich in zwei Theile sondern: in das, was wirklich und nothwendig in das Buch hineingehört, und das, was eigentlich nicht hineingehört, oder wenigstens hier ohne allen Nachtheil entbehrlich wäre und, wenn es auch meistens nicht ganz ohne Veranlassung beigebracht wird, doch eben so gut irgendwo sonst und für sich hätte gegeben werden können. Es sind hierunter die grofse Menge sehr ausführlicher systematischer Bemerkungen Sw.'s zu verstehen, deren Beziehung eine ganz allgemeine ist und gar nicht eigentlich im Zusammenhange mit den Vögeln der *fur-countries* steht, welche nur eben, als Glieder einer bestimmten Gruppe, den Anhaltspunkt zur Anknüpfung des Raisonnements über diese in's Gesammt darbieten. Indefs, einmal in dem Buche stehend, sie mögen nun zu demselben gehören oder nicht, gehören diese Bemerkungen jedenfalls mit in den Kreis unserer gegenwärtigen Betrachtung. Da sie sich nun hier grade so zahlreich vorfinden, zahlreicher und ausgedehnter, als Sw. deren sonst bisher irgendwo geliefert hat; so mag es wohl ebenso sehr an seinem Orte, als motivirt, und bei dem Charakter ihres Urhebers gar sehr der Mühe werth erscheinen, hier Einiges über Sw. als Systematiker mit einfliefsen zu lassen, wenn auch der Raum nicht gestattet, Einzelnes von dem hier Geleisteten zu beurtheilen.

Vor einer Menge von Naturforschern unserer Zeit, die da systematisiren, hat Swainson, wenn gleich auch er gewifs noch auf so manchen Abweg geräth und besonders früher darauf gerathen ist, doch eine Zahl von Vorzügen gemeinschaftlich voraus, die man bei Anderen so oft kaum vereinzelt wiederfindet. Mit seltener Originalität hat er einen Weg eingeschlagen, auf welchem im Allgemeinen sogar wirkliche Irrthümer nicht ohne wesentlichen, indirecten Vortheil bleiben. Denn er verfährt überall mit gröfstem Bedachte, und thut keinen Schritt, über den er sich nicht strenge Rechenschaft abzulegen suchte: indem bei ihm Sehen und Denken, sehr genaue, feine Betrachtung und tiefes Raisonnement, stets Hand in Hand gehen. Und wenn es ihm auch auf seinem Wege vielleicht gerade darum nicht selten begegnet, einen Mifsgriff zu machen, weil er bis jetzt allein das Geschick zu besitzen scheint, ihn zu verfolgen; so besitzt er doch anderer Seits auch wieder die seltene, ihn höchlichst ehrende Aufrichtigkeit, gegen seine früheren eigenen Fehler mit gleicher Offenherzigkeit aufzutreten, ja selbst mit mehr Strenge gegen sie zu Werke zu gehen, als gegen die Mifsgriffe Anderer. Er besitzt ein ebenso entschiedenes, als wahrhaft seltenes Talent dafür: Allgemeines richtig an das kleinste Einzelne zu knüpfen, und, indem er jenes nie über diesem aus dem Gesichte verliert, überall nach umfassenderen Gesetzen zu forschen, wichtige und oft sehr auffallende, überraschend treffende Schlüsse aus dem anscheinend

*) S. Das Abändern der Vögel durch Einflufs des Klimas; S. 72—73.

Unbedeutenden zu ziehen, die feinsten Spuren von Analogien und dergl. glücklich durch höchst verworren scheinende Wesenreihen zu verfolgen; mit Einem Worte, auf die scharfsinnigste und geistreichste Weise zugleich practisch zu sein, und selbst bei den tiefsten philosophischen Combinationen doch immer unerschütterlich den allein realen Boden der Erfahrung festzuhalten: indem er stets auf ihm zu fufsen sucht, weil er mit Recht zunächst von ihm alles Heil erwartet, so sehr er auch mit der Empirie die Naturphilosophie zu verbinden weifs. Er bleibt daher in seinen Betrachtungen stets interessant, und wirkt selbst da noch in gewissem Betrachte belehrend, wo er sich offenbar irrt und zu einseitiger Auffassung verleiten läfst. Doch steht zu erwarten, dafs er sich von letzterem bald vollends in so weit losreissen wird, als die allgemeine Wahrheit des Satzes „*errare humanum est*" dies überhaupt zuläfst. Im Allgemeinen gar nicht genug zu loben ist seine Bedachtsamkeit. In der That, seine Vorsicht geht so weit: dafs, während Andere nicht müde und nie bedenklich werden, in aller Eile und mit gröfster Zuversicht eine Menge neuer *genera* aufzustellen, wie z. B. *Boie* deren 18 aus der Gattung der Colibris, *Trochilus L.*, macht!) er sogar von seinen *Subgeneribus*, — durch welche der Hauptname nicht geändert, sondern nur mit Beibehaltung desselben jeder Species einer weitläufigen, an Formenabstufungen reichen Gattung ein bestimmter Platz in einem engeren Kreise von nächsten Verwandten angewiesen wird, — sehr viele nur einstweilen mit Zweifel aufstellt; die er dann niemals anführt, ohne zugleich sein Bedenken durch ein wiederholt beigefügtes? anzudeuten.

Ganz gewifs giebt es nur Ein wahres Natursystem, wie es nur Eine Natur giebt; und was wir pluralisch Natursysteme nennen, sind nur verschiedene Wege, die verschiedene Naturforscher bei ihrem Bemühen, das wirkliche, alleinige System der Natur zu suchen, einschlugen. Swainson nun ist gewifs mit auf dem nächsten Wege, dasselbe zu finden. Defshalb jedoch ist es eben für die Ornithologie sehr zu bedauern, dafs seine systematischen Bemerkungen in so verschiedenen Journalen und einzelnen Werken zerstreut stehen; und man mufs im wahren Interesse der Wissenschaft lebhaft wünschen, dafs es ihm bald und ohne zu grofse materielle Opfer möglich werden möchte, seine verschiedenen systematischen Abhandlungen, neu revidirt und hin und wieder gekürzt, in ein Ganzes zu vereinigen, ohne jedoch ein blofses systematisches Namen-Schema zu geben. Denn nicht seinem System an sich, d. h. dem Resultate seiner systematischen Combinationen, als vielmehr seinen Ansichten und den zur Erläuterung seiner Zusammenstellungen ausgesprochenen, durchaus vortrefflichen Grundsätzen werden wir den höchsten Preis und einen stets bleibenden Werth zuerkennen müssen. Gern möchte defshalb der Unterzeichnete hiermit wenigstens Etwas zur Verallgemeinerung der gerechten Schätzung eines, wie es scheint, noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten Naturforschers beigetragen haben.

Gloger.

LXXXVIII.

Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wild wachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse nach natürlichen Familien erläutert von Dr. J. F. Brandt, Kais. Russ. Kollegienrath, Prof. u. s. w. und Dr. J. F. C. Ratzeburg, Prof. der Naturwissenschaften u. s. w. Erste Abtheilung. Phanerogamen. Berlin 1834. 169 S. *u. VI* S. 4.

Die nunmehrige Vollendung des ersten Theils dieses schönen Werks, wovon das erste Heft bereits 1828 erschien, wird den Subscribenten sehr angenehm und den Naturkundigen, die es noch nicht besitzen, eine Veranlassung sein, durch ihre Theilnahme das fleifsige Unternehmen der Herren Verfasser zu fördern. Es könnte schon das gefällige Aeufsere, wodurch die saubere und gelungene künstlerische Ausführung der Abbildungen sich empfiehlt, hierzu beitragen — weshalb auch, wie die Verf. in der Vorrede sagen, die Tafeln als Vorlegeblätter beim Zeichnen von Sachverständigen empfohlen worden sind — wenn nicht auch die wissenschaftliche Bearbeitung des Ganzen diesem Werk besondere Vorzüge vor ähnlichen dieser Art gäbe. Es ist nämlich die genaue Kenntnifs der abgebildeten und beschriebenen Pflanzen dadurch wesentlich gefördert, dafs neben jeder Pflanze zugleich zahlreiche Zergliederungen der Blumen, Früchte und des Saamens, bei vielen auch der Keimungsart, in Abbildungen hinzugefügt sind, bei denen man die Sorgfalt des Hrn. Prof. Ratzeburg, von dem diese Arbeit wohl grofstentheils herrührt, nur mit Anerkennung erwähnen kann. Im Ganzen sind nun in diesem Werk 47 blumentragende deutsche Giftpflanzen abgebildet und die dazu gehörigen Beschreibungen ohngefähr nach folgendem Mafsstab gemacht worden. Nach einer kurzen Einleitung über den Begriff des Gifts und den Unterschied zwischen mineralischen, pflanzlichen und thierischen Giften kommen die Verf. zuerst im Allgemeinen auf die Pflanzengifte und deren Eigenschaften und Stoffbildungen und charakte-

risiren dann die betäubenden (narkotischen), die entzündenden (scharfen) und die betäubend-entzündenden Pflanzengifte. Die besondere Abhandlung der Giftpflanzen geschieht nun aber nach den natürlichen Pflanzenfamilien. Zuerst kommen die Monocotyledonen. Es giebt nach diesem Werke in Deutschland 1 giftiges Gras (*Lolium temulentum*), 5 giftige Liliengewächse und eine Aroidee (*Arum maculatum*). Die übrigen 41 Giftpflanzen gehören zu den Dicotyledonen oder vielmehr zu den *Dicherguna*; denn selbst unter diesen wenigen Giftpflanzen findet sich eine, wo die Zahl der Saamenlappen mit der inneren Organisation nicht übereinstimmt (*Cyclamen*). Sie gehören zu folgenden Familien: Thymeleen: 5, Primulaceen: 1, Scrophularineen: 2, Solanaceen: 7, Apocyneen: 1, Asclepiadeen: 1, Ericineen: 1, Compositae: 1, Hülsenpflanzen: 1, Doldenpflanzen: 5, Ranunkulaceen: 20, Papaveraceen: 1, Euphorbiaceen: 2, Coniferae: 2. Die meisten Arten gehören also zu den Ranunkulaceen. Zuerst sind immer die Familien, aus denen giftige Arten beschrieben werden, kurz, aber genügend, charakterisirt; dann folgt die botanische Definition der Gattung und der wesentliche Charakter der Art, ferner eine ausführliche Beschreibung der Species, nebst Angabe der Verbreitung, der Standorte und der Blüthezeit und zuletzt ist von den Eigenschaften, den giftigen Wirkungen und von den dagegen zu empfehlenden Gegengiften die Rede. Da diese Arbeit neben ihren praktischen Zwecken zugleich eine wissenschaftliche Richtung hat, so erlauben wir uns in letzterer Beziehung noch eine Bemerkung. Es wäre nämlich wünschenswerth gewesen, über den Zusammenhang der natürlichen Familien und ihrer giftigen oder nichtgiftigen Stoffbildung etwas Näheres zu lesen, um für die Erkenntniſs der Giftigkeit der Pflanzen den Nutzen oder doch die Bedeutung der natürlichen Familien einzusehen. Dabei würde sich bald gezeigt haben, daſs die Adansonsche Regel von der Uebereinstimmung der natürlichen Familien und der Stoffbildung keinesweges so allgemein ist, als man glaubt. Es wäre dann zu erläutern gewesen, daſs aber nichtsdestoweniger das Studium der natürlichen Verwandtschaften darum für die Giftlehre und die Medicin nicht überflüssig sei, indem doch in Gruppen engerer (Gattungs-) Verwandtschaft innerhalb der Familien jenes Princip noch zuweilen leiten kann. Andererseits aber wäre dabei das physiologische Verhältniſs der Stoffbildung in den Pflanzen zur inneren Organisation und dem Vegetationsproceſs überhaupt der Betrachtung näher gerückt worden, und es hätte nothwendig mancherlei über die Verschiedenheit der Stoffbildung bei gleicher Familienverwandtschaft, wenn sich verschiedene, den Stoffen entsprechende innere und äuſsere Organe bilden, ferner über die Verschiedenheit der Stoffbildung bei derselben Pflanze oder bei ähnlichen Arten nach Verschiedenheit ihres Standortes, des Klimas, ja auch schon der Witterung, zur Sprache kommen müssen. Neben der Veränderung der inneren Organe, durch Schwinden oder stärkere Entwickelung einzelner Organe, ist die Wirkung des Lichts und des Schattens, der Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit hier von groſser Wichtigkeit, um die Abweichungen der Stoffbildung von der Familienverwandtschaft zu erklären, und einzusehen, warum dieselbe Pflanze zuweilen sehr giftig ist, zuweilen wenig oder gar nicht. Auch auf die sichere Bestimmung der Arten und Varietäten haben diese physiologischen Rücksichten Einfluſs. Wir wollen als Beispiel nur die Akonitum-Arten nennen. Wir sind im Princip mit den Hrn. Vf. einverstanden, daſs sie die vielen neuen Species der *Cammaroidea* alle unter *A. Cammarum* und *altigaleatum Hayn.* und die der *Napelloides* unter *A. variabile* mit drei Varietäten: *Napellus*, *tauricum* und *neubergense* vereinen; aber ohne nähere Berücksichtigung der physiologischen Metamorphosen sieht man in der That bei den drei letzten Pflanzen nicht ein, wie dem ganzen Habitus nach so verschiedene Formen zusammengehören sollen, und andererseits erscheint so die Verschiedenheit von *A. Cammarum* und *altigaleatum* um nichts gröſser als die der genannten drei Varietäten. Wenigstens ist das ächte *A. Napellus* von den höheren Regionen der Alpen im ganzen Habitus sehr eigenthümlich. Nur die Formen der niederen Gebirgsgegenden (wie auf den Sudeten und Carpathen) gehen so sehr über. Ohne die Auſsenverhältniſse (Gebirgshöhe, Standort, Klima u. s. w.) sind diese Formen also gar nicht zu verstehen. Die Verf. bemerken richtig, daſs eine bestimmte Grenze zwischen Giftpflanzen und nicht giftigen schwer festzustellen und es also zweifelhaft sein kann, wie weit man bei Aufnahme der Pflanzen in ein ähnliches Werk gehen soll. Offenbar ist es hier aber besser, einige zu viel als zu wenig aufzunehmen und bei der Sorgfalt, mit welcher die Vf. die meisten hierher gehörigen Pflanzenfamilien behandelt haben, sollte man wirklich manche deutsche Giftpflanze hier erwarten, welche man vermiſst. So finden wir, um nur einiges zu erwähnen, unter den Ranunkulaceen keine Clematis-Art, während doch 5—6 Species dieser giftigen Gattung in Deutschland wild wachsen. Unter den Doldenpflanzen vermiſst man *Chaerophyllum temulentum*, unter den Solanaceen: *Solanum Dulcamara*, *villosum*; unter den Primulaceen: *Anagallis arvensis*, von welcher schon den Alten bekannt war, daſs sie Erweiterung der Pupille bewirke. Die Familie der *Cucurbitaceae* verdient wegen der Eigenschaften der *Bryonia alba* und *dioica* unter den Giftpflanzen einen Platz. Auch wuchert *Momordica Elaterium* im Freien bei uns fort, nachdem es angesäet ist. Vielleicht gefällt es den Herren Verfn., im nächsten Bande neben den Cryptogamen noch eine kleine Nachlese von ähnlichen Pflanzen zu halten, was einem Buche, welches so viele Vorzüge besitzt, auch die letzten guten Eigenschaften verleihen würde.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

November 1834.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1834.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Friedländer.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Gloger, in Breslau.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
*v. Henning.
Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hemeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Mindiag.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Göttingen.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Halle.
*Zumpt.

Inhalt des November-Heftes.

Jahrbücher No. 81—100.

Seite

Dietrich, Flora des Königreichs Preufsen, oder Abbildung und Beschreibung der in Preufsen wildwachsenden Pflanzen. 2 Bände. Berlin, 1833 u. 1834. . 855

Eberle, Physiologie der Verdauung, nach Versuchen auf natürlichem u. künstlichem Wege. Würzburg, 1834. 710

Eschenmayer, die Hegel'sche Religionsphilosophie, verglichen mit dem christlichen Princip. Tübing. 1834. — Rosenkranz. 833

Gervinus, historische Schriften. Gesch. der Florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert nebst einer Charakteristik des Macchiavell. Versuch einer innern Gesch. von Aragonien bis zum Auszuge des Barcelonischen Königstamms. Frankf. am Main 1833. — Georg Lange. 705

Kern, über den Ursprung des Evangeliums Matthäi. (In der Tübinger Zeitschrift für Theologie, Jahrg. 1834. Hft. 2.) — Straufs. 761

Lentz, Geschichte der christlichen Dogmen in pragmatischer Entwickelung. Th. 1. Helmstedt, 1834. . 742

v. Meysenbug, Servius. Blätter für juristische Kritik. Erstes Heft. Berlin, 1834. — C. F. G. . 828

Micali, 1. Storia degli antichi popoli italiani. Tom. I—III. Firenze, 1832.

2. Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani raccolti, esposti e pubblicati da Giuseppe Micali. Firenze, 1832. — Gerhard. . 732

Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. Bd. 1. Abth. 1. Coblenz, 1833. 796

Parrot, Reise zum Ararat. 2 Bände. Berlin. — Meinicke. 845

Rellstab, 1812. Ein historischer Roman. In 4 Bänden. Leipzig, 1834. — Mundt. 726

Seite

Schneckenburger, über den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Stuttg. 1834. — Straufs. 761

Sieffert, über den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Königsberg, 1832. — Straufs. . 761

Staudenmayer, Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Th. 1. Frankf. a. M. 1834. — Bauer. 812

Theodori Antiocheni, Mops. episc. quae supersunt omnia edidit A. a Wegnern. Vol. I. Berlin, 1834. — Bauer. 692

Tieck, Novellenkranz. Ein Almanach auf das Jahr 1835. Vierter Jahrgang. Berlin. — Kühne. . . . 753

Tod, Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. 2 Vols. London, 1829, 1832. (Zweiter Art.) — v. Bohlen. . 681

Wachler, Handbuch der Geschichte der Litteratur. Dritte Umarbeitung. In 4 Bänden. Leipzig, 1833. — Ag. Benary. 715

v. Wegnern, s. Theodorus.

Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate. In fünf Bänden. Heidelberg, 1820—1832. — Schön. . . . 809

Anzeigeblatt No. 3.

Seite

Personal-Chronik

Beförderungen und Ehrenbezeugungen . . . 1

Todesfälle 2

Wissenschaftliche Institute.

Neunter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, über das Jahr vom 15. Juni 1833 bis dahin 1834 4

Litterarische Anzeigen . . . . . 5—8

NACHRICHT

ÜBER DIE

FORTSETZUNG DIESER ZEITSCHRIFT.

Die „*Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik*" werden auch im Jahre 1835 in der bisherigen Art fortgesetzt werden. Jährlich werden, ausschliefslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst schnelle Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, den Lesern vollständige Kunde von den bemerkenswerthen neuen litterarischen Erscheinungen zu verschaffen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den litterarischen Intelligenz-Nachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichts-Anstalten der preufsischen Monarchie zu liefern, und durch bibliographische Berichte auch von der ausländischen wissenschaftlichen Litteratur eine Uebersicht zu geben. — Der Preis des Jahrganges bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

DUNCKER & HUMBLOT.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

LXXXIX.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. By Lieutenant-Colonel James Tod, late political agent to the western Rajpoot states. Vol. I. Lond. 1819. *XXXII u.* 806 *S. Vol. II.* 1832. *XXXIII. u.* 791 *S. gr.* 4.

Zweiter Artikel.

Sehr anziehend ist die Schilderung, welche Hr. T. von dem *Feudalsysteme* der Rajputischen Staaten entwirft (I, 129—210) und mit Analogien aus dem germanischen Mittelalter, die hier sehr wohl an ihrem Platze sind und aus Montesquieu, Gibbon und Hallam entnommen werden, in das gehörige Licht setzt; die Grundzüge der Verfassung selbst sind gröfstentheils von Mewar copirt, weil dieses Reich den alten Sitten getreuer geblieben ist und dem Verf. am genauesten bekannt wurde. Zwar sind die Umrisse dieses Systems sämmtlich schon bei Manu enthalten und sowohl Malcolm als Briggs und Stirling haben sie allenthalben angetroffen, wo noch die altindische Verfassung wurzelt; auch ist die Bemerkung nicht neu, dafs diese Verfassung im alten Asien bis auf dieselben Titel hin mit dem in den germanischen Wäldern entsprungenen Systeme übereinkomme und der Verf. kennt selbst die Untersuchung von St. Martin, der bei den Arsaciden dieselben Züge gefunden: allein bei den Rasbuten gehen die Berührungen bis in das Specielle und dieses überall nachgewiesen zu haben, ist ein Hauptverdienst des Hrn. Tod. Es liegt der militairischen Verfassung zugleich eine patriarchalische Regierungsform zum Grunde; der Fürst ist nicht sowohl *primus inter pares*, sondern auch wirklich als Vater des Adels zu betrachten, insofern dieser durch Blutsverwandtschaft mit ihm verbunden ist. Der Ackerbauer oder Raiyot ist Herr seines Bodens nach dem Gesetze des Manu, dafs urbar gemachtes Land dem Bearbeiter gehöre, aber der Fürst ist Schützer und Gebieter des Ganzen, Eigenthümer der Landrente und nomineller Grundbesitzer, *bhûmirâjâ* (I, 494), weshalb auch die Könige von Delhi ihre tributären Fürsten und Vasallen mit dem Titel eines Zemindar belegten. Der Fürst kann einen Jeden mit Land belehnen und die Taxe, welche für ihn an dem Grundbesitze heftet, ist sehr verschieden; in Mewar ist es zur Zeit der Noth der Zehnte und die Belehnung selbst geschieht nach folgenden Grundsätzen: das Land wird, wie es Manu verordnet, in Distrikte von 50 bis 100 Städten vertheilt und in jedes Gebiet, hauptsächlich an der Grenze, ein Vasall mit einem kleinen Hofhalte vom Hofe aus installirt; seine Residenz ist die Hauptstadt des Gebietes, gewöhnlich eine Festung, und hier führen diese Reichsfürsten ganz nach der Weise des Hofes ihren Haushalt im Kleinen: sie haben ihren ersten Minister, ihren Mayordomus, ihre Hofpriester und Hofdichter bis zum Mundschenken herab. Sie sind die erblichen Grofswürden und Rathgeber der Krone, erscheinen aber nur bei festlichen und feierlichen Gelegenheiten oder nach persönlichen Vorladungen am Hofe. Ihnen zunächst steht eine zweite Klasse von Baronen, welche von 5 bis 50,000 Rupien jährlicher Rente geschätzt werden; aus ihnen werden hauptsächlich die höheren Beamten und Officiere gewählt; sie müssen immer zum Dienste des Hofes bereit sein und für jedes tausend Rupien zwei bis drei Reuter vollständig ausgerüstet zur Disposition stellen. Diese Reuterei versammelt sich nur bei grofsen Revüen oder wenn der Fürst in's Feld rückt; ihr Ausbleiben zieht Strafe, ja bei offener Widersetzlichkeit Sequestration und Confiscation der Güter nach sich. Spielt der Krieg über die Grenzen des Landes hinaus, so wird für diesen bedingten Dienst ein gewisses Salair bewilligt, im Uebrigen aber mufs der Vasall seine Reisigen rancioniren. Stehende Armeen kommen nicht vor, so wenig wie

Hülfstruppen. Eine dritte Klasse des Adels (*gole*) besteht aus solchen, welche unter 5000 Rupien Rente geben; sie besitzen einzelne Dörfer und Ländereien und bilden durch ihre grofse Zahl ein Gegengewicht gegen die höheren Vasallen. Die apanagirten Prinzen, so wie alle Zweige der königlichen Familie können als eine vierte Klasse des hohen Adels betrachtet werden; sie stehen unter dem nächsten Einflufs der Krone, welche auf den ersten Descendenten übergeht: die illegitimen Söhne des Fürsten aber heifsen Sclaven (*dâs*) und haben gar keinen Rang, obgleich anständig für sie gesorgt ist: eine Verschwägerung mit einem solchen Königssohne würde der Rasbute für entehrend halten. Die Hauptpflichten eines jeden Vasallen sind, dafs er auf eine Vorladung an den Hof seines Lehnsherrn erscheine, sich ohne Erlaubnifs nicht aufser Landes begebe, dafs er den Fürsten auf die Jagd begleite, mit ihm in den Krieg ziehe und selbst, wenn es nöthig, für ihn als Geissel sich hingebe. Mewar zählt sechszehn höhere Pairs, unter denen zwei mit dem Titel eines Fürsten sich befinden, und der Reichsfürst von Salumbra ist fast zu mächtig, um noch ein Unterthan zu heifsen; in Amber giebt es zwölf Grofsvasallen, in Marwar acht (I, 131. II, 175) und sie alle bis auf den niedrigsten Adel herab werden vom Fürsten belehnt und machen Ansprüche darauf mit ihm blutsverwandt zu sein. Das geringste Lehen heifst *chursa*, wörtlich *Haut* oder *Fell*, nämlich so viel Land als eine zerschnittene Büffelhaut umspannt, woher die Stadt Bhatnair selbst den Namen haben soll (II, 235), oder im Sprachgebrauche so viel Acker als Ein Pflug bestellen kann, wofür Ein Reuter mufs equipirt werden: eine sonderbare Uebereinstimmung in Namen und Sache mit dem germanischen Feudalwesen, wozu Hr. T. noch viele andere aufführt, als *wér*, Feudum, *rekwak* (*preservation*) *salvamenta* u. s. f. (I, 181). Die Verleihungsurkunden bestehen aus Metalltafeln und sind gleichsam die Adelsdiplome der Rasbuten; auf diese, so wie auf die reine Abkunft, welche durch die Caste erhalten wird, ist auch der geringste Rasbute so stolz, als es nur irgend der Europäische Adel sein kann, welchen er in der That auch durch Alter des Geschlechts häufig übertreffen dürfte. Er hält es unter seiner Würde den Pflug zu führen, statt die Lanze zu schwingen und das Rofs zu tummeln, kann dagegen auch bei dem höchsten Range die Tochter des geringsten Vasallen heirathen, ohne eine Mesallianz zu thun. Für seine Familie mufs er sich eigen Mitteln Sorge tragen und zwar nach der Primogenitur, so dafs bei 60—80,000 Rupien Jahrrente der zweite Bruder etwa eine Dorfschaft mit 3—5000 Rupien als sein Patrimonium (*bapota*) besitzen kann, nebenher aber auch sein Glück am Hofe versuchen mag; jüngere Descendenten theilen nach Verhältnifs und haben ihren kleinen Kreis von Abhängigen; die Familien aber, welche sich mit der Zeit immer mehr verzweigen, behalten den Namen ihres Ahnherrn z. B. *Mân Mégsingote Saktawat*, Man, Familie von Meg, Stamm Saktawat. Bei dem Tode eines Vasallen sendet der Lehnsherr eine Civilperson mit einigen Soldaten, um in seinem Namen Besitz von dem Feudum zu nehmen; der Erbe läfst hierauf seine Bitte um Installation mit einem bestimmten Kaufschilling an den Hof gelangen, er wird vorgeladen und legt ohne Huldigungskufs oder Treueeid nur die Formel ab: ich bin dein Kind, mein Kopf und Schwerdt sind dein, mein Dienst ist zu deinem Befehl! worauf er eine neue Schenkungsurkunde erhält und von dem Fürsten vor versammeltem Hofe nach den alten Regeln der Ritterschaft mit dem Schwerdte umgürtet, d. i. wehrhaft gemacht wird, welche Begürtung (*khargabandai*) ebenfalls stattfindet, wenn ein Rasbute majoren ist. Sind alle diese Ceremonien geendet und Rofs, Turban, Feder und Ehrenkleid gegeben, so ist die Installation vollkommen und der Sequester verläfst den im Namen des Fürsten occupirten Sitz. Die beiden Reichsfürsten von Mewar müssen ebenfalls ihre Urkunde erneuern und erhalten Schwerdt und Ehrenkleid, allein sie haben keine Kaufsumme nöthig und sind frei von allen persönlichen Obliegenheiten, aufser dafs sie in ihrem eignen Gebiete die Jurisdiction zu verwalten haben. Von allen diesen höheren Vasallen, oder *grasyathakûr*, welche durch ein Patent von dem Lehnsherrn ihre Besitzthümer gleichsam zur Subsistenz besitzen (*grâs*, als Bissen geniefsen) ist der Allodialbesitzer (*bhûmia*), der eigentliche Zemindar, verschieden: er kann wohl zu gewissen Zeiten zum Dienste gerufen werden, erneuert aber seine Urkunde nicht, sondern ist nach einem stipulirten Uebereinkommen im Besitze und giebt nur neben den bestimmten Abgaben eine kleine Jahrrente. Ein solcher ist der Patel oder Schulze des Dorfes, wie schon in der altindischen Verfassung, und von ihm, dem kleinen Despoten seiner Commüne, bis zu dem geringsten Handwerker herab, betrachtet jeder seine Portion Land, so wie sein Amt, als ewig ihm

und den Nachkommen gehörig, so dafs mithin jede Dorfschaft oder jedes Stadtgebiet eine kleine Republik oder ein *imperium in imperio* bildet. Den Fürsten Baumeister, Maler, Leibarzt, Hofdichter, Genealoge und Heraldiker, besonders die Milchbrüder des Königs — denn die Amme (*dâyâ*) ist eine wichtige Person in diesen wie in allen indischen Staaten (I, 278) —: Alle besitzen ihr Land; die Aemter sind erblich, die Dienste persönlich und der Titel hängt von der Familie ab: verlieren sie daher bei wechselnden Vorfällen ihre Dienste, so sind sie selten verlassen und es ist nicht ungewöhnlich, dafs drei oder mehrere Personen den Titel eines Premierministers (*purdhan*) führen. Ursprünglich entstanden solche Belehnungen allenthalben aus Mangel eines cursirenden Mediums um die Dienste zu belohnen, und wir haben ganz dasselbe Verhältnifs bei den sogenannten Ministerialen am Hofe Karls des Gr., dessen Mundschenk, Oberkoch u. s. f. auf gleiche Weise belehnt, ihre Aemter aber als uneigentliche Feudaldienste betrachtet wurden. Der Uebergang in Rajasthan ist wie in Europa, und T. wendet sehr wohl den Ausspruch Gibbon's hier an: *les bénéfices étaient amovibles; bientôt ils les rendirent perpétuels et enfin héréditaires*. Der Fürst selbst, in Mewar Rana betitelt, mufs gleichsam erst in sein Reich installirt werden, durch den Reichsfürsten von Salumbra, der ihn mit dem Schwerdte umgürtet und seinerseits durch eben diese Ceremonie zum Reichsverweser eingesetzt wird, so oft der König seine Hauptstadt Udipur verläfst; er unterzeichnet dann im Namen des Rana alle Urkunden mit seinem Insiegel, dem Zuge einer Lanze. Die Insignien des Fürsten bestehen in dem Parasol (*hirnia*), dem rothen Schirme (*chhatra*) und dem Fliegenwedel (*chamra*), aufserdem aber hat jedes fürstliche Haus sein Palladium, welches gewöhnlich auf dem Sattelknopf des Rana mit in's Feld genommen wird; das Banner von Mewar ist eine goldne Sonne, das Zeichen des Adels überhaupt eine Pfauenfeder, wozu noch Standarten, Devisen und dergleichen Rittarschmuck kommen, welche in Europa erst seit den Kreuzzügen erscheinen (I, 137). Die Sitte der spätern indischen Fürsten sich alljährlich gegen Gold, Edelsteine und kostbare Gewänder wägen zu lassen, welche hierauf unter die Priester vertheilt werden, findet sich auch bei den Rasbuten, bei einer Wallfahrt nach dem heiligen See von Puschkar (I, 508). Die fiscalischen Revenüen der Krone richten sich nach den Ländern und sind natürlich sehr verschieden; in Marwar fliefsen sie aus den Krongütern (*khalisa*), den Salzlachen, Zöllen und Taxen und bringen kaum mehr als zehn Lak Rupien (100,000 Pf. Sterling), die Gesammteinnahme wird auf 600,000 Pfund geschätzt; früher aber soll der Fiscus volle 16 Lak bezogen haben, von welchen die Hälfte allein aus dem Salzregale einkam (II, 171). Der König von Bikanir hat selten über 50,000 Pf. jährlich (II, 205), am einträglichsten dagegen ist die Provinz Mewar und die Krönung allein, welche zuletzt von Jagatsing mit dem alten Glanze begangen wurde, kostete 90 Lak Rupeder eine Million 125,000 Pf., fast die Revenüen eines ganzen Jahres, welche unter Singram 1509 am höchsten waren (I, 224. 299). Auch hier sind die Kroneinkünfte hauptsächlich an die Landrente gebunden, wozu Zölle, Kriegs- Haus- Pflug- und Ehesteuer kommen. Strafgelder zieht der Fiscus ebenfalls ein und sequestrirt die Güter verurtheilter Adligen; Holz und Fourage bildet ein stehendes Einkommen aus der Zeit, als noch die Fürsten unter Zelten campirten; auch auf Luxusartikel stehen Steuern. Die Münze ist Regal, doch hat der Salumbrachef die Erlaubnifs eine Scheidemünze zu prägen (I, 142). Von Zucker, Oehl, Mehn, Hanf, Taback, Baumwolle, Indigo und Gemüse sind nach Verhältnifs mäfsige Abgaben in Geld zu entrichten, wobei in Mewar die, im Oriente nicht ungewöhnliche Einrichtung getroffen ist, dafs gewisse Ländereien und Departements (*thuas*), welche ihre besonderen Aufseher haben, für die Bedürfnisse des Hofes, die Küche, Garderobe, für die Privatchatulle des Fürsten und die Nadelgelder der Königinn sorgen müssen. Charakteristisch ist hier der Zug des Sangram: er hatte derjenigen Dorfschaft, welche für den Zucker sorgte, die Lieferung erlassen, um den Luxus einzuschränken, vergafs sich aber bei einem Mahle und forderte Zucker. Du hast, erwiederte der Minister, den Bezirk davon dispensirt; worauf der König seine Gerichte ohne Zucker afs und nicht mehr davon sprach (I, 411). — Vom Getraide, welches von einem Staatsbeamten, dem Patel, dem Registrator und dem Eigenthümer auf dem Halme abgeschätzt wird (I, 502), erhält der Rana von Mewar $\frac{1}{6}$ nach Manu's Vorschriften (II, 282); dazu hat der Bauer noch eine kleine Abgabe von zwei Rupien für jede zehn Maund (1 M. = 75 Pf.) zu entrichten, woraus die Gehalte der Feldhüter bezahlt, der Rest aber von dem Patel und Dorf-Rechnungsführer getheilt wird. Eine drückende Abgabe ist in Bika-

nir, Jesselmir und Mewar auf den Rauch gesetzt (*dhûah*, vergl. II, 205. 283): es ist diefs eine Art von Heerdsteuer, die keinem Wechsel unterworfen wird, denn sollte auch das Dorf zur Hälfte verlassen werden, so müssen die Bleibenden den Rauch bezahlen. In Marwar besteht auch eine Thürsteuer, für jedes Haus 10 Rupien, jedoch wird sie nicht gleichmäfsig erhoben, sondern nach der Zahl der Häuser vertheilt, so dafs etwa der Arme 2 Rupien giebt, während der Wohlhabende zwanzig entrichtet (II, 171). Schofs oder Leibsteuer (*anga*), in Marwar eine Rupie per Kopf ohne Unterschied des Geschlechts, in Bikanir ungefähr 6 *pence*, wird auch auf das Vieh ausgedehnt, Kühe, Ochsen und Büffel stehen dem Menschen gleich, ein Kameel vier bis achtmal höher (II, 206). Die eigentliche Verwaltung hat Hr. T. wenig berührt, sie scheint aber im Ganzen einfach zu sein. Die vier ersten Minister von Mewar, Mantris oder Rathgeber, welche wohl kaum es sich würden gefallen lassen, ihren Namen von *mantra*, *Mystification* (I, 140) zu tragen, sind: der *purdhan* oder Premier, der nicht aus militärischem Stande sein darf; er hat sämmtliche Finanzen, so wie die 14 Thua's oder Departements, aus welchen die Hofconsumptibeln bezogen werden, unter sich und ernennt sowohl die Civilgouverneure dieser Distrikte als die Zolleinnehmer und sonstigen Finanzbeamten. Ihm folgt dem Range nach der Bhakschi oder Kriegsminister, ebenfalls aus dem Civile, der die Befehlshaber ernennt, den Sold auszahlen läfst, die Güter sequestrirt und alle Patente ausfertigt. Der Suratnama ist Buchführer aller Revenüen und geht mit dem ersten Minister Hand in Hand, so wie der vierte, Suhaie (*sahayya*, *Hülfe*) als Grofssiegelbewahrer und Geheimsecretair mit dem Zweiten im Vereine arbeitet, indem er die Urkunden schreibt und für die Correspondenz zu sorgen hat (I, 479). Diese vier Minister mit ihren Deputirten und mit dem Fürsten an der Spitze bildeten früher auch die legislative Auctorität; der hohe Adel und die militärischen Chefs hatten dabei keine Stimme. In neuern Zeiten aber sind auch in Rajasthan die sogenannten *Panchayets* als eine gewählte Jury eingerichtet und diese einfachen Tribunale entsprechen vollkommen allen Anforderungen. Neben dem Oberhaupte des Districts nämlich, oder dem Patel, hat noch eine Magistratsperson, welche die Abgaben einnimmt und die Zölle verwaltet, zugleich das Recht zu administriren, worin sie von einem Gerichtshofe, bestehend aus gewählten Assessoren (*chôtias*), unterstützt wird. Der Kläger legt dem Schöffen seine Sache vor und hat mit seinem Vertheidiger das Recht, die Dörfer, gewöhlich zwei, damit die Entscheidung um so unpartheiischer werde, zu nennen, aus welchen die Glieder des Panchayet herbeizurufen sind. Ein jedes Dorf hat solche *judices selecti* oder *scabini*, wie sie in Frankreich hiefsen, und sie bleiben so lange Geschworne als sie untadelhaft und partheilos befunden werden. Sie vernehmen die Zeugen auf den Eid, gewöhnlich bei dem Throne des Fürsten! oder, den verschiedenen Stämmen gemäfs, nach einer andern Norm und sprechen dann das Urtheil, worin sie einig sein müssen. Der Hakim setzt sein Siegel unter das Erkenntnifs und es steht dem Kläger frei an den König zu appelliren; jedoch mufs die Erlaubnifs dazu erkauft werden, weshalb es gewöhnlich unterbleibt (I, 145. II, 170). Hr. T. giebt am Schlusse noch interessante Aktenstücke, um die Verfassung in ein gehöriges Licht zu setzen; es finden sich darunter auch Luxusgesetze und unter andern eine merkwürdige Verordnung von 1713, dafs niemand von den Speisen und Ueberbleibseln eines Gastmahls mit nach Hause nehmen solle. — Handel und Verkehr liegen in Rajasthan sehr danieder und waren weit lebhafter in den unruhigen, kriegerischen Zeiten als in den Tagen des allgemeinen Friedens; auf Karavanenhandel sind auch diese Gegenden recht eigentlich hingewiesen, denn sie selbst haben wenig Resourcen, aufser dafs sie ganz Hindostan mit Salz versorgen. Die Nähe des Indus und die Waarenzüge, welche noch gegenwärtig durch die Wüste pilgern, machen es wahrscheinlich, dafs auch früher schon bedeutende Stapelplätze in Rajasthan angelegt waren, besonders auf der Karavanenstrafse südlich durch Malwa und das alte Ozene, so wie nordwestlich gegen den Indus hinab, der erst seit den mohammedanischen Zeiten eine unüberschreitbare Grenze für den Hindu ist (I, 104).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. By Lieutenant-Colonel James Tod.

(Fortsetzung.)

Wir geben mithin in dieser Beziehung dem Verf. vollkommen Recht, ohne grade seinen Hypothesen zu huldigen, dafs früherhin der Verkehr nach Westen und Norden ungehindert gewesen und der Hinduismus auch diesseit des Indus geherrscht habe (II, 231), denn noch heut zu Tage lebt eine Colonie aus diesen Gegenden, *Multani* genannt, in Astrachan und sowohl Pallas als ein dem Rec. befreundeter Mann, Hr. Mitchell, der lange unter ihnen gelebt hat, rühmen es diesen Indern nach, dafs sie wegen ihrer strengen Rechtlichkeit allen Handelsgenossen in Astrachan vorgezogen werden (I, 529). Der Inder befördert die Communication und Betriebsamkeit selbst aus Religionspflicht; er betet nicht allein für die Reisenden zu Wasser und zu Lande, sondern er legt Karavansera's an, gräbt Brunnen, ebnet Wege und vertheilt Lebensmittel an dürftige Pilger (II, 359) und fast jede Stadt in der Induswüste verdankt auf diese Art den durchziehenden Karavanen ihr Dasein, wobei es noch besondere Bemerkung verdient, dafs die reichen Handelsleute und Wechsler in Indien gewöhnlich Marwarras heifsen, weil sie gröfstentheils aus diesen Gegenden herstammen (II, 234). Da endlich an einem früheren Seehandel des alten Indiens gar nicht zu zweifeln ist, so mufste auch der Verkehr durch diese Länder nach den Busen von *Cutch* und *Cambay* besonders rege sein; noch unter den ersten Moslemen ist von hier nach Ceylan eine lebhafte Schifffahrt und Hr. T. beruft sich auf Marsden und Andere, dafs der Ausgangspunkt aller dieser Fahrten von Guzurate gewesen (II, 218). Die Sitten und Gebräuche der Rasbuten anlangend, spricht sich der Verf. dahin aus, dafs ein grofser Unterschied sei zwischen ihnen und den eigentlichen Hindus; jedoch sei derselbe nur äufserlich und persönlich und die Sittenverschiedenheit aller Stämme, welche sonst sehr auffällig sein würde, werde durch eine und dieselbe Religion wieder ausgeglichen. Er behauptet, der allgemeine Charakter eines Hindu sei eine Mischung von Arroganz, politischer Blindheit, Stolz und Edelmuth, womit er dem gefallenen Feinde willig verzeihe (I, 287) und dieser Ausspruch kann wohl nur auf den Rasbuten gehen; wenigstens wollen wir denselben nicht weiter ausdehnen. Der Rajaputra ist stolz und hängt mit Wärme an seinem Besitzthume, wie an seinem Vaterlande, welches eine magische Gewalt über ihn ausübt: der Name seiner Frau oder Geliebten darf nicht genannt werden, sein Land aber immer mit Achtung oder das Schwerdt ist den Augenblick aus der Scheide (II, 429). Kriegerische Tapferkeit, Rittersinn und Gastlichkeit ist ihm geblieben trotz aller Umwälzungen und trotz der durch den Islam hie und da aufgedrungenen Bigotterie; tilge man, sagt T., diesen Rittergeist und die Rasbuten werden aufhören solche zu sein, sie werden sich selber nicht mehr vertrauen (I, 123). Man frage, welches das gröfste Laster sei? und man wird zur Antwort erhalten: *gunchor* (wörtl. Tugenddiebstahl) oder das Vergessen einer Gunst, welches, mit *satchor* (Raub der Wahrheit) oder Treubruch verbunden, eine Höllenstrafe von 60,000 Jahren nach sich zieht, denn Dankbarkeit ist dem Rasbuten unzertrennlich von *Svâmdherma* oder Treue gegen seinen Herrn (I, 194). Ein erschreckliches Gift aber, das Opium, hat diesem Volke die Hälfte seiner Tugenden genommen, seine Fehler vergröfsert, seiner natürlichen Tapferkeit eine Art von wahnsinniger Wildheit gegeben und seine Fähigkeiten eingeschläfert; es ist ihm fast nöthiger als die Speise (I, 644) und alle etwaigen Grausamkeiten werden im Taumel des Opiumrausches verübt. Von den früheren Tagen des Ritterthums, als noch eine Prinzessinn durch die Selbstwahl den Tapfersten mit ihrer

Hand beglückte, spricht der Rasbute mit Entzücken (I, 139), aber auch gegenwärtig noch beseelt ihn der Geist einer gewissen romantischen Chevallerie und wenn Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht ein Kriterium der Bildung sei, so müsse, behauptet der Verf., diese Nation einen hohen Rang behaupten (I, 276. 609). Zwar leben die Frauen der höheren Stände in Harems eingeschlossen; nur die der unteren Klassen erscheinen öffentlich und die Brunnen sind hier wie bei dem alten Hebräer diejenigen Plätze, wo die meisten Ehen abgeschlossen werden (I, 610); auch ist der Rasbute so eifersüchtig, dafs selbst der Hausarzt den Puls einer Frau nur durch einen Vorhang fassen darf (I, 626), allein eben diese Verborgenheit wirkt mächtig auf die Phantasie und die Sitte des *Rakhi* (wahrsch. von *raksh, schützen*) ist eine feine Galanterie, welche der Cavalier von Rajasthan heilig hält. Edle Frauen übersenden zum Zeichen der Gunst oder in Zeiten der Noth, Jungfrauen dagegen nur bei dringender Gefahr, einem Manne ihr Armband und verleihen ihm dadurch den Brudernamen; ein solcher Ritter ist gehalten mit brüderlicher Aufopferung das Wohl seiner Dame zu vertheidigen, für sie zu kämpfen und sein Leben zu wagen, ohne von ihr eines Lächelns sich je zu erfreuen oder sie auch nur gesehen zu haben (I, 312), und der Verf. selbst wurde auf diese Weise zum Bruder mancher Schönen erkohren. Früher bestand auch in Rajasthan Monogamie (I, 611); erst seit der mohammedanischen Herrschaft ist in Indien die Vielweiberei allenthalben und mit ihr das Leben des Harem eingerissen, weshalb wir die Stellen des alten Gesetzes, welche der Verf. für eine bessere Behandlung des Weibes anführt, kaum noch für die jetzigen Rasbuten dürfen geltend machen: denn mit der Achtung gegen das schöne Geschlecht, die in der indischen Vorzeit so allgemein sich zeigt, streitet hier, dafs der Rasbute die Töchter verachtet und den Tag verwünscht, an welchem ihm eine Tochter geboren, daher denn der Kindermord in diesen Gegenden leider nur zu häufig ist (I, 636). Die Religion auctorisirt diese Barbarei keinesweges, wohl aber begünstigen Furcht vor Mifsheirathen und das Festhalten an der Caste dieselbe ungemein und so herrschen dabei im Grunde dieselben Motive, welche dereinst in dem finstern Europa das klösterliche Einsperren der Töchter beförderten. Am weitesten geht der Töchtermord bei den Ihareyas, einer Nebencaste der Rasbuten, welche durch Zwischenheirathen mit Moslemen ihr Geschlecht verloren haben (I, 639). Von der Regierung sind die Weiber ausgeschlossen, sie dürfen jedoch, ganz wie im Alterthume, während der Minderjährigkeit des Thronerben die Verwaltung übernehmen; dafs die Töchter bis zu denen der kleinsten Häuptlinge herab, lesen und schreiben können (I, 641), ist ebenfalls ein Erbtheil aus der indischen Vorzeit, durch welchen sich die Frauen von Rajasthan vor denen der jetzigen Hindus auszeichnen. Die Bewerbung fürstlicher Personen geschieht durch das Uebersenden einer Kokosnufs; Wittwen sollen in früheren Zeiten wieder geheirathet haben und so ist es noch bei den Gebirgsstämmen der Mairs, deren Scheidungs-Ceremonie darin besteht, dafs der Mann aus seinem Turban einen Lappen reifst und ihn der Frau als Scheidebrief einhändigt (I, 685). Die Wittwenverbrennungen sind unter den Fürsten Rajasthans, in den Annalen wenigstens, sehr im Schwange, scheinen aber sonst selten oder gar nicht vorzukommen: als Jeswant Sing jenseit des Attock starb, verbrannte sich, weil die Fürstinn schwanger war, die Nebenköniginn mit sieben Concubinen (II, 58); vier und sechzig Weiber folgten dem Rana Ajit und vier und achtzig Opfer, deren Bildnisse auf dem Cenotaph verewigt sind, fielen dem Raja Budh Sing von Bundi (I, 725): man schaudert vor diesen Gräueln und möchte es wünschen, dafs auch in diesem Punkte die Chroniken übertrieben hätten. Kriegsgefangene Weiber endlich werden Sclavinnen und Beischläferinnen und um dieser Schmach zu entgehen, nimmt auch der Rasbute in der gröfsten Noth seine Zuflucht zu dem bekannten Johar, d. h. er vertilgt seine ganze Familie und stürzt sich auf den Feind, um sein Leben theuer zu erkaufen (I, 641). —

(Der Beschlufs folgt.)

XC.

Theodori Antiocheni, Mops. episc. quae supersunt omnia edidit A. F. V. a Wegnern Th. Lic. Ph. D. Volum. I. Theodori commentarium in prophetas XII minores nunc primum editum cont. Berolini, imp. F. Duemmleri 1834. *XXX.* 720.

Die Schriften der grofsen Antiochenischen Lehrer Diodorus und Theodorus theilten das Schicksal der Schule, deren Blüthe sie repräsentirten. Nur fragmentweise sind sie uns erhalten worden, wie die Antiochenischen Principien im Alterthum dadurch gemildert wurden, dafs sie gleichfalls nur fragmentarisch und in einzelnen Momenten von Zeitgenossen und Spätern angewendet und dem allgemeinen Leben der Kirche einverleibt wurden. Im Streit über die Person Christi hatte zwar das Princip des Verstandes, wie es zum erstenmale in jener Schule sich in seiner vollen Kraft erfafst hatte, um seine Alleinherrschaft gekämpft,

es unterlag aber insoweit, als die Kirche es nicht von sich stiefs, sondern ihm ihr höheres Princip übergeordnete und es selbst der Vertheidigung desselben zu dienen zwang. Das Interesse, welches die Dogmengeschichte nothwendig an diesem Kampf des Verstandes und des allgemeinen Bewufstseins der Gemeinde nehmen mufste, liefs den Verlust der antiochenischen Schriften um so schwerer empfinden, je mehr es aus einzelnen Fragmenten bekannt war, dafs besonders Theodorus das Princip seiner Schule auf den ganzen Inhalt des christlichen Bewufstseins angewandt hatte.

Mit der Herausgabe der einzigen noch vollständig erhaltenen Schrift Theodors, des Commentars zu den 12 kleineren Propheten, erfüllt daher Hr. v. Wegnern einen von Kirchenhistorikern lange gehegten und oft ausgesprochenen Wunsch, zugleich auf eine sehr erfreuliche Weise, da er seine Aufgabe mit fleifsiger Sorgfalt und Ausdauer ausgeführt hat. Der Abdruck ist nach dem Wiener Codex geschehen, der allein hinreichte, weil er zufällig entstandene Abweichungen abgerechnet, mit dem Vatikanischen, dem Vater aller bekannten Codices unsers Commentars, übereinstimmt. Der Herr Herausg. hat den griechischen Text nach alter Sitte mit einer lateinischen Uebersetzung begleitet, die bei der verwickelten und schwerfälligen Sprache des Originals manchem willkommen sein wird. Aufser dem Bericht über die Codices und der Rechenschaft über die Art und Weise der Herausgabe enthält die Vorrede noch einen Abschnitt über die Authentie des Commentars und über die Zeit seiner Abfassung, in welcher Beziehung der Hr. Herausg. sich dafür entscheidet, dafs Theodor den Commentar bald nach seiner ersten Jugendarbeit, der Auslegung der Psalmen, verfafst habe.

Weil die Herausgabe eines ältern Werkes eine genaue ins Einzelnste gehende Bekanntschaft mit demselben voraussetzt, so erwartet man mit Recht vom Herausg. die einleitenden Bemerkungen über die geschichtliche Stellung und wissenschaftliche Bedeutung des Werkes. Da Hr. v. Wegnern diese Pflicht des Herausg. erst im zweiten Bande, der die Fragmente des Diodorus und Theodorus enthalten soll, zu erfüllen verspricht, aber mit der Beschränkung, wenn Hr. Sieffert ihm nicht indessen mit einer Schrift über den Theodorus zuvorkommt, so hält es Ref. für angemessen, in kurzen Zügen dieses Werk des Theodor und sein Verhältnifs zur dogmatischen Ausbildung der Kirche und zur wissenschaftlichen Auffassung des Judenthums zu charakterisiren.

Es ist ein gewöhnlicher Widerspruch, in den die neuere Kritik zu fallen pflegt, dafs sie sich der allgemeinen, am offnen Tageslicht liegenden kirchlichen Tradition entgegenstellt und dennoch wiederum aus einzelnen Zeugnissen der Vergangenheit die Stützen ihrer Behauptungen aufsucht. Die reichlichere Bekanntschaft mit Theodor verschafft ihr nun auch in der alt-testamentlichen Exegese einen ausgezeichneten Vorgänger und Fürsprecher mitten im christlichen Alterthum. Die Wissenschaft ist zunächst frei von einem so subjectiven Interesse und sie kann ungescheut und ohne Furcht für ihre Existenz die Nothwendigkeit eines Mannes wie Theodor und der antiochenischen Schule aussprechen u. anerkennen.

Im Gefühl der Einheit des Judenthums und des Christenthums hatten die christlichen Apologeten das Heidenthum bekämpft, indem sie die Priorität der christlichen Wahrheit schon in der Prophetie des A. T. nachwiesen und die heftige Polemik der Gnostiker gegen das Judenthum hatte die Kirchenlehrer um so mehr dahingedrängt, die Identität der Offenbarung im Judenthum und im Christenthum zu vertheidigen. In den innern dogmatischen Streitigkeiten endlich hatten die orthodoxen Kirchenväter zahlreiche Beglaubigungen für ihre dogmatischen Bestimmungen aus den Schriften des A. T. geholt. Gegen die willkührliche Weise, mit der diese Identität des A. und N.T. angenommen und für die dogmatische Polemik benutzt wurde, hatte Theodor ein objektives Recht, die Differenz hervorzuheben und an mehreren Stellen seines Commentars nimmt er Gelegenheit, sich hierüber zu erklären. Insbesondere ausführlich spricht er sich zu Zach. 1, 7 dahin aus, dafs das A. T. von Gott als dem Dreieinigen kein Bewufstsein und keine Ahnung habe. Gott sei hier nur als die schöpferische Substanz und das Endliche als die Schöpfung gewufst. Da schon die alte Kirche in ihren Streitigkeiten über die Trinität wohl das Bewufstsein hatte, dafs nur, wenn Gott als der Dreieinige begriffen würde, auch das Princip der Offenbarung und die ewige Bewegung Gottes zur Creatur, um sie zur Einheit mit sich zurückzuführen erkannt sei, so heifst jene Erklärung des Theodor nichts anderes, als das A.T. habe „nur" den Gegensatz Gottes und der Creatur gewafst. In der Annahme derselben Differenz stimmen die neuere kritische Betrachtung des A. T. und die Wissenschaft überein, das starre „nur" aber, in dem die Kritik sich verhärtet, löset die Wissenschaft auf, und in der Idee der Prophetie weifs sie die Bewegung aus jenem Gegensatz herauszuerkennen. Denn die Prophetie hat für die Wissenschaft nur dann Werth, was aber ihr unendlicher Werth und die Erkenntnifs ihrer Nothwendigkeit ist, wenn in ihr das Werden des Geistes verstanden wird, in welchem Procefs das Selbstbewufstsein dadurch der Verwirklichung und Erreichung seiner Idee entgegengetrieben wird und aus dem Gegensatz mit seinem absoluten Inhalt der ruhigen Befriedigung in ihm entgegengeht, dafs der absolute Geist selbst als überwältigende Macht dem vom Gefühl seiner Endlichkeit bezwungenen Selbstbewufstsein die Gewifsheit der zukünftigen Erfüllung mit seiner Idee aufdrängt. Der Gegensatz ist noch vorhanden, denn die werdende Befreiung von ihm ist noch ein Erliegen unter der Gewalt des Inhalts der Weissagung; er ist aber auch nicht mehr, denn der endliche Geist weifs, dafs sein Werden, der Procefs seines gegenwärtigen Standpunkts in der Einheit mit seiner Idee, vollendet sein wird.

Das erste Auftreten der Kritik im Theodorus konnte noch nicht jene Trennung des Judenthums aus seiner Continuität und Bewegung zum Christenthum bis zur Läugnung der Inspiration führen, an der das Alterthum zu zweifeln nicht vermochte, vielmehr zeichnet sich Theodor durch seine Auffassung des Zustandes der prophetischen Begeisterung vor seinen Zeitgenossen aus. Seitdem der Montanismus die Opposition seines unmittelbaren frommen Gefühls gegen die absolute Geltendmachung des äufseren kirchlichen Verbandes bis zur extremen Behauptung gesteigert hatte, dafs im wahrhaften Wissen allein Gott im Menschen wisse, ohne dafs das menschliche Bewufstsein irgendwie dabei bethätigt sei, hatte der Anblick dieser Begeisterung, die sich der Analogie mit der prophetischen rühmte, die Kirche so nachhaltig erschreckt, dafs von jetzt an in der abweichenden Auffassung des begeisterten Zustandes der Propheten zugleich die treffendste Widerlegung der Montanisten gesucht wurde. Man schrieb nun den Propheten die klarste und sicherste Einsicht in die neu-testamentliche Oekonomie zu, so dafs sie nicht von den Evangelisten verschieden seien und ihr Selbstbewufstsein schon in die ruhige Gleichheit mit seinem verheifsenen Inhalte übergegangen sei. Mit Recht entwickelt dagegen Theodor in der Erklärung von Nah. 1, 1 den prophetischen Zustand als einen solchen, in dem der Einzelne aus dem verständigen Zustand des weltlichen Bewufstseins in die Anschauung der verheifsenen Zukunft „entrückt" sei. Selbst als ein plötzliches Ergriffenwerden, also nicht vermittelt durch einen einzelnen Akt des Selbstbewufstseins stellt er diese Metastase des Propheten dar.

Zunächst folgt zwar dieses Zurückgehen auf die frühere und ursprüngliche Vorstellung von der prophetischen Inspiration aus des Theodorus Vorstellung vom Gegensatz des Schöpfers und der Creatur, so dafs die göttliche Einwirkung auf diese ohne ihr Zuthun plötzlich in sie eingeht; wie aber in der neuern Kritik die Weissagung ihre Bestimmung als göttliche Verheifsung verloren hat, weil ihr Inhalt nur als ein endlicher aufgefafst wird, und wie überhaupt nur der Inhalt, zu dem das Selbstbewufstsein in der Prophetie gelangt, das Verständnifs zu dieser öffnet, so giebt Theodor durch das Objekt, das er dem prophetischen Bewufstsein zuschreibt, über seine Bestimmung vom prophetischen Zustand vollen Aufschlufs.

Auch in diesem Punkte mufs das verständige Bewufstsein des Theodorus über seine exegetische Stellung und die Kühnheit, mit der er sich der von so vielen dogmatischen Interessen geschützten Tradition entgegensetzte, anerkannt werden. Der Glaube, dafs allein die christliche Kirche der Zweck aller geschichtlichen Entwicklung vor Christo gewesen sei und dafs jedes Ereignifs in der Geschichte des A. T., die für die Geschichte κατ' ἐξοχὴν galt, nur darin Sinn und Zweck habe, dafs es die künftige Gestalt und Bildung der Kirche präfigurire, hatte seine Berechtigung vor allem in dem Bewufstsein der Propheten nachzuweisen gesucht, aber in jugendlichem, haltungslosen Drange selbst die äufserlichsten Bilder und Bestimmungen als die Zeugnisse seiner Wahrheit angesehen. Aussprüche, die in der Gegenwart, in der sie vorgetragen sind, ihre Erledigung finden, galten für jenen Glauben als tiefsinnige, geheimnifsvolle Verheifsungen des Messias. Es gehörte eben so viel wache Besonnenheit dazu, sich von einer so willkührlichen

Auslegung zu befreien, als aber auch Muth, zugleich die Kette, welche die Prophetie mit der Kirche verbindet und ihr nur in dieser ihre Enthüllung giebt, zu zerbrechen. Theodorus that beides, und als einmal das letzte geschehen war, war es ihm leicht, keine einzige Stelle der Propheten in seinem Commentar für messianisch zu erklären. Die äufsern Schicksale des Volks, sein Exil und die Befreiung aus demselben, Serubabel und die Makkabäer, sind der Inhalt, den nach ihm die prophetischen Aussprüche bezeichnen, und der in dieser Specialität und Einzelnheit die Bestimmung des Theodor vom prophetischen Zustand erklärlich macht. Denn nur Anschauung so einzelner Erzeugnisse bedarf es freilich jener plötzlichen Versetzung aus dem Zusammenhang des weltlichen Bewufstseins. Wenn sie nicht in einem ewigen Gesetze begründet werden, welches sie nicht nur als jene einzelne hervorruft, sondern unter den mannigfaltigsten Gestalten wiederholt, fortsetzt und ihnen so die Form der Allgemeinheit giebt, und sie zufällig und ihre Kenntnifs kann nur dem seiner Welt entrückten Geiste mitgetheilt werden. Am wenigsten sind sie der nothwendige Inhalt des Selbstbewufstseins, wie es aus dem Judenthum und aus seiner endlichen Form heraus in der Prophetie zur Gewifsheit der Gestalt erhoben wird, in der die Unendlichkeit des Geistes gegenwärtiges Dasein erhalten hat. Nur dieser nothwendige und allgemeine Inhalt führt zum Begriff der Inspiration und zur Erkenntnifs des prophetischen Zustandes als einer noch extatischen Begeisterung. Denn der Akt, in dem der Prophet zur Anschauung jener besondern vom unendlichen Geist erfüllten Gestalt gelangt, führt ihn aus seinem endlichen Bewufstsein heraus und thut ihm Gewalt an, da es nicht sein Akt ist, so dafs jener Inhalt in ihm schon Gestalt gewonnen hätte, sondern das noch alleinige Thun des Inhaltes, der in seiner kommenden Gegenwart das Selbstbewufstsein zu erfüllen verheifst.

Theodorus wendet seine Ansicht, dafs die Prophetie nur einer bestimmten, einzelnen Auslegung sei, mit einer Consequenz an, welche seinem Commentar, verglichen mit den oft phantastischen Beziehungen, des A. T. bei Aelteren einen herben und strengen Charakter giebt und das oft hervortretende Bewufstsein der Ueberlegenheit eines Mannes, der sein Princip als das Resultat einer verständigen Untersuchung fest zu gebrauchen weifs, gegen das überschwengliche Gefühl, welches zwischen Einzelnem und Allgemeinem unruhig und gesetzlos hin und her schwankt. Erst wenn die Auslegung im Einzelnen vollendet, und ihre Erfüllung in einem Faktum der jüdischen Geschichte gesichert ist, meistens aber in den Einleitungen zu den Propheten kommt Theodor zu einer Beziehung der Weissagung, die über jene einzelne Erfüllung hinausgeht. Sein Pincip ist nämlich nicht bis zu dem Punkte hingeführt, alle und jedwede Beziehung auf Christus zu läugnen, aber er giebt die Behauptung derselben nur in einer Weise zu, die den Antiochenischen Charakter des Commentars in seiner Vollendung zeigt.

Ueberaus bezeichnend für seine Beziehung einer Weissagung auf Christus ist die Anmerkung zu Zach. 9, 9 seqq. Nachdem er den hier verheifsenen König entschieden für Serubabel erklärt hat, sagt er, es sei eine wunderliche und unverständige Auslegung, wenn man diese Verheifsung zugleich auf Serubabel und Christus beziehe. Dieser Uebergang von der Einen Art der Erfüllung zur andern sei eine monströse und widernatürliche Theilung des Ausspruches unter den Knecht und den Herrn. Obgleich aber Theodor den Sinn der Worte und das Bewufstsein des Propheten in die Beziehung auf jene einzelne historische Person eingeschränkt, so begründet er die Erweiterung der Weissagung zur Verheifsung Christi in dem Hyperbolischen des prophetischen Ausspruches. Denn alles in diesem Enthaltene sei in dem einzelnen Serubabel nicht realisirt, die Wahrheit desselben sei erst in Christo an den Tag gekommen. Nur als Hinweisung des Unvollkommnen auf das Vollkommne, des Schatten auf den Körper, oder nur als typisch läfst Theodor die Beziehung auf Christus gelten, und er kommt in diesem Resultat, wie in der strengen, geschichtlichen Erklärung und im Ausgange vom Gegensatz des Judenthums und Christenthums mit der neuern Kritik wieder zusammen. So lange er sich aber gegen das willkührliche und unsichere Vermischen und Verwechseln des Einzelnen und Allgemeinen richtete und sich allein an's Einzelne hielt, bewegte er sich auf einem festen und handgreiflichen Boden, er verläfst diesen und fällt selbst in ungewisses Schwanken, so bald er den allgemeinen Inhalt der Prophetie irgendwie anerkennen will. Denn von dem Triebe des Unvollkommnen, seiner Auflösung im Vollkommnen entgegenzugehn, hat nach ihm der Prophet kein Bewufstsein, dieser findet volle Genugthuung in der Erwartung eines einzelnen geschichtlichen Ereignisses und hat nicht einmal eine Ahnung von dem Hyperbolischen seines Ausspruches. In der Ausübung seiner Kritik hatte Theodor das gute Recht der Sache auf seiner Seite, denn diese verwirft nicht weniger jene unverständige Vermischung zufälliger Ereignisse und des Einen nothwendigen Zwecks aller Geschichte und Offenbarung, aber er giebt sein Recht aus den Händen, wenn er auf dem Standpunkt des Geistes, dessen Entwicklung unmittelbar der Hervorgang der absoluten Vollendung ist, die Gewifsheit der Zukunft in Begebenheiten, die für sich mit dem Geiste in keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, abschliefst und die geistige Beziehung der Prophetie, die er doch wieder aufnimmt, dem Bewufstsein des Propheten entzieht. Nur in den letzten Worten des letzten Propheten, Mal. 4, 4—6, schreibt er die typische Hinweisung auf das Reich Christi auch dem Bewufstsein des Propheten zu, jedoch ohne dafs dieser höchste Gipfel, den die Prophetie bei Theodor erreicht, mit dem ganzen übrigen Commentar wesentlich verknüpft wäre. Verwirft hingegen die Wissenschaft die unkritische Vermischung einer einzelnen geschichtlichen Person und des verheifsenen Reiches des Geistes, des Einzelnen und Allgemeinen, so geschieht diefs dadurch, dafs sie in der vernünftigen Einheit von beidem, in der besondern Gestalt Christi das einzige nothwendige Objekt erkennt, dessen Erwartung und Gewifsheit dem weissagenden Geiste das Bewufstsein und den vorausgenommenen Genufs seiner kommenden Ruhe giebt. Alle einzelnen Ereignisse und Personen, die die Wissenschaft mit der Kritik gemeinsam anerkennt, erhalten für sie erst die Bedeutung der Nothwendigkeit, wenn sie in der heiligen Kette der Entwicklung liegen, welche zur Erscheinung des verheifsenen Christus hinführt. In dieser Continuität ist die Einheit des Bewufstseins wie des Objekts gesichert, das Einzelne dem Reich des Zufalls entnommen und in das Reich der Einen Idee eingebürgert.

Konnte auch Theodor seine Kritik noch nicht zu dieser Einheit hinführen, so verdient die Schärfe, mit der er das antiochenische Princip der Sonderung in das Gebiet der Exegese brachte und im Alterthum schon das Geschäft der neuern Kritik vorzeichnete, volle Bewunderung. Die Kirche war noch nicht vorbereitet, obwohl die Verdammung der Schriften des Theodor ihre Kenntnifs der Gefahr beweist, auch dieses Gebiet der biblischen Exegese in den ökumenischen Streit zu ziehen, aber ihre Stellung zur antiochenischen Lehre von der Person Christi fafste richtig den Hauptpunkt der Differenz auf und giebt zugleich Anleitung für die Lösung des exegetischen Streites. Denn die Trennung, welche Theodor in der Auslegung der Propheten, zwischen dem ewigen Inhalt und der einzelnen Bedeutung derselben einführte, entspricht völlig der Trennung des Göttlichen und Menschlichen in der Person Christi und die typische Beziehung des Einzelnen in der Weissagung auf ihr allgemeines Ziel ist nicht stärker und geistiger als die Verbindung der Naturen in der Person Christi nach der antiochenischen Lehre. In diesem Dogma hat die Kirche gesiegt und dadurch ihren Lehrbegriff befestigt, dafs sie die Unterscheidung der Naturen Christi von den Antiochenern annahm, aber um ihr in der wahren Einheit erst das rechte Verständnifs zu geben. Nicht weniger kann jetzt, nachdem die Kritik wieder durch ihre innere Nothwendigkeit und mit gröfserer Gewalt, um ihre lange verkannten Ansprüche geltend zu machen, hervorgetrieben ist, nur dadurch der Zwiespalt gelöst werden, dafs sie in die Exegese und biblische Theologie aufgenommen wird. Sie selbst ist nothwendig, nicht aber ihr Resultat. Als innere Bewegung der wissenschaftlichen biblischen Forschung wird sie erst mit dieser zu einem gemeinsamen nothwendigen Resultat gelangen.

Bei dieser Anerkennung der neuern Kritik wird die proleptische Ausübung derselben durch Theodor um so höher zu stellen sein und der Reiz ihrer ersten Jugendkraft wird der nun endlich vollständig edirten Schrift dieses Mannes für jeden Kirchenhistoriker und Exegeten beständiges Interesse verleihen. Möge Hr. v. Wegnern den Dank für diese erste so sorgsam ausgeführte Arbeit durch die noch schwierigere Fortsetzung, die Sammlung und Zusammenordnung der übrigen Fragmente, erhöhen. B. Bauer.

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India. By Lieutenant-Colonel James Tod.

(Schluſs.)

Von Kleidung und Putz finden sich bei T. wenig oder gar keine Andeutungen: der allgemeinste, und nur durch Material oder Werth verschiedene, Schmuck des Weibes besteht aus Armringen von Elfenbein oder Knochen, von der Schulter bis zum Handgelenke (II, 285), aber selbst diese einfachen Bänder werden von dem Vf. nur deshalb erwähnt, weil sie auch an Bildwerken in einem Dom in Languedoc erscheinen: denn wer anders als die Visigothen oder Indoscythen habe diese Mode dahin bringen können? — Im Hausrathe des Rasbuten herrscht groſse Einfachheit: keine Sophas oder Kissen schmücken die Halle, wie glänzend diese auch sein möge, sondern eine weiche Decke, mit weiſsem Tuche belegt, genügt zum Sitzen für Fürsten und Niedrige (I, 651), und eben so einfach sind die Beschäftigungen des Adels. Besonders liebt er die Jagd und sein Gewehr wie seine Jagdhunde sind ihm treue Gefährten; auch ist er ein guter Schütze und übt sich häufig im Scheibenschieſsen (I, 645). Zu Hause vertreibt er sich die Zeit in der Rüstkammer mit Besichtigen, Anordnen und Putzen der Waffen, sieht Ringern zu oder läſst Sängerinnen vor sich und Hr. T. spricht mit Wärme von einer solchen rasbutischen Catalani, welche mit ihrer herrlichen Stimme eine wahre Meisterschaft im Gesange verband (I, 647). Er meint: alle die Lauten, Guitarren und dergleichen Geklingel aufzuführen, würde ermüdend für den Leser sein: für historische Forscher aber, welche er doch nach seiner Vorrede sich wünscht, wären Abbildungen und Beschreibungen der Musikinstrumente allerdings sehr lehrreich gewesen. Eben so wenig erfahren wir von der Litteratur, als daſs die Bibliotheken von Jesselmer und anderen Städten aus Tausenden von Bänden bestehen (I, VIII. 520); T. selbst hat eine reiche Sammlung von Handschriften in Sanskrit und Bhribascha mitgebracht und sie der asiatischen Gesellschaft geschenkt: „wir sind, sagt er mit Recht, bei Hindostan in groſser Schuld, denn wir haben das Land aller seiner litterarischen Schätze beraubt und lassen es schlummern auf den Blättern unserer öffentlichen Institutionen (I, 237)." Die Fürsten Rajasthans sind sehr belesen in den alten Epopäen und Tod meint, daſs unsere Regenten Wunder von Gelehrsamkeit sein würden, wenn sie Homer und Hesiod so citiren könnten, wie der Rana von Mewar den Vyasa und Valmiki (I, 650); allein die Vergleichung trifft um deswillen nicht, weil das Epos hier ein nationales ist, wenn wir auch zugestehen, daſs einige Könige sich durch wirkliche Gelehrsamkeit scheinen auszuzeichnen. Kumbho von Mewar (1419) z. B. verfaſste einen Commentar zur Gitagovinda (*tika* ist nicht Appendix, wie T. angiebt I, 288) und Jeysing oder Jaya II. von Amber (1699) ist durch seine Liebe zur Astronomie berühmt. Er ist es, der die neuen Sternwarten zu Delhi, Jeypur, welche Stadt er anlegte, Ugaie, Benares und Mathura errichten und den Xavier de Silva mit Lahires Tafeln kommen lieſs, wornach er die seinen einrichtete und 1728 beendete (II, 356 vergl. Hunter in *Asiat. Res. V.*); im Uebrigen aber redet schon Baber von jenen Sternwarten, und Jeysing mag sie bloſs wieder in Stand gesetzt haben. — Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die Religion von Rajasthan, so behauptet der Verf., daſs allenthalben dieselbe Mythologie und Theogonie, so wie dieselben religiösen Feste gelten, natürlich hie und da local gestaltet und mit geringen Tinten anders gefärbt (I, 121). Er giebt mit der Sittenschilderung von Mewar (I, 507 f. f.) einzelne Skizzen über die Religion des Landes, aber im Ganzen mehr Notizen und fragmentarische Reflection als etwas systematisch Geordnetes, und selbst die mitgetheilten Bemerkungen werden noch so

sehr durch die Ansichten des Verfs. getrübt, und die Mythen so gemengt (vergl. I, 532), dafs wir nur herausheben können, was er als Augenzeuge beibringt. Denn was sollen wir sagen, wenn es (I, 538) heifst: Die Allegorie der Drachenzähne in Griechenland und der Ursprung der Schrift aus Aegypten durch Kadmus, alles sei aus der Fabel der Hindus von Kaniya (so nennt der Vf. den Krischna) oder Apollo und von den Ufern des Yamuna seien die Altäre von Hellas und Rom mit Göttern bevölkert? Oder an einer andern Stelle, wo behauptet wird: Triptolemus von Sparta habe das Gesetz über die Schonung des Rind von Manu geborgt oder vielmehr von den noch gröfseren Freunden der stummen Creatur, den Jainas (I, 395)! — Denn die Buddhisten und deren jüngere, lange nach unserer Zeitrechnung erst auftretende Sekte der Jainas sind dem Verf. weit älter als Krischna und dieser hat selbst seinen grofsen Vorfahren Buddha verehrt (I, 535. 537); sogar die Siks werden einmal Abkömmlinge der Scythischen Geten genannt (I, 398) und bei Gelegenheit eines religiösen Symbols, wodurch Vischnuiten und Sivaiten ihre Verbindung bezeichnen, nämlich zweier verschlungenen Triangel, möchte selbst der Freimaurerorden unter den Palistämmen bestanden haben (I, 727)! — Der vorherrschende Kultus in Mewâr, und wohl auch im übrigen Rajasthan, ist der des Wischnu oder dessen Avalare Krischna und die milden Lehren dieses Dienstes haben den wohlthätigsten Einflufs auf die kriegerischen Stämme geäufsert, schon dadurch, dafs sie Schonung gegen jedes lebende Wesen eingeflöfst und die Satis verringert haben (I, 531). Der berühmteste Tempel des Krischna findet sich zu Nâthadwâra nordöstlich von Udipur am rechten Ufer des Bunas, weil hier dasjenige Bild stehen soll, welches einst zu Mathura verehrt wurde; hieher strömen deshalb die Processionen aus ganz Hindostan nicht sowohl, sondern auch von Samarkand und von den in Astrachan und Sibirien zerstreut wohnenden Indern zusammen, und selten vergeht ein Jahr, in welchem nicht auch von den Frommen aus arabischen Städten, Maskate, Mokha und Dschidda, bedeutende Summen bis zu 10000 Rupien an diesen Tempel gelangen (I, 521. 528), eine Thatsache, welche den ungeheuren Reichthum der altindischen Tempel erklärlich macht. Nach dem Dienste des Krischna folgt der Kultus des Siva und Mahâdevas ist Schutzgott der Rasbuten unter dem Namen Ekalinga im Gegensatze des Sahasralinga und Kotâsvara mit vielen phallischen Emblemen, weil er zum Symbol cylindrische Steine oder Spitzsäulen hat, und seine Tempelkuppeln pyramidal sind, mit quadratischer oder oblonger Basis (I, 514). Sein Altar hat 24 grofse Dorfschaften aus dem Fiscus nebst andern Länderportionen von dem hohen Adel zur Nutzniefsung angewiesen, so dafs mithin der Sivaismus wohl die aristokratische Religionsform von Rajasthan mag genannt werden. Sowohl der Hohepriester des Ekalinga als seine höhere Geistlichkeit, welche durch Wahl befördert wird, leben im Cölibate; sie heifsen *gosaén* oder *gosvâmi's*, *Herren der Erde* (nach T. *die Sinne beherrschend contral over the senses I*, 516. *II*, 141, allein *go* heifst nicht *Sinn*, so wenig als *sén* in dem Worte ist). Sie beschmieren ihren Körper mit Asche und tragen orangengelbe Gewänder, leben in Klöstern oder durch das Land zerstreut, indem sie ihre Ländereien verwalten, sich um Lehn verdingen oder betteln; Einige führen sogar die Waffen und bilden dann einen geistlichen Orden nach Art der Johanniter (I, 517). Die Hofgurus und Purohitas haben die Erziehung der Prinzen und des reichen Adels in Händen, stellen das Horoskop nach denselben Grundsätzen der eitlen Kunst, wie einst in Europa (vergl. die Figur II, 83 mit Brucker u. A.) und erwerben sich einen grofsen Einflufs. Ein Census von drei Centraldistrikten Mewars gab das Resultat, dafs bei weitem der gröfste Theil des schönsten Ackerlandes den Geistlichen gehörte und T. macht auch hier auf das finstere europäische Mittelalter aufmerksam, wo unter dem Mächtigsten unserer Monarchen die Klerisey die Hälfte des Bodens besafs, und auf die Verfügung Karl's des Gr., der auf dem Sterbebette zwei Drittheile seines Reiches der Kirche vermachte, indem er das eine Drittheil für den Ehrgeiz seiner vier Söhne für genügend hielt. Was die Rasbutische Geistlichkeit nicht auf gutem Wege erreichen kann, sucht sie durch Trug zu bewerkstelligen, indem sie falsche Kupfertafeln und Urkunden schmiedet, um ihren Landbesitz zu vergröfsern, wie auch europäische Mönche die Schreibkunst mifsbrauchten, um falsche Documente zu verfertigen: eine That, die in den Zeiten der Unwissenheit nicht so leicht entdeckt werden kann (I, 512). Die Zahl der Jainas als Heterodoxen ist in diesen Gegenden sehr bedeutend und eine einzige Gemeinde (Oswal) zählt 100,000 Jainafamilien; sie sind sehr betriebsam und fast aller Handelsreichthum geht durch ihre Hände.

Unduldsamkeit gegen diese Sektirer findet nicht mehr Statt, und in Rajasthan sehen sich, soviel der Verf. bemerken konnte, alle Partheien ohne Mifsgunst an: hier würde der fromme Missionar wie der Mullah vollkommene Sicherheit und Gastfreiheit geniefsen, wenn er nur dieselbe Duldung, welche ihm zu Theil werde, auch seinerseits ausüben und keinen jener verschiedenen Glaubensgenossen von der ewigen Seligkeit ausschliefsen wolle (I, 519). Den Buddhisten oder Jainas schreibt Hr. T. die schönsten Tempel und heiligen Anlagen im westlichen Indien zu, allein wenn wir wissen, dafs er diese Sekten für die ältesten und identisch hält, so werden wir auf diese Behauptung nicht viel geben dürfen, und wirklich lesen wir, dafs ein schöner Jainatempel zu Komulmer durch griechische Künstler gezeichnet sei (I, 671 und das treffliche Kupfer daselbst). Alles was der Verf. bewundert und für Indien zu schön findet, haben ihm kurzweg die Griechen erbaut; er giebt vor, Chandragupta habe Griechen in Sold gehabt und von ihnen möchten die Künste der Architektur und Sculptur einen bisher unbekannten Charakter angenommen haben (I, 246). Bei einem berühmten alten Tempel zu Barolli zwischen dem Chambal und einem Gebirgspasse (II, 704) wird an die Hunnen gedacht, weil ein Raja *Hûn* der Held jener Gegenden sei und doch sind es auch wieder griechische Künstler, welche diese Länder besucht und nach indischen Zeichnungen (!) die Bauwerke gearbeitet haben; es sind ebenfalls die Hülfstruppen, welche Seleucus dem Fürsten von Ugain gesandt. Der Tempel ist in der That bewunderswürdig; T. schliefst, dafs das Ganze weder in Einem Menschenalter könne errichtet, noch auch mit einer jährlichen Revenüe von ganz Rajasthan bestritten sein (II, 713), denn es würde schon die Arbeit mehrerer Künstler auf viele Wochen in Anspruch nehmen, um den Wundern von Barolli nur einigermafsen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; die Beschreibung der Säulencapitäler allein würde viele Seiten füllen und es sei unmöglich von dem Ganzen mit seiner stupenden und verschiedenen Architektur einen Begriff zu geben, denn hier habe sich die Kunst selbst erschöpft; einige Köpfe wären so vollendet, dafs sie dem Canova nicht zur Unehre gereichen würden, und die Beschauer fühlten sich von der Schönheit der indischen Sculptur tief durchdrungen. Der gröfste Tempel ist dem Siva geweiht und steht mit der Fronte nach Osten; die Säulen sind 18 Fufs hoch, die Figuren 6½ Fufs; das Ganze ist colossal, so wie sehr wohl erhalten, da der Quarz (sollte es nicht Porphyr sein?) am dauerhaftesten, wenn auch am schwersten zu bearbeiten ist und man nicht begreift, welche Instrumente mögen angewandt sein, um den Stein wie Marmor zu poliren. Den Umrifs des Haupttempels zeichnete ein Eingeborner, Namens Ghassi, ab; mehrere Säulen, Verzierungen am Portico und Reliefs, an denen die Bilder so erhoben sind, dafs sie nur lose anzuhängen scheinen, verdanken wir dem Hrn. Waugh (p. 705 ff.): sie sind wirklich Meisterstücke und dennoch wird es anerkannt, dafs sie die Originale nicht erreichen. Die Néreiden, Seerosse und andere Reliefs, bringen den Verf. auf den Gedanken, es möchte wohl in Indien eine elegantere Mythologie untergegangen sein und nur auf Bildwerken sich erhalten haben, allein in solchen Gebilden und Verzierungen hatten die Künstler freie Hand und allerdings wäre der Vorschlag zu beachten von diesen Meisterstücken in Europa Modelle zu verbreiten, theils um neue Ideen zu geben, theils um Indien von dem Vorwurfe zu befreien, als habe es nichts denn Geschmacklosigkeit hervorgebracht (II, 734). Im Innern des Tempels fand T. einen schlafenden Narayana auf der Schlange Sescha aus Einem Stein von 8 Fufs lang, 2 breit und 3 hoch, fein und ebenmäfsig ausgehauen; „ich fühlte, sagt er, eine grofse Neigung den Schlummer des Narayana zu stören und ihn in ein anderes Klima zu versetzen; es würde kein Sacrilegium gewesen sein, denn wo das Bild jetzt liegt, wird es wie jeder andere Stein angesehen." Aus Chandravati nahm der Verf. wirklich mehrere grofse Götterbilder und einen ganzen Karren voll kleiner mit. Eine Inschrift im Tempel gab das Datum 981 (925), schien aber von einem Besucher herzurühren, deren sich mehrere verewigt hatten. — Ein anderer Sivatempel von alter Gröfse fand sich zu Gangabheva in einem Felsenthal auf einer kleinen Oase; eine dortige Quelle wird in Verbindung mit dem Ganges und als eine Emanation der Ganga betrachtet, woher der Ort den Namen hat. Auch hier ist derselbe Reichthum an Sculptur wie zu Barolli, aber Bäume von hohem Alter haben bereits einige Gebäude gesprengt. Ein Pilger hatte das Datum 1011 (955) hinterlassen (II, 716). Schöne Tempelruinen wurden ferner in dem alten Chandravati, neu *Ihalrapatan*, dem grofsen Waarenlager von Obermalva, durch welches der Bach *Chandrabhâga* fliefst, angetroffen, und besonders der Portico eines Tem-

pels erregte durch die Eleganz und den Reichthum der Blumengewinde und des Laubwerkes in Felsen, nach einem so veredelten Geschmacke, dafs er in Europa nicht übertroffen worden, das gröfste Erstaunen (II, 732). Die älteste Inschrift in der Nachbarschaft hatte das Datum 748 (692). Die Baudenkmäler von Mahânâl (grofse Spalte) oder Mainal, an einem Abgrunde von 400 Fufs Tiefe und über diesen hinausragend, bilden Gruppen von verschiedenen Tempeln und Wohnungen, aber nach T. so vollendet, dafs nur der Pinsel eine schwache Vorstellung davon geben könne (II, 745 u. das. das Kupfer). Von einer Inschrift giebt der Verf. die Uebersetzung, ob eine getreue, mufs das Original lehren. — Die übrigen Bauwerke von Rajasthan sind alle neu, z. B. der schöne Tempel zu Ajmer mit seinen herrlichen Säulen (I, 779); der Schmuck ist auch hier sehr reich und verschlungen, zugleich ist jede Säule in ihren Verzierungen und Capitälern verschieden, wie bei der gothischen Baukunst, welche Hr. T. mit der saracenischen für indischen Ursprungs hält. Neu ist auch und aus dem 16. Jahrhundert eine bewundernswürdige Siegessäule (II, 761), die schönste in Indien, obgleich sie nicht so hoch als die zu Delhi ist. Sie mifst 122 Fufs bei 35 Breite, hat neun Stockwerke und an jedem läuft eine Gallerie herum, welche mit Sculpturen, die gesammte Mythologie darstellend, überfüllt ist. Das neunte Stockwerk stellt den Krischna mit den Gopis in der himmlischen Sphäre (*rasamandala*) dar und so ist selbst noch in den neueren Bauten eine höhere Idee versinnlicht. Der Thurm soll 90 Lak Rupien oder 1 Million Pfund Sterling gekostet haben und ist sehr wohl erhalten bis auf die Kuppel, welche vor einigen Jahren vom Blitze beschädigt wurde. — Unter den Fürsten Rajasthans sind viele durch ihre kostbaren Bauten von Festungen, Tanks und Tempeln berühmt, wie Lakha Rana (1373) und Kumbho (1419), der sehr lange regierte und 1469 durch seinen eignen Sohn ermordet wurde. Mewar ist reich an isolirten Anhöhen (I, 8) und diese sind nach Manus Vorschriften alle zu Festungen benutzt, welche zum Theil, wie *Amergurh*, unersteiglich und noch dazu mit Morast und Jungle umgeben sind (II, 675). Kumbho liefs, um Mewar zu vertheidigen, nicht weniger als 32 solcher Bergvesten anlegen und war Urheber von Kumbhomer oder Komulmir, eines erstaunlichen durch Natur und Kunst gleich starken Werkes im Hochlande von Mewar (I, 288). Ein einziger Tempel von drei Stockwerken mit 40 Fufs hohen Granitsäulen und im Innern mit Cornel und Achat musivisch ausgelegt, kostete eine Million Pfund Sterling, zu welchen Kumbho selbst 80,000 beischofs und das Uebrige durch Subscription zusammenbrachte. — Jagatsing (1628) ist Erbauer des schönen Jagmandar (Münster der Welt; I, 373 und daselbst das Kupfer); der Pallast liegt auf einer Insel, besteht bis auf die kleinsten Theile hin aus Marmor und hat sogar gemalte Fensterscheiben. Eben dieser Fürst, nicht *Jeswanta Sing* von Marwar, der allerdings auch ein aufserordentlicher Mann war und leicht den Thron des Moguls hätte stürzen mögen, wenn er die Hülfsmittel gehabt hätte (II, 53), ist Verfasser des schönen und oft abgedruckten Briefes an Aurangzebe, der hier nach dem Originale zu Udipur neu übersetzt ist (I, 380). — Felsengrotten finden sich auch in Rajasthan, wie im übrigen Indien, aber so grofsartig sie zuweilen sind, so können sie nicht mit denen von Ellòre und Salsette wetteifern (II, 722). Herr Tod will in diesen Felsentempeln ein auffallendes Faktum finden: dafs an der einen Seite alles Buddhistisch, an der andern alles Sivaitisch oder Vischnuitisch sei, wir können ihm jedoch dabei nicht trauen, denn stehende und sitzende Figuren sind nicht immer Buddhistisch, oder, was dem Verfasser gleich ist, Jainisch; auch hatte er einen Jainaguru bei sich, der natürlich manches aus seiner Sekte heraus mag erklärt haben. — Doch wir brechen ab und scheiden von dem Verfasser mit aller der Achtung, welche die Wichtigkeit seiner Mittheilungen einflöfsen mufs und mit der Versicherung, dafs der gerechte Tadel in Einzelheiten dem Ganzen nicht hat zu nahe treten wollen: *in magnis voluisse sat est!*

v. Bohlen.

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

XCI.

Historische Schriften von Dr. G. G. Gervinus, Privatdocenten in Heidelberg. — Geschichte der Florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrh., nebst einer Charakteristik des Macchiavell. Versuch einer innern Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des Barcelonischen Königstamms. Frankfurt a. M. Verlag von F. Varrentrapp. 1833. 480 S. *in gr.* 8.

Hr. Dr. Gervinus, welcher dem gelehrten Publikum durch seine früheren litterarischen Arbeiten, besonders durch seinen, im 3. B. des Archivs von Schlosser und Bercht abgedruckten, historischen Versuch über die aragonische Geschichte bereits vortheilhaft bekannt ist, hat in vorgenanntem Werke einen neuen Beweis seines schönen Bestrebens geliefert, mit gründlicher Erforschung des Materiellen der Geschichte zugleich die ideelle Auffassung und Darstellung derselben zu vereinigen. Wie aber in ersterer Hinsicht, zumal in monographischen Versuchen, sich leichter eine gewisse Vollkommenheit erstreben läfst, als in letzterer, so möchten wir auch Hrn. Gervinus eher in jener, als in dieser das *omne tulit punctum* zuerkennen. Und zwar ist es ein allzustark hervortretendes *odi profanum vulgus*, fast möchten wir sagen, ein gewisser litterarischer Adelstolz, welcher sich nur zu leicht verführen läfst, hohe Verdienste zu hoch, niedere dagegen zu gering zu schätzen, es ist ferner ein viel zu überschwenglicher Ideenergufs, der meist, je episodisch überraschender und überströmender er ist, desto mehr der beabsichtigten Totalwirkung Eintrag thut, es ist endlich eine bald zu sehr überfliefsende und genial gehaltene, bald allzu fühlbar, selbst in manchen wesentlichen Erfordernissen eines reinen deutschen Styls, vernachlässigte Diction. Doch verkennen wir, ungeachtet dieser an und für sich geringen Mängel, keinesweges das diesem, aus der Schlosserschen Schule hervorgegangenen Historiker in vorzüglichem Grade inwohnende Talent, in den innern Geist und Charakter der Begebenheiten und handelnden Personen einzudringen und seinen geistigen Wahrnehmungen ein gefälliges, leichtes und ansprechendes Gewand zu verleihen. Eine etwas strenger ausscheidende Kritik, überhaupt etwas mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst und etwas weniger Selbstgefälligkeit in der von uns angedeuteten Beziehung, — und jene Ausstellungen werden künftig wohl ganz von selbst verschwinden.

So sehr es die letzte Hälfte vorliegenden Werkes: *Versuch einer innern Geschichte von Aragonien u. s. w.* in jeder Hinsicht verdient, in ihren vielen ebenso gründlichen als geistreichen Resultaten im Einzelnen gewürdigt zu werden, so glauben wir doch der ersten Hälfte desselben: *Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum* 16. *Jahrh.*, mit Erläuterungen über den sittlichen, bürgerlichen und schriftstellerischen Charakter des Macchiavell, den Vorzug eines gröfseren und allgemeineren Interesses zutheilen zu müssen, und wählen sie daher auch zum Gegenstande unserer näheren Betrachtung. Auch kömmt hier noch in Anschlag, dafs der Verf. Gelegenheit hatte, sich in Florenz handschriftliche Notizen zu sammeln, wovon er freilich nur höchst selten Gebrauch macht, „weil er überall eine Controlle mehr wünscht als meidet, und sich lieber auf allgemein verbreitete Hülfsmittel stützt, als auf Kenntnisse, deren Quellen nicht jedem zugänglich sind" (S. 73).

Der Vf. führt uns sogleich (S. 1) mit den Worten: „Als den ersten Italiener, der eine einigermafsen bedeutende Geschichte in der Volkssprache schrieb, nennt man den Ricordano Malespina," *medias in res;* allein erforderte nicht die übrige streng wissenschaftliche Haltung seiner Abhandlung, dafs gleich von Anfang an eine bestimmte Ordnung und Disposition zu Grund gelegt worden wäre, die uns wenigstens den Hauptplan und

die leitenden Gesichtspunkte des Ganzen angegeben, und dadurch die Mühe erspart hätte, den reichen Stoff nun überall selbst erst sortiren und zusammenstellen zu müssen? Offenbar bildet die genaueste und vielseitigste Erörterung von Macchiavells sittlichem, bürgerlichem und schriftstellerischem Charakter nicht blofs dem Umfange nach, der etwa zwei Drittheile der ganzen Abhandlung beträgt, den Hauptgegenstand derselben; auch scheint die ganze vorausgehende Charakteristik der früheren florentinischen Historiographen hauptsächlich nur in Rücksicht darauf gehalten zu sein, so dafs sie selbst für eine blofse Einleitung in die des Macchiavell gelten könnte. Gleichwohl finden wir diefs factische Verhältnifs erst S. 49, und zwar nur ganz beiläufig angedeutet, geschweige dafs nach dieser vorherrschenden Idee ein einheitlich durchlaufender Plan festgesetzt worden wäre. Derselbe Tadel trifft auch den Vf., der überhaupt ein gewisses Sichgehenlassen, eine gewisse naive Zufälligkeit zu den nicht unwesentlichen Eigenschaften eines Geschichtschreibers zu rechnen, wenigstens ein mehr oder minder systematisches Stellen und Zusammenstellen der Facten für steif, schulmäfsig pedantisch, ja selbst für geradezu unhistorisch zu halten scheint, — derselbe Tadel, sage ich, trifft ihn, wenn er statt nach den allgemein gültigen Gesetzen pragmatischer Geschichtschreibung die ältesten Erinnerungsbücher (Ricordanzen) mancher vornehmen Familien in Florenz als den (nach dem Verf. selbst p. 5 und 7) vollkommen erwiesenen ersten Anfang der florentinischen Geschichtschreibung voranzustellen und daraus die zunächst folgenden Versuche consequent herzuleiten, jener erst S. 7 nach diesen erwähnt. Wie sehr stört dieses, noch mehr aber jenes eben gerügte Versehen gleich von vorn herein das bestimmte Auffassen und das klare Verständnifs seines Werkes!

Auf Malespina und die Ricordanzen folgt zunächst eine kurze Charakteristik und Analyse der Cronaca des Dino Compagni, auf diese eine längere des Giovanni Villani, dessen Geschichte bis 1345 reicht, und zu der Dino's einen vollkommenen Gegensatz bildet. Diefs grofse Werk ist nicht ausschliefslich eine florentinische Geschichte, sondern eine allgemeine europäische Chronik, die aufser den italienischen besonders die Begebenheiten im Orient, in Frankreich und England in annalistischer, ja novellenartiger Form umfafst; daher dasselbe eines der nationellsten und gelesensten in Italien gewesen, in grofsen Ehren gehalten und sogar in Octaven übertragen wurde. Dino Compagni dagegen, der selbst *magna pars rerum*, statt überallher aus allen Fernen unsichern Nachrichten zusammen zu häufen, heftet, gleich Thucydides mit strenger Kritik das Alte verwerfend, den Blick fest und ausschliefslich auf die innere Geschichte seiner Vaterstadt, die er nicht annalenmäfsig erzählt, sondern mit Vernachlässigung kleinlich genauer Zeitrechnung nach dem innern Zusammenhang der verwickelten Unruhen seiner Zeit, überall glaubwürdig und treu, wenn er sich auch in seinen Urtheilen nicht völlig frei von Partei zeigt und bei ihm überhaupt die politische Tendenz vorherrscht. Villani's Bruder, Matteo V., der sein Werk bis 1363 fortsetzte, bietet nur wenige Seiten, in denen er von seinem Bruder abweicht. Kurze Analyse der von ihm erzählten Begebenheiten. Von einer ähnlichen Bedeutung, wie die Schriften der beiden Villani für die Geschichte der Geldmacht und Industrieblüthe in Florenz sind, ist für die damit verbundene oder unmittelbar folgende Wichtigkeit, welche Gesandtschaft, Unterhandlungskunst und alle Arten von diplomatischem Verkehr erhalten, Donato Velluti, dessen Werk (*Chronica di V. dal* 1300—1370) nur der letztern Hälfte nach die Zeitgeschichte vielfach, jedoch mit der seiner Zeit eignen Beschränktheit und Kleinigkeitskrämerei in politischen Dingen behandelt, während die erste nur die Geschichte seines Geschlechts genealogisch durchgeht, und für die allgemeine Geschichte der Stadt von wenig Belang ist.

In Bezug auf die nächstfolgenden florentinischen Historiographen: Buoninsegni, Goro Dati, Morelli, Sozomenus, B. Scala, Lionardo Aretino und Poggio, welche uns zum Theil, wie die vier letztgenannten, *lateinisch* geschriebene Geschichtsbücher hinterlassen haben, geht der Verf. von folgendem Gesichtspunkt aus (S. 49): „Da ich immer nur hauptsächlich die Quellen des Macchiavell, sein Verhältnifs zu ihnen, und ihr Verhältnifs zur Geschichte von Florenz, wie ich sie ansehe, im Auge habe, so darf ich kurz über diese Männer weggehen, aus denen gemeiniglich für politische Geschichte weit nicht so viel zu lernen ist, wie aus Matter, und die für histor. Kunst oder Forschung ganz ohne Bedeutung sind. Es darf mir also genügen, in einer kurzen Anzeige von ihnen die Art des Verfalls der Geschichtschreibung (die im 14. Jahrh. und im Anfang des 15. mit einem ähnlichen Verfall in Bezug auf Politik, Sprache, Kunst, Poesie und Wissenschaft überhaupt coincidirte) zu bezeich-

nen." Dabei nimmt freilich der Verf. schonende Rücksicht auf die anderweitigen grofsen Verdienste Aretinos und Poggios.

Diesen verschiedenen Humanisten und Gelehrten, die sich mit Geschichtschreibung beschäftigten, setzt nun der Verf. in Gino Capponi, Neri C. und Giovanni Cavalcanti eine andere Klasse von historisch. Schriftstellern aus dem 14. u. 15. Jahrh. gegenüber, die die damalige Republik von Florenz von einer andern Seite ihrer geistigen Thätigkeit kennen lehren; (mit Ausnahme von Cavalcanti) zum Theil ganz ohne oder von weniger litterarischer Bildung, die dem Macchiavell als Muster in scharfer und richtiger Beurtheilung menschlicher Handlungen und der Begebenheiten im Staate vorstanden. So sehr der Verf. von diesen dreien Neri Capponi seiner ecklen und kleinlichen Umständlichkeit und seines selbstgenügsamen Tones wegen mit Recht in Schatten stellt, eben so sehr erhebt er in der bereits angegebenen Beziehung die beiden andern, deren Werke er daher auch, zumal als Quellen Macchiavells, einer genaueren Analyse würdigt. Besonders ist es Cavalcanti, welchem Macchiavell ununterbrochen, was die äufsern Verhältnisse betrifft, kurz, im Innern mit aller Ausführlichkeit nachgeht. Wo ihn Cavalcanti verläfst, wird er selbst unmittelbar Quelle, und behandelt mehr, wie auch jener bereits in seinem Werke für nothwendig erkannte, die allgemeine italienische Geschichte, als blofs die specielle florentinische. Den Bernardo Rucellai, der ganz Staatsmann war, führt der Verf. nicht sowohl seiner historiographischen Verdienste wegen an (denn wir besitzen von ihm nur das übrigens höchst schätzbare Werkchen über den Zug Karls VIII. (*de bello Italico comment.*)), sondern weil er für einen Beurtheiler des Charakters Macchiavells, so wie für die Kenntnifs der ganzen damaligen Zeit, ihrer Kräfte, ihrer vielseitigen Regsamkeit von dem allergröfsten Interesse ist, weil er ferner in mehrfacher Hinsicht ein Geistesverwandter und Vorläufer des M. scheint, der mit ihm gleiche oder ähnliche Bestrebungen bei günstigeren Verhältnissen, gleiche Bildung und vielleicht mehr Gemüth gehabt hat, und der fast eben so bald blind bewundert, bald schief beurtheilt worden ist, wie Er, und weil endlich sein gescheitertes Bestreben, für einen besseren Zustand im Staate zu wirken, das ähnliche erschütternde Schauspiel menschlicher Kraft und Schwäche darbietet, wie das Leben des Macchiavelli. Mehr wie irgend ein Anderer zeigt uns daher R., dafs M. durchaus keine einzelne und unerwartete Erscheinung war, dafs die unvergleichlichsten Genien doch immer der Gesammtheit angehören, in der sie entstehen und aufwachsen.

(Der Beschlufs folgt.)

XCII.

Physiologie der Verdauung, nach Versuchen auf natürlichem und künstlichem Wege. Von Dr. J. N. Eberle, ord. Mitgl. d. Königl. phil. med. Gesellsch. zu Würzburg. Würzburg 1834. *XVIII u.* 408 S. 8.

Der Verf. glaubte, dafs, nachdem Spallanzani und Reaumur künstliche Verdauungen von Speisen aufserhalb des Körpers mit einem natürlichen Magensaft angestellt haben, sich dergleichen künstliche Verdauungen auch mit einem durch chemische Zusammensetzung künstlich gebildeten Magensafte würden anstellen lassen. Er glaubt, dafs es ihm gelungen sei, durch künstliche Auflösung der Magenschleimhaut im todten Zustande mittelst der Salze und Säuren des Magensaftes sich einen dergleichen Magensaft zu bereiten, womit eine künstliche Chymifikation angestellt werden könne (S. IX.). Indessen erzählt der Verf. hier nicht blofs seine eigenen Versuche, sondern giebt vielmehr eine ausgedehntere Beschreibung der Digestionsorgane und ihrer Bildungsgeschichte, der verschiedenen Akte des Verdauungsprocesses und der dabei stattfindenden chemischen Veränderungen, wobei er im Sinne der Spallanzanischen Digestionstheorie, welche er als völlig bewiesen voraussetzt, besonders den Arbeiten von Tiedemann und Gmelin folgt, und ungefähr wie diese annimmt, dafs die Galle zur Verdauung durchaus nichts beitrage, sondern nur zur Bildung des Excrements (p. 216), dafs der pankreatische Saft die fetten Bestandtheile der Nahrungsmittel subigire und in einer emulsiven Suspension erhalte, ferner etwas zur Verdünnung der Galle beitrage, den Chymus verflüssige und auflösend auf die Nahrungsmittel wirke (p. 252. 253). Wir wollen also nur die dem Verf. eigenthümliche Ansicht mittheilen. Der Verf. fand, dafs seine künstliche Chymifikation besser in Harnblasen von Thieren als in Gläsern gelinge und dafs die Schleimhaut der Blasen dabei durch die angewendeten Säuren aufquelle, und in eine gallertartige Masse verwandelt werde. Er folgert daraus, dafs der Mukus bei der Chymifikation die Hauptrolle spiele, indem ohne ihn weder die Säuren noch die übrigen Stoffe der Magensäfte die Speisen chymifiziren können (p. 67. 78). Er bereitete sich nun durch Maceration getrockneter Kälbermagen in Wasser, wozu etwas Salzsäure und Essigsäure gesetzt war, einen künstlichen Magenschleim, mit welchem er seine Verdauungsversuche anstellte. Der Vf. glaubt nun, dafs der sogenannte Magensaft überhaupt nicht ein Sekret aus dem Blute sei, sondern vielmehr durch eine Zersetzung und Auflösung der Magenschleimhaut zu einer gelatinösen, mukösen Masse gebildet werde, wobei die Gefäfse des Magens blofs das Wasser und die darin gelösten Salze und Säuren liefern (p. 147). Auch den Speichelstoff, welchen der Verf. in den Magensäften fand, und dem er eine Mitwirkung bei der Verdauung zuschreibt,

hält der Verf. für ein Produkt der zersetzten Magenschleimhaut (das.). Gegen verschiedene chemische Reagentien zeigte nun jener künstliche und der natürliche (von dem aber der Verf. nicht angiebt, wie er ihn erhalten hat) Magensaft ähnliche Verhältnisse, was den Verf. nicht nur in seiner Absonderungstheorie bestärkte, sondern überhaupt zu der Voraussetzung führte, dafs alle Sekretionen eigentlich keine unmittelbaren Absonderungen aus dem Blute, sondern blofse Auflösungen der zersetzten Schleimhäute und der Drüsenmasse der Sekretionsorgane seien, so dafs diese Schleimhäute immer in dem Mafse wieder gebildet würden, als ihre Zersetzung vor sich gehe (p. 177. 226 cet.). Der Verf. behandelte die Lebersubstanz, das Pankreas und die Schleimhaut der Därme ähnlich wie die getrocknete Magenschleimhaut mit Wasser und wollte gefunden haben, dafs die Filtrate ähnliche Reaktionen wie die Galle, der pankreatische und Darmsaft hätten. Der Verf. bedenkt nicht, dafs die Theorie der Absonderungen, auch wenn die Phänomene richtig wären, dadurch nur um eine Stufe weiter hinausgeschoben wird, denn nun wäre ja eben noch wieder zu erklären, wie denn immerfort die verbrauchten Schleimhäute von Neuem gebildet würden. Er macht seine Absonderungstheorie zu einer rein chemischen, dadurch, dafs die Absonderung eine blofs chemische Auflösung des Sekretionsorgans in einer Flüssigkeit sei; geht man aber einen Schritt weiter und erwägt, dafs die Bildung der auflösenden und aufzulösenden Stoffe doch erst wieder ein rein organischer Akt sein mufs, so leuchtet sogleich das Ungenügende jener Vorstellung ein. Derselbe Einwurf trifft nun im Wesentlichen auch des Vfs. Ansichten von der Verdauung der Speisen im Magen. Nach ihm besteht die Magenverdauung in blofser Mischung und Auflösung der einfachen Nahrungsstoffe mit und in dem Magensafte, während die zusammengesetzten Nahrungsstoffe auch noch eine Umänderung und Verähnlichung durch den Procefs der Chylification erleiden (167). Die Verdauung ist dem Vf. ein chemischer Procefs. Die assimilative Veränderung ist ihm nie Hauptzweck, sondern nur Nebenzweck. Um dieses zu beweisen, digerirte der Verf. in dem Magenschleim, den er durch Einweichung getrockneter Kälbermagen in Wasser und Zusatz von Säuren erhalten hatte, verschiedene Nahrungsmittel, die zuvor mit Speichel vermengt waren, während er zugleich dieselben Nahrungsmittel von lebenden Thieren verschlingen und verdauen liefs, um beide Produkte dann durch chemische Reagentien zu vergleichen. Bei vielen Nahrungsmitteln, namentlich thierischen, (wie Rindfleisch, Käse, Milch) glaubte der Vf. dieselben Reaktionen der Filtrate von den auf beiderlei Art digerirten Stoffen zu finden, bei anderen (wie weifsem Kraut und Kartoffeln) gesteht der Verf. selbst, dafs sich ganz verschiedene Reaktionen zeigten. Betrachtet man aber auch die Reaktionen der Filtrate von Fleischspeisen genauer, so zeigt sich auch hier nicht völlige Uebereinstimmung, sondern bei mehreren Reagentien weichen die Reaktionen sowohl der Qualität als der Quantität nach ab, so dafs ungeachtet der Aehnlichkeit keinesweges völlige Gleichheit der Reaktionen da war. Diese Aehnlichkeit der Reaktionen ist aber leicht erklärlich, wenn man berücksichtigt, dafs in den ausgelaugten eine kurze Zeit sowohl natürlich als künstlich digerirten Stoffen noch eine Menge unveränderter Theile sein mufsten, die sich auch chemisch nur gleich verhalten konnten. Auch hat der Verf. auf manche Verhältnisse, wie die verschiedenen Säurungsgrade, gar keine Aufmerksamkeit gewendet. Wenn man nun aber auch annimmt, dafs jene Aehnlichkeit der chemischen Reaktionen wirklich sehr grofs ist, so geht daraus gar nicht hervor, dafs die organischen Veränderungen der Speisen, welche im Magen beginnen, um in Blut verwandelt zu werden, auch dieselben waren. Wie viele Stoffe haben bei ganz verschiedenen Lebensverhältnissen ähnliche, ja dieselben chemischen Bestandtheile! Diese Versuche scheinen also eben so wenig, wie die Spallanzanischen künstlichen Verdauungen zu beweisen, dafs die Magenverdauung eine chemische Auflösung sei. Wie indessen jene Veränderungen auch betrachtet werden mögen, so finden wir doch in des Verfs. Beobachtungen einen wichtigen Punkt zu näherer Einsicht gebracht, dafs nämlich der Speichel eine wesentliche Mitwirkung dabei habe, indem sich auch in dem Magenschleim viel Speichelstoff findet, so dafs also hieraus, ungeachtet der Verf. selbst gar nicht darauf aufmerksam geworden ist, hervorgeht, dafs die Quelle jener Veränderungen nicht, wie man seit Spallanzani annahm, allein im Magen, sondern in dem mit der Nahrung verschluckten Speichel begründet ist. Hieran schliefst sich dann die andere Bemerkung, dafs die Säuren für sich nicht im Stande sind, die Digestionsveränderungen im Magen hervorzubringen, und dafs der nicht saure Speichelstoff und Magenschleim am meisten dazu beitragen. In Betreff dieser Punkte, die den Verf. bei ernster, weiterer Verfolgung hätten auf die rechte Bahn bringen können, ist derselbe indessen unsicher und sich widersprechend, indem er jene im Text (p. 78) bestimmt ausgesprochene Wahrheit in der Vorrede (VI.) und an anderen Orten dadurch wieder zurücknimmt, dafs er nach Tiedemann annimmt, die Säuren spielen die Hauptrolle dabei. Auch in Betreff des Ursprunges des Speichelstoffes im Magen scheint der Verf. zweifelhaft und anzunehmen, dafs derselbe zum Theil in der Magenschleimhaut selbst gebildet werde, und nur der gröfsere Theil durch Verschlucken von Speichel in den Magen komme, (vergl. p. 125. 135) während doch die Wahrheit ganz nahe lag, dafs bei der so grofsen Menge immerwährend abgesonderten und verschluckten Speichels nur die Speicheldrüsen die Quelle des Speichelstoffs sind, der sich im Magen findet. Bei näherer Würdigung aller dieser Verhältnisse würde der Vf. dann auch sicher den wahren Ursprung der Säure im Magen untersucht und durch Vergleichung der verschiedenen Säuregrade bei verschiedenen Nahrungsmitteln eingesehen haben, dafs sie blofs durch die Veränderungen der Speisen im Magen erst entstehen und keinesweges, schon gebildet, abgesondert werden. Dieses alles hätte zu einer dem Leben mehr entsprechenden Digestionstheorie führen müssen, wonach die chemischen Verhältnisse der Speisen bei der Verdauung nicht Ursachen, sondern Wirkungen desjenigen Processes sind, wodurch die Natur die chemische Qualität der Nahrung zerstört, um in ihnen die lebendige Entwickelung zu einer lebendigen Substanz zu erregen.

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Historische Schriften von Dr. G. G. Gervinus, Privatdocenten in Heidelberg. — Geschichte der Florentinischen Historiographie bis zum 16ten Jahrh., nebst einer Charakteristik des Macchiavell. Versuch einer innern Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des Barcelonischen Königstamms.

(Schluss.)

Was nun endlich die Erläuterung von Macchiavell's sittlichem, bürgerlichem und schriftstellerischem Charakter, die Hauptaufgabe unsers Verfs., betrifft, so sucht derselbe, um der Bildung Macchiavell's überhaupt auf die Spur zu kommen, aus seinen Werken die Züge heraus zu seiner Lebensweise und der Art seiner litterarischen und sonstigen Beschäftigungen, und bemüht sich sodann daraus die von selbst klaren Folgerungen zur Beurtheilung seiner gesammten geistigen Natur festzuhalten. Der Verf. analysirt demnach M.'s Werke (mit Einwebung der mannigfaltigsten und meist sehr beachtenswerthen Excurse) in folgender Ordnung: seine Legationen; s. die Kriegskunst betreffenden Schriften; s. Privatbriefe, s. Poesien u. a. vermischte Schriften; s. Principe u. s. Discursen, welche hier mit Recht zusammengestellt werden; und endlich s. Geschichte von Florenz. So vollkommen es auch dem Verf. gelungen ist, die unsterblichen Vorzüge M.'s, besonders in litterarischer und staatskünstlerischer Hinsicht, worüber übrigens wohl alle Kenner nur *einer* Meinung sind, auf eine Weise darzustellen, dass uns nicht nur der innerste Geist und Charakter derselben, sondern auch zugleich der Zeit, aus der sie hervorgingen, auf das anschaulichste und vollständigste vor Augen tritt, so wenig können wir ihm doch in einem der wesentlichsten Punkte seiner Aufgabe, — *der sittlichen Ehrenrettung Macchiavell's* — beistimmen. Daher mögen auch darüber hier einige wenige kritische Bemerkungen folgen, da hier ein ausführlicheres Detail zu weit führen würde. Wir knüpfen sie zunächst an die vielberufene *Legazione al Duca Valentino* an, welche der Verf. S. 89 ff. mit ausgezeichnetem Scharfsinn analysirt. Allein wie ist es möglich zu behaupten, dass daraus schöne und edle Seiten des bürgerlichen Charakters M.'s hervorleuchten, wenn, wie der Verf. gleichfalls behauptet, M. bei der Kenntniss des allerdings elenden politischen Treibens seiner übrigen Zeitgenossen sich mit um so grösserer Bewunderung an solche Männer gefesselt fühlte, wie Cesare Borgia, der ihm ein Muster, wenn nicht von Rechtschaffenheit, doch von Klugheit und Kraft war, und der ihm damals ein Beispiel gab, wie man sich mit Consequenz und Schlauheit aus unendlichen Verwicklungen lösen und aus tausend unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten mit Einem Schlage überall hin freie Hand schaffen kann! Der florentinische Secretär war damals erst 33 Jahre alt, und kaum seit 4 Jahren im Amt, aber er besass schon die Erfahrung des Genies, und man sieht aus allem, dass er vollkommen im Stande war, mit Borgia es in allem, was Scharfsinn, Klugheit und Verstellungskunst betraf, aufzunehmen. Es genügt, diese Gesandtschaft gelesen zu haben, um M. vollkommen gegen den Vorwurf gerechtfertigt zu sehen, er habe an dem schändlichen Verrath in Sinegaglia Theil genommen, zugleich aber auch, um die Gründe gehörig zu würdigen, welche man zur Entschuldigung der grausenerregenden Kaltblütigkeit anführt, mit welcher er als Zuschauer denselben beschreibt. Die damals in Italien herrschende Moral tritt darin auf das entschiedenste hervor; und welcher unbefangene Leser kann sich eines geheimen Entsetzens bei dem Contraste erwehren, welchen die unbeschreibliche Gleichgültigkeit des Erzählers und das Schauderhafte seiner Erzählung nothwendig erregen muss? — Wir gestehen es auch weiterhin dem Vf. gerne zu, dass er Alles, was zur mildernden Motivirung der unter dem Namen: *Macchiavellis-*

sus so übel berufenen politischen Lehren Macchiavell's gesagt werden kann, wirklich beigebracht hat; allein nimmermehr können wir ihm zugestehen, dafs es ihm gelungen ist, uns Achtung vor dem moralischen Charakter eines Mannes eingeflöfst zu haben, zu dessen constanten politischen Maximen unter andern folgende gehörten: der Gesetzgeber mufs von der Voraussetzung ausgehen, dafs alle Menschen niederträchtig seien (*Disc. I*, 3.); er mufs sich, und sei es durch Brudermord, den Weg zu seinen neuen Einrichtungen bahnen (*ibid. I*, 9.); unter den drei Wegen, eine herrschende Uneinigkeit zu bekämpfen, nämlich die Häupter der Parteien zu versöhnen, zu verjagen oder zu ermorden, ist der letzte der beste u. s. w. Und können und dürfen wir einen sonst so grofsen und unabhängigen Geist, wie Macchiavell, auch nur entschuldigen, geschweige denn loben und preisen, dafs er durch die systematische Aufstellung solcher Maximen die damals in Italien in fast unglaublichem Grade herrschende Unmoralität in der Politik gleichsam vor der Vernunft gerechtfertigt und zu Ehren gebracht hat? Trägt er nicht insofern, wenn auch nur indirect, einige Schuld daran, dafs seine Nation von nun an unrettbar in immer gröfsere Corruption versank? Hat er nicht auch, wenigstens zum Theil, die arglistige, trugvolle Politik Karls V, Philipps II, der Katharina von Medicis u. s. w., die — wer mag es läugnen — so viel unsägliches Unheil über die Welt gebracht hat, gewissermafsen verschuldet? Ein viel zu mildes Wort sprach daher Bernardo di Gineta, wenn er sagte: Macchiavell habe unter den Kräutern überhaupt auch die giftigen kennen gelehrt; denn hat er nicht vielfach auch den Gebrauch dieses Giftes als heilsam angepriesen? Und ein solches Verfahren nicht nur nicht tadelns- sondern in gewisser Beziehung selbst lobenswerth zu finden, dies heifst doch wohl, wie unser Verf. S. 216 selbst gefühlt zu haben scheint, „sich ein wenig gar zu sehr vom Eifer der Vertheidigung hinreissen lassen!"

Dr. Georg Lange.

XCIII.

Handbuch der Geschichte der Litteratur von Dr. Ludwig Wachler. Dritte Umarbeitung. Erster Theil. Einleitung und Geschichte der alten Litteratur XV. 416. *Zweiter Theil. Geschichte der Litteratur im Mittelalter V. und* 463. *Dritter Theil. Geschichte der neueren Nationallitteratur IV. u.* 514. *Vierter Theil V. u.* 491. *Leipzig* 1833. *bei Joh. Amb. Barth.*

Wer die Geschichte irgend eines einzelnen Zweiges der Litteratur zu einem Gegenstande des besonderen Studiums gemacht hat, wird oft genug über das Mühsame seiner Arbeit zu klagen gehabt haben, die, wenn man einigermafsen auf Vollständigkeit sehen will, Aufwand von Zeit und Kräften erfordert, ohne gewöhnlich zu solchen erfreulichen Resultaten zu führen, als es in anderen Fächern selbst bei geringerer Anstrengung der Fall ist. Und doch ist bei einem einzelnen Zweige mindestens nur *eines* Faches genaue Kenntnifs erforderlich, um das litterarhistorische Material zu prüfen, zu sondern und zu verarbeiten, und zwar eine Kenntnifs, die selten dem Berufe und Stande des Bearbeiters allzu fern liegt. In welchen ungeheuren Verhältnissen steigert sich diefs aber bei einem Bearbeiter der Gesammtlitteratur aller Völker, wo nicht allein das Material zu einer massenhaften Ausdehnung heranwächst, sondern auch an das bearbeitende Individuum, wenn anders das Werk über ein blofses Bücherverzeichnifs hinausgehen soll, die Forderung gestellt werden mufs, mindestens eine allgemeine Kenntnifs der einzelnen Fächer zu besitzen, um so das von Anderen entweder Vorgearbeitete oder Mitgetheilte würdigen und zweckmäfsig benutzen zu können. Und nun bedenke man, in welche Sphären und Richtungen der productive Geist der Völker sich vereinzelt, und welcher Arbeit, welches Talentes es bedarf, um solche Massen zu bändigen und jedes Einzelne in den geordneten Vortrag historischer Kunst einzufügen! Leicht erkennt man defshalb in dem vorliegenden Werke, selbst ohne die Worte der Vorrede, dafs ein gutes Stück des rastlosen Lebens des hochverdienten Verfs. in diesen Studien enthalten sei; ihm ist dafs Fach nicht ein leeres Zusammenlesen von Männer- und Büchernamen gewesen: denn wie in der Vorrede die ganze Hoheit und Majestät des Inhaltes begeistert erkannt wird, — sind es doch die Werke des Geistes, auf die der Geist, sich in ihnen erinnernd, hinblickt, — so herrscht in dem Buche selbst jener hohe Ernst, jene bündig kräftige und doch geglättet runde Sprache, die wir an dem Verf. der Bluthochzeit, der deutschen Litteraturgeschichte u. s. w. gewöhnt sind. Eine Anzeige dieses Werkes aber kann in doppelter Weise ge-

dacht werden; entweder so, dafs man den Verf. überall in die einzelnen Räume des grofsen Gebäudes begleitend, auch im Einzelnen berichtigend und nachtragend zu Werke ginge, und diefs würde mehr noch als dem Raum einer gewöhnlichen Beurtheilung, den Muth des Recensenten überschreiten, dessen Studien niemals auf alle jene Sphären sich erstrecken könnten; oder zweitens so, dafs wir die Bedürfnisse und Forderungen der *Gegenwart* an ein solches Werk im *Allgemeinen* hervorhebend, zugleich was nun durch den hochgeachteten Hrn. Vf. geleistet sei, betrachten. In beiden Weisen der Beurtheilung glaubt Ref. fast, wände Hr. Wachler ohne Scheu auch der strengsten Anforderung Genüge leisten; wir aber müssen nothwendig die letztere wählen. —

Den Gang, welchen der Geist des Menschen in seiner Bildung unter den Völkern der Erde genommen, bis er zu jener Stufe gelangte, welche die Gegenwart einnimmt, in allen seinen Sphären zu verfolgen und zu begreifen, kann man als Aufgabe einer Litterargeschichte hinstellen. Nicht also vereinzelt sei es in Gattungen oder in Völkern, sondern in ihrem Zusammenhange, in dem steten wechselseitigen Eingreifen, Erregen und Fördern soll diese Geschichte als *eine* und eine *ganze* auftreten, in welcher alle jene Einzelnheiten nur als Erscheinungen des einen Geistes sich zeigen, der fest sich entwickelnd, von That zu That, von Volk zu Volk wachsend schreitet, und der selbst da, wo er still zu stehn oder dem Wahne des Augenblicks sogar rückwärts zu gehn scheint, eine Fülle reicher Gestaltungen in sich trägt und nährt, um sie plötzlich in erneuerter Frische und verjüngter Kraft aus sich heraus zu erzeugen. Diesen freien Gang des Weltgeistes, wie er sich in den Erzeugnissen der Bildung offenbart hat, nicht als eine Passivität, nicht als eine Begebenheit, sondern als nothwendige Entwickelung aufzufassen, somit als vernünftig zu begreifen, ist die Grundlage einer solchen Geschichte, und in dieser ihrer höchsten Region ist sie nur eine Sphäre der Philosophie der Geschichte, aus welcher sie ihren leitenden Gedanken offenbar zu entnehmen hat. Dieser Gedanke belebt, formt und gliedert die Unbeholfenheit und Roheit der Masse des Materials, und wie er seinen Boden und seine Wurzel rein in dem Gebiete der Wissenschaft hat, geht er nun in die Kunst über, um in plastisch gehaltener Form historischer Darstellung das Werk zu vollenden. Ist aber in unserer Zeit eine so grofsartige Darstellung der Geschichte der Litteratur möglich und selbst von einem so hochbegabten Manne, wie wir ihn in dem Verf. des vorliegenden Werkes kennen, zu erwarten? diese Frage mufs uns zunächst nun beschäftigen.

Die Geschichte der Litteratur ist seither selbst in den Büchern, welche sie vollständig behandelten, nur vereinzelt, entweder den Völkern oder den Gattungen nach, dargestellt worden. Was hierin Meusel, was Eichhorn, dessen viel umfassender Geist, wohin er sich wenden mochte, Bedeutendes wirkte, leisteten, ist mit der höchsten Würdigung anzuerkennen, gehört aber ganz eigenthümlich ihrer Zeit an, deren kritischer Sonderungssinn grade das Zusammenfassen und das Begreifen des Ganzen am allerfernsten lag. So sind denn nun zwar einzelne Massen des Stoffes gesichtet und mit Vorliebe abgefafst, andere Gebiete aber liegen brach und verödet, und an einen Gesammtüberblick, insoweit er den Synchronismus der Erscheinungen überschreitet, ist vollends nicht zu denken. Diefs möchte hingehen, die neuere Zeit könnte aus der Tiefe philosophischer Einsicht heraus reformirend eintreten, hier aber sind es zwei Punkte, die einer vollkommnen Schliefsung schroff entgegentreten.

Wenn die Geschichte der Litteratur nämlich als ein Ganzes begriffen werden soll, so ist es zuvörderst einleuchtend, dafs ihre einzelnen Sphären nicht als *vereinzelte Fächer* angesehen werden dürfen, sondern in ihrer Vollendung und ihrem innigen Zusammenhange mit der Wissenschaft aufzufassen sind. Indessen giebt es in unserer Zeit noch ganze Zweige menschlichen Wissens, die in einer reinen Aeufserlichkeit und einer vollständigen Empirie befangen, jeder lebendigen Durchdringung des Geistes entfremdet liegen, und fast nur dem handwerksmäfsigen Betriebe fröhnen. Leicht aber giebt man zu, dafs in einer Disciplin, die ihre Gegenwart so wenig begriffen, eine wissenschaftliche Auffassung ihrer Geschichte sobald nicht zu hoffen stehe, sondern dafs diese, da sie doch einmal der Schicklichkeit wegen zu betreiben ist, zur blofsen Sammlung von Begebenheiten und Namen herabsinken mufs. Der Litterarhistoriker, von dem billigerweise nicht die Leistungen zu fordern sind, welchen die Fachmänner nicht nachkommen, sieht sich somit in solchen Fällen ganz verlassen; und bei der Unmöglichkeit, in der Gegenwart die innneren Beziehungen dieser Disciplinen, ihren Zusammen-

hang und ihr Verhältniſs zu den anderen zu erkennen, oder ihre Geschichte wissenschaftlich aufzufassen, wird er genöthigt, sowohl ihren jetzigen Standpunkt, als jene empirische Geschichtsansammlungen als *disjecta membra* des andren Stoffes wider Willen einzuregistriren. Beschuldige man uns nicht, daſs wir kurzweil machen; Beispiele finden sich im ersten Augenblick, und gewiſs hat niemand mehr das Peinliche solcher Umstände gefühlt, als der würdige Hr. Verf. Oder ist es etwa unwahr, daſs wir nach so langem Betreiben der Rechtswissenschaft, deren Glanz und Blüthe unter uns so vielfach gepriesen wird, nichts destoweniger einer wissenschaftlichen Rechtsgeschichte noch immer entbehren, und daſs in den bedeutenderen Werken eine lebendige Auffassung des so reichen Stoffes fast ganz vermiſst wird? ist es unwahr, daſs in den meisten sogenannten praktischen Wissenschaften die Geschichte, selbst kritisch noch nicht feststellt ist? der Einfluſs der Bildung des scheidenden vorigen Jahrhunderts ist noch viel zu stark in den meisten Disciplinen sichtbar, als daſs jetzt schon an ein Erfassen derselben durch die Gedanken der modernen Philosophie gedacht und somit eine Geschichtsdarstellung in diesem Sinne ausgeführt werden sollte.

Der zweite Punkt aber ist die Mangelhaftigkeit des Materiales. Die verflossenen Jahrhunderte haben tiefe und wichtige Vorarbeiten für viele Zweige der Wissenschaften geliefert; die Richtung indessen, welche diese Studien nahmen, war eine beschränkte. Denn der Gang, den nach der Erneuerung der Wissenschaften die Bildung einschlug, war der, vom neuen von Rom und dann von Griechenland zu beginnen; der Orient fesselte fast nur in dem beschränkten Sinne, daſs er Geburtsstätte der Religion war, erstreckte sich somit beinahe einzig auf Palästina, die Juden und die sie berührenden Völker; im rechtlichen Sinne dauerte das Mittelalter in den Verfassungen und Einrichtungen überall noch so lebendig fort, daſs an ein Hinausgehen in die Geschichte der Institutionen und der Sitten desselben, als eines entschwundenen, nicht gut gedacht werden konnte; die Poesie jener Zeit endlich und ihre Geschichte war vor der klassischen in den Hintergrund getreten. Es hat lange gedauert, ehe diese Einseitigkeit und die Beschränkung dieser Richtung einer weiteren freieren Auffassung wich. Als im Sturme der Neuerungen die Einrichtungen des Mittelalters eine nach der andren zu Boden geschmettert wurden und fast spurlos für die Gegenwart schwanden, da fielen sie der Geschichte anheim und ein regerer Eifer bemächtigte sich derselben, so daſs jede Zeiten in ihrem eigenthümlichen Glanze und ihrer ungebändigten Kraft ihr Recht erhielten, und selbst die Poesie und Litteratur derselben aus der Vergessenheit aufzutauchen vermochte; als der Orient in das politische Leben der Völker sich hereindrängte und Asien bestimmend für Europa ward, mußte der seither nur von der griechischen und römischen Schulgelehrsamkeit gefesselte Blick, sich auch weiter in den heiteren üppigglühenden Gefilden Asiens ergehen und ungeahndete Schätze prüfen, wie Wunder vor das erstaunte Auge, das seinen Kreis als geschlossen zu betrachten sich lange gewöhnt hatte. Aber diese verspäteten Bemühungen machen sich für die Litterarhistoriker nichtsdestoweniger bedeutend fühlbar; so rege die moderne Zeit im Aufsuchen, Sichten, Ordnen gewesen ist, was das Riesenfleiſs der Scaliger, Voſs, Lipsius, Salmasius, Grenov, Casaubonus u. s. w. für Griechenland und Rom, was Bochart, Reland u. a. für das heilige Land und die heiligen Bücher gethan, vermochte ein so kurzer Zeitraum für diese Gebiete nicht zu leisten. So kömmt es, daſs grade diese beiden Haupttheile der Litterargeschichte immer noch höchst lückenhaft, und ohne den gehörigen Zusammenhang sowohl in sich, als in Rücksicht auf die angrenzenden Perioden und Völker sind. Niemanden ist unbekannt, daſs über Indien und China erst die letzten Decennien genauere Nachrichten gegeben haben, aber um nur bei der sogenannten schönen Litteratur stehen zu bleiben, ohne jener Völker gewiſs weitumfassende andere Leistungen, etwa die philosophischen, zu betrachten, so sind hier noch so bedeutende Lücken auszufüllen, daſs man über gewisse Gattungen der Poesie wenig festes sagen kann, ohne befürchten zu müssen, bei der nächsten Bekanntmachung eines neuen Werkes selbst die Resultate langwieriger Studien widerlegt zu sehen. Für's andere sind selbst die edirten Schriften nicht so in das Publicum eingedrungen, daſs dem sammelnden Litterarhistoriker oft mehr als der Titel bekannt wäre, ohne daſs er den Inhalt in irgendwie berücksichtigen könnte, und so pflanzen sich selbst triviale Fehler vom Buch zu Buch fort, deren Ausrottung einst einmal eben so schwierig sein wird, als die Begründung neuer auf Forschung beruhender Ansicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Handbuch der Geschichte der Litteratur von Dr. Ludwig Wachler.

(Fortsetzung.)

Es hat uns gar nicht befremdet z. B. bei Hrn. Wachler dem Sanskrit, das schon früher abgehandelt war, mit seinen Hülfsbüchern unter den *lebenden* Sprachen zu begegnen, wozu es eben so wenig Recht hat, als etwa das Lateinische, weil es von einigen Schriftgelehrten, oder das Hebräische, weil es von einigen Rabbinen geschrieben und gesprochen wird. Noch schwieriger ist das Verhältnifs bei der Litteratur der Völker, die von unläugbarer Wichtigkeit, doch eben jetzt erst bekannt werden. Welche Vermittlungsstufe bildet der Parsismus mit seinen religiösen Urkunden, und wie wenig Ursache hatten wir uns auf Anquetil und seine Uebersetzungen zu verlassen! ein Blick in den eben jetzt erschienenen Commentar Eugen Burnoufs zum Yaçna wird hierüber besser als jede Declamation sprechen. Auch die mittelasiatischen Völker sind von keiner untergeordneten Bedeutung, während in den Untersuchungen Klapproth's, Remusat's, Isaak Jacob Schmidt's nur Anfänge, wenn auch tüchtige, sich vorfinden, diese selbst aber überdiefs weniger bekannt sind, als sie es verdienten. Selbst das Nächste für die Litterarhistorie, das Sprachliche, gewinnt in diesen Partieen erst jetzt eine sicherere und weitere Begründung.

Was das Mittelalter betrifft, so ist wohl keiner mehr entfernt das ungemein Bedeutende, welches unsere Zeit geleistet hat, verkennen zu wollen als Ref. Wer könnte den Namen, Grimm ohne Ehrfurcht aussprechen, den Namen der das schärfste und fleifsigste Eindringen in die Sprache, die tiefe Auffassung der vaterländischen Poesie, die sorgfältigste Herstellung ihrer Denkmale, die genaueste Kenntnifs der Rechtsverhältnisse zugleich in sich begrieift? wer wollte Benecke's, Lachmann's, Graff's, und für die fremden Litteraturen, Dietz's, Paris, Roquefort's, Michel's, Renouard's, Quinet's F. Wolff's, V. Schmidt's und so vieler anderen undankbar vergessen? Aber dennoch sind die Beziehungen dieser Litteratur wohl so festgestellt, ist ihr Zusammenhang wohl so dargelegt, dafs ein Litterarhistoriker mit Sicherheit sich auf diesem Felde bewegen könnte? Fehlen zur völligen Aufklärung nicht grade die wichtigsten und lichtvollsten Punkte? Oder ist etwa die reichste Quelle der Poesie, die ältere Volkspoesie, bei irgend einem Volke bis zum Abschlusse behandelt? oder auch nur das Sprachliche z. B. die Entwicklung der romanischen Dialecte oder überhaupt des neuen Geistes, den alle modernen Sprachen annehmen, und seine Einwirkung selbst im Formellen auf die poetischen Gestaltungen aufgezeigt? Fehlen nicht ganzer Völker älteste Erzeugnisse, wie denn z. B. die alte slawische Volkspoesie nur in einigen dürftigen Bruchstücken (etwa durch Hanka) uns vorliegen? Oder sind die scandinavischen Quellen der ältesten Poesie — trotz der Bemühungen der dortigen Gelehrten, namentlich der Magnussenschen Stiftung, so durchgearbeitet, dafs *auch im Einzelnen*, ihre Wirkung, ihr Einflufs und ihr Zusammenhang auf die andern germanischen Völker und deren Geschichte sich durchführen liefse? Diese nackten und zum Theil wunden Stellen müssen aufgezeigt werden, um uns zu lehren unsere Forderungen zu beschränken, müssen uns mahnen von einem Manne, der *mehr* als Sammler sein soll und will, nicht zu verlangen, was ein ganzer Zeitraum bei der geistreichsten Forscher Bemühen nicht zu leisten vermochte.

Diesen Hindernissen, welche jetzt jedem Litterarhistoriker entgegenstehen, gegenüber mögen wir nun betrachten, in welcher Weise eine Litterargeschichte zu verfahren habe. Und mit Recht bemerkt der Hr. Verf. selbst, dafs eine Abgeschlossenheit in dem Sinne andrer Disciplinen hier gar nicht zu erwarten sei; allein es fragt sich, was geschehen könne, um dem Leser ein Bild

gel einer Abschliefsung und Abrundung des geschichtlichen Stoffes, den unser Verf. freilich durch die Perspective auf die Befreiungskriege der folgenden drei Jahre, die er uns am Schlusse flüchtig in die Augen fallen läfst, zu heben suchte. Hatte er es aber sonach in seiner Darstellung allerdings mehr mit den historischen *Verhältnissen* und ihrem Massengewicht zu thun, als mit dem Einzelleben der Charaktere, so müssen wir ihm dennoch nachsagen, dafs er diese letzteren etwas zu stiefväterlich behandelt und zu wenig deren eigenthümlichstes Interesse wahrzunehmen gewufst hat. Napoleon im Unglück zu zeichnen und seine Physiognomie genau auszudrücken, wie sie den aufziehenden Gewittern eines beispiellosen Unterganges entgegenblickt, wäre eine grofse Aufgabe für einen Dichter gewesen. Aber Rellstabs Napoleon erscheint fast immer nur hinter den Pulverdampf der Schlacht verhüllt; man kann ihn nicht recht sehen, obwohl man weifs, dafs Aller Augen nur auf ihn gerichtet sein müssen. Man sehnt sich nach ihm, man möchte ihn gern redend, handelnd, befehlend, an der Spitze der Heere reitend, an den nächtlichen Feuern des Feldlagers ruhend, in seinem Zelt in der Mitte seiner Tapfersten sich berathend, erblikken, und soviel Anstalten auch gemacht werden, ihn uns so zu zeigen, es kommt nie so weit zur Erfüllung unserer Wünsche, dafs ein lebendes und leibhaftes Bild in die Augen spränge. Auch die Gestalten seiner berühmtesten Generäle gehen uns zu sehr in der Masse verloren, obwohl hier ebenfalls ein reiches Feld für die Individualisirung gewesen wäre. Doch darf man deshalb mit dem Verf. nicht rechten, wenn er es vorgezogen, sein Talent vornämlich an den Partheen, und da glänzend, zu bethätigen, wo ihn sein Naturell, seine Erfahrungen und eigenen Anschauungen am reichsten unterstützten; man darf mit dem Verf. nicht rechten, wenn man es auch mit dem *historischen Roman* gern möchte. Und hier ist es denn das reizend dargestellte *Privatleben* des Romans, das sich durch die Bedeutsamkeit der historischen Ereignisse in anmuthigen Guirlanden hindurchschlingt, und für die Effecte reichlich entschädigt, die der Dichter an anderen Orten aus den Händen gegeben hat.

Der Figuren, Gruppen, Situationen, der Verschlingungen und Verkettungen, ist da ein so grofser Reichthum, eine solche Vielfärbigkeit, dafs die Meisterhand sichtbar wird, welche in einem so ausgedehnten Gewinde den Knoten zu schürzen, jede Ermüdung in der Ausführung zu überwinden und mit immer neuer Frische und Kraft Scene an Scene zu reihen verstanden hat. Doch auch hier sind es die Roman-*Verhältnisse*, die den Dichter selbst sichtlich am meisten angezogen und zu einem behaglichen Ergehen verlockt haben, während die *Charaktere* zwar interessant hingestellt, aber in ihren inneren Zusammenhängen oft nur vorausgesetzt oder nicht bis in den Grund verfolgt werden. Ludwig Rosen, den man als den eigentlichen in der Mitte stehenden Romanhelden anzusprechen geneigt ist, wird mehr durch allgemeine gemüthliche Seiten eines edelen und offenen Herzens, als durch individuelle Färbung anziehend; er hat, wie viele Charaktere des Verfassers, etwas Weibliches in seinem Wesen, während sein Freund, der Maler Bernhard, welcher mit seinem wackeren reflectirenden Humor die Ereignisse gewissermafsen chorartig begleitet, ein kräftigeres männliches Widerspiel zu ihm ist. Neben dieser Freundesgruppe, um welche die übrigen Partheen in geschickter Wendung herumgelegt sind, wird besonders der polnische Oberst Rasinski als eine edele, freundliche Gestalt bemerkbar, so wie es auch dem Vf. gelingt, die Frauen in feiner geselliger Weise zu zeichnen. Seine Charaktere haben überhaupt sämmtlich einen gemeinschaftlichen Familienzug an sich, den wir als den einer grofsen *Reinlichkeit* bezeichnen möchten; etwas ethisch Reinliches begleitet sie in allen Verhältnissen des Lebens, im Gesellschaftszimmer, wo sie repräsentiren, in der Einsamkeit, wo sie nur mit sich selbst beschäftigt sind, im Drangsal der Umstände, wo das Schicksal sie flüchtig und schiffbrüchig umhertreibt. Und eine strenge Rache der Sittlichkeit läfst der Verf. walten, wo seine Figuren, durch die Verhältnise überwältigt, diesem Reinlichkeitsprincip treulos werden, die strengste, die uns bisher in Romanen vorgekommen. Goethe bestrafte seine leichtsinnige Philine für die Sünden, die sie in den „Lehrjahren" begangen haben mochte, doch nur mit einer Wackelfalte in den „Wanderjahren", und glaubte schon die höchste poetische Gerechtigkeit ausgeübt zu haben. Hr. Rellstab verfährt grausamer mit seiner Alisette, einer Gestalt, die sonst mit vieler Grazie gehalten ist, die aber durch ihr zu entsetzliches Ende einen fast physisch gräfslichen Eindruck hinterläfst. Nicht minder heftig tritt das strenge Sittlichkeitsgefühl des Vfs. in dem tiefinnigen Verhältnifs zwischen Jaromir und Lodoiska ein, das, obwohl alle Elemente der sittlichsten *Versöhnung* vorhanden sind, dem Dichter doch nur in einem zerstörenden Ausgangsprocesse denkbar ist, weil ein geheimes Vergehen geistiger und körperlicher Untreue in dasselbe eingegriffen hatte. Wir glauben jedoch nicht, dafs Rellstab dadurch ein Recht gewonnen, seine Ethik höher zu achten, als die Goethesche. Goethe hatte später in den „Wahlverwandtschaften" Beispiele der tiefsten Tragik der Moral geliefert, und wir sehen es, für unsern Theil, ohne Optimist zu sein, als eine arge Sophistik der Feindseligkeit an, wenn man gerade gegen diese Dichtung sittliche Vorwürfe geltend zu machen gedenkt. Uebrigens dünkt uns, wir müssen es offen bekennen, eine zu gesuchte Herbheit und Tragik der Moral in der Weltordnung der Romane mindestens überflüssig, da sie schon in der Weltordnung der Wirklichkeit durch tausenderlei Mitteltinten gedämpft und am Ende unter dem höchsten Gesichtspunkt der Idee immer gemildert erscheint.

Sonst herrscht eine gewisse ionische Weichheit in dem ganzen Flufs der epischen Darstellung und Erfindung des Vfs., die etwas sehr Wohlthuendes und Anziehendes hat, und selbst mitten im Getümmel des Schlachtfeldes weifs uns der Dichter immer bald in eine trauliche Ecke abseits zu führen, wo er uns etwas Angenehmes zu erzählen hat, oder eine gegen den schwarzen Vordergrund lieblicher abstechende Situation uns malt.

Th. Mundt.

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Handbuch der Geschichte der Litteratur von Dr. Ludwig Wachler.

(Schluſs.)

Verfehlt aber scheint uns die Gliederung des Mittelalters, die sich für die schöne Litteratur an das rein Ethnographische, für die Erudition an das Generische hält, was für diese Periode, in der vielmehr sich allgemeine Richtungen hervordrängen, nur als ein ganz äuſserliches Verfahren sich herausstellen dürfte. Lobenswerth und gewiſs zur Veranschaulichung geeignet, ist aber der im Mittelalter und der modernen Litteratur gemachte Unterschied der Nationallitteratur und Gelehrsamkeit, ein Unterschied, der nicht ein äuſserlicher vom Verf. angenommener, sondern ein wesentlich in der Sache begründeter ist. Im Alterthum hat das Betreiben der Gelehrsamkeit kein so eminentes Feld als in der modernen Welt, die eigentliche Erudition schlägt unmittelbar so schnell in das Leben über, daſs ihr Gebiet nicht ein so abgesondertes als bei uns ist, wie denn der Stand des Gelehrten selbst den Alten kein abgesonderter war. Erst die Vertiefung des germanischen Geistes, der abgesehen von dem Leben in dem Wissen des Objectes seine Befriedigung findet, kann sich einerseits eine Litteratur bilden, die in ihrer nächsten Unmittelbarkeit das Volk nicht ergreift, wie sich andrerseits das Leben der mit solcher Untersuchung Beschäftigten isolirt und einen eignen Stand der Gelehrten hinstellt. Die Grenzen dieser Gelehrsamkeit und der Nationallitteratur sind nicht so scharf, daſs sie immer durch Fächer festgesetzt werden könnten, denn Vermittlungen finden hier stets Statt, wie denn etwa Producte der *geistlichen Beredsamkeit* beiden Seiten angehören können, — indessen entscheidet hier der Tact und das Gefühl, dann aber ist das Aufführen eines und desselben Individuums unter beiden Gliederungen eine dem Historiker leicht zu gestattende Wiederholung.

Die allgemeinen Uebersichten und Ueberblicke der Perioden sind bei Hrn. Wachler mit einer Schärfe und Bestimmtheit gegeben, die allgemeinen Beziehungen des äuſsern Lebens so klar und bündig dargestellt, daſs wir neben der ausgebreiteten historischen Forschung zugleich den tiefen Blick und den gewandten Geist des Verfs. nicht genügend hervorheben können. Auch das Entferntliegende ist mit der gröſsten Sorgfalt, mit gewissenhafter Treue vorgesucht; die Stufen der Erziehung, die Hülfsmittel (Bibliotheken, Universitäten u. s. w.) mit einer Sachkenntniſs aufgeführt, welche nur ein so langes Studium erzeugen konnte. Hin und wieder fehlt es, nach unserer Meinung, den Charakteristiken der Zeit an tieferer philosophischer Begründung und Einsicht, die namentlich den Fortgang und die Entwicklung durchdringen sollte; indessen ist dieser Mangel für den vorläufigen Zweck nicht allzufühlbar. Mehr müssen wir es bedauern, daſs manches mal die Geschichte der einzelnen Disciplinen ganze Richtungen, welche dieselben genommen, übergeht, namentlich bei den fremden Völkern; wie wir denn, um *ein* Beispiel anzuführen, den ganzen Weg, welchen die Jurisprudenz in Frankreich seit dem öffentlichen Leben dieses Volkes, seit der Aufstellung der Codes und dann vorzüglich in neuerer Zeit durch den Eingang der modernen deutschen Forschung eingeschlagen hat, vermissen. Wenn auch die Fachgelehrsamkeit der Natur der Sache nach, namentlich bei den fremden Völkern nicht die Ausdehnung haben konnte, wie die Nationallitteratur, so ist es doch billig, mindestens die Richtung derselben anzudeuten, vorzüglich für uns Deutsche, die wir in dieser Hinsicht wohl zumeist die erste Anregung gegeben und den gröſsten Einfluſs ausgeübt haben.

Endlich was den letzten Punkt, die Beurtheilung der einzelnen Individuen und ihrer Wirkung betrifft, so können wir von Hrn. W. rühmen, daſs er mit einem feinen Gefühle und scharfer Beobachtungsgabe zugleich

jene Liebe zur Sache verbindet, die gern die Leistungen anerkennt, und sie in ihrem Zusammenhange zu würdigen weifs. Der Werth einer Richtung, eines Dichterwerkes, einer historischen Schrift ist zwar sehr gedrängt, wie es der Plan eines solchen Werkes fordert, aber stets so herausgestellt, dafs ohne den Tadel ganz zu unterdrücken, das eigenthümlich Verdienstliche genau angegeben ist; wie denn durch das ganze Werk hindurch zugleich jene würdige Gesinnung uns erfreut hat, die selbst Ansichten und Meinungen, die, wie wir wissen nicht die des Verfs. sind, treu und ohne jene Gereiztheit wiedergiebt, welche gewissen Litterarhistorikern eigen ist. Wir könnten hiervon vieles anführen, begnügen uns aber das Urtheil über den vielfach gescholtenen Sallustius im ersten Bande hervorzuheben. Nur mitunter scheint auch den geehrten Verf. *seine* Ansicht zu weit zu führen; uns hat mindestens die Härte mifsfallen, mit welcher Hr. Wachler z. B. Heinrich Heine, das dichterische Talent dieses Schriftstellers übergehend, rein nach seiner politischen Tendenz im 3ten Bde. behandelt hat. Niemand wird bei Fr. Genz eine politische Zuneigung zu Heine vermuthen, erfreulich also ist es zu sehen, wie die gewaltige lyrische Kraft dieses Dichters nichts destoweniger selbst von solchen Gegnern sich Anerkennung erzwingt. (Man vergl. Rahel erste Ausg. g. E.) Es wäre nun schliefslich noch eine Seite zu erwähnen, welche dieses Werk vor andren der Art vortheilhaft auszeichnet. Hr. Wachler hat in seiner langjährigen Stellung an einer reichen Bibliothek sich einen Schatz von Bücherkenntnifs erworben, welche in der genauen und reichen Angabe der Werke und Ausgaben bei den einzelnen Fächern sich deutlich herausstellt, namentlich in dem Gebiete der Geschichtsschreibung, wo der Verf. auf ein selbständiges früheres Werk zurückgehen konnte. Auch den Zeitbestimmungen ist eine grofse Sorgfalt zugewandt, obwohl sich hier vorzüglich in den weniger bekannten Partieen, wie etwa der rabbinischen Litteratur des Mittelalters, manches modificiren und bestreiten liefse. Indem wir nun so von diesem Werke scheiden, glauben wir gewifs im Namen eines grofsen Theiles deutscher Gebildeter zu reden, wenn wir dem würdigen Verf. auf das innigste den Dank für die erneute Gabe eines Werkes zollen, welches fast die ganze Zeit seines litterarischen Lebens ihn begleitet hat, und hiermit den Wunsch verbinden, dafs es ihm noch lange vergönnt sein möge, auch ferner in diesem Gebiete kraftvoll und rüstig, wie er stets gethan, zu wirken.

Agathon Benary.

XCV.

1) *Storia degli antichi popoli italiani di Giuseppe Micali. Tom. I—III. Firenze* 1832. *pagg.* 368, 368, 269. 8.

2) *Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani raccolti esposti e pubblicati da Giuseppe Micali. Firenze* 1832. (120 *Kupfertafeln in Fol.*).

Bereits vor 22 Jahren erschien Micali's Werk, Italien betreffend, wie es vor der Herrschaft der Römer gewesen. Das vorliegende, durch seinen Titel als eine Geschichte der alten Völkerschaften Italiens bezeichnet, kann eben so füglich für eine umgearbeitete Ausgabe jener früheren Arbeit gegeben werden, als, wie der Vf. es nicht mit Unrecht begehrt, für ein neues und selbständiges Werk. Vieles ist beiden Arbeiten gemein: eine angenehme und sich selbst genügende Zusammenstellung über die Vorzeit Italiens, eine für das Ausland besonders willkommene Beachtung der übrig gebliebenen Kunstdenkmäler, endlich und vorzugsweise eine reichhaltige und auserwählte Beigabe aus dem Gebiete dieser letzteren. Vieles Andere ist, sammt und sonders zum Vortheil des Werkes, umgewandelt: im Texte desselben Nützliches hinzugefügt, Ueberflüssiges geschnitten, Eigenthümliches zur Schau gestellt, im beigefügten Atlas aber ein Reichthum von Denkmälern gespendet worden, welcher nahe und entfernte Theilnehmer der grofsen antiquarischen Entdeckungen Etruriens zur Bewunderung und zu einem meist unbeschränkten Danke verpflichtet.

Von den vier Textbänden des früheren Werks waren die beiden ersten der Genealogie und der Statistik altitalischer Völkerschaften, die beiden letzteren einer Darstellung ihrer geschichtlichen Begegnisse gewidmet. Diese letztere Hälfte ist im neuen Werk weggelassen und statt dessen auf die Ausstattung der ersten eine so erhebliche Sorgfalt verwandt, als der einmal gewählte bequeme Zuschnitt des Werkes nur irgend gestattete. Während des Vfs. Vorrede unumwunden es ausspricht, dafs Vico und eigene Kräfte die italienische Forschung

jeder Abhängigkeit von ausländischer Lehre überhoben (*Pref. p. X*), ist es im Werke selbst zu bemerken, dafs Niebuhr, Müller und das archäologische Institut ihm nicht unbeachtet blieben; und wiederum, während er im Genusse seiner philosophischen Bildung den ihm eigenen Abscheu vor Citaten an der Schwelle des Werkes ausspricht (*Pref. p.* 6), darf es ihm, der seiner Sache gewifs ist, als ein Gefühl für Schicklichkeit nachgerühmt werden, dafs er seine Vorgänger gemeinhin weder da, wo er von ihnen abweicht, anzuführen pflegt, noch da, wo sie ihn bereicherten. So erscheint Micali's Text auch gegenwärtig als eine Zusammenstellung dessen, was ein gebildeter Mann, der italienischen Gesellschaft nach längerem Umgang mit Geschichtsgegenständen und Kunstdenkmälern seines Vaterlands, verbunden mit einer ungefähren Beurtheilung ausländischer Arbeiten, seinen Landsleuten zu sagen und wenn er es gesagt hat, zu bestätigen bereit sein dürfte. Manche vielverbreitete Ausdrücke und Bestimmungen ausländischer Gelehrten, selbst bedenkliche von den pelasgischen Tyrrhenern (I. p. 82 sq.) bis auf die korinthischen Hydrier (II. p. 293), erscheinen bei solchem Geschäft selbst da als eingebürgert, wo sie früher ungeahndet waren. Anderes, dem toscanischen Boden entwachsen und mithin der Beachtung des Auslandes schon seiner Neuheit wegen würdiger, fehlt im Fortgang des Buches eben so wenig. Zwar sind die Abschnitte desselben denen der zwei früheren Textbände fast entsprechend; nur ein Capitel über Sicilien, Sardinien und Corsica (II. p. 37 sq.) ist hinzugekommen. Aber bei der Umarbeitung der früheren Abschnitte boten sich dem Vf. manche, so viel wir wissen, durchaus eigenthümliche Meinungen dar; der Art, dafs wir uns verpflichtet fühlen, die hauptsächlichsten derselben zu etwaniger Beachtung hienächst anzudeuten, oder auch im Verlauf dieses Berichtes darauf zurückzukommen. Um die Bewegungen der ältesten Völker des innern Italiens zu erklären, ist den Illyriern (I. p. 186) ein vorzüglicher Antheil beigemessen, im Allgemeinen aber der frühere Glauben an italische Autochthonie durch Ableitungen aus dem Orient bedingt und gleichzeitig die Anerkennung eines uralten Priesterregiments festgestellt worden (Tom. II. p. 186. 352 etc.). Bei vorzüglicher Erweiterung des Abschnittes über die etruskische Kunst ist, im Widerspruch mit den beigefügten Denkmälern voll hellenischer Darstellung, eine dreifache Epoche ägyptisirender Entwickelung, toscanischer Fortbildung und hellenischer Umwandlung von dem Vf. angenommen (II. p. 255 sq.), bei Erörterung der neuesten Entdeckungen aber der Glaube an Aegypten, Priesterweisheit und Mysterienwesen zu einem vollständigen System symbolischer Bildnerei, dualistischer Dämonologie und bacchischen Todtendienstes verarbeitet worden, dessen zahlreiche Willkürlichkeiten den geschichtlichen wie den kunsterklärenden Standpunkt des Verfs. wesentlich bedingt haben. (Vgl. besonders II. p. 286 sq. III. 59—62. 127. 153. 187. 192 sq.).

Indem wir uns vorbehalten, auf dergleichen eigenthümliche Betrachtungsweisen des Vfs. bei Gelegenheit seiner im dritten Bde. über die Kunstdenkmäler gegebenen Erklärungen zurückzukommen, dürfte es am angemessensten sein, unsre Aufmerksamkeit zunächst diesen in einen besondern Atlas vereinigten Denkmälern zuzuwenden, welche wir schon oben als die glänzendste Ausstattung wie des früheren, so vorzüglich des gegenwärtigen Werkes bezeichneten. Die pragmatische Geschichtsbearbeitung der beiden ersten Bände zu einigem Vortheil deutscher Forschung einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, möchte, wie sehr auch das Werk erst seit Ausscheidung historischer Zeiträume zur *Storia* gestempelt ist, keine genügende Ausbeute gewähren, dagegen von einer Musterung der in so beträchtlicher Anzahl verständig zusammengestellten Denkmäler manche erhebliche Belehrung sich verhoffen läfst.

An die Stelle von 60 Bildertafeln des früheren Werkes sind gegenwärtig 120, gröfstentheils neue, fast durchgängig reichlicher ausgestattete getreten. Die mindesten Vermehrungen sind dem ersten Abschnitt zu Theil geworden, welcher *Ortskunde und Bauwerke* auf 18 Tafeln wie im früheren Werke umfafst; indefs ist als erstes Blatt eine Charte Italiens nach D'Anville, auf Tafel XIII ein Rest cyklopischen Gemäuers hinzugekommen, welcher bei Cesi unweit Terni befindlich und durch ein phallisches Abzeichen merkwürdig ist. Dagegen ist die zweite Reihe, welche von Taf. XIV bis Taf. XXVII reicht, durchaus neu und reichhaltig. Sie betrifft jene Werke von *schwarzem* und, wie es scheint, ungebranntem *Thon*, deren so eigenthümliches als alterthümliches Ansehn sie mit Recht einer mannigfachen Beachtung unterworfen hat, seit die Ausgrabungen von Sarteano unweit Clusium vom Jahr 1825 an eine bedeutende Anzahl ähnlicher Denkmäler zum Vorschein brachten. Ueber die erheblichsten dieser Entdeckungen ward schon frü-

her von dem Ref. Bericht erstattet (hyperboreisch-römische Studien Th. I S. 213 u. s. w.), eine Reihe erheblicher Zeichnungen später von Hrn. Dorow (*Voyage dans l'Étrurie*) bekannt gemacht; ohne Vergleich reichhaltiger sind nun die Bekanntmachungen Micali's.

Sie beginnen mit einer Reihe etruskischer Aschentöpfe, deren Gefäfsform an Mündung und Henkeln durch Aufsatz von Kopf und Armen kanopusähnlich verkleidet ist, wozu noch ausnahmsweise sich die Hinzufügung eines zum Theil fesselähnlichen Untersatzes gesellt. Vollständige Exemplare dieser seltsamen Denkmäler sind nicht häufig, obwohl aufser Chiusi auch in den Sammlungen von Florenz und von Berlin nachzuweisen. Der Herausgeber hat jedoch auch die häufigeren Fragmente ähnlicher Werke nicht unbeachtet gelassen, woraus denn auf Tafel XV. XVI eine erhebliche Zusammenstellung etruskischer Bildnifsköpfe erfolgt ist. Wenn man dann und wann zu zweifeln veranlafst wird, ob das Abenteuerliche dieser Köpfe uralter Sitte oder einer bizarren Provincialmanier angehöre, so kann man sich mit höherer Wahrscheinlichkeit der letztern Meinung zuwenden, wenn man die Reihe seltsam geformter und mit zerstreutem Bilderschmuck in erhobener Arbeit überladener Gefäfse betrachtet, welche auf den nächstfolgenden Tafeln Taf. XVII. XVIII. 4. 5. XXI—XXVII zusammengereiht sind, wogegen eine andere Reihe von Gefäfsen, welche mit einer Binde flach eingeprefster Reliefs von ägyptisirender Art verziert sind, durch ihr einfaches und wahrhaft alterthümliches Ansehn einen gewichtigen, obwohl unsres Erachtens vielleicht dennoch nicht hinlänglichen, Einspruch einlegen. Wenn irgend eine Gattung etruskischer Denkmäler der oft zur Ungebühr herbeigerufenen Kunstsitte Aegyptens nahe steht, so ist es diese letztere: Menschen- und Thierfiguren, Stellungen und Bewegungen, Kleidungen und zum Theil selbst die Geräthe der auf Taf. XVIII. XIX. XX. und gröfstentheils bereits von Dorow herausgegebenen Reliefs dienen zu Belegen. Indefs hindert der geringe Umfang dieser auf einem und demselben Werk häufig wiederkehrenden und dennoch bei abgestumpftem Zustand oft unkenntlichen Figuren an einem unbefangenen Urtheil über den Hellenismus, den selbst diese vorzugsweise etruskischen Bildwerke aussprechen, keineswegs. Dazu genügen Centauren und andre mythische, Wagenlenker und andre athletische, Kantharusformen und andre bacchische Bilder, die der Herausgeber durch manche Erinnerung an Bacchus Osiris eben so wenig nach Aegypten versetzen, als den, höchstens für athletische Beziehung dienstbaren Ornamentalstyl ähnlicher Gefäfse zum untrüglichen Beweis ihrer ursprünglichen Gräberbeziehung feststellen kann. Wir sagen den Ornamentalstyl: und möchten die mit diesem Ausdruck verbundene Verzichtleistung auf eine gründliche Erklärung einzelner oder gesammter Darstellungen dieser Gattung bis auf Weiteres festhalten: darum zunächst, weil die von Hrn. Micali für mehrere dieser Denkmäler geltend gemachte Deutung auf Unterweltsgötter (Tav. XVIII. 2. XIX. 2.) durchaus schwankend, Anderes, wie die Annahme bacchischer Scenerie in einem Centauren (Tav. XIX. 2.) geradehin falsch ist, manche andere Annahme, wie die Deutungen etruskischer Genienlehre (Tav. XX. 7, 9, 17.), welche auch unverkennbare Victorien nicht ausschliefst (XX. 7, 9.), wiederum bald schwankend, bald falsch ist. Andererseits fehlt es nicht an Beispielen, in denen die Zusammenstellung phantastischer Thierfiguren mit Menschenfiguren in ihrer Mitte die Annahme hieratisch gebildeter Künstlerscherze eben so rechtfertigt, wie es allmählig für die ägyptisirend bemalten Thongefäfse unzweifelhaft sein wird (Vgl. z. B. Tav. XX. 16.): eine Analogie, nach welcher man die athletische Beziehung jener gefirnifsten Gefäfse vermuthlich auch auf die schwarzen clusinischen Schalen, von denen die Rede ist, wird ausdehnen können, zumal in Erwägung ihrer durch Flügelrosse (Tav. XX, 10) und Wagenlenker (Tav. XX, 19) hie und da unwidersprechlich angedeuteten Beziehung.

Die ungleich gröfsere Anzahl von Gefäfsen eines ähnlichen Materials und Fundorts, welche sich durch mannigfaltige und wunderliche Formen, verbunden mit einem starkerhobenen und gröfstentheils sehr vereinzelten Bilderschmuck, auszeichnen, haben, wie wir bemerkten, ein noch ungleich provincielleres und ägyptischem Ursprung widersprechendes Ansehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

1) *Storia degli antichi popoli italiani di Giuseppe Micali.*

2) *Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani raccolti esposti e pubblicati da Giuseppe Micali.*

(Fortsetzung.)

Manche ihrer bildlichen Darstellungen fügen sich sogar sehr willig der vom Herausgeber vielfach geltendgemachten Gräberbeziehung: irgendwo (Tav. XVII. 4.) scheint ein pyramidales Bauwerk, vor dem eine Frau sitzt, ein Grabmal anzudeuten, anderswo (Tav. XVII. 2.) wird man verschleierten Brustbildern ein zur Andeutung von Todtenmasken hinlängliches Ansehen zugestehn, zumal wenn diese Larven sich als Verzierungen von Gefäfs-Behältern finden (Tav. XXVI, 1. XXVII, 1.), und selbst gewisse Begegnungsscenen zwischen Mann und Frau, welche sich an den Henkeln ähnlicher Gefäfse nicht selten finden (z. B. Tav. XXI. 9, 10.), können für Abschiedsscenen gelten. Der bis jetzt dargebotenen Analogie, nach welcher die in etruskischen Gräbern vorgefundenen Thongefäfse weder einen Gebrauch für den Todtendienst, noch eine bildliche Beziehung auf denselben nachwiesen, wäre eine solche Annahme allerdings nicht sehr entsprechend; wer aber möchte der mancherlei Willkür des provinciellen Gebrauchs für so geringfügige Gegenstände seine Schranken anweisen? Ohne daher jenen und etwanigen ähnlichen Andeutungen bildlicher Gräberbeziehung ein zu grofses oder zu geringes Gewicht beizulegen, ziehen wir es vor, die von Hrn. Micali für die fraglichen Gefäfse geltend gemachte Gräberbeziehung einstweilen zuzulassen, um auch für den Fall ihrer Gewährleistung der gleichzeitig geforderten unmittelbaren Ableitung von morgenländischer Kunst und Sitte um so entschiedener zu widersprechen. Wenigstens in Werken, welche dem eigensten Todtendienste Etruriens angehörten, dürfen Götter- und Genienbilder eigenthümlich etruskischen Gepräges geheischt werden, etwa wenn sie auf den etruskischen Todtenkisten sich vorfinden. Weit entfernt aber, in diesem Kreise von Darstellungen den böswilligen Dämon Charon oder andere dämonische Todtenbegleiter wiederzufinden, beschränkt sich der Bildervorrath, den die clusinischen Gefäfse uns vorführen, auf die Vorstellung thronender Götter altgriechischer Sitte (allenfalls XXI, 4.), oder häufiger auf Göttinnen, geflügelte oder flügellose, in deren Händen, zwiefach gehalten, bald der bacchische Panther (XXI, 2.), bald der apollinische Schwan (XVII, 5.) manche beliebige Benennung offen lassen, allemal aber eine unleugbare Verwandtschaft mit den Götterbildern griechischer Kunstwerke bekunden. Zwar hat die naheliegende Voraussetzung, dafs es diesem Bilderkreis an etruskischen Genien nicht fehlen könne, den Herausgeber veranlafst, mehr den einen derselben auf den ihm vorliegenden Denkmälern zu erblicken und in gewohnter Vermischung des Orients mit dem Occident aus dem persischen Dualismus zu erläutern; wie trüglich aber solche Auslegungen seien, ergiebt sich besonders bei Gelegenheit der Reliefs eines sehr merkwürdigen schwarzen Gefäfses, des gröfsten bis jetzt bekannten dieser Art in der Casuccinischen Sammlung zu Chiusi (Tav. XXII.). Perseus und die Medusa sind bei unbefangener Ansicht dieses allerdings schwierigen Bildwerks unverkennbar, zu dessen Erklärung dem Herausgeber aufser der unbestimmten Angabe eines seelenverschlingenden Ungeheuers für die Gorgone noch zum Ueberflufs die Annahme eines ägyptischen Anubis in den Nebenfiguren dienstbar sein mufste.

Den plastischen Denkmälern aus Thon reihen sich von Tav. XXVIII—L des Werkes die verschiedenen Gattungen *metallener* Bildwerke an. Obwohl diese Classe nicht wie die vorhergehende, dem früheren Werke gänzlich fehlte, so war sie doch auf Tav. XIV, XV, XXI, L, LVI u. LVII nur zerstreut und spärlich bedacht, so

dafs Micali's Werk in dieser Beziehung nicht nur gegen die grofsentheils auserlesenen und wohlausgeführten Abbildungen von *Inghirami's Monumenti Etruschi*, sondern selbst gegen die ansehnlichen, für jene so vorzüglich charakteristischen Denkmäler aufgehäuften Materialien in *Gori's Museum Etruscum* auffallend abstach. Gegenwärtig ist diese Lücke auf eine so glänzende Weise gedeckt, dafs diejenigen, welche eine allgemeine Kenntnifs etruskischer Metallwerke begehren, vorzugsweise auf die vorliegenden Bildertafeln verwiesen werden müssen. Wir betrachten dieselben, wie sie sich nach den besondern Weisen ihrer Kunstübung einfach und überschaulich für uns auseinander legen, und halten es für angemessen, einer solchen Scheidung zu folgen, wenn sie auch mit der Reihenfolge der bezifferten Tafeln nicht übereinstimmen sollte. Statuarische Werke und Reliefplatten, Geräthe, welche beiderlei Kunstübung vereinigen, endlich Metallwerke mit eingegrabenen Zeichnungen werden wir demnächst mit einiger Erörterung der in jeder dieser Gattungen von Hrn. Micali bekannt gemachten Werke betrachten.

Die zahlreichen Erzbilder alterthümlichsten Gepräges, welche im Jahr 1811, aufser ihrer ursprünglichen Bestimmung zusammengehäuft, in der Nähe von Perugia gefunden wurden und mit guten Gründen auf Tav. XXVIII bis XXXI an der Spitze der in unsrem Werk zusammengestellten Bronzen erscheinen, gewähren in den mancherlei rundgearbeiteten Erzfigürchen, welche jetzt gröfstentheils die Sammlungen von München schmücken, auch die unzweifelhaftesten Belege ungetrübter etruskischer Metallarbeit: so besonders die vier weiblichen, theils geflügelten, theils flügellosen Figuren, die Tritonin und die Figur eines Löwen, welche, gleichem Fundort und gleicher Kunstübung angehörig, auf Tav. XXIX, 1—6 zusammengestellt sind. Eine Anzahl sehr reichhaltig besetzter Bildertafeln giebt nächstdem (von Tav. XXXII bis XXXIX) aus bekannten und unbekannten Denkmälern einen Ueberblick über die bezeichnendsten Werke verwandter Kunstübung und Kunstdarstellung: dieses allerdings in einer Mischung, welche für jede allgemeinere, artistische oder antiquarische Betrachtung das Bedürfnifs eines leitenden Fadens bemerklich macht, aber auch mit einer Mannigfaltigkeit, welche denjenigen, der mehr als eine Erneuung der gangbarsten etruskischen Erzbilder begehrt, durch die Mittheilung neuer und anziehender Bildungen zu belohnen im Stande ist. Zur vorzüglichsten Beachtung fordern hier wie in den folgenden Abschnitten diejenigen Denkmäler auf, welche dem Herausgeber aus den reichen und rasch verflüchtigten Sammlungen des Prinzen von Canino vergünstigt wurden. So auf Tav. XXXVI, 9. 10. eine Athletengruppe, welche wir also benennen, weil das dem Herausgeber unbekannte Geräth uns ein fast unverkennbarer Kranz zu sein scheint; so eine Jünglingsfigur (XXXVI, 4.), deren neptunische Natur durch einen Fisch in jeder Hand angedeutet ist; so die seltsame Figur eines Flötenbläsers (XXXVII, 12) und andere mehr.

Diesem Reichthum des Werkes ist der Vorrath von Erzbildern *in erhobener Arbeit* entsprechend. Voran wiederum durch alterthümlichen Styl und merkwürdige Darstellung gleich ausgezeichnet, die Reliefs der Peruginer Ausgrabung; nicht gerade eines Wagens, wie man ohne hinreichenden Grund früher glaubte, während Hr. Micali gegen eine solche Annahme, die er selbst früher theilte, gegenwärtig Einspruch einlegt. Zwar die geschwungenen Umrisse von mehreren jener Reliefs, namentlich des einen, welches die Darstellung einer Jagd enthält (XXVIII, 2), und des entsprechenden, welches eine Gorgone im Kampf mit Löwen zeigt, werden unsres Bedünkens noch immer am wahrscheinlichsten der Bekleidung eines Votivwagens beigemessen werden, dem im vaticanischen Museum aufgestellten und anderen ähnlich, welche aus tarquiniensischen Gräbern bekannt worden sind; dagegen Candelabervasen (XXIX, 7. 8. 9.), vereinzelte Idole, (XXIX, 1—4) und andere zugleich gefundene Gegenstände den Beweis führen, dafs es sich bei der berühmten Peruginer Entdeckung nicht um Denkmäler einer einzigen Bestimmung handelte. Wie dem auch sei, für Götterbilder, Heroentypus und individuelle Darstellung, für Einzelbildungen, wie für die Behandlung figurenreicher Compositionen, für den Ernst hieratischer Erfindung in Götter- und Menschengebilden und für den gleichzeitigen Spielraum künstlerischer Phantasie, hauptsächlich in den Thierfiguren, liefern jene durch schnödes Geschick zwischen Perugia, Baiern und England vertheilten Bildwerke so sprechende und so eigenthümliche Belege, dafs ihre erneute Zusammenstellung in genügenden Zeichnungen und in überschaulichen Reihen dem Herausgeber, wie man auch über seine Erklärungsweise denken möge, nicht anders als gedankt werden kann. Zugestehen können wir es derselben ab-

lerdings nicht, dafs die dem Verfasser eigenthümliche Symbolik ihm Gorgonen nach Mafsgabe ihrer hervortretenden oder versteckten Zähne zu guten oder bösen Genien stempelt (*Vol. III. pag.* 30 zu Tav. XXII und XXVIII, 5.), und mit fischgestalteten Meerwundern, nach seiner Ansicht ebenfalls bösen Genien (zu Tav. XXIX, 5), nicht weniger rasch abschliefst; es genügt uns zu bemerken, dafs auch unbestrittene mythische Figuren wie der Minotaurus (zu Tav. XXXI, 2), für ein Gespenst des Amenthis erklärt, jener ziemlich gefahrlosen Deutungsweise anheimfallen. Ueber solche Verschiedenheiten der Ansicht ist es billig die Worte zu sparen; doppelt billig, wo eine reiche Mittheilung durch eine reiche verdrängt zu werden pflegt, wie im vorliegenden Werke. Wir erwähnen in dieser Beziehung die noch übrigen Abbildungen metallener Denkmäler, welche auf Tav. XL, XLI, XLVI, auserlesenes *Erzgeräth*, sammt und sonders aus dem Schatz neuentdeckter Denkmäler mittheilen. Candelaber von ausgesuchter Form sind auf Tav. XL bekannt gemacht, darunter ein vorzüglich zierlicher aus Lucian Bonaparte's Sammlung, dessen drei Füfse durch Beine und Keule eines Satyrs gebildet sind, der eine Schlange zurückscheucht. Weiter auf Tav. XLI mannigfaltige Silensmasken von starkgetriebener Arbeit; nebenbei einige Belege etruskischer Arbeit von Bein, wie deren etliche auch in das königliche Museum von Berlin übergegangen sind. Auf Tav. XLV ein sehr eigenthümliches Goldgeräth mit roh eingegrabenen Figuren, allem Anschein nach zum agraffenähnlichen Schmuck von Gewändern, nach Andern eine Art von Votivspiegel; auf derselben Tafel die Wiederholung merkwürdiger, in alterthümlichem Styl schöngearbeiteter Figuren auf einer schon durch Millingen bekannt gewordenen Silberplatte. Weiter auf Tav. XLVI auserlesenes Goldgeräth der volcentischen Grabungen: Stirnbänder, Halsketten, Agraffen, Ringe mit eingegrabener Zeichnung, endlich aufser bullenförmigen Amuleten einige verwandte Denkmäler, welche zu den wichtigsten historischen Thatsachen jener neuesten Entdeckungen gehören, nämlich die mit etruskisch gearbeiteten Goldplättchen umkleideten Idole von ägyptischem Glasflufs, welche zugleich mit den vorerwähnten Gegenständen als Hauptstücke des im Besitz der Prinzessinn von Canino befindlichen Goldgeräths mit Recht berühmt geworden sind. Wenn diese merkwürdigen, schon vor dem Herausgeber besprochenen (*Bulletino dell' Instituto Archeol.* 1830 *pag.* 8.), aber erst durch ihn einer allgemeineren Betrachtung vorgelegten Denkmäler den durch die Auffindung anderer ägyptischen Anticaglien in etruskischen Gräbern seitdem bestätigten Satz begründet haben, dafs ägyptische Denkmäler, etwa als Handelsartikel über Carthago, den Etruskern einer kunstliebenden Zeit nicht fremd waren, so läfst sich mit eben dem Recht behaupten, dafs eine andere Classe wenig augenfälliger Metalldenkmäler noch durchgreifendere Aufschlüsse über Religion und Sitte Etruriens uns verheifst. Wir meinen die Erzdenkmäler mit eingegrabenen Zeichnungen, von denen wir Beispiele mystischer Cisten in einem Werke wie das Micalische ungern vermissen, Denkmäler aus der überaus wichtigen Classe etruskischer Metallscheiben (Spiegel auch unseres Dafürhaltens, nach dem Vf. dennoch Pateren) in reicherem Mafse gewünscht hätten, dem Herausgeber aber auch gegenwärtig bei seiner unverhältnifsmäfsig geringen Auswahl allen Grund haben uns dankbar zu bekennen; dieses im Angesicht so wichtiger Denkmäler wie die Darstellung des Prometheus und der Dioskuren (L, 1.), des Hercules und Atlas (XXXVI, 3.) und eines Dreivereins tyrrhenischer Jünglinge, welche durch deutliche Inschriften auf das Brüderpaar der Dioskuren mit Venus und Minerva zusammengesellt bezogen werden und aller Wahrscheinlichkeit nach der Sage von den kabirischen Drillingen Tyrrheniens verwandt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

XCVI.

Geschichte der christlichen Dogmen in pragmatischer Entwickelung von Dr. C. G. H. Lentz, Pastor zu Halchter und Linden im Herzogth. Braunschw. Erster Theil. Helmstedt. 1834. 23½ *Bog.* 8.

Seitdem man angefangen hat, die Dogmen-Geschichte getrennt von der Kirchen-Geschichte als selbstständige Wissenschaft zu bearbeiten, hat man auch darnach gestrebt, beide Wissenschaften in ihrem Verhältnifs zu einander gehörig aus einander zu setzen. Dafs dies Verhältnifs noch nicht richtig gefafst ist, so lange man noch so vieles, *nur* in die Kirchengeschichte Gehörige, als: die äufserliche Geschichte der Streitigkeiten, die Geschichte der Staats- und Hofintriguen, das äufserliche Schicksal berühmter Lehrer und Irrlehrer, so wie die Geschichte jeder kleinen unbedeutenden Sekte, jeder Meinung, jedes Irrthums und jeder Verirrung einzelner Individuen als wesentliche Bestandtheile der Dogmen-Geschichte behandelte, dies ist zwar oft ausgesprochen, aber noch wenig berücksichtigt geblieben. Der Verf. vorliegender Dogmen-Geschichte hat es sich

vorgesetzt, neueren Ansprüchen in dieser Beziehung zu genügen, und sich bemüht, die richtigen Grenzen der Dogmen-Geschichte zu finden. Er scheint uns jedoch in mancher Beziehung zu weit gegangen zu sein. Denn achten wir zumal auch auf den nächsten Zweck, den der Hr. Verf. bei der Abfassung seiner Schrift im Auge hatte, nämlich: ein Handbuch neben dem Studium der Dogmen-Geschichte und ein Reizmittel zur eifrigen Betreibung desselben zu sein, so stellt sich in beiden Beziehungen Folgendes zu bemerken heraus. Ein Handbuch muſs vollständig sein, und unpartheiisch zugleich. Vollständig ist vorliegende Schrift nicht ganz, denn obwohl in ihr die Zeit Christi und der Apostel mit in die Dogmen-Geschichte gezogen ist, wogegen nichts zu sagen, so fehlt doch in den nächsten Perioden die Ausführung, oft sogar nur die Erwähnung wirklich bedeutender, auch in der Dogmen-Geschichte Epochemachender Richtungen. So fehlt z. B. die so wichtige vergleichende Betrachtung der realistischen und idealistischen Geistesrichtungen in ihren Verhältnissen zu der orthodoxen, wie sie ausgehend von den Differenzen zwischen Ethnisiren und Judaisiren in mannigfachen Nuancirungen sich ausbildeten im Montanismus, Gnosticismus, Alexandrinismus und in der kirchlichen Orthodoxie. Namentlich sind die gnostischen Systeme zu dürftig ausgestattet; den Manichäismus so wie manche kleinere aber wichtige Sekten vermissen wir ganz. Neben dieser Engheit und Leere finden wir wieder eine Weite in anderer Beziehung, indem Manches hineingerathen ist, was die Dogmen-Geschichte eigentlich weniger berührt, und in die Kirchen-Geschichte hinübergehört. Es ist nämlich von den Lebensumständen und den einzelnen Schriften mancher, besonders der apostolischen Väter und Apologeten, viel zu weitläuftig gehandelt, die Angabe der Tendenz sämmtlicher apostol. Väter und Apologeten hätte hier ausgereicht.

Ein Handbuch muſs aber auch unpartheiisch sein, wenn es nicht mehr schaden als nützen soll. Der Darsteller darf sich weder durch Leidenschaft, noch von seiner dermaligen Ansicht bestimmen lassen, aller Geschichte und dem Urtheile aller Jahrhunderte geradezu zu widersprechen. Denn gesetzt, es wäre die semipelagianische Ansicht über den Ursprung des Bösen und die sittliche Kraft des Menschen, welcher der Hr. Verf. ganz offen huldigt, die absolut wahre, und der strenge Augustinismus unhaltbar in sich, so hätte dies den Verf. doch nicht gegen die Person jenes groſsen Kirchenlehrers aufbringen dürfen. Von vorn herein nimmt aber seine Schilderung Augustins einen gehässigen Charakter an; dieser groſse Forscher erscheint unter seinen Händen nicht nur als ein ziemlich ungelehrter, sondern auch als ein höchst stolzer und trotziger Mann, dem es eine Lust war, vermöge seines ausgezeichneten Scharfsinns, eine einmal ausgesprochene, selbst in ihrer Falschheit erkannte Meinung, durch alle Kunstmittel der Dialektik in ihrer schroffsten Consequenz zu verfechten. So sind denn, weder ein sittliches Bedürfniſs, noch ein tief religiöses Gefühl, noch ein unwiderstehlicher Drang nach dem an sich Wahren und Guten — sondern allein Rechthaberei, Ruhm- und Herrschsucht, Trotz und Stolz die Triebfedern, welche *den* Geist leiteten, der durch seine Theologie das ganze Mittelalter beherrschte, und dessen tieferes Studium die groſse Regeneration des 16ten Jahrhunderts herbeiführte. Sollten die Vorkämpfer der Reformation, die von allem Ehrgeiz fern waren, ihre Anspruchslosigkeit aus solcher Quelle haben schöpfen können? Aber vielleicht urtheilt der Hr. Vf. über diese Heroen nicht viel anders, wir müssen es abwarten, bis der 2te Theil erscheinen wird. Jedenfalls möchten wir ihn aber erinnern, daſs, so wenig die neuere Theologie sich scheute, den Augustinismus in seiner strengsten Consequenz aufzugeben, sie doch weit von des Verfs. gepriesenem Semipelagianismus entfernt geblieben ist, wenn er ihn auch in einem noch so vortheilhaften Lichte auftreten lieſse.

Uebrigens ist die Darstellung derjenigen Lehrgegensätze und wichtigen Erscheinungen, die einmal behandelt sind, klar, übersichtlich, dabei nicht zu kurz, bestimmt und in einem leichten und gefälligen Styl abgefaſst, so daſs man gern von einem Capitel zum andern übergeht. Dazu hat der Vf. hin und wieder die Quellen, als: Symbole, Concilienbeschlüsse u. s. w. unter dem Texte abdrucken lassen, so daſs, wenn nur dies letztere in reicherem Maſse geschehen wäre, das Buch dennoch ein ziemlich brauchbares genannt werden könnte.

Was endlich die Periodeneintheilung betrifft, so darf man sich über die Zahl 8 um so weniger beklagen, als Herr Baumgarten-Crusius mit 12 vorangegangen ist, zumal da 4 derselben das engere Feld der Dogmen-Geschichte überschreiten, indem die erste Periode die Zeit Christi und der Apostel begreift, und die letzten 3 jenseits der Reformation hinausfallen. Die Eintheilung des Hrn. Verfs. ist diese: 1. *Periode.* Von der Stiftung des Christenthums bis zur ersten philosophischen Behandlung seiner Lehren, Mitte des 2ten Jahrh. (Per. der gläubigen Annahme.) 2. *Per.* Von da bis zur Vollendung kirchlich symbolischer Bestimmungen, bis Ende des 4ten Jahrh. (Per. der Speculation.) *a.* Geschichte der Lehre vom Göttlichen in Christo. *b.* Vom Geiste. *c.* Von der Person Jesu Christi. 3. *Per.* Von da bis zur allgem. Geltung der Glaubensregeln, bis Ende des 8ten Jahrh. (Per. der symbolischen Abschliefsung.) *a.* Geschichte des Augustinismus. *b.* Geschichte der Lehre von der Person Jesu Christi. 4. *Per.* Von dort bis zur Ausbildung der Scholastik, bis Ende des 11ten Jahrh. (Per. der Ergänzung und Wiederaufnahme.) *a.* Vom Ausgange des h. Geistes. *b.* Augustinismus. *c.* Abendmahl. 5. *Per.* Von dort bis zum Anfang der Reformation. (Per. der Begründung durch die Form.) 6. *Per.* Bis zur Vollendung des protestantischen Lehrbegriffs durch die Concordienformel, 16tes Jahrh. (Per. der Rückkehr.) 7. *Per.* Bis zur Bildung der neuen protest. Theologie, bis Mitte des 18ten Jahrh. (Per. der polemisirenden Dogmatik.) 8. *Per.* Bis auf die neuesten Zeiten. (Per. der kritischen Sichtung.)

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

1) *Storia degli antichi popoli italiani di Giuseppe Micali.*

2) *Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani raccolti esposti e pubblicati da Giuseppe Micali.*

(Schluſs.)

Nächst den Metallarbeiten folgen von Tav. LI bis LXI etruskische *Sculpturen* in Stein. Dieser Abschnitt erscheint gegen den im früheren Werk von Tav. XVI bis XLIX für ähnliche Denkmäler angewiesenen Umfang sehr spärlich bedacht, ist es aber nur insofern, als der Herausgeber, auf Musterstücke etruskischer Kunstübung der ältesten und der besten Zeit bedacht, sich bei Erneuung seiner Sammlung mit wenigen Reliefs von der oft rohen Arbeit der Todtenkisten begnügen zu müssen glaubte. Dagegen haben die Denkmäler des älteren und strengeren Styls sehr gewonnen: statt wie vorher auf den 3 Tafeln XVI—XVIII nur 3 Denkmäler dieser Gattung zu geben, erscheinen jetzt Tav. LII—LVI. mit hieratischen Reliefs reichlich besetzt. Diese verdankt man sammt und sonders den neueren Ausgrabungen von Clusium, während man vor denselben kaum irgend ein Bruchstück aufweisen konnte, um die noch von Winckelmann auf Sculpturen strengen Styls häufig angewandte Benennung etruskischer Kunstwerke wenigstens durch eine und die andere Analogie aus Etrurien selbst zu entschuldigen. Kämpfergruppen, Opferzüge, bacchische Scenen, hauptsächlich aber Todtenklagen und Todtenzüge sind die mancherlei Darstellungen, welche uns auf ähnlichen Werken begegnen, zu deren Beurtheilung und vermuthlicher Gräberbeziehung es nicht unwichtig ist, der Localnotiz zu gedenken, nach welcher sie gewöhnlich zerstückelt und wie geflissentlich zerstört sich vorfinden, etwa wie in nolanischen Gräbern die Scherben der schönsten Schalen zugleich mit Spuren des Feuers Andeutungen ihrer geflissentlichen Zerstörung gewähren. Diesen clusinischen Reliefs verwandt und dem ältesten Style Etruriens angehörig, nach Maſsgabe roherer Ausführung und derberer Verhältnisse vielleicht für noch älter zu erachten sind die länglichen stelenförmigen Platten, jede mit einer starkgehobenen männlichen Figur geschmückt, welche sich im Hause Buonaroti zu Florenz und im Museum zu Volterra befinden und mehrerer anderer Wiederholungen zu geschweigen, aus Tav. XIV des früheren Micali'schen Buches bekannt sind; im vorliegenden Werk sind sie auf Tav. LI mit dem Zusatz einer Kriegerfigur gegeben, welche auf ähnlichen Platten von gebrannter Erde mehrfach wiederkehrt.

Hienächst folgen mehrere charakteristische Denkmäler von Sculpturen einer plumperen Kunstübung, wie sie sich in ähnlichen Denkmälern der volcentischen Ausgrabungen vorzufinden pflegt; seltsam, daſs jene reichen Fundgruben der schönsten griechischen Werke von gebrannter Erde uns in Sculpturarbeiten bis jetzt noch keine einzige dargeboten haben, welche an Styl der Zeichnung den erträglichsten Reliefs volterranischer Todtenkisten sich gleichsetzen lieſse. Diesen Gegensatz gleichartiger Denkmäler aus verschiedenen Gegenden Etruriens einigermaſsen anschaulich zu machen, dient auf Tav. XXVII die Zusammenstellung eines volcentischen Sarkophags der Feoli'schen Sammlung, dessen Reliefs Todtenzüge von rohester Arbeit darstellen und einer männlichen Halbfigur derselben Abkunft und Sammlung, mit den in sicherem hieratischen Styl angeordneten Stieren mit Menschenantlitz eines clusinischen Altars, dessen Bruchstücke in das königl. Museum von Berlin übergegangen sind. Thierfiguren, welche zum Auſsenschmuck volcentischer Gräber dienten, haben noch neuerdings jenen fast durchgängigen Mangel an Styl bekundet, der auch an den bei Micali Tav. LVII, 7 einigermaſsen verschönten Thierfiguren der Cocumella fühlbar ist. In einem ähnlichen Verhältniſs zu den volterranischen Todtenkisten pflegen sich dann auch die bei

Tarquinii dann und wann vorgefundenen Sarkophage zu befinden, bei deren Styllosigkeit es für's erste vielleicht noch zweifelhaft bleiben sollte, ob sie römischen Einflüssen oder vielmehr dem innerlichen Verfall der Kunstübung Etruriens beizumessen sei; besonders charakteristisch für ähnliche Werke ist der bei Tarquinii neuerdings gefundene, bei Micali Tav. LIX, 1 abgebildete Sarkophagdeckel, einen Bacchuspriester vorstellend. Reliefs, welche ähnlichen grofsen Sarkophagen angehören und durch Wiederholung lebendiger Kunstmotive den ersten Blick zum Theil bestechen, sind auf derselben und der folgenden Tafel zusammengestellt; minder bemerkenswerth scheinen uns dagegen etliche andre Zeichnungen derselben Reihe auf Tav. LXI, wenig gelungene Skizzen der berühmten alterthümlichen, sonst Borgianischen Reliefs aus Velletri, und zu möglichst grellem Gegensatz ein nicht gar unbekanntes auf dem Marktplatz zu Bolsena befindliches Relief (LVIII, 5), welches wir mit Erlaubnifs des Vfs. unbedenklich für römisch halten. Von Todtenkisten der zumal aus Volterra bekannten Art sind dagegen erst an einer späteren Stelle unsres Werks von Tav. CIV—CXII die bedeutendsten Reliefs dieser Gattung, die das frühere Werk enthielt, übergegangen, wobei man manche vormals von Hrn. Micali bekannt gemachte Denkmäler, die jenes frühere Werk einstweilen unentbehrlich machen, ungern vermissen wird.

Weiter folgen, von Tav. LXII—LXXII, Denkmäler, welche eine Auswahl etruskischer *Gräber und Wandmalereien* enthalten. Auf Tav. LXII u. LXIII Ansichten der Cocumella von Volci, etliche tarquiniensische Rundbaue, der sehr unregelmäfsig in den Fels gehauenen *Grotta della regina* von Toscanella und weniger anderer Grabmäler, statt deren wir mit gutem Fug den Leser auf die ungleich umfassendere Zusammenstellung ähnlicher Pläne und Ansichten zweier Bildertafeln des archäolog. Instituts verweisen können. Dann ist auf Tav. LXIV, LXV, LXVI, den Tafeln LI—LIII des frühern Werks entsprechend, die tarquiniensische *Grotta del Cardinale* farbig wiederholt. Neu hinzugekommen und bei fortwährendem Ausbleiben von Stackelberg's und Kestner's Werk sehr dankenswerth sind auf Tav. LXVII—LXIX die im Jahr 1827 entdeckten tarquiniensischen Wandmalereien: Zeichnungen, welche allerdings den Wunsch nach gröfserer und vollständiger Bekanntmachung nur vermehren können, da die geschickten französischen Künstler, deren Arbeit Hrn. Micali vergünstigt ward, erst 3 Jahre nach der Entdeckung und mithin bei sehr entstelltem Zustand der Originale dazu gelangten. Rückständig sind aufser mehreren Abtheilungen der bildlichen Darstellung die zahlreichen Inschriften, dagegen zu neuem Beleg für den rohen Zustand der gleichzeitig mit jenen Malereien geübten Sculptur auf Tav. LXVII, 7 eine Skizze der steinernen Thür gegeben ist, deren rohen Reliefs wir nach unsern obigen Bemerkungen über das Verhältnifs etruskischer Sculpturen zur Kunstübung anderer Gattungen keineswegs einen späteren Ursprung beilegen möchten. Eine Vergleichung anderer Art nämlich für den Vorzug der in Etruriens Küstengegenden geübten Malerei vor den Versuchen ähnlicher Kunstübung im inneren Etrurien bietet sich auf Tav. LXIX, LXX in der Abbildung eines clusinischen Grabmals und seiner Wandmalereien dar; einige verwandte Denkmäler im 15. Heft des *Museo Chiusino* bekannt gemacht, haben ganz neuerdings derselben Bemerkung neue Belege dargeboten. Dieser architektonische Abschnitt schliefst auf Tav. LXXI, LXXII mit Zeichnungen der sardinischen Nuragha's, die aus gleicher Quelle wie Petit-Radel's Werk, nämlich aus den Zeichnungen des Obristen della Marmora geflossen sind, und auf der folgenden Tafel einige tempelförmige Todtenkisten des Museums von Volterra.

Wir sind zu dem reichhaltigsten und an unbekannten Denkmälern ergiebigsten Abschnitte des Werks gelangt, der von Tav. LXXIII—CIII *Vasenmalereien* zusammenstellt, welche allerdings mehr wegen ihres etruskischen Fundorts als wegen etwaniger Eigenthümlichkeit etruskischer Kunstübung dieser Denkmäler-Sammlung angehören. Demnächst ist hier, wo der dargebotene Vorrath volcentischer Vasen und das Vergnügen anschauliche Mittheilungen über dieselben rasch in's Publicum zu bringen, des Herausgebers Auswahl vorzugsweise bestimmen mochte, zunächst eine Reihe von Vasenbildern dargeboten, wie wir sie bei einer Zusammenstellung ähnlicher grofsgriechischer und campanischer Denkmäler erwarten würden. Voran etliche ägyptisirende Vasenbilder (Tav. LXXIII, LXXIV; unerklärt und fremdartig bleibt LXXIII, 3.), ohne Reiz oder Neuheit der Darstellung, dagegen die auf Tav. LXXV—LXXVIII zusammengestellten Denkmäler einer erst seit den volcentischen Ausgrabungen bekannten Kunstmanier sehr schätzbar sind. Derbe Verhältnisse und conventionell übertriebene Gesichtsbildungen bei feiner Töpferarbeit

und ängstlich überladener Ausführung des Einzelnen sind die hervorstechenden Eigenschaften dieser gewöhnlich mit athletischen Festzügen oder Kämpfergruppen geschmückten Gefäfse, deren Kunstmanier dem Herausgeber uralt erscheint, während der Berichterstatter seine früher ausgesprochene Ansicht nicht aufgeben kann, als handle es sich nur von einer in Etrurien aufgekommenen Tändelei mit der überlieferten griechischen Kunstsitte alterthümlicher Vasenzeichnungen. Noch ein dahin gehöriges anziehendes, auf Tav. XCVIII, 2 bekannt gemachtes Fragment kam aus Arezzo, und noch ein andres sahen wir in Adria: Umstände, welche zur weiteren Beurtheilung jener Denkmäler-Gattung nicht verschwiegen werden dürfen, für uns jedoch nur die weite Verbreitung der Fabrikwaaren Etruriens, nicht etwa die Abkunft ähnlicher Gefäfse aus Griechenland oder aus Asien beweisen.

Bei weitem gleichgültiger für die Kenntnifs des eigenthümlich Etruskischen, aber als eine nebenher sehr willkommene Gabe des Micali'schen Werks allen Dankes werth sind die nächstfolgenden auserlesenen Vasenbilder eines mehr oder weniger alterthümlichen Styls. Anziehende mythische Darstellungen drängen sich hier. Auf Tav. LXXIX, LXXX Minervengeburten drei verschiedener Gefäfse clusinischer und volcentischer Abkunft; auf Tav. LXXXI die Rückführung der Kora, Hydria des Prinzen von Canino; auf Tav. LXXXIV ein sehr eigenthümliches Preisgefäfs derselben Sammlung, Apollo und Artemis, andrerseits einen bärtigen Citharöden zwischen Hähnen und Säulen vorstellend; eben daselbst, für die vielbesprochene Frage über die Bildung der Sirenen sehr erheblich, ein Vasenbild desselben Besitzers, welches ein männliches und gegenüber ein weibliches Haupt mit Vogelleibern vereinigt vorstellt, deren Mittelpunct durch je ein grofses Auge nach der Verzierungssitte bacchischer Schalen gebildet ist. Ein auf Tav. LXXXV, 1 abgebildetes Gefäfs scheint die Geburt der Aura vorzustellen; auf Tav. LXXXVII ist die Erziehung Achill's einer Schale der Feoli'schen Sammlung entnommen, deren alterthümlicher Styl jener obenerwähnten fratzenhaften Eleganz eigenthümlich-etruskischer Vasen sich annähert. Wiederum sehr anziehend ist die Taf. LXXXIX vorgestellte Ruhe des vergötterten Herakles; neben ihm Athene, Hermes und Alkmene durch Inschriften bezeichnet. Auf Tav. XC. zwei Vorstellungen von Herakles und Busiris mit zahlreichen Aethiopen von merkwürdiger Gesichtsbildung; auf Tav. XCI zwei Gefäfse des Prinzen von Canino, deren unverständlich griechische Schrift durch des Besitzers Hinweisungen auf patriarchalische Zeit hier, wo der Namen Noah's deutlich zu lesen ist, eine gewisse hervorstechende Merkwürdigkeit erlangt hat. Diesem Reichthum merkwürdiger Darstellungen, dem selbst bei Zusammenstellung der Gefäfsformen (Tav. XCIX) ein erheblicher Zuwachs geworden ist, gesellen sich denn auch hie und da, obwohl sehr spärlich die im Zusammenhang unsres Werks vorzüglich begehrenswürdigen Hinweisungen auf etruskische Abkunft bei. Ein Gefäfs mit schwarzen Figuren, welches sich bei den Ausgrabungen des Prinzen von Canino unter besondern Umständen seiner Auffindung, nämlich als Aschengefäfs und innerhalb eines steinernen Gehäuses fand, stellt bei griechischer Kunstmanier in einer allerdings nachlässigen Ausführung einen Leichenzug etruskischer Sitte und auf der Rückseite Opfergebräuche dar, welche ebenfalls etruskisch zu sein scheinen.

Von anderen Andeutungen über die Umwandelung der griechischen Kunstsitte in Etrurien, wüfsten wir aus den im Werke dargestellten Gegenständen oder Kunstmanieren nicht zu berichten; in welcher Beziehung denn eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gefäfsen mit mattem Firnifs und blafsrothen Figuren gegenwärtig, da wir dieselbe mit etruskischen Inschriften und sogar mit mehrfacher Vorstellung des etruskischen Todtendämon's kennen, besonders vermifst wird.

Auf die frühererwähnten von CIV—CXII reichenden mit etruskischen Todtenkisten besetzten Tafeln folgt auf Tav. CXIII, CXIV nachträgliches etruskisches Metallgeräth, auf Tav. CXVIII anderes Nachträgliche, namentlich ein ägyptisches Gefäfs in Volci gefunden und Reliefs aus Ambra, lucanischen Ursprungs und auch ihrer Arbeit wegen keineswegs nach Etrurien gehörig, endlich auf Tav. CXIX Komiker aus einer etruskischen Bronze und einem pompejanischen Wandgemälde. Wichtiger sind die 3 Tafeln CXV, CXVI und CXX, auf denen sich auserlesene Beispiele etruskischer Münzen, Gemmen und Inschriften vereinigen. Die reichhaltigste dieser Tafeln scheint uns die, mit CXVI, CXVII bezeichnete mit Abbildungen geschnittener Steine, obwohl römisches (CXVII, 16—18) untermischt und gerade diese Denkmälergattung nach dem Zuwachs der neusten Denkmäler-Entdeckungen der gröfsten Bereicherung fähig ist.

Haben wir uns somit den wesentlichsten Inhalt und

die hervorstechendsten Gegenstände dieses Werkes vor Augen gelegt, so dürfte es nun angemessen sein, der vereinzelten Betrachtung, die dem Herausgeber selbst allerdings die genehmste ist, eine vergleichende Erwägung anderweitiger Leistungen über etruscische Alterthümer, und zwar zunächst für die Denkmäler, folgen zu lassen. Dem Herausgeber kann eine solche Erwägung um so weniger unbillig scheinen, als er gewohnt ist, alle seit der *Italia avanti il dominio dei Romani* erschienene Werke über Etrurien für einen Ausflufs des seinigen anzusehen, und als dies in Betreff des bedeutendsten sonstigen etruscischen Denkmäler-Werks vorzugsweise der Fall ist: wir meinen Inghirami's *Monumenti Etruschi*, deren Erscheinung durch Opposition gegen das Micalische Werk veranlafst wurde. Uebergehen aber dürfen wir den Uebelstand nicht, durch welchen gegenwärtig zwei neu erschienene beträchtliche Denkmäler-Sammlungen desselben Stoffs neben einander bestehen, ohne dafs durch ein zweckmäfsiges Verhältnifs der einen gegen die andere irgend eine derselben für die Forschung entbehrlich gemacht wäre. Der von Inghirami bekannt gemachte Vorrath etruskischer Erzfiguren wird durch Micali's Werk zwar überboten, aber, so wenig als der an und für sich schwache architektonische Theil des Inghiramischen Werks durch die neuere Sammlung überflüssig. Will man nun obenein zwei von Micali freilich gering angeschlagenen Denkmählerklassen, den Metallscheiben und den Todtenkisten, diejenige Beachtung angedeihen lassen, welche beiden in Bezug auf Etruriens Religion und Sitte in der That zukommt, so erscheint das Micalische Werk in einem äufserst fühlbaren Nachtheil. Fügen wir hinzu, dafs neben diesen beiden Werken mehrere frühere, namentlich Gori's *Museum Etruscum*, durch einen keineswegs ausgenutzten Reichthum an Denkmälern für ein gründliches Studium des etruskischen Alterthums noch immer zur Hand sein müssen, so wird es in mifsmüthigen Augenblicken vielleicht manchem bedünken, als sei die reichhaltige Sammlung, die uns vorliegt, eher wie ein Eingriff in umfassendere Unternehmungen zu beklagen, als, bei Erneuung so vieles längst Bekannten, bei unvollständiger Kenntnifs der fortschreitenden Entdeckungen des Tages, bei einem zur Kritik fremder Leistungen geflissentlich nicht vorgedrungenen Urtheil, für eine unverkümmerte Bereicherung antiquarischer Litteratur zu erachten.

Einer solchen Aeufserung verdriefslicher Laune würde der Herausgeber indefs leicht entgehen. Ohne auf die Frage sich einzulassen, ob die von ihm unverhältnifsmäfsig zurückgesetzten Denkmälergattungen die Vernachlässigung wirklich verdienen, welche auch uns in der Reihenfolge seiner erfreulichen Sammlung stört, würde er es geltend zu machen wissen, dafs eine andere Betrachtungsweise, namentlich in Betreff der Todtenkisten, ihm selbst früherhin wohl bekannt war; noch mehr würde er es vermuthlich betonen, dafs die Denkmälersammlung, deren Mühe und Aufwand er nicht gering achtet, deren lehrreichen Gehalt wir so hoch anschlagen, seiner Leistungen geringste sei, dagegen das Hauptverdienst seiner Arbeit in der historischen Darstellung des ältesten Italiens liege. In seinem früheren Werk versichert er, gekämpft, zerstört, geforscht — in dem gegenwärtigen aufgebaut und Unzweifelhaftes (Pref. p. VIII.) festgestellt zu haben. Wie dieses geschehen sei, nämlich mit einer durchgängigen Ueberarbeitung des früheren Werks, nützlichen Zusätzen, abweisenden Erwiederungen fremder Meinung, haben wir, so weit es in unserm Zweck lag, oben angedeutet, und finden es in der Ordnung, dafs die Arbeit, die der Verf. mit geflissentlicher Verzichtleistung auf ausländische Forschung vollendet hat, ihm und denen, die ihn als Meister verehren, für eine vollendete gelte. Das Ausland mufs einigermafsen anders denken; einer alten oder neuen Lehre über Etrurien, die sich mit Niebuhr und Müller nicht abgefunden hat, wird es sich fürs Erste entschlagen, und so lange die Alpen zwischen beiden Litteraturen liegen, aus Italien lieber Denkmäler und Thatsachen empfangen, als die Ergebnisse eines eigenwilligen historischen Pragmatismus. Wenden wir uns denn noch einmal zu Micali's Denkmälersammlung, ohne den Unmuth abweisen zu können, mit welchem des Vfs. Stellung gegen deutsche Forschung, ja manche mangelhafte Kenntnifs und manches innere Mifsverhältnifs des von ihm bekannt gemachten Bilderreichthums bei fortgesetztem Gebrauche des Werks nicht Wenige erfüllen wird, so darf einiger Antheil an solchem Unmuth dem Berichterstatter auch aus dem besonderen Umstand zugetraut werden, weil die Bekanntmachung eigener und gröfserer Sammlungen, die endliche Bewerkstelligung eines Corpus etruskischer Kunstdenkmäler durch das Micalische Werk ohne Zweifel eher geschmälert als erleichtert wird. Einreden und Verstimmungen solcher Art sind jedoch einseitig. Zahlreiche Theilnehmer zur Anschauung eines bisher allzu schwer zugänglichen Kreises von Denkmälern zu geleiten, gewährt gröfseren Vortheil als die Beschleunigung verwandter und immerhin gröfserer Arbeiten ihn darbieten kann; daher wir denn, schliefslich wie anfangs, Micali's Werk als die lehrreichste und auserlesenste Blumenlese etruskischer Denkmäler allen, denen ähnliche Studien am Herzen liegen, mit voller Ueberzeugung empfehlen.

Ed. Gerhard.

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

XCVII.

Novellenkranz. Ein Almanach auf das Jahr 1835. *Von Ludwig Tieck. Vierter Jahrgang. Mit sieben Kupfern. Berlin, bei G. Reimer.* 418 S. 16.

In der Märchen-Novelle, die uns der nächstjährige Almanach bietet, hat der alte Phantasus seinen satirisch-komischen Gelüsten wieder einmal ein völliges Genüge geleistet. Man kann es sehr natürlich finden, dafs Satire und Humor Hand in Hand ihre oft seltsam gekrümmten Schleichwege durchs Leben laufen; sie führen uns Contrebande zu, die der pedantische Wächter Verstand nicht duldet, und die oft sogar nach den Gesetzen der Königin der Welt, der Vernunft, als verbotene Waare zurückgewiesen werden. Gleichwohl treiben die beiden verdächtigen Gesellen trotz aller Verpönung schon von Anbeginn der Welt ihr Handwerk unverschüchtert fort und leisten sich als Smuggler treue Hülfe. Humor und Satire sind zu sehr geistesverwandt, um nicht wenigstens in einer wilden Ehe mit einander zu leben; auf ein gesetzmäfsiges Bündnifs ist ohnedies bei ihnen wenig zu hoffen. Aber die Nothwendigkeit der Verbindung beider Elemente ist in Tieck's früheren phantastischen Komödien recht ersichtlich. Humor und Satire sind hier gleichsam die beiden Volkstribunen, die gegen die Senatsbeschlüsse der dekretirenden Vernunft ihr Veto rufen, oft nur aus launischer Willkür, immer aber um die Freiheit des Lebens zu behaupten, und wie das Gesetz der Natur neben sich seine regellose Ausnahme duldet, so will auch das Positive im Geistesleben das Negative neben sich stehen lassen, um an diesem erst recht seine allgemein gültige Macht zu bewahren und zu manifestiren. Allein und für sich gesondert, würde die Satire, wenn sie gegen eine Welt voll Irrthum ihr scharfes, blutdürstiges Schwert zieht, im Eifer erlahmen, sie würde in eine Tacitische Melancholie ausarten, wie denn in der Geschichte des Helden von la Mancha an manchen Stellen, wo der Humor ausgeht und sich unter Trivialitäten selbst begräbt, wirklich dergleichen durchblicken mag. In seinen phantastischen Komödien hatte Tieck recht eigentlich die Geissel und die Pritsche zu einem Scepter sich zusammengebunden, mit dem er die damalige Zeit und ihre Richtungen zu beherrschen vermeinte. Im zweiten Bande der *Visits and Sketches* der Mistrefs Jameson, den Ref. dieses so eben aus der Hand legt, nimmt die geistvolle Verfasserin auch über die gegenwärtigen Zustände der deutschen Literatur zu sprechen Gelegenheit und verkündet ihren Landsleuten, dafs Ludw. Tieck den seit Goethes Tode verwaiseten Dichterthron in Deutschland unbestritten einnähme. Davon abgesehen, dafs unter den gegenwärtigen Constellationen unserer Zeit von einem Dichter*fürsten* und einem literarischen Throne nicht füglich die Rede sein kann, und die Zeitepoche, in der eine einzelne Persönlichkeit die Richtungen der Literatur beherrschte, überhaupt vorüber sein dürfte, kann es am wenigsten zugegeben werden, dafs der Komus auf dem Throne unter uns sitze und nach der Laune phantastischer Willkür irgend eine Haupttendenz unseres geistigen Lebens vertrete. Von einem allgemeinen Beherrschen der Zeit konnte bei Tieck weder früher, noch gegenwärtig im eigentlichen Sinne des Wortes geredet werden, wie wichtig die mittelalterlich-romantische Richtung, deren Vertreter er allerdings zu nennen ist, auch genannt und als nothwendiges Ingredienz deutscher Gesammt-Literatur hoch zu stellen sein mag. Humor und Satire *wollen* gar nicht Herren sein im Reiche der Welt, oder es müfste denn zu ihren momentanen Launen gehören, einmal auf dem Throne sich possierlich zu geberden und die Bocksfüfse aus dem Purpur neckisch hervorzustrecken. Der Tribun kann allerdings als Volksredner das Gelüst haben, die Dictatur an sich reissen zu wollen, allein nur in dieser Opposition, in diesem Streben zur Obmacht hat seine Function Sinn und Bedeutung. Neben der gestürzten

Majestät König Lears hat der Narr immer Recht, allein er hat nur Recht, weil und solange er der Narr und nicht der König ist. Die Ironie aber auf den Thron des Bewufstseins stellen, hiefse tollhäuslerisch die Weltordnung umdrehen, die bei aller Freiheit, die dem Subjecte als dessen belebende Seele inwohnt, doch in ewiger Nothwendigkeit gebunden ist. Aus der Freiheit des Ichs, der Form, und der objectiven Nothwendigkeit des Gehaltes ordnet die Vernunft eben das zusammen, was wir Wahrheit und wesenhafte Wirklichkeit nennen. Dafs es in der Geschichte der Entwicklung des deutschen Bewufstseins eine Epoche geben konnte, wo sich die Ironie an die Spitze der Kunstbetrachtung stellen und eine Aesthetik gründen wollte, wird als ein seltsames Phänomen krankhaft gereizter Zeit- und Gemüthszustände immer denkwürdig bleiben. Im Grunde konnte es freilich nur eine vorübergehende Verwirrung und eine Verwechslung sein zwischen Wissenschaft und Kunst; jene wufste sich auf ihrem vernunftgemäfsen Standpunkte bald wieder zu orientiren, und auf ihrem Grund und Boden selbst gesichert, kann sie der produktiven Kunst das unbestrittene Recht einräumen zu einer künstlerisch-humoristischen Beleuchtung der Erscheinungen des Lebens. Der Dichter gehört allerdings der Erscheinungswelt an; weil aber das Wesen erscheinen *mufs*, und das Absolute selber die treibende Nothwendigkeit in sich birgt, in den Schein hinauszutreten, um sich und seine Wesenheit lebendig zu entfalten, so gehört auch der Dichter der Wahrheit und der absoluten Erkenntnifs an. Während seine Hand an der Aufsenschaale der Welt spielend hinfährt, dringt sein Blick bis in den verschlossenen Grund des tiefsten Lebens; in den Poren, zwischen der Oberfläche, sitzen für ihn die Götter und er fafst in der Zerstückelung das ahnend zusammen, was der Gedanke in fortlaufender Kette aneinanderreiht. Zu den interessantesten Punkten in der Geschichte des inneren Lebens gehört gewifs der Moment, wo der gröfste Denker unseres Jahrhunderts, der nicht mehr lebend unter uns wandelt, in einem einfachen Goetheschen Verse zu freudiger Ueberraschung und fast erschreckend dasselbe ausgesprochen findet, was ihn der Zusammenhang der Gedanken lehrte, die er mühsam heraufbeschwor. Hier hatte sich eben dem Dichter naiv und harmlos, wie eine schnell aufbrechende Knospe, die Wahrheit selbst erschlossen. So geht ein einziges, oft leises, ungeahnetes Verständnifs durch die ganze Welt des Geistes.

Es hiefse den Reichthum des deutschen Lebens verkennen und verkümmern, wenn man behaupten wollte, Tiecks habe sich so tief und so weit in unsern geistigen Interessen hineingelebt, wie dies Goethe vom Mittelpunkte seiner Persönlichkeit aus vermochte. Wie wir in der Weise denkender Betrachtung aus Schellings Ideenkreise hinausgetreten und weiter gefördert sind, so liegen auch die Sphären, in denen sich Tiecks Dichtweise gefällt, bereits hinter uns, und das neueste Werk seiner Muse zeigt zur Genüge, dafs eine ironische Weltbeleuchtung vom Standpunkte *seines* Bewufstseins aus nicht eben mehr den Nerv unserer wesentlichsten Lebensinteressen berührt.

Das Werk kündigt sich uns als eine phantastische, märchenhafte Novellen-Comödie in fünf Aufzügen an. Dies scheinbar Neue der Form liegt jedoch blofs darin, dafs die Novelle — denn das Ganze ist völlig in epischer Darstellung abgefafst — in Aufzüge und Scenen, statt der sonstigen Kapitel oder Abschnitte, eingetheilt ist, und die vorherrschend dramatische Gliederung ist hier nicht mehr als in früheren Novellen-Productionen des Dichters ersichtlich. Dazu kommt hier wie sonst, die Entfaltung der Charaktere in Gesprächsweise, wie dies allerdings zu Tiecks glänzender Eigenthümlichkeit gehört, in einer einzigen Rede die volle innere Natur eines Gemüthes auf das intensivste zu enthüllen. Dagegen fehlt freilich in vorliegendem Werke gerade das was seine ganze novellistische Kunst vorzugsweise bedeutsam machte, die humoristische Charakteristik. Es sind nur humoristische Lebensansichten, die sich an eine Menge von Namen aus der bürgerlichen und feenhaften Welt anknüpfen; eigentliche Menschen voll Gestalt und Individualität trifft man nicht an. Die Quelle des Tieckschen Humors sprudelt nicht mehr das bunte Farbenspiel des Regenbogens, sie ist nicht versiegt, aber sie ergiefst sich reflectirend und in einer epischen Breite, wovon sich in seinen letzten Novellen nur einzelne Spuren bisher zeigten, während hier die wohlgefälligste Weitschweifigkeit eine in der That mortificirende Langeweile erregt. Gleichwohl dürfen wir die eigentlichen Grundfäden, aus denen sich das Ganze wob, nicht verkennen und wollen sie hier in kurzem zusammenfassen. Die Urmasse zum Gusse schien von

lästigem Stoffe, nur schade! dafs die Glockenform zersprang und die Materie sich zu einem fliefsenden Brei auseinandergab.

Unter den Personen, denen freilich alle Gewandung der Persönlichkeit fehlt, tritt uns vornämlich der Bürgermeister einer kleinen Stadt, Namens Heinzemann, entgegen, dessen Privatleidenschaft in astronomischen Observationen besteht, zu denen er sich seinen Pavillon in Stand gesetzt hat. Seinem wissenschaftlichen Eifer ist jedoch ein bedeutender Anstrich von wundersüchtiger Manie beigemischt; er fühlt astrologische Gelüste, will deuten, prophezeihen, und geht emsig damit um, auch für das Gehör ähnliche Instrumente wie seine Fernröhre, die das Auge unterstützen, zu erfinden. Es quält ihn Tag und Nacht, dafs unsere Kultur noch nicht so weit vorgerückt ist, um dem Ohre zum Belauschen der Stimmen in den Lüften und Gräsern auf ähnliche Weise zu Hülfe zu kommen, wie es dem Auge ja schon verstattet ist, bis in die weiteste Ferne der Sternenwelt zu dringen. Einer seiner Freunde, Ambrosius, ist von einer andern Manie besessen. Als Anbeter der griechischen Antike geht sein Streben dahin, den Schönheitssinn unter den Deutschen auch in so weit zu wecken, dafs sich ihr äufseres Dasein harmonischer gestalte und sich mit anmuthigeren Formen anfülle. Er ist selbst ein ausübender Dilettant, und so glaubt er seinen Krähwinkel-Mitbürgern mit keinem besseren Beispiele vorangehen zu können, als wenn er ihnen ein Musterbild von Vogelscheuche fabricirt, um darnach die dürftigen Lumpengespenster auf den Aeckern griechischen Idealen näher zu rücken. So prangt denn in den Gärten des Exaltirten ein moderner Adonis von gebranntem Leder, der bald genug eine abenteuerliche Rolle zu spielen bestimmt ist. Die Freunde waren noch am Abend gemüthlich beisammen, unterhielten sich gegenseitig von ihren wissenschaftlichen Studien, und spintisirten über die Bedeutung dessen, was man Sternschnuppe im gemeinen Leben zu nennen beliebt, denn eine solche fuhr vor ihren Augen grade nieder und verschwand über den Gärten des Herrn Ambrosius. Natürlich ist der astrologische Bürgermeister auf die erfinderischste Weise bemüht, dies siderische Phänomen auf die Wunderwelt der Geister zu deuten. Am andern Morgen ist die Vogelscheuche von dem Acker des Antiquars verschwunden; niemand kann Auskunft geben und am unsichersten scheint die Aussage eines betrunkenen Nachtwächters, er habe den ledernen Mann über die Gärten und Wiesen lebendig fortschreiten gesehen. Ambrosius ist eben so sehr der Verzweiflung nahe wie seine Tochter, die seine Kunstbestrebungen theilt und auf närrische Weise zu dem ledernen Adonis eine empfindsame Neigung gefafst hat. — Inzwischen macht in einem nahen Städtchen, das sich eine Freie zu nennen beehrt, ein seltsamer Fremder, Namens Ledebrinna, viel Aufsehen. Man kennt seine Abkunft nicht, aber Alles huldigt seinem Genie, das die ganze Stadt umzukehren droht. Er bringt ein neues Leben in die Cirkel und etablirt eine gelehrte Gesellschaft, die sich zum Gegensatze gegen frühere, unter dem Namen der Feuchten oder Wässerigen gestiftete, italienische Akademieen, die Lederne nennt und hiemit in Uebereinstimmung, voller Hafs gegen alles, was Geist und Tiefsinn in Literatur, Kunst und Leben heifst, einen Feldzug unternimmt. Gottsched, der gröfste Lederne des Deutschen, wird ihr Patron; alle grofsen Dichter und Denker werden verlästert und gedemüthigt. Hier hat der Autor freies Feld, gegen etliche ephemere Umtriebe im neuesten Literaturwesen, namentlich gegen die Verkleinerung Goethe's, Geifselhiebe auszutheilen; im Grunde ist jedoch die Sphäre, in die sich seine Polemik begiebt, trivial und armselig; sein Blick reicht nicht über das Geklatsch der Broschüren- und Tagesblätter-Literatur, und während zur Ironisirung tieferer Interessen des geistigen Lebens dies Feld eröffnet schien, begnügt sich der Humor an der Erlustigung über den Zustand des deutschen Bühnenwesens. Die empfindsame, nervlose Prüderie, die sich im deutschen geselligen Leben hier und dort bekundet, wird mit Glück, wenn gleich mit einer Gedehntheit in der Darstellung, die ihres Gleichen sucht, in dem kleinen deutschen Abdera geschildert. Eine anmuthigere Ironisirung widerfährt der Kunstkritik, indem der fremde lederne Abenteurer einem durchreisenden Prinzen von stupider Verstandesbeschaffenheit aus den bemalten Schildern der wohllöblichen Handwerkerzunft des Städtchens in aller Eile eine Gemäldegallerie zusammenstellt, und der gelehrte, jedoch ebenfalls halb wahnwitzige Magister Ubique jedem der Kunstwerke durch seine allegorische, metaphorische und hyperphysische Deutung einen geistigen Werth unterzulegen sich bemüht. So ist die ganze Welt denn toll, und Einer übertölpelt und übertollt den Andern. Zum

Unglück kommt jedoch der Rath Ambrosius zum Besuche in das Städtchen. Man führt ihn da eine Soirée, und hier stürzt er beim Anblick des Ledebrinna erschreckt zu Boden, denn er glaubt steif und fest, seinen ledernen Adonis in ihm zu erblicken. Er reklamirt seine flüchtige Vogelscheuche und meint, das Wunder mit der Galathee habe sich ihm, als Pygmalion, erneuert. Den Abderiten schwindelt der Kopf, die tolle Wirthschaft wird immer bunter und es kömmt zum wirklichen Prozeſs, ob der räthselhafte Ledebrinna, dessen ledergelbliches Antlitz immer schon Anstoſs erregte, die beseelte Vogelscheuche sei. Währenddessen hat der astrologische Wundersüchtling, Heinzemann, seine neu erfundenen Gehör-Instrumente in Bewegung gesetzt, um die Geister in der Natur und ihr Summen und Flüstern zu behorchen. Er hat es in diesem Verkehr mit den geheimen Naturmächten schon weit gebracht, er hört ganze Geschichten im Gebrause der Luft, die Blumen erzählen sich ihre Freuden und Schmerzen, Elfen und Feen führen im Wehen des Windes wundersame Gespräche über sich und ihr Geisterdasein, aus dem sich eine Parodie des Menschenlebens abstrahiren läſst. So erfährt denn der wahnsinnige Mann, daſs wirklich ein Elfengeist in die lederne Vogelscheuche gefahren sei und damals bei Gelegenheit der fallenden Sternschnuppe dieser Gliederpuppe ein ätherisch-spirituelles Leben eingeflöſst habe. Aus Furcht, ein Gegenstand des Gespöttes zu werden, verschweigt er jedoch diese Entdeckung, und so geht der Prozeſs um die Seele des Räthselhaften, der an den Streit um den Schatten des Esels erinnern kann, seinen rechtskräftigen Gang. In einer öffentlichen Sitzung wird die Sache vor den Geschwornen Abderas verhandelt. Hier hätte man eine treffendere Parodie der parlamentarischen und juridischen Formen der neueren Zeit erwarten dürfen; indessen sind die beiden Reden, die man *pro* und *contra* hält, mit glücklichem Humor ausgeführt. Der Ankläger sucht zu beweisen, Ledebrinna sei nur ein Automat, er habe keine eigentliche unsterbliche Menschenseele, gehöre mithin, als künstliches Erzeugniſs, seinem Verfertiger. Der Vertheidiger, Magister Ubique, bedient sich dagegen eines Kunstgriffs, indem er den Beweis führt, daſs der Staat verpflichtet sei, die Freiheit und Selbständigkeit eines Bürgers, der seine Abgaben zahle und alle Obliegenheiten eines guten Insassen erfülle, selbst in dem Falle zu schützen, wenn klar nachgewiesen sei, der Mann habe keine Seele, keinen Geist, kein Gemüth. Dieser schlagenden Deduction jauchzt Alles Beifall zu, und die Jury spricht ihr „nicht schuldig!" Des unglücklichen Inculpaten bemächtigt sich aber ein Nervenfieber, er wird magnetisch curirt und bei der ärztlichen Manipulirung fährt der Elfengeist, der bei Gelegenheit der fallenden Sternschnuppe die Vogelscheuche beseelte, wieder von ihm. Die Vogelscheuche bleibt aber lebendig und gilt nunmehr für einen wirklichen Menschen, den sein geistiger Künstlervater zu seinem Schwiegersohn erkiest.

Es ist in der That zu bedauern, daſs mehrere der angedeuteten Intentionen nicht zu strafferen Gruppirungen und einer gedrungeneren Concentration des matt und schlaff auseinanderfallenden Stoffes benutzt sind. Auch lagen politische und naturphilosophische Beziehungen ziemlich nahe, die zu ironischen Beleuchtungen dieser Gebiete Gelegenheit boten. Noch mehr schadet freilich die farblose Breite der Darstellung dem Eindrucke im Einzelnen wie im Ganzen. Kürze ist und bleibt, wie Polonius sagt, die Seele des Witzes.

F. G. Kühne.

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

XCVIII.

1) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Eine kritische Abhandlung von Friedrich Ludwig Sieffert, der Philosophie und Theologie Doctor, und aufserordentlichem Professor der letztern an der Universität zu Königsberg in Pr. Königsberg* 1832. *J. H. Bon's Buchhandlung. XVI u.* 179 S. *in* 8.

2) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Ein kritischer Versuch von Dr. Matthias Schneckenburger, Diaconus in Herrenberg. Stuttgart* 1834. *bei C. W. Löflund.* 171 S. 8.

3) *Ueber den Ursprung des Evangeliums Matthäi, von Prof. Dr. Kern. In der Tübinger Zeitschrift für Theologie, Jahrgang* 1834. *Zweites Heft,* S. 3—132.

Keine köstlichere Mitgabe hat die christliche Kirche von dem göttlichen Geiste erhalten, dessen Stiftung sie ist, als, was zunächst ein Mangel zu sein scheint, dafs die neutestamentlichen Urkunden, auf welchen sie ruht, nicht lauter unsterbliche, sondern auch sterbliche, und neben den unverweslichen auch verwesliche Bestandtheile enthalten. Wäre nämlich wie ihr Inhalt, so auch die Form derselben die absolut-gediegene: so wären wir an diesen Buchstaben als Auktorität gebunden; wogegen, wie jetzt die Sachen stehen, wo nur immer die Bibel der freien Luft des Geistes ausgesetzt, und nicht im dumpfen Behälter gedankenleerer Herzen gegen dieselbe verschlossen wird, ihre Elemente unvermeidlich in eine Gährung gegeneinander gerathen, welche mehr oder minder beschleunigt oder gehemmt, durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeit hindurchgeht und die immer höhere Läuterung und Vergeistigung des christlichen Glaubens zum Produkte hat. Dies ist jene ἀσθένεια τῆς σαρκός, in welcher (nach der treffenden Bezeichnung des Hrn. Vfs. von No. 1, Vorr. S. VII ff.) das Wort, wie als persönliches in Christo, so auch als verkündigtes und geschriebenes in der Bibel erscheint, — wozu nur noch dies zu setzen ist, dafs, wie die Leiblichkeit des persönlichen Gotteswortes am Kreuze sich ertödten lassen mufste, um durch Auferstehung und Himmelfahrt sich zu verklären: so auch das geschriebene Bibelwort die Nägelmahle und Lanzenstiche der Kritik nicht scheuen darf, damit es, als Buchstabe sterbend, als Geist wiederum auferstehe.

Am unmittelbarsten thut sich diese Beschaffenheit des Bibelwortes an seinem historischen Theile kund, weil es hier in die Region der sinnlichen und verständigen Natur- und Geschichtsbeobachtung eingetreten, durch deren eben so bestimmte als bekannte Gesetze controlirt ist, wozu für die Geschichte Christi noch eine vierfache Selbstcontrole kommt, indem die verschiedenen Berichte über dieselbe gerade so weit übereinstimmend und abweichend sich verhalten, dafs sie das Unwesentliche aneinander ohne Schonung zerstören und nur das Wesentliche bestehen lassen. Da nun unter diesen 4 evangelischen Berichten das eigene Verhältnifs stattfindet, dafs die drei ersten mit vorwiegender Uebereinstimmung gegen den einzigen vierten stehen: so ist es nicht zu verwundern, dafs die erwachende neutestamentliche Kritik zu Anfang des Jahrhunderts ihren Angriff zuerst auf diese vermeintlich schwächste Seite des vereinzelt Stehenden richtete, dafs Vogel den Johannes sammt seinen Auslegern vor das jüngste Gericht forderte, Horst die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums in Anspruch nahm, endlich Bretschneider in seinen Probabilien eine ganze Batterie von Einwürfen gegen dasselbe aufführte, und mit allen den Waffen, welche die vorausgesetzte Aechtheit der drei Synoptiker ihm an die Hand gab, einen Sturm gegen dasselbe versuchte.

Aber die Angreifenden stiefsen auf unerwarteten Widerstand: man fand festen geschichtlichen Grund, wo man nur leeren Dunst hatte erblicken wollen; man mufste chronologische und pragmatische Genauigkeit anerkennen, wo man nur Verwirrung vermuthet hatte; was aber die Hauptsache war, der angegriffene Johannes, der durch seine Gedankentiefe in oft mystischer Form bei der alten rationalistischen Generation in Mifskredit gefallen war, hatte sich durch eben diese Eigenschaften bei veränderter Richtung der Zeit insgeheim einen starken Anhang geworben, welcher jenen Angriff so völlig zurückschlug, dafs sich bald unter Johanneischem Panier sogar Plane gegen die drei ersten Evangelien anstimmen konnten. Der auf diese Weise sich vorbereitende Angriff auf die Synoptiker hätte an und für sich alle gleichmäfsig treffen können; aber von Lukas wandte sein kritisch-lautendes Vorwort, so wie der Umstand, dafs er die Aufmerksamkeit und Protektion eines so scharfsinnigen Mannes wie Schleiermacher zu gewinnen so glücklich war, den Sturm vor der Hand ab; Markus war durch Griesbach als durchaus abhängig von den beiden andern, also mit ihnen stehend und fallend auf die Seite geschoben; und da nun der einzige noch übrige Evangelist das Unglück hatte, durch einen unwillkommnen Zusatz in den Stiftungsworten des Abendmahls dem neueren Rationalismus im Wege zu stehen: so entlud sich die ganze Gewalt des den Synoptikern zugedachten Angriffs im Anhang der Schulz'schen Schrift vom Abendmahl in sehr concentrirten Schlägen auf den Matthäus.

Dieser Gang der Sache hat auch die 3 obengenannten Schriften hervorgebracht, deren erste (von Sieffert) die Schulz'schen Zweifel gegen den Matthäus methodisch ordnet und weiter entwickelt, ferner diese aus der inneren Beschaffenheit des Evangeliums hergenommenen Gründe mit den äufseren Zeugnissen für dasselbe zusammenhält, und daraus eine Ansicht über den Ursprung desselben ableitet; die zweite (von Schneckenburger), deren Hr. Vf. schon gleichzeitig mit No. 1. in seinen Beiträgen zur Einleitung in das neue Testament mögliche Zweifel an der Authentie des Evangeliums Matthäi vorgetragen hatte, die kritischen Beobachtungen der ersten beträchtlich vermehrt, und das Resultat weiter führt; die dritte aber (von Kern) eine Reaktion gegen dasjenige bildet, worin ihr die beiden ersten scheinen zu weit gegangen, oder einseitig verfahren zu sein.

I. Die *äufseren Zeugnisse* für das Evangelium Matthäi betreffend, stimmen mit Recht alle drei anzuzeigenden Schriften darin überein, das Hauptzeugnifs von Papias bei Eusebius (KG. 3, 36) aller Beachtung werth zu halten. Demzufolge nehmen sie alle unweigerlich das von ihm an, was seine Worte unzweifelhaft in sich schliefsen, dafs nämlich der Apostel Matthäus ἑβραΐδι διαλέκτῳ geschrieben habe (No. 1. S. 13 ff. No. 2. S. 162 ff. No. 3. S. 6 ff.), und im Uebrigen weichen sie nur so weit ab, als die Worte des Papias selbst eine verschiedene Deutung zulassen. Sieffert zwar fafst noch unbefangen τὰ λόγια συνετάξατο in dem Sinne, dafs Matthäus über Jesum referirt, einen Bericht über ihn verfafst habe (S. 23) und das ἡρμήνευσε δ' αὐτὰ ὡς ἦν δυνατὸς ἕκαστος versteht er so, dafs in Ermanglung einer Uebersetzung, Anfangs jeder des Hebräischen nicht ganz Kundige zusehen mufste, wie er, selbst oder mit fremder Hülfe, zum Verständnifs der hebräischen Schrift gelangen möchte. Der Hr. Vf. von No. 1. wufste nämlich noch nichts von der Deutung, welche gleichzeitig mit der Erscheinung seiner Schrift Schleiermacher in den Ullmannschen Studien aufgestellt hatte, wornach hier weder τὰ λόγια συγγράφειν, wie man bis dahin gemeint hatte, eine evangelische Geschichte schreiben, noch ἑρμηνεύειν übersetzen heifsen sollte, sondern, der ursprünglichen Bedeutung: Göttersprüche, zufolge, sollte jenes eine Zusammenstellung nur der Reden des Herrn bezeichnen, die ἑρμήνευσις derselben aber sollte das Nämliche sein, was des Papias eigene ἐξήγησις κυριακῶν λογίων, nämlich eine Erläuterung der Reden durch Hinzufügung der geschichtlichen Umstände. Solcher Bearbeitungen der Matthäischen Spruchsammlung sollte es mehrere gegeben haben, und eine derselben unser kanonischer Matthäus sein. Diese neue Deutung war von Schleiermacher mit so blendendem Scharfsinn vorgetragen worden, dafs es den Ref. bei jedem minder Scharfsinnigen als der Hr. Vf. von No. 2. ist, nicht gewundert haben würde, ihn so, wie Hrn. D. Schneckenburger von derselben befangen zu finden. Die starke Stütze indessen, welche die Schl. Deutung des λόγια in Grundbedeutung und Sprachgebrauch besitzt, hat Lücke in der gedachten Zeitschrift derselben durch die einfache Hinweisung entzogen, dafs in der entsprechenden Stelle des Papias über den Markus augenscheinlich λόγια gleichbedeutend genommen werde mit τὰ ὑπὸ τοῦ Χριστοῦ ἢ λεχθέντα ἢ πραχθέντα, und dadurch gezeigt, dafs auch

in Bezug auf den Matthäus das λόγια eine *denominatio a parte potiori* sei für eine sowohl Thaten als Reden Jesu enthaltende Schrift *). Ungleich leichter war die Schleiermachersche Deutung des ἡρμήνευσε zu stürzen, durch die einfache Bemerkung Lücke's, dafs dieser Ausdruck, im Gegensatz gegen ἑβραΐδι διαλέκτῳ unmöglich etwas Andres, als übersetzen bedeuten könne, weifswegen auch Hr. D. Schneckenburger diesen zweiten Theil der Schl. Erklärung blofs hypothetisch und wohl nur defswegen angenommen hat, weil er in den Zusammenhang seiner eignen Ansichten gar zu trefflich pafste (S. 163). Unbefangen dagegen schliefst sich Hr. D. Kern der Lücke'schen Deutung der Stelle an, die er noch weiter zu begründen sucht (S. 8 ff.).

Die gegebene Auslegung der Papianischen Worte hat, wie Lücke mit Recht darauf aufmerksam macht, die Ansicht aller Kirchen-Väter für sich, welche mit oder ohne Beziehung auf Papias von der Schrift des Apostels Matthäus reden; indem sie nämlich unser erstes Evangelium für eine Uebersetzung derselben halten, so erklären sie damit die Urschrift für mehr als eine blofse Spruchsammlung. Indem sie aber diese Urschrift sämmtlich hebräisch sich vorstellen, so machen die Hrn. Verf. von No. 1. (S. 26 ff.) und No. 3. (S. 12 ff.) höchst einleuchtend, wie der völlige Mangel einer entgegengesetzten Tradition im christlichen Alterthum auf das Fehlen jeder Spur einer griechischen Urschrift des Matthäus um so sicherer hinweise, als die orthodoxe Kirche gewifs nicht ketzerischen Sekten, wie die judaisirenden Christen in späterer Zeit dafür angesehen waren, den Besitz des Originals von Matthäus zugestanden haben würde, wenn sie von einer ursprünglich griechischen Abfassung irgend Kunde gehabt hätte. Also, obwohl Matthäus ein Evangelium geschrieben hat, schliefsen die Hrn. Verf. mit Recht (1, S. 42. 3, S. 21), so besitzen wir doch in unsrem ersten Evang. nicht seine eigene Schrift, welche nicht griechisch geschrieben war.

Indem so unser Matthäus-Evangelium mit der Schrift des Apostels nicht geradezu identisch ist: so mufs doch, da die Kirchenschriftsteller ausnahmslos es als Evangelium des Matthäus bezeichnen, ein Verhältnifs zwischen beiden stattfinden, welches nicht das äufserliche einer blofsen Aehnlichkeit, sondern das innere einer Verwandtschaft und Abhängigkeit unseres griechischen Buches von der hebräischen Apostelschrift sein mufs. Diese Abhängigkeit haben die Kirchen-Väter als die enge und unmittelbare einer Uebersetzung näher bestimmt, dieser Angabe jedoch durch Anführung vieler von unsrem Matthäus abweichenden Stellen des angeblichen hebräischen Originals selbst widersprechen: es könnte also immer auch das weitere Verhältnifs einer mehr oder minder freien Bearbeitung stattfinden (1, 37 ff. 3, 21 ff.). Da nun zwischen diesen Möglichkeiten durch die äufseren Zeugnisse nicht zu entscheiden ist, so führt dies die Hrn. Verf. auf die innere Kritik des Evangeliums, oder auf die Frage, ob dasselbe nach Inhalt und Form von der Art sei, dafs es als Werk eines Augenzeugen und näher eines Apostels angesehen werden könne?

II. Bei dieser inneren Kritik gehen zweierlei Operationen neben einander her, indem theils der Begriff eines Augenzeugen entworfen und als Mafsstab an die zu prüfende Erzählung gelegt wird, theils Andere, welche wirklich als Augenzeugen oder doch in genauem Verhältnifs zu solchen geschrieben haben, zur beurtheilenden Vergleichung beigezogen werden. So leicht es in ersterer Hinsicht bei unbefangener Erwägung ist, sich über jenen Begriff zu verständigen: so sehr wird man sich in letzterer Rücksicht in Acht zu nehmen haben, nicht zur Prüfung einer angeblichen Augenzeugenschaft Solche als Augenzeugen vorauszusetzen, von welchen es eben so erst zu beweisen wäre, und dadurch einen Cirkel im Schliefsen zu begehen. Daher ist denn auch der Werth der vorliegenden Schriften nach diesen beiden Seiten hin sehr verschieden. Was No. 1. u. 2. vom reinen Begriffe dessen aus was von einem Augenzeugen zu erwarten wäre, gegen das Evangelium Matthäi ein-

*) Wenn Schneckenburger (S. 160, Anm.) gegen diese Lücke'sche Berichtigung erinnert, dafs Papias dem Markus, welcher ihm zufolge τὰ ὑπὸ τ. Χ. ἢ λεχθέντα ἢ πραχθέντα aufzeichnete, keineswegs zugleich eine σύνταξις κυριακῶν λογίων zuschreibe, so dafs man dieses durch jenes erklärt finden könnte, — indem er vielmehr bestimmt sage, Markus habe *keine* σύνταξις λογίων beabsichtigt: so beruht dies nur auf einer falschen Construktion; denn das οὐχ ὥσπερ σύνταξιν κυριακῶν ποιούμενος λογίων geht auf Petrus, nicht auf Markus, so dafs Papias vielmehr sagt: Markus zeichnete die Thaten und Reden des Herrn auf, genau zwar, doch nicht in Ordnung, weil nämlich seine einzige Quelle Petrus war, welcher nur gelegentlich von Christo erzählte *und nicht als hätte er beabsichtigt* (*was erst Markus that*) eine σύνταξις κυριακῶν λογίων zu machen, — so dafs also dieser Ausdruck offenbar hier mit jenem erstern gleichbedeutend sein, und auch die Thaten Jesu in sich schliefsen mufs.

wenden, das sollte wohl grofsentheils den Meisten einleuchten, und die Gegenbemerkungen von No. 3. gegen Einzelnes dürften nicht im Stande sein, den Gesammteindruck jener Gründe zu zerstören; wogegen, wenn nun die beiden erstgenannten Schriften ohne Weiteres auf Johannes als zum Voraus entschiedenen Augenzeugen und auf Lukas als genauen Verarbeiter autoptischer Quellen sich stützen, um durch seine Abweichungen von diesen den Matthäus zu verurtheilen: der Hr. Verf. der dritten Schrift gewifs alles Recht hat, über Parteilichkeit zu klagen und ein gleiches Verfahren für alle 4 Evangelien in Anspruch zu nehmen. Wenn die Autopsie des ersten Evangelisten in Zweifel gezogen wird, was giebt denn ein Recht, den vierten ohne Weiteres als Augenzeugen vorauszusetzen? Doch nicht die Ueberschrift, die ja bei Matthäus gleicherweise für einen Apostel spricht; oder die äufseren Zeugnisse? aber diese sind für Matthäus zum Wenigsten eben so stark, wie für Johannes; denn wenn für jenen zwar nur sein hebräischer Grundtext als apostolisch bezeugt ist, so ist dafür dieses Zeugnifs bedeutend älter als das für den Johannes, für welchen sich noch nicht bei Papias, sondern erst bei Valentin und Theophilus bestimmte Spuren finden. Erklärt man also in Rücksicht auf den Matthäus die äufseren Zeugnisse für ungenügend, und nimmt die inneren Gründe zu Hilfe, um seine Aechtheit zu untersuchen: so mufs auch bei Johannes erst seine innere Beschaffenheit in Frage kommen, ehe er als ächt vorausgesetzt werden darf. Wäre die Prüfung von dieser Seite auch einstimmiger zu Gunsten seiner Authentie entschieden, als sie es ist, so würde es doch einer Untersuchung, welche in Bezug auf den Matthäus einen ganz neuen Boden legen will, nicht wohl anstehen, in Rücksicht auf den Johannes die Resultate älterer Untersuchungen geradezu als unumstöfslich vorauszusetzen und von ihnen aus gegen den Matthäus zu operiren. Und eben so mufs dies von Lukas gelten. Womit übrigens gar nicht gesagt sein soll, dafs die Hrn. Verf. vorliegender Schriften über den Matthäus zugleich auch zusammenhängende Untersuchungen über die Aechtheit der übrigen Evangelien hätten anstellen und vorlegen sollen, was ja verbieten hiefse, Ein Evangelium für sich zu behandeln: sondern nur für jeden einzelnen Concurrenzfall des Matthäus mit den andern soll nichts zu Gunsten der letzteren vorausgesetzt, sondern rein aus der Vergleichung des Werthes ihrer Berichte entschieden werden, wer Recht habe. Es ist unerträglich, in kritischen Schriften wie No. 1. u. 2. alle Augenblicke auf Sätze stofsen zu müssen, wie „dem Augenzeugen Johannes gebührt ohne alle Frage der Vorzug der vollkommenen Glaubwürdigkeit" (2, S. 61); oder, dafs Matthäus Unrecht hat „sehen wir aus der Erzählung des Apostels Johannes, deren Richtigkeit nach dem allgemeinen Grundsatz, dafs in chronologischer Hinsicht seine Darstellungen durchaus als Norm für die Anordnung der evangelischen Geschichte gelten müssen, auch hier unbedingt vorauszusetzen ist" (1, S. 123 f.). In Bezug auf das Verhältnifs des ersten Evangeliums zu den beiden andern Synoptikern stellt zwar Sieffert (S. 115 freilich zunächst zu Gunsten des Markus) den ganz richtigen Kanon auf, es liege in der Natur solcher traditionellen Berichte, wie wir sie in unsern synoptischen Evangelien haben, dafs der eine Zug sich in diesem, der andre in jenem genauer erhalten habe, und somit bald der Eine bald der Andere im Nachtheil gegen die Uebrigen sei: aber im Verlauf der Untersuchung mufs doch Matthäus, namentlich gegen Lukas beinahe durchweg Unrecht haben, und selbst Markus wird nicht selten als derjenige vorausgesetzt, aus welchem Matthäus Berichtigungen anzunehmen habe. Diese Bevorzugung der übrigen Evangelisten vor dem ersten wird zwar hie und da durch hingeworfene Bemerkungen scheinbar motivirt, wie wenn gesagt wird, die Erzählung des Johannes verrathe durch innere Wahrheit und malerische Anschaulichkeit den Augenzeugen, wogegen an den Berichten der Synoptiker überall der traditionelle Ursprung hervortrete (1, S. 147. 143); oder in Bezug auf den Lukas, es herrsche in seinem Evangelium überhaupt eine gröfsere Genauigkeit in der historischen Verknüpfung vor (1 S. 75): allein dies sind ja selbst nur Versicherungen und Voraussetzungen, die von denjenigen, welche die gangbaren Behauptungen und Ansichten über dem Matthäus so streng richten, eben so genau und ausführlich als jene untersucht werden müfsten. Welche Gerechtigkeit, wenn der erste Evangelist mit den übrigen seine Sache ausfechten soll, statt beide Theile auf gleichen Fufs einander gegenüberzustellen, vielmehr dem Matthäus den festen Boden geschichtlicher Verknüpfung zu entziehen, den Lukas aber, ohne durchgeführten Beweis, darauf fufsen zu lassen; dem Matthäus die Augenzeugenschaft, mit welcher er sich bisher deckte, als problematisch abzunehmen und dem Johannes das Gorgehaupt des ent-

schieden apostolischen Ursprungs gegen ihn in die Hand zu geben, vor welchem er denn freilich verstummen muss! Stellt man einmal den Obersatz auf: wo Matthäus von Johannes und Lukas abweicht, da hat er Unrecht, — und nimmt zum Untersatz das bekannte Faktum, dass er wirklich von ihnen vielfach abweiche: dann ist eigentlich gar keine Untersuchung mehr nöthig, um den für Matthäus ungünstigen Schlusssatz herauszubringen, es ist schon im Voraus das Urtheil über ihn gesprochen, welches aber eben darum nur den Werth eines Vorurtheils hat. Daher kann es nur bedauert werden, dass die beiden erstgenannten Schriften, welche in ihrem Verlaufe ächtwissenschaftlich zu Werke gehen, doch dadurch, dass sie sich zum grossen Theil auf eine blosse Voraussetzung gründen, sich selbst den wahrhaft wissenschaftlichen Werth entziehen, und damit auch den allgemeinen und bleibenden, sofern ein guter Theil ihrer Argumente kraftlos werden muss, sobald man auch die drei übrigen Evangelien einer ähnlichen kritischen Behandlung zu unterwerfen anfangen wird.

Das Einseitige und Unwissenschaftliche eines solchen Verfahrens klar eingesehen und an mehreren Hauptpunkten treffend hervorgestellt zu haben, ist nun das Verdienst der Abhandlung des Hrn. Dr. Kern. „Sollte, sagt er (S. 97 f.) mit Recht — der Widerspruch zwischen den drei ersten und dem 4ten Evangelium wirklich unauflöslich sein, so könnte daraus ebensowohl eine Bedenklichkeit gegen das Johanneische Evangelium, als gegen die Darstellung der Synoptiker sich ergeben. Mit welchem Rechte nämlich würde dann der Schluss gemacht: *weil* das Johanneische Evang. den Apostel Johannes zum Verfasser hat, müsste der Bericht der Synoptiker falsch sein, müsste namentlich der Verf. des ersten Evangeliums kein Augenzeuge sein? Dann müssten wir vorher die Frage erheben: ist das Joh. Evangelium, so wie wir es vor uns haben, die Schrift eines Apostels?" — „Wenn man einmal, prophezeiht der Hr. Vf. (S. 110), einen der Synoptiker verwirft, *weil* zwischen ihm und Johannes eine Differenz stattfindet, so fürchte ich sehr, dass zuletzt auch wieder die Reihe an das Johanneische Evang. kommen werde, — und wenn dann, obgleich Bretschneider seine Probabilien zurückgenommen hat, die Kritik ihren Angriff so scharfsinnig erneuert, wie der auf das Evang. Matthäi ist: so wird die Schlichtung des Streits abermals nicht geringe Mühe verursachen." Diese Drohungen des Hrn. D. Kern namentlich gegen das vierte Evangelium sind übrigens nicht so böse gemeint wie sie lauten, sondern der Hr. Verf. wendet sie nur so an, wie man Repressalien zu gebrauchen pflegt, wobei nicht die letzte Absicht ist, dem, gegen welchen man sie richtet, zu schaden, sondern nur, die mit ihm Verbundenen vom Angriff auf einen dritten zurückzubringen. So ist seine Absicht keineswegs die Aechtheit des Johannes anzutasten, sondern nur durch die Nachweisung, dass die auf den Matthäus geführten Streiche eben so den Johannes treffen, will er die Gegner bewegen, auch mit jenem säuberlich zu verfahren. Deswegen, so oft er auch gewaltig den Bogen spannt, wird doch der Pfeil nie abgedrückt, sondern in der Zuversicht, dass der Feind sich auf so schreckbare Demonstrationen hin zurückziehen werde, die Sehne immer wieder friedlich nachgelassen und erklärt, „es solle auf jenen Einwürfen nicht weiter beharrt, durch sie namentlich dem Johanneischen Evang. nichts entzogen, sondern nur dies angedeutet werden, wie man dieselbe Waffe nach entgegengesetzten Seiten hin gebrauchen könne" (S. 71. 96.).

1. Unter den einzelnen Kriterien nun, durch welche sich der Verf. des ersten Evangeliums als Nicht-Augenzeugen kund geben soll, ist als das allgemeinste, seinem ganzen Werke aufgeprägte schon von Schulz und Schleiermacher aufgeführt worden, und wird nun auch von den Hrn. Verfn. von No. 1. u. 2. geltend gemacht der *Mangel an Anschaulichkeit und Ausführlichkeit* in seinen Berichten. Ein Augenzeuge des Lebens Jesu, meint Schneckenburger (S. 73), könne als Geschichtschreiber unmöglich einen so synoptistischen Abriss desselben gegeben haben, da der unmittelbare Bericht immer ausführlich laute, unmöglich so sehr die lebendige Anschaulichkeit der Begebenheiten abgestreift haben, wie es im ersten Evang. der Fall sei. In der Ueberlieferung vielmehr ist es nach Sieffert (S. 77), dass das Bild der lebendigen und leblosen Umgebung wegfällt und nur die allgemeinsten Züge sich fortpflanzen. Im Uebrigen wird hier — mit gehöriger Einschränkung — sich auf Schulz berufen, welcher das Unbestimmte in Bezeichnung von Ort, Zeit und Personen, das Summarische mancher Berichte in Bausch und Bogen — treffend hervorgehoben hatte. Dies, so durchgehend wie es im ersten Evang. erscheint, an den Begriff eines Augenzeugen gehalten, ist demselben freilich nicht angemessen und es geht weit über das hinaus, was Olshausen für Matthäus in Anspruch nimmt, dass ja wohl auch ei-

nem Augenzeugen die Gabe der anschaulichen Darstellung abgehen könne. Wenn aber Kern (S. 71 ff.) der Meinung ist, der Vf. des ersten Evangeliums habe allerdings die Gabe der anschaulichen Darstellung besessen, oder nur das auf die Person Christi unmittelbar sich Beziehende habe er anschaulich darstellen wollen, das Uebrige zurücktreten lassen: so kommen die Beweise, welche er im Folgenden führt, doch im Grunde nur darauf hinaus, dafs Matthäus die *Reden* Jesu ganz besonders ursprünglich und ausführlich wiedergiebt, wodurch aber, weil anerkanntermafsen markirte Reden wie die von Jesu sind, viel eher als Erzählungen unversehrt auch durch eine längere Traditionsreihe hindurchgehen können, für die Augenzeugenschaft des ersten Evangelisten nichts bewiesen wird.

Soll nun aber in dieser Beziehung Matthäus gegen die übrigen Evangelisten in Nachtheil gesetzt werden, so bekommt die Sache schon eine schiefe Seite. Theils fehlt es auch ihnen an unbestimmten und summarischen Berichten nicht, theils ist es schon von Schulz ein Fehler gewesen, dafs er dem ausführlicheren Bericht als solchem schon den Vorzug zu geben geneigt war, und daher z. B. den Markus nicht selten über Matthäus stellte aus dem ausgesprochenen Grunde, weil *er mehr* als Matthäus gebe. Allein dafs man der Ausführlichkeit und Anschaulichkeit des Markus nicht immer trauen dürfe, darauf hat schon Schleiermacher aufmerksam gemacht und Kern sagt in dieser Beziehung treffend (S. 70 f.): „Dafs dies der Tradition eigen sei (das Bestimmte der concreten Wirklichkeit in ein Unbestimmtes zu verflüchtigen), wollen wir nicht in Abrede ziehen; allein es ist dies nur die Eine Seite, wie die Tradition sich gestaltet; die andre Seite ist diese, dafs nicht selten auch, indem die concrete Wirklichkeit zurücktritt, an die Stelle derselben eine willkürliche Ausschmückung und Ausfüllung der Züge des Gemäldes, als der sehr erweiterte Ersatz des Verlorenen, sich eindrängt. Das Beispiel für die evang. Geschichte liefern hiezu die apokryphischen Evangelien; ja, wenn man nach der einen Seite hin den Charakter der Tradition so sehr zum Nachtheil des Evang. Matthäi premirt, so mufs es erlaubt sein, denselben auch nach der andern Seite hin zum Nachtheil der übrigen Synoptiker [und warum nicht zur wissenschaftlichen Probe versuchsweise auch gegen den Johannes?] zu premiren und zu fragen, was uns dafür bürge, dafs ihre Anschaulichkeit in der ursprünglichen Anschauung selbst ihren Grund habe, und dafs nicht Manches unwillkürlich von der Tradition, von der sie abhingen, Anderes willkürlich von ihnen selbst in seine jetzige Gestalt gebracht worden sei?" Wenn hiemit zwar freilich nur dies gesagt sein soll, so wenig man bei Markus und Lukas dasjenige, was sonst allerdings das eine Merkmal des Traditionellen bilde, die Ausmalung, als Beweis ihrer Abhängigkeit von unsichrer Tradition gebrauche, eben so wenig dürfe man bei Matthäus die an ihm sich findende andre Eigenthümlichkeit der Tradition, die Entfärbung der Thatsachen, zu seinem Nachtheil geltend machen: so wird der Hr. Vf. doch schwerlich Andern die Möglichkeit benehmen können, seinen Satz dahin umzuwenden, dafs vielmehr in sämmtlichen wenigstens synoptischen, Evangelien die Tradition sich kund gebe, nur im Matthäus vorzugsweise nach der einen, in den übrigen mehr nach der andern jener beiden Seiten, ja nach der Eigenthümlichkeit der Individuen, in welchen sich die mündliche Ueberlieferung zur schriftlichen umsetzte.

Wenn hiemit Sieffert mehr nur beiläufig, ausführlicher Schneckenburger die Bemerkung verbindet (1 S. 76. 2, S. 73. 76 ff.), ein Augenzeuge des Lebens Jesu würde seinen Stoff nicht so nach allgemeinen Gesichtspunkten geordnet, nicht einen von der unmittelbaren Geschichte so entfernten apologetisch-dogmatischen Plan verfolgt haben, da die ursprüngliche evangelische Ueberlieferung keinen andern Zweck habe verfolgen können als nur den, geradezu und schlechtweg das Geschehene und Gehörte wie es vorgefallen, zu erzählen: so entgeht es dem letzteren Kritiker nicht, dafs er damit, wenn es unbeschränkt gelten sollte, eben so sehr den Johannes als den Matthäus verwunden würde, da auch jener einen apologetisch-dogmatischen Zweck nicht nur verräth, sondern selbst eingesteht (20, 31.). Dem zuvorzukommen wird (S. 77 f.) versichert, mit grofsem Unrecht würde man sich hier auf den Johannes berufen, denn er mache durchaus nicht darauf Ansprüche, den Anfangspunkt einer historischen Traditions-Reihe zu sein, sondern setze augenscheinlich, wo nicht die andern Evangelien, doch die allgemeine Evangelien-Tradition voraus (wer dem Johannes so wenig günstig wäre, wie der Hr. Vf. dem Matthäus, der könnte ebensogut sagen, er sei augenscheinlich mit der allgemeinen evangelischen Tradition einem grofsen Theile nach unbekannt); er sei anerkanntermafsen unter bestimmten, seinen Plan bedin-

genden Verhältnissen entstanden (diese werden dem Vf. des ersten Evangeliums auch nicht gefehlt haben), und legitimirt sich durch die neben seinem dogmatischen Elemente stattfindende urkräftige Lebendigkeit, Frische, und innerliche, fühlbare Wahrheit seiner Geschichten als Werk eines Augenzeugen (äufserst unsichere, subjective Kriterien, die zum Theil auch bei geistreichen Nichtaugenzeugen zutreffen können, zum Theil auch schon dem Matthäus zugesprochen und am Johannes vermifst worden sind). Da diese Schneckenburger'sche Verwahrung so wenig geeignet ist, den auf Matthäus geführten Schlag von Johannes abzuhalten: so trifft es sich noch glücklich genug, dafs der Hr. Verf. in No. 3. durch die (namentlich von Seiten der Ap. Gesch. zu begründende) Bemerkung, dafs der evangelische Vortrag vielmehr von Anfang an keinen rein historischen, sondern einen apologetisch-dogmatischen Zweck gehabt habe (S. 49), auch für einen Apostel die Möglichkeit offen hält, ein Evang. mit solcher nicht rein historischen Tendenz geschrieben zu haben.

2. Verband sich schon eben mit dem Einwurf wegen eines vorwiegend apologetischen Zweckes die Bemerkung, dafs im ersten Evang., unangemessen einem Augenzeugen, die anschauliche Zeitordnung hinter der reflexionsmäfsigen Sachordnung zurücktrete: so erwächst dies zu einem eigenthümlichen Zweifelsgrund in Bezug auf die in diesem Evang. aufbewahrten *Reden Jesu*, welche gröfserntheils durch Zusammenfliefsen verwandter, obwohl augenscheinlich bei verschiedenen Veranlassungen gesprochner Elemente zu *grofsen Massen* geworden sind, welche der Verf. nun so einführt, als wären sie in Einem Zuge vorgetragen worden, ein Irrthum, welcher so oft und unter so gravirenden Umständen einem Augenzeugen und Apostel nicht begegnen konnte (Sieffert S. 160. Schneckenb. S. 30 ff.). Dafs die meisten gröfseren Reden Jesu bei Matthäus als solche Aggregate anzusehen sind, ist zum Theil schon an sich, und ohne Vergleichung anderer Evangelisten unleugbar. Am augenscheinlichsten ist es wohl bei der Parabelsammlung, K. 13, in Bezug auf welche gegen Sieffert, der gerade auf sie keinen Schlufs zu gründen wagen wollte (S. 87), Schneckenb. mit Recht bemerkt hat, dafs Jesus das Lob der Lehrweisheit nicht verdienen würde, wenn er diese 7 Gleichnisse, ohne dazwischen hinein dem eigenen Nachdenken der Zuhörer Raum zu geben, in Einem Zuge gesprochen hätte. Mit nicht minderem Rechte machen sofort No. 1 und 2 die Bergrede (Matth. 5—7), die Instruktion der Apostel (K. 10), die antipharisäischen Reden (K. 23) und die Reden von der Parousie (K. 24 u. 25) als eben solche Zusammenstellungen namhaft (1) S. 74 ff., 80 ff., 2) S. 31 ff.), und auch der Hr. Verf. von No. 3. steht ihnen hierin nicht ab. Dafür aber scheint er das Andere in Anspruch zu nehmen, was jene behaupten, dafs nämlich der Evangelist diese Reden als in Einem Zuge und zu Einer Zeit gesprochen darstelle. Zwar wird dem eigentlichen Fragpunkt ausgewichen; denn was so sehr herausgehoben wird (S. 52 ff.), dafs die von Matthäus zusammengestellten Redeelemente, wenn auch nicht im Zusammenhang gesprochen, doch im Geiste Jesu in innerem Zusammenhange gestanden hätten, thut hier eigentlich nichts zur Sache, wo es nur auf die Frage ankommt, ob das erste Evangelium Reden, von welchen ein Apostel wissen mufste, dafs sie (innerlich verwandt oder nicht) bei verschiedenen Veranlassungen gesprochen worden, als zusammen vorgetragen darstelle? Auch das betrifft nicht die Hauptsache, wenn der Hr. Vf. (S. 32) äufsert, es sei ein unbegründeter Vorwurf gegen das erste Evangelium, ihm die Absicht unterzulegen, die Partikularganzen, aus welchen es bestehe, alle in ein chronologisches Verhältnifs zu einander zu stellen; d. h. wenn Matthäus in einem oder mehreren Kapiteln Reden Jesu zusammengestellt hat, und hierauf dann Thaten und Erlebnisse desselben folgen läfst, so sei seine Meinung keineswegs, als ob jene alle vor diesen schon gesprochen, und diese alle nach jenen erst geschehen wären. So wenn es (8, 1 u. 2.) nach Vollendung der Bergrede heifse: 1. *καταβάντι δὲ αὐτῷ ἀπὸ τοῦ ὄρους, ἠκολούθησαν αὐτῷ ὄχλοι πολλοί.* 2. *καὶ ἰδοὺ λεπρὸς ἐλθὼν προσεκύνει αὐτῷ κ. τ. λ.*: so soll durch den ersten Vers nicht das Folgende eingeleitet sein, sondern nur das Vorhergehende abgeschlossen; allein eine Schlufsformel ist sonst die Angabe vom blofsen Nachströmen des Volkes nicht, sondern vielmehr Einleitungsformel für irgend eine Thätigkeit Jesu auf das Volk, namentlich für Krankenheilungen, dergleichen auch hier eine folgt; wenn vom Volk in einer Schlufsformel die Rede ist, so wird allemal der Eindruck beschrieben, den Jesus auf dasselbe machte, wie in den 2 letzten Versen des 7ten Kapitels: *ἐξεπλήσσοντο οἱ ὄχλοι ἐπὶ τῇ διδαχῇ αὐτοῦ*, woraus man zugleich sieht, die Bergrede hatte schon eine Schlufsformel in 7, 28. 29, und brauchte nicht noch

eine in 8, 1, welches also von allen Seiten als eine Uebergangsformel sich darstellt, zumal v. 2. *καὶ ἰδού* darauf folgt. Allein das *καὶ ἰδού* soll nach Hrn. Dr. Kern keinen chronologischen Uebergang bilden, sondern nur einen sachlichen; Matthäus soll nicht sagen wollen: unter dem Volksnachdrang nach der Bergpredigt trat ein Aussätziger zu ihm, — sondern nur: mit dem Volkszulauf schliefse ich die Beschreibung der Reden; was nun die Thaten betrifft, so trat unter Andern einmal auch ein Aussätziger zu dem Herrn. Dafs hier dem Hrn. Verf. von No. 3, das apologetische Streben weit hinter den dermaligen Standpunkt der Exegese zurückgeführt habe, ist klar; denn die Formel *καὶ ἰδού* kommt bei Matthäus durchaus so vor, dafs sie entweder nothwendig oder doch höchst wahrscheinlich eine unmittelbare Zeitfolge bezeichnet und namentlich gerne in der Stellung, dafs zuvor die Scene allgemein bezeichnet, und dann durch *καὶ ἰδού* ein einzelner Vorgang eingeleitet wird, welcher sich auf derselben ereignete; so 8, 23, dafs sie in das Schiff getreten gewesen: v. 24 *καὶ ἰδοὺ σεισμὸς κ. τ. λ.*; so 12, 9, dafs Jesus in eine Synagoge getreten sei: v. 10 *καὶ ἰδοὺ ἄνθρωπος ἦν χεῖρα ἔχων ξηράν*; so auch in unserer Stelle, und eben so in 9, 1. 2., auf welche Stelle sich Hr. Dr. Kern, ohne sichtbaren Grund, für seine Erklärung beruft. — Doch in ein bestimmtes Verhältnifs zur Hauptfrage, um welche es sich hier handelt, stellt sich der Hr. Verf. nur in Bezug auf die Instruktionsrede (K. 10), von welcher er (S. 63) sagt: „Die Darstellung der Instruktions-Rede ist von der Art, dafs es beim ersten Anblick jedem in die Augen fällt, wie hier Verschiedenes aus verschiedenen Zeitpunkten zusammengefafst ist. Allein dafs diefs in die Augen fallen werde, mufste der Verf., wer er auch war, nothwendig voraussetzen, und brauchte hiezu keiner besonderen Erinnerung." Aber nicht nur diese Erinnerung hat Matthäus weggelassen, sondern durch die Formel: *καὶ ἐγένετο ὅτε ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς διατάσσων τοῖς δώδεκα* (11, 1.) die entgegengesetzte Andeutung gegeben, dafs hier wirklich nur bei Einer Veranlassung Gesprochenes gegeben worden sei. So wird es in diesem Punkte wohl bei den Beschuldigungen der beiden ersten Kritiker sein Verbleiben haben.

Bedeutend verstärkt nun aber soll nach eben denselben die Wahrscheinlichkeit solcher unchronologischen Anhäufungen im ersten Evangelium dadurch werden, dafs manche von diesem zusammengestellte Redeelemente bei den andern Evangelisten an ganz verschiedene Zeitpunkte aus einander gelegt erscheinen. Diefs ist allerdings insofern von Gewicht, als es die negative Vermuthung bestätigt, es möchten diese Reden von Jesu nicht ursprünglich in dem Zusammenhange des Matthäus gehalten worden sein; aber wenn man daran gleich zu dem Positiven fortgeht, sie seien wohl eher unter den Verhältnissen gesprochen worden, in welchen sie bei den andern und namentlich bei Lukas stehen: so kann dies leicht eine zu rasche Folgerung sein. Nicht nur erinnert Kern (S. 53) mit Recht, dafs manches von Matthäus Zusammengestellte bei Lukas zwar anderswo seine Parallele habe, aber so, dafs es ohne sichtbaren Zusammenhang sei mit demjenigen, womit Lukas jene Aussprüche an diesen anderen Orten verbinde; sondern auch Schneckenburger selbst hatte in seinen Beiträgen den treffenden Ausdruck gebraucht (S. 58), dafs Lukas öfters die Aussprüche Christi sogar nur lexikalisch verbinde, d. h. solche zusammenreihe, welche nicht einen gemeinschaftlichen Sinn, sondern nur ein gemeinschaftliches Wort haben (gewifs die schlechteste Art von Verbindung): dennoch aber mufs nun sowohl in No. 1. als No. 2. Lukas dem Matthäus gegenüber fast durchweg die richtige Verknüpfung haben. Viele Theile der Bergrede erscheinen nach Sieffert (S. 75) bei Lukas in ganz anderem, und zwar so bestimmt gefafstem Zusammenhange, dafs sie hier gewifs in ihrer ursprünglichen Verbindung erhalten sind. Allein die Bestimmtheit eines Zusammenhanges beweist nicht seine Richtigkeit, da er ja auch falsch bestimmt sein kann. Sieffert hebt in dieser Hinsicht (S. 78) das Vaterunser hervor, welches bei Matthäus der Bergrede da eingefügt ist, wo unter andern guten Werken auch vom Beten die Rede ist (6, 9 ff.), bei Lukas hingegen als Gewährung einer ausdrücklichen Bitte der Jünger, sie beten zu lehren, erscheint (11, 1 ff.), welcher letzteren Verbindung Sieffert, dem in seinem Urtheil über die Bergrede auch Schneckenb. beistimmt, den Vorzug giebt. Hier möchte man den Letzteren an die ihm sonst gegen Matthäus so geläufige Kategorie des steifen Dialegisirens erinnern (s. z. B. S. 55), welches darin bestehen soll, dafs Matthäus, um eine Rede Jesu anzubringen, sie durch eine selbstgemachte Frage oder Bitte Anderer einzuleiten pflege.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

1) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Eine kritische Abhandlung von Friedrich Ludwig Sieffert.*

2) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Ein kritischer Versuch von Dr. Matthias Schneckenburger.*

3) *Ueber den Ursprung des Evangeliums Matthäi, von Prof. Dr. Kern.*

(Fortsetzung.)

Eben dies könnte man hier gegen Lukas kehren und sagen: er wufste, dafs die Jünger diese Gebetsformel von Jesu erhalten hatten; ohne Zweifel, dachte er, haben sie ihn einmal darum ersucht, und er ihnen sofort jene Formel vorgesprochen, wie er es denn auch darstellte. Diese Darstellung könnte man aber ganz besonders steif finden bei einem Gebet, welches wohl Jesus weniger auf äufsere Aufforderung, als aus eigenem Andachtstrieb einmal im Kreise seiner Jünger möchte gesprochen haben. Auch die übrige Bergrede darf man nur mittelst einer Synopsis durchgehen, um sich zu überzeugen, was es mit dem Rühmen auf sich habe, das man gewöhnlich von der besseren Einfügung einzelner Theile derselben bei Lukas macht. Luk. 14, 34. ist wenigstens nicht besser eingepafst als Matth. 5, 14; Luk. 16, 17. ist höchstens ein lexikalischer Zusammenhang *ad vocem νόμος*, während Matth. 5, 18. in der besten Verbindung steht; Luk. 12, 58 f. wieder nicht besser verbunden als Matth. 5, 25 f.; das Wort gegen Ehescheidung aber, welches Matth. 5, 32. so trefflich in die Gesetzesvergeistigung pafst, steht Luk. 16, 18. ganz abgerissen zwischen der Behauptung der Unvergänglichkeit des Gesetzes und der Parabel vom reichen Manne. Wenn Luk. 12, 33. mehr mit dem Vorhergehenden zusammenhängt als Matth. 6, 19.: so ist dagegen bei Matth. 6, 22. gar kein Uebergang, doch besser als der lexikalische Luk. 11, 34. vom λύχνος auf dem Leuchter zum λύχνος τοῦ σώματος; und Matth. 6, 20. dient doch nicht, wie Luk. 16, 13. dazu, das Vorhergehende (die Parabel vom ungerechten Haushalter) in ein falsches Licht zu stellen. Luk. 12, 22 wie auch 11, 9. mögen sich besser an das Vorhergehende anschliefsen, als Matth. 6, 25. u. 7, 7.; aber Luk. 13, 23 f. könnte man leicht einen gemachten Zusammenhang und nach Schneckenb. eine steife Frage finden. Leicht liefse sich dies auch noch an vielen andern von den Reden durchführen, welche nach Sieffert und Schneckenb. bei Lukas passender als bei Matthäus gestellt sein sollen, um zu zeigen, dafs diese Ansicht in der Ausdehnung, welche man ihr jetzt zu geben pflegt, nicht viel mehr als ein Vorurtheil ist, welches besonders auch durch Schleiermachers Schrift unter unsern Kritikern Eingang gefunden; ich erlaube mir aber nur noch über 2 Behauptungen Schneckenburgers eine Bemerkung. Von den Matth. 13. zusammengestellten Parabeln sagt er (S. 33), Lukas bringe etliche in anderem, aber ganz angemessenem Zusammenhange vor. Dies kann nur auf die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteige gehen, denn die Hauptparabel, vom Säemann, steht bei Lukas in ganz analogem Zusammenhang und die übrigen hat er gar nicht. Schlägt man nun jene nach, so finden sie sich bei Lukas (13, 18 ff.) in folgender Umgebung. Jesus heilt am Sabbat in der Synagoge die zusammengebückte Frau und bringt den unzufriednen Synagogen-Vorsteher durch das Diktum vom Ochsen und Esel zum Schweigen, und nun heifst es: *καὶ ταῦτα λέγοντος αὐτοῦ κατῃσχύνοντο πάντες οἱ ἀντικείμενοι αὐτοῦ, καὶ πᾶς ὁ ὄχλος ἔχαιρεν ἐπὶ πᾶσι τοῖς ἐνδόξοις τοῖς γινομένοις ὑπ' αὐτοῦ.* Eine entschiedenere Schlufsformel, um den Auftritt in der Synagoge zu beendigen, kann man nicht wünschen, und wenn nun ohne Angabe von Zeit und Ort darauf folgt: *ἔλεγε δέ· τίνι ὁμοία ἐστὶν ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ; — ὁμοία ἐστὶ κόκκῳ σινάπεως*, und weiter durch *πάλιν εἶπε* die Parabel vom Sauerteig sich anschliefst: so ist in der That unbegreiflich, wie man hier von ganz angemesse-

nem Zusammenhange reden mag, wo doch jeder Zusammenhang fehlt. — Auf ähnliche Weise behauptet Schneckenb. von der Parabel von den Talenten, Lukas habe ihre Chronologie und Veranlassung noch erhalten, nicht aber Matthäus (S. 26. 35). Während sie nämlich dieser (25, 14 ff.) in den letzten Aufenthalt Jesu zu Jerusalem versetzt, stellt sie Lukas (19, 11) auf die Reise dahin an den Aufbruch von Jericho, und während sie nach Matthäus an die Ermahnung zur Wachsamkeit und Treue sich anschliefst, so soll sie bei Lukas die Erwartungen Einiger von schleunigem Eintreten des messianischen Reiches niederschlagen. Allein zu letzterem Behuf ist in der Parabel nichts enthalten, als etwa der Nebenzug von einer weiten Reise des Herrn; nach dem Hauptinhalte aber, der Belohnung der Diener und ihrer Rechenschaft schliefst sich die Gleichnifsrede ganz an das γρηγορεῖτε des Matthäus an. Wozu man noch dieses nehmen mufs, dafs die Parabel bei Matthäus rein erscheint, bei Lukas dagegen entstellt durch Vermischung mit einer andern. Denn wenn bei Matthäus ein verreisender Herr seinen Knechten Talente anvertraut, sie umzutreiben, und nach seiner Rückkehr die Fleifsigen zu seiner χαρὰ eingehen, den Faulen aber in das σκότος werfen läfst: so hat alles seine Einheit und Rundung. Nun aber bei Lukas ist es ein König, der auszieht um ein fernes Land zu erobern, und seinen Dienern Minen anvertraut. Allein für einen König, zumal der rebellische Bürger zurückläfst, hatten die Diener ihre Treue vielmehr durch Bekämpfung der Rebellen zu beweisen als durch Geldumtrieb, wozu auch die Belohnung durch Städte besser passen würde. So aber fallen Bürger und Diener durch die ganze Parabel hindurch beziehungslos auseinander, zum deutlichen Beweise, dafs wir hier keine ursprüngliche Einheit vor uns haben, sondern Lukas zwei ursprünglich verschiedene Parabeln zusammengeschweifst hat, die eine von den, den Dienern anvertrauten Pfunden, die andere von den rebellischen Bürgern, welche letztere man durch Absonderung der Verse 12. 14. 15. und 27. ohne Mühe rein herausbekommt, wenn man nur Vs. 15 nach δούλους statt der Erwähnung der anvertrauten Minen vielmehr einen, die Bestrafung der Rebellen (Vs. 27.) einleitenden Befehl setzt. Uebrigens ist hier nicht unerwähnt zu lassen, dafs, wie hier Lukas, so bei der Parabel vom königlichen Gastmahl Matthäus eine ähnliche Vermischung mehrerer Parabeln begangen, und dafs Lukas die reinere Form aufbewahrt hat (vergl. Matth. 22, 1 ff. mit Luk. 14, 16 ff.).

Das Johanneische Evangelium kann in Bezug auf die mehr oder weniger richtige Stellung und Zusammenfügung der Reden nicht unmittelbar mit dem des Matthäus in Vergleichung kommen, weil es fast keine mit demselben gemein hat. Doch bemerkt Kern (S. 52) mit Recht, zu der Ausführlichkeit der Reden Jesu bei Matthäus biete die Ausführlichkeit der Johanneischen Reden eine sprechende Parallele dar. Und zwar, wie diese langen Matthäischen Reden oft Elemente enthalten, welche man aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang wegdenken mufs, so verlaufen sich auch die bei Johannes nicht selten so in's Weite und vom Charakter der Redenden und der ursprünglichen Veranlassung Abliegende, dafs man schon ähnliche Mittel wie bei Matthäus anzuwenden sich versucht gefunden hat. So fällt die Rede Jesu mit Nikodemus (Joh. 3.) von Vs. 16. an so in den Ton der Reflexion eines Dritten über Christum hinein, dafs noch Olshausen annimmt, es nehme von hier an der Evangelist das Wort, und noch mehr bringt in demselben Kapitel vom 31sten Vers an der Täufer so ganz christlich-johanneische Ideen vor, dafs man auch hier den Evangelisten einfallen läfst. Wenn aber Matthäus nur nicht andeutete, wo er zu andrer Zeit Gesprochenes einfügte: so müfste hier Johannes sogar die Fugen, wo ein andres Subject zu reden beginnt, durch den Schein eines Zusammenhangs zu verwischen gesucht haben. Gewifs also fährt in diesen Stellen im Sinne des Evangelisten Jesu und der Täufer zu reden fort; wenn aber dennoch, nach Olshausen, namentlich die dem Täufer in den Mund gelegten Worte für dessen ganzen Standpunkt nicht passen: so entstünde ja hieraus gegen Johannes nicht wie gegen Matthäus blofs die Vermuthung einer Umstellung mancher Reden, sondern einer wirklichen Alterirung. Joh. 12, 44—50. findet sich, am Schlusse der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, eine Rede ihm in den Mund gelegt, welche so sehr nur eine Recapitulation der bis dahin berichteten Reden ist, auch so auffallend hinter der Angabe des Evangelisten (Vs. 36.), dafs Jesus sich bereits zurückgezogen, so wie hinter seiner eigenen Schlufsbetrachtung (37—43) steht: dafs auch Tholuck der Meinung ist, das könne Jesus nicht damals gesprochen haben, sondern der Evangelist wolle hier nur die Summe der früheren Reden Jesu wiederholen. Allein dafs Johannes hier eine damals von Jesu gesprochene

Rede mittheilen will, beweist die Einführung derselben durch Ἰησοῦς ἔκραξε καὶ εἶπεν, welches nur Willkür mit Tholuck als Plusquamperfectum nehmen kann. Auch hier also könnte der Verdacht entstehen, dafs Johannes eine Rede melde, die nicht wirklich so gehalten worden sei. Ein noch bedenklicherer Fall aber findet sich Joh. 10. Hier hat Jesus Vs. 1—16. noch auf dem Laubhüttenfeste sich als den guten Hirten dargestellt, worauf der Evangelist Vs. 22. auf die Reden Jesu bei dem Fest der Tempelweihe übergeht, denselben zwar durch eine Frage der Juden einen völlig neuen Anstofs giebt, bald aber (Vs. 26.) ganz in das Vs. 16. verlassene Bild vom Hirten und Schaafen zurückkehrt, und zum grofsen Theil die schon dagewesenen Wendungen wiederholt. Hier konnte sich doch wohl schwerlich die eigene Rede Jesu so ganz als Nachklang einer drei Monate früher gehaltenen verhalten, sondern nur die Darstellung des Evangelisten konnte es, der jene frühere Rede so eben erst niedergeschrieben hatte. Soviel als Beitrag zu einem ausgleichenden Verfahren gegen die Evangelisten in Bezug auf die Reden.

3. Aber nicht Reden allein, sondern auch manche *Begebenheiten* hat nach unsern Kritikern Matthäus *chronologisch unrichtig* eingefügt. (Sieffert S. 159. Schneckenburger S. 21). Wenn Olshausen diesen Einwurf abzuschneiden suchte durch die Behauptung, dafs im ersten Evang. überhaupt alles chronologische und lokale Interesse völlig zurücktrete: so ist dies von den genannten beiden durch den Augenschein des Evangeliums selbst genügend widerlegt (1, S. 62. 2, S. 23 ff.), und wenn Kern ein Zurücktreten der Zeitordnung hinter die Sachordnung wenigstens für K. 4—14. postulirt (S. 32. 65): so wird er gewifs nicht in Abrede stellen können, dafs wer den Matth. allein hätte, auch diese Kapitel für chronologisch geordnet nehmen würde, dafs also die Hypothese von einer Sachordnung (nämlich als einer vom Vf. des Evangeliums beabsichtigten und gewufsten) nur der Harmonie zulieb ersonnen ist. — Hier hebt nun No. 1. (S. 60 ff.) vor Allem dies hervor, dem Vf. des ersten Evangeliums, wenn er den Matthäus erst K. 9. berufen werden lasse, scheine es unbekannt gewesen zu sein, dafs Christus (nach Markus und Lukas) schon ziemlich früher, schon vor der Bergrede, sämmtliche 12 Apostel ausgewählt hatte, wobei er Schleiermachern bekämpft, welcher einen förmlichen Wahl-Akt der zwölfe überhaupt unwahrscheinlich gefunden hat. Indefs auch einen solchen Wahl-Akt zugegeben, so mufs man doch mifstrauisch sein gegen die Art, wie Markus und Lukas diesen Akt in die Anfänge der Wirksamkeit Jesu rückwärtsschieben, indem es theils unwahrscheinlich ist, dafs dieser Kreis sich so früh fixirt habe, theils jenes Rückwärtsschieben sich leicht erklärt aus der bald entstandenen Gewohnheit der ersten Kirche, sich den Herrn nicht mehr ohne die Umgebung der 12 Apostel denken zu können, so dafs wenigstens aus der früheren Stellung der Apostelwahl bei den 2 mittleren Evangelisten kein Beweis zu entnehmen sein möchte, dafs der erste die Berufung des Matthäus zu spät gesetzt habe. — Ein anderer Hauptpunkt ist hier die Tempelreinigung, welche Matthäus mit den Synoptikern in Jesu letzten Aufenthalt zu Jerusalem verlegt, Johannes aber gleich in den ersten nach der Taufe. Schneckenb. ist hier (S. 26 f.) der entschiedenen Meinung, Matthäus habe das von Johannes am rechten Orte eingefügte Faktum unrichtig gestellt, ohne jedoch hiefür einen in der Natur des Faktums selbst liegenden Grund beizubringen, sondern nur auf die feststehende Glaubwürdigkeit des Johannes beruft er sich. Dagegen jedoch fragt Kern (S. 95) mit Recht, ob es nicht umgekehrt mehr innerliche Wahrscheinlichkeit haben dürfte, dafs dieses Faktum in dem Zeitpunkt vorgefallen sei, da Jesus seinen messianischen Einzug in Jerusalem gehalten, und nun absichtlich die tiefsten Eindrücke von sich als Messias hervorbringen wollte? was freilich Hr. D. K. nur hypothetisch fragt, sich selbst dessen getröstend, wie, dafs das Faktum nicht auch zweimal in der Wirklichkeit vorkommen *konnte*, zum Glück noch Niemand bewiesen habe. — Hinsichtlich der Zeit des letzten Mahles Jesu hatte Schneckenb. in seinen Beiträgen auf ungenügende Weise den Johannes auf die Seite der Synoptiker herüberzuziehen gesucht, und läfst sich nun in der gegenwärtigen Schrift nicht weiter auf diesen Gegenstand ein, wogegen Sieffert die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Angaben (S. 127 ff.) ganz besonders ausführlich und treffend dargethan, und sich nun, zumal den Synoptikern auch die Unwahrscheinlichkeit einer so völligen Nichtachtung des ersten Passahtages entgegen stehe, für die Angabe des Johannes erklärt hat, dafs Jesus den Tag vor dem Passahfest gekreuzigt worden sei, und also das Osterlamm nicht mehr genossen habe, welche Angabe nur auf einem Irrthum der drei ersten Evangelisten beruhe. Erwägenswerth ist aber doch, was hiegegen Kern (S. 97 ff.)

bemerkt, dafs, wenn hier der Widerspruch zwischen den 3 ersten und dem vierten Evangelium wirklich unauflöslich wäre, sich ebensogut eine Bedenklichkeit gegen das Johanneische Evangelium daraus ergeben könnte, als gegen die Darstellung der Synoptiker; denn es sei nicht wohl denkbar, dafs die zusammenstimmende Ueberlieferung aus der frühsten Zeit des Christenthums über dieses Mahl, welche wir in den Synoptikern niedergelegt finden, das Andenken dieses wichtigen Momentes, so wie des Zeitpunkts der Kreuzigung und des Todes Jesu irrig bewahrt haben sollte, so dafs also nicht sowohl das Interesse für die Synoptiker, als vielmehr für das Johanneische Evangelium eine Lösung des angeblichen Widerspruchs zu fordern scheine. Gewifs, wenn die Synoptiker den Tod Jesu irrig auf das Passahfest verlegen konnten, verführt durch die frühe Beziehung jenes Opfertodes auf das Passahlamm: so bleibt es doch eben so möglich, dafs (nach Bretschneider) der Vf. des 4ten Evangeliums das wirklich am Passahabend gehaltene Mahl auf den Tag vor dem Passah verlegte, aus Unkenntnifs des jüdischen Tages Anfangs. Hr. D. Kern seinerseits schliefst sich den Versuchen von Lücke u. A. an, den Johannes mit den Synoptikern in Einklang zu bringen, enthält sich aber den Gegenstand weiter zu verfolgen „weil sich nach den mehrfachen Erörterungen desselben nichts Neues mehr sagen lasse;" es möchte ihm allerdings nicht leicht geworden sein, gegen die Darstellung von Sieffert noch etwas Haltbares vorzubringen.

Eine durchgängige chronologische Ungenauigkeit findet Hr. Dr. Schneckenb. im ersten Evangelium rücksichtlich der, wie er es nennt, messianischen Oeconomie Jesu. „So gewifs es ist, sagt er (S. 28 f.), dafs sich Jesus Anfangs nicht nur nicht selbst für den Messias ausgab, vielmehr blofs die Nähe des Gottes-Reiches verkündigte, sondern auch von seinen Anhängern zuerst nur in begeisterten Momenten und erst nach längerem Zusammensein entschieden für den Messias gehalten und erklärt wurde, selbst aber dann, als seine Schüler hierüber zu bestimmter Entschiedenheit gediehen waren, ihnen noch nicht die freie Verkündigung dieser Einsicht gestattet wurde: so gewifs ist es, dafs alle diejenigen Thaten und Reden, durch welche sich Jesus geradezu und unumwunden für den Messias gab, oder in deren Folge er die laute Anerkennung, dafs er der Messias sei, frei gewähren liefs, — wenn sie vor jener eigenen (Joh. 5.), oder vor der apostolischen Erklärung (Matth. 16.) erzählt werden, entweder eine Sünde des Vfs. gegen die Chronologie, oder gegen die buchstäbliche Treue offenbaren." Gewifs treffende Worte, — nur dafs man sie, ganz unverändert, auch in Probabilien gegen das 4te Evang. hineinschreiben könnte! Denn wenn nun der Hr. Vf. näher bemerkt, dafs derjenige, welcher sich erst nach Jahrelangem Umgang mit seinen Schülern als den Messias bekannte, nicht gleich am Anfang seiner Lehrthätigkeit sie wegen bevorstehender Mifshandlungen um seiner, als des Messias, willen selig preisen, noch weniger sich als Weltrichter darstellen konnte (Matth. 5, 11. 7, 21 ff.): so wird doch ein Solcher eben so wenig im ersten Anfang seiner Wirksamkeit einem samarischen Weibe, das nirgends eine um so viel höhere Empfänglichkeit als die Jünger zeigt, diese hohe Eröffnung gemacht haben, wie wir bei Johannes (4, 26) lesen. Und wenn der Hr. Verf. von No. 2 hinzusetzt, dafs derjenige, von welchem schon Matth. 14, 33 die Leute im Schiff sagten: ἀληθῶς θεοῦ υἱός ἐστιν, nicht erst K. 16 seine Jünger über die Meinung der Leute von sich fragen konnte, um dann Antworten zu hören, welche von jenem Urtheile alle noch wesentlich verschieden waren: so sollten wir doch wohl mit noch gröfserem Rechte sagen dürfen, dafs Petrus gewifs nicht so lange Zeit und eine ἀποκάλυψις des himmlischen Vaters nöthig gehabt haben würde, um Jesum als den Messias zu erkennen (Matth. 16, 17 ff.), wenn ihn wirklich, wie Johannes referirt (1, 42, vergl. auch 46) sein Bruder Andreas gleich Anfangs dem Herrn mit den entschiedenen Worten zugeführt hätte: εὑρήκαμεν τὸν Μεσσίαν. Was also die Sünden gegen die Chronologie betrifft, sollte man so billig sein, zuzugeben: *Iliacos intra muros peccatur et extra.*

4. Eine der obersten Stellen unter den Zweifelgründen gegen das erste Evangelium nimmt auch die Bemerkung ein, der Vf. desselben zeige sich *unbekannt mit solchen Dingen, die ein Apostel hätte wissen müssen* (1, S. 158, 2, S. 6). Dahin rechnet Sieffert (S. 68) sogleich dies, dafs Matthäus nichts von dem ursprünglichen Aufenthalt der Eltern Jesu in Nazareth wisse, und sich dieselben irrig von jeher in Bethlehem wohnhaft denke. Dafs diese Ansicht bei Matthäus zu Grunde liegt, kann nicht geleugnet werden, so wie, dafs Lukas das Richtigere haben mag, indem Jesus sein ganzes Leben hindurch als Nazarener galt, und das dogmatische

Interesse zu Tage liegt, welches die Tradition bei Matthäus veranlafste, Bethlehem als den ursprünglichen Wohnort der Eltern des Messias vorauszusetzen. Wenn aber Sieffert dazusetzt (S. 68. 158), dafs Matthäus auch von den besondern Umständen nichts gewufst habe, durch welche die Eltern Jesu nach Bethlehem geführt wurden: so ist es sehr zu verwundern, wie der gegen Matthäus so strenge Kritiker dem Lukas seine Schatzung ohne Weiteres durchläfst, und das Nichterwähnen dieses, in seinem Zusammentreffen mit der Geburt Jesu mehr als zweifelhaften Ereignisses dem Matthäus übel anrechnet. Viel richtiger Hr. Dr. Kern (S. 115): „von welcher Seite wir die Erzählung des Lukas (von der durch die Schatzung veranlafsten Reise der Eltern Jesu nach Bethlehem) ansehen, so ist sie in Beziehung auf die historischen Data so sehr in sich selbst widersprechend, dafs wir aus derselben schlechterdings nichts zum Nachtheil des Matthäus folgern können." Nur freilich, wenn nun derselbe Hr. Verf. zu Gunsten des Matthäus eine Verwechselung von Seiten des Lukas vermuthet, welcher Joseph und Maria vielleicht nur deswegen auch schon vor der Geburt Jesu in Nazareth wohnen lasse, weil sie später daselbst ihren Wohnsitz hatten: so hat er damit wieder eben so weit nach der andern Seite hin fehlgegriffen, als Sieffert nach der einen. Denn augenscheinlicher ist doch nichts, als dafs wir in den Darstellungen des Matthäus und des Lukas von dieser Sache nur zwei verschiedene Versuche haben, das prophetisch-dogmatische Postulat, dafs der Messias in Bethlehem geboren sein müsse, in Einklang zu bringen mit dem bekannten historischen Datum, dafs Jesus zeitlebens der Nazarener hiefs; was nun Matthäus, nach seiner Vorneigung zum Prophetischen so vereinigte, dafs er den prophezeihten Wohnsitz in Bethlehem als den ursprünglichen betrachtete und den Aufenthalt in Nazareth nur als den durch zufällige Umstände (Furcht vor Archelaus) herbeigeführten; Lukas dagegen nach seiner historischen Richtung so, dafs ihm der geschichtlich bekannte Aufenthalt in Nazareth der ursprüngliche war, der in Bethlehem aber nur durch ein zufälliges Ereignifs (Schatzung) dazwischengetretener. — Bei der Berufung der ersten Jünger findet sich der Hr. Verf. von No. 1. nicht befugt (S. 70 ff.), aus der Art, wie Matthäus (4, 18—22) ihre Berufung von den Netzen weg beschreibt, zu folgern, er habe nicht gewufst, wie diese Jünger schon früher durch den Täufer Jesu angewiesen werden seien (Joh. 1, 35 ff.). Aber wenn er nun beides zu vereinigen sucht, und mit ihm übereinstimmend auch Kern (S. 83) sagt, es sei hier auf etwaige Einwürfe leicht zu antworten, dafs die Berufung der beiden Brüderpaare zur *bleibenden* Verbindung mit dem Herrn (bei Matth.) wohl unterschieden werden müsse von ihrem ersten Bekanntwerden mit demselben (bei Joh.): so ist dies freilich eine Antwort, aber eben nur eine leichte. Denn der Lokalsinn der Matthäischen Berufungsgeschichte ist doch nur der, zu zeigen, wie der Messias Jesus einerseits den prophetischen Blick besafs, alsbald zu erkennen, wer ihm als Jünger taugte, und andererseits die Gewalt über die Gemüther, die Berufenen zum ungesäumten Folgen zu vermögen, so dafs also gerade dies die Hauptsache ausmacht, dafs gleich das erste Zusammentreffen Jesu mit diesen Männern den beschriebenen Erfolg hatte, und das Voraussetzen einer früheren Bekanntschaft aus Johannes die Erzählung um ihre ganze Pointe bringt. Hier also, wenn irgendwo, schliefsen Matthäus und Johannes einander aus, nur darf dann nicht geschlossen werden: weil Johannes Recht haben mufs, so hat Matthäus Unrecht, sondern die Frage ist frei zu geben, wer wohl am ehesten Recht haben möge? — Wichtiger als diese Differenz von Matthäus und Johannes ist dem Hrn. Vf. von No. 1. eine Abweichung des Matthäus und Lukas in eben diesem Gegenstande (S. 72 ff.). Während nämlich Matthäus, dem hier Markus folgt, die Berufung der beiden Brüderpaare so schildert, dafs Jesus dieselben auf dem galiläischen See mit ihren Netzen gefunden, ihnen zugerufen habe, Menschenfischer zu werden, worauf sie ihre Netze verliefsen: so berichtet Lukas (5, 1 ff.), Jesus habe den Petrus, in dessen Schiff er getreten war, das Netz auswerfen heifsen, und nachdem dieser einen wunderbar reichen Fischzug gethan, habe ihn Jesus aufgefordert, künftig Menschen zu fischen, worauf er sammt Jakobus und Johannes ihm nachgefolgt sei. Wenn es wahr ist, was hier Hr. Dr. Sieffert versichert, „gewifs habe noch Niemand daran gezweifelt, dafs die Erzählung bei Lukas ein viel treueres Bild des ganzen Vorfalls gebe," so möge er dem Ref. erlauben, der Erste zu sein, der einen solchen Zweifel in Anregung bringt. Denn wenn der Hr. Vf. (S. 74) meint, die Erzählung des Matthäus trage das Ansehen einer von ihrer ersten Quelle schon etwas entfernten Ueberlieferung, deren charakteristische Züge sich schon stark abgeschliffen haben: so möchte

ich fragen, was wohl dem Wesen der Ueberlieferung mehr entspreche, das Factum des reichen Fischzuges (bei Luk.) zum bloßen Dictum von Menschenfischern (bei Matth.) zu vergeistigen, oder umgekehrt, diese Gnome zu jener Wundergeschichte zu verkörpern? Wenn dann Sieffert der Matthäischen Erzählung vorwirft, es sei in ihr der eigentlich ergreifende Hauptmoment (nämlich der Fischzug) ausgelassen: so können wir entgegnen, vielmehr bei Lukas sei durch Einschiebung dieses fremdartigen Zuges das Hauptmoment (die Berufung zum Menschenfischen) in den Hintergrund gerückt. —.

Ganz besonders anstößig ist dem Hrn. Verf. von No. 2. das Stillschweigen des Matthäus über die Auferweckung des Lazarus (S. 10 ff.). War sie dem Verf. des ersten Evangeliums bekannt, meint er, so müßte er sie erzählen, weil sie einerseits in die Entwickelung des Schicksals Jesu durch Beschleunigung des Blutrathes entscheidend eingriff, andrerseits als Wunder den kräftigsten Beweis von seiner Messianität lieferte. Auch Hr. Dr. Kern findet hier die Lösung schwierig; doch „aufrichtig zu gestehen, setzt er (S. 110) hinzu, das Problem, um das es sich hier handelt, wird eben so wohl von dem Vertheidiger des Johanneischen Evangeliums zu lösen sein, als von dem Vertheidiger des Matthäus." Das heißt doch wohl so viel: war dieses Factum wirklich geschehen, so ist schwer zu begreifen, wie es sich aus der evang. Tradition verlieren und deswegen bei den Synoptikern fehlen konnte, und es könnte wohl auch einer kommen, der es glaublicher fände, daß es, ohne wirklich geschehen zu sein, in denjenigen Ueberlieferungskreis sich eingeschlichen hätte, aus welchem das 4te Evangelium schöpfte. Ueberdies, wenn man dem Matthäus sein Verschweigen der Auferweckung des Lazarus so hoch anrechnet, wie will man den Johannes wegen des Uebergehens der Verklärung, der Abendmahlsstiftung u. s. f. entschuldigen? Wenn Schaukenburger (S. 10) sagt, die gemeinsamen Verhältnisse, unter welchen (nach Hase) die Synoptiker von gewissen Partieen des Lebens Jesu schweigen, seien offenbar keine andre, als daß sie nichts davon wußten, daß auch keiner ein Apostel gewesen sei: wie will er wehren, dasselbe gegen den Johannes anzuwenden? Denn wenn er mit Recht von den gewöhnlichen Erklärungen jener Auslassungen von Seiten der Synoptiker sagt, sie verdienen keine Widerlegung: so sind die Erklärungen, die man von den Lücken des 4ten Evangeliums zu geben pflegt, und so auch die, welche Schneckenb. (S. 19 f. 78, mit Beziehung auf seine Beiträge) andeutet, wie wir denn noch Gelegenheit haben werden zu sehen, auch nicht viel besser. — In Bezug auf die Auslassung des Abendmahls freilich glaubt Sieffert den Johannes wohl noch rechtfertigen zu können. Einmal soll er hier nur die tieferen und minder bekannten Reden Jesu haben geben wollen (S. 152): als ob die Empfehlung der Demuth von Seiten Jesu, wie sie sich mit der von Johannes erzählten Fußwaschung verband, etwas weniger Bekanntes und namentlich etwas Tieferes gewesen wäre als die Stiftungsworte des Abendmahls; dann soll es dem Johannes auch keineswegs zur Last fallen, durch eine scheinbar continuirlich fortschreitende und doch die Stiftung des Abendmahls überspringende Darstellung die Leser irre zu machen, da sich ja Johannes keineswegs aufheischig mache, das während des Mahls Geschehene zu erzählen, sondern nur was nach der Mahlzeit, also auch nachdem das Abendmahl schon gestiftet war, noch vorgefallen sei; denn δείπνου γενομένου heiße seiner natürlichsten Bedeutung nach „als die Mahlzeit vorüber war" —: nun, wenn dies die natürlichste Bedeutung von δείπνου γενομένου ist, — wohlgemerkt, ohne daß vorher von Anstellung eines δείπνου irgend die Rede war, — dann freilich heißt auch καὶ ἰδοὺ ein andermal, und es darf dem Matthäus selbst um seine bedenklichsten Stellen nicht mehr bange sein.

Die von Sieffert aus nicht genügenden Gründen mit dem Beginne der Leidensgeschichte geschlossene Kritik setzt der Hr. Vf. von No. 2. auch in diese hinein fort, und findet namentlich in der Auferstehungsgeschichte den Matthäus mit Manchem unbekannt, was die übrigen Evangelisten melden. So bescheide nach dem ersten Evang. Jesus seine Jünger zu dreien Malen (26, 32. 28, 7. 10.) nach Galiläa, wo sie ihn als Auferstandenen sehen würden, was dann auch erfolge; während er ihnen doch nach Lukas und Johannes noch am Auferstehungstage selbst und wieder acht Tage später in Jerusalem erscheine, ja nach Lukas (24, 49) ihnen sogar ausdrücklich untersage, Jerusalem vor Ausgießung des Geistes zu verlassen. Mit Recht weist Hr. D. Schneckenb. die gewöhnlichen Vereinigungsversuche dieses Widerspruchs zurück, mit Lessing daran festhaltend, daß Niemand seinen Freunden durch dritte Personen eine dritte Zusammenkunft zu freudigem Wiedersehen an einem entfernten Orte anberaumen werde, wenn

er noch an demselben Tage und öfter am gegenwärtigen Orte sie zu sehen gewiss sei (S. 18). Aber auch hier wird ohne Weiteres sofort dem Matthäus gegen Lukas und Johannes Unrecht gegeben, da doch die Frage billigermassen so zu stellen war: was lässt sich eher denken: dass die Jerusalemischen Erscheinungen des Auferstandenen geschehen und vergessen, oder dass sie nicht geschehen und doch mit der Zeit geglaubt worden sind? Und hier muss ich nun, als Sachwalter des Matthäus, sagen, dass ich mir das Erstere bei der Wichtigkeit, welche jede solche Erscheinung haben musste, viel schwerer denken kann, als das Andere, dass, obwohl Jesus nur in dem fernen Galiläa sich seinen Jüngern gezeigt hatte, doch die Tradition ihn bald auch an Ort und Stelle seines Todes, auf dem glänzenderen Schauplatz von Jerusalem erscheinen liess.

Hiemit hängt dasjenige zusammen, was der Hr. Vf. von No. 2. an die Spitze aller seiner Zweifel gegen das erste Evangelium gestellt hat, dass dasselbe sich unbekannt zeige mit den früheren Festreisen Jesu, und dessen Wirken von seinem letzten Passahbesuch im Widerspruch gegen Johannes auf Galiläa einschränke (S. 7 ff.). Dass, *wenn* nach dem 4ten Evang. schon eine frühere jerusalemische Wirksamkeit Jesu stattfand, der Evangelist, welcher sie überging, kein Apostel sein könne, wird von Schneckenb. mit Recht behauptet, und der Hr. Vf. von No. 3. weiss nichts dagegen vorzubringen, was Stich hielte. Wenn er nämlich (S. 108 ff.) sagt, was den Unterschied im *Gehalte* zwischen dem Johanneischen Evangelium und den Synoptikern begründe, das müsste auch den Unterschied im *Umfange* verursacht haben, und wenn er dies im Folgenden deutlich genug dahin erklärt, weil in der apostolischen Ueberlieferung, aus welcher die Synoptiker schöpften, nichts von den tieferen Reden Jesu gewesen sei, deswegen sei auch nichts von seiner früheren jerusalemischen Wirksamkeit in derselben gewesen: so müsste es doch sonderbar sich gefügt haben, wenn Jesus in Galiläa, wo er doch am ungestörtesten mit dem empfänglicheren Kreise der Jünger verkehren konnte, meistens nur populär, in Jerusalem dagegen, wo er das gemischteste Publikum vor sich hatte, vorwiegend esoterisch gelehrt haben sollte; ja, wenn selbst in Jerusalem gerade die früheren Besuche sollten von so hohen Reden ausgefüllt gewesen sein, der letzte aber eine ziemliche Ausbeute auch von leichterfasslichem Stoffe für die Synoptiker gewährt haben. Also der Widerspruch bliebe so, dass auf einer von beiden Seiten die Augenzeugenschaft aufgegeben werden müsste: nur dass auch nicht so ausgemacht ist, wie Schneckenb. meint, es müsste dies gerade den Matthäus treffen. Denn richtig bemerkt der Hr. Vf. von No. 3. (S. 108), da es nicht Matthäus allein sei, dem jene früheren Festreisen fehlen, sondern alle drei Synoptiker hierin zusammenstimmen, so müssen jene Reisen in der apostolischen Tradition selber gefehlt haben. Wenn er nun aber dies Fehlen daraus erklärt, dass die Vorträge der früheren Festreisen, welche Johannes uns gebe, um verstanden zu werden, eine Entwickelung des christlichen Geistes voraussetzen, wie sie im Anfang der apostolischen Ueberlieferung noch nicht vorhanden war, sondern erst mit der Zeit entstehen konnte, als das Christenthum das religionsphilosophische Element sich angeeignet hatte (S. 109): so ist dies, so sehr der Hr. Vf. dabei versichert, der Augenzeugenschaft des Johanneischen Evangeliums nicht zu nahe treten zu wollen, doch eine gar gefährliche Rede. Denn wären diese Johanneischen Reden für die erste Christenheit so unverständlich, dass die Bildner der apostolischen Tradition aus Lehrerklugheit ihr dieselben vorenthalten zu müssen glaubten: so würde gewiss Christus nach seiner Lehrweisheit die Jünger, welche zu seinen Lebzeiten noch weit hinter der ersten Christenheit zurückwaren, nicht mit etwas beschwert haben, das sie schlechterdings nicht tragen konnten, — und wenn erst eine spätere religionsphilosophische Ausbildung des Christenthums den Inhalt des 4ten Evangeliums verstanden haben soll: so könnte ja ein minder Gutmeinender gar leicht argwöhnen, dieser Inhalt möge aus einer solchen späteren Bildung überall erst entstanden sein. Und auch rein wieder auf das Historische gesehen, könnte es auch hier im Allgemeinen, wie bei der Auferstehungsgeschichte im Besonderen, erklärlicher scheinen, wie aus jenem einzigen und zugleich letzten Auftritt in Jerusalem, welchen die Synoptiker haben, in der verherrlichenden Ueberlieferung mehrere entstehen konnten, indem man sich getrieben finden musste, das grosse Licht der Welt so oft als möglich auf jenen Leuchter zu stellen, — als wie umgekehrt von diesen mehreren Johanneischen Festauftritten, wenn sie wirklich statt fanden, alle bis auf Einen so spurlos verschwinden, und die über alle Theile Palästinas ausgedehnte Wirksamkeit Jesu sich in das obscure Galiläa zusammenziehen konnte.

„Dafs unser Evangelist auch von der Himmelfahrt Jesu nichts wufste, sagt Schneckenb. (S. 20), das beweist unwidersprechlich seine Darstellung des galiläischen Auftritts als einziger Erscheinung des Auferstandenen, und als des Abschieds von den Jüngern. Dafs ein Apostel jenes Faktum wissen mufste, also, wer es nicht weifs, nicht Apostel gewesen sein kann, ist sonnenklar." Wie? wird der Hr. Vf. von No. 2. einen ähnlichen Schlufs auch gegen Johannes erlauben, der die Himmelfahrt auch nicht hat? Er sucht auch hier wieder die Sache des 4ten Evangeliums von der des ersten loszureissen, indem er versichert (S. 19 f.), wenn Johannes manches höchst Wichtige und darunter auch die Himmelfahrt, übergehe, so sei dies ohne Frage (!) einer wohl überlegten Vorsicht zuzuschreiben, nicht durch Mittheilung von, bei einer gewissen Geistesrichtung leicht mifsdeutbaren Thatsachen seinen Hauptzweck zu gefährden. Diese Richtung war nach des Hrn. Vfs. Beiträgen eine gnostisch-doketische, welcher der Apostel also nicht durch Erzählung der Himmelfahrt Nahrung geben wollte. Allein dürfte, mufs man hier fragen, ein Apostel um möglichen Mifsbrauchs einiger Wenigen willen Hauptthatsachen der evangelischen Geschichte nur so unterschlagen? und mufste er dabei nicht jedenfalls zweckmäfsiger und folgerichtiger verfahren, als Johannes verfahren sein müfste, wenn er z. B. Jesu Wandel auf dem Meere, das sich sehr doketisch wenden liefs, erzählt, dagegen aber die Stiftung des Abendmahls, die er sogar antidoketisch gebrauchen konnte, überging? Gewifs, wenn Schn. (S. 20) äufsert, die Erklärungsversuche des Stillschweigens des Matthäus von der Himmelfahrt zeugen von der grofsen Verlegenheit ihrer Urheber: so kann auch ihm eine solche Erklärung ihrer Auslassung bei Johannes nur durch die Noth abgedrungen worden sein, — und wenn er versichert, bei Matthäus sei von einem solchen Zweck, wie er den Johannes mit einem rechtfertigt, nichts zu entdecken, so wäre es seinem Scharfsinn, wenn er nur wollte, sicher ein Leichtes gewesen, auch für das erste Evang. eine ähnliche Absicht ausfindig zu machen. Uebrigens dürfte am wenigsten diese Auslassung unsrem Matthäus oder Johannes im Ernst zum Nachtheil ausgelegt werden. Denn auch die Hrn. Verf. von No. 2. (S. 19) u. No. 3. (S. 107) lassen es ja dahingestellt, ob das äufsre Faktum der Himmelfahrt wirklich so stattgefunden, wie Lukas berichtet, — und wenn der erstere (S. 19) sagt: „ob die Erscheinungen 1 Kor. 15, 6. 7. alle *vor* die sogenannte Himmelfahrt fallen, ist mehr als zweifelhaft:" so ist der richtige Sinn davon doch nur der, dafs man zweifeln möchte, ob Paulus, welcher Erscheinungen des Auferstandenen vor und nach der sogenannten Himmelfahrt ohne allen Unterschied zusammenstellt, überhaupt von jenem Faktum als äufserem, gewufst haben könne?

5. Dafs der Vf. des ersten Evangeliums mit manchen Vorfällen des Lebens Jesu nicht so genau bekannt war, wie es ein Augenzeuge hätte sein müssen, verrieth er nach den beiden ersten Kritikern auch dadurch, dafs er nicht selten *eigene Combinationen* in die Erzählung mischt, zu welchen ihn, wie sich Schneckenb. ausdrückt, ein gewisser theologisch-ästhetischer Pragmatismus, namentlich auch mit Rücksicht auf A. T.liche Stellen verleitet (1, S. 160. 2, S. 36). Hier führt Hr. Dr. Sieffert vor Allem das Bekannte auf, dafs der erste Evangelist den Einen Esel, welchen doch Jesus nur bei seinem Einzug gebrauchen konnte, aus der prophetischen Stelle heraus verdoppelt habe. Dies sollte allerdings nicht mehr geläugnet werden, aber eben so wenig sollte man die Augen gegen ein offenbares Analogon bei Johannes verschliefsen. Wie nämlich hier (Matth. 21, 2 parall.) die übrigen Evangelisten, ausser Matthäus im richtigen Verständnifs des hebräischen Parallelismus das ὄνος und πῶλος als Bezeichnung desselben Subjektes nehmen: so später beim Kleiderverloosen sehen alle ausser Johannes (19, 23 f.) ein, dafs das ἔβαλον κλῆρον im zweiten Hemistich der Psalmstelle nur nähere Bestimmung der Art und Weise des διεμερίσαντο, und ebenso ἱμάτιον nur ein anderer Ausdruck für ἱμάτια sei, weswegen sie das Verloosen so beschreiben: διεμερίσαντο τὰ ἱμάτιά βάλλοντες κλῆρον, wodurch offenbar gesagt ist, dafs zur Vertheilung *sämmtlicher* Kleidungsstücke das Loos angewendet worden sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

1) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Eine kritische Abhandlung von Friedrich Ludwig Sieffert.*

2) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Ein kritischer Versuch von Dr. Matthias Schneckenburger.*

3) *Ueber den Ursprung des Evangeliums Matthäi, vom Prof. Dr. Kern.*

(Fortsetzung).

Wie aber nun beim Einzug Matthäus, den Parallelismus mifsverstehend, die Erwähnung des πῶλος nach dem ὄνος nicht als erklärend, sondern als hinzufügend fafst, und daher zwei Thiere herausbringt; gerade so nimmt bei der Kreuzigung Johannes den ἱματισμός als verschieden von den ἱμάτια, ebenso das Verloosen für einen andern Akt als das Vertheilen, und läfst nun, offenbar nur durch eine Combination, die gewöhnlichen Kleider zwar stückweise vertheilen, um den χιτών aber das Loos werfen, — wozu er noch durch eine weitere Combination den Grund fügt, warum mit dem Rocke so verfahren werden, weil er nämlich ἄῤῥαφος gewesen, — während Matthäus sich doch keine zweite Combination über den Grund erlaubt, warum zwei Esel haben requirirt werden müssen.

Eine ähnliche eigene Combination von Seiten des ersten Evangelisten soll nach Sieffert (S. 111 ff.) darin liegen, dafs bei ihm (21, 18) der verfluchte Feigenbaum auf der Stelle verdorrt, während nach Markus erst am folgenden Tage sein Vertrocknen bemerklich wird (11, 12), wobei Markus den genaueren Bericht haben soll. Aber was Combinationen betrifft, so hat hier Markus eine, die noch von ganz anderem Klange ist, als die angebliche bei Matthäus, deren aber Sieffert, auffallend genug, mit keinem Worte gedenkt. Es ist sein οὐ γὰρ ἦν καιρὸς σύκων, (v. 13), welches in der That die ganze Erzählung unheilbar macht. Denn, wenn es gar nicht die Zeit für Feigen war, so konnte Jesus weder entrüstet werden, dafs der Baum keine trug, noch auch, wie Sieffert die Sache wendet, den Baum als Symbol des jüdischen Volks gebrauchen, von welchem ja Früchte zu erwarten waren, während von dem Baume, wenn nicht Feigenzeit war, keine. Der Zusatz ist aber so ganz in der sonstigen Weise des Markus, dafs er auch gewifs nur von ihm ist und nicht weiter her. Markus will allenthalben erläutern, veranschaulichen, und geht dabei anerkanntermafsen nicht immer auf die überlegteste Weise zu Werke. So hier nimmt er gleich das erste Auffallende, was ihm begegnet, dafs der Baum keine Früchte hatte, und ist eilig mit der Erklärung bei der Hand, es werde die Zeit nicht gewesen sein; merkt aber nicht, wie er durch seine Erklärung der Leerheit des Baumes das Verfahren Christi unerklärbar machte. Aus demselben Bestreben geht nun auch seine andere Abweichung von Matthäus hervor, dafs er zwischen der Verwünschung des Baums und der Entdeckung seines Verdorrtseins die Frist eines Tages eingeschoben hat. Mit Recht zwar bekämpft hier Sieffert (S. 112 f.) die Ansicht, als sei es dem Markus um natürliche Erklärung des Wunderbaren zu thun; aber auch schon aus dem von S. nicht bestrittenen Bestreben nach Veranschaulichung ging eine solche Combination hervor. Das Bild eines auf ein Wort hin alsbald verdorrenden Feigenbaumes fällt der Einbildungskraft schwer zu vollziehen, wogegen es nicht übel dramatisch ist, den Procefs des Verdorrens hinter die Scene zu verlegen, und erst von seinem Resultate die später wieder Vorbeigehenden Ansicht nehmen zu lassen. Sei übrigens der Baum plötzlich verdorret oder allmählig, zur Feigen-Zeit oder Unzeit: immer behält die Geschichte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Freilich soll Jesus, nach dem Hrn. Verf. von No. 1. (S. 115) nicht aus purer Erbosung darüber, dafs er nicht gleich Feigen essen konnte, den Baum verflucht haben, sondern um durch eine

symbolische Handlung seinen Jüngern die Verkehrtheit ihres Volkes und deren Strafe anschaulich zu machen. Also ein Wunder, rein nur um zu belehren, hätten wir hier, dergleichen sonst keins in der Geschichte Christi vorkommt. Und dieses Lehrwunder ist zugleich ein Zerstörungswunder, also von zweien Seiten einzig in seiner Art. Die Lehre, welche in demselben liegen soll, hat Jesus sonst auch gnomisch ausgesprochen, dafs jeder unfruchtbare Baum abgehauen und ins Feuer geworfen werde (Matth. 7, 19); auch in parabolischer Form, bei Lukas (13, 6 ff.), wo ein Mann auf seinem Feigenbaume drei Jahre lang vergeblich Früchte sucht, und defswegen dem Gärtner befiehlt, ihn umzuhauen, welcher jedoch noch ein Jahr Geduld für denselben auswirkt. Wie, wenn Lukas, welcher, wie wir oben sahen, die bildliche Rede vom Menschenfischen bei Matthäus in eine Wundergeschichte umgewandelt zu haben scheint, hier umgekehrt uns die parabolische Rede erhalten hätte, aus welcher die Wundergeschichte des Matthäus und Markus sich gebildet hat? Eigen bleibt es freilich, aber ebensowohl bei der Sieffert'schen Erklärungsweise als bei der unsrigen, dafs Jesus von dem Wunder gar keine Nutzanwendung in diesem Sinn macht, sondern hinterher nur von der Kraft des Glaubens spricht, welcher nicht blofs τὰ τῆς συκῆς thue, sondern auch zu diesem Berge sprechen könne: ἄρθητι καὶ βλήθητι εἰς τὴν θάλασσαν. Diese Glaubenskraft, wie hier durch das Bild des Bergeversetzens, so findet sie sich Luk. 17, 6. durch das des Baumentwurzelns dargestellt, indem es von dem Gläubigen heifst, er spreche τῇ συκαμίνῳ ταύτῃ· ἐκριζώθητι καὶ φυτεύθητι εἰς τὴν θάλασσαν. Diese beiden Feigenbäume, der welcher wegen Unfruchtbarkeit verdorren oder abgehauen werden mufs, und der welchen der Glaube ausreifst und versetzt, sind in unsrer Stelle untereinandergebracht, so dafs die Geschichte von jenem, die Nutzanwendung aber von diesem oder vielmehr von dem ihm gleichbedeutenden Berge genommen ist.

Eine ähnliche gute Zuversicht, wie in der Fischzugsgeschichte zum Lukas, äufsert der Hr. Vf. von No. 1. zum Johannes in Bezug auf die Bezeichnung des Verräthers beim letzten Mahle, und wir müssen sie ihm auch hier wieder durch Zweifel stören. Hier zeichnet sich nämlich ihm zufolge (S. 147) die Erzählung des Johannes durch innere Wahrheit und malerische Anschaulichkeit so sehr aus, dafs selbst wenn wir nicht die äufsere Bürgschaft der Glaubwürdigkeit vermöge der sicheren Augenzeugenschaft des Johannes hätten, wir doch unbedenklich derselben den Vorzug gegen die einen traditionellen Ursprung verrathende Darstellung des ersten Evangelisten geben müfsten. Dieses so Natürliche und innerlich Wahre soll nun sein, dafs, während bei Matthäus Jesus zuerst zwar sagt, einer von den Anwesenden, von denen die mit ihm in die Schüssel tauchen, werde ihn verrathen, sofort aber dem fragenden Judas bejaht, dafs er es sei: statt dessen bei Johannes der Herr zunächst auch nur im Allgemeinen spricht, dann aber auf die geheime Anfrage des Lieblingsjüngers den Verräther dadurch bezeichnet, dafs er den Bissen eintaucht und dem Judas reicht. Abgesehen nun davon, dafs dieses letztere Verfahren einen ähnlichen unangenehmen Widerspruch zu enthalten scheinen könnte, wie der Judaskufs, nämlich unter einem Akte der Freundschaft eine Bezeichnung in üblem Sinne zu verbergen, so hat wohl weit eher das Wort bei Matthäus: ὁ ἐμβάψας μετ' ἐμοῦ τῷ τρυβλίῳ τὴν χεῖρα (26, 23), wodurch Jesus nur im Allgemeinen seiner Tischgenossen Einen als den Verräther bezeichnen wollte, zu einem wirklichen ἐμβάπτειν eines ψωμίον (Joh. 13, 26) traditionell sich entfalten, als umgekehrt diese Handlung zu jenem Worte zusammenschrumpfen können. So dafs, wenn auch wirklich nach Sieffert das trockne Bezeichnen des Verräthers durch σὺ εἶπας auf einer Combination des ersten Evangelisten beruhen möchte, doch wenigstens eben so das ψωμίον des 4ten auf einer Verwechslung zu beruhen scheint. Unter dieser Rubrik ist es nun besonders, dafs den Hrn. Vf. von No. 2. sein Scharfsinn zu manchen Spitzfindigkeiten verleitet hat, indem er gar kein Ende finden kann in Entdeckung von steifen Dialogen, gemachten Fragen u. dgl. auch an solchen Stellen, wo weit und breit nichts der Art zu sehen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

XCIX.

Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen von Dr. Johannes Müller. 1ster Band. 1ste Abth. Coblenz. 1833.

Obgleich von diesem Werke schon in einer allgemeineren Anzeige in den Jahrbüchern die Rede gewesen, so scheint die Wichtigkeit des Gegenstandes doch zu erfordern, noch auf Einiges Besondere darin zurückzukommen, welches mit folgender Bemerkung einzuleiten erlaubt sei. Das Studium der Physiologie hat das Eigene, dafs die Reihe von Resultaten, welche Ergebnisse besonderer Versuche an Thieren oder an lebenden Theilen derselben sind, nicht anders als durch Wiederholung

solcher Versuche zur klaren Anschauung und Ueberzeugung zu bringen ist, wenn nicht ihre Richtigkeit auch aus anderen einfachen Beobachtungen ohne Versuche nothwendig hervorgeht, oder dem Urheber derselben ohnedieſs unmittelbar Glauben geschenkt wird. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daſs die Erkenntniſs des wahren Gehalts solcher Versuche bei einer bloſs einfachen Tradition ihrer allgemeinen Resultate nicht immer Gemeingut aller Aerzte wird, welche die Physiologie nicht aus Originalwerken und eigenen Beobachtungen, sondern bloſs nach summarischen Vorträgen und Compendien studiren, und daſs beim Mangel eigner Anschauung der Lebenserscheinungen jene Resultate durch Tradition verkümmert, entstellt und am Ende von Vielen der Vergessenheit übergehen werden, bis ein besonderes Ereigniſs wieder nothwendig darauf hinführt, oder längst vorhandene Wahrheiten wieder für neue Entdeckungen ausgegeben werden. Inzwischen wird der aufrichtige Forscher, welcher bemüht ist, nach dem Studium der wenig gekannten und nicht recht gewürdigten Originalwerke durch Vergleichung der Natur sich von der Wahrheit einmal vorhandener physiologischer Versuche zu überzeugen, dasjenige was er für die Bereicherung seiner eigenen Kenntniſs thut, nicht zugleich für einen Gewinn ausgeben, den er der Wissenschaft zufügt, besonders wenn er in der Durcharbeitung seines Gegenstandes nicht nur den wahren Autor nicht übertrifft, sondern sogar noch hinter ihm zurückbleibt. Jedoch ist es manchem begegnet, daſs er auf diesem Wege das was er für seine subjektive Kenntniſs bloſs reproducirt bei einiger Selbstgenügsamkeit zugleich für seine eigenthümliche Produktion hält und die ganze Wissenschaft neu geschaffen zu haben glaubt, wenn er sie bloſs studirt hat. Daſs dieses letztere bei dem Vf. obigen Werkes hin und wieder der Fall gewesen, könnte manchem so erscheinen, welcher bei nur wenigen Blicken in die Form seiner Darstellungen, ihn überall in erster Person sprechend findet, wo er sich bloſs die Arbeiten Anderer durch Wiederholung ihrer Versuche angeeignet und so sein Urtheil gebildet hat. Diese scheinbaren Ansprüche auf Originalität stehen freilich im auffallenden Widerspruch mit der groſsen Aehnlichkeit, welche sich in der Anlage und Eintheilung des Werks sogar in den Gesichtspunkten, unter denen der Inhalt, wie in den Prolegomenen, abgehandelt ist, mit den franz. Werken von Adelon und Dumas findet, so daſs man glauben sollte, der Verf. hätte sich diese Schriften, besonders die erste, zum Muster genommen.

So auffallend dieses ist, so könnte man es übergehen, da jeder Sachverständige leicht sieht, was er davon zu halten hat. Inzwischen scheint es die Gerechtigkeit, welche wir der Geschichte der Wissenschaft schuldig sind, zu fordern, daſs wir zur Bestätigung der zuvor ausgesprochenen Bemerkung ein Paar Beispiele anführen, aus welchen zu ersehen, wie der Hr. Verf. die bereits im Jahr 1774 öffentlich bekannt gemachten Beobachtungen und Versuche eines englischen Physiologen ohne die Quellen zu citiren und mit der ausdrücklichen Versicherung, daſs es seine eigene Beobachtungen seien, sich zueignet. Es sind dieſs die Versuche von William Hewson über das Blut. Der Vf. hatte früher schon den Inhalt dieser Versuche einem Aufsatze, den er in einem chemischen Journal bekannt machte, einverleibt, und es war nicht zu erwarten, daſs das chemische Publikum so genau mit der historischen Physiologie bekannt sein könnte, um den Werth jenes Aufsatzes zu beurtheilen. Da nun Dasselbe hier in einer physiologischen Schrift mit denselben Ansprüchen wiederholt wird, so erscheint es billig, auf die wahre Quelle jener Untersuchung hinzudeuten. Die Hewson'schen Untersuchungen betreffen *die Blutbläschen* und *die Gerinnung des Bluts*. Unter der Ueberschrift „mikroskopisch-mechanische Analyse des Bluts *nach eigenen Untersuchungen*" theilt der Verf. hier (S. 96 u. f.) im Wesentlichen als neue Entdekkung *zunächst von den Blutbläschen* mit, daſs diese Körperchen nicht, wie Viele annehmen, rund, sondern bei Menschen und Thieren platt seien, wovon man sich überzeugen könne, wenn man sie mit Serum vermengt unter dem Mikroskop flieſsen lasse; daſs sie bei den Fröschen am gröſsten, beim Menschen und den Säugethieren am kleinsten seien, daſs sie in der Mitte einen der äuſseren Form entsprechenden Kern enthalten, der von einer roth gefärbten Hülle umgeben sei; daſs die rothe Hülle in Wasser und verdünnten Säuren sich leicht auflöse, wodurch die Form der Blutbläschen sich verändere; daſs dagegen Blutserum und Salzauflösungen diese Hülle nicht auflösen, weshalb sich diese Flüssigkeiten weit mehr eignen, die Form derselben zu untersuchen als Wasser; daſs nach der Auflösung der Hülle die Kerne übrig bleiben, welche den, auch sparsam dem Blut beigemengten, Lymph- und Chyluskügelchen ähnlich seien. Bei allen diesen eigenen Beobachtungen finden wir nicht einmal den Namen Hewson genannt. Gerade diese Beobachtungen sind es nun aber, welche Hewson in einer auch ins Lateinische übersetzten Schrift (*Guilelmi Hewsonii opus posthumum sive rubrarum sanguinis particularum et fabricae ususque glandularum lymphaticarum, thymi et lienis descriptio iconibus illustrata. ed. M. Falconar, latine vertit van de Wynperfse L. B.* 1785) zuerst so vollständig durchgearbeitet, in Beschreibungen und Abbildungen und mit genauer Anführung der Untersuchungsmethode und so mannigfaltigen Abänderungen bekannt gemacht hat, daſs unser Vf. die schwierigeren Punkte der Untersuchung sogar nicht einmal verfolgt hat, indem sie seiner sonstigen Meinung, daſs keine Luft im Blute sei, zu widersprechen scheinen. Die Hauptfrage bleibt nämlich immer, was diese Blutbläschen für eine Bedeutung haben und wie sich der Kern zur Hülle verhält. Hierüber findet sich aber bei Hewson eine entschiedene, unabhängig auch von Poli bestätigte und leicht zu winderholende Beobachtung, woraus hervorgeht, daſs die Hülle eine wirkliche flache Blase ist, deren Inneres, da es nicht leer sein könne, mit einer freien Flüssigkeit erfüllt sein müsse. Da der Verf. diesen Versuch nicht anführt, so wollen wir darauf aufmerksam machen. Wenn man ein Tröpfchen mit Blutbläschen erfülltes Serum auf ein Glas bringt und erst ein wenig und nach und nach immer mehr Wasser zusetzt, so sieht man die flachen Blasen aufschwellen und kugelrund werden, bevor sie sich auflösen. Wenn sie so im Wasser sich während des Flieſsens umwälzen, sieht man den Centraltheil sich von einer Seite zur andern in der Höle der Blase (Hewson sagt wie Erbsen in einer Schweins-

blase) herüber rollen, oder was seltner ist, er bleibt an einer Seitenwand hängen, und bewegt sich dann nur mit der ganzen Blase. Wenn man nun diesen im Wasser kugelförmig aufgeschwollenen Bläschen wieder eine Salzsolution zusetzt, so nehmen einige wieder die vorige platte Form an, indem sie von den Seiten zusammenfallen, die meisten aber ziehen sich unregelmäfsig in kleinere Sphären zusammen. Man sieht auch im gesaulten Blut ein ähnliches Rundwerden und Zusammenfalten.

Wir wollen blofs bei den Beobachtungen bleiben und nun weiter anführen, wie sich des Verfs. angeblich eigene Beobachtungen *über die Gerinnung des Bluts* zu den Hewsonschen verhalten. Hewson fand am entzündlichen Blut, dafs die Bildung der Entzündungshaut davon abhänge, dafs die Blutbläschen mit dem Farbestoff sich unter das Niveau des noch flüssigen Blutes senke, während der nun über den Blutbläschen stehende Theil später erst gerinnt und die Entzündungshaut bildet. (*Guilelmi Hewsoni disquisitio experimentalis de sanguinis natura variisque ejus per morbos mutationibus. Latine vertit J. T. van de Wynperfse. L. B.* 1785.) Die hierbei vorkommenden Verhältnisse hat er durch 33 verschiedene Experimente aufs vielseitigste begründet. Zuerst dafs das entzündliche Blut immer später gerinnt als gesundes; dann dafs die Entzündungshaut kein neu gebildeter eigenthümlicher Theil, sondern blofs die von den übrigen Theilen des Bluts getrennte plastische Lymphe (unser Faserstoff) sei; dafs der Grund des Senkens der rothen Bläschen nicht in einer gröfseren specifischen Schwere derselben, aber auch nicht in einer gröfseren specifischen Leichtigkeit des Serums zu suchen sei; dafs nach dem Senken der rothen Blutbläschen das farblose Blut als eine Auflösung von Faserstoff im Serum noch flüssig und in lebendiger Vereinigung sei, so dafs sie sich abschöpfen lasse, und dafs sich hieraus nun die farblose Blutlymphe (Faserstoff) bilde und das Serum abscheide. Von allen diesen Sachen erzählt uns auch der Herr Vf., dafs er sie durch eigne neue Beobachtungen mühsam herausgebracht habe, während er jedoch hier im Vorbeigehen erwähnt, dafs was er im Betreff der Entzündungshaut gefunden habe, zwar schon die Ansicht von Hewson gewesen, die aber erst hätte geprüft werden müssen. Aus dem Gesagten sieht man aber, dafs es nicht blofs eine Ansicht von der Entzündungshaut, sondern eine auf das vielseitigste von Hewson durch Experimente bewiesene Untersuchung aller jener Verhältnisse im Ganzen war, so dafs nur die Beweise von Neuem von denen zu beobachten waren, die sie noch nicht kannten. Letzteres ist dem Hrn. Verf. zum Theil gelungen, wie es jedem aufmerksamen Beobachter gelingen wird, allein dafs Hewson der Urheber aller dieser Versuche ist, möchte man nicht übersehen dürfen. Indem nun der Hr. Vf. bei dieser Gelegenheit zeigt, dafs er die Hewsonschen Ansichten kenne, scheint es aufser Zweifel zu sein, dafs er wirklich Hewsons Werke studirt habe; denn ohnedem hätte man glauben können, dafs derselbe wirklich von selbst zum zweitenmal die Hewsonschen Entdeckungen gemacht hätte, ohne die Werke Hewsons gelesen zu haben, was freilich für einen Mann von solchen Ansprüchen aufserordentlich gewesen wäre. Unter solchen Umständen indessen wird man dem Verf. doch zu bedenken geben müssen, dafs seine Beobachtungen im Wesentlichen nur eine Wiederholung der Hewsonschen sind, und nicht seine eigenen genannt werden können. Man kann also nicht ohne Bedauern bemerken, dafs in einer sonst so fleifsigen Arbeit gerade derjenige Theil, den der Verf. vor allen anderen als seine eigne Untersuchung bezeichnet, ihm nicht nur am wenigsten zuerkannt werden kann, sondern auch dafs derselbe die Untersuchung gerade da verlassen hat, wo über die Hewsonschen hinaus eigne weitere Beobachtungen hätten anfangen sollen. Ja es darf nicht verschwiegen werden, dafs der Hr. Verf. auch hier die höhere Lebensansicht, bis zu welcher Hewson seine Versuche über die Blutgerinnung geführt hat, nicht einmal hat erreichen können, sondern mitten in den mechanischen und chemischen Verhältnissen stehen geblieben ist, welche in der Lebensthätigkeit des Bluts gerade zu Grunde gehen. Wie geht es zu, dafs das entzündliche Blut flüssiger ist und so lange flüssig bleibt, bis die Blutbläschen sich senken? Hewson hat vollkommen bewiesen, dafs es nicht die chemischen und mechanischen Qualitäten sind, welche diese Flüssigkeit erzeugen, ohne dafs der Hr. Verf. diesen Beweis durchschaut hätte: denn er sucht immer in den chemischen Verhältnissen herum, aus denen es doch nicht recht gelingen wird, Licht und Leben hervorzubringen, während auch schon Hewson zu den Hauptresultaten seiner Untersuchung zählt, dafs der verschiedene Lebenszustand, den das Blut durch Einwirkung der Gefäfse und des Nervenlebens im Körper erleidet, die alleinige Ursache der Verschiedenheit der Gerinnung des Bluts mit und ohne Entzündungshaut sei: denn von den verschiedenen Lebens- und Kräftezustand des Körpers, aus dem das Blut genommen ist, hängen jene Verschiedenheiten allein ab, (vergl. Hewson *l. c.* bes. S. 130—132.) so dafs man es in seiner Willkühr hat, durch Schwächung des Kräftezustandes und des Grades der Lebensthätigkeit des Bluts die Bildung der Entzündungshaut zu verhindern. Grade also was die innere Lebenserregung zeigt, und zum Hauptzweck der Untersuchung führt, ist aus dieser Physiologie des Bluts nach eigenen Beobachtungen ausgeschlossen, trotz aller weiteren Fortschritte, welche die Wissenschaft so viel früher schon gemacht hatte.

Wir sind weit entfernt, den Verf. zu tadeln, dafs er seine Untersuchungen an die Entdeckungen Anderer anzuknüpfen und an allem, was die Zeit gebiert, Theil zu nehmen sich bemüht, wie es mit den Untersuchungen von M. Hall und Panizza, von Arnold und früher mit denen von Wollaston u. A. der Fall gewesen; aber hierbei ist doch zu wünschen, dafs die früheren Leistungen um so mehr in Ehren gehalten werden, als es weit schwieriger ist, eine neue Bahn zu brechen, als auf einem begonnenen Wege weiter fortzufahren. Uebrigens läfst uns Obiges erkennen, wie wünschenswerth es ist, dafs physiologische Wahrheiten nicht blofs in Worten und Büchern, sondern durch immer wiederholte lebendige Anschauung der Natur in allen Aerzten fortleben und sich von Generation zu Generation fortpflanzen, damit sie nicht immer wieder für neue Entdeckungen ausgegeben werden können.

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

1) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Eine kritische Abhandlung von Friedrich Ludwig Sieffert.*

2) *Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Ein kritischer Versuch von Dr. Matthias Schneckenburger.*

3) *Ueber den Ursprung des Evangeliums Matthäi, von Prof. Dr. Kern.*

(Schluſs.)

6. Auſser allem Bisherigen finden endlich die Hrn. Vf. von No. 1. u. 2. im ersten Evangelium als offenbares Zeichen seiner Abhängigkeit von der Tradition noch dies, daſs in demselben manches Ereigniſs *sagenhaft ausgeschmückt*, Einfaches *verdoppelt*, oder Verschiedenes *assimilirt* sich zeige (1, S. 159 f. 2, S. 57 ff.). Gleich bei der ersten Geburts- und Kindheitsgeschichte macht Schneckenburger, von der Unvereinbarkeit der zwei ersten Kapitel des Matthäus mit denen des Lukas ausgehend, den Versuch, „die Entstehung des Matthäischen Berichts von dem Hergange der Sache aus einer allmäligen traditionellen Umbildung der Thatsachen, wie sie von Lukas, mit dem Stempel der historischen Wahrheit versehen, mitgetheilt werden, zu erklären" (S. 69). Allein diese Anerkennung der Erzählung des Lukas sieht doch gar zu sehr nur einem Strategem gleich, um sich für die Angriffe auf den Matthäus den Rücken zu decken. Denn unmöglich kann doch der Hr. Vf. von No. 2. das Wahre der Kern'schen Bemerkung verkennen, daſs, wenn den Erzählungen des Matthäus von der Geburt Jesu ein mythischer Charakter beigelegt wird, consequenterweise die so verwandten Erzählungen des Lukas auch aus keinem andern Gesichtspunkte betrachtet werden dürfen (S. 112). Wenn die Magier und ihr Stern bei Matthäus ein traditionelles Gepräge tragen sollen: so kann es doch nicht wohl ernstlich gemeint sein, daſs die Hirten und die Engel bei Lukas mit dem Stempel historischer Wahrheit versehen seien. Stehen somit beide Berichte auf gleicher Stufe: wofür giebt sich Hr. D. Schneckenburger die undankbare Mühe, den Stern bei Matthäus aus der δόξα κυρίου und den Engeln bei Lukas herzuleiten, da doch der messianisch-gedeutete Bileamsstern zu Gebote stand? die Magier, als Könige gefaſst, aus den Hirten durch Vermittlung des ποιμένες λαῶν herauszukünsteln, da er doch hinterher selbst die sabäischen Geschenkebringenden aus Jes. 60. anführt? Nein, diese beiden Kindheitsgeschichten scheinen unabhängig von einander entstanden zu sein, die bei Matthäus mehr nach A. T.chen Vorbildern, die des Lukas auf freiere Weise gebildet.

Besonders aber ist dem Matthäus längst schon Verdoppelung mancher Thatsachen zum Vorwurf gemacht worden. Hieher hat man besonders die zweite Speisung gerechnet (Matth. 14, 13. 15, 32.), wo bei der zweiten, einen unbedeutenden Zahlunterschied abgerechnet, Alles wieder ganz so zugeht, wie bei der ersten. Auch der Hr. Vf. von No. 1. stöſst sich an dieser Geschichte (S. 94 ff.); aber er entscheidet sich nicht dafür, daſs hier nur eine zu Grunde liegende Thatsache in der Tradition sich verdoppelt, sondern es ist ihm wahrscheinlicher (S. 97. vgl. mit 160), daſs zwei verschiedene Vorfälle in der Ueberlieferung sich so weit assimilirt haben mögen, daſs sie einander so ähnlich wurden, wie die zweite Speisung der ersten ist. Diesen Gedanken kann Ref. keinen glücklichen nennen. Einmal scheint er in einem Boden zu wurzeln, welchem Hr. D. Sieffert sonst entwachsen sich zeigt, in der Neigung der alten Harmonistik, kein Faktum der heiligen Geschichte namentlich kein wunderbares verlieren, und ein solches lieber doppelt als einfach besitzen zu wollen. Ferner wenn hier auch das zweite Faktum sich mehr von dem ersten unterschieden haben soll, als es jetzt in der Erzählung scheint: immer müſste es doch eine Speisung vieler Menschen mit wenigen Nahrungsmitteln gewesen sein und

wie unwahrscheinlich ist es hier, dafs die ganz besonderen Verhältnisse, welche bei jeder Erklärungsart dieser Geschichte doch immer vorausgesetzt werden müssen, zweimal zusammengetroffen sein sollten? — Wenn von dieser traditionellen Verdoppelung der Speisungsgeschichte die beiden letzten Evangelien sich frei zeigen, so hat doch das vierte hier einen andern Zug, der eben so stark den Nichtaugenzeugen zu beurkunden scheinen könnte. Während nämlich nach den Synoptikern Jesus das zuströmende Volk zunächst belehrt und ihre Kranke heilt und erst am Abend auf Anmahnung der Jünger an ihre leibliche Speisung denkt: so fällt ihm dagegen nach Johannes schon wie er das Volk heranziehen sieht, gleich zuerst das Speisen ein, indem er sagt (6, 5): *πόθεν ἀγοράσομεν ἄρτους ἵνα φάγωσιν οὗτοι.* Unmöglich kann dies Jesu erster Gedanke beim Anblick des Volks gewesen sein, wenn er nicht anders unter den *ἄρτοις* die geistige Speise verstand, von welcher sofort im 6ten Kap. die Rede wird. — Auch sonst, so oft noch der Hr. Vf. von No. 1. seine Assimilationshypothese in Anwendung bringt, läfst sich jedesmal viel leichteren Kaufs mit einer andern abkommen. So bei der Berufung des Zöllners, welchen das erste Evangelium Matthäus, die andern Synoptiker Levi nennen, ist es doch gewifs leichter denkbar, dafs die Ueberlieferung einer und derselben Geschichte im Namen variirte, als dafs sie zweierlei Begebenheiten bis auf den Namen assimilirte (1, S. 60 ff.). Ganz besonders mechanisch aber ist dem Hrn. Vf. aus seiner Hypothese heraus die Erklärung der Differenz gerathen, welche zwischen Matthäus und den beiden andern Synoptikern rücksichtlich der Blindenheilung bei Jericho stattfindet (Matth. 20, 29 ff.). Indem nämlich hier Lukas nur Einen Blinden hat, der aber beim Einzug, Markus gleichfalls nur Einen, der aber beim Auszug, Matthäus endlich zwei, die beim Auszug aus Jericho geheilt werden: so findet es nun Sieffert (S. 104) gar nicht unwahrscheinlich, dafs Jesus unter der Menge Volks sowohl vor als hinter Jericho einen Blinden unter verschiedenen Umständen geheilt, die Tradition hierauf die zwei Heilungen assimilirt und Matthäus endlich die Geheilten summirt habe. Allein die Tradition ist denn doch keine blofse Addition. Mehr Einsicht in das Wesen der Ueberlieferung zeigt hier Schneckenburger, wenn er sowohl die verschiedenen Formen dieser Heilungsgeschichte als auch noch einige andre Blinden- und Stummenheilungen aus Einem Faktum als der in verschiedene Zweige geschossenen Wurzel ableitet (S. 59), nur sollte er das Grundfaktum nicht bei Markus gesucht, und überhaupt seine Entwicklung etwas klarer und zusammenhängender gemacht haben.

Am sichtbarsten soll nun aber nach No. 2. (S. 61 ff.) eine traditionelle Umwandlung der einzelnen Thatsachen von Seiten des ersten Evangeliums bei der Auferstehungsgeschichte sein. Wir können dies so wenig begründet finden, als früher die Behauptung, dafs das Nichtwissen von den jerusalemischen Erscheinungen und der Himmelfahrt den Matthäus hinter die Uebrigen zurückstelle. So auch hier ist nicht zu begreifen, wie man dasjenige Evangelium, welches nur Eine oder zwei Erscheinungen des Auferstandenen hat, traditioneller nennen kann als diejenigen, welche drei oder viere, da doch gerade in solchen Dingen, wie Wiedererscheinungen eines Todtgeglaubten sind, Vereinfachung am wenigsten von der Tradition zu erwarten ist; dasjenige Evangelium, welches keine Auferstehungsproben, kein Essen, kein Betasten hat, traditioneller als diejenigen, welche alles dieses enthalten, was doch, wie es scheint, in der Ueberlieferung eher sich machen, als sich aus ihr verlieren konnte. Die Unmöglichkeit, welche Schneckenb. (S. 65) behauptet, die Johanneische Darstellung aus der des Matthäus abzuleiten, ergiebt sich nur dann, wenn man das individuell Ausgemalte (dafs z. B. Christus bei Johannes gerade der Maria Magdalena erscheint) für das Frühere, das unbestimmt Allgemeine aber, (dafs er bei Matthäus mehreren Frauen sich zeigt) als das Spätere nehmen zu müssen glaubt, was nach Kern's schon oben angeführter Bemerkung wenigstens einseitig ist. Nein, wenn auch allerdings in einigen Nebenumständen, wie dem Engel, der den Stein vom Grabe wälzt u. dgl., der Auferstehungsbericht des Matthäus weiter ausgeschmückt ist als die der übrigen: so ist er doch gerade in den Hauptsachen augenscheinlich der einfachere, und was Schn. (S. 66) von Matthäus sagt, es zeige sich in seiner Erzählung von der Auferstehung die ausgebildetste, von dem reinen Faktum entfernteste Tradition, das prallt, unschädlich für das erste Evangelium, auf die übrigen zurück.

Wenn nun aufser allem diesem der Hr. Vf. von No. 2. sogar eine solche Abhängigkeit des Matthäus von Markus und Lukas in Sachen und Worten behauptet, welche eine wirkliche Benutzung ihrer Schriften voraussetze (S. 78 ff.): so mufs dies, was die Sachen betrifft, nach dem Bisherigen äufserst unwahrscheinlich werden, und in

Bezug auf die Worte und die Schneckenburger'schen Belege viel zu vereinzelt, um etwas an sich so Schwieriges beweisen zu können. Wie Matthäus, wenn er den Lukas vor sich hatte, doch ein in Anlage und Bestandtheilen so verschiedenes Buch schreiben konnte, davon wird die Möglichkeit (S. 84 ff.) keineswegs genügend nachgewiesen und für Markus vollends sind ein paar Observationen nicht geeignet die durchgeführten Beweise seiner Abhängigkeit von Matthäus und Lukas bei Griesbach und Saunier zu entkräften.

III. Gilt es nun, das Ergebniss der innern Kritik des ersten Evangeliums mit den *äusseren* Zeugnissen für dasselbe zu *vereinigen:* so glaubt der Hr. Vf. von No. 3. der Angabe des Papias, dass der Apostel Matthäus ein hebräisches Evang. geschrieben, und der Ansicht der Kirchenväter, dass unser griechischer Matthäus eine Uebersetzung jener Apostelschrift sei, am wenigsten vergeben zu müssen. Das erste Evangelium ist ihm, wie er (S. 123) das Resultat zieht, eine im Wesentlichen getreue griechische Bearbeitung der aramäischen Urschrift des Apostels, jedoch mit einzelnen Bestandtheilen, die so, wie sie vorliegen, nur das Werk des griechischen Bearbeiters, nicht aber des Apostels sein können. Als apostolisch glaubt er nicht halten zu können und also auf Rechnung des Uebersetzers mit mehr oder weniger Entschiedenheit schreiben zu müssen: die zwei ersten Kapitel (S. 115); den Namen des Zöllners Matthäus statt Levi (S. 81 f.); die Verdoppelung des Thiers beim Einzug und der Speisung (S. 89 f.); die Auferweckung der heiligen Leiber und die Wache am Grabe (S. 100), so wie ihm denn auch die Licenz zugestanden wird, den im aramäischen Original enthaltenen Reden Jesu noch mehrere gleichartige Elemente angefügt zu haben (S. 64). Allein unter diesen Zugeständnissen ist ein unmögliches und ein gefährliches. Ein sonst immer dem Original nachgehender Uebersetzer, wenn er einmal eine Geschichte einschiebt, so stellt er sie gewiss an Einen Ort zusammen, um dann ungestört wieder der Urschrift folgen zu können; nicht aber wird er sich die Mühe geben, die einzuschiebende Erzählung an verschiedene Orte stückweise zu vertheilen und den Zusammenhang des Grundtextes mehrmals zu unterbrechen und wieder anzuknüpfen. Auf die letztere Weise aber müsste der Uebersetzer mit der Geschichte von den Wächtern verfahren sein, die er füglich in Einem Zusammenhang hätte erzählen können, die er aber nun an drei Orte (27, 62—66. 28, 4. u. 11—15) so vertheilt und mit dem Uebrigen verwebt haben müsste, dass jede Spur eines Einschiebsels verschwinden konnte, was über die Art eines interpolirenden Uebersetzers weit hinausgeht. Schlimmer aber ist noch das Andere, dass der griechische Bearbeiter auch die zweite Speisung soll eingeschoben haben, weil sie ihm in der Ueberlieferung mit etwas andern Nebenumständen zugekommen war, als sie im hebräischen Matthäus stand. Es wird ihm also ein Streben zugeschrieben, das ursprüngliche Matthäus-Evang. aus der Tradition zu bereichern und dabei musste die Versuchung, etwas einzuschalten, offenbar um so grösser sein, je weniger er das ihm aus der Tradition Zugekommene oder etwas Aehnliches schon in der Apostelschrift antraf, — um so geringer dagegen, je mehr er ein Analogon schon in dieser hatte; also gerade bei der Speisungsgeschichte, welche bis auf ein paar Zahlen hinaus bereits im aramäischen Evang. enthalten war, müsste die Versuchung, noch die traditionelle zweite hinzuzufügen, die denkbarschwächste sein. Hat nun der Bearbeiter diesem *minimum* von Versuchung zum Interpoliren nicht zu widerstehen vermocht: ja dann wird er stärkeren Veranlassungen um so gewisser unterlegen sein und namentlich wird er alle diejenigen Geschichten, welche sein Original ihm gar nicht bot, — und wie viele dies gewesen sein mögen, können wir jetzt nicht mehr wissen — getrost aus der Ueberlieferung eingeschaltet haben, so dass wir auf keinem Schritte mehr sicher sind, ob wir hier den Apostel haben oder seinen ergänzungslustigen Uebersetzer.

So fällt die Ansicht Hrn. Dr. Kern's, consequent durchgeführt, in die Sieffertsche zurück, über welche sie sich hatte erheben wollen, von der sie aber nur quantitativ, nicht wesentlich, verschieden ist. Denn auch nach Hrn. D. Sieffert (S. 163 ff.) soll ja die Urschrift im Wesentlichen unversehrt erhalten und in der griechischen Bearbeitung nur durch Zusätze erweitert worden sein, nur dass deren Sieffert eine bedeutend grössere Zahl zugiebt, als Kern. Die hauptsächlichsten, welche sich noch entdecken und muthmaßlich ausscheiden lassen, sind (nach S. 165 ff.): die Kindheitsgeschichte (K. 1. u. 2); die Berufung der Menschenfischer (4, 18—22); manches Einzelne in der Bergrede (K. 5—7); die Berufung des Matthäus, welche aber der engen Verbindung wegen auch die an sich unverfängliche Geschichte von der blutflüssigen Frau und der Tochter des Jairus mit sich auszieht (9, 9—26); Einzelnes in der Instruktionsrede (K. 10); mehrere der Parabeln (K. 13); der Auftritt in Nazareth (13, 53—58); die zweite Speisung (15, 32—38), welche übrigens der genauen Verflechtung wegen auch noch den Anfang des folgenden Kapitels (bis Vs. 12) mitausreisst; dann die Blindenheilung bei Jericho (20, 29—34) und die Salbung in Bethanien (26, 6—13). Die Geschichte des Einzugs, der Tempelreinigung und Baumverfluchung vermag Sieffert doch nicht ganz aus dem apostolischen Evangelium abwesend sich zu denken, daher nimmt er an, der Apostel habe dieser Ereignisse nur mit kurzen Worten erwähnt gehabt, und der griechische Bearbeiter sie erweiternd ausgeführt. Ebenso die Geschichte vom letzten Mahl Jesu könne Matthäus weder ganz übergangen,

noch auch so, wie wir sie jetzt im ersten Evang. lesen, geschrieben haben, auch sie sei folglich vom Vf. der griechischen Schrift überarbeitet worden. Allein, dafs der Hr. Vf. von No. 1., um das traditionelle Unkraut auszujäten, auch so vielen ächtapostolischen Waizen mit ausraufen mufs, gereicht seiner Methode nicht zur Empfehlung, sondern jeder unverdächtige Abschnitt, der mit einem verdächtigen so untrennbar zusammenhängt, ist ein Zeugnifs, dafs das erste Evangelium keineswegs ein so loses Aggregat ist, wie er es darstellen möchte. Mit Recht machen die beiden andern Kritiker (No. 2. S. 100, No. 3, S. 42 ff.) darauf aufmerksam, dafs wir im ersten Evangelium, wenn in irgend Einem, ein Werk aus Einem Gusse vor uns haben, weswegen Kern seine Alternative (S. 42 f.) gar wohl so hätte stellen dürfen, dafs es nur entweder ganz oder gar nicht von einem Apostel herrühren könne. Denn wenn er dieser Alternative durch die Einschränkung des einartigen Ursprungs auf das Wesentliche ihre Schärfe nimmt, so ist dies für ihn theils unnöthig, theils inconsequent: die Methode, durch welche er so Vieles von seinen beiden Vormännern Angegriffene zurechtzulegen wufste, hätte ihm auch vollends über die paar Anstöfse, wo er nun den Uebersetzer zu Hülfe ruft, hinübergeholfen, und wenn er im Uebrigen einen gleichen Geist und fortlaufenden Zusammenhang im Matthäus-Evangelium findet, so prägt sich jener auch schon in den ersten Kapiteln aus, und bei der Geschichte von den Wächtern namentlich will sich schlechterdings keine Naht entdecken lassen, durch welche dieser angebliche Lappen auf das Uebrige gesetzt wäre. Also weil allerdings zwischen den beiden Seiten jener Alternative jede Vermittlung auf Widersprüche führt, die Eine Seite desselben aber, der durchaus apostolische Ursprung durch die innere Kritik beseitigt ist: so bleibst nichts übrig, als sich auf die andere Seite zu schlagen und das erste Evangelium für eine selbstständige Bearbeitung einer Traditionsmasse zu erklären, welche mit der Apostelschrift jedenfalls nur auf mittelbare Weise zusammenhängt.

Auf die Seite dieser Annahme ist durch die Macht der Sache selbst in der That auch schon Sieffert herübergedrängt worden, so wenig er es auch sich selbst und uns geständig werden will. Wenn er nämlich, wie angegeben wurde, in Bezug auf die Geschichte des Einzuges und letzten Mahles den griechischen Redakteur nicht nur neben apostolische Elemente seine Zusätze stellen, sondern das in der Urschrift Befindliche in eine ganz andre Gestalt umschmelzen läfst: nun so erhebt er ihn ja selbst für den Schlufs des Evangeliums von dem Rang eines interpolirenden Uebersetzers zu dem eines freien Bearbeiters, und was er gegen den Schlufs zu war, das wird er auch schon zu Anfang gewesen sein. Durch die Ausführung und Begründung dieser Ansicht ist nun der Hr. Vf. von No. 2. in dem 3ten Theil seiner Arbeit den beiden andern entschieden überlegen. Die Traditionsmasse, welche unsrem ersten Evang. zu Grunde liegt, ist nach ihm (S. 105 ff.) die der Judenchristen, gesammelt in dem hebräischen Evangelium der Nazarener, welches, ohne Zweifel unter Einflufs der Matthäischen Spruchsammlung gebildet, die Kirchenväter als das Original unsres Matthäus betrachten. Dieser aber ist, wie die bedeutenden Abweichungen des Hebräer-Evangeliums von unsrem Matthäus beweisen, nicht eine blofse Uebersetzung von jenem, sondern eine, mit Zuziehung des Markus und Lukas verfafste, nach Abrundung, Einheit und Zusammenhang strebende Redaktion desselben, nämlich seiner noch einfacheren Form, nicht seiner ausgearteten, wie wir sie in späteren Fragmenten finden. Auch wie es nun kam, dafs bei diesem nur sehr mittelbaren Zusammenhang mit der apostolischen Schrift das so entstandene Evangelium dennoch den Namen des Matthäus erhielt, weifs Hr. D. Schneckenb. (S. 158 ff.) so einleuchtend zu zeigen, als man es bei so dunkeln Verhältnissen verlangen kann. — So gewifs diese schon von Lessing in Anregung gebrachte Beziehung des Matthäus auf die Ueberlieferung der Judenchristen im Allgemeinen die richtige, durch äufsere wie innere Gründe geforderte Wendung der Sache sein dürfte: so hat doch der Hr. Vf. von No. 2. hiebei Manches viel bestimmter ausgesprochen, als wir dermalen dazu die Mittel haben. Die von ihm angenommene reinere Form des Hebräerevangeliums läfst sich eigentlich nicht mehr nachweisen, da die meisten uns noch übrigen Stücke desselben sich doch weit weniger dazu eignen, für ältere Quellen, als für spätere Abflüsse unserer Matthäus-Tradition gehalten zu werden. Und da selbst das noch nicht ausgemacht ist, ob nicht das Hebräerevangelium, wie wir es bei Hieronymus finden, statt unserem Matthäus zum Original zu dienen, vielmehr eine spätere Uebersetzung aus dem Griechischen sei (s. noch Credners Beiträge): so kann doch nicht so bestimmt behauptet werden, dafs sich das kanonische Matthäus-Evangelium gerade als sichtende Bearbeitung zu einer schon schriftlich verfafsten Tradition verhalte. Auch dafs nach unbefangener Deutung der Papianischen Aussage der Apostel nicht blofs eine Spruchsammlung, sondern ein wirkliches Evangelium geschrieben haben müfste, kann auf Untersuchung und Resultat nicht ohne abändernden Einflufs bleiben. Am wenigsten möchte die Behauptung, dafs selbst Lukas und Markus bei Abfassung des ersten Evangs. beigezogen worden, bleibende Geltung sich versprechen dürfen.

Wenn es im Bisherigen unser Augenmerk war, auf Einseitigkeiten in den sonst so schätzbaren Arbeiten der neuesten Kritiker unserer Evangelien aufmerksam zu machen, und ein ausgleichendes Verfahren in seiner Nothwendigkeit zu erweisen: so glauben wir, nach entgegengesetzten Seiten hin nichts Unwillkommnes geleistet zu haben: den Einen, nach ihren Vorstellungen, die List des Argen aufdeckend, welcher die kritischen Theologen über die verderblichen Consequenzen ihres Thuns verblendet, um sie halb unbewufst zur Untergrabung des Glaubens zu verwenden; den Andern aber die List der Vernunft zur Anschauung bringend, welche ihren Werkzeugen lieber die Aussicht auf das ganze Gebiet ihres Thuns benimmt, damit sie, um so unerschrockner am Theile arbeitend, ihr grofses Werk fördern, welches die Erziehung der Menschheit vom Buchstaben zum Geiste ist.

Strauſs in Tübingen.

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

C.

Dr. K. S. Zachariä's Vierzig Bücher vom Staate, Th. I. u. II. Stuttgart bei Cotta 1820. *Th. III.* 1826. *Th. IV.* 18$\frac{29}{38}$. *Th. V.* 1832. *Heidelberg in Verlag von A. Oswald.*

Zachariä gehört seit einer Reihe von Jahren zu den fruchtbarsten und vielseitigsten Staatsgelehrten Deutschlands; in den Vierzig Büchern vom Staate hat er gewissermaßen die Blüthe seiner bisherigen Bestrebungen niedergelegt. Gleichwohl fehlt es an einer Recension dieses umfangreichen Buches; mehrere Berichterstatter über die politische Litteratur, z. B. von Raumer, Schmitthenner, sind ihm geradezu aus dem Wege gegangen. Hoffentlich liegt die Ursache nicht bloß in dem Volumen, sondern zum Theile darin, daß das Werk so stückweise in den Buchhandel floß, bald versiegend, bald mit frischer Stärke zu Tage kommend. Nicht ohne Scheu unterziehe ich mich einer kritischen Beleuchtung desselben, denn die ersten Bände bildeten meine erste staatswissenschaftliche Lektüre und der letzte läßt dem ungekannten Lehrling freundliche Erwähnung zu Theil werden; ich hoffe jedoch eine angemessene Aufgabe zu lösen, wenn ich das wissenschaftliche System des Verfassers und den reichen Inhalt des Werkes in seinen einzelnen Theilen näher bestimme.

A. Ueber das wissenschaftliche System des Verfassers.

Auch die Staatswissenschaft bekundet die alte Wahrheit, daß die Geistesentwicklung unsres Geschlechtes eine Spirallinie beschreibe; es sind dieselben Kreise, nur sind sie weiter, nur stehen sie höher. Noch immer stehen sich der politische Empirismus und der politische Idealismus einander gegenüber, während der politische Eklekticismus noch immer an einem Vergleiche arbeitet. Nur haben die streitenden Principien die frühere, totale Abstraktheit überwunden und sich, daß ich so sage, mit Wirklichkeit angefüllt. Die Vermittlung der Gegensätze ist desto lohnender, je begründeter die Gegensätze erscheinen; aber die rechte Vermittlung ist nicht möglich ohne ein drittes, die Gegensätze auflösendes Princip und ein solches ist der Impuls zu einem neuen Kreise der Entwicklung. Mit Nichten ist die bloße mechanische Bilancirung der Ansichten dasjenige, was im Kampfe der Meinungen Noth thut oder eine reale Förderung des Wissens und Thuens bewirken kann. Der politische Eklekticismus ist jedoch *meistens* nur ein mechanisches Gleichgewichtssystem und sein Loos ist Anziehung und Abstoßung nach allen Seiten. Zachariä ist nun der vollendetste Repräsentant dieser Bilanz der Ansichten. Er weiß es, er spricht es selber aus. „Ich begann dieses Werk, sagt er am Schlusse, mit dem Satze, daß wie alles Sein und Leben auf einem Kampfe zwischen entgegengesetzten Kräften beruhe, derselbe Kampf sich auch in der Staatenwelt wiederhole. Das Höchste, was die Menschen in diesem Kampfe erreichen können, ist ein Vergleich, ein Friedensschluß auf billige Bedingungen. Trägt die eine oder die andre Partei entschieden den Sieg davon, so ist Ruhe des Grabes oder die Auflösung des Staates die Folge. Aber auch dem Frieden traue Niemand; er ist nur ein Waffenstillstand. O des armen Menschengeschlechts, wäre ihm nicht ein Blick in ein anderes Leben vergönnt! Fast in allen Religionen ist in dem Bilde des künftigen Lebens der Charakter der *Ruhe* vorherrschend!" Man muß diese Worte als eben so viele Glaubenssätze hinnehmen, denn sie bezeichnen nicht bloße Meinungen, sondern sind das Resultat gewisser Weltbetrachtungen, denen der Verf. den ganzen ersten Band gewidmet hat. Der Verf. betrachtet nämlich in einer sogenannten „Einleitung in die Staatswissenschaft" zuerst die Körperwelt und ihre Gesetze, dann die Geisterwelt und ihre Freiheit, endlich den Staat als eine gewisse Organisation der Freiheit und physischen Nothwendigkeit in allen

Beziehungen zu den körperlichen und geistigen Kräften und Eigenschaften, und er findet überall einen lebendigen Dualismus. So erscheinen Zachariä die Gegensätze nicht bloſs als historische, sondern als wahrhaft kosmische Momente und er muſs daher die ganze Summe menschlicher Weisheit und menschlichen Glückes in der Ausgleichung der streitenden Kräfte enthalten glauben.

Ohne Zweifel hat diese Weltbetrachtung ihre blendenden Seiten und der Miſsbrauch einer Konstruktion der Geschichte mag ihr zur Folie dienen. Inzwischen ist doch gar leicht zu erkennen, wie bereitwillig fast überall historische Verhältnisse in kosmische verwandelt werden und wie sehr dem Systeme ein festes, positives Princip fehlet. Eine nothwendige und nicht unwichtige Folge von dieser Auffassung der geschichtlichen Principien ist die nicht ganz wissenschaftliche Form des Werkes; denn nur wo ein wahrhaft positiver Grundsatz gefunden ist, wird auf einen systematischen Gang der Gedanken, auf eine wohlberechnete Anwendung der Materien, auf eine strenge Entwicklung der Sätze gesehen. Zachariä, dem es nur um ein Aequilibrium der kämpfenden Kräfte zu thun ist, bestimmt die Reihenfolge der Materien ziemlich obenhin und läſst in der Anordnung des Einzelnen fast ganz das: *tel est notre plaisir!* walten. Die ersten XV Bücher, welche die Einleitung und die Verfassungslehre behandeln, sind noch am besten angeordnet. Die folgenden XXV Bücher zerfallen gleich mit Unrecht in die Regierungslehre und in die Staatswirthschaftslehre; denn die Staatswirthschaft ist nur ein Zweig der Regierung. Die Regierungslehre umfaſst in XV Büchern die Lehre von der gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt, das gesammte bürgerliche- und Straf-Recht, das Belohnungs- und Schutzrecht, das Völker- und Weltbürger-Recht, die Lehre von der Vorsorge des Staates für die Körper und die Geister der Unterthanen und — zuletzt die Dienstgewalt des Staates. Ob in der Regierungslehre eine so vollständige Abhandlung des Civil- Straf- und Völkerrechtes am Platze sei, lasse ich dahingestellt sein, aber gewiſs war den militärischen Einrichtungen, der Organisation der Verwaltung gröſsere Aufmerksamkeit zu schenken. Vor allem muſs aber die Reihenfolge der Materien als eine nicht ganz logische bezeichnet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

CI.

Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit von Dr. F. A. Staudenmayer, o. o. Pr. der Th. an der kath. Fak. zu Gieſsen. Erster Theil. Frankf. a. M. bei Andreae. 1834. *IX.* 482.

Bei der trocknen und leblosen Geschichtschreibung besonders im Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Betrachtung einzelner geschichtlicher Individualitäten mehr eine Unterhaltung und Erholung in gelehrten Muſse- und Nebenstunden. In „Amönitäten" und als „*parerga*" machte sich das Gefühl von der Wichtigkeit des Individuums im Gange der Geschichte geltend, aber nur als eine erheiternde und zufällige Beschäftigung, die den Zusammenhang mit dem allgemeinen Boden der Geschichte unterbrach und sich bescheiden daran ergötzte, recht viele einzelne Züge eines Individuums zusammenzutragen, unbekümmert darum, ob sie selbst zu einem nothwendigen Ganzen und in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Zügen seines Zeitalters verbunden würden. Als nach der philosophischen Revolution das Subjekt zum tiefern Gefühl seiner Persönlichkeit gelangte, trat auch die geschichtliche Darstellung einzelner Individuen mit mehr Ansprüchen und mit einem höhern Bewuſstsein ihrer Bedeutung hervor. Monographieen belebten vor allem die kirchenhistorische Literatur, und Männer, die dadurch Epoche machten, daſs sie den Geist ihrer Zeit in einer scharf ausgeprägten Gestalt repräsentirten, wurden der Gegenstand einzelner gründlicher Darstellungen. In dem Maaſse aber, als mit jenem philosophischen Umschwung das Individuum sich in seiner Freiheit und Selbstständigkeit zu fühlen begann und die Gefahr eintrat, daſs es sich schon in seiner Individualität als vollendete Persönlichkeit betrachtete, trat auch in jene Monographieen die mangelhafte und irrige Stellung der Individualität ein. Wie sich der Einzelne und seine Arbeiten zur vorhergehenden und nachfolgenden Entwicklung der Sache, welcher er sich gewidmet, oder vielmehr zur Sache selbst verhalte, blieb unerörtert.

Herr Staudenmayer hat sogleich im Anfang seiner Schrift ein Zeugniſs von dem gründlichen Ernste abgelegt, mit dem er seine Aufgabe zu umfassen sucht, da er in dem ersten Abschnitte derselben „über die Bedeutung der Monographie" (p. 1 — 40) das Verhältniſs des Individuums zur Entwicklung der Idee der Wahrheit zum Gegenstand einer einleitenden Untersuchung macht. Um nun die Frage zu beantworten, wie sich die individuelle Auffassung und Entwicklung der Wahrheit zur Wahrheit selbst verhalte, entlehnt der Hr. Verf. aus der neueren philosophischen Bildung die Einsicht in den Gang aller Entwicklung (p. 14), daſs die Verwirklichung des Geistes und die Vollziehung seiner selbst ausgehe von der noch unbewuſsten Einheit, daſs der Verstand diese Einheit aufhebe und in der Besonderheit ihrer Theile bestimme und daſs die Spekulation die getrennten Momente zur freien und bewuſsten Einheit zurückführe. Parallel der dem gemäſsen Entwicklung der Wahrheit nach ihren Momenten setzt der Verf. die Besondrung des allgemeinen Geistes der Menschheit in seinen Individuen, so daſs diese Individualisirung mit der der Wahrheit selbst zusammenfalle. Welches ist aber das Princip dieser Individuation? Diese Frage hat der Verf. nicht gelöst, wenn er ohne weiteres sagt, die Individualität sei etwas von Gott ursprünglich Gegebenes und darum Ewiges und Heiliges. Mit dieser unmittelbaren Annahme wäre allerdings die bloſse Individualität schon das angemessene und hinreichende Organ für die Entwicklung der Wahrheit und wäre sie in der That nur dieſs ewige, heilige und unmittelbare Geschenk Gottes, so wäre die Besondrung der Individuen der durchsichtige Spiegel, indem die Momente der Wahrheit ohne Gefahr der Vereinzelung sich reflektirten. Im ungewissen Gefühl aber, daſs es noch Etwas Höheres gebe als die Individualität, die noch wesentlich mit dem Gegensatz der Natürlichkeit behaftet ist, spricht der Hr. Verf. im Verlauf von einer Persönlichkeit, entweder so, daſs sie Eins sei mit der Individualität oder daſs sich zu ihr die Individualität entfalte und vollende. Erst dieser Unterschied der Individualität und Persönlichkeit und die Einsicht, daſs das Individuum darin seine Per-

sönlichkeit vollende, dafs es das von ihm ergriffne Moment der Wahrheit nicht der allgemeinen Wahrheit entgegen festhalte, sondern den Zusammenhang des Einzelnen und Allgemeinen wiederherstelle, verschafft auch die Einsicht in die Einheit dieser wahren und vollendeten Persönlichkeit mit der absoluten Persönlichkeit, die eben so die absolute Wahrheit ist.

Gegen dieselbe Philosophie nun, die die Methode und Entwicklungsweise des Geistes in der Wahrheit erkannt hat, und begreift, wie die Persönlichkeit des Individuums sich darin vollendet und verewigt, dafs es seine noch unmittelbare Individualität in der absoluten Persönlichkeit Gottes von allem Zusammenhange mit der Natürlichkeit reinigt und befreit, beginnt Hr. Staudenmayer in diesem ersten Abschnitte seiner Schrift eine Polemik, die schon bei dem ersten Contakt, ja bei der blofsen Schilderung des Gegners ihr Resultat und den Sieg in der Hand hat. Denn jene Einheit mit Gott, in der das Individuum zum wirklichen Begriff seiner Persönlichkeit gelangt, so dafs sein Denken nicht mehr nur ein individuelles, sondern nothwendiges und der Wahrheit gewisses sei, stellt der Verf. so dar, (p. 13), als lehre die Philosophie, „dafs Gott nicht ohne uns denken würde."

Eine so wohlfeile, durch Entstellung der Gegenlehre erst geschaffne Polemik mit einem Gespenste und ein Sieg, der durch kein Blut erkauft ist, giebt der Schrift in ihrem weitern Verlauf, besonders aber im 5ten Abschnitt (p. 299 — 365) über das Wesen der spekulativen Theologie neben der fleifsigsten Benutzung der gegenwärtigen Philosophie einen eigenthümlichen Anstrich individuellen Uebermuths.

Wegen der allgemeinen Stellung des Erigena nämlich, die weit über sein Zeitalter hinausgehe, hält es der Hr. Verf. für nothwendig in das „Wesen" der spekulativen Theologie einzugehen und ihre „Grenzen" zu bestimmen. Mit warmem Eifer, wenn auch zunächst aus dem anderweitigen Grunde, weil Erigena in den neueren Zeiten für einen Rationalisten ausgegeben sei, benutzt der Verf. diese Gelegenheit, der Bestimmung zu genügen, die er als die allgemeine der Theologie anerkannt hat. In einer rühmlichen Entwicklung giebt er dem Subjecte einer nur als objectiv aufgefafsten Offenbarung gegenüber eben so seine Befriedigung, wie er ihm am Objekt des Glaubens seinen Inhalt bewahrt, aber von demselben Ausgangspunkte, von dem aus er jenen Gegensatz zu überwinden sucht, springt er öfter zur Polemik gegen die Wissenschaft über, deren Verdienst es ist, jene allgemeine Aufgabe der Theologie zum entwickelten Bewufstsein gebracht und ihre Ausführung vermöglicht zu haben.

Obgleich Hr. Staudenmayer als das Wesen der spekulativen Theologie die Erkenntnifs der Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens bestimmt, so glaubt er, dafs die Philosophie „des sonst sehr tiefsinnigen Hegels" jene Einheit nicht in ihrer Wahrheit auffasse, wenn die Religion als das Selbstbewufstsein Gottes im Menschen begriffen wird. Wäre dieser Begriff nicht in der Religionsphilosophie, aus der er entnommen ist, in den mannigfaltigsten Wendungen entwickelt, so könnten mit dem Verf. alle, welche jenen Vorwurf so häufig wiederholen, zur nähern und aufmerksamen Beachtung der grofsartigen Züge, mit denen in den Schriften des A. und N. T. das Verhältnifs des Selbstbewufstseins zur göttlichen Offenbarung, des endlichen Subjekts zum absoluten Subjekt, entworfen wird, hingewiesen werden. Wer kommt im Propheten zum Bewufstsein, wenn er spricht: so spricht Gott. Wenn der Prophet von der Qual des gesetzlichen Standpunkts, auf welchem für das Selbstbewufstsein das Gesetz ein nur objektives und positives ist, gemartert zur Anschauung seiner kommenden Befreiung gelangt, ist sein Selbstbewufstsein so wenig mit diesem seinem künftigen Inhalt schon in Wirklichkeit Eins geworden, dafs es vielmehr von seinem unendlichen Inhalt ergriffen, sich in seiner Endlichkeit negirt fühlt. Ist aber dadurch, dafs Gott im Propheten spricht, und durch diesen Akt das Selbstbewufstsein Gottes verwirklicht wird, es auch erst an sich verwirklicht? Keinesweges. In dem Akt, das endliche Subjekt mit seinem Selbstbewufstsein zu bereichern, sich in ihm zu wissen, beweiset sich Gott vielmehr in seiner absoluten Subjektivität als die ewige, an und für sich seiende Voraussetzung welche die Philosophie dadurch anerkennt, dafs sie die Verschiedenheit des endlichen Bewufstseins und des Selbstbewufstseins Gottes durchaus nicht läugnet. Diese Bestimmung der Verschiedenheit des endlichen Bewufstseins enthält in sich die Bestimmung der Abhängigkeit des Menschen von Gott, auf die Hr. St. als auf Etwas in der Philosophie übersehenes und völlig neues dringt. Von dieser Abhängigkeit aber geht die Philosophie durch die Befreiung des Bewufstseins von seiner Endlichkeit und seiner Verschiedenheit vom Selbstbewufstsein Gottes hindurch zu jener Einheit der absoluten Religion, in der das menschliche Selbstbewufstsein sich weifs und nicht vernichtet ist, aber sein Selbstbewufstsein zum Bewufstsein Gottes dadurch erhoben weifs, dafs Gott selbst sein ewiges Bewufstsein in ihm verwirklicht hat. Kein anderes Ziel als diese Einheit des Bewufstseins hatte der göttliche Akt der Negation des endlichen Bewufstseins im Propheten und der übermächtige Ausdruck der Herrschaft des Selbstbewufstseins Gottes, dafs Gott nicht der Einzelne spricht. Denn als diese Weissagung im Selbstbewufstsein Christi, das nicht mehr vom Selbstbewufstsein Gottes verschieden ist, erfüllt war, erreichte auch in den Aposteln das endliche Subjekt eine so starke und unüberwindliche Gewifsheit seiner Einheit mit Gott, dafs sie nicht mehr prophetisch verkündigen: so spricht Gott, sondern bei allem Bewufstsein des Unterschiedes das Wort Gottes ihr Wort ist und ihre Gedanken die Gedanken Gottes geworden sind.

Jene weitläufigen Auseinandersetzungen, auf die in der Beurtheilung nothwendig reflektirt werden mufste, da sie ein Hauptbestandtheil dieses Werkes sind, zeugen allerdings von dem Ernste, mit dem der Hr. Vf. seiner Schrift einen festen und gründlichen Boden und eine bestimmte Beziehung auf die allgemeine Wahrheit zu geben suchte; indessen möchte ihre polemische Haltung und das Gefühl etwas unendlich Höheres als die philosophische Anstrengung der Gegenwart erreicht hat, aufgestellt zu haben, keineswegs für die durchsichtige und ungetrübte Darstellung des Systems von Erigena angemessen sein. Das Princip der absoluten Persönlichkeit wenigstens, das der Vf. mit so grofsem Unrecht in der gegenwärtigen Philosophie vermifst, möchte er vergebens bei Erigena als das Eine durchgeführt finden, da nicht zu läugnen ist, dafs es bei Erigena nicht fehlt, aber noch neben seiner pantheistischen Läugnung nebenhergeht. Die Exposition dieses Systems wird zwar erst im zweiten Bande folgen, doch hat der Vf. schon in diesem ersten Bande mehrfache Gelegenheit genommen, über die Stellung des Erigena zu sprechen und so ein Zeugnifs seiner geschichtlichen Auffassung abgelegt.

Auf den fleifsigen und mit grofser Erudition ausgearbeiteten Abschnitt über den Ursprung der abendländischen Litteratur und ihren Fortgang bis auf die Zeiten des Erigena (p. 41—101) folgt der Abschnitt über das Leben des Erigena selbst (p. 102—212). Die Kritik hat in diesem Abschnitte bei der völligen Ungewifsheit über den Geburtsort, das Todesjahr und das Land, in dem Erigena starb, in diesen Punkten keine Ansprüche auf Nothwendigkeit zu machen. Der Streit mit Gottschalk und Paschasius Radbert sind die einzigen festen Punkte im Leben des Erigena und zugleich der Prüfstein für die Beurtheilung der historischen Stellung desselben. Wie Paschasius zum erstenmale mit vollem Bewufstsein die Verwandlungstheorie aussprach und so der Hierarchie des Mittelalters die Lehre darbot, auf der sie sich auch dogmatisch begründete, so ist der Streit mit Gottschalk in gleichem Grade wichtig, weil in ihm die Ungewifsheit der Kirche über die wahrhaft Augustinische Lehre sich ausspricht und ihre Entfernung von dieser sich vorbereitete. Auch die protestantische Geschichtschreibung mufs Paschasius hochstellen und seine Gröfse anerkennen, dafs er der Verweltlichung, mit der sich die Idee der Kirche unmittelbar in die Weltlichkeit versenkte, den völlig entsprechenden Procefs im Abendmahl als dogmatische Rechtfertigung und als den Mittelpunkt ihres Lebens darbot. Die Opposition des Ratramnus und Erigena bezeugte zwar das Neue der Theorie und ihre Abweichung von der früheren Kirchenlehre, aber gegenüber der Gewalt, mit der die neue Lehre eingriff und dem schon allgemeinen Gefühl, dem sie zum Bewufstsein verhalf, wurde sie so machtlos, dafs sie mit der Verwandlung die wirkliche Gegenwart Christi fallen liefs. Wie Hr. St. in den allgemeinern angeführten Abhandlungen über die Gränzen der Monographie weit hinausging und den einzelnen Gegenstand seiner Schrift völlig zurücktreten liefs, so fällt er hier in den andern Mangel, der gewöhnlich mit Monographieen verbunden ist, vor dem Interesse an dem Helden der Schrift tritt das Interesse an der allgemein geschichtlichen Entwicklung zurück. Dem Paschasius wird

vorgeworfen, dafs er zu sehr die fleischliche Seite des Abendmahls in Betracht gezogen habe und Ratramnus und Erigena hätten nun nothwendig das geistige Moment zum vorzüglichsten gemacht. Ist aber Paschasius durch seine Verwandlungstheorie eine epochemachende Erscheinung, so wird er dadurch noch bedeutender und merkwürdiger, dafs gerade das geistige Moment zugleich bei ihm mit einer Tiefe und Innigkeit hervortritt, und auf den Glauben von ihm gedrungen wird, wie von keinem, der nach ihm das katholische Dogma von der Transsubstanziation vertheidigt hat.

Unbestimmter wird das Verhältnifs des Erigena zur Streitigkeit mit Gottschalk gelassen, und noch weniger kommt hier zunächst die geschichtliche Berechtigung des Streits, da die dogmatische Auseinandersetzung im 2ten Theile folgen wird, zur Sprache. Nur aus der Schilderung der Partheihäupter, welche an diesem merkwürdigen Streite Theil nahmen, die mit dem unbestimmten Resultate schliefst, dafs man sich theilweise um Worte stritt, würde folgen, dafs Erigena eigentlich gar keine Stellung zu seinen Zeitgenossen gehabt habe. Diese ist aber, obgleich Vieles in der betreffenden Schrift des Erigena über seine Zeit hinausreicht, eine so bestimmte gewesen, als auch die verschiednen Meinungen scharf genug ausgesprochen waren. Das Schwankende und schwierig zu Bestimmende kommt allein von der historischen Frage her, welche Parthei sich mit Recht auf Augustin berief und dies hängt mit der höhern dogmatischen Frage zusammen, welches das Unbestimmte und Mangelhafte in Augustins System war, wodurch die Unruhe einer neuen Untersuchung und die Möglichkeit zweier Partheien eintrat, die sich mit gleichem Recht auf Augustin berufen konnten. Diese geschichtliche und dogmatische Verständigung hätte nothwendig der speciellen Auseinandersetzung des Systems vorangehen sollen; zumal der Vf. noch zwei besondere Aufsätze der Geschichte der spekulativen Theologie bis auf Erigena (p. 213—298) und der Scholastik und Mystik des Mittelalters (p. 366—482) widmet, um das Verhältnifs des Erigena zur wissenschaftlichen Theologie vor ihm und nach ihm würdigen zu können.

Da derselbe Ausspruch zu verschiedenen Zeiten auch von sehr verschiedener Bedeutung sein kann, so stellt Hr. Staudenmaier, obwohl schon viele Kirchenlehrer die Einheit der Philosophie und Theologie ausgesprochen hatten, mit Recht Erigena als den Wendepunkt der christlichen Wissenschaft auf. Denn Erigena hat die Innerlichkeit der germanischen Welt und die Forderung nach der Einheit des Princips der Wissenschaft zuerst mit entschiedenem Bewufstsein jener Einheit ausgesprochen und durchgeführt. Die Darstellung seines Systems verdient daher jene vorangehende Darstellung der christlichen Wissenschaft vor ihm und sie weiset von selbst auf die folgende Ausbildung der Scholastik hin.

Zu dem Ende geht der Vf. von der einfachen Einheit des Glaubens und Wissens, wie sie in der Contemplation des Johannes und in der Dialektik des Paulus erscheint, zu den Vermittlungen der griechischen Philosophie und des christlichen Glaubens über, wie sie von den Kirchenvätern versucht wurden. Da aber die Philosophie im christlichen Alterthum nur als die griechische existirte und ihr Verhältnifs zum Christenthum für das allgemeine Bewufstsein noch ein feindliches war, so kam in Erigena das Eine Princip christlicher Wissenschaft zuerst zu seinem Selbstbegriff, nachdem die griechische Bildung in der Tiefe des germanischen Geistes untergegangen war und als dessen eignes Produkt wieder zum Leben kommen sollte.

Die Entwicklung dieser Grundzüge macht den Abschnitt über die spekulative Theologie bis auf die Zeiten des Erigena zu dem trefflichsten und concinnsten des ganzen Werks. Dafs aber der Hr. Vf. die im Alterthum immer noch äufserliche Stellung der Phil. zur Glaubenslehre im letzten Abschnitt wieder übersieht und die Scholastik nur als die Fortsetzung der Wissenschaft des christlichen Alterthums, nicht als ihre philosophische Wiedergeburt durchführt, macht den letzten Abschnitt über die Scholastik und Mystik des Mittelalters bei aller Ausdehnung zum inhalts- und erfolglosesten. Kaum im Vorbeigehen wird p. 370 als das Eigenthümliche der Scholastik ihre Form als System erwähnt, und obgleich als das fernere die Scholastik Charakterisirende die Vereinigung der Philosophie und Theologie aufgeführt ist, wird selbst der Einflufs der Platonischen und Aristotelischen Philosophie als nur die äufsere Form, nicht das Wesen der Scholastik betreffend bezeichnet. Die Rechtfertigung und die Kenntnifs der Scholastik, deren diese in so hohem Grade würdig und noch bedürftig ist, hat durch diese unbestimmt gelassenen Erklärungen nichts gewonnen. Vielmehr erhält die christliche Wissenschaft in beiden Perioden den Schein des Fragmentarischen und in die Verschiedenheit der Form und des Wesens Zerfallenden.

Da die Scholastik den vom christlichen Alterthum erarbeiteten dogmatischen Stoff aufnahm, um ihn zur Form des Systems zu erheben, so hatte der Vf. mit Recht beide Perioden in Betracht gezogen, indefs ohne Erfolg, weil er die dogmatische Arbeit der alten Kirche nicht in ihrem innersten Lebenspunkte aufgefafst hat. Die Aneignung des auch im Heidenthum Logischen hatte nämlich durch die alexandrinischen Lehrer für die Kirche das allgemeine Resultat, dafs der noch einfache Glaube zu seiner Wissenschaft kam und die nothwendig erste Ausführung derselben war die Erkenntnifs des einzelnen Dogma's. Die Bestimmtheit des Glaubensinhaltes war nur in dieser besondern Form der einzelnen Dogmen möglich. Wenn sich nun auch alle Kräfte der Ausbildung des Einzelnen zuwandten, so war doch auch dieses nicht eine fragmentarische Arbeit, vielmehr lag in ihr schon die Möglichkeit des Systems, da im einzelnen Dogma der ganze Glaubensinhalt bestimmt wurde, und im Einzelnen das christliche Bewufstsein das Ganze entwickelt und vertheidigt sah. Erst als die dogmatische Arbeit in ihrem geschichtlichen Verlauf wiederum den systematischen Uebergang vom Allgemeinen zum Einzelnen vollbracht hatte, und das germanische Abendland die christliche Wahrheit in ihren einzelnen Dogmen überliefert bekam, trat bei dieser Aneignung des Christenthums von einer neuen Welt die Forderung des Einen Princips ein und die Nothwendigkeit des Systems stellte sich heraus.

Da sich alle dogmatischen Arbeiten der Scholastik in diesem Drange nach dem Einen Princip des Systems concentriren, fällt jene Scheidung der Form und des Wesens als unstatthaft weg, vielmehr bildet die Herrschaft des Plato und Aristoteles selbst zwei wichtige philosophische Perioden der Scholastik, da in der ersten bis Anselm mehr die Platonische Vorstellung der Idee und der Urbilder im göttlichen Verstande das Princip der Erkenntnifs bildete, in der zweiten Periode hingegen bis Duns Scotus im Aristoteles das Princip der Bewegung und der Selbstbestimmung zum Einzelnen, das Princip der Individuation gesucht wurde. Ob nun das mittelalterliche Gefühl von der Nothwendigkeit des Systems durch die Wirklichkeit befriedigt ist, ist eine andere Frage, die Hr. Staudenmaier nicht aufwirft, da er ihre Bejahung unmittelbar voraussetzt, ohne auf das Wie? der Verwirklichung materiell einzugehen.

Durch den edlen Sinn, mit dem der verehrte Hr. Vf. seiner Arbeit eine allgemeine Grundlage geben wollte und mit dem er die einzelne geschichtliche Wahrheit in ihrer Universalität aufzufassen suchte, wird seine Schrift die Achtung und Aufmerksamkeit des denkenden Lesers gewinnen, aber auch bei der Fülle und Wichtigkeit der aufgeworfenen Fragen zur strengen Beurtheilung ihrer Lösung auffordern. Da zumal die Gestalt dieses Werkes aus einem so bestimmten Bewufstsein des Mangels der bisherigen Monographien hervorging, mufsten die Ansprüche an eine Schrift, die jene Mängel zu vermeiden sucht, um so mehr wachsen. Dafs aber jene Absicht nicht erreicht ist, vielmehr Allgemeines und der einzelne Gegenstand ohne ein durchgeführtes Band neben einander behandelt werden und jedes sein nothwendiges Complement entbehrt, ist am meisten dadurch verschuldet, dafs der Hr. Vf. jenes Allgemeine erst umgestalten oder neu schaffen zu müssen glaubte. Die Unbestimmtheit seines Resultats in dieser Unternehmung machte, dafs ihm auch das, was der Vergangenheit in ihrer dogmatischen Ausbildung als Allgemeines zu Grunde lag, nicht Stand halten und sich zu einem bis ins Einzelne klar gewordnen Bewufstsein ergeben wollte. Möchte in der versprochenen Darstellung des dogmatischen Systems Erigena's mit der sich steigernden Schwierigkeit, das Individuelle Erigena's mit der allgemeinen Wahrheit des Dogmas in sein wahres Verhältnifs zu setzen, auch die Bemühung zunehmen, alle Kräfte in die Entwicklung des nothwendig Allgemeinen zu setzen, statt sie in der Behauptung dessen, was nur individuell nothwendig erscheint, zu zersplittern und zu schwächen.

B. Bauer.

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Dr. K. S. Zachariä's Vierzig Bücher vom Staate.

(Fortsetzung.)

Die Staatswirthschaftslehre fällt aus dem Charakter des Werkes, indem dieselbe nicht so sehr die Staatswirthschaftskunst, als die Staatswirthschaftslehre behandelt. Wie schätzenswerth auch die Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung der politischen Oekonomie ist, so stimmt sie nicht zu dem Werke, welches den *Staat*, nicht die einzelnen Staats*disciplinen* beleuchten will. Auch die umfassende Darstellung der allgemeinen (Welt-) Wirthschaft ist als ungehörig zu bezeichnen. Gerade so wie die Anordnung des Ganzen auffallende Blößen bietet, so ist auch die Manier der Diskussion nicht immer geeignet, eine wissenschaftliche Ueberzeugung zu begründen. Zachariä hat unendlich viel gelesen und besitzt jene Art Witz, der selbst in wissenschaftlichen Abhandlungen am Platze ist. Daraus entspringt aber ein oft recht böser Gebrauch von glänzenden Antithesen und Paradoxen, dem zufolge nicht selten ein Einfall die Würde eines Lehrsatzes erlanget. So lesen wir V, 424: „Eine Auflage, welche bisher in keinem europäischem Staate versucht worden ist oder welche bald wieder aufgegeben worden ist, ist entweder eine an sich verwerfliche oder doch unausführbare. Es glauben z. B. viele Wisler, daſs man die Geldkapitalien besteuern soll; aber eine solche Steuer taugt nichts, denn sie ist nirgend in Gebrauch." Ich wählte ein Beispiel, welches noch bei weitem nicht das hervorstechendste ist.

Indem ich jedoch dieses Urtheil über das scientivische System Zachariä's niederschreibe, muſs ich zugleich versichern, daſs ich eben die schwächste Seite des Werkes zuerst berührt habe und daſs ich dem Inhalte darum nicht nahe treten wolle.

B. Ueber des Verfassers Begriff vom Staate und Verfassungslehre.

Die Gedanken des Verfs. lassen sich auf folgende Sätze zurückführen: der Staat ist eine Gemeinheit, keine Gesellschaft im juristischen Sinne, weil im Staate Willenseinheit, nicht bloſse Zweckeinheit obwaltet (I, 105). Die Staatsgewalt hat in der Idee ein an sich, im Verhältnisse des Raumes und der Zeit unbedingtes Recht; aber diese Begriffe von dem unbedingten Rechte des Staates können auf *keinen* in der Erfahrung gegebnen Staat vollkommen angewandt werden. Das *Recht* des Staates ist in der Idee unbedingt, weil und inwiefern die Verwaltung der Staatsgewalt als schlechthin weise und gerecht gedacht wird. Aber in der Wirklichkeit darf das Recht des Staatsherrschers nicht unbedingt sein, weil die Staatsgewalt gemiſsbraucht werden kann. Dem Staate gebührt in der Idee eine unbedingte *Macht*, denn der Staat ist in der Idee ein die gesammte Menschheit umfassender Verein. Aber in der Wirklichkeit stehen mehrere Staaten neben einander und kein wirklicher Staat ist der Staat schlechthin (I, 111). Der Rechtsgrund der Staatsgewalt beruht in der Idee nicht auf der Gemüthsart der Menschen, sondern auf der Nothwendigkeit der ausgleichenden Gerechtigkeit (I, 120). Da jedoch bei der menschlichen Unvollkommenheit und äuſsern Beschränktheit kein wirklicher Staat ganz und gar das Ideal verwirklichen kann, so erlangt ein wirklicher Staat nur kraft einer besondern Thatsache (Aufklärung, Macht, Sittlichkeit u. s. w.) Anspruch auf diejenige Heiligkeit, welche dem Staate in der Idee gebührt (I, 132). Und mit *dieser* Heiligkeit, die den wirklichen Staaten eignet, steht nicht in Widerspruch, daſs die Staatsgewalt in gewissen Fällen (wo es das Dasein des Staates gilt, eine Pflicht zu gewissen Zwecken eintritt und nur an und für sich unsittliche Mittel, Bestechung u. s. w. Hülfe bringen) von unsittlichen Mitteln Gebrauch macht (I, 150). Ein jeder Staat muſs auf Ue-

bermacht und Furcht beruhen (I, 189). Die Herrschermacht muſs aber dem Willen der Mehrheit gemäſs geübt werden, nicht aus Rechtsgründen, wie die leere Theorie vom Staatsvertrage behauptet, sondern aus Klugheitsgründen oder vielmehr nach Naturgesetzen (I, 192). Die allgemeinen Naturgesetze erleiden eine groſse Anwendung auf die Staatenwelt (I, 234). Das Gesetz der *Mechanik* wirkt sowohl bei der Entstehung der Herrschaften, als bei der Verwaltung mit; denn es giebt auch im Staate einen Schwerpunkt des gesammten Körpers (I, 238). Die *chemischen* Gesetze wirken bei der Bildung der Stände, bei den Staatenbündnissen und Kriegen (I, 246). In seinem Wesen ist der Staat wie jeder *organisirte* Körper von den Bestandtheilen und von der Umgebung abhängig. Das *Klima* wirkt auf die Menschen und durch diese auf den Staat (I, 256). Selbst der Eindruck, den die Gegend auf den Menschen macht, ist politisch-wichtig. Schon Plutarch macht die Bemerkung, daſs der Anblick des Meeres zur Freiheit ermuthige. Die 30 Tyrannen hätten darum den Sitzungsort des Gerichts, welches die Aussicht nach der See hatte, so geändert, daſs die Aussicht nach dem festen Lande ging (I, 288). Ganz besonders flieſst die Gröſse des *Staatsgebietes* auf den natürlichen Charakter des Staates ein (I, 302). Die Güter dieser Erde, deren Erwerb und Gebrauch die *Lebensart* der Menschen bestimmt, wirken sowohl auf das Dasein, als auf die Verfassung und Verwaltung des Staates (I, 315), allein auch die *thierischen* Verhältnisse der Menschen, die Geschlechts- und Altersverhältnisse, prägen sich im Staate ab (I, 360). Die Entstehung und Gestaltung der Staaten ist daher eine überaus mannigfaltige, wenn auch das Vernunftbedürfniſs eines in der Erfahrung zu begründenden Rechtszustandes als die letzte Ursache betrachtet werden darf (II, 4.). Dem Staate in der Idee ist der Unterschied zwischen Grund- und andren Gesetzen fremd; in wirklichen Staaten ist er bedeutend. Die Rechtmäſsigkeit der Grundgesetze liegt nur in dem Inhalte, nicht in der Form. Auf ihnen beruht die Verfassung des Staates. Die Verfassungen müssen so verschieden sein wie die Grundlagen der Staaten; gleichwohl liegt im Geiste eine gewisse Tendenz nach einem Verfassungsmuster. Erst sollte die Verfassung die beste Verwaltung gewährleisten (davon ging Plato aus), dann sollte die Verfassung die ausgleichende Gerechtigkeit garantiren (daher stammt das Lob der Volksherrschaft), sehr spät kam man auf die Verfassung, die das Stimmrecht Aller ehrt und doch nur die Würdigsten zur politischen Wirksamkeit beruft. Die Mannigfaltigkeit, in welcher diese Form gedacht werden kann, macht sie zur vollkommensten (II, 49). Wenn die Staatsverfassung die Art ist, wie der Urstand der Staatsgewalt in der Erfahrung bestimmt ist, so sind die Eintheilungen der Staatsverfassung von den verschiednen Arten zu entlehnen, wie theils der Idee des Staates ein Körper überhaupt, theils diesem Körper die Idee des Staates zur Seele gegeben werden kann. In dem ersten Eintheilungsgrunde ist die Personenzahl, die Succession der Herrscher und die Organisation der Staatsämter zu betrachten. Daher sind die Verfassungen Monarchien, Aristokratien, Demokratien, Wahl- oder Erbherrschaften, Autokratien oder Repräsentativstaaten. In dem zweiten Eintheilungsgrunde ist zu sehen, worauf die Herrschermacht und worauf das Herrscherrecht beruhet. In erster Beziehung unterscheidet man Waffen- Geld- Geistesherrschaften. In der zweiten Beziehung unterscheidet man Zwingherrschaften, väterliche Herrschaften, Freistaaten (II, 71). Die gröſsten Lichtseiten bietet der einherrschaftliche Freistaat, jedoch ist ein Zwiespalt zwischen der Regierung und der Volksvertretung, ein Kampf zwischen den Volksinteressen, namentlich bei ständischen Einrichtungen, nicht zu vermeiden. Daher ist der Vorschlag zu wagen, den einherrschaftlichen Freistaat durch die Verwandlung der entscheidenden Stimme des Reichstages in eine berathende zu vervollkommnen (II, 389).

Diese Sätze sind von dem Verf. mit einem groſsen Aufwande geschichtlicher Kenntnisse ausgeführt worden. Man kann kaum lebendigere Bilder der verschiednen Staatsformen sich vorstellen, als Zachariä sie entwirft. Es wird der Geist jeder Verfassung bis in die kleinsten Gesetze und Institutionen verfolgt, wozu allerdings durch v. Haller (wie man ihn auch sonst beurtheilen wolle) die Bahn gebrochen worden, nachdem die Zeit Montesquieu's Fuſstapfen groſsentheils verwischt hatte. Inzwischen hat jede reinhistorische Ansicht der Staatsverfassungen etwas von jenem Fehler an sich, der bei Montesquieu sehr bedeutend hervortritt. Es wird die gerade bestehende Verfassung als Resultat gegebner Natur- und Volksverhältnisse leicht zur starren Norm alles Volks- und Staatslebens erhoben. Ganz gewiſs muſs in allen Dingen auf den Geist der Staatsverfassung Rücksicht genommen werden, allein so gut die Verfassung ein Ge-

schichtlichen ist, muss sie auch ein Bewegliches sein. Völker, die wie die Franzosen aus der Geschichte fahren wollen, gleichen allerdings jenen Menschen, die aus der Haut fahren wollen; aber die Geschichte darf nun keine bloße Vergangenheit werden! So wie der Mensch als reines Naturwesen sein Dasein eröffnet, aber stufenweise aus den reinnatürlichen Verhältnissen in freie übergeht; so ist die Weltgeschichte auch wohl so zu deuten, dass sie den Uebergang unsres Geschlechts von den physischen Verhältnissen in die freien enthält, und daher in gewissen Perioden einen zerstörenden Geist aufweiset, der nicht bloss auf der übermüthigen Wegwerfung alles Gegebnen, sondern auch auf der Empfindung restringirter Entwickelung beruhet. Deswegen sollte in jeder Verfassungslehre nicht nur gezeigt werden, wie der Geist jeder gegebnen Verfassung sich in allen Einzelnheiten spiegelt, sondern auch, wie Plato aus einem andern Gesichtspunkte gethan hat, untersucht werden, welchen Formenwechsel im Einzelnen dieser Geist der Verfassung im Fortgange der Geschichte zu durchlaufen habe. Wenn Zachariä trotz des grossen Raumes, den er der Verfassungslehre widmete, sich auf diese Untersuchung ganz und gar nicht einliess, so darf die Ursache gewiss in jenen Grundansichten vom Staate vermuthet werden, bei welchen die Idee eine zu rasche Kapitulation mit den äusserlichen Erscheinungen abgeschlossen zu haben scheint."

C. Ueber des Verfassers Regierungslehre.

Der Leser tritt in diesem Theile des Werkes in ein wahres Labyrinth, wo er durch tausend imposante Einzelnheiten gefesselt und zu tausend frappanten Absprüngen hingezogen, bald die Richtung verliert und sich verirrt. Die Kritik hat daher hauptsächlich den Ariadnefaden vorzulegen. Da der Verf. die Regierung im weitern Sinne als die Ausübung der Staatsgewalt definirte, so beginnt er die Regierungslehre damit, die Ausübung der gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt zu schildern und unter der ersten Rubrik die Gesetzgebungskunst, unter der zweiten Rubrik die Theorie des gerichtlichen Verfahrens darzustellen. Die dritte Rubrik bietet Gelegenheit, eben so die Organisation der Verwaltung und die an das Ende geschobene Dienstgewalt zu besprechen. Der Verf. ergreift jedoch sonderbar genug diese Gelegenheit nicht und giebt unter der Firma: Regierungen nur einen Unterschied zwischen Regierung im engern Sinne und Verwaltung, eine kurze Schilderung der Regierungsgeschäfte und der Regierungskunst. Die Materie aller Regierung ist dem Verf. Realisirung des Rechts und Aneignung der Mittel, der Macht hierzu. So erklärt sich die ausführliche Rechtlehre, welche der Verf. alsobald aufstellt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass hier nicht nur des Guten, sondern auch des Eigenthümlichen viel geboten wird. So scheidet der Verf. das „bürgerliche Recht" in das „Recht, inwiefern es die natürliche Freiheit beschränkt," worunter der grösste Theil des Personen- und Sachenrechts verstanden wird, und in das „Recht, inwiefern es die natürlichen Schranken der Freiheit aufhebt," worunter das Vermögen und das Erbrecht verstanden wird. In dem hierauf folgenden Strafrechte wird die Lehre der Verbrechen und Vergehen übergangen, wodurch das Strafrecht zu einem sehr umfassenden Umfange gedeihet und ganz natürlich das „Belohnungsrecht" neben sich gesetzt bekommt und hinterdrein das „Schutz- oder Polizeirecht". Sowohl das Belohnungsrecht, als das Schutzrecht können nur als Mittel des bürgerlichen und des Straf-Rechts erscheinen. Daher ist allerdings die Frage, ob beide nicht weiter unten, wo vom Herrscherrechte die Rede ist, eine bessere Stelle gefunden hätten. Uebrigens liesse sich wohl auch gegen den engen Begriff der Polizei ein gegründetes Bedenken erheben, da dieselbe schon nach dem Namen auf die gesammte Pflege der *staatlichen* Beziehungen der Personen und Sachen sich erstreckt und bei Thomas von Aquino, in dessen *libris de regimine principum* das Wort *Politia* zuerst häufig vorkommt, auch diese Bedeutung und keine andre hat. Hierauf geht der Vf. zu dem ausführenden Wirken der Regierung über und schildert zuerst das Völker- und Weltbürgerrecht. Obgleich der Vf. die juristische Seite der Materie vorzüglich im Auge behält, so nöthigt die tiefre Betrachtung ihn dennoch so sehr dazu, die Gegenstände auch in ihren historischen, ethischen und politischen Beziehungen gehörig zu erörtern, dass der juristische Charakter der Abhandlung sich verliert. Nachdem das Recht der Völker an Sachen und aus Verträgen besprochen worden, erhebt die Abhandlung sich gleich zu interessanten Bemerkungen über den Zusammenhang des Familienrechts mit dem Völkerrechte in Europa (IV, 57). Sobald die Rede auf die gütlichen Verhandlungen unter Völkern kommt, so wird das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in seiner ganzen Bedeutung und Wirksam-

keit beleuchtet, wie es das gute Vernehmen der Fürsten möglich erhalte, wie es rein nach der geographischen Lage, nach den Interessen des Handels, der Verfassung u. s. w. das politische System ergreifen könne und solle (IV, 67). Wo die Abhandlung auf den Krieg übergeht, wird die Kriegswissenschaft und die Kriegskunst, die Politik des Krieges, das Verhältniss des Krieges zu den innern Angelegenheiten und die Kunst, Eroberungen am besten zu behaupten, auf das Beste besprochen. Der Erhebung der Völker zu einem Völkerstaate ist ein ganzes Buch gewidmet. Vortrefflich wird nachgewiesen, wie die Rechtsidee aus dem Staate fortschreite zum Völkerstaate, wie daher die Verfassung des Völkerstaates auf dieselben Grundsätze sich stütze, auf welche sich die Staatsverfassung gründet, wie nach der Geschichte des europäischen Staatensystems sogar die Staatsgeschichte in der Staatengeschichte sich umkehrt. Der Verf. beweiset das letztre durch folgendes Schema (IV, 247):

Perioden.	*Die Verfassung der Staaten.*	*Die Verf. des Völkerstaates.*	*Verhältniss von beiden.*
I.	Die Aristokratie vorherrschend.	Eine geistliche Monarchie.	Ansehn des Pabstes in den innern und äussern Angelegenheiten der Staaten.
II.	Die monarchische Gewalt erhält das Uebergewicht.	Eine Demokratie, System des politischen Gleichgewichts.	Religionsunruhen, dann Eroberungs- und Thronfolgekriege.
III.	Repräsentativverff. treten ein.	Aristokratie.	Revolutionskriege.

Sofern ein Völkerstaat sich auf Staaten als Individuen gründet, ist die Rechtsidee auch durch den Völkerstaat noch nicht in allen Beziehungen realisirt; es muss die Rechtsidee noch das Verhältniss der Einzelnen zur Gattung, zur Menschheit durchdringen. Darauf gründet Zachariä das *Weltbürgerrecht*, welches, vom egoistischen Princip der alten Staatskunst meistens ganz verkannt, durch das Christenthum in die Erscheinung gekommen ist. Es that ungemein wohl, diese theuersten Wahrheiten sich von dem Verf. *rechtsgelahrt* demonstriren zu lassen! Je ferner die Menschheit noch von einem allgemeinen Völkerstaate ist, je schwächer noch die Hoffnungen ewigen Friedens sind, desto natürlicher erscheint die vorherrschende Rücksicht auf die äussere Sicherheit, welche die Staatsgewalt gewissermassen nöthiget, auf ihre Macht vor allem bedacht zu sein. Diese Obsorge der Macht nennt Zachariä das Herrscherrecht. Dasselbe dreht sich zunächst um die Bevölkerung, um die Zahl und Gesundheit der Einwohner. Hinsichtlich der Gesundheitspflege wird mit Recht bemerkt, dass nur bei Missbräuchen des Eigenthumsrechtes, bei der Nothwendigkeit gemeinsamer Anstalten, bei der Aussicht einem Uebel bestimmt vorzubeugen, bei dem Obwalten gewisser Vorurtheile oder einer entschiednen Unmündigkeit Anlass zu gesetzlichen Vorschriften behauptet werden kann, dagegen die Leibesübung als ein sehr wichtiger Gegenstand der Medicinalpolizei hervorgehoben. Die Darstellung der Kulturpflege, welche sich an die Körperpflege anschliesset, wird von dem Verfasser durch eine Untersuchung über die Quelle und Erzeugung der geistigen Güter eingeleitet, die Kultur als Erwerbung geistiger Güter theils durch Schulunterricht, theils durch Nachdenken und Lesen betrachtet und zuletzt der nothwendige und nützliche Einfluss der Regierung auf Erzeugung und Erwerbung der geistigen Güter näher bestimmt. Von der Kultur hat der Verf. die sittliche Erziehung der Bürger abgesondert und von der sittlichen Erziehung wieder die Religion und ihre Wirksamkeit in der Kirche getrennt. Allerdings gewährt diese Trennung dem Vf. den Vortheil, über die Charaktere in staatlicher Beziehung, über öffentliche und häusliche Erziehung, über den Einfluss der Verfassung und Verwaltung auf den Nationalcharakter, über den Verfall der Sittlichkeit, über die Religion als öffentliche Angelegenheit nach den verschiedenen Systemen des Religionszwanges (Theokratie oder Priesterherrschaft und Staatsherrschaft) und der Religionsfreiheit, über den Katholicismus und Protestantismus in den Beziehungen auf den Glauben, auf das Kirchenthum, auf den Kultus und auf den Staat, ja sogar über die Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche sich auf das ausführlichste zu verbreiten; allein schwerlich leistet diese Specialität Ersatz für die wichtigen Einsichten, welche eine ungetrennte und beziehungsweise Erwägung des Unterrichts, der Erziehung und des Kirchenthums gewährt haben würde.

(Der Beschluss folgt.)

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Dr. K. S. Zachariä's Vierzig Bücher vom Staate.

(Schluſs.)

Diese drei Gegenstände dürfen in der That nicht ganz gesondert werden, wenn sie nicht ihren Zweck verfehlen sollen: sie müssen zusammenwirken, wenn es eine ächte Bildung geben soll. Die Wirksamkeit der Regierung hat sich auf die häusliche Erziehung und auf das gegebne Kirchenthum nicht direkt einzulassen, aber sie muſs indirekt durch das Schulwesen desto mehr einzufliesen streben; die Schule ist es, durch welche die Förderung der Geister von Seiten der Regierung im weitesten Maſse geschehen kann, wenn Erziehung und Religion unter den gegebnen Verhältnissen die bedeutendsten Hemmnisse darbieten. Natürlich stellen sich nirgends die Mängel eines bloſsen Bilanzsystems der Ansichten so scharf heraus als in jenen Theilen der Regierungslehre, wo es sich um die übersinnlichen Interessen handelt; denn hier ist Ja und Nein eine falsche Theologie!

D. Ueber des Verfassers Staatswirthschaftslehre.

Ein Hauptgrund der Herrschermacht beruht auf dem National- und Staatsvermögen; deswegen muſs die Regierungslehre in die Staatswirthschaftslehre übergehen. Der Verf. scheint durch äuſsere Rücksichten bewogen worden zu sein, die Staatswirthschaft als ein für sich bestehendes Ganze auszuarbeiten. Mit groſsem Recht wird bemerkt, daſs in der politischen Oekonomie gerade hinsichtlich der Fundamentallehren noch sehr viel zu leisten sei; doch will der Verf. diese Bemerkung als keine Verheiſsung ausgelegt wissen (V, 31). In der That ist Zachariä nicht darauf ausgegangen, die materielle Seite der politischen Oekonomie zu fördern, sondern hat sich mehr um die formelle Seite bemüht. Wer sich das Unsystematische der meisten Systeme der politischen Oekonomie vergegenwärtiget, wird gerne eingestehen, daſs durch eine probehaltige Verbesserung des Formellen ein sehr groſses Verdienst erworben werden kann. Der Vf. setzt sich jedoch durch diese seine Aufgabe in eine ihm ganz neue Stellung und es ist interessant, die bis hieher in bunten Einfällen und Bemerkungen spielende Kombinationsgabe in eine originelle Terminologie und Dialektik umschlagen zu sehen.

Wie sehr jedoch der Inhalt befriediget, welcher vielleicht von der Gelehrtheit des Autors das glänzendste Zeugniſs liefert, so kann doch die eigenthümliche Formation der politischen Oekonomie nur geringen Beifall abgewinnen. Die — von Andern schon vorgeschlagne — Abtheilung der Wirthschaft in die allgemeine und in die Staats-Wirthschaft und die Subdivision der letztern in die Volkswirthschaft und in die Staatshaushaltung verspricht für den ersten Anblick allerdings die beste Methode der Entwicklung. Je wichtiger es ist, die verschiednen Standpunkte der socialen Oekonomie zu begreifen, desto nützlicher scheint es, erst die Wirthschaft in rein geselligen Verhältnissen zu betrachten und dann die Modifikationen zu beleuchten, welche das staatsgesellschaftliche Leben mit sich bringt. Nicht wenige Irrthümer der Staatswirthe gründen sich bloſs darauf, daſs die Veränderungen, welche die Gesetze der geselligen Oekonomie durch ein concretes Gesellschaftswesen erleiden müssen, nicht gehörig eingesehn wurden. Aber die Abtheilung der politischen Oekonomie in allgemeine und Staatswirthschaft kann nur dann fruchtbar werden, wenn die allgemeine Wirthschaft auf schlechthin allgemeine Regeln der Oekonomie begründet und die Volkswirthschaft aus den Bedingungen eines concreten Volkslebens gehörig entwickelt wird; auſserdem droht die Gefahr, gewisse Abstraktionen aus gesellschaftlichen Zuständen zu absoluten Gesetzen zu erheben und die concreten Nationalverhältnisse auf das schnödeste zu übersehen. Der Verf. hat die Klippen seiner Eintheilung nicht ganz glücklich überwunden. Was die allgemeine

Wirthschaft anbelangt, so finden wir darin mehrere unzulässige Abstraktionen. Ich deute nur auf den Satz, dafs die Arbeit ursprünglich den Tauschwerth bestimme und dafs eine Erhöhung des Preises über diesen Werth nur durch das Monopol des Eigenthums entstehe (V, 58). Lehret denn nicht das Leben täglich, dafs eben so oft die Preise die Renten, als die Renten die Preise machen? Ist es nicht ein Widerspruch, Eigenthumssicherheit als die erste Bedingung der Oekonomie darzustellen und das Eigenthum als ein den Produktenpreis steigerndes Monopol anzusehen? — Was wieder die Volkswirthschaft anbetrifft, so wird wohl Niemand die Volkswirthschaft in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit dadurch gezeichnet finden, dafs das Nationalvermögen in seinem Entstehen und Vergehen, der Nationalerwerb und die Systeme seiner Pflege, (welche der Verf. folgendermafsen eintheilt: *A.* Erwerbsgemeinschaft, *B.* Erwerbsfreiheit, *C.* Erwerbsvormundschaft nach den Interessen *a*) der Verfassung, *b*) der Verwaltung, *c*) des äufsern Handels) vor den Augen des Lesers ziemlich schnell vorübergeführt werden. — Noch weniger kann die Abtheilung der allgemeinen Wirthschaft zusagen. Der Verf. läfst das so wichtige Moment der Konsumtion, das noch lange nicht in seinem Einflusse auf die Erzeugung und Vertheilung der Güter genügend erwogen ist, ganz aufser Acht und behandelt die Oekonomie als blofsen Erwerb. Eine Folge ist unter andern die gewifs nicht probehaltige Identificirung des Kapitales und jedes Gütervorrathes (V, 96). Um jedoch die Möglichkeit eines Erwerbes Aller klar zu machen, sondert der Vf. den Erwerb in den objectiven und subjectiven. Der objective Erwerb ist identisch mit der Produktion und ist ein unmittelbarer (aus produktiver Arbeit) oder ein mittelbarer (aus produktivem Kapitale). Der subjective Erwerb ist identisch mit dem Einkommen geselliger Menschen. Derselbe ist ein ursprünglicher und ein abgeleiteter; sonderbar genug ist nur von dem ursprünglichen die Rede. Der ursprüngliche subjective Erwerb beruht theils auf dem Gütertausche, theils auf der Gütermiethe und der letztre zerfällt in fünf Renten: Arbeitslohn, Grundrente, Geistesrente, Kapitalzins und Kreditrente (V, 125). Man sieht, dafs durch diese Benennungen und Trennungen an Klarheit nichts gewonnen wird; manches mufs aber entschieden bestritten werden. Hieher gehört die Fünftheilung der Renten. Zwar haben auch Andre die übliche Klassifikation schon verlassen, Schenk hat neben die Grundrente eine Viehrente gestellt; jedoch ist es auffallend, den Unternehmungsprofit streichen und eine Geistes- und Kreditrente einschieben zu wollen. Der Vf. hat sich hiebei einen doppelten Irrthum zu Schulden kommen lassen, er hat einerseits abgeleitetes Einkommen wie ursprüngliches behandelt, andrerseits Gründe höhern Lohns (z. B. beim Geschäftsführer, den hoher Kredit zum Dienste beruft, V, 193) als Gründe besondrer Renten angesehen. — Ich weifs nicht einmal, ob die besten der neuen Bezeichnungen probehaltig sein können. Der Ausdruck „Brauchlichkeit" für „Gut" gefällt anfangs sehr, weil er die moralischen Güter ausschliefst; allein bei näherer Ansicht findet man doch, dafs er nach der Etymologie nur den Gebrauchswerth bezeichnet und alle unökonomischen Erdengüter (z. B. den Sonnenschein) nicht ausscheidet.

Ich mufs die Ausstellungen schliefsen. Sollte ich deren viele angebracht haben, so erwäge man das Volumen des Werkes. Ist meine Absicht nicht durch den Ausdruck verdunkelt worden, so mufs meine Würdigung des Werkes für eine gebührend anerkennende gelten. Wir sind in der Staatswissenschaft so lange mit der Ambrosia der Abstraktion regalirt worden, dafs oft eine materiellere Kost ordentlich eine Wohlthat ist.

Johann Schön.

CIII.

Servius. Blätter für juristische Kritik. Von Dr. Emil von Meysenbug. — Hic enim attulit hanc artem, omnium artium magistram, quasi lucem ad ea, quae confuse ab aliis aut respondebantur aut agebantur. Dialecticam, inquit, mihi videris dicere. Cic. — Erstes Heft. Berlin. Nicolaische Buchh. 1834. VIII. 165.

Was Goethe (L. 196 flg.) bei Gelegenheit einer Aeufserung Victor Cousins in nächster Beziehung auf Newtons Farbenlehre und die neuere Chemie über „*Analyse und Synthese*" sagt, ist ein Wort für unsere Zeit in allen ihren Beziehungen; es ist auf alle Zweige der Wissenschaft anwendbar. Der Dichter hat hiermit in „*zarter Empirie*" dasjenige anschaulich zur *Vorstellung* gebracht, was sich spekulativ an den Verhältnissen des *analytischen* und *synthetischen* Erkennens zu einander, so wie zur *praktischen* Erkenntnifs, und zur *immanenten* Begriffsentwicklung in der Wissenschaft der Logik (Hegels Werke V. 278. 288. 320. 327.) für den *Begriff* zu Tage legt.

Der gesunden Analysis liegt — dies ist das Erste — die *einzelne* Erscheinung, als eine *ganze*, in ihrer unmittelbaren Ein-

heit zum Grunde: es ist dabei, wie Goethe sagt, die Synthese, als Unterlage, vorausgesetzt. Diese Analyse verkehrt sich, wenn sie, statt von der unmittelbaren *Einheit* und Ganzheit der gegebenen Erscheinung, vielmehr von der abstrakten *Einfachheit* derselben, nicht von dem *ganzen*, sondern von dem *blofsen* Factum ausgeht, womit nothwendig alle weitere Entwicklung aus der Sache selbst abgeschnitten ist. So analysirt Newton nicht aus der Farbe, welcher die Synthese von Licht und Finsternifs in ihrer *Einheit* zum Grunde liegt, sondern aus dem blofsen Lichte in seiner abstrakten *Einfachheit*, woraus natürlich nichts hervorgehen kann, als Hypothesen, hiermit *subjektive Meinungen*.

Diese allgemeine Wahrheit wird in den vorliegenden Blättern unter Beziehung auf Goethe's Bemerkung S. 72 auf die Jurisprudenz angewendet. Darum tragen diese Blätter den Namen eines berühmten Römischen Juristen, welchem die erste Einführung dialektisch-kritischer Philosophie in die Jurisprudenz zugeschrieben wird; sie können ihn mit Recht führen, denn sie handhaben ebenfalls die Dialektik und Kritik im Gebiete der Jurisprudenz, und zwar mit spekulativer Einsicht zur Aufklärung noch verworrener Vorstellungen.

„Es giebt nur zwei Methoden des *endlichen* Erkennens, die „*analytische* und *synthetische*, und nur in ihnen hat die Jurispru„denz, gleich anderem Wissen, sich *bisher* bewegt: beide Me„thoden haben die Wissenschaft zu Stande gebracht, sie sind „ihre Geschichte. — Die *Analysis* ist aber, dem Begriffe wie „der Zeit nach, die *erste*." S. 54. Diese ist auch, als geschichtliches Moment in der Vergangenheit und Gegenwart, der Gegenstand dieser Abhandlung, denn sie war die Methode der Römischen Juristen. Der weitere Fortgang ist die *synthetische* Methode, welche von der Mannigfaltigkeit der Bestimmungen eines Gegenstandes auf deren Einheit zurückgeht, wie die Analysis von der noch unmittelbaren Einheit derselben in ihre Unterschiede vorwärts schreitet. Erst die Synthesis bringt es zur Definition, S. 56 zur Division, zum Theorem, aber noch nicht zum absoluten Begriffe. Diese Synthesis ist die Methode des gemeinen deutschen Rechtssystems, S. 163. 57. und wird der Gegenstand einer folgenden Abhandlung sein. Aber die vorliegende ist bestimmt, die analytische Methode der *Römischen* Juristen in ihrem Unterschiede von dem analytischen Verfahren der neueren *historischen* Juristenschule nachzuweisen, welches als „*das Meinen und Analysiren*" bezeichnet wird und durch seine unwillkommene Opposition gegen die spekulative Rechtswissenschaft diese zur Gegenwehr herausfordert.

Zuvörderst scheint es schon an sich bedenklich zu sein, wenn die Rechtswissenschaft zu ihrer Fortbildung eine retrograde Bewegung macht und zu früherer Methode, als ihrem einzigen Muster und Vorbilde, zurückkehrt; es zeigt sich aber noch überdies, dafs die gesunde Analysis, welche als die ursprüngliche der R. Rechtswissenschaft zum Grunde lag, von der gegenwärtigen Zeit in Folge ihres dualistischen Standpunkts verfehlt und verkehrt wird. Der Analysis der Röm. Juristen lag als ihre Voraussetzung eine Synthese zum Grunde, welche in dem Factum sich wirklich vorfand, von dem die Juristen ausgingen. Deshalb ist sogar den Römern die synthetische Methode zugeschrieben worden. S. 56. Die historische Schule hingegen abstrahirt überall von der Synthese der gegebenen Erscheinung, sie geht nur von einem abstrakten sinnlichen Momente derselben aus, welchem demnächst, wie *ex machinâ*, die anderen Momente *von aufsen* zufallen, weil sie in Ermangelung aller Synthese aus dem Innern sich nicht entwickeln können. So geschieht es, dafs diese Theorie am Ende selbst nicht weifs, wie sie zu dem Aggregate mehrerer Momente kommt.

Es ist wohl zu merken, dafs die Synthese in der *Natur* als ein sichtbares, offenbares Geheimnifs vor die Augen tritt, hingegen im Gebiete des *Rechts*, als des *Geistes*, als geheimnifsreiche, unsichtbare Offenbarung sich erweiset. Die Synthesis im Rechte ist der Geist selbst in seiner Offenbarung. S. 73. 74. Auch der Römischen Analysis ist dieser *Geist* die Grundlage: die historische Schule hingegen hat den Leib ohne Seele, das Factum als Leichnam zu seinem Ausgangspunkte. S. 75. 86. Sie unterscheidet sich von der Newtonschen Farbenlehre nur dadurch, dafs die letztere von der Seele in ihrer Scheidung vom Leibe, nämlich vom Lichte, hingegen jene umgekehrt von dem Leibe in seiner Trennung von der Seele, nämlich vom Dunkel, ausgeht: beide sind darin gleich, dafs sie nicht von der Synthese des Leibes und der Seele ausgehen.

Diese Wahrnehmungen erläutert der Verf. specieller an der Lehre vom *Besitze*, zunächst an dem sogenannten *Begriffe* des *Besitzes*, S. 70. 81., von dessen *ganzer* Vorstellung die Römer ausgingen, so dafs sie darin *corpus* und *animus* verbunden wufsten, (*l.* 1. §. 15. *D. si is qui test. liber esse juss. erit. l.* 3. §. 1. *D. de acq. vel amitt. poss.*) während die gegenwärtige historische Schule sogleich damit anfängt, dafs sie sich an der Integrität und Fülle der Vorstellung vergreift, von der darin gegebenen unmittelbaren Synthese abstrahirt, und von dem blofsen Factum der *Detention* ausgehet, welches demnächst gleichwohl, obschon selbst ohne Recht, als „*Grund*" des werdenden Eigenthum*srechts* zur *Usukapion* qualifiziren, und als „*Schatten*" des Eigenthums den *Rechts*schutz durch *Interdicte* zur Folge haben soll. S. 100. 126.

Das Gesagte bestätigt sich daher auch ferner an der Theorie dieser Schule von dem *Usukapionsbesitze*, S. 100, wozu sie den Grund nicht zugleich in der mit dem Besitze selbst fortlaufend verbundenen *causa possessionis*, sondern unabhängig hiervon in dem blofsen Factum des Besitzes findet, während *l.* 3. §. 5. *de acquir. vel amitt. poss.* in Verbindung mit *l.* 2. *pr. Uti possidetis* der *possessio*, selbst der *injusta*, ein *Recht* zuschreibt und darum zuschreiben mufs, weil jeder Besitz ein Ausdruck des menschlichen *Willens* ist und hiermit als „unser anderes Selbst" respectirt werden mufs. S. 87. Mit jener Reduction des Geistes auf sein *caput mortuum* hängt auch das Verhalten der historischen Schule gegen die Unterscheidung eines *titulus* und *modus* der Erwerbung, welche beide die Römische Jurisprudenz in der Erscheinung unmittelbar verbunden weifs, auf das genauste zusammen, S. 107, denn es wird hiermit wiederum das Factum von dem berechtigenden Willensmomente abstrahirt, indem der *modus* als unabhängig von dem *titulus* angesehen wird.

Noch mehr tritt aber diese neuere Analyse in ihrer Abstrac-

tion als verfehlt und verunglückt hervor, wenn sie den Rechtsgrund, welcher dem Besitze den Schutz durch *Interdicte* verschafft, nachweisen soll. Sie kann ihn nicht in dem Besitze selbst finden, weil sie diesen nicht als Willens-That, nicht als Factor, sondern als blofses Factum auffafst, dem das Recht nicht inwohnet, sondern äufserlich zukommt. Weil sie solchergestalt die rechtliche *Ursache* des Schutzes nicht in der *Sache* selbst, nicht in dem Besitze finden kann, so geschieht es, dafs diese Ursache *auswendig* in der Störung des Besitzes gesucht wird, welche als Gewalt, als Erschleichung, als Precarium, d. h. als rechtlose Zurückhaltung, an sich nach ihrer *Form* unzulässig sei, so dafs dem Besitze nicht das mit ihm verbundene Recht, sondern das Unrecht der Störung zu Statten kommt oder zum Schutze gereicht, und dem Besitzer kein Recht auf Detention, sondern nur ein Recht gegen die Störung derselben zustehen soll. S. 112.

Das letzte Beispiel zur kritischen Beleuchtung der gegenwärtig geltenden historisch-juristischen Forschung ist die moderne Vorstellung von der *naturalis possessio*, in welcher die Quelle alles Besitzes liegen, und doch alles Juristische, hiermit jedes Rechtsmoment, mehr oder weniger, d. h. entweder für immer oder doch für jetzt negirt sein soll. S. 143 flg. Hiernach wird die *possessio* in ihrer *Natürlichkeit* als das blofse Factum, der Detention gefafst, welchem der *animus*, die Seele des *corpus*, oder das *Uebernatürliche*, hiermit das Recht, erst hinzutreten mufs, um Civilbesitz zu werden. Allein daraus folgt auch weiter, dafs die äufsere Detention, *corpus*, welche dem Willen vorausgeht, nicht der Grund des Besitzes sein kann, welcher vielmehr, als das Recht dazu, nur in dem Willen selbst liegen kann, der sich erst in der nachfolgenden Detention ausspricht und realisirt. Das *Erste*, der Anfang des Besitzes, ist mithin der *animus*, das *Zweite* ist dessen Aeufserung im Zugreifen, *corpus*, welchem der *animus* fortwährend innewohnt, denn mit seinem Verschwinden tritt das Gegentheil der Detention, nämlich Entäufserung ein. Immer versteht es sich aber, dafs zur Apprehension die *Möglichkeit* gegeben sein mufs, nur dafs diese Möglichkeit darum nicht der Grund des Besitzes sein kann: und noch weniger kann die blofse *Möglichkeit*, das physische *Vermögen* für sich allein, schon Besitz sein. Sonst könnte einer zum Diebe werden, während er dem Vermögen zu stehlen widersteht.

Hier möchte nun Referent statt alles Andern nur Eins zu künftiger weiterer Erwägung hinzusetzen. Der Schlafende (vgl. S. 151) besitzt das Stück Geld noch nicht, das ihm ein Anderer im Schlafe in die Hand gelegt hat: dieses Halten in der Hand, diese Detention im Schlafe ist auch nicht der Grund und Anfang eines etwa nachfolgenden Besitzes, sondern blofs eine äufsere Möglichkeit dazu zu gelangen: der Grund und Anfang des Besitzes hingegen kann nur darin liegen, dafs der Schlafende beim *Erwachen* mit dem erwachten Bewufstsein und Willen frisch zugreift, wodurch erst die Möglichkeit zur Wirklichkeit, die Detention zum Besitze kommt. So weit ist die historische Schule allerdings im Irrthum, wenn sie etwas anders behauptet, oder wenigstens aussagt, ohne es darum so zu meinen. Allein nun ist auch das seelenlose Factum der Detention, von dem die gerügte Analyse ausgeht, von der anderen Seite zu betrachten. Für den Schlafenden war es wirklich blofses Factum, blofse Möglichkeit, mithin in so fern seelenlos, als es dem Bewufstsein und Willen des schlafenden Inhabers vorausging und davon abstrahirt war; allein die andere Seite liegt in der Beziehung auf den, welcher das Stück Geld dem Schlafenden in die Hand legt, in dieser Beziehung war das Factum eine wirkliche Willensthat: es äufsert sich darin nicht allein der Wille der Entäufserung, sondern auch der Wille, dafs der Andere, der noch schläft, besitzen soll. Und Dieses ist ein Gleichnifs für alles, was im Himmel und auf Erden geschaffen ist. So ist dem endlichen Geiste, als dem geschaffenen, zunächst alles nur, wie im Schlafe, gegeben, auf dafs er, mehr und mehr erwachend, es sich aneigne und mit sich vermittle. Als nur gegeben ist es für den Schlafenden nur ein äufseres unmittelbares Factum, aber an und für sich ist es nicht seelenlos, sondern die Offenbarung des Geistes, welcher es zum Besitze darreicht, (vergl. S. 73) oder die Aeufserung eines schöpferischen Innern innerhalb der Schöpfung. Und in so fern kann doch das für mich zunächst äufsere Factum, weil es eben nur für mich noch äufserlich, mithin seelenlos ist, auch als der Anfang des Besitzes angesehen werden, der von dem Geiste aufser mir ausgeht und mir zukommt, aber von Anbeginn mir verwandt ist, weil er von dem Geiste kommt, dem der Geist in mir angehört. So wird es auch als der Anfang der Menschheit angesehen, dafs sie *geschaffen* ist, d. h. dafs ihr ihr Inhalt *unmittelbar gegeben* ist, ob sie gleich nicht eher wirklich dazu kommt, bis sie zugreift und mehr und mehr damit sich vermittelt. Dies ist die Wahrheit, welche der historischen Schule zum Grunde liegt, und ihr gegenwärtig immermehr zum Bewufstsein kommt: — der Staat ist erst *geschaffen*, ehe er *gemacht* wird —; dies ist auch das Moment, wodurch sich die historische Schule selbst über die Analysis der Römischen Jurisprudenz erhebt, indem sie auf eine noch tiefer liegende Synthese zurückgeht.

Doch es ist hier nicht der Ort, das Angedeutete weiter auszuführen; aber es ist an der Philosophie, diese Wahrheit einer gegebenen Zeitrichtung, die sich ihr zu opponiren scheint, nur desto mehr hervorzuheben, und zu ihrer Vollendung alles Ernstes mitzuwirken; womit das blofse Meinen, welches sich als menschliche Schwachheit daran gehangen, mit allen seinen hinfälligen Einfällen und Hypothesen von selbst als die Schale vom Kern sich ablöset, indem es sich zu der Wahrheit berichtigt, die es eigentlich doch *meint*.

Um so mehr ist zu wünschen, und, wie wir wissen, mit Grund zu erwarten, dafs die rasche Jugend künftig nicht wieder zu so bitterer und übermüthiger Polemik verleiten werde, womit die Verdienste gelehrter und inhaltreicher Forschungen, wo nicht verleugnet, doch in den Hintergrund gestellt werden, indem das Vergängliche, was sich damit verknüpft hat, allein in den Vordergrund tritt. Ueberhaupt sind auch die endlichen Erkenntnifsweisen der *analytischen* und *synthetischen* Forschung, zumal in ihrer Verbindung mit der *praktischen* Ausbildung, nicht blofs in ihrem successiven Verlauf, als vergangen, sondern auch als gleichzeitig bestehend und gesteigert in Ehren zu halten, und nach ihrem Materiale, wie nach ihrer inneren Bedeutung zu benutzen.

Unter solchen Aussichten und Bedingungen ist es desto erfreulicher, einen jungen geistreichen Juristen mit solcher spekulativen Einsicht, welche wirkliche Aneignung voraussetzt und nur Wenigen sich erschliefst, und zugleich mit exegetischer Tüchtigkeit in die Schranken seiner Laufbahn eintreten zu sehen. Und gewifs wird auch diese seine erste Schrift, wiewohl sie noch mit der Sprache schwerfällig zu ringen hat, hauptsächlich bei jüngeren Juristen, welchen der Verf. am nächsten steht, einigen Eingang finden, um nach und nach immer Mehreren die „herrliche Epoche" zu eröffnen, „in der uns das Faffliche" nach seiner Oberflächlichkeit „gemein und albern vorkommt."

C. F. G.

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

CIII.

Die Hegel'sche Religions-Philosophie, verglichen mit dem christlichen Princip von C. A. Eschenmayer, Prof. in Tübingen. Tübingen 1834. *VIII. u.* 165 S. 8.

Herr Professor Eschenmayer gehört zu den Veteranen unserer heutigen philosophischen Litteratur. Wenn ein solcher in einer so bedeutenden Angelegenheit als die Hegel'sche Religionsphilosophie das Wort nimmt, so vermuthet man, er werde etwas Wichtiges dafür oder dagegen vorzubringen haben. Wie drückend aber ist die Empfindung, sich am Ende gestehen zu müssen, dafs der an sich ehrwürdige Veteran leider auch zum schwachen Invaliden geworden, dessen ganze Theilnahme in einem breiten und seichten, nur durch gereizte Empfindlichkeit belebten Gerede besteht, aus dem mehr als zur Genüge hervorgeht, dafs ihm zum Begreifen Zeit oder Lust, Kraft oder Willen vergangen sind. Forderte nicht der Ernst der Sache ernste Berücksichtigung, so sollte man aus Höflichkeit lieber ganz schweigen, da die Philosophie als *Wissenschaft* Hrn. Esch. gänzlich verhafst und das Fühlen, Glauben und Ahnen ihm der Mittelpunkt der Speculation geworden ist. Er verspricht in dieser Schrift, die Heg. Relig. Ph. mit dem christlichen Princip zu vergleichen, weshalb, vergönnte es der Raum, am füglichsten alle philosophische Discussion bei Seite geschoben und seinen Bibelstellen mit andern geantwortet würde. Aus Hegel ihm alle Stellen aufzuführen, die einseitige Auffassungen corrigiren und das fragmentarisch Räthselhafte durch Combination mit dem Ganzen aufhellen könnten, würde ebenfalls zu weitläufig werden. Wir begnügen uns daher mit einer kurzgefafsten Angabe seiner eigenthümlichen Ansicht, die er für die christliche ausgiebt, da wir die H.'sche schon früherhin nach ihrem vollständigen Zusammenhang vorgetragen haben.

Nach Hrn. Eschenm. ist Gott für uns undenkbar, ein Urtheil, welches ohne den Gedanken Gottes sich gar nicht aussprechen läfst. Er ist ein Wesen, von welchem wir keine Prädicate angeben können, denn Prädicate würden in dem Einen Unterschiede bestimmen, Unterschiede aber würden Verendlichungen des Unendlichen sein. Gott mufs daher als prädicatlos, als potenzenlos bestimmt werden, nach welcher Entleerung wir also nur wissen, dafs Er *ist*; das *Er* bleibt ohne Inhalt; als völlig unbestimmt ist das Sein des undenkbaren Er Nichts und dies *Nichts* ist Eschenmayer's Gott.

Im Widerspruch mit der Forderung solcher Bestimmunglosigkeit nennt er ihn den *Heiligen*. Es scheint somit, als dürfe man doch eine Bestimmung hoffen, da das Sein durch ein Prädicat sich erfüllt. Aber das Heiligsein soll jedem Begriff entfliehen und nur im Glauben, im Ahnen soll der menschliche Geist sein Erkennen (?) zu dieser transcendenten Idee erheben können. Derjenige würde tief unter dieser höchsten Idee bleiben, der sie etwa als die Einheit der Wahrheit und Güte bestimmen wollte, denn Gott *ist nicht* die Wahrheit und Güte; Ihm als dem Heiligen sind beide tief untergeordnet. Das Resultat ist also, dafs das Heiligsein, da es nicht gedacht, nicht bestimmt, nicht gesagt werden kann, für uns Nichts und dies Prädicat, weil es Nichts ausspricht, ein Scheinprädicat ist.

Weil nun Gott etwas ist, das alles menschliche Denken und Ermessen unendlich übersteigt, so ist er auch nicht als die Idee, noch weniger als Thätigkeit, als *Processs* zu fassen. Zwar schafft er; allein auch vom Schaffen — was doch wohl ein Processs, ein Unterscheiden, ein aus sich Herausgehen, ein in sich Zurückkehren wäre — haben wir keinen Begriff, nur von Erschaffenem. Was sich aber nicht in sich selbst bewegt, das ist *todt*; ein Sein, das, in starrer Einheit, sich nicht von sich selbst unterscheidet und in solcher Differenz von sich mit sich in Identität bleibt, ist abermals Nichts; das Nichts ist das Todte.

Um seinen todten Gott zu beleben, predigt Eschenmayer die Weisheit des Koran. Er wirft aller bisherigen Philosophie vor, den *Willen* Gottes nicht vom *Wesen* desselben gehörig unterschieden zu haben; eine Abtrennung, welche eben so neu und hypermystisch oder seicht ist, als, dafs das Heiligsein alle Wahrheit und Güte transcendiren soll. Das Wesen Gottes sei für uns verschlossen; in der erschaffenen Welt offenbare er nicht sein Wesen, nur seinen Willen; das Sein der Welt wie das Wissen von ihr seien blofse Stückwerke, weil Gott uns nur so viel zeige, als ihm gerade *beliebe*, ein Punkt, den Muhamed fast in jeder Sure einschärft. Wir haben also den Willen Gottes von nun an als die *absoluteste Willkür* zu nehmen und, da die Willkür das ganz Unbestimmte ist, so ist auch das Prädicat des Willens auf solche Weise glücklich zum Nichts verschwunden.

Daraus folgt unmittelbar, dafs wir die *Welt* nicht als einen Spiegel der *Totalität* des göttlichen Wesens, ihre Ordnung nicht als eine aus dem Wesen Gottes entstehende *Nothwendigkeit* aufzufassen haben, sondern dafs das Alles zufällig ist und nur *insofern* nothwendig genannt werden kann, als der unbekannte Er es so will. Es hätte auch anders sein können und, gefällt's ihm einmal, so schafft er sich die Welt um. Das Gesetz der Natur wie des Geistes ist schlechterdings kein absolutes, nur ein relatives und relativ höchstes, insofern Gott es gerade so will. — Es versteht sich, dafs Hr. Eschenm. bei dieser Gelegenheit (S. 23) behaglich wiederholt, was er mit so grofsem Bombast vor schon zwanzig Jahren an Schelling schrieb, dafs es „eine höhere Natur, ein höheres Leben, einen höheren Weltplan gebe, als was dieses arme Erdenvolk vollbringt. Wer in Beziehung auf Gott und das All an der Erde und ihrem Geschlecht kleben bleibt, der gleicht dem Maulwurf, der den Hügel, den er aufgestofsen, für die Welt hält." Einen „höheren Weltplan und ein höheres Leben" anzunehmen, als durch die Menschwerdung Gottes in Jesu Christo dem menschlichen Geschlecht zu Theil geworden, dürfte eben so unchristlich als unphilosophisch sein. Nur die in der gestaltlosen Weite des Nichts schwelgende Träumerei, welche mit dem Streben nach Erkenntnifs des Wahren sich selbst und Andere betrügt, verdunstet gern in dem Schwall von Möglichkeiten, während die Religion, die Philosophie und Gott wahrscheinlich auch an Einer vollkommensten Welt und an Einer Weltgeschichte sich genügen lassen. Da jedoch Schelling diesem eitlen Bettelstolz der Philosophie schon so vortrefflich geantwortet hat, so mag man seine Erwiderung an Hrn. Eschenm. jetzt von Neuem zur Erbauung für Geist und Herz wieder nachlesen.

Wenn nun Eschenm. so viel davon spricht, dafs der Hegel'schen Phil. das Princip der *Freiheit* fehle, so übersieht er offenbar eine ihrer vielbesprochenen, sie vom Spinozismus abscheidenden Grundbestimmungen, dafs die Substanz wesentlich Subject ist. Hierin liegt, dafs die Freiheit das Princip der Nothwendigkeit, dafs ihre Ordnung eine vom Willen gesetzte, oder dafs der *Grund des Gesetzes* nicht das Gesetz als solches, vielmehr der es setzende *Wille* sei; wozu sich aber derselbe bestimmt, das geht nicht aus willkürlichen, wesenlosen Fictionen, sondern allerdings *ex necessitate naturae* hervor; der Inhalt ist so absolut als die Form.

Wie nun Hr. Eschenm. jeden Anhalt des Begriffs zu Nichte macht, so kämpft er auch gegen die philosophische Terminologie und geht so weit, dafs er ein *Kriterium* der Wahrheit darin finden will, ob ein Mensch wohl beten könnte (S. 107): „O, du ewig bei dir bleibende, zurückkehrende und zurückgekehrte Identität! Erhöre uns!" oder: „Du absolute Einheit der göttlichen und menschlichen Natur! Vergieb uns unsere Sünden!" Als wenn die Hegel'sche Philosophie sammt ihren Anhängern so in ihre Sprache vernarrt wäre, dafs sie nicht die verschiedenen Sprachgebiete zu scheiden und sachgemäfs auseinander zu halten wüfste. Dafs er selbst durch solche Wendungen nur den Spott gegen sich erregt, scheint Hr. Eschenm. gar nicht mehr zu empfinden, nachdem er das Joch des Begriffs einmal abgeschüttelt hat und, wie ein abgeschirrtes Rofs, nach Belieben auf der fetten Weide des Gefühls hin und hergras't. *Vater* und *Sohn* nämlich sollen in Bezug auf Gott nicht Ausdrücke der Vorstellung sein, sondern im eigentlichsten Sinn (also als Vorstellungen) genommen werden müssen. Uebersteigt dann aber die *Selbstzeugung* eines Sohnes vom Vater nicht schon das Vorstellen, für welches ein Individuum immer von zwei anderen, Vater und Mutter, erzeugt wird? Oder soll die Maria mehr als ein Gefäfs des ewigen Gottes sein? Eine physische Zeugung *darf* man sich demnach schwerlich vorstellen; eine geistige aber, von Ewigkeit zu Ewigkeit, *kann* man sich die *vorstellen? Mufs* man eine so ununterbrochene, anfang- und darum auch endlose Continuität nicht *denken!*

Doch nennt sich Christus auch des *Menschen* Sohn? Ist nun Alles eigentlich, nach dem unmittelbaren Sinn der Vorstellung, zu nehmen, wer sind dann seine Eltern? Können wir dann Gott noch als Vater denken, da wir Joseph und Maria als Eltern *vorstellen müssen?* Um dem Unbequemen dieser Dialektik auszuweichen, hat Hr. Eschenm. die *Menschwerdung* des Sohnes wirklich in der laxen Weise aufgefaſst, als ob Christo nicht die *ganze* Fülle der Gottheit leibhaftig inwohnte. Der Sohn ist (S. 10) von dem *Wohlgefallen* Gottes, sein Wort zu offenbaren, *abhängig*; Gott selbst verläſst die Regierung der vielen Sterne nicht, um mit den jämmerlichen Menschen sich so viele Mühe zu geben. Eschenm. wirft Hegel einen *Swedenborgianismus* vor, daſs er (doch wohl in Uebereinstimmung mit der Schrift und mit der kirchlichen Dogmatik) *in Christo Gott selbst* anschauet. Man wundert sich, daſs ein Mann, der jeden Augenblick das Evangelium als Waffe gegen die Speculation kehrt, Schriftstellen ignorirt, wie: „Alles, was des Vaters ist, ist auch mein." „Niemand kommet zum Vater, denn durch mich." „Wer mich sieht, der siehet den Vater" und ähnliche. Müssen die Theologen wegen solcher Lehre Hrn. Eschenm. nicht des *Arianismus* und *Sabellianismus* bezüchtigen, müssen sie ihn nicht auf das Studium der Dogmengeschichte verweisen? In seiner Willkürlichkeit verirrt sich Hr. Eschenm. so weit, daſs er sogar den *Tod* Christi als etwas *Zufälliges* darstellt; freilich war derselbe kein Erfolg eines Fatums, allein Hr. Eschenm. meint, wie Gott bei dem Opfer des Isaak Abrahams Willen für die That genommen habe, so hätte er es bei seinem Sohn auch thun können, *falls die Juden sich bekehrt hätten*; einzig wegen dieses Umstandes habe er den Tod zugelassen. Wir gestehen, Christum ohne den Kreuzigungstod weder vorstellen noch denken zu können; da er aus Liebe d. i. aus absoluter Freiheit starb, so ist ja dieser Tod die höchste Handlung seines Lebens, ohne welchen wir immer noch den Wahn hegen würden, daſs Gott sich selbst ein besseres Dasein aufbehalten habe, als er uns erschuf, indem er uns werdende, kämpfende, sterbende Menschen sein lieſs, wie er selbst, in der Fülle seligbeseligender Ruhe, als ein solcher unter uns wandelte. Daſs er den Tod als nothwendig begreifen will, darüber werden nun Hegel Vorwürfe gemacht; wenn man doch bei solcher Polemik nur nicht mehr thun wollte, als ob man mit dem widrigen Gemisch von halben Vorstellungen und halben Gedanken Philosophie bezweckte. Der Sohn, da er in unserer eigenen Gestalt erschienen, ist am leichtesten vorstellbar; wie ist es aber mit dem *Geist*? Sollen wir ihn als Feuer, als Taube, als Licht oder wie sonst vorstellen? Dies scheint doch zu sinnlich zu sein. Um nicht dem Denken die Ehre geben zu müssen, wendet sich Hr. Eschenm. hier zum *Worte*, läſst es auch, des sinnlichen Eindruckes wegen, in Parenthese hübsch mit Lateinischen Lettern als *Logos* hinzudrucken. Wort ist ein anstöſsiges Neutrum, Logos aber ein Masculinum, das für das Vorstellen entschiedener auf Persönlichkeit hindeutet. Nun bringt er wieder vor, was wir aus Kirchenvätern und Scholastikern längst gelernt haben; der Vater ist das unerzeugt zeugende, der Sohn das gezeugte, der Geist das fortzeugende Wort (S. 128). Was sollen wir nun anfangen? Sollen wir das Wort *eigentlich* oder *uneigentlich* nehmen? Eigentlich? So müſste man Ein bestimmtes Wort, wäre es auch das Wort selbst, haben; dann wäre man aber auch fertig und käme über die Annahme nicht hinaus. Wir wollen daher einen weiteren Umfang zugeben: Wort soll uns Sprechen überhaupt bedeuten. So entsteht die Doppelfrage: was und von wem wird gesprochen? Was? Doch wohl Gedanken, Empfindungen. Wer? Doch wohl das Subject, welches Gedanken und Empfindungen als die seinigen hat. Das Subject eröffnet sich uns somit als der Grund des Sprechens; ist es nun nicht ein Subject neben anderen Subjecten — ein Mensch, ein Engel, wenigstens ein Bileamsesel — so ist es *das Subject* schlechthin, das ursprüngliche, in Hrn. Eschenmayer's Sprache das *unanfängliche* (denn das Erste zu sagen, gilt ihm schon als eine Schmälerung der absoluten Priorität Gottes). Wenn es also *causa sui* ist, so wird sein Sein in *seinem Denken* seinen Grund haben; in ihrem Unterschiede werden Sein und Denken in ihm nicht unterschieden sein; das Sprechen wird nur eine immer entstehende und immer vergehende Aeuſserung seines ewigen Denkens, ein ἄκτυπος, ein ἄρχευς der absoluten Innerlichkeit sein. Da uns jedoch das Denken verboten und das Vorstellen empfohlen wird, was soll man sich unter einem *zeugenden* Wort vorstellen? Da von Gebären u. s. f. nicht die Rede sein kann, weil das Wort sich selbst als eine Geburt erweis't, so werden wir uns schon entschlieſsen müssen, es *uneigentlich* zu nehmen d. h. wir müssen die Form der Vorstellung auflösen; indem wir — wie zuvor geschehen — ihre halbsinnliche

Hülle zerstören, kommt uns als einfacher, in keine andere Form aufzulösender Inhalt der Gedanke des absoluten sich wissenden Subjectes entgegen. Was der Geist ist, kann nur im Denken *begriffen*, wenn auch, worüber Hr. Eschenm. so schöne Worte zu machen versteht, als *Liebe* gefühlt werden; aber sollen Philosophie und Theologie eine Anleitung zu Gefühlen sein?

Hier gelangen wir zu der empfindlichsten Wunde, welche Hegel's Philosophie der denkschlaffen Zeit geschlagen hat; es ist die *Nothwendigkeit der logischen Methode.* Philosophiren möchte man wohl; eine speculative Vertheidigung des Evangeliums gegen die vermeintlich in's Unchristliche abirrende Speculation möchte man vor Allem gern; aber, wie wir hier und anderwärts sehen, mit großsprahlerischen, gedankenlosen Declamationen, mit keckem, um nicht zu sagen, frechem Versichern, wünscht man solchen Ruhm zu erwerben. Im Voraus vertraut man dabei der Gewißheit, daß das Publicum als der Chorus der litterarischen Dialoge, sobald auf die grenzenlose Anmaßung der Hegel'schen Philosophie und namentlich der gleichsam geächteten Hegelianer (sei es mit wahrer oder bei der allgemeinen Mattigkeit oft auch nur erheuchelter Erbitterung) gescholten wird, es an Lobsprüchen über die große Bescheidenheit nicht werde fehlen lassen; Bescheidensein gilt aber unbedenklich mehr als das Wissen des Wahren, denn in dieser Behauptung, das Wahre zu wissen, liegt ja eben die unausstehliche Anmaßung Hegel's und seiner Schule. Hr. Eschenm. hat nun entdeckt, daß in Hegel's System die *moralische* Nothwendigkeit, auf welche es vor allen Dingen ankomme, der *logischen* aufgeopfert und dadurch eben das Christenthum, bei allem Schein der Uebereinstimmung, furchtbar entstellt werde. Daß der logische oder metaphysische Begriff der *Nothwendigkeit* als der reine Begriff derselben, dem Begriff der moralischen Nothwendigkeit immanent sein müsse, wird übersehen. Und doch würde damit jener ausgeklügelte Unterschied sogleich zerfallen, weil man einsehen würde, daß die logische Nothwendigkeit gegen die moralische sich gar nicht feindselig verhalten *kann*. Genug, daß auf die *Vernunft*, auf ihre trockenen Kategorieen, Formeln u. s. f. heftig gescholten und die Moralität als die Hauptsache gepriesen wird, obschon nach anderen Stellen die Moral gegen die Religion, in welcher das unbekannte Heilige thront, gar wenig sein soll. Es reducirt sich jene Differenz bei Hrn. Eschenm. auf die Opposition der Willkür (sie ist das Moralische) gegen einen ewigen, somit auch in sich nothwendigen, sich selbst gleichen Willen. So soll denn die *Welt* auch *nicht sein* können. S. 163 läßt er zwar drucken: „die Herrlichkeit Gottes wäre ein leeres Wort, wenn nicht der Sohn *und die Welt* wären." Indessen diese Aeußerung ist Hrn. Eschenm. wohl bedachtlos entschlüpft, da aus dem ganzen übrigen Buch hinlänglich hervorgeht, daß er die Welt nicht für eine die Tiefen der Gottheit an's Licht bringende Offenbarung, sondern lediglich für ein Machwerk göttlicher Laune hält. Daß das *Offenbaren* im Begriff Gottes liegt, daß er aus der Fülle seiner Freiheit die Welt schaffen muß, ist Eschenm. ein logischer Götzendienst, weil er Gott alsdann von der Welt abhängig zu machen fürchtet. — Auch die *Sünde* soll *nicht sein* können. Der große Fortschritt der jüngeren Philosophie und Theologie im Begriff des Bösen als des Willkürlichen, darum an sich Nichtigen, und wiederum als des in der Entwicklung des subjectiven Geistes als Durchgangspunkt Unvermeidlichen, darum Nothwendigen, ist schon oft von den Katholiken besonders mit herber Ironie als eine satanische Wendung, wir möchten sagen, *in usum diaboli*, dargestellt. Es verhält sich damit, wie mit der Schöpfung der Welt. Gott ist nicht dazu gezwungen und doch enthält der Begriff der Liebe d. i. der absoluten Freiheit, die Nothwendigkeit der Entäußerung. Der Mensch ist nicht zur Sünde gezwungen, denn er ist frei; und doch geht alle menschliche Unschuld zur Schuld über, weil der Mensch in seinem Wollen das Moment der *Eigenheit* der Freiheit, daß der Wille *sein* ist, irgendwie und irgendwann so verwirklicht, daß er *nur sich* in seinem Wollen und Thun anschauet. Bis zu diesem Moment kann er an der Realität der Freiheit zweifeln; die Hölle kann ihm als eine Phantasmagorie erscheinen, aber die That gibt ihm die Erfahrung von der *Nothwendigkeit der Freiheit*, die Eigenheit des Willens mit der Allgemeinheit des Gesetzes identisch zu setzen; sein Fuß betritt die Hölle wirklich und zugleich eröffnet sich der Himmel über ihm — wie dies Alles so schön in der Bibel dargestellt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Die Hegel'sche Religions-Philosophie, verglichen mit dem christlichen Princip von C. A. Eschenmayer.

(Fortsetzung.)

In der *Versuchung* ist das Werden der Entzweiung zwischen dem Guten und Bösen; der erste Adam — und jeder neugeborene Mensch ist wieder der erste Adam — ging aus ihr zum reellen Setzen des Unterschiedes; der zweite überwand das Böse *schon in der* Versuchung, aber versucht ward er auch d. h. er erfuhr in sich die Macht des subjectiven zur ausschliessenden Isolirung drängenden Willens. Ohne dies Moment, ohne solche Freiheitsprobe, wie Günther und Pabst es nennen, wäre Christus für uns ein kraftloses, unserm Innersten, dem Geheimniss unserer Natur fremdes Ideal und wir müssten uns Alle der Ruchlosigkeit ergeben, wie Marlowe's Faust:

Stipendium peccati mors est — ha, stipendium!
Der Lohn der Sünd' ist Tod — ei, das ist hart!
Si peccasse negamus, fallimur,
Et nulla est in nobis veritas —
Das heisst denn doch: wir müssen sündigen
Und dann zur Folge sterben,
Ja, müssen sterben einen ew'gen Tod.
Das nenn' ich mir 'ne Weisheit! Qui sera, sera —
Was sein wird, wird sein — Bibel, leb' denn wohl!

Die Polemik, dass das *Negative* des Bösen *affirmativ* sei, ist ganz überflüssig. Das Etwas des bösen Willens, sein Inhalt, ist das Nichts. Hr. Eschenm. prunkt mit dem Terminus vom Grimm des Eigenwillens, den er von Schelling, den dieser von Jacob Böhm entlehnt. Aber was wollen denn diese Anderes damit ausdrücken, als dass der böse Wille, was er will, nämlich sich zum Absoluten zu machen, *nie* erreichen *kann*, darum gegen sich selbst wüthet? Dass Hegel's Ausdruck von der *Natürlichkeit des Willens* das Böse nicht in die Natur setzt, als wenn sie dessen Princip wäre, wie Hr. Eschenm. ihn versteht, ist klar genug, da es offenbar Hegel darum zu thun gewesen ist, das kirchliche Dogma zu erläutern, dass der Mensch von Natur böse sei; deswegen hält er sich an diesen Ausdruck, wie in der Schrift σὰρξ und πνεῦμα einander entgegengesetzt sind und die Wiedergeburt als eine Kreuzigung des Fleisches durch den Geist dargestellt wird. Wenn nun vollends Hr. Eschenm. aus dem Positiven in der abstracten Negativität des Bösen folgern will, als ob der Wille von seiner Abstraction nicht wieder abstrahiren, seine exclusive Negation nicht negiren könne, so ist das gegen seine eigene und ganz richtige Annahme, dass die Wurzel des Christenthums die Vergebung der Sünden sei. Er ist nämlich merkwürdiger Weise darüber empört, dass Hegel sagt: die Imputation gehöre dem Felde der Endlichkeit an und der Geist mache das *Geschehene ungeschehen*. Obschon Hegel die Imputation anerkennt (Hr. Eschenm. durfte ja nur zu weiterer Beruhigung die Rechtsphilosophie nachschlagen), so will er doch das Bewusstsein der Verschuldung nicht zu etwas Unüberwindlichem gemacht wissen, von welchem Befreiung unmöglich sei; er bestimmt die Zurechnung daher als etwas Endliches, wie uns dünkt, ganz der gnadenvollen Liebe des Christenthums gemäss. Mit welchem Recht macht Herr Eschenmayer die empörenden Consequenzen, dass H. Zurechnung, Gerechtigkeit und Gericht leugne? Die Schuld der bösen That durch blosses Abstrahiren von ihr aufheben zu wollen, ist unmöglich; aber die Reue darüber, die Zerknirschung des Herzens hebt allerdings den Druck ihres Bewusstseins auf. Das Gewissen der Moralität hat nur Anklage und Bitterkeit des Vorwurfes in Bereitschaft; die Moralität verewigt das Bewusstsein der Sünde zum Wurm, der nimmer stirbt. Aber die Religion hat vor der menschlichen Moral das göttliche Vorrecht, Sünde zu vergeben und dem Dasein des Menschen in Gott einen neuen Anfang zu schaffen. So viel wir wissen, gilt in der christlichen Kirche die Verzweiflung daran,

dafs Gott jede Sünde, auch die schwärzeste, unter der Bedingnifs wahrhafter Bufse, vergeben könne, selbst für Sünde und mit Recht, weil die Anerkennung einer solchen Verzweiflung als einer berechtigten die unendliche Freiheit des Geistes zu einem Wahn, das Reich der Gnade zu einem Traum machen würde. Hr. Eschenm. führt zur biblischen Begründung seiner finsteren Härte die Parabel von dem armen Mann in Abrahams Schoofs und dem reichen Mann in der Flammenpein an. Allein die Exegese, mit welcher Hr. Eschenm. seine Quasiphilosopheme aufputzt, ist die schlechteste von der Welt, da sie den Hauptgrundsatz aller Auslegung vergifst, das Einzelne aus dem Ganzen zu erklären. Bedenkt man nun die das glimmende Rohr nicht auslöschende sondern anfachende Milde Christi gegen die Ehebrecherin, gegen Maria Magdalene, die Beseligung des neben ihm gekreuzigten Verbrechers, die Parabel vom verlorenen Sohn, die Vorschriften Christi, wie oft wir unserem Bruder, der uns beleidigt hat, vergeben sollen u. s. f.: so leuchtet doch wohl ein, dafs Christus mit jener Parabel etwas Anderes hat sagen wollen, als S. 123: „dafs in dem ewigen Leben sich wohl noch eine fortgesetzte Stufenfolge zum Höheren denken läfst. Diese Stufenfolge ist aber nicht logischer, sondern moralischer Natur, und nur den Gerechten und Frommen verheifsen, während die Ungerechten und Gottlosen gänzlich davon ausgeschlossen sind."

Was die *Unsterblichkeit* anbetrifft, so hält Rec. es für überflüssig, weitläufiger auf eine Widerlegung des Irrthums einzugehen, als wenn aus dem Hegelschen System eine Begründung derselben nicht abgeleitet werden könnte, seitdem Göschel in diesen Blättern auf eine so tiefsinnige Weise dargethan hat, dafs in der Hegelschen Philosophie der Begriff der persönlichen Fortdauer des Individuums aus dem Begriff der Persönlichkeit und aus dem Verhältnifs des einzelnen Geistes zu Gott als der absoluten *Persönlichkeit* abgeleitet werden müsse. Dafs Hegel sich selbst nicht ausdrücklich darüber ausgesprochen hat und, wo er dies Thema berührt, dunkel erscheint, ist wirklich der schlechteste Grund, den man für die der gehässigen Klatscherei so willkommene Behauptung hat auffinden können, dafs das Hegelsche System sich hier mit dem Christenthum in totalem Widerspruch befinde. Rec. gesteht sehr gern, dafs er bis auf Göschels Arbeit hin einen ihm genügenden Beweis nicht finden konnte und dafs ihm die gewöhnliche Auffassung der Unsterblichkeit so zuwider war, dafs er ihr Loos zu theilen sich nicht im Geringsten sehnte; es dünkte ihn die Arbeit des Sisyphus, nur immer in eine andere, immer leichtere Form verkleidet. Göschels Aufsatz, obschon er die Sache noch nicht erschöpft, was auch nicht die Absicht sein konnte, hat den Rec. eben deshalb so ergriffen und mit der freudigen Ahnung durchdrungen, auch hier die Speculation mit dem geltenden christlichen Glauben versöhnt zu sehen, weil er die Extreme auf diesem Gebiet so streng und glücklich zur Einheit des dialektischen Begriffs auflöst. Denn es sind jetzt offenbar vier Ansichten über die Unsterblichkeit im Umlauf; die eine nimmt sie als eine unmittelbare Qualität der Seele, als eine angeborne Unverwüstlichkeit, nach der alten Metaphysik, und läfst sie als die Fortsetzung des Bewufstseins erscheinen; die andere nimmt sie historisch als Erinnerung der Individuen an Individuen, wo dann eigentlich nur die berühmten Leute zur Ehre der Unsterblichkeit gelangen; die dritte legt sie in die Beschaffenheit des Inhaltes, den sich der subjective Geist giebt, so dafs er selbst, wenn er im Ewigen, in der Religion, Kunst, Wissenschaft, genug, in der wahrhaft geistigen Freiheit verweilt, eben damit auch ewig ist, weil in dieser Region alle Relativität von Raum und Zeit abgestreift ist; eine vierte macht daher, im Gegensatz zur ersteren, das Unsterblichsein von der Wiedergeburt des subjectiven Geistes durch den absoluten abhängig, so dafs nicht die Seele unsterblich ist, weil sie Seele ist, sondern weil der Geist durch die Vermittelung der christlichen Wiedergeburt seine natürliche Seelenhaftigkeit von sich abgestreift und sich mit der göttlichen Persönlichkeit selbstbewufster Weise vereinigt hat. Wie nun Göschel das, was an diesen Ansichten das Wahre ist, in seiner Entwickelung auf das sinnreichste vereinigt hat, ohne der immanenten Bewegung des Begriffs etwas zu vergeben, das eben scheint uns seinem Aufsatz bleibenden Werth zu verleihen und den Dank aller Derer zu fordern, welchen in diesem schwer zugänglichen Gebiet der Speculation entschieden weiter geholfen ist. — Ich kann nicht unterlassen, Hrn. Eschenm. trivialen Verketzerungen gegenüber, noch die Bemerkung hinzuzufügen, dafs die Wendung der Hegelschen Philosophie bei der Unsterblichkeit hauptsächlich auf den Gehalt zu dringen, mit der neueren Philosophie überhaupt in Zusammenhang steht. Wenn diese Forderung daher ein Vorwurf sein soll, so verdient Hegel

denselben gar nicht allein, sondern viele Andere mit ihm. Spinoza will ich gar nicht anführen, denn da würde man sogleich das Geschrei von Pantheismus erheben; aber Kant. Wie? Allerdings, denn in dem Gedanken der reinen Pflicht war bereits formell eine Vertiefung des Subjectes in einen absoluten Inhalt ausgesprochen. Bei Fichte, Schleiermacher und Schelling wurde die Unsterblichkeit ganz in die Ewigkeit oder Absolutheit des Momentes versetzt. Wie Schelling die Sache jetzt darstellt, kann ich freilich nicht wissen. Diese Wendung, die auch in reichlichen Strömen aus der Philosophie in die Poesie, namentlich in die Schillersche, hinüberflofs, war durchaus nothwendig, um jenen engherzigen Eudämonismus zu zerstören, welcher die Erkenntnifs der Wahrheit wie das Thun des Guten nur als ein Mittel betrachtete, sich dadurch den Lohn einer soliden Glückseligkeit im jenseitigen Himmel zu verschaffen, für welche keine Störung zu besorgen wäre. Der elenden Angst will ich nicht einmal erwähnen, welche, aus Leidenschaft für das Leben des lieben Ichs, die gottlose Theorie ausbrütete, dafs in der Religion *Alles* darauf ankomme, dafs *wir* unsterblich seien; wenn wir nur *sind*, schienen diese Leute, wie der nun auch verstorbene von Langsdorf zu meinen, mit Gott, was er nun auch sei, wollen wir schon fertig werden; das findet sich, nachdem unsere Existenz in Sicherheit gebracht ist. An solche niedrige Denkart, die erst sich, hinterher Gott bedachte, mufste sich dann auch alle Gemeinheit der Gesinnung, Familiensentimentalität, Geschlechtsliebe u. s. f. anhängen. Solche Vergötterer der empirischen Persönlichkeit sind es dann auch besonders, welche nun, da Göschel's Aufsatz erschien, die Hegel'sche Schule wieder der Unehrlichkeit und Unredlichkeit zu zeihen wufsten, als wenn sie sich immer zur rechten Zeit schmiegsam zu accommodiren wisse, wie etwa Pustkuchen in seinen Wanderjahren Goethe's Kunst auch als parasitische Coquette schilderte.

(Der Beschlufs folgt.)

CIV.

Reise zum Ararat von Dr. Fr. Parrot, Prof. der Physik zu Dorpat u. s. w. 2 Bände. 8. Berlin, bei Haude und Spener.

Wenn es überhaupt schon in der Sache liegt, dafs eine jede Untersuchung über wenig bekannte Gegenden Interesse erregen mufs, so ist dies mit der in dem obigen Werke enthaltenen um so mehr der Fall, da sie sich nicht blofs auf einen grade noch so wenig bekannten und doch historisch so interessanten Theil der Erdoberfläche beziehet, sondern auch den Namen eines Mannes an der Spitze trägt, dessen allbekannte Beobachtungen in den Pyrenäen, Alpen und dem Kaukasus ihm einen nicht geringen Ruhm unter den Naturforschern unserer Zeit verschafft haben. Daher wird denn auch die sehr natürliche Erwartung, in diesem Werke neue, wichtige Aufschlüsse über die südlichsten Theile des russischen Kaiserstaates zu finden, keineswegs getäuscht

Die ganze Unternehmung, eine Privatsache, obschon durch die russische Regierung auf das liberalste unterstützt und befördert, ging einzig und allein von Parrot selbst aus, der mit einer allenthalben in dem Werke vorleuchtenden Begeisterung den Plan, den Ararat zu ersteigen, fafste, und trotz mannigfachen Hindernissen, glücklich vollführte. Diese Begeisterung, so natürlich sie ist, — einen Berg von so bedeutender Höhe zuerst erstiegen zu haben, mufs jedenfalls eine solche erzeugen, zumal einen Berg, der eine solche historisch-religiöse Bedeutung besitzt, — hat jedoch in das Werk eine gewisse Ungleichheit gebracht, indem alles, was sich auf jenen Hauptzweck der Reise bezieht, mit gröfster Vorliebe und sehr ausführlich behandelt, alles übrige jedoch mehr oder weniger skizzirt gehalten ist. Und dies ist um so mehr zu bedauern, da unsere Kenntnisse über Länder, wie z. B. Mingreli und Imereti, noch so höchst mangelhaft sind; es würde den Werth dieses sonst so trefflichen Werkes bedeutend erhöht haben, wenn es dem Verf. gefallen hätte, über den ganzen Landstrich zwischen Neutscherkask und dem Ararat ausführlicher und besonders gleichförmiger zu berichten.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste, der erste Band, den Titel Beschreibung der Reise führt. Auf dieser wurde Parrot von einigen jungen Gelehrten begleitet, die sich in die wissenschaftlichen Arbeiten theilten, indem Behaghel die Mineralogie, Hehn die Botanik, Schiemann die Zoologie, Fedorov die trigonometrischen und astronomischen Arbeiten übernahm, während Parrot selbst, von Behaghel darin unterstützt, sich das barometrische Nivellement, die magnetischen und die Pendelbeobachtungen vorbehielt. Die Reisenden verliefsen Dorpat den 30. März 1829, und gelangten über Neutscherkask in die Steppen südlich vom Don, in denen Parrot allein mit seinem Begleiter Behaghel dem Ufer des Steppenflusses Manetsch folgte, Behufs einer neuen Nivellirung des Isthmus zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, die aber der Unsicherheit in den südlichen Theilen des Gouvernements Astrachan halber nur bis an die Grenze desselben ausgedehnt werden konnte. Nach einer interessanten Schilderung des Nomadenlebens der Kalmücken in der Manetschsteppe führt uns der Bericht ziemlich schnell über den Kaukasus nach Tiflis, über welche Stadt reichhaltige und interessante Bemerkungen mitgetheilt sind, indem ein mehrmonatlicher Aufenthalt daselbst (in Folge der im Gouvernement Eriwan ausgebrochenen Pest) nicht blofs zu einer genauen Untersuchung der Umgegend, sondern auch zu einer Excursion in die angrenzende Gebirgslandschaft Kacheti und auf einen der

östlichen Hochgipfel des Kaukasus (den 9450 par. Fuſs hohen Sakoris-tzweri) hinreichende Zeit gewährte. Erst am ersten September verliefsen die Reisenden Tiflis und gelangten nach Ueberſteigung der Parallelketten, welche die Ebene des Kurthales von den öden und baumlosen Plateauflächen des Ararat trennen, in das nördliche Armenien und in diesem über das merkwürdige Kloster Etschmiadsin, den einen Mittelpunkt der armenischen Kirche, zum Dorfe Arguri am Fuſse des Ararat, und endlich zum Kloster S. Jacob, das bereits an seinem Abhange in 5991 par. Fuſs Höhe liegt. Von diesem Orte aus wurden alle Untersuchungen des Berges und seiner Umgegend angestellt, und es ist sehr begreiflich, daſs die Schilderung des sechswöchentlichen Aufenthaltes in demselben den ausführlichsten und interessantesten Theil der ganzen Beschreibung ausmacht. Dreimal wurde der Ararat, den Parrot trotz der bereits so vorgerückten Jahreszeit, seiner bedeutenden Höhe (16254 Fuſs über dem Meere), den Schwierigkeiten, welche die vulkanischen rauhen Felsmassen seiner Abhänge und das ewige Eis seines Gipfels entgegensetzen, und dem allgemeinen Rufe seiner Rauhheit und Steilheit, nicht bloſs bei den früheren Reisenden, sondern noch viel mehr bei den umherwohnenden Armeniern*), verhältnisměſsig leicht zugänglich fand, erstiegen; das erstemal zu einer vorläufigen Recognoscirung, und nachdem das zweitemal der Gipfel nicht erreicht worden war, bei einem dritten Versuche (den 27sten September) mit dem glücklichsten Erfolge. Auch der andere Hauptgipfel dieser Bergmasse, der südöstlich von dem groſsen liegende kleine Ararat (von 12284 Fuſs Höhe) wurde den 26sten Oktober glücklich erstiegen, besonders der Steine mit tartarischen Inschriften halber, die auf seiner Spitze sich vorfinden, die aber wahrscheinlich nur eine Mystification, und durch einen früheren persischen Beamten vor nicht gar langer Zeit hieher geschafft sind. Nach Vollendung aller Untersuchungen verliefsen die Reisenden (den 31sten Oktober) S. Jacob, und kehrten auf einem etwas veränderten Wege nach Tiflis zurück, von wo Parrot noch eine besondere Reise nach Redout-Kale am Ufer des schwarzen Meeres unternahm, um diesen Ort barometrisch mit Tiflis zu verbinden. Dann gingen die Reisenden über den Kaukasus nach Wladikawkas, und von da durch das noch wenig bekannte Thal der Sundscha und am Westufer des kaspischen Meeres nach Astrachan; nach Vollendung eines neuen barometrischen Nivellements längs der Wolga und des Don bis an dessen Mündung wandten sie sich wieder der Heimath zu, die sie am ersten März 1830, also nach 11 Monaten, wieder erreichten. Leider sind die Bemerkungen über die Rückreise nur sehr fragmentarisch.

Wir wenden uns jetzt zum zweiten Theile des Werkes, der den besondern Titel: wissenschaftliche Abhandlungen führt, und in dem sich die Untersuchungen der Reisenden geordnet und zusammengestellt finden, eine Arbeit, die den gelehrten Naturforschern unserer Zeit höchst willkommen sein muſs. Am ausführlichsten sind zuerst die barometrischen Nivellements behandelt, die bei der ganzen Unternehmung ein Hauptzweck waren, und besonders die Strecken zwischen dem schwarzen Meere und dem Gipfel des Ararat und zwischen jenem und dem kaspischen Meere umfassen. Wir können natürlich die Resultate dieser, wie es scheint, durchaus mit der äuſsersten Sorgfalt angestellten Höhenbeobachtungen an diesem Orte nicht weiter berühren, allein wir dürfen dabei ein Ergebniſs nicht übergehen, das wir fast für das wichtigste Resultat der ganzen Unternehmung zu erklären geneigt sind. Bekanntlich hatte Parrot in Verbindung mit Engelhardt 1811 bei einer Erforschung des Kaukasus durch ein am Nordabhange desselben angestelltes barometrisches Nivellement gefunden, daſs der Höhenunterschied zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere etwa 300 Fuſs betrage. Alex. von Humboldt hatte zuerst in Folge der auf seiner asiatischen Reise angestellten Beobachtungen an der Richtigkeit dieser Berechnung zu zweifeln angefangen, und eine sorgfältige Betrachtung der Construction des Manetschthales und des unteren Donlaufes muſsten diese Zweifel sehr vermehren. Daher ergriff Parrot die Gelegenheit, welche die gegenwärtige Reise ihm bot, durch Wiederholung des Nivellements die Wahrheit zu erforschen. Der erste Versuch, längs des Manetsch nach Osten zum kaspischen Meere vorzudringen, schlug, wie oben gesagt ist, fehl, obgleich dabei höchst interessante Aufschlüsse über die Bildung der Flüsse in dem Isthmus zwischen beiden Meeren gewonnen wurden. Besser gelang der zweite Versuch, von Astrachan über die Wolga und den Don bis Neutscherkask, und er gab das unerwartete Resultat, daſs zwischen beiden Meeren kein irgend erheblicher Höhenunterschied Statt finde, ein Resultat, das diejenigen, welche auf jenen angeblichen Höhenunterschied (wie Parrot in einem dem Werke beigefügten Anhang vermuthet, scheint er aus Fehlern in den 1811 gebrauchten Instrumenten hervorgegangen zu sein) so glänzende Hypothesen aufgebaut haben, nicht wohl genug bedauern können

Auf diese barometrischen Beobachtungen folgen dann die magnetischen, von Parrot bearbeitet, und eine Abhandlung von Struve über die von Parrot in Dorpat, Tiflis und am Ararat angestellten Pendelbeobachtungen, aus denen jener ausgezeichnete Astronom die interessantesten Folgerungen zieht. Den Schluſs machen darauf die astronomischen und geometrischen Beobachtungen aus Fedorovs Papieren von Struve mitgetheilt und die geologischen Bemerkungen Behaghels. Botanische und zoologische Untersuchungen fehlen dagegen.

Das Aeuſsere des Werkes, dem einige Ansichten des Ararat und eine Charte, die wir aber viel genauer gewünscht hätten, beigegeben sind, ist höchst anständig.

Meinicke.

*) Den auffallendsten Beweis dafür liefern die p. 167 ff. mitgetheilten Actenstücke.

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1834.

Die Hegel'sche Religions-Philosophie, verglichen mit dem christlichen Princip von C. A. Eschenmayer.

(Schluſs.)

In ähnlicher Weise macht man sich von dem *Seligsein* ganz falsche Vorstellungen. Hier möge man doch mit Ruhe bedenken, daſs die Seligkeit nur die mit dem *wahrhaften Freisein* identische Empfindung ist. Ob man mit Spinoza umgekehrt sagt, das Freisein geht aus dem Seligsein hervor, macht keinen wirklichen Unterschied, da Niemand verneinen wird, daſs in der Seligkeit die Freiheit nothwendig mitgesetzt werden muſs. Das Seligsein wird durch die Freiheit nicht wie ein Resultat hervorgebracht, das von ihr abgesondert werden könnte. Ohne frei zu sein, ist das Seligsein unmöglich; Frei — also auch Selig-sein ist aber durch die christliche Religion *möglich;* das Wasser, das den Durst auf immer stillt, entspringt aus der demüthigen Verleugnung seiner selbst, aus der lautersten Thätigkeit, deren Werke in Gott gethan sind, aus der rechtschaffenen Liebe. Daher scheint uns Hegel's Dringen auf Erfüllung des Geistes mit *ewigem Inhalt* dem Sinne des Evangeliums vollkommen gemäſs zu sein. Es ist nicht abzusehen, wie der Tod, das Scheiden von Leib und Seele, die Stellung des Geistes zu Gott, welche ihm das Christenthum gibt, soll *verändern* können. Hr. Eschenm. behauptet, Hegel stelle den Tod als einen Uebergang zur Herrlichkeit so dar, als wenn magisch jedes Individuum dadurch verklärt würde. So viel ich aus Hegel's Schriften sehe, sagt er nur vom Tode des Erlösers, daſs er ein Uebergang zur Herrlichkeit sei. Hiermit hängt auch die Verworrenheit zusammen, mit welcher die sogenannte Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen Veranlassung zum Postulat des Jenseits geben, indem man übersieht, daſs das Gute sich selbst genug, das Böse aber in sich selbst verdammt ist. Man vergiſst, daſs *Unfreisein* mit *Unseligsein* ohne Weiteres identisch sein *muſs*. Christus sagt ausdrücklich: „wer an mich glaubt, der *hat* das ewige Leben; wer aber nicht an mich glaubt, der *ist schon* gerichtet." Freilich, was das Gute sei, das schlägt man oft zu niedrig an und vergiſst, was Christus von der Liebe zu seinen Jüngern sagt, wie sich die ihrige von der der Zöllner und Heiden unterscheiden soll, welche diejenigen auch lieben, von denen sie wiedergeliebt werden u. s. f. — Ein dritter Punkt ist, daſs die *Versöhnung* der christlichen Religion als eine *absolute* zu nehmen ist. Freilich, wer, wie Hr. Eschenm. S. 100, in dem Begriff des „Gottmenschen" nichts „als das metaphysische Product einer falschen Philosophie und Dogmatik sieht, welche die halben Werthe des Göttlichen und Menschlichen zur Einheit zusammensetzen", wer die Ausdrücke Gottes Sohn und Menschensohn nur im moralischen Sinn (S. 101) verstanden wissen will, der muſs das jetzige Leben nur als Anweisung auf ein besseres nehmen. Aber eine *relative* Versöhnung des Menschen mit Gott ist gar keine, weil sie die Entzweiung nicht wirklich aufhebt. Hr. Eschenm. frage sich selbst, ob unter solchen Bedingungen die Feier des Abendmahls etwas Anderes, als der Abschluſs eines Waffenstillstandes, eine äuſserliche Pacification sein würde? Er frage sich selbst, ob der Genuſs dieser heiligen Handlung in der Tiefe ihrer schmerzlösenden Wehmuth den Menschen nicht absolut selig macht? Er frage sich selbst, ob das höchste Entzücken dadurch, daſs es in seiner Erscheinung nur momentan culminirt, daſs es in gleicher Höhe nicht fortdauert, im Geringsten verliert, ob es hier nicht auch heiſst: Einmal ist Allemal? Wenn wir von einem ächten Drama fordern, daſs es alle Momente der verschlungenen Handlung innerhalb seiner selbst befriedigend entwickle, so daſs der Dichter uns nicht auf eine Gerechtigkeit jenseits seines Stückes verweisen darf, so müssen wir an die Geschichte des menschlichen Ge-

schlechtes dieselbe Forderung machen und thun es auch, indem wir an eine Vorsehung appelliren. Der Gedanke, dafs absolute Gerechtigkeit alle Regionen des Lebens durchdringt, die Biographie des Individuums eben sowohl als den Gigantenkampf der Völker, worin es mit seinem kleinen Schicksal verschlungen ist, erhebt unsere sittliche Würde mehr, als das lane Warten auf eine einstige Vergeltung. Jedes Diesseits ist nichts als ein Bestimmtes, was sein Jenseits dadurch an sich selbst hat, dafs in seiner Begrenzung schon ein anderes Bestimmte seinen Anfang nimmt. Hr. Eschenm. braucht also das Jenseits gar nicht erst im Jenseits zu suchen; es liegt ihm viel näher. Durch solche gegenwärtige Realität des Göttlichen wird der endlose Fortgenufs derselben für den Einzelnen nicht nothwendig aufgehoben, davon überzeuge ich mich jetzt gern. Religion wie Moralität haben gegen die blasse und weite Wahrscheinlichkeit des Jenseits alle Ursach, für ihr Gedeihen den Ausspruch Christi festzuhalten, dafs Gott ein Gott ist der Lebendigen und nicht der Todten. Wenn die Schrift sagt: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; so will sie damit die Gleichgültigkeit des Jetzt und des Künftig ausdrücken — *immer* sollen wir dem Herrn leben.

Hegel sagt von der Gemeinde, dafs sie die Existenz des wirklichen allgemeinen Selbstbewufstseins Gottes sei. Eschenm. versteht dies so, als sei *Gott* erst *durch die Gemeinde seiner selbst bewufst* und wendet dagegen ein, dafs sie vielmehr durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes zum Selbstbewufstsein erst erhoben werden *solle*. Solche Anschuldigungen sind die Folgen der oberflächlichen Kritik, welche aus dem Zusammenhang einzelne Worte herausreifst, statt die Momente einer in sich fortschreitenden Exposition zu durchdenken. Wir müssen daher eine nochmalige Lectüre (denn Studium klingt schon zu barsch; philosophische Werke zu studiren ist aufser Brauch) anempfehlen, damit Hr. Eschenm. einsehe, dafs das Selbstbewufstsein der Gemeinde von der göttlichen Wahrheit durch *Gott selbst vermittelt*, er aber in seinem Selbstbewufstsein und in dessen Existenz keineswegs durch die Gemeinde vermittelt ist (siehe z. B. S. 266—68). Mit diesem Vorwurf hängen noch eine Menge polemischer Aeufserungen des Verfs. zusammen, dafs die Philosophie in der *Vernunft* ihren selbstgemachten *Götzen* anbete, dafs das Evangelium höher sei als alle Vernunft, dafs das ächte Christenthum nicht zu *Berlin*, sondern in *Bethlehem* zu suchen sei, dafs zwischen dem endlichen *Erkennen* und dem göttlichen *Schauen* ein unendlicher Abstand sei, dafs Hegel nichts von der *Freiheit* wisse, eine *Halbgötterei* des Menschen lehre u. s. w. Gegen die wissenschaftliche Erkenntnifs der Religion, wie sie in der *Dogmatik* sich entfaltet, wird besonders ein Kreuzzug gepredigt, sie von der Vernunft zu erlösen und dem einfachen Evangelium wieder zuzuführen. „Glaube, Liebe und die Gemeinschaft mit Jesu sind in der Dogmatik nur todte Worte, aber im Evangelium sind sie lebendig." Ist dem so, dann müssen wir Hrn. Eschenm. beschuldigen, selbst Unkraut unter den Waizen gesäet zu haben, denn er hat nicht blofs eine, in der That unfruchtbare, Religionsphilosophie, sondern 1826 auch eine „*einfachste* Dogmatik aus Vernunft, Geschichte und Offenbarung" geschrieben. —

Wir haben nur die Hauptpunkte hervorgehoben; im Einzelnen würde sich derselbe Mangel an gründlicher, aus dem Zusammenhang resultirender Kenntnifs der Bibel, wie an gesundem, klaren Denken zeigen lassen. Wenn die Freunde der Hegelschen Philosophie beständig über Mifsverstand, Mifswollen, Unredlichkeit, Leichtsinn, Trägheit der Gegner klagen, so, mufs sie das unausweichlich verhafst machen und in den Verdacht bringen, vielleicht eigene Untugenden in die Reinigkeit fremder Seelen hineinzuschmutzen; auch sieht es gar zu rechthaberisch, ja beschränkt aus, wie die schwachen Weiblein immer das letzte Wort behalten zu wollen und nichts vom Gegner zu lernen. Aber leider ist doch der Fall kein anderer: Hegel ist noch nicht widerlegt. In vorliegendem Fall wollen wir davon schweigen, dafs Herr Eschenmayer die mühsame und tiefsinnige, wenn auch in der Darstellung unvollendete Entwicklung der nichtchristlichen Religionen und die herrlichen Abhandlungen über die Beweise vom Dasein Gottes, worin ein so reicher Schatz christlicher Erkenntnifs aufgespeichert liegt, ignorirt; wir wollen davon schweigen, dafs er die Beweisführungen für die Existenz Gottes für einen Wahn der Speculation erklärt; dafs er so hinreifsend begeisternde Darstellungen, wie Hegel vom Untergang des Heidenthums, von der Wirksamkeit Christi macht, gar nicht berücksichtigt; wir wollen nur die fast unglaubliche Crudität her-

vorhehen, dafs Herr Eschenmayer, statt das System in seinem inneren Zusammenhang zu ergreifen, im Stande ist, allgemeine Sätze, wie man sie blätternd erhascht, anzuschreiben und dann über diese Themata in breiten Paragraphen mit geschwätziger Redseligkeit zu phantasiren. So weit ist es gekommen! Von wirklichem Studium des Gegners ist so wenig sichtbar, dafs man es mehr als schülerhaftes Verstehen, dafs man es Ignoranz nennen mufs, wenn ein Philosoph, in dessen schönste Jahre das Erscheinen der Phänomenologie fällt, S. 18 versichern kann: „wir dürfen bestimmt annehmen, dafs das, was Hegel Geist nennt, nichts anderes als die Vernunft ist, welche in der einseitigen Form der logischen Wahrheit sich für die Totalität ausgiebt." Wozu hat nun Hegel die Vernunft als das System der logischen Kategorieen, die Vernünftigkeit als das Selbstbewufstsein des subjectiven Geistes, der sich der allgemeinen Realität der Vernunft bewufst wird, und den Geist unterschieden, der als absoluter der Begriff des Begriffs, der Logos, der der schöpferische Grund der Vernunft an sich wie ihrer lebendigen Realisirung ist — wenn ihm solche Dinge aufgebürdet werden! Und was soll es heifsen: die Vernunft giebt sich in der *einseitigen* Form der logischen Wahrheit für die *Totalität* aus? Sie ist allerdings an und für sich Totalität; aber zur Totalität als solcher wären eben Natur und Geist gleich sehr nothwendig.

Wäre es nicht zu ermüdend und zu widerwärtig, so wollten wir Herrn Eschenmayer's salbungreiche Philippiken gegen die Hegel'sche Philosophie mit ähnlichen Warnungen gegen die seinige und seine spitzigen, witzigen Worte mit noch spitzigern überbieten. In dem ruhigen Bewufstsein, dafs eine solche rednerisch-amüsante Entgegnung vollkommen zu Gebote stände, aber auch in dem Bewufstsein, dafs das Publikum sich an solchem Kampf nur mit ähnlichem Gefühl zu weiden pflegt, wie die übersättigten Römer an den Thierhetzen und Gladiatorspielen, unterlassen wir es. Nicht unterlassen können wir aber, von dem trauzigen, faden Gewäsch, was Herr Eschenmayer „Geistesphilosophie" nennt und als Mauerbrecher an Hegel's logische Bollwerke heranschiebt, unseren Lesern eine kleine Probe zu geben. S. 162: „Aus der Wahlvollkommenheit Gottes entspringt das Wohlgefallen. Das höchste Wohlgefallen verknüpft sich mit dem vollkommensten Werke. Das vollkommenste Werk ist nicht die Welt, nicht der Mensch, nicht die Geisterordnung, nicht das Reich der Engel, sondern das, was Gott gleich ist, wie der Sohn dem Vater. Im Sohne (der also nach Vorigem gegen die Kirchenlehre zum πλήρωμα gemacht wird) ist die unendliche Fülle von Leben und Liebe. Das Leben aber harret nicht in sich selbst, es geht aus sich heraus, zeugt andere Wesen und ergiefst in sie die eigene Fülle (hier sagt nun der Verfasser, was er zugleich leugnen würde, wenn man es in der bestimmteren Fassung sagte: es unterscheidet sich von sich selbst und bleibt in dem Anderen, was es aus sich setzt, mit sich identisch). Die Liebe ist sich auch nicht genügend und selbstsättigend, sie sucht in Anderen zu leben und will nichts als Gegenliebe (sagte man dafür: die Welt wird geschaffen, weil der absoluten Freiheit das Schaffen nothwendig ist, so würde der Verfasser abermals als gegen eine Blasphemie protestiren). Dem Verirrten und Verlorenen geht sie nach u. s. f."

Solche vage Ergüsse sollen nun für christliche, einzig wahre *Philosophie* gelten, die „in der Verknüpfung des Standpunktes der Offenbarung mit dem Standpunkt des Selbstbewufstseins" bestehen soll. An Offenbarungen, besonders an Sonnenstrahlen, welche erleuchtend in das Auge fallen, scheint es nun zwar Herrn Eschenmayer's Philosophiren gar nicht zu fehlen, wohl aber theils an Selbstbewufstsein, wodurch eine *perceptio clara et distincta* erzeugt wird, theils und noch mehr an einer Verknüpfung der gegebenen Offenbarung und des sich selbst setzenden Selbstbewufstseins. Unter Verknüpfen braucht freilich nicht eine concrete Versöhnung, eine erfüllte Identität verstanden zu werden; ein schlappes Aneinanderheften von Verschiedenem überhaupt kann auch so heifsen. Was für grenzenlose Willkürlichkeiten ein solch' kategorisches Raisonniren sich erlaubt, ist eigentlich nur an Beispielen recht zu verdeutlichen. Voraussetzungen werden auf Voraussetzungen gehäuft; die lockersten Schematismen werden als eine speculative Systematik hingestellt; mit wahrer Faselei werden Triaden auf Triaden wie S. 153 hingesudelt, wo unter Anderem das *Wahre* den Geist, das *Schöne* den Sohn, das *Gute* den Vater in der Creatur abspiegeln soll. Die Rechtfertigungen dieser flachen Combinationen sind noch fla-

cher z. B. „Das Schöne ist eine Abspiegelung des Sohnes in der Creatur; denn das Schöne ist objectiv die Fülle des Lebens und Christus sagt: Ich bin das Leben. Das Gute ist eine Abspiegelung des Vaters in der Creatur, denn Christus sagt: Niemand ist gut als Gott." Die *Liebe* der drei göttlichen Personen untereinander soll sich im menschlichen Geist in der Harmonie der Ideen spiegeln, welche als geistige Liebe sich darstellt. — Man mufs gestehen, nach Bethlehem, wo der Erlöser als die ewige Wahrheit in kindlicher Einfalt erschien, versetzen solche leere, kaleidoskopartige Zusammenwürfelungen wahrlich nicht hin; ob sie uns nicht eher auf Bedlam hinweisen, dürfte die Frage sein. Bedenkt man aber, dafs Herr Eschenmayer das philosophische Patronat für die wüsten Einbildungen der, man sollte meinen, ironisch so genannten Seherin von Prevorst übernommen hat, so mufs man auch hier sagen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

Für Recensenten ist die Bitte des Vaterunsers, dafs Gott uns unsere Schuld vergebe, als wir vergeben unseren Schuldigern, gewifs von gröfster Bedeutung und ich suche ihr aus allen Kräften nachzuleben. Ich will aber bekennen, dafs bei nicht wenig philosophisch sein sollenden Schriften der letzten Jahre (ich ziele hier nicht auf Hrn. Eschenmayer, der doch noch in dem Selbstbetrug lebt, Wissenschaft zu wollen) mir der Fluch eine momentane Herzenserleichterung gewesen ist, den Goethe (Sämmt. W. 29, 110) gegen Lavater ausstiefs: „Hole oder erhalte ihn der —! der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten u. s. f. ist von Anfang."

Karl Rosenkranz.

CV.

Flora des Königreichs Preufsen oder Abbildung und Beschreibung der in Preufsen wildwachsenden Pflanzen. Von Dr. Albert Dietrich. 1. *Band.* 4—12 *Heft und* 2. *Band.* 1—4. *Heft. Berlin* 1833. 1834.

Dieses gefällige und nützliche Werk, dessen erste drei Hefte kurz nach ihrem Erscheinen nebst der Absicht des Vfs. bei der Herausgabe in den Jahrbüchern angezeigt worden sind, schreitet ununterbrochen fort, und die Gewandheit der Abbildungen, besonders der Ausdruck des Habitus der Pflanzen, scheinen in den letzten Heften noch mehr zu gewinnen. Der erste Band enthält zusammen dem Plan gemäfs 72 Abbildungen, welche sämmtlich zu den Orchideen, Irideen und Liliengewächsen im weiteren Sinne gehören. Der Verf. hat nicht übel gethan, gerade diese Pflanzen voranzuschicken, weil sie durch die Zierlichkeit, die schönen Farben und zum Theil auch durch die Gröfse ihrer Blumen am meisten geeignet sind, Liebhaber der Botanik zu gewinnen. In diesem Bande hat der Vf. aber nur sparsam die für das Pflanzenstudium so nöthige Analyse der Blumen und Früchte in den Abbildungen hinzugefügt, und es ist schade, dafs man sie besonders bei den zur Familie der Orchideen gehörigen Pflanzen vermifst, wo sie zur genaueren Erkenntnifs der Gattungen so sehr zweckmäfsig gewesen wäre. Das 4te Heft enthält noch lauter Orchideen. *Cephalanthera ensifolia* und *rubra*, *Neottia Nidus avis* und *cordata*, *Corallorhiza innata* und *Cypripedium Calceolus*. Im 5ten und 6ten Heft finden wir: *Butomus umbellatus*, *Sparganium ramosum*, *simplex* und *natans*, *Tofieldia calyculata*, *Crocus vernus*, *Galanthus nivalis* und vier *Convallaria*- und *Polygonatum*-Arten. Bei *Polyg. vulgare* ist auch die officinelle Wurzel abgebildet, und zu dem auch in diesem Hefte abgebildeten *Colchicum autumnale* finden sich die medicinischen Eigenschaften angeführt. Aber nicht allein die Wurzel, welche blofs angeführt wird, sondern auch die Saamen sind gebräuchlich. Im 7. und 8. Heft folgen noch *Majanthemum bifolium*, *Streptopus amplexifolius*, die zierliche aber giftige *Paris quadrifolia*, drei *Muscari*-Arten, zwei *Gladiolus*, worunter der vom Vf. bei Berlin gefundene *G. pratensis* und die 4 einheimischen *Iris*-Arten. Das 9te und 10te Heft enthalten unsere beiden *Triglochin*-Arten, *Scheuchzeria palustris*, den Spargel sammt dem sprossenden Wurzelstock, *Anthericum Liliago* und *ramosum*, *Ornithogalum nutans* und *umbellatum*, *Allium rotundum* und *schoenoprasum*, *Sagittaria sagittifolia* und *Hydrocharis morsus ranae*. Es ist angenehm, gewöhnlich mehrere verwandte Arten beisammen zu finden. Im 11ten und 12ten Heft treffen wir zuerst *Alism. Plantago*, deren Wurzel, was der Vf. nicht anführt, neuerdings als ein untrügliches Mittel gegen die Hundswuth empfohlen worden, dann *Calla palustris* und noch zehn schöne Orchideen, unter denen *Ophrys Myodes*, *O. aranifera* und *O. apifera* wegen ihrer Zierlichkeit und Seltenheit besonders genannt zu werden verdienen. Die vier ersten Hefte des 2ten Bandes enthalten nur Pflanzen aus dichorganischen Familien, besonders Labiaten, Personaten und einige andere, von denen wir nur die zwei Veilchenarten (*V. odorata*, *tricolor*) *Gentiana Pneumonanthe*, *Convolv. Sepium*, unseren giftigen Nachtschatten (*Solanum nigrum*) anführen. In diesen Heften finden sich schon regelmäfsiger die Analysen der Blumentheile mit abgebildet, was nur als ein Vortheil angesehen werden kann, der auch den folgenden Heften zu wünschen ist.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1834. (Zweites Semester.) № 3.

Personal-Chronik.

Der bisherige Regierungs-Referendarius *Karo* zu Merseburg ist zum Konsistorial-Assessor bei der dortigen Regierung ernannt worden.

Der bisherige Schulamts-Kandidat *Carl Adolph Meisenberger* aus Guben ist als Lehrer am Gymnasio zu Guben definitiv angestellt worden.

Der bei dem Gymnasio in Duisburg bisher provisorisch angestellte Lehrer *Friedrich Nees von Esenbeck* ist nunmehr als ordentlicher Lehrer bei der gedachten Anstalt definitiv angestellt worden.

Den beiden Lehrern am Gymnasio in Gumbinnen *Rudolph Skrzeczka* und Dr. *Janson* ist das Prädikat eines „Oberlehrers" beigelegt worden.

Des Königs Majestät haben den Gymnasial-Direktoren, Rektor *Dunnett* in Salzwedel und Rektor *M. Siebdrat* in Eisleben, das Prädikat als „Professor" allergnädigst zu verleihen und die für solche ausgefertigten Patente Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Geheimen Ober Revisionsrath und Professor Dr. *v. Savigny* hieselbst die erbetene Erlaubniſs, den von des Kaisers von Rufsland Majestät ihm verliehenen Stanislaus-Orden zweiter Klasse anzunehmen und zu tragen, huldreichst zu ertheilen geruhet.

Der Königl. Geheime Justizrath *Jordan* ist zum Nachfolger des verstorbenen wirklichen Geheimen Ober Finanzraths *Villaume*, in dem Amte eines Inspectors des hiesigen französischen Gymnasii ernannt und als solcher bestätigt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre dem nach St. Petersburg berufenen Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. *von Baer*, die nachgesuchte Dienstentlassung vom 1. Octob. c. an zu ertheilen geruhet.

Der Professor Dr. *Barkow* in Greifswald ist zum Rektor der Königl. Universität für das nächste Jahr erwählt und bestätigt worden.

Dem Professor extraordinarius in der philosophischen Fakultät der Universität zu Breslau, Dr. *Schoen*, ist von der *Société française de Statistique universelle* zu Paris für sein durch Dumont in's Französische übersetztes Werk: „Ueber die europäische Civilisation" die *Medaille d'honneur* übersendet worden.

Der bisherige zweite ordentliche Lehrer am Königl. Waisenhause zu Königsberg *Johann Friedrich Sluymer* ist zum Direktor des Königl. Schullehrer-Seminars zu Preufsisch-Eylau ernannt und als solcher bestallt worden.

Der Professor Dr. *Unterholzner* ist zum Rektor, der Konsistorialrath und Professor Dr. *Mitteldorpf* zum Dekan der evangelisch-theologischen, der Professor Dr. *Berg* zum Dekan der katholisch-theologischen, der Professor Dr. *Huschke* zum Dekan der juristischen, der Medicinalrath und Professor Dr. *Otto* zum Dekan der medicinischen und der Professor Dr. *Nees von Esenbeck* zum Dekan der philosophischen Fakultät der Königl. Universität zu Breslau für das Jahr vom Oktober 1834 bis dahin 1835 erwählt und bestätigt worden.

Bei der Königl. Friedrich-Wilhelms Universität zu Bonn ist für das nächste akademische Jahr $18\frac{34}{35}$, der Professor Dr. *Nüke* zum Rektor; der Professor Dr. *Scholz* zum Dekan der katholisch-theologischen, der Professor Dr. *Sack* zum Dekan der evangelisch-theologischen, der Professor Dr. *Puggé* zum Dekan der juristischen, der Professor Dr. *E. Bischoff* zum Dekan der medicinischen und der Professor Dr. *G. Bischof* zum Dekan der philosophischen Fakultät erwählt und bestätigt worden.

Der Dr. *Meyen* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt.

Für das nächste Jahr ist der Professor Dr. *Kellermann* zum Dekan der theologischen, der Professor Dr. *Schlüter* zum Dekan der philosophischen Fakultät der Königl. Akademie zu Münster erwählt und bestätigt worden.

Der Professor in der theologischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. *Gebser* ist zum Prorektor der dortigen Universität für das bevorstehende Winter-Semester erwählt und als solcher bestätigt worden.

Todesfälle 1834.

Am 21. Jan. starb zu Nantes der Swedenborgianer *Eduard Richer*, 41 Jahr alt.

Am 26. Februar starb zu Petersburg der wirkl. Staatsrath *Alex. Ssergejewitsh Nikolskij*, im 80sten Lebensjahre.

Am 20. März starb zu Doblen in Kurland der Dr. *Leber*, *Friedrich Richter*, 31 Jahr alt.

Am 1. April starb zu Genf *Vernes de Luze*, der Verfasser des *Voyage sentimental à Yverdun*, 69 Jahr alt.

Am 22. April starb zu Paris der Kanonicus *Abbé L'Ecuy*, 83 Jahr alt.

Am 8. Mai ebendaselbst der Schriftsteller *Thomas Martin*.

Am 21. Mai starb zu Bückeburg der Konsistorialrath und Superintendent des Fürstenthums Schaumburg-Lippe Dr. theol. *Ch. L. Funk*, 83 Jahr alt.

Am 22. Mai starb zu Wien der bekannte Botaniker Dr. *Joh. Emanuel Pohl*, ungefähr 50 Jahr alt.

Am 10. Juli starb zu Lübeck der Pastor emerit. *Heinr. Chr. Zietz*, 66 Jahr alt.

Anfang August starb zu Madrid, an der Cholera, Don *Diego Clemencin*, einer der gröfsten Gelehrten Spaniens, königl. Bibliothekar und Sekretär der Proceres-kammer.

Am 1. August starb zu Leipzig der Privatdocent an der dortigen Universität M. *Christ. Fried. Michaelis*, 64 Jahr alt.

Am 5. August starb im Haag der niederländ. Staatsminister Graf *Gysbert Karl v. Hogendorp*, 72 Jahr alt.

Am 11. August starb zu Driesen der Superintendent und Oberprediger *Joh. Heinr. Gottl. Starke*, 54 Jahr alt.

Am 19. August starb zu Brüssel der Dichter *Bousmar*, 80 Jahr alt.

Am 20. August starb zu Potsdam der Feldprobst der Armee und Konsistorialrath *Offelsmeyer*, 73 Jahr alt.

Am 22. August starb zu Stockholm der als dramat. Dichter und Uebersetzer der römischen Klassiker bekannte Schwedische Staatsminister Graf *Sköldebrand*, 76 Jahr alt.

An demselben Tage starb zu Gikau bei Lutgenburg, auf einer Amtsreise der Gen.-Superintendent der dän. Herzogthümer *Adler*, 78 Jahr alt.

Am 31. August starb zu Berlin der emerit. Prediger *Joh. Heinr. Siegism. Koblanck*, 83 Jahr alt.

An demselben Tage starb zu Göttingen der um die Astronomie hochverdiente Hofrath *K. L. Harding*, 67 Jahr alt.

An demselben Tage starb zu Cassel der Prediger *Holzapfel*, 61 Jahr alt.

Am 2. September starb zu London der berühmte Baumeister und Mechaniker *Telfort*, 78 Jahr alt.

Am 3. September starb zu Berlin der Professor Dr. *Joh. Ernst Plamann*, 63 Jahr alt.

Am 4. September starb zu Erfurt der Professor *Johann George Wendel*, 80 Jahr alt.

Am 5. September starb ebendaselbst der K. General-Major a. D. *Joh. Phil. von Rode*, 75 Jahr alt.

Im September starb der Bischof von Seeland P. *E. Müller*, 58 Jahr alt.

Am 8. September starb zu Tübingen der Professor Dr. *Schübler*.

Am 9. September starb zu Edinburgh der bekannte Buchhändler *Blackwood*.

Am 12. September starb zu Frankfurt a. M. der Abbé *Hennecart*, viele Jahre lang Redakteur des *Journal de Francfort*.

Am 14. September starb ebendaselbst der Oberaufseher der Archive *Sir J. Leach*.

Am 15. September starb zu Berlin der Geh. Rath Dr. med. *Ernst Ludwig Heim*, 87 Jahr alt.

Am 17. September starb ebendaselbst der Königl. wirkl. Geh. Staatsminister Freiherr *Friedr. v. Schuckmann*, 78 Jahr alt.

An demselben Tage ebendaselbst der K. Konsistorialrath und gewesene Rektor der Landesschule Pforta Dr. theol. *Carl David Ilgen*, 71 Jahr alt.

Am 19. September starb auf seinem Landgute zu Köngen der Würtemb. Staatsminister a. D. *v. Weishaar*, 59 Jahr alt.

Im September in einem Landhause in der Nähe des Havre der beständige Sekretär der französ. Akademie *A. V. Arnault*, 68 Jahr alt.

Am 24. September starb zu Charlottenburg der Direktor einer Erziehungs-Anstalt *L. Cauer*.

Am 25. September starb zu München der bekannte Historiker Hofrath und Professor *Konrad Mannert*, 77 Jahr alt.

Wissenschaftliche Institute.

Neunter Jahresbericht

der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, über das Jahr vom 15. Juni 1833 bis dahin 1834.

Da der zum Abdruck bestimmte ausführliche Neunte Jahresbericht der Gesellschaft noch nicht vollendet ist, beeilt sich der unterzeichnete Ausschufs, um einer etwanigen Zögerung vorzubeugen, die allgemeinen Nachrichten von dem Zustande der Gesellschaft in dem verflossenen Zehnten Jahre ihres Bestehens in folgende Uebersicht zusammenzustellen.

Mitglieder.

Im Verlaufe des verflossenen Jahres ist der Gesellschaft die hohe Gnade zu Theil geworden, den Namen Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Karl von Preufsen dem Verzeichnisse ihrer Mitglieder beifügen zu dürfen. Die Gesammtzahl der Mitglieder beträgt jetzt etwa 250.

Sammlungen.

Die Bibliothek des Stettiner Zweiges der Gesellschaft hat einen höchst ansehnlichen Zuwachs erhalten durch die von dem Herrn von Löper auf Stramehl, Wedderwill, Stölitz u. s. w. bei Labes in grofsherziger und ächt vaterländischer Gesinnung unter dem 4. Januar d. J. ihr gemachte Schenkung von 6 bis 800 höchst brauchbaren Pommerschen Druck- und Handschriften, welche ursprünglich der 1778 verstorbene Regierungsrath Sam. Gottl. Löper gesammelt hat, und unter welchen insbesondere der bedeutende litterarische Nachlafs des ehemaligen Geh. Finanzrathes Friedrich von Dreger, Herausgebers des Codex Pommeraniae Diplomaticus, sich auszeichnet. Im Fall der Stettiner Zweig der Gesellschaft erlischt, wird der Schenkungsurkunde zufolge diese von Lopersche Sammlung dem Gymnasium zu Stettin anheimfallen.

Auch die Sammlung der Alterthümer der Gesellschaft ist in diesem Jahre vermehrt worden, wiewohl nicht bedeutend, durch einige in der Provinz gefundene Streitäxte, Speerspitzen, Münzen und ähnliche Dinge.

Beide Sammlungen der Gesellschaft, die literarische sowohl als die antiquarische, haben gegenwärtig einen solchen Umfang erreicht, dafs sie in einer zweckmäfsigen Weise nicht mehr aufgestellt werden können und eine baldige Erweiterung

des der Gesellschaft überwiesenen Lokales zu den dringendsten Wünschen derselben gehört.

Kasse.

Die Einnahme des Stettiner Zweiges der Gesellschaft hat in den letzten sechs Jahren im Durchschnitt 120 Thlr. jährlich betragen. Bestand ist gegenwärtig 50 Thlr. 4 Sgr. 1 Pf.

Als ein sehr einflufsreiches Ereignifs für die Haushaltung und die gesammte Thätigkeit der Gesellschaft erkennet dieselbe mit Dank die unter dem 2. August 1832 durch den Königl. General-Postmeister, Herrn von Nagler unter den jetzt üblichen Bedingungen und auf Widerruf ihr bewilligte Portofreiheit.

Wissenschaftliche Unternehmungen.

Für den Augenblick ist die Gesellschaft mit der ziemlich mühsamen Anordnung ihrer sehr erweiterten Sammlungen, und mit der Läuterung und Befestigung ihrer mehr und mehr sich entwickelnden inneren und äufseren Verhältnisse so sehr beschäftigt, dafs ein grofser Theil ihrer Kräfte dadurch in Anspruch genommen wird. Dennoch wird dieselbe nicht versäumen, die angelegte Sammlung von geschichtlichen Abhandlungen und Nachweisungen, welche sie der allmähligen Zusendung ihrer Mitglieder verdankt, nach wie vor zu bereichern, in welcher Sammlung insbesondere die Abtheilungen über heidnische Gräber und Burgwälle, über St. Otto, über Pommersche Chroniken und über einzelne andere Gegenstände einen mehr oder minder ansehnlichen Umfang gewonnen haben.

Auch hat die Gesellschaft die Förderung der Herausgabe des handschriftlichen Dregerschen Codex Pommeraniae, welcher sich besonders der Professor Kosegarten in Greifswald unterziehen zu wollen scheint, nicht aus dem Auge verloren

Von der eigenen Zeitschrift der Gesellschaft, den „Baltischen Studien," ist in dem verflossenen Jahre des Zweiten Jahrganges Zweites Heft erschienen, welches ein anziehendes Tagebuch des kunstkundigen Augsburgers Philipp Hainhofer enthält, der im Jahr 1617 den Hof Herzogs Philipp II. von Stettin besuchte. Herausgegeben ist dasselbe hier aus einer Handschrift des Königl. Provinzial-Archives durch den Archivar Baron v. Medem, mit Beiträgen des Direktors der Königl. Kunstkammer zu Berlin, L. v. Ledebur.

General-Versammlung.

In der am 15. Juni d. J. in Abwesenheit des Herrn Ober-Präsidenten v. Schönberg Excellenz unter dem Vorsitze des Königl. Regierungs-Präsidenten Herrn Müller zu Stettin abgehaltenen zahlreich besuchten General-Versammlung, wurden verschiedene Vorträge der Mitglieder des Ausschusses gehalten, über die Ereignisse des verflossenen Jahres, über den Zustand der Kasse, über die bisherigen Versuche eine gründliche und genügende Geschichte Pommerns zu gewinnen, und über den Werth der von Löperschen Bibliothek. Bei dem üblichen Wechsel einzelner Beamten wurde das Sekretariat, welches bisher der Königl. Archivar Baron v. Medem verwaltet hatte, für das nächstfolgende Jahr dem Professor Böhmer übertragen. Ein in dem Lokal des Casino veranstaltetes Mittagsmahl beschlofs die Versammlung, und gewährte den willkommenen Anlafs, dem höchsten Wohle Sr. Majestät des Königs und des Hohen Protektors der Gesellschaft, Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen frieriliche Wünsche aus vollem Herzen darzubringen.

Stettin den 16. Juni 1834.

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Ausschufs zu Stettin.

Triest. Böhmer.

Litterarische Anzeigen.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Seyffarth, Dr. G., Beiträge zur Kenntnifs der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten. 6s Heft. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 4. brosch. franz. Velinp. Rthlr. 1. gegl. Schweizervelinp. Rthlr. 1. 7½ Sgr.

Auch unter dem Titel:

Unser Alphabet ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ am 7. September des Jahres 3446 vor Christus. Angeblich zu Ende der Sündfluth, wahrscheinlich nach eignen Beobachtungen Noah's. Erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Culturgeschichte aller Völker. Mit einer lithograph. Tafel. gr. 4. brosch. Druckp. 22½ Sgr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis dritter Band. Gr. 8. Auf weifsem Druckpapier. 9 Thlr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugethiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bogen, 2 Thlr. 10 Sgr.) die Reptilien und Fische und der dritte (1834, 40 Bogen) 2 Thlr. 20 Sgr) die Mollusken.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Anzeige.

So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

Deutsche Jahrbücher

zur Aufnahme und Förderung

eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Wissenschaft, Kunst und Leben.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.

Erstes Heft.

gr. 8. Preis für drei Hefte oder einen Band auf gutem weifsen Druckpapier und sauber broschirt 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 Fl. 24 Xr. Rhein.

Unter diesem Titel erscheint bei dem Unterzeichneten von dem Jahre 1835 an eine periodische Schrift, deren erstes Heft als Probe bereits jetzt ausgegeben wird. Eine Anzahl von Gelehrten in allen Theilen von Deutschland hat sich vereint, den Disciplinen der Wissenschaft und Kunst, die mit dem öffentlichen Leben in engerem Bezuge stehen, eine kritische Repräsentation zu geben und zu versuchen, diesen Bezug stets enger zu knüpfen, mit gleicher Rücksicht auf die allerstrengsten Forderungen ächter Wissenschaftlichkeit, wie auf die wahren Zeitbedürfnisse und Interessen der Nation. Die Männer, die bereits in diesem Verbande stehen, glaubten es ihrer Stellung in der bürgerlichen und literarischen Gesellschaft nach sich selbst und dem Vaterlande schuldig zu sein, bei dieser Unternehmung, deren Schwierigkeit schon an und für sich in einem Volke, das kaum erst seine öffentlichen Interessen zu verstehen anfängt, aufserordentlich ist, gleichwohl in ihren Statuten die Schwie-

rigkeiten eher häufen, als vermeiden zu müssen. Es ist ihr allgemeinstes Gesetz, dafs nur das Bedeutendste und Wirkungsreichste in der Literatur, und nur die wichtigsten Fragen des Lebens einer Erörterung unterworfen werden sollen, damit endlich doch Eine Zeitschrift in Deutschland wieder beginne, auf Würde der Wissenschaft und deren Förderung durch das Gute mehr als durch das Viele zu richten, damit gleich mit dem Beginne jeder Seichtigkeit und Oberflächlichkeit gewehrt und jede Verwechslung der Tendenz dieser Blätter mit den gewöhnlichen Zwecken unserer Journale vermieden werde. Wenn die Herausgeber, gleich entfernt von dem kleinlichen und blinden Getriebe unserer unruhigen Köpfe, wie von den eigensinnigen Stillstandstheorien der Gegner, manche theure Angelegenheit des Vaterlandes mit franker Gradheit besprechen, so werden sie sich überall auf die Resultate der Wissenschaft und geschichtlichen Erfahrung stützen, überall das hohle Raisonnement ausschliefsen, und sie wissen daher, dafs sie das Geschrei der Bewegung, dessen sie sich vielleicht versehen müssen, nicht irren kann und hoffen dafür auch, dafs sie kein literarischer Zwang von oben bei ihrer Achtung vor dem Bestehenden irren wird.

Der Unterzeichnete versendet diese Zeitschrift in Heften, deren je drei einen mäfsigen Band von etwa 15 Bogen ausmachen werden, deren im Jahre wohl vier erscheinen werden. Er hofft, dafs ein so gemeinnütziges und der Nation ehrenvolles Werk lebhafte Theilnahme und Unterstützung finden wird und hat es seinerseits an nichts fehlen lassen, selbst mit grofsen Opfern für den Anfang, die ersten Gelehrten und Staatsmänner für die deutschen Jahrbücher zu gewinnen.

Leipzig, im August 1834.

Wilhelm Engelmann.

Bei Conrad Glaser in Schleusingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Commentar
zu
Goethes Werken
von
Carl Friedr. Göschel.
unter dem Titel:
Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise.
Ein Denkmal
von
Carl Friedr. Göschel.

2 Bände, gr. Octav, gedrängten Drucks. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig, ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Der Staat und die Industrie.
Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolizei,
von
Prof. *Friedrich Bülau.*

gr. 8. Preis 1½ Thlr. 2 fl. 15 kr. Conv: M. 2 fl. 42 kr. rhein.

Mit allgemeinem Beifall wurde das frühere Werk des Verfassers: „der Staat und der Landbau" aufgenommen. Noch höheres Interesse gewährt dieses neueste Werk, dessen

höchst wichtiger Inhalt in folgenden Haupt-Abtheilungen besteht: Die Zustände der Bevölkerung. — Die Gewerbsfreiheit. — Gewerbsbildung. — Das Schutzsystem. — Die Armenpflege.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Melchior Russen's
Ritters von Lucern.
Eidgenössische Chronik;
geschrieben im Jahr 1482 und zum erstenmal herausgegeben 1832
von
Joseph Schneller,
Mitglied der schweiz. geschichtforschenden Gesellschaft.

1te Hälfte geh. Preis fl. 1. 12 xr.

Den Freunden der alten eidgenössischen Geschichte wird hiermit zum erstenmale ein Werk durch den Druck dargeboten, das während mehrere Jahrhunderte auf unverzeihliche Weise unter dem Schutte der Vergessenheit begraben lag, und welches nun der ganzen Aufmerksamkeit jeglichen Geschichtforschers um so mehr empfohlen zu werden verdient, als es durch seine vielen Einzelnheiten über jede andere Schweizerhistorie ein helleres Licht verbreitet.

Bern, im September 1834.

C. A. Jenni, Sohn.

Das Volkschulwesen in den Preufsischen Staaten.
Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den Elementar-Unterricht der Jugend betreffen.
Von
Dr *Johann Ferdinand Neigebaur,*
Königl. Preufs. Geh. Justizrathe.

gr. 8. 1½ Thlr.

Unter diesem Titel hat bei Unterzeichnetem ein Werk die Presse verlassen, wozu das hohe Ministerium des öffentlichen Unterrichts mit seiner bekannten grofsartigen Willfährigkeit die Materialien zugänglich gemacht hat. Es enthält alle in den Preufsischen Staat jetzt bestehende Anordnungen über den Elementar-Unterricht. Der Schullehrer wird sich hieraus vollständig über den Umfang seiner Pflichten und auch seiner Rechte unterrichten können, der Geistliche, der Landrath, der Superintendent findet darin, worauf er seine Mitwirkung bei dem Volksunterricht zu richten, jeder Verwaltungs-Beamte erhält hier alles gesammelt, was in seinen verschiedenen Akten über diesen Gegenstand zerstreuet ist. Die Eltern werden daraus die Ueberzeugung entnehmen, welche Sorgfalt die Regierung der Erziehung der Jugend widmet, und das Ausland wird die hier niedergelegten Erfahrungen benutzen können.

Eben so folgen später in besonderen Bänden die Verordnungen für Gymnasien und Universitäten.

Berlin, im October 1834.

E. S. Mittler in Berlin.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

December 1834.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1834.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Friedländer.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Gloger, in Breslau.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
*v. Henning.
Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Göttingen.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Halle.
*Zumpt.

Inhalt des December-Heftes.

Jahrbücher No. 101—120.

Seite

Beneke, Lehrbuch der Psychologie. Berlin, Posen und Bromberg, 1833. — **Hinrichs**. 999

Boethius. Carmina Anicii Manlii Torquati Severini Boethii, Graece conversa per Maximum Planudem. Primus ed. Car. Frid. **Weber**. Darmstadii, 1833. 4to. — **Kleine**. 941

Göschel, Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal. Schleusingen, 1834 — **Kühne**. 1009

Heinroth, die Lüge. Ein Beitrag zur Seelenkrankheitskunde, für Aerzte, Geistliche, Erzieher u. s. w. Leipzig, 1834. — **Weifse**. 977

Hurter, Geschichte Pabst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Erster Bd. Hamburg, 1834. — **Leo**. . 985

v. **Keyserlingk**, kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung bis auf den Congrefs zu Verona. Leipzig, 1834. 911

Klausen, die Abenteuer des Odysseus aus Hesiodus erklärt. Bonn, 1834. — **Lange**. 1015

Lentzen, de Pelagianorum doctrinae principiis. Dissertatio historico-critica. Coloniae ad Rhenum, 1833. — **Baur**. 897

Liebetrut, die Ehe nach ihrer Idee und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der Ehe und der ehelichen Verhältnisse (insonderheit der Scheidung und der zweiten Ehe Geschiedener) vom allgemein-wissenschaftlichen und vom christlich-theologischen Standpunkt. Nebst einem Vorwort von Dr. Aug. **Hahn**. Berlin, 1834. . 926

v. **Malchus**, Handbuch der Militär-Geographie oder Erd- und Staaten-Kunde von Europa mit specieller Beziehung auf Kriegführung. Mit einer Oro-Hydrographischen Karte von Europa. Heidelberg, Leipzig und Wien, 1833. — **Rühle v. Lilienstern**. . . 873

Michart, Beantwortung der von der philosophischen Facultät zu Münster am 3. Aug. 1833 gestellten Preisfrage: Examinetur sententia illorum, qui Deum existere philosophica argumentatione demonstrari neque posse neque debere contendunt. Adjungetur censura argumenti ontologici pro existentia Dei. Oder: Geist, Natur und Mensch mit Hinweisung auf Gott. Münster, 1834. — **Göschel**. 884

Oken, allgemeine Naturgeschichte für alle Stände. Vierter Bd. oder Thierreich, erster Bd. und fünfter Bd. Lief. 1—4. Stuttgart, 1833. 1006

Pallas, Zoographia Rosso-Asiatica sistens omnium animalium in extenso imperio Rossico et adjacentibus maribus observatorum recensionem, domicilia, mores et descriptiones, anatomen atque icones plurimorum. Vol. I—III. 4to. Petrop. 1831. (Als Beilage: Berichte über die Zoographia Rosso-Asiatica von Pallas, abgestattet an die K. Akademie der Wiss. von Dr. K. E. v. **Baer**. Königsb. 1831.) — **Baer**. . . 937

Poisson, Traité de mécanique. Seconde edition, considérablement augmentée. Tom. I. et II. Paris, 1833. — **Stern**. 961

Schönherr, Synonymia Insectorum, oder Versuch einer Synonymie aller von mir bisher bekannten Insekten. Erster Bd. Eleutherata, 4ter Thl. Fam. Curculionides. Tom. I. p. 1. u. 2. Tom. II. p. 1. Paris u. Leipzig, 1833. u. 34. — **Burmeister**. 990

Schott, die Theorie der rednerischen Erfindung mit besonderer Hinsicht auf geistliche Reden dargestellt u. an Beispielen erläutert. Zweite verbesserte Ausgabe. (Auch unter dem Titel: Die Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Zweiter Th.) Leipzig, 1833. 894

Schwarz, Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Als Nachträge zur Erziehungslehre. Leipz. 1833. 959

Simon und v. **Strampf**, Rechtssprüche der preufsischen Gerichtshöfe, mit Genehmigung Ihrer Exc. der Herren Justiz-Minister. Dritter Bd. Berl. 1834. — **Hefftter**. 931

Sutsos. *Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος, ἢ Συλλογὴ ποικίλων ποιηματίων, ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Μέρος πρῶτον καὶ δεύτερον. Ἐν Ναυπλίῳ*, 1833. — **Kind**. . . 869

Tholuck, Leben Georg Whitfields. Nach dem Englischen herausgegeben. Leipzig, 1834. . . . 976

Vofs, mythologische Briefe. 4ter u. 5ter Bd. (Auch unter dem Titel: Mythologische Forschungen aus dem Nachlafs des J. H. **Vofs**, zusammengestellt und herausgegeben von Dr. H. G. **Brzoska**. 1ster u. 2ter Bd.). Leipzig, 1834. — **Schöll**. 857

Weber s. **Boethius**.

Wiggers, Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. (Auch unter dem Titel: Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Zweiter Theil.) Hamburg, 1833. — **Baur**. 897

(Karoline v. **Woltmann**). Deutsche Briefe. I. Leipzig, 1834. — W. N. 889

Anzeigeblatt No. 4. *u.* 5.

NACHRICHT

ÜBER DIE

FORTSETZUNG DIESER ZEITSCHRIFT.

Die *„Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"* werden auch im Jahre 1835 in der bisherigen Art fortgesetzt werden. Jährlich werden, ausschliefslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst schnelle Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, den Lesern vollständige Kunde von den bemerkenswerthen neuen litterarischen Erscheinungen zu verschaffen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den litterarischen Intelligenz-Nachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichts-Anstalten der preufsischen Monarchie zu liefern, und durch bibliographische Berichte auch von der ausländischen wissenschaftlichen Litteratur eine Uebersicht zu geben. — Der Preis des Jahrganges bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Duncker & Humblot.

Anzeige

an

Gelehrte und Literaturfreunde.

Die

LITERARISCHE ZEITUNG,

herausgegeben von Karl Büchner.

(eine möglichst vollständige, wissenschaftlich geordnete, Uebersicht der in- und ausländischen literarischen Neuigkeiten: Bücher, Journale, Dissertationen, Programme etc., der Todesfälle, Beförderungen der Schriftsteller, der Bücherauctionen etc.)

welche seit Anfang 1834 in unserm Verlage erscheint, wird auch für 1835 ganz in der bisherigen Art fortgesetzt werden (an jedem Mittwoch eine Nummer von 1 bis 1½ Bogen; Preis des Jahrgangs 2 Thlr.). Die Nützlichkeit dieses Blattes für jeden Gelehrten, Militär, Techniker etc., namentlich auch durch die Angabe des Inhalts der Journale, welche sich so vollständig in keiner andern Zeitschrift findet, ist allgemein anerkannt, und nur die Theilnahme, welche dasselbe beim Publicum gefunden, erlaubt seine Fortsetzung zu so höchst wohlfeilem Preise. — Bestellungen auf die Literarische Zeitung nehmen alle Buchhandlungen und die Königl. Postämter an, durch welche auch noch der Jahrgang 1834 (No. 1—50. sind erschienen) bezogen werden kann.

***Duncker & Humblot* in Berlin.**

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CVI.

Mythologische Briefe von J. H. Voſs. 4ter u. 5ter Bd. Auch unter dem Titel: *Mythologische Forschungen aus dem Nachlaſs des J. H. Voſs zusammengestellt und herausgegeben von Dr. H. G. Brzoska. 1ster u. 2ter Bd. Leipz., Lehnhold.* 1834. *XII u.* 192 *u.* 234 S. *in* 8.

Der letztere Titel des Werks ist der eigentliche, der erste nur beibehalten nach dem Vorgange des Herausgebers vom dritten Bande der Myth. Briefe (Stuttgart 1827). Diesen Titel wählte man, weil Voſs oft daran gedacht hatte, die Abhandlungen „in den Ton der Briefe umzustimmen" (Vorr. zum 3ten Bd.), und weil sie (die neueren) „nach seinem Willen mit jenen ersten drei Bänden ein Ganzes bilden sollten" (Vorr. zum 4ten Bd.). Sämmtliche nachgelaſsne Forschungen sollen demnach mit den Mythol. Br. und unter sich *ein* Werk ausmachen. Sie schlieſsen sich übrigens nicht bloſs aneinander *an*, sondern zum Theil auch gegenseitig *ein*, und die Masse von Stellen, welche sich wörtlich oder fast wörtlich wiederholen, ist nicht unbedeutend; zu geschweigen, daſs im 5ten Bande auch ein Theil der Antisymbolik wörtlich wiederkehrt, selbst die Aufforderung an „die Besorger des öffentlichen Wohls" zu Verfügungen „über meutmachende Mystik und schwärmerische Winkelandachten" und die Apostrophe an „den Symboliker" nicht ausgeschlossen. Dies ist insofern wenigstens nicht unzweckmäſsig, als es dem Verständniſs der Voſsischen Ansicht durch Erinnerung an ihre Genesis dient. — Andere Wiederholungen waren geboten durch die sich kreuzende Anlage der einzelnen Aufsätze. Und es ist noch ferner vorauszusehen, daſs der von Hrn. Dr. Brzoska versprochene Anhang (Vorr. X) Vieles enthalten wird, was wir in den bisherigen Bänden schon gelesen haben *).

Um so mehr ist des Herausg. Verzichtleistung auf eigene Zusätze oder Noten zu billigen; nicht so der polemische Ton seines Vorworts und die Herausforderung „an jeden, der dies letzte Werk des wackern Voſs „als eine erwünschte Gelegenheit nochmals seinen Haſs „und seinen Undank gegen ihn auszulassen ansehen „möchte, seinen Grimm unbedingt auf ihn (den Her„ausg.) zu wenden, theils weil er als Bearbeiter des Nach„lasses die Schuld aller seiner Mängel auf sich nehmen „müsse, theils weil er hoffe, hier und da einer unlau„teren und ungebührenden Anfechtung genügend begeg„nen zu können." Hätte statt dieser unzeitigen Ereiferung und anderer starken Ausdrücke Hr. Dr. Brzoska lieber sinnstörende Druckfehler verhütet, wie S. 49 Alkmene f. Alkman, 76 Appian f. Oppian, und an fünf Stellen Dionysos f. Dionysius, wodurch — gar nicht in Voſs Geiste — die verschiedensten Sterblichen, der Perieget, der Schuster und der Dichter der Bassarika, mit dem Gotte vermischt werden **).

*) Die versprochenen Aufsätze heiſsen: 1) *Bei Hesiod zuerst östliche Religion im Keimen.* Was der Verf. hierunter begriff, ist in sehr vielen, wiewohl zerstreuten Stellen der drei Bände Mythol. Forsch. enthalten. 2) *Vom Byssos und Kinnamomon.* Vom letzteren vorläufig Bd. 4. S. 138 f. (Vgl. Bd. 5. S. 142 f.) Vom *Byssos* handelte schon Bd. 3. des Breiteren. Auf die Versicherung, an solchen Fragen über Waaren-Wege hänge auch die Geschichte der Religionsmeinungen, folgte dort eine höchstgelehrte Kritik des Byssos, Sindon, Gossypium, Flausch, Fries, Bambax, Karphas, Pischta, Ethnn, Schesch, Bad, Bux. Vielleicht wird jetzt die versprochene Abhandlung die Religionsmeinungen geben, die daran hängen. 3) *Beitrag zur historischen Forschung über Kyrene.* — Auch wird versprochen ein *kurzes aber genaues Sachregister zu sämmtlichen Myth. Briefen.*

**) Bd. 4. S. 136. 139. 145. 168. Bd. 5. S. 41. Der *Erdbe-*

Vorliegende Forschungen nun zeigen, wie zu erwarten stand, dieselben Principien und dieselbe Art ihrer historischen Begründung, welche schon die Mythologischen Briefe von 1794 vorbildeten, und die spätere Polemik weiter bestimmte; dieselben, aber genauer, ausführlicher und in neuen Beziehungen entwickelt. — Festgehalten ist die Voraussetzung, daſs die vorhomerischen Thraker und Pelasger und ihre Götter ursprünglich wilde Nomaden oder „Buschmänner" gewesen, daſs bei allmäliger Sittigung die Götter aus Jägern Anbauer und fürstenähnliche Olymposbewohner, hernach Bewohner des überolympischen Himmelsgewölbes geworden, und daſs ziemlich alles weitere Mythische oder gar Mystische jüngeres Product des Verkehrs mit dem Orient, der pfäffischen Opfergier und geheimer Brüderschaften sei. — Denn schon in Hesiods Tagen beginnt der Priestertrug, ja er war von jeher (Bd. 4. S. 63). Festgehalten ist auch die kritische Maxime, für vorhomerisch oder homerischer Zeit angehörig nichts gelten zu lassen, was nicht von Homer aufgeführt wird; alles was Hesiod gibt, wenn es Homer nicht auch hat, um die zwanzigste Olympiade oder kurz vorher entstanden zu denken, und überhaupt Dinge, welche durch erhaltene Angaben der älteren Dichter und Logographen überliefert werden, in der Regel nicht älter anzunehmen, als die Zeugnisse selbst sind. Kein Früherer kennt es, ist das entscheidende Wort, ohne Rücksicht darauf, daſs der gröſste Theil der älteren Litteratur verloren ist und doch schwerlich bloſs dasselbe enthielt, was der erhaltene, ohne Rücksicht auf das Vorgeben eines höheren Alters der Sache in den Zeugnissen selbst, was doch nicht in jedem Falle nothwendig grundlos ist, und ohne Frage meist nach andern Gründen, die auf eine frühere Zeit zurückweisen könnten. Zwar für den Ursprung eines *ägyptischen* Gottes ist selbst *Diodor* ein gültiger Zeuge (Bd. 3. S. 39 unt. Bd. 5. S. 63 unt.); aber was von einem *hellenischen* Gott *Alkäos* sang, kam erst in den *Vierzigern* auf (Bd. 5. S. 149 vgl. Bd. 4. S. 64). — Doch gerade dies Verfahren bei Bestimmung des Alters griechischer Mythen, welches hier vorherrscht, hat einen dreifachen Nutzen. Einmal bleibt es bei jeder Ueberlieferung eine der wichtigsten Fragen, wann und wo sie zuerst erscheint; sodann wird der Schluſs vom Alter des Zeugnisses auf das des Bezeugten in dem Grade zulässiger und entscheidender, als das Zeugniſs von einer reicheren gleichzeitigen und älteren Litteratur und Geschichte umgeben und beleuchtet ist; weshalb z. B. die Anwendung jener Kritik in dem Aufsatze *Nysa nach Indien versetzt durch Alexanders Schmeichler* (Bd. 4. S. 160—192) zu einleuchtenden und sichern Resultaten geführt hat. Anders ist es freilich bei der Frage nach den Anfängen und Hintergründen des Geschichtlichen, wo ein behutsames Combiniren selbst viel späterer Zeugnisse mit älteren, ein vorsichtiges Zurückschlieſsen vom Historischen auf das, was es voraussetzt, ausgiebiger als jene Methode und sicherer zugleich ist. Und doch ist es eben die Anwendung auf die älteren Epochen, worin ich den dritten Gewinn und keineswegs den kleinsten erblicke, der aus dieser auf das Alter der Zeugnisse basirten Kritik hervorgeht. Es dürfte nicht uninteressant sein, die Ergebnisse, zu welchen sie führen muſste, in der natürlichen Ordnung und Folge zusammenzustellen, welche in den „Forschungen" durch die verschiedene Richtung der einzelnen Aufsätze zerfällt und ungleich vertheilt worden ist. Das Resultat wird dann leicht zu ziehen sein. Folgendes also sind die Epochen des griechischen Glaubens nach Voſs:

1) Zuerst wurde die Religion der Bergwaldung gemildert durch *Südthrakier*, die, lange vor den Hellenen, mit dem benachbarten Asien verkehrten. Ihnen gehört ursprünglich der *Entwilderungsdämon Dionysos*, der den Rosinenwein erfand (Bd. 4. S. 1 ff. S. 24. 28.). Umherstreifende *Pelasger*, woraus angesiedelte *Hellenen* sich bildeten, nahmen die Götter der Südthrakier theils an, theils vermischten sie die ihrigen mit denselben (Bd. 4. S. 20 f.).

2) Gröſsere Umgestaltung erfuhr die Religion der Hellenen durch *Lydofryger*, *Föniker*, *Kreter*. Um den Anfang der Olympiaden hob sich *Lydofrygien* durch Landhandel nach *Thapsakos*. Seitdem vernahm man daher stets neue Wunder des *Morgenlandes*, gewann Welterfahrung, Sinn für würdige Ahnungen der Gottheit, und aus *Thapsakos* den Stoff einer höheren Offenbarung. Daher die Sagen der *hesiodischen* und nächstfolgenden Zeit: Menschen aus Thon, durch Anhauch oder Glut beseelt, eine Sündflut und Arche Deukalions u. a. (Bd. 5. S. 142. 144 f.). Aehnlich wirkte der gleichzeitige Ver-

sieger Dionysos S. 139 anstatt *Erdbeschreiber Dionysios* kann doch kaum auf Rechnung des Setzers kommen. — Bd. 5. S. 87 Arion f Orion 88 Eunoos f. Eupeos. 160 Goryon f. Ger. 2mal. 146 Lykaforas f. Lykofron u. a.

kehr mit den *Fönikern*, die, zur Sicherung gegen die mißliche Pontosfahrt, in *Samothrake* eine abergläubige Weihanstalt, aus beiderlei Religionen gemischt, ersannen. Daher Umdeutung der Sage von *Kadmos*, Europa *Fönix* Tochter u. s. w. (Bd. 3. S. 10 Bd. 5. S. 74. 152 f.). — Durch solchen Verkehr mit habseligen Ostvölkern und mit geistreichen Hellenen hoben sich zuerst die *altfrygischen*, von Homer unbemerkten Landesgottheiten aus der örtlichen Dunkelheit. Namhaft war schon um Ol. 20. die grofse Mutter Ernährerin auf dem Löwenberge (*Kybele* auf dem einst troischen *Ida*) sammt ihrem Gemahl dem Regner und Donnerer im Lenz (*Hyes*, *Sabazios*) und dem erbnehmenden Sohn, der, nach des Raubwildes Dämpfung, das Feld mit dem Stierpflug zu bestellen erfand, daher sinnbildliche Stiergestalt, wenigstens Rindhörner empfing (*Zagreus*, *Sabazios*). Eben so früh wurden dem kindlichen Anbauer zur Pflege bestellt kunstreiche Bergdämonen, *die Korybanten*, *Telchinen*, *idäischen Daktyler*, *argeiischen Kureten*, alle bekannt schon um *Hesiod's* Lebenszeit (Bd. 5. S. 145 f.). Diese sinnbildliche Mischreligion verbreitete sich *in geheimen Innungen* durch *Troas* nach *Samothrake* und die *thrakischen* Ortschaften bis *Böotien*, durch *Kreta* (vgl. Bd. 4. S. 91. 95—98. 102) zu den *Inseln* umher, nach *Argos*, *Attika*, *Fokis*, *Aetolien*, durch *Karien nach Rhodos*, *Syrien* bis *Kypros:* allenthalben in die Landesreligion sich fügend und zuerst bei *Geweiheten*, dann allmälig vor dem Volke, sie umbildend in vielfach wechselnde, dorther und daher entlehnte Formen. — In *Kreta* voraus eiferten die Priester, sich den einträglichen Dienst der *frygischen* Berggottheiten geschickt anzueignen. Sie verkündigten der grofsen Bergmutter Sohn sei der Donnerer *Zeus Kronion;* ihn gebar Mutter *Rhea* bei uns in *Lyktos* und bot dem Verschlinger *Kronos* einen gewindelten Stein, den er nach Jahren wieder ausbrach und Zeus zum Wunderzeichen befestigte in *Pytho*. Dies *kretische* Mährchen, das *Hesiod*, des *Helikons* Anwohner, in seine *für die noch schwankende Religionsneuerung gedichtete* Theogonie aufnahm, ward also schon vor Ol. 20. von *Pytho's* parnassischen Priestern, wie von den *helikonischen* anerkannt. *Pytho* erhielt in den *Dreifsigern* durch *kretische* Orgionen allmälig die Benennung *Delfi*. Auch schufen sich die *Kreter* einige Zeit *nach Hesiod* einen *kretischen Ida*, gleichnamig dem Geburtsberge des *frygischen* Mutterkindleins; und durch *kretische Fryger*-Weisheit hatten vor der 40sten Ol. die *Eléer* ihren *Pelops* so verherrlicht, dafs der Name *Peloponnesos* im Homeridenhymnus an *Apollon* als ein gemeinüblicher gebraucht ward. In den Vierzigern bei des Olympischen Hochfestes *geheimnifsvollerer Anordnung* war von denselben *Eléern* der alte Stifter *Herakles* schon neugemodelt zum *idäischen Daktyler* von *Kreta's Ida* (Bd. 5. S. 142—149 Bd. 4. S. 91 ff.). So hatten die *Kreter* ihren *Jasion* mit dem *Frygier Dardanos* und der *kyprischen Harmonia* zu Priesterzwecken verbrüdert. So war der *thrakische Dionysos* in den 20er Ol. ein fremdartiger *Bacchos*-Dionysos, und, obwohl kurz vor Ol. 30. in der Hymne des *Eleusiniers* noch *thrakisch-böotisch* (Bd. 4. S. 70. 93. Bd. 5. S. 2.), bald darauf ein *Bacchos* (Geweihter) der (*frygisch-kretischen*) *kybelischen Rhea* geworden (Bd. 5. S. 2), zugleich *Kind Zeus* und *Hyes* und *Jacchos* (Bd. 4. S. 102). Dies Priestergeheimnifs dem Volke zu empfehlen, erhielt zuerst Auftrag ein *angeblicher Eumelos*. Sofort empfing *Dionysos* die Würde des *Zagreus-Sabazios*, des *Wiedergeborenen aus Zeus Lende* (Bd. 4. S. 9), und nahm in der Glorie der *mystischen Dreigottheit* Theil an den *Mysterien* der *Demeter*, die mit *Rhea* und *Persefone* vereinigt war (Bd. 5. S. 23). Das Kindlein Zeus sollte nun nicht nur Donnerer sein, sondern auch Anbau der Wildnisse gezeigt haben und Sittigung. Und nicht säumten die *Mystiker*, dem verherrlichten *Dionysos* als *frygischem* Jagdhelden *Zagreus-Bacchos* den unheilwehrenden Jäger *Agreus-Apollon* zu gesellen. Im *delfischen* Heiligthum rollte des *unterirdischen Zeus* Donner aus Gewölben empor; und die Kluft der Begeisterung ward für *der Erde Nabel* erkannt, in den Vierzigern zweifelhaft, aber in den Funfzigern bestimmt auf *Anaximanders* Erdtafel. Nur die Aufnahme *des von Titanen zerstückten Bacchos* ward *nicht vor Onomakritos* gefabelt, so wenig als in beiden Zeussöhnen gemeinsames *Sonnensymbol* (Bd. 5. S. 151 f.). Am langen Leibrock auf dem Kasten des *Kypselos* erkennen wir den *frygisch*-geweiheten Dionysos (Bd. 5. S. 45). —

3) Aber schon während der Verbreitung dieser *frygisch-kretischen* Neuerungen durch *Geheimschulen* (Bd. 5. S. 48) fing eine noch schlimmere Umbildung an durch *Orfiker und ägyptelnde Pythagoreer*. In den 30er Ol. begann die *frygische* Geheimlehre auch die *Nilgötter* umzubilden, worauf bald *neuägyptische* Priesterweisheit in *Griechenland* verbreitet ward. Die verschiedenen *Begünstigungen*, die den Griechen seit Ol. 31. in Aegyp-

ten durch die Könige *Psammetich*, *Necho*, *Psammis*, *Amasis* zu Theil wurden, vermochten die dortigen Priester ihre starre Landesreligion nach den Begriffen der mächtigen Fremdlinge zu mildern und sich unter deren *frygische* Glaubensväter klug zu demüthigen (Bd. 5. S. 59 ff.). Darum räumten sie den *Frygiern*, deren Namen sie kaum gehört, den Vorzug des Alters, mithin der Weisheit ein. Ihre Landesgottheiten *Isis* und *Osiris*, welche zuerst *Menschenfraſs* gehemmt, indem Isis Waizen und Gerste von wilden Kräutern sonderte, Osiris den Acker bestellen lehrte — in diese muſsten jetzt der griechischen Machthaber hehre *Demeter* und *bacchischer Dionysos* sich umkleiden. Aus *Ackergöttern* wurden sie *Erdgottheiten;* dann erhielten sie, gleich den *griechischen*, die Gewalt des *unterirdischen Todtenbezirks;* welche *Neuerung* die gewandten Priester zu einer Lehre des Alterthums fabelten. In ihren Geheimnissen lehrte man die *pythagorische* Seelenwanderung (Bd. 5. S. 64—66). Obgleich Aegyptens Priester den seit Psammetich angebauten Rebenwein öffentlich als Blut der Götterfeinde miſsachteten: in der weinbauenden *Milesier stillem Orfikerbund* ehrten sie die Gabe des *Dionysos-Bacchos*. Allmälig durfte der *Biergott* den Rebenbau und des Weins Künste gezeigt haben; alles endlich, was der *Weinvater* als schlichter Dionysos und als Bacchos geleistet hatte, das ward dem *bacchisch-umkleideten Osiris* übertragen (Bd. 4. S. 123). Der zur Demeter gewordenen Isis baute *Amasis* in *Memfis* einen groſsen Tempel, der ohne Zweifel für das Graun der *neuaufgenommenen Mysterien* unterirdische Anstalten enthielt. — Glücklich demnach hatte der ägyptische Tiefsinn die Gefahr der zu grell umbrechenden *Aufklärung* abgewandt und den heiteren Geist der Anhömmlinge zu *sorgsamerer Bewahrung des aus Frygien empfangenen Lichtes überredet.* — Auch das Mutterland der *Hellenen* huldigte der im Halbdunkel gehaltenen Priesterweisheit. Ol. 44. kam eine Gesandtschaft aus *Elis*, nicht bloſs wegen der olymp. Spiele sich Rath zu holen; denn nach der Zeit finden wir die *Eléer* mit ägyptischer Glaubenslehre des *Osiris* vertraut. In den 50er Ol. hörte *Solon* einen alten Priester. Etwas früher mögen in *Sais attische Pfaffen* eine Verbindung ihrer *Athene* mit der *saitischen Neith* geknüpft haben; worauf dann *Kekrops*, obgleich er ein Landeskind von Athen zu sein mit Schlangenfüſsen bescheinigte, sich zu *ägyptischer* Herkunft bequemen muſste. Um dieselbe Zeit hatten *Argeier* mit ägyptischen Priestern das Mährchen von den *Danaiden* verabredet, und *rhodische Seelsorger* wirkten im Einverständniſs. Nachmals ward auch der *Böot Kadmos* (früher schon zum Föniker umgefabelt) zum Sohn einer *Nilgöttin* und Verpflanzer ägyptischer Geheimnisse; weil mit dem *Osiripfaffen* der *syrische* so einverstanden war, wie der *hellenische* (Bd. 5. S. 67—76). *Olen*, der um die 40er den Délier Apoll mit dem Lykier ausgeglichen, (Bd. 4. S. 64. Bd. 5. S. 149) hatte um die 50er das altpelasgische Orakel der Schmutzfüſsler zu *Dodona neu angeordnet* im Einverständniſs mit *Delfi* (Bd. 5. S. 174 unt.). Bald aber wurden Dodona's Priester durch *Pythagoreer* (Bd. 5. S. 179), *ägyptelnde Glaubensboten* (S. 176) und *Orfiker* (S. 177) *erleuchtet*, und der *Orfikerbund* verabredete, mehrere der berühmtesten Quellen für *Acheloiden* zu erklären (S. 179). Durch der Orfiker Betrieb hatten auch die *Eléer*, seit sie ihre kretische Geheimlehre mit *ägyptischem Orfikermisch* versetzt (auch, einer späteren *Satzung der Aegypter* gemäſs, die 12 groſsen Götter angenommen Bd. 4. S. 92) dahin gearbeitet, *Dodona* zu verherrlichen; und Olen's Anordnung selbst war *ägyptisch* (Bd. 5. S. 156). Aber eine noch glaubvollere Anordnung gewann *Dodona* gegen Ol. 60. u. 70. im Zeitalter des *Pythagoras* (*ibid.*) und trat in Verband mit dem *ammonischen* Orakel, nachdem der *Orfikerbund* dem *Ammon* die Bedeutung des griechisch-frygischen Zeus aufgedrungen (Bd. 4. S. 144). Denn am eifrigsten trieben das Geschäft, griechische Religionslehren der ägyptischen anzunähern, die *Orfiker und Pythagoreer*. Die ägyptischen Priester bewiesen aus den heil. Denkbüchern die Besuche des *Orfeus*, *Musäus*, *Pythagoras*, welche den Aegyptern ihre orgischen Vorstellungen verdanken sollten und wieder auch sollte *Orfeus* Aegypter und Libyer eingeweiht haben (Bd. 5. S. 76 ff.) Und obgleich die *ägyptische Geheimlehre* erst in den *Funfzigern* begann, sich Griechenlands Religionen immer zudringlicher anzubilden (Bd. 5. S. 133), so war doch schon in den *Vierzigern* zu *Argos* Priestern *ägyptisch-orfische* Geheimlehre gelangt, und um die *funfzigste* Ol. häufte sich ägyptischer Schmutz bei den Orfikern (Bd. 5. S. 29).

(Der Beschluſs folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

Mythologische Briefe von J. H. Voſs. 4ter u. 5ter Bd. Auch unter dem Titel: *Mythologische Forschungen aus dem Nachlaſs des J. H. Voſs zusammengestellt und herausgegeben von Dr. H. G. Brzoska.*

(Schluſs.)

Höchstens jedoch in den Sechzigern bekannten die *ägyptelnden Peloponnesier* die Sage, daſs *Danaos* den *Ammonstempel* in Libyen erbaut, und der *Jo* Sohn *Epafos* der ägyptische Dionysos sei. Nun stieg das Ansehen jenes Orakels, *Jo* erhielt in *Argos* die ägyptische Bedeutung *Mondgöttin* und erschien in *Elis* gleich der *Isis* gehörnt. Gemein ward solche Anerkennung *orfischer Religionsmengerei* wohl kaum vor der 70sten Ol. (Bd. 4. S. 153). In den 60ern siedelte sich die Mystik, die Bacchos und Apollon als *Sonnengottheiten* verband, auf dem *Parnaſs* im engen Verein mit *Theben* an (Bd. 4. S. 80); und als *unter Darius* den *Osiris-Bacchos* seine Priester *und die Orfiker* mit der *Sonnengloria* ausstatteten, erklärten auch die *Eléer* ihren stierhörnigen *Dionysos* für den *Helios* (Bd. 4. S. 92). *Darius* nämlich, indem er den ägyptischen Priestern sich anschloſs, hatte veranlaſst, daſs sie die *persische* Religion erforschend dargethan, wie die ihrige denselben Sinn ausdrücke. Daher Osiris-Dionysos als *stralender Sonnengott*, Nachbild des Mithras (Bd. 5. S. 130), Isis-Demeter kuhhörnige *Mondgöttin*. — Daher auch die Fabel vom *ägyptischen* Belos, der Priesterzöglinge gesandt nach *Babylon*, wo sie *Chaldäer* heiſsen und, gleich den ägyptischen Priestern, die Sonne beobachten. — Schon von *Kambyses* war aber *Pythagoras*, der lange in *Aegypten* gelebt, nach *Persien* geführt worden, wo er im Verkehr mit *Chaldäern* und *Magiern* tiefere Kenntniſs der Zahlenlehre, Musik, Sterndeutung und die erhabensten Geheimnisse eingesammelt (Bd. 5. S. 82). Und dieser *Pythagoras*, der die in *Phönike*, *Aegyptos*, *Babylon* gepflegte Weisheit zuletzt in *Kroton* lehrte, *gab in den Sechzigern dem Magierfreund Onomakritos der bacchischen Sinnbildnerei vollendete Ausbildung, schob selbst dem Orfeus ein Gedicht unter und erlaubte auch den Seinigen fromme Trugschriften.* Das that denn *Onomakritos* in seiner *bacchischen Telete*, im *Musäos*, und *war* überhaupt *ein sehr thätiger Vermittler zwischen Chaldäa's Vätern und den frygischen Pflanzschulen in Griechenland* (Bd. 5. S. 82. 135). *Pythagorische* Neuerung ist denn die *Trieteris*, das Dreijahrfest des dreimalgeborenen *Dionysos* (Bd. 4. S. 139), die *Sonnengottheit desselben* (Bd. 5. S. 84), seine *Zerstückelung durch die Titanen* (Bd. 4 S. 23 Bd. 5. S. 19) u. a. Kurz, diese *Orfiker* und *Pythagoreer* haben *ägyptische*, *syrische*, *kyprische*, *hellenische* Religion gemischt von Ol. 40. an nicht nur in *Pytho*, *Delos*, *Dodona*, *Eleusis*, *Argos*, *Elis* (Bd. 5. S. 130. 149 f. 179. Bd. 4. S. 91. 93 f. 77. Bd. 5. S. 29. 31), sondern überall; in *Theben* (Bd. 5. S. 181), *Arkadien* und *Achaja*, *Korinth* und *Sikyon* (Bd. 5. S. 181—183), auf *Pellene*, wie in *Akarnanien* (Bd. 5. S. 182. 183), in *Karien*, wie in *Unteritalien* (Bd. 5. S. 161. 165), auf *Lesbos*, *Chios*, *Tenedos*, *Teos* (Bd. 5. S. 15 Bd. 4. S. 102), auf *Euböa* und *Naxos* (Bd. 4. S. 77. 84), auf *Rhodus* und *Kreta* (Bd. 5. S. 70. 16), in *Libyen* (Bd. 4. S. 143), wie in *Sabinum* (Bd. 5. S. 220 unt.) *Groſsgriechenland* und *Sicilien* (Bd. 5. S. 131 f.), in *Pandosia* und *Cuma* (Bd. 5. S. 165 f.), *Galeotis* und *Cutilia* (Bd. 5. S. 159 f. 162), in *Etrurien* und *Rom* (Bd. 5. S. 200 f.). Viel Orfiker! Sehr viel Orfiker!

Der Beweis, daſs in Griechenland priesterliche Innungen, Pflanzschulen und Geheimbündnisse, wie sie Voſs seit dem Anfange der Olympiaden — Orfiker, wie er sie etwa seit Ol. 40. — Pythagoreer, wie er sie, mit den letzteren vermischt, seit den sechziger Ol. voraussetzte, mit solchem Bestreben, solcher Macht und in solcher Ausdehnung weder existirt haben, noch nach Denk-

art, Sitte und Staat der Hellenen existiren konnten — dieser Beweis ist nunmehr überflüssig; er war schon damals in bekannten Schriften enthalten, als Voſs an diesen Forschungen arbeitete. Auch die Art, wie von ihm die wenigen indirecten Zeugnisse, die er anführen konnte, gedeutet worden sind, ist so leicht zu widerlegen, daſs wir uns dessen überheben können. Interessanter dünkt mich die Frage: Was nöthigte den gelehrten Kritiker zu diesen unkritischen Corollarien? — Nicht bloſs Antipathie gegen alles Symbolische und Mystische; sondern das groſse Gewicht, welches er auf das relative Alter der Zeugnisse bei der chronologischen Anordnung des Bezeugten legte. Da ihm nun nichts für alt galt, was nicht im Homer erwähnt oder doch homerischen Vorstellungen ganz entsprechend war, da er das Hesiodische nicht lange vor Ol. 20. setzen wollte, und doch bei Hesiod, bei Homeriden und den Aelteren überhaupt schon so viel bezeugt oder begründet fand, was der homerischen Welt nicht entsprach, daſs er es als Fortbildung dieser nicht ansehen konnte: so muſste er von der 20sten bis 40sten Olympiade eine ungemeine Industrie in Sagen- und Culten-Production voraussetzen. Die Götter wollten ihm nicht mehr sitzen bleiben über dem thessalischen Olymp oder in den Buchten, welche die Welttafel ihnen angewiesen hatte: sie waren auf einmal über ganz Hellas und die Inseln zerstreut, da geboren und dort auch, überall zu Hause, überall mit ähnlichen, meist unhomerischen Sagen und Bräuchen, Namen und Aemtern: das konnte nur eine eigene Classe von Betrügern, eine sehr zahlreiche und betriebsame, sehr interessirte gethan haben, am natürlichsten die Priester! Und so viel es ist, was Voſs diesen aufbürdete, so müſste es ungleich mehr sein, hätte er sich auf die Culte der Colonieen eingelassen, welche vor und während der von ihm angesetzten Religionsumbildung gegründet wurden. Nun aber, da die Hypothese von den Geheimbündnissen und Umtrieben der Priester erweislich unstatthaft ist, liefert vielmehr das Vossische Experiment den indirecten Beweis, daſs die Wurzeln und Stämme der griechischen Götterdienste und Mythen, welche wir in der historischen Zeit kennen lernen, schon in der vorhistorischen vorhanden und ziemlich gleichmäſsig über alle von Griechen bewohnten Landschaften, Inseln und Küsten verbreitet waren. Hätte Voſs diesem reellen Resultate seiner Forschungen, jenes ideale Pfaffenthum aufopfern wollen, so würde er auch nicht mehr verlangt haben, daſs ein paar Epen von bestimmtem räumlichen und zeitlichen Horizonte für einen vollständigen *thesaurus antiquitatum* gelten sollten; noch mehr, er würde Gründe gefunden haben, warum Homer, der doch Dionysos und Demeter, Ais und Persephoneia wohl kennt, diese Gottheiten nicht auf solche Weise in seine Erzählungen verflechten konnte, wie die Olympier; er würde sich endlich auch den Miſsbrauch erspart haben, den er mit der Ueberlieferung von den Orfikern und Pythagoreern trieb. Voſs hat selbst, so viel ich weiſs, zuerst, in den Myth. Br., die Acten über die Orfiker mit einiger Vollständigkeit gesammelt. Weder ist aus diesen ihr Dasein als Secte vor der 60sten Ol. erweislich; noch einleuchtend, wie diese Mystiker, welche unblutige Opfer verlangten, für fette Tempel besorgt gewesen sein, noch wie die bettelnden Orfeotelesten so ungeheuern Einfluſs auf die ganze griechische Welt ausgeübt haben sollen. Vielmehr beweist die Geschichte des Pythagorischen Bundes, den übrigens Voſs ohne Grund mit den Orfikern zusammenwirft, daſs bei den Griechen Secten, die sich praktisch geltend machen wollten, sich nur jähen Untergang bereiteten. Und kurz, kein Unbefangener wird sich veranlaſst gesehen haben, die besonnene Darstellung des Verhältnisses, die Ottfried Müller in den Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie schon 1825 gab, welche im Einzelnen leicht zu verstärken, im Wesentlichen unwiderlegt ist, gegen die Vossische Hypothese zu vertauschen, die zu beweisen er sich nicht einmal die Mühe gegeben hat. Wenige willkürlich ausgelegte Stellen des Herodot und eine des schreibseligen Tragikers Jon ausgenommen, (welchen Voſs übrigens, wenn's kein Druckfehler ist, seit Ol. 72. blühen läſst) bleibt sein Hauptgrund immer das factische Vorhandensein von Mythen und Bräuchen, die, nach seinem Ausdruck, *ägypteln*. Allerdings hat der Verkehr mit Aegypten seit Psammetich bedeutenden Einfluſs auf die griechischen Vorstellungen und Sagen geübt, und Mehreres (alles nicht), was Voſs in dieser Beziehung nachwies, ist ganz richtig, auch seit geraumer Zeit von Vielen anerkannt; aber um dies zu erklären braucht einen eigenen Orfikerbund und solche betrugvolle Pythagoreer nur derjenige, der mit Voſs dem Griechenvolke schon in der früheren Periode die Fähigkeit, Sagen zu bilden und fortzubilden absprach und hinter jeder Localsage, jedem Festgebrauch einen opfersüchtigen Pfaffen, hinter jedem Symbol einen vernunfthassenden

Geheimnifskrämer, hinter der Uebereinstimmung endlich, die sich zwischen den Mythen und Culten getrennter Landschaften zeigt, priesterliche Verbindungen und Geheimschulen vermuthen mufste. Darum liefert denn auch die zweite unhistorische Hypothese dieser Forschungen einen indirecten Beweis für die Richtigkeit der Müller'schen Methode, die Erklärung gleichartiger sowohl, als abweichender Sagen, Symbole und Gebräuche mit der Untersuchung über die Abstammung, die Wanderungen und Verbindungen der einzelnen Völkerschaften zu verknüpfen.

Hiermit ist übrigens weder das, was an den Forschungen zu berichtigen wäre, noch auch ihr Werth für den Mythologen erschöpft. Die Zeit wird beides zu seinem Rechte kommen lassen. — Die Aufsätze der beiden vorliegenden Bände begründen und entwickeln die allgemeine historische Ansicht, welche wir ausgezogen haben, in folgenden Beziehungen: 1) *Weinerfindung am Nysa in Thrakien, ausgebreitet durch Asien und Aegypten*, enthält interessante Daten über den Mangel an Rebenwein in der älteren Zeit und Welt. 2) *Nysa aus Thrakien versetzt durch Religionsneuerung* wendet jene Daten zum Theil ganz befriedigend an auf spätere Fabeln der Griechen. 3) *Nysa nach Indien versetzt durch Alexanders Schmeichler*, kritisch genau und überzeugend. Im zweiten (5ten) Band: 1) *Bacchischer Dionysos*, führt den Unterschied zwischen dem thrakischen Dionysos und phrygischen Sabazios durch. 2) *Bacchos-Osiris* versetzt das Richtige stark mit der beliebten Hypothese. 3) *Des Dionysischen Weins Ausbreitung in Westgegenden* enthält öftere, nicht eben zweckmäfsig geordnete Recapitulationen des Früherbehaupteten, aber auch schätzbare Beiträge zur italischen Mythologie.

Dr. A. Schöll.

CVII.

Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος, ἡ Συλλογὴ ποικίλων ποιημάτιων, ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Μέρος πρῶτον καὶ δεύτερον. Ἐν Ναυπλίῳ, 1833.

Wenn ich im Begriff bin, über diese Gedichtsammlung eines der ersten Dichter des erwachenden Griechenlands für die Leser der „Jahrbücher" zu berichten, so kann es dabei, gleichsam zur Einleitung (wie zweckmäfsig es auch vielleicht an und für sich sein möchte), doch nicht meine Absicht sein, im Allgemeinen über die Verhältnisse der neugriechischen Litteratur, in der jüngsten Vergangenheit bis jetzt, und über die Zustände der neugriechischen Sprache selbst in der Gegenwart Einiges zu bemerken. Ich mufs es vielmehr Denen, die sich über Beides zu unterrichten wünschen, um den festen Grund und Boden zu gewinnen, von welchem aus sie die, sich hoffentlich nun immer mehr und auf eine erfreuliche Weise häufenden Erscheinungen aus dem Gebiete des geistigen Lebens der neugriechischen Nation um so richtiger zu würdigen im Stande sind, selbst und allein überlassen, sich aus den diesfallsigen Quellen Raths zu erholen, was denn auch allerdings um so weniger unterlassen werden darf, als aufserdem eine richtige Auffassung jener Erscheinungen, besonders in Ansehung der Sprache, in der sie sich darstellen, nicht erlangt werden kann, vielmehr nur eine falsche und ganz schiefe Ansicht der neugriechischen Litteratur und Sprache, namentlich im Verhältnisse der letzteren zur altgriechischen Sprache gewonnen werden würde.*) Ist freilich in diesen Beziehungen von unsern Hellenisten bisher zu wenig gethan worden, weniger vielleicht aus unmittelbarer Geringschätzung, als nur aus Unkenntnifs der Vortheile, welche sie, bei der offenbaren Verwandtschaft des Neugriechischen mit dem Altgriechischen, aus dem Studium jenes für bessere Kenntnifs dieses und der altgriechischen Schriftsteller selbst zu ziehen vermögen, — man kennt ja das wahre Wort: *ars non habet osorem, nisi ignorantem!* — so ist doch wohl anzunehmen, dafs das lebendigere Erwachen des griechischen Geistes und seine kräftigere Entwickelung, nach den einzelnen Seiten hin, auch jener Geringschätzung und Unkenntnifs mit Erfolg in den Weg treten wer-

*) Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, eines, auf die Untersuchung über das Wesen der neugriechischen Sprache, nach geschichtlichen Momenten und nach ihrer gegenwärtigen Gestaltung, gerichteten Programms zu gedenken, das mir gerade in diesen Tagen zugekommen ist, und das jedenfalls auch in weiteren Kreisen, als die sind, für welche es zunächst bestimmt gewesen, bekannt und beachtet zu werden verdient. Es führt den Titel: „Ueber die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen. Ein Beitrag zum vergleichenden Sprachstudium von Joh. Mich. Heilmaier. Prof. am Königl. Gymnasium zu Aschaffenburg." Dafs der Verf. dieses Programms mit dem Studium des Neugriechischen eifrig sich beschäftigt habe, haben bereits die Leser der „Neuen Jahrbücher für Philologie u. s. w. von Seebode, Jahn und Klotz," 1834. X. 3. aus den darin enthaltenen Bemerkungen desselben über die neugriechische Sprache abnehmen können. Die eigenthümlichen Ansichten, welche er über sie dort aussprach, hat er in dem angeführten Programme weiter ausgeführt. Darnach betrachtet er die, von ihm romaisch (statt neugriechisch) genannte Sprache nicht blofs als einen Dialekt der altgriechischen, sondern als eine eigene und neue Sprache, welche „die im Lande gesprochenen Volksidiome und das byzantinische Griechisch zur Grundlage und sich im Verlaufe der Zeit durch die Sprachen der angesiedelten Völkerstämme zu dem ihm eigenthümlichen Typus herausgebildet hat." Dieses Resultat gewinnt er durch die, im Programme geführte Betrachtung über den Einflufs des Byzantinisch-Griechischen, der slawischen, romanischen, albanesischen und türkischen Sprachen auf die romaische, — einen Einflufs, den er, in materieller Hinsicht, so wie in Betreff der Grammatik und Syntax, für mehr oder weniger wesentlich hält. Indefs kann ich, so weit ich hierüber zu urtheilen vermag, die gegebenen Andeutungen nicht für genügend zur Darthuung jener Behauptung ansehen, zumal da die, allerdings unleugbaren Spuren jenes Einflusses gleichwohl die Meinung, dafs die neugriechische Sprache nur die, im Laufe der Zeit noch mehr ausgeartete und durch Aufnahme fremder Wörter und Wendungen verderbte altgriechische Sprache sei, selbst dann nicht widerlegen, wenn (was jedoch nicht zugegeben werden kann) alle die für jenen Einflufs angeführten Beispiele wirklich slawische, romanische u. a. Elemente so wesentlicher Art, als der Vf. annimmt, nachwiesen, und wenn nicht vielmehr viele solcher, scheinbar slawischer u. a. Elemente als rein altgriechische angesehen werden müfsten, die jene Sprachen, mittelbar oder unmittelbar, erst selbst aus dem Altgriechischen entlehnt haben. Auf manche solcher Anklänge und Analogieen im Neugriechischen mit jenen Sprachen ist, als seien sie wesentlich, vom Vf. ein zu grofser Werth gelegt worden, und überhaupt will es mich bedünken, als sei dessen Meinung in Betreff der Sprache der heutigen Bewohner des alten Griechenlands fast ganz das, was Fallmerayers Behauptung in Ansehung dieser Bewohner an und für sich ist. Aber das Wesen dieser Bewohner und der Grundtypus der neugriech. Sprache weisen eine solche Behauptung zurück, während zugleich in Hinsicht der Sprache darauf aufmerksam gemacht werden mufs, dafs auch die alten Griechen nicht so gesprochen haben, wie ihre Schriftsteller zur schönsten Zeit des alten Griechenlands schrieben, und dafs es sich zur Zeit nur von der gesprochenen neugriechischen Sprache handeln kann.

de, um Beides — wenigstens zu einer wohlwollenderen Beachtung umzuwandeln. Dafs übrigens auch sonst, und an und für sich, die neugriechische Sprache und (in einzelnen Theilen) die neugriechische Litteratur, besonders aber die Poesie, die Berücksichtigung unserer Gelehrten und der Gebildeten im Allgemeinen, wegen des griechischen und doch originellen Geistes in ihr, verdiene, dies hat Thiersch noch ganz kürzlich in seinem Werke: *De l'Etat actuel de la Grèce*, wenigstens angedeutet; und eben so wenig darf es verkannt werden, dafs, wenn anders die selbstständige Entwicklung des neuen Griechenlands allseitig gefördert werden soll, dies auch mittelbar durch fleifsige Pflege und sorgsame Beachtung von Seiten des Auslands geschehen kann. Dieselbe wird und mufs auch auf die Entfaltung des litterarischen Lebens in jenem Lande und bei jenem Volke selbst erfolgreich aufmunternd zurückwirken.

Der Grieche Alexander Sutsos, von welchem die, unter dem Titel: *Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*, in zwei Bändchen in Navplion 1833 erschienene (und fast durchgängig schön — es scheint mit Didotschen Lettern — gedruckte) Gedicht-Sammlung herrührt, ist bereits früher, theils *vor* der Präsidentschaft des Jo. Kapodistrias, theils *während* und *nach* derselben als politischer Dichter des neuen Griechenlands mehrfach genannt worden; *) und wenn er sich *vor* jener Zeit zur Opposition wider die damalige Oligarchie in Griechenland, besonders auch in einer, in Hydra 1826 gedruckten Sammlung von Satiren hielt, so bekämpfte er später, theils, namentlich seit 1831, das, sich immer mehr zur offenbaren Tyrannei hinneigende System des Jo. Kapodistrias, theils nach dessen Ermordung die despotische Willkür der kapodistrianischen Partei, ebenfalls mit den Pfeilen der Satire, indem er fast keine Gelegenheit vorbeiliefs, eben so mit leichtem, anmuthigen Witze, als mit ernstem, beifsendem Spotte, die gefährlichen Schritte der Gewalthaber zu verfolgen. Da er auf diese Weise — und wenigstens auf Seite des Volkes und aller wohlmeinenden Patrioten, deren Interessen er verfocht, nicht erfolglos — in die öffentlichen Angelegenheiten Griechenlands jener Zeit eingriff, so verirrte sich, gleichsam an der Hand jenes politischen Interesses um so leichter, eins und das andere dieser Gedichte auch manchmal bis zu uns; und so war Alex. Sutsos schon früher auch in Deutschland bei denen, die sich für dergleichen Zeugnisse poetischen und politischen Lebens in Griechenland interessirten, nicht unbekannt geblieben. Und dafs er auch aufser Griechenland beachtet zu werden verdiente, dürfte aus der Anerkennung hervorgehen, die ihm Thiersch zu Theil werden liefs, da er in seinem erwähnten Buche (II, 137.) bei Gelegenheit dessen, was er über den eigenthümlichen Geist sagt, der sich bereits in mehreren Gattungen der neugriechischen Prosa und Poesie auf eigenthümliche Art entwickelt habe, über ihn also sich äufserte: „*on sera étonné de la simplicité à la fois mâle et élevée des poésies d'Alexandre Soutzo*."

Diese männliche und edle Einfachheit ist denn nun auch, zumal wenn man im Allgemeinen, nach dem Obengesagten, die politische Tendenz seiner gesammten Muse besonders ins Auge fafst, der Hauptcharakter der vorliegenden Gedichtsammlung des Alex. Sutsos. Durch und durch belebt von einem warmen, an und für sich nur lebenswerthen Streben nach politischer Freiheit und durchdrungen von patriotischem Eifer für sein Vaterland, macht er nun auch in seinen Gedichten die Forderungen vernünftiger Freiheit für Griechenland gegen die damaligen Machthaber geltend und geifselt dieselben mit Witz und Satire, so oft sie hinter jenen Forderungen zurückbleiben, oder sie vielmehr offen und absichtlich verletzen. Aber dabei haben seine Gedichte etwas Anmuthig-Gefälliges und Gemüthlich-Anziehendes, so dafs er sogar in dem tiefen Schmerze über die schnöde Behandlung seines Vaterlands und der griechischen Nation, und auch dann wahrhaft liebenswürdig erscheint, wenn er selbst die bittersten Pfeile der Ironie und des Spottes wider die Gegner entsendet; mag dies nun eben darin liegen, dafs seine tiefgekränkte und schwerverwundete Gesinnung, die ihm die Dichtungen eingegeben, immer und überall als die redlichste und wohlmeinendste sich kundgiebt, oder dafs er diese Gesinnung, selbst im Gewande der Ironie und Satire, dennoch auch zugleich unter einer gefälligen Form und in einer lebendigen Darstellung ausspricht. Dies letztere gilt sowohl von dem Metrum, das in der Hauptsache und der Grundlage nach, wenn gleich mit Modifikationen und Nuancen, das des sogenannten politischen Verses ist, als von der Sprache, in welcher Sutsos dichtet, wenn gleich diese Sprache — bei der Tendenz seiner nationalen Poesieen auch erklärlich — im Allgemeinen nur die verderbte gesprochene Sprache des griechischen Volkes ist. Aber gerade hier liegt in dieser Sprache ein Reiz und eine Naivetät, die, bei der allerdings sehr natürlichen und leichten, oft leichtfertigen Behandlung jenes Volksidioms, nimmermehr durch eine, zwar reinere, aber in Betreff des Volks selbst künstlichere und ihm unmittelbar fremde Sprache ersetzt werden könnte. Alex. Sutsos hat gewufst, *was* und *für wen* er dichte; sein Streben ist national, und auch seine Muse ist, in Gesinnung und Darstellung, nur eine nationale. Denn mit Recht sagt er einmal selbst (I, 60), dafs namentlich Volksdichtungen ganz der Ausdruck der Sitten und des inneren Lebens des Volks sein müfsten.

Wie aus der Vorrede zum ersten Bändchen hervorgeht, sind die meisten der, in diesem ersten Bändchen enthaltenen Gedichte schon früher, theils in dem bekannten Oppositions-Journale unter dem Präsidenten Kapodistrias, ὁ Ἀπόλλων, theils einzeln gedruckt gewesen. Sie beziehen sich alle auf die vorzüglichsten Ereignisse und Mifsbräuche der Kapodistrianischen Periode, vom J. 1831 an bis zu Ende 1832; und der Herausgeber hat daher sehr wohl daran gethan, einem jeden dieser Gedichte eine kurze Uebersicht der jedesmaligen Verhältnisse und Umstände, unter welchen es gedichtet worden, und deren Kenntnifs das Verstehen jedes Gedichtes in seinen Einzelnheiten erleichtert oder wohl gar erst möglich macht, voranzustellen. Der Dichter selbst sagt von ihnen, „dafs, wenn auch einige davon komisch, andere lyrisch seien, gleichwohl alle nur von einem einzigen Gefühle eingegeben worden seien, und alle nur ein und dasselbe Ziel, nämlich den Nutzen und das Wohl Griechenlands, verfolgten, indem sie die Kapodistrianische Tyrannei, während ihrer ganzen Dauer, bekämpfen, die glänzenden Thaten der Griechen ihnen ins Gedächtnifs zurückrufen, und die höheren Bedürfnisse und Interessen des wiedergebornen Griechenlands verfechten und vertreten." Dagegen stellt der zweite Theil der vorliegenden Gedichtsammlung, weniger in unmittelbarem Bezuge auf die öffentlichen politischen Verhältnisse Griechenlands von 1832 und 1833, gleichsam nur einzelne moralische Charakterbilder aus der damaligen Zeit Griechenlands auf, aus denen sich jedoch im Allgemeinen mit Leichtigkeit ein Bild seines öffentlichen Zustandes zusammenkonstruiren läfst, wiewohl dieses Bild, besonders auch nach der melancholischen Stimmung, die sich durch einige dieser Bilder hindurchzieht, durchaus nicht als ein sehr heiteres Gemälde sich darstellt. Mit Recht nennt defshalb Sutsos dieses zweite Bändchen einen „Spiegel, in welchem man die Physiognomie des gegenwärtigen griechischen Staates erkennen könne"; und eben so wahr ist es, was er von der ganzen Gedichtsammlung sagt: dafs sie in gewisser Hinsicht die Geschichte Griechenlands in den Jahren 1831 bis 1833 enthalte, indem sie die Unbilden der Zeit darstelle und eben so die Hoffnungen als die Befürchtungen des Volkes ausspreche. Auf diese Weise ist auch der Titel dieser Sammlung zu erklären.

Das „*Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*" ist zwar in Griechenland, aber in der deutschen Buchhandlung von G. Jaquet, die derselbe dort begründet hat, erschienen. Es ist zu wünschen, dafs dieser Umstand, der eine litterarische Wechselwirkung zwischen Griechenland und Deutschland im Allgemeinen vermitteln kann, um so mehr dazu beitrage, dafs das, was in Griechenland auf dem Gebiete des geistigen Lebens geschieht und erscheint, namentlich auch in Deutschland die verdiente Beachtung finde. Das vorliegende „*Πανόραμα*" von Al. Sutsos ist ein glückverheifsendes Debut jener deutsch-griechischen Buchhandlung in Navplion.

Theod. Kind.

*) Von dem gleichnamigen Verf. der: Histoire de la revolution grecque, par Alex. Soutzo. Paris, 1829. (deutsch von Förstemann. Berlin, 1830; und italienisch unter dem Titel: Storia della Grecia, 1832.) ist er, meines Wissens, verschieden.

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CVIII.

Handbuch der Militär-Geographie oder Erd- und Staaten-Kunde von Europa mit specieller Beziehung auf Kriegführung. Von C. A. Freiherrn von Malchus, Königl. Würtemberg. Finanz-Präsidenten a. D., auswärtig. Associé der Société de Statistique de France u. s. w. Mit einer Oro-Hydrographischen Karte von Europa. Heidelberg und Leipzig. Neue akadem. Buchhandlung v. Karl Groos, Wien bei Karl Gerold. 1833. in 8.

Dieses Handbuch besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste liefert unter dem Titel: *Erdkunde von Europa* auf 432 Seiten einen Orographischen und Hydrographischen *Ueberblick* dieses Erdtheils, die zweite behandelt auf 522 Seiten die *Staatenkunde von Europa.* Die Erdkunde beginnt als Einleitung mit einem *allgemeinen Ueberblicke von Europa*, in welchem der Welttheil in seinem Zusammenhange als ein Ganzes nach denselben Rubriken charakterisirt wird, welche die Unterabtheilungen der Staatenkunde bilden; dann folgt unter dem Titel: *Erdkunde von Europa* eine zweite Einleitung aus drei kurzen Abhandlungen bestehend: 1) Orographische Begriffsbestimmungen und bezeichnende Benennungen einzelner Theile der Erdoberfläche; 2) Aeussere Form der Gebirge, nach Maſsgabe der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile und ihrer sonstigen Verhältnisse; 3) Classification der Gebirge nach Maſsgabe ihres Gröſsenverhältnisses. Der erste Hauptabschnitt des Textes: *Orogr. Ueberbl. von Europa* beschreibt hierauf die *Gebirgssysteme in diesem Erdtheil* in 9 Kapiteln: 1) das alpinische, 2) das karpatensche, 3) das hercynische Gebirgssystem, 4) die Mittelgebirge, 5) die Gebirgssysteme auf der pyrenäischen Halbinsel, 6) das skandinavische Gebirgssystem, 7) die sarmatischen Gebirge, 8) die Gebirge auf der taurischen Halbinsel, 9) die Gebirge auf den britischen Inseln, — und entwickelt darin die geographische Lage und Ausdehnung derselben; die allgemeine Richtung ihres Zuges; die Verbindung ihrer Hauptmassen; die äuſseren Umrisse und Gestaltung, Höhe und natürliche Beschaffenheit, darin entspringende Flüsse und Thäler und hindurchführende Straſsenverbindung. Der zweite Hauptabschnitt: *Hydrogr. Ueberbl.* zerfällt in die drei Unterabtheilungen: 1) Hydrographische Begriffsbestimmungen, 2) Hydrogr. Ueberblick in Absicht auf die Hauptabdachungen, und auf die Begrenzung der verschiedenen Meeresgebiete, 3) die Strom- und Fluſsgebiete, in einem jeden der verschiedenen Meergebiete.

Die zweite Abtheilung oder die *Staatenkunde* schildert in 16 Kapiteln zuerst den österreichischen Kaiserstaat, die Preussische Monarchie, den deutschen Staatenbund, die Schweitzerische Eidgenossenschaft, die Königreiche der Niederlande und Belgien, dann Frankreich, Italien, Griechenland, die ionischen Inseln, die pyrenäische Halbinsel, Dänemark, die skandinavische Halbinsel, das russische Reich, Krakau, das türkische und endlich das britische Reich, mit Ausschluſs der auſsereuropäischen Besitzungen. Jedes Kapitel zerfällt in zwei Unterabtheilungen: 1) Staatskunde, 2) Topographie. Hievon spaltet sich die letztere wiederum nach Maſsgabe der bestehenden politischen Abgrenzung in Provinzen, die erstere aber in folgende Rubriken: *a*) Arealgröſse, Begrenzung, Bestandtheile des Staatsgebiets; Gebirge und Flüsse, Benutzung der Bodenfläche, *b*) Produktion aus dem Pflanzen- Thier- und Mineralreiche, *c*) Bevölkerung und deren Vertheilung in Wohnplätzen, *d*) industrielle und technische Produktion und Handel, *e*) Unterrichts- und wissenschaftliche Bildungsanstalten, *f*) Staatseinkommen und Staatsschuld, *g*) bewaffnete Macht, *h*) Staats-Verfassung und Verwaltung. — Die einzelnen Staaten sind nicht mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, denn: „die Bogenzahl, zu welcher das

gegenwärtige Handbuch gegen die Schätzung des Vfs. angewachsen ist, hat demselben nicht gestattet, die Bearbeitung von ausführlicheren, statistischen Skizzen auf alle europäischen Staaten auszudehnen, aus welchen derselbe insbesondre Frankreich und Italien ungern ausgeschlossen hat." Es wurden daher zunächst diejenigen Staaten in's Auge gefafst, deren genauere Kenntnifs von vorzüglicherem Interesse für Militärs in deutschen Armeen ist. Während solchergestalt dem österreichischen Staate 94, dem preufsischen 100, den übrigen deutschen Bundesstaaten 126 Seiten zugebilligt wurden, mufste Frankreich sich mit 24, Italien mit 19, Grofsbritannien mit 10 Seiten begnügen.

Das Ganze kündigt sich bei näherer Betrachtung an: als Ergebnifs der Mufse eines gebildeten Weltmannes, dessen Aufmerksamkeit durch Amts- und Lebensverhältnisse auf manche Gegenstände der Erdbeschreibung gerichtet worden ist, die von den gewöhnlichen gelehrten Bearbeitern dieser Wissenschaft häufig übergangen oder doch mit minderem Ernst beachtet zu werden pflegen. Obgleich der im Titel gewählte Ausdruck „Handbuch" erwarten lassen möchte, dafs eine gewisse Ausführlichkeit und Vollständigkeit in der Behandlung der Materien eine der wesentlichen Bestrebungen des Buches sein werde, so ergiebt sich doch leicht aus mehreren Andeutungen und Wahrzeichen, dafs es mehr in der Absicht des Verfs. gelegen habe, eine geistreich skizzirte Zusammenfassung des Wissenswürdigsten unter wenige vorzugsweis interessante Verknüpfungspunkte zu liefern; so wie man aus der Widmung an seine drei Söhne folgern möchte, dafs es ihm zunächst um die Auswahl und Hervorhebung solcher Gegenstände und Kenntnisse zu thun gewesen sei, welche der Bildungssphäre des Subalternoffiziers ausdrücklich angehören. — Aus den Citaten ergiebt sich, dafs selbst die neuesten Erzeugnisse der geographischen und Militär-Litteratur nicht unbeachtet geblieben sind, dafs der Stoff aus ihnen mit Fleifs und Liebe entnommen und nach verständigen Erwägungen unter allgemeine Gesichtspunkte gesammelt worden ist. Man wird daher insonderheit hier manches beisammen finden, was sonst nur vereinzelt angetroffen wird, und durch die Hinweisung auf andre Schriften eine Anleitung erhalten, das weiter Wünschenswerthe sich bequem herbeizuholen. Refer. zweifelt auch nicht, dafs dieses Werk neben ähnlichen Bearbeitungen neuerer Zeit seinen Platz fürerst behaupten werde. Es mag ihn übrigens das gewifs verdienstliche aber für ihn unerfreuliche Geschäft erlassen werden, einzelnen Vernachlässigungen, Lücken und Unregelmäfsigkeiten nachzuspüren, und sich mit der Rüge oder Berichtigung von Zahlen und Benennungen, speciellen Angaben und Behauptungen zu befassen. Dagegen hat es ihm, zumal die Militärgeographie, nach der stets zunehmenden Anzahl neuer Bearbeitungen zu schliefsen, seit einiger Zeit sowohl Leser als Schriftsteller in erhöhetem Mafse in Anspruch zu nehmen scheint, nicht unersprieflich dünken wollen, einen Augenblick bei der Feststellung des Begriffs dieser Wissenschaft, und den Ansprüchen stehn zu bleiben, welche an eine systematische Darlegung derselben billigerweise wohl zu machen sein würden. Er findet sich hiezu um so mehr aufgefordert, als die Ansichten hierüber noch sehr divergent zu sein scheinen, und der Hr. Verf. sich aus demselben Grunde in der Vorrede über den von ihm in's Auge gefafsten Gesichtspunkt bestimmt ausgesprochen hat: — „Die Kriegführung der neuern Zeit, (sagt er am Eingange des Vorworts) ist von jener in frühern Zeiten dadurch wesentlich verschieden, dafs dieselbe aus einer blofsen empirisch erworbenen Kunst, zu einer umfassenden rationell begründeten Wissenschaft ausgebildet worden ist, und dafs als Folge hiervon, die Märsche und Bewegungen der Armeen, überhaupt die Kriegsoperationen nach Plänen geordnet werden, die mit sorgfältigster Berücksichtigung aller möglichen Wechselfälle entworfen sind. Hieraus entwickelt sich die Nothwendigkeit einer besondern wissenschaftlichen Ausbildung für diejenigen, die sich dem Waffendienste widmen, die insbesondre für Offiziere in den höhern Chargen und für solche, die in dem Generalstabe, unerläfslich ist, und jene der Aneignung einer Summe von mannigfachen Kenntnissen, unter welchen diejenigen von der natürlichen Beschaffenheit der Area eines jeden gegebenen Kriegsschauplatzes, und von den Vorkommnissen auf derselben, und von den materiellen Kräften und Mitteln, welche derselbe für die Kriegführung darbieten kann, oder das Studium der reinen Geographie und der Statistik, — eine vorzügliche, wesentliche Stelle einnehmen." — Wird nun gleich häufig nicht nur das Vorhandensein, sondern selbst auch die Möglichkeit jener rationellen Kriegswissenschaft, — welche der Vf. als Argument voraussetzt — in Zweifel gestellt, und ist gleich der Geist der heutigen Kriegführung, durch Bü-

lust, der als Gewährsmann herbeigezogen wird, nur in seiner Carricatur aufgefaßt werden, so bleibt dennoch das Bedürfniß einer mannigfach wissenschaftlichen Grundlage für den angehenden Kriegsmann nichts desto weniger unbestritten. Der Geist des neuern Kriegssystems hat seine Wurzel und Lebensbedingung in dem Geiste seiner Zeit und der ihr adhärirenden Culturstufe. Je höher die Cultur im Allgemeinen steigt, um desto mehr bedarf jede Praxis einer ihr entsprechenden Theorie, um desto mehr neigt sich alles besonnene Thun zur konsequenten und methodischen Behandlung, und kann dieserhalb einer wissenschaftlichen Grundlage und Vorbereitung nicht füglich entbehren; und um desto unausbleiblicher bestraft sich der Mangel solcher Grundlage an denen, welche ihrer Stellung nach die Begebenheiten dirigiren, und ihren Untergebnen an Einsicht und Urtheil überlegen sein und erscheinen sollen. Nicht bloß in der höhern Sphäre der Armeebefehligung bewährt sich diese Behauptung, sondern selbst in dem beschränktern Kreise je welchen einzelnen und untergeordneten, jedoch auf einen bestimmt vorliegenden Zweck gerichteten Unternehmens oder Auftrags; nicht bloß beim *Entwurfe* der großen und kleinen Kriegsoperationen stellt sich jene Nothwendigkeit heraus, sondern auch in jedem Momente der *Ausführung* selbst. Nicht bloß während der Dauer des Gefechtes (es werde nun in Gemäßheit eines vorangeschickten, und im Voraus erklügelten Planes geleitet, oder, zufällig und unerwartet eingetreten, bloß den sich augenblicklich geltend machenden Umständen angepaßt) kommt es auf eine sorgfältige Beachtung, auf eine sach- und naturgemäße Beurtheilung jener zum Gebiet der Erdkunde gehörigen Gegenstände und Verhältnisse an, sondern auch die, gewöhnlich länger dauernden und kürzere Momente des Waffenwechsels verknüpfenden, Pausen des Nichtgefechtes, und der sich durch den Frieden hindurch ziehende Zustand der Kriegsbereitschaft überhaupt, machen darauf Anspruch.

Will nun der Hr. Verf. das ganze Gebiet, das von der Natur der Erdoberfläche und deren Bewohner Wissenswürdigen, in zwei große Kapitel — *reine Geographie* und *Statistik* genannt — zusammenfassen, so haben wir dagegen nichts Erhebliches einzuwenden; aus dem Standpunkte der Kriegskunst ist dies ziemlich gleichgültig. Auch sind wir damit einverstanden, daß sich aus dem Gebiete dieser beiden Kapitel eine zweckmäßige Auswahl von Notionen müsse treffen, und zu einem systematisch geordneten Ganzen verschmelzen lassen, welches sodann als der Inbegriff alles desjenigen zu betrachten sein würde, was für die Zwecke der Kriegführung als nothwendig und genügend erachtet werden darf.

Es fragt sich hiebei nur: Wird dieser Inbegriff, den wir einstweilen *Militär-Geographie* nennen wollen, ein bloßer Extrakt aus jener mehr umfassenden *allgemeinen Erdbeschreibung* sein können, oder werden die daraus hervorgehobenen Bestandtheile sodann noch einer eigenthümlichen Entwicklung und Vervollständigung bedürfen, die durch die praktische Berufssphäre, der sie diensam werden sollen, bedingt und geartet wird? — Und ferner: Soll nach dem Bedünken des Hrn. Verfs., ein Handbuch solcher auf das Kriegswesen bezogenen Geographie *alles* vorzeigen und in sich aufnehmen, was die verschiedenen Zweige und Stadien des Militärstandes, vom Aspiranten bis zur höchsten Staffel des Befehlshaberpersonals an geographischem Wissen erheischen, oder soll es sich darauf beschränken: — entweder bloße Propädeutik und Grundlage des fernern eigentlichen Berufsstudiums, — oder aber eine Art angewandter Geographie, zu sein, d. i.: bloße Auswahl desjenigen, was mit Voraussetzung anderweit erworbener Elementarkenntnisse und allgemeiner Schulbildung (so weit sie in's Gebiet der Erdbeschreibung einschlagen) — noch ausschließlich und insonderheit dem Offizier zu wissen und zu erlernen obliegt?

Es scheint wohl, daß der Hr. Verf. sich diese Fragen bei der Bearbeitung seines Buches selbst vorgelegt hat, aber schon eine bloße Zergliederung der Inhaltsanzeige zeigt, daß er sich dieselben — wie dies auch durch eine nähere Prüfung des Textes bestätigt wird — nicht mit der erforderlichen Consequenz und Klarheit beantwortet habe. Er glaubt S. VIII einer Rechtfertigung wegen zu großer Ausführlichkeit in der Darstellung orographischer Verhältnisse und kriegsgeschichtlicher Hindeutungen zu bedürfen, und glaubt dieselbe in der „*unbedingten* Nothwendigkeit einer *möglichst detaillirten* Kenntniß von der Gestaltung des Terrains und der Vorkommnisse auf demselben" und in der Ansicht begründet: „daß das Studium der Erdkunde in spezieller Beziehung und Anwendung auf die Kriegführung, *nur in sofern* von praktischem Nutzen sei, als dasselbe mit jenem der Kriegsgeschichte Hand in Hand

gehe." Halten wir nun aber hiemit den Inhalt des Buches zusammen, so finden wir z. B. den Vogelsberg und Spessart auf kaum anderthalb Octavseiten abgefertigt, und in kriegsgeschichtlicher Beziehung in ganz Oesterreich, Steiermark und Tyrol nur 5 Orte: Grofs-Aspern, Teutsch-Wagram, Leoben, Roveredo und Feldkirch, erwähnt; — was in jeder Beziehung nicht als ein zu Vieles, sondern als ein zu Weniges der Entschuldigung bedarf.

Auf ähnliche Weise aber verhält es sich überall. In einem Werke, wo der Staatskunde und Topographie von ganz Frankreich nur 24 Seiten gewidmet werden konnten, läfst sich freilich keine ausführliche Belehrung erwarten; allein jeweilche Bearbeitung einer Wissenschaft, aus speziell theoretischem oder praktischem Gesichtspunkte, setzt ja eben voraus, dafs solchem Beginnen ein eigenthümlich tieferes Eindringen in das fragliche Wissensgebiet als entschiedenes und dringend gefühltes Bedürfnifs zum Grunde liege; sie postulirt vorweg eine detaillirte Darlegung und vollständig gründliche Nachweisung und Erörterung irgend welcher Beziehungen und Gegenstände. In den der Topographie gewidmeten Abschnitten der zweiten Abtheilung findet sich allerdings eine gewisse, aber doch höchst beschränkte Anzahl von Notizen, deren Kenntnifs für militärische Zwecke nöthig und nützlich ist, ohne entschiedene Richtung auf diese Zwecke, und ohne befriedigende Auskunft über solche Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse, die dem ausübenden Militär vorzugsweise interessant und wichtig sein müssen; und ohne deren Kenntnifs eben die in seine Berufssphäre einschlagenden Aufgaben nicht verwirklicht werden können. Eine blofse Aufzählung der Orte, wo Haupt-Befestigungen oder Kriegsfabrikate angetroffen werden, Friedensschlüsse oder grofse Schlachten neuester Zeit sich ereignet haben, gibt auch das dürftigste Compendium der allgemeinen Elementargeographie; generelle Angaben über Flächenausdehnung, Grenzenzug, Bevölkerungs-Verhältnifs, Art und Ergiebigkeit der natürlichen, Agricultur- und industriellen Produktion u. dergl. mehr, ist man berechtigt in jedem gewöhnlichen Handbuche zu suchen und aufzufinden, weil dies Gegenstände von allgemeinem, nicht blofs militärischen, sondern auch technologischen, commerziellen und sonstigem Interesse sind. Dafs Prag z. B. „mit Mauern, Gräben und Schanzwerken umgeben ist, die zweimal erobert und in deren Nähe zwei grofse Schlachten geliefert worden", kann man, sofern weiter nichts hinzugefügt wird, doch nicht für eine eigends kriegswissenschaftliche Belehrung gelten lassen. Der Soldat verlangt nach einer nähern Auskunft über das Wie? und Warum? nach motivirten Andeutungen, welch einen Einflufs auf Kriegsbegebenheiten und Kriegsanordnungen diese oder jene Oerter und Bodenabschnitte gehabt haben, oder unter diesen und jenen allgemeinen politischen Beziehungen wahrscheinlicherweise zu äufsern vermögen. Er will etwas erfahren: über die Vertheilung der Streitkräfte im Friedenszustande, über die besondern Anordnungen zur Sicherung der Grenzen, innern Communikationen und Haltpunkte, für den Uebergang in den Kriegszustand, über Militärverfassung, Geist, Anstelligkeit und Dressur der Bewohner, er will ein Material gewinnen zur Beurtheilung der Kriegsenergie, der Offensivkraft und Widerstandsfähigkeit des eignen oder fremden Staates u. s. w. wo denn freilich unter der Rubrik: *bewaffnete Macht* z. B. noch ein Mehreres enthalten sein mufs als oberflächliche Angaben über Kopf- und Regimenterzahl der verschiednen Waffen.

Wenden wir uns zu dem Inhalt der ersten Abtheilung, so sehen wir uns auf gleiche Weise unbefriedigt gelassen. Sowohl den orohydrographischen Begriffsbeziehungen, als selbst der Betrachtungsweise, nach welchen die Formen und Beschaffenheiten der Terrainabschnitte aufgefafst und klassificirt worden sind, gebricht es an ausdrücklicher und fruchtbringender Beziehung auf militärische Anschauung, Beurtheilung und Benutzung. Solche sparsam eingeschalteten Fragmente, wie z. B. S. 36 über die Charakteristik der Seiten- und Hauptthäler der Alpengebirge, gewähren keine Entschädigung; eben weil dies ganz sporadische Erscheinungen sind, und auch diese meist nur in oberflächlichen und ganz vagen Umrissen das berühren, worauf es dem Kriegskundigen wesentlich ankommt. So haben z. B. die Ausdehnungsverhältnisse der Gebirgsmassen im Grofsen, insonderheit das Verhältnifs und die Abstufung der absoluten Ueberhöhung, die Genesis, das Gefüge, Lagerung und Mischung der Bestandtheile, aus dem militärischen Gesichtspunkte nur ein ganz beiläufiges und untergeordnetes Interesse.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

Handbuch der Militär-Geographie oder Erd- und Staaten-Kunde von Europa mit specieller Beziehung auf Kriegführung. Von C. A. Freiherrn von Malchus.

(Schluſs.)

Die Wegbarkeit, nicht im Ganzen, sondern in jedem einzelnen Unterabschnitte, nicht bloſs auf, sondern auch auſserhalb der Hauptstraſsen, die so zu sagen militärische Physiognomie des Geländes, die kriegswichtige Modalität des durch Wasserzug und Abdachung bedingten Gegensatzes von oro- und hydrographischen Beziehungen, die Gefügigkeit der äuſsern Gestaltung des Bodens, seiner Unebenheit, Ergiebigkeit und Culturzustände, für Kriegeszwecke (Bewegung, Verwendung, Unterhalt und Ausrüstung der Truppen) und wie sich dies alles bei wirklichen Vorfallenheiten bemerklich gemacht: dieses und ähnliches ist es, worüber dem Soldaten Belehrung und Ausweis wünschenswerth wäre, so wie endlich auch ein bewährter Aufschluſs, in wiefern jene ihm wichtige Physiognomie und Charakteristik auf verkäuflichen Landcharten treu und verständlich wiedergegeben ist, und wo über das, was aus dem bloſsen Anblick dieser Grundriſsdarstellung nicht entnommen werden kann, der noch sonst erforderliche Nachweis zu gewinnen sein mag. —

Ein dem praktischen Bedarfe in vollem Sinne des Wortes *angemessenes* Handbuch der Militär-Geographie würde ohne Zweifel ein verdienstliches Werk sein, und eine annoch vorhandne Lücke in der Litteratur ausfüllen; aber in der Weise des vorliegenden bearbeitet, kann es diesem Zwecke nie genügen, und das aus folgenden einfachen Gründen. Es läſst sich die Kriegspraxis unterscheiden in höhere und in subalterne; in solche, die in den unmittelbaren Geschäftskreis der obern Befehlshaber und Behörden einschlägt, denen die Leitung und Verwendung ganzer Armeen und selbstständiger Heeresabtheilungen, und der Entwurf zu den Operationen derselben obliegt, und in die übrigen Verrichtungen und Anordnungen, welche in dem Wirkungskreise der niedern Befehlshaber und der ihnen untergebnen Massen ihren Platz finden. Allerdings bedarf die Praxis der ersten Art, ihrer allgemeineren Beziehungen, ihres höheren Standpunktes wegen, auch einer mehr generellen Erwägung und übersichtlichen Darstellung des der Geographie angehörigen Stoffes, sie muſs die Fundamentalverhältnisse und Grundbedingungen der Kriegesthätigkeit, wie sie sich in dem vorliegenden Falle als Zwecke und Mittel herausstellen, quantitativ und qualitativ ihrem wesentlichen Inhalte nach, bequem und unzweideutig überschauen und in der Ueberlegung concentriren und coordiniren können, ohne durch unwesentliches Beiwerk, oder die überlästige Mannigfaltigkeit der untergeordneten Verzweigungen und Erwägungen gestört und zerstreut zu werden. Das was von der Terrainbeschaffenheit (den oro-hydrographischen Verhältnissen, der Wegbarkeit, dem Anbau, der Configuration des Bodens überhaupt) beim Entwurf groſser Operationen und ganzer Feldzüge zur Sprache kommt, und dabei unumgänglich berücksichtigt und erwogen werden muſs, läſst sich ohne Weiteres unmittelbar aus exakt angefertigten, und für den Kriegsgebrauch durch Illumination u. s. w. zugerichteten Generalcharten entnehmen, ohne daſs man nöthig hätte, dabei irgend ein geographisirendes Buch noch zur Hand zu nehmen, selbst dann nicht, wenn die Rede von einer Weltgegend wäre, von deren Configurationsverhältnissen man nie eine Sylbe vernommen hätte. Allerdings reicht hiezu eine solche Uebersichtscharte eines ganzen Welttheils (wie die dem hier betrachteten Werke beigegebne ist) nicht aus; sondern sie muſs das in Rede stehende Kriegstheater mit den zunächst angrenzenden Landstrichen in einem Maſsstabe von circa $\frac{1}{500000}$ der natürlichen Gröſse darstellen.

Was ferner der Generalstab und die obern Verpflegungsbehörden zur schriftlichen Ausfertigung der allgemeinen Instruktionen, Dispositionen und daraus hervorgehenden besondern Ordres an statistischen Notionen bedürfen mögen, kann wiederum nicht mit der erforderlichen Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit, wie sie dem augenblicklich gegenwärtigen Bedarf entspricht, aus gewöhnlichen Hand- und Unterrichts-Büchern geschöpft werden, weil hier vor Allem der faktische Zustand, die wirklich vorfindlichen Bestände der Produktibilien des Ackerbaus, des Gewerbfleifses und Verkehrs, das wahrhaft Bestimmende und zu Wissende sind, — diese Gegenstände aber bekanntlich eine veränderliche Natur besitzen, die nach Jahrszeiten, politischen und Handelsconjunkturen u. s. w. einer steten Fluctuation unterworfen zu sein pflegt. Hierüber kann begreiflich nur durch Localuntersuchung, Ocularinspektion und Verhandlung mit verantwortlichen Behörden die erforderliche Auskunft gewonnen werden.

Für die Praxis der Subalternen aber vollends, denen es anheim fällt, jene allgemeinen Anordnungen und Aufgaben nun im Einzelnen zu realisiren, und ganz eigentlich ins Leben zu rufen, kann nur die detaillirteste Auskunft und Rechenschaft über die örtlichen Verhältnisse und deren momentane Beschaffenheit von wahrem Werth und Nutzen sein, wie diese durch kein Buch, durch keine blofs in Worten abgefafste Beschreibung oder Erzählung, in der Bündigkeit und anschaulichen Klarheit überliefert werden, und selbst aus den besten Specialcharten, Grundrissen und Recognoscirungsberichten nur immer bis auf einen gewissen Grad gewonnen werden kann, der die persönliche Ueberzeugung durch den Augenschein selten ganz entbehrlich macht.

Als Vorbereitung für dies eigentliche praktische Geschäft, zum bessern Verständnifs des theoretischen Unterrichts, insonderheit als Hülfsmittel für das Studium der Kriegsgeschichte dagegen sind *ausführliche* Terrainbeschreibungen und darauf bezügliche Notizen, räsonirende Darstellungen, welche das insonderheit Wichtige und Eigenthümliche hervorstechend kennbar machen, und unter allgemeinere Gesichts- und Beurtheilungspunkte bringen, u. dergl. militärgeographisches Material jederzeit erwünscht und beachtenswerth. — Solche „Panorama ähnliche Ueberblicke der Gestaltung der Erdoberfläche" aber, und solche „statistische Skizzen," auf welche der Hr. Verf. sich beschränken zu wollen beabsichtigt hat (Vorwort S. VIII), sind zwar keineswegs überflüssig oder verwerflich, aber man darf sie für nichts Weiteres achten, als für die ersten vagen Rudimente des eigentlichen militärgeographischen Wissens und Studiums, als für eine Sammlung solcher vorläufigen Vorstellungen, mit denen sich Jeder vertraut gemacht haben mufs, der ein auf die Praxis gerichtetes Studium der Militär-Geographie vornnehmen beabsichtigt, etwa wie man sich das ABC und die Noteneintheilung angeeignet haben mufs, um Schreiben und Lesen zu lernen oder Musik zu treiben.

Alles was in diese zuletzt beachtete Sphäre gehört, fällt sonach dem Gebiete der *Elementargeographie* anheim, dieser Propädeutik, die niemand wird gering achten wollen, die niemand entbehren kann, der in deutschen Heeren „nach dem Grade eines Offiziers aspirirt", aber welche der Hr. Verf. grade von dem Inhalte seines Buches *ausgeschlossen* wissen will, weshalb er einer voraussichtlichen Rüge zu begegnen, und sie durch die Bemerkung zu entkräften sucht: dafs es dem sich vorgesetzten Ziele und Plane gemäfs gewesen sei: „alle Notionen aus dem Kreise der *mathematischen* Geographie gänzlich auszuschliefsen und sich in Hinsicht der *physischen* Erdkunde" (dessen, woran man sonst wohl bei dem Ausdrucke: *reine* Geographie, zu denken pflegt) „auf spärliche kurze Andeutungen zu beschränken." —

Rühle v. Lilienstern.

CIX.

Beantwortung der von der philosophischen Facultät zu Münster am 3. Aug. 1833. gestellten Preisfrage: Examinetur sententia illorum, qui Deum existere philosophica argumentatione demonstrari neque posse neque debere contendunt. Adjungetur censura argumenti ontologici pro existentia Dei. Oder: Geist, Natur und Mensch mit Hinweisung auf Gott. Von Heinrich Michart. Münster, 1834. In Commission der Koppenrathschen Buchhandlung. — 8. VI. 112.

Alle Wahrheit ruhet auf *Einheit*, auf Vermittlung und Uebereinstimmung des Subjects mit seinem Gegenstande: darum ist ihr Kriterium der *Friede*. Aber es kann auch ein falscher Friede des Gedankens sich einschleichen in dieser Welt der Sünde; darum ist dieses Kriterium nur negativ anzuwenden: wo der Friede fehlt, da fehlt auch die Wahrheit für das Subject: umgekehrt bürgt aber der Friede, in welchem sich der Mensch mit seinen Meinungen befindet, noch nicht für die Wahrheit derselben. — Die erste Wahrheit, welche dem Menschen entgegen-

tritt, ist die *Vorstellung*, in welcher das vorstellende, erkennende *Subject*, und das vorgestellte, erkannte *Object* verbunden und vermittelt sind. Beide sind die Factoren des *Einheit*, welche in der *Vorstellung* gegeben ist.

Hiervon geht der Verf. der vorliegenden Schrift aus: er erfasset damit unwillkührlich an die Jacobische Theorie des unmittelbaren Wissens, und gleichzeitig näher an die Reinholdsche Theorie des Vorstellungsvermögens, welche aus dem Kriticismus hervorging; aber es zeigt sich zugleich, dafs er an eine neuere, seit kurzer Zeit schon weit verbreitete Richtung der katholischen Theologie in Deutschland anzuknüpfen sucht: er will damit nicht allein die Schwäche, sondern auch die reale Wahrheit des formellen Empirismus nachweisen, welchen neuerdings Dr. Georg Hermes „katholischer Seite" der Kantschen Kritik entgegengestellt hat. Es ist die Wahrheit, welche allem Empirismus zum Grunde liegt, der in dem naiven Glauben an die Wahrheit des Objects wurzelt und hierdurch unwiderstehlich zur Ueberzeugung genöthigt wird. Diesem Empirismus gilt es daher als vollständige Bürgschaft für die objective Wahrheit, wenn der Mensch zum Fürwahrhalten ohne sein Zuthun sich genöthigt und bestimmt, Subject und Object in der Ueberzeugung in einander verschlungen, und von seinem Glauben alle Willkühr, alle Reflexion, alle Selbstbestimmung ausgeschlossen fühlt.

Jener ursprüngliche *Verband* zwischen Subject und Object, so führt der Verf. fort, ist durch die Sünde gestört. S. 26. 103 flg. Daher kommt der *Zerfall* zwischen Subject und Object, der Zweifel, Irrthum. Die Ursünde besteht darin, dafs sich das Subject ordnungswidrig zum Objecte macht, dafs der Erkennende zu dem zu Erkennenden, das Activum zum Passivum sich verkehrt, wodurch das Object selbst alterirt wird, und sich feindlich gegen das Subject kehrt: sie bestehet näher in der Reflexion des Subjects in sich, in der Abstraction des Subjects vom Objecte, welche demnächst, einmal geschehn, eine zweite Abstraktion, die Abstraktion von der Abstraktion, oder die Abstraktion vom Subjecte zu dessen Vermittlung mit dem Objecte in der Vorstellung, nothwendig macht, nur dafs *hierzu* der Mensch nicht so durch sich allein kommen kann, wie er durch sich *davon* und *darum* gekommen ist. S. 29. 104. Die zerrissene Verbindung kann nur der *herstellen*, welcher sie *geordnet* hatte. So erklärt es sich auch, dafs die substantielle Einheit, wo Subject und Object sich nicht mehr unterscheiden, der völlige Friede durchdrungener Sättigung, welche die Wahrheit ist, S. 43, als einmal verloren, in demselben Stadium der Lebensentwickelung nicht ganz widererlangt werden kann, S. 10. aber im Glauben und in Hoffnung doch vorgestellt wird. — In dieser Einleitung liegen die Principien, auf welchen alles Leben und Denken beruht. Der Ternar des Lebens ist dieser: *Activum*, (ein Bewegendes, Vorstellendes, Erkennendes, Liebendes) *Passivum* (ein Bewegtes, Vorgestelltes, Erkanntes, Geliebtes) und ein *Infinitivum* oder *Substantivum* als die *Substanz* (Bewegung, Vorstellung, Erkennen, Lieben) oder nach Kant transcendentale Synthesis der Einbildungskraft, welche das Ding an sich ist. Hiernach ist die Vorstellung, als das Dritte, das Band der Zwei, Vermittelung, Identität, näher der Bewegungs*grund*, *movimentum*, und der Liege*grund*, *Grundlage*, *fundamentum*. S. 46 flg.

Dieselben Principien sind auch nach demselben Ternar die Elemente der dreigliedrigen Schöpfung. Hier ist das active Princip der *Engel* [Geist, reines Selbst, Zeit, Subject, *unus*, Einfachheit]: das passive die *Natur*, [Aeufserlichkeit, Anderheit, Raum, Object, *multum*, Theilbarkeit]: das sensitive oder die Vermittlung beider Seiten der *Mensch* [*totum*, Zeiträumlichkeit, Subject- Objectivität]; denn der Mensch hat nach seinem Leibe die Natur an sich, wodurch er mit dem passiven Objecte verbunden ist, und zugleich den Engel, als seinen Schutzgeist, in sich, welcher für ihn und in ihm sieht und denkt. Dieses Dritte erweiset sich daher als Empfindung, *sensitio*, denn der Sinn ist so innerlich als äufserlich, indem er beides vermittelt. Aber innerhalb der Schöpfung ist von diesen ihren Gliedern jedes ebensowohl in sich geschlossen, nur es selbst, mithin selbständig, als auch von den andern Gliedern abhängig: jedes für sich und doch keins ohne das andere: kein Sehendes ohne ein Gesehenes, kein Mensch ohne beides.

Diese *bedingte* Selbständigkeit weiset zur Lösung des darin liegenden Widerspruchs auf eine *wirkliche* Selbständigkeit, d. h. auf die absolute, unbedingte Selbständigkeit, absolute Substanz, S. 74. auf das Sein durch sich selbst, welches als das Urwesen, von dem die Wesen ausgehen denselben Ternar als absoluten an ihm selbst haben mufs. S. 75. Dieses Urwesen ist als *das* Sein über alles *Dasein* erhaben, es kann ihm, als *dem* Sein, nicht *ein* Sein, nicht Dasein zugeschrieben werden. Es ist ebenso über allen *Beweis* erhaben, denn der Beweis setzt eine höhere Wahrheit voraus, aus welcher anderes bewiesen, abgeleitet werden soll, Gott ist aber die Wahrheit selbst und die absolute Quelle alles Beweises. Die *Beweise* für das Dasein Gottes sind daher nur *Hinweise* auf Gott, Versuche, den verlornen Weg zu Gott, die zerfallene Gemeinschaft mit Gott wiederzufinden: denn die eigentliche Wahrheit finden wir erst in Gott und in der Gemeinschaft mit Gott. An den einzelnen Beweisen für das Dasein Gottes offenbaren sich aber zugleich in stetiger Gliederung nach jenem Ternar die unterschiedenen Hypostasen Gottes. Der kosmologische deutet auf die erste Ursache, als *activus* Urprincip, Allmacht, (*Vater*), dem in der Schöpfung der Engel entspricht: der teleologische auf den letzten Zweck, als *passivus* Urprincip, Weisheit, (*Sohn*), dem in der Schöpfung die *Natur* korrespondirt: der moralische auf den Grund, *movimentum* und *fundamentum*, als *sensitives* Urprincip, Liebe, (heiliger Geist), welchem in der Schöpfung der *Mensch* gegenübersteht. *Genitor s. producens ipse ex se. Genitus s. productus ipse ex se. Genitio s. productio ipsa in se.* Aber alle diese Hinweise weisen zunächst nur auf *ein* actives, passives, sensitives Wesen, bis sie im ontologischen Beweise sich vereinigen und auf *das* Wesen, das Ueberwesen hinweisen. *Cognoscens se ipsum ex se ipso. Cognitum sui ipsius. Cognitio sui ipsius in se ipso.* Der ontologische Beweis ist hauptsächlich in der h. Schrift verkündet: „Ich bin der ich bin."

Zuletzt kommt noch der Verf. auf den historischen Beweis *ex consensu gentium*, ohne ihn zu nennen. S. 98 Hier wird er aus der *Sprache* abgeleitet: jede Sprache hat ein Wort für Gott, wiewohl ihn kein Wort fasset. Immer deutet aber ein Wort auf ein Object, welches den Menschen auf irgend eine Weise so berührt, dafs er es zu nennen sucht. Zwar könnte das Object auch ein Schein sein, aber auch dem Scheine liegt ein Sein zum Grunde, wiewohl entstellt: denn der Schein ist doch Erscheinung einer Erscheinung, welche zuletzt immer ein Object voraussetzt. So weiset das Wort auf einen Schein, der Schein auf ein Sein, das Sein auf seine Wahrheit, welche Gott ist. — Gleichermafsen bestätigt sich auch das Sein eines bösen Geistes. —

In der Beilage „über das Gottesbewufstsein" kommt der Vf. noch einmal auf den endlichen Denkfrieden zurück, womit seine Ansicht zusammenhängt, dafs *jede* den primitiven Zustand des Menschen überbietende Abstraktion des Erkennenden von dem Gegenstande, und des Menschen von Gott, Sünde ist, und als Sünde den Stachel der Unruhe erzeugt. *Cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te, Domine!* Dieses Ruhen in Gott ist aber nicht ein Gottesbewufstsein, so lehrt der Vf., denn Gott ist *das* Wesen, aber gewufst und gedacht kann nur *ein* Wesen werden. Darum ist die wahre Ruhe in Gott ein Gott aus Gott schauen, ohne ihn zu erkennen, ohne ihn zu nennen. Gott ist der Unerkennbare, Unsagbare. Hier glaubt man noch einmal Jacobi zu hören. „*Mein* Gedanke an Gott und *mein* Wort für Gott (*das* Wort) ist Folge der Sünde, und nie in der Wahrheit ein normales." S. 105.

Dies ist im Wesentlichen der Inhalt der vorliegenden Schrift, welche als der Vorläufer einer gröfseren, „*die immanente Lebensbewegung in Gott und Kreatur*", angekündigt wird, und zugleich als ein Versuch vom Hermesischen Standpunkte aus weiter zu kommen, Beachtung verdient. Es ist in diesem Auszuge nichts hinzugefügt worden, als die Erinnerung an Reinholds Vorstellung, Kants Synthesis, Jacobis Unmittelbarkeit und Ineffabilität, und des Augustinus Ausspruch. Statt eines Urtheils dürfen wir jetzt die Zuversicht aussprechen, dafs der Vf. bei seinen inhaltreichen Erstlingen nicht stehen bleiben wird, denn sie erheischen stetige Fortbewegung und weitere Durchdringung. Es ist zu erwarten, dafs sich ihm auch der starre Gegensatz zwischen Subject und Object, wor-

nach das Subject immer *bloſs* Subject, das Object immer *nur* Object ist, mehr und mehr erweichen wird, ohne zu verschwimmen: der Gegensatz ist schon gemildert, indem das Subject seinen Gegenstand sich nicht bloſs vorstellt, sondern erkennt, einsieht, indem das Object von dem Subjecte erkannt wird. Zuletzt ergiebt sich der Geist als dieses, für den Geist zu sein: so wird der Geist sein Gegenstand. Es kann zugegeben werden, daſs die ganze Natur *an sich* nur Object ist, aber sie gehört eben darum als ein Moment des Geistes zu diesem, und ist nicht in ihrem Ansichsein stehen zu lassen. So ist auch die Natur nicht das einzige Object, sondern es ist Alles zugleich Object, aber nicht Alles Natur.

Auf dem abstracten Gegensatze zwischen Subject und Object ruhet auch die Gliederung der Schöpfung, welche ihre Pole, als *Engel* und *Natur* oder Himmel und Erde, im *Menschen* concentrirt: sie erinnert nicht bloſs an die neue Pabst-Günthersche Theorie *), sondern auch an Dante (Parad. XXIX. 22–36. Infern. XXV, 47.), an Augustinus (Confess. XII, 9. 13.) und an viele ältere und neuere Denkweisen. Es ist wohl zu erwägen, daſs hiernach der *Engel* als nur Subject nicht Geist, sondern nur Seele, als nur Selbst, da er die Natur auſser ihm hat, nicht selb*ständig* sein kann, wie die Natur als nur Substanz, als nur ständig, nicht *selb*ständig ist, weil das Innere auſser ihr ist, woraus denn folgen würde, daſs in der Schöpfung nur dem Menschen bedingte Selbständigkeit zukomme.

Wie weit der Vf. die Hegelsche Erörterung der Beweise für das Dasein Gottes **) in sich aufgenommen, besagt der Auszug. Er hat den teleologischen Beweis umgekehrt, und Gott darin nicht als nach Zwecken bestimmend, sondern als Zweck passiv gefaſst, um darin desto sprechender die zweite Person Gottes zu finden, wiewohl der bezweckte Zweck als absoluter, von ihm selbst bezweckter, auch wieder als bezweckend sich erweiset, und hiermit das Verhältniſs sich wiederherstellt. So hat er auch den moralischen Beweis von dem teleologischen geschieden, um für die dritte Person einen Hinweis zu erhalten, welcher in dem ontologischen viel bestimmter vorliegt. Uebrigens hätte dem Vf. der eigentliche Kernpunkt seiner Aufgabe, welche in der Hermesischen Schule und unter den Gegnern derselben an der Tagesordnung ist, zu spekulativer Entwickelung des Unterschieds zwischen dem dogmatischen *Beweise* und der immanenten *Begriffsbewegung* und zu genauerer Auseinanderlegung der Kategorieen des *Seins* und *Denkens* Veranlassung geben sollen, so wie in der Entwickelung der Trinität das Verhältniſs *ad intra* und *ad extra* bestimmter zu unterscheiden gewesen wäre. In der ersteren Beziehung kann zugegeben werden, daſs der Beweis in der Nöthigung besteht, welche dem Subjecte als von einer fremden Macht angethan wird, aber eben daraus folgt, daſs es bei diesem bloſs passiven Anfange der Erkenntniſs nicht bewenden soll. Wenn zunächst das objective Dasein Gottes dem Bewuſstsein des Menschen unfreiwillig aufgedrungen wird, so ist das Weitere dieses, daſs Gott sich dem Menschen aneignet, womit dieser der bloſs passive Knecht einer fremden Uebermacht zu sein aufhört. Dies ist das neue Testament!

Auſserdem sind es nur *Zwei* Bemerkungen, welche Referent statt vieler dieser Anzeige hinzuzufügen hat, aber in dieser Kürze nur assertorisch aussprechen kann: sie bezeichnen die Aufgabe, welche die Philosophie unserer Zeit in der Sphäre der Religion zur vollen Klarheit durchzuarbeiten hat: sie können auch dem geistesthätigen Verf. zur weiteren Erwägung und Verarbeitung ihre Dienste leisten. Die erste Bemerkung betrifft *Gott*, die zweite den *Menschen*.

Das *Erste* ist: *Gott* ist nicht nur *das* Wesen, — so weit kommt auch der Pantheismus — sondern auch *ein* Wesen, Individuum. Die Individualität, Einzelheit, schließt die absolute Totalität, Allheit, nicht aus, wenn sie nach ihrer Wahrheit als die absolute *Persönlichkeit* des Geistes gefaſst wird, womit sowohl die Aeuſserlichkeit als auch die Sprödigkeit der Individualität überwunden und die Dreieinigkeit erklärt ist. Hierzu kommt, daſs Gott, obwohl ein Wesen, dem ohngeachtet nicht allein über das Dasein, über ein Sein, sondern auch über das Sein erhaben ist: er ist mehr als das Sein, mehr als das Wesen: er ist als der *Geist* der Alles in sich begreifende und durchdringende *Begriff persönlich*, und eben darum begreiflich, allein begreiflich und erkennbar: er ist nicht bloſs *activ*, sondern auch passiv der Begriff. Wer dieses göttliche Wesen als das *Ueberwesen* prädicirt, der denkt sich entweder nichts dabei, oder er denkt sich Gott als das Denken, welches über Sein und Wesen hinausreicht.

Das *Zweite* ist: Es liegt in dem Wesen des zum Ebenbilde Gottes, hiermit zum Selbstsein erschaffenen *Menschen*, aus seinem primitiven Zustande eines indifferenten, sich noch nicht unterscheidenden, selbstbewuſstlosen Verhältnisses zu Gott, *Unschuld* genannt, herauszutreten, zu sich zu kommen, und durch das Moment des Fürsichseins zur vermittelten Einheit mit Gott zu gelangen. Der Verlust jener Unschuld oder Unwissenheit ist noch keine Schuld: der Mensch soll *mehr* als unschuldig sein; das Moment des Fürsichseins ist als *Moviment*, so lange es in stetiger Bewegung sich entwickelt, und auf seinem Wege nichts hinter sich läſst, noch keine Selbstigkeit: die Abstraction von Gott, welche den Unterschied von Gott entwickelt, kein Abfall, denn dieser entsteht erst durch Verfestung, wenn das Subject nur von Gott, und nicht ebenso von sich abstrahirt, und sich nur in sich, und nicht gleichzeitig in Gott reflectirt. Was jetzt *hintereinander* geschieht, indem auf die erste Abstraktion nach ihrer Verstockung die Abstraktion von der Abstraktion folgt, das würde als *Miteinander* ohne Sünde der ordnungsmäſsige Weg stetiger Entwicklung des Menschen zu seiner Bestimmung gewesen sein, denn durch solche *stetige* Abstraktion vermittelt sich gleichzeitig das *Selbst*bewuſstsein in Gott und das *Gottes*bewuſstsein im Subjecte. Hiermit ist eine Wahrheit ausgesprochen, welche sich nur in der Spekulation *getreu* abspiegeln kann; allein wenn sie einmal gefaſst ist, da verschwinden auch die entgegengesetzten Gespenster des Irrthums, welche, obwohl entgegengesetzt, darin einverstanden sind, daſs jede Veränderung des status integritatis als Sünde angesehn wird. Auf dieser Ansicht ruht die Vorstellung, als wenn der Mensch nach seiner ursprünglichen Bestimmung in seiner primitiven Kreatürlichkeit hätte sitzen bleiben sollen, eine Vorstellung, welche konsequenter Weise so weit geht, das durch die Abstraction bedingte Selbstbewuſstsein für Sünde und nebenbei die Kritik der Vernunft, weil sie das Subject zum Object der Beurtheilung macht, für den Gipfel der Verkehrtheit zu erklären. Dieser Irrthum hat seinen Grund in dem Unvermögen, die flüssige Abstraktion und den isolirenden Abfall zu unterscheiden; und diese Impotenz liegt auch der entgegengesetzten Ansicht zum Grunde, wornach die Sünde als der nothwendige Durchbruch zur Entwicklung der Menschheit erklärt, und der erste Sündenfall, wodurch sich der Mensch emancipirt, als der erste glorreiche Julitag gepriesen wird. Mit dem Begriffe selbst verschwinden beiderlei Ansichten; in ihm liegt auch die Antwort auf die Frage nach der causa facinoris, welche der ersten Sünde zum Grunde liegt: es fehlte dem Menschen wirklich etwas. —

Hiermit sind auf Veranlassung einer kleinen Schrift, welche den Boden verläuft, von dem sie ausgeht, die Fragen berührt, welche gegenwärtig an der Zeit sind: sie betreffen den *Fortgang* der Philosophie, während die vielfach angeregten Differenzen über den *Anfang* — ob mit oder vor dem Anfange, mit dem Sein oder mit dem Seienden, oder mit dem Bewuſstsein, oder mit dem Thun, mit Einem, oder Zweien, mit Nichts oder mit Allem, oder mit Gott anzufangen sei, — auf Miſsverständnissen beruhen, welche die Philosophie selbst bereits überwunden hat, und auf die Dauer nicht länger beachten kann, denn sie hat vergeblichen Aufwand zu vermeiden, um weiter zu kommen.

C. F. Göschel.

*) S. diese Jahrb. I. Band IV. 483. Nr. 97. S. 800.

**) Ueber die Hegelsche Gliederung der Beweise für das Dasein Gottes und namentlich über die unterschiedenen Stellungen des Bewuſstseins, in welchen sich die entwickelte Auseinanderfolge verändert, hofft Ref. im Gefolge einer ähnlichen Entwickelung der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele künftig nach Rechenschaft abzulegen.

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CX.

Deutsche Briefe. I. Leipzig bei Fleischer. 1834. *VI und* 182 S. 8.

Der gröfsere Theil der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe ist aus dem Nachlasse des rühmlich bekannten geistreichen und gelehrten Geschichtschreibers Karl v. Woltmann entnommen, und als Herausgeberin nennt sich am Schlufs der Vorrede die Wittwe desselben Frau Karoline v. Woltmann. Nachdem über den geistigen Bildungsgang des letztverflossenen Menschenalters durch die von Goethe mit Schiller und Zelter gewechselten Briefe, durch Rahels Buch und durch viele andere Briefsammlungen Licht und Aufschlufs mannigfach verbreitet worden, findet die Herausgeberin es angemessen, durch die in ihren Händen befindlichen Briefe das Publikum auch mit demjenigen Kreise ausgezeichneter Personen bekannt zu machen, in welchem sie dieselbe Zeit durchlebt hat, und der, wie ein untergehendes Sternbild, nun auch schon fast ganz erloschen ist. Da die hier auftretenden Briefsteller allerdings bedeutend sind, ja zum Theil zu den Ersten ihrer Zeit gehören, auch die Briefe selbst durch Inhalt und Form gröfstentheils von hohem Werthe sind, so wünschen wir der wohlwollenden Theilnahme, welche die Sammlung verdient und schon erregt hat, eine weitere Verbreitung um so mehr, als die Herausgeberin hieran das Versprechen einer Fortsetzung derselben knüpft. Die Verdienste Woltmanns um Litteratur, Politik und Geschichte sind zu bekannt, um hier noch der Erinnerung zu bedürfen; Scharfsinn, Geist und Geschmack in Schrift und Umgang brachten ihn in nahe Berührung mit den Besten seiner Zeit, und so finden wir ihn denn auch in freundlicher Verbindung mit Goethe, von welchem sechs Briefe die Sammlung eröffnen. Da diese Goethe'schen Reliquien den werthesten Theil derselben bilden, so gehen wir etwas näher auf ihren Inhalt ein. In dem ersten Briefe dankt Goethe für die ihm übersandte Uebersetzung des Tacitus und bemerkt dabei Folgendes: „Ueber die in Absicht auf Sprache und Stil befolgten Grundsätze erlaube ich mir kein Urtheil, indem ich wohl weifs, dafs manches Befremdliche versucht werden mufs, bis Zeit und Gewohnheit das erst neu und gewagt Scheinende aufnehmen und bestätigen. Auch ist das, was Sie ausgeübt, nicht ohne Vorgänger; aber Sie widmen Ihre Arbeit dem gegenwärtigen Augenblick; Sie wünschen die Theilnahme des Publikums; sollte dies nicht eben durch einen Stil abgeschreckt werden, der den jetzt Lebenden fremd erscheinen mufs, wenn sein Verdienst auch wohl in der Zukunft wird erkannt werden?" Im zweiten Briefe lehnt Goethe zuvörderst die Theilnahme an einer von W. unternommenen Zeitschrift aus dem Grunde ab, „weil er nicht verlangen könne, dafs ein Redakteur Aufsätze ausschliefsen solle, die seinem Sinne widersprächen, und es ihm doch zu wunderlich vorkomme, seine Ueberzeugung und das Gegentheil davon in einem Hefte zu lesen. Ueber die Aufnahme, welche die damals erschienenen drei Bände von „Dichtung und Wahrheit" im Publicum gefunden, sagt Goethe: „Die Deutschen haben die eigene Art, dafs sie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt. Reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf; bietet man ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig." Im Anfange des Jahres 1815 hatte W. einen Aufsatz über die drei ersten Bände des genannten Werkes in die Jenaische Allgem. Litt. Zeitung einrücken lassen, worin er den Inhalt derselben durchgängig mit richtigen und scharfsichtigen Bemerkungen begleitete. Der Aufsatz ist hier wieder abgedruckt, welches wir billigen, da die älteren Jahrgänge kritischer Zeitschriften im Fortgange

der litterarischen Vegetation nach und nach immer tiefer mit dem Humus der Vergessenheit bedeckt werden und dadurch mit minder bedeutenden auch sehr vorzügliche Aufsätze ganz verloren gehen. Diese auszusondern und in geordneten Sammlungen zu bewahren, würde, wie wir hier beiläufig bemerken, nicht unverdienstlich sein. Der erwähnte Aufsatz hatte Goethe's Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, und ihn zu manchen Bedenken und Betrachtungen über jenes Werk und dessen Fortsetzung veranlafst, die er in dem dritten Briefe dem Geh. Justiz-Rath Eichstädt mittheilt. In dem vierten läfst er sich gegen Woltm., der sich inzwischen als Verf. des Aufsatzes zu erkennen gegeben, über dessen Inhalt weitläuftig aus. Er erklärt sich über die Kritik sehr günstig, indem er bemerkt, dafs sie Werth und Unwerth auf sich beruhen lasse, durch Wünsche und Andeutung aber zu zeigen wisse, wie einer Arbeit mehr Fülle zu geben wäre. Was er über den damaligen Zustand unserer Litteratur und Kritik mit lebhaftem Unwillen ausspricht, ist so richtig, dafs wir die darin enthaltene Prophezeihung: „die Spaltungen werden in's Unendliche gehen, sobald nur noch mehr von den älteren Autoren, deren Dasein auf mannigfache Weise gegründet ist, das Zeitliche gesegnen werden," jetzt als völlig eingetroffen, ja übertroffen erkennen, indem der damals sich ankündigende Krieg Aller gegen Alle nun schon in Erschöpfung aller productiven Kräfte übergeht. Die beiden letzten Goethe'schen Briefe sind wenngleich nur flüchtig freundliche Mittheilungen, doch in mancher Beziehung werthe Gedenkblätter. Es folgen zunächst zwei an v. Halem und ein an v. Berger gerichteter Brief von Woltmann, aus den Jahren 1798 u. 1799, worin einige Skizzen seines Aufenthalts in Berlin die damalige Physiognomie dieser Hauptstadt in kurzen aber treffenden Zügen angenehm zur Erinnerung bringen. Einige wohlbekannte Figuren, wie der Minister v. Struensee, v. Goecking, Nikolaf, Zöllner, Jenisch, Gentz, gehen in leicht entworfenen Umrissen wohlgetroffen an uns vorüber. Besonders charakteristisch ist der Letztere mit folgenden Worten bezeichnet: „Feiner, anziehender, mit seidener Fülle umspinnend ist der Sprecher Gentz. Die Keckheit, welche durch Reden das Grofse klein und das Kleine grofs macht, wohnt in seinen Augen, auf seinen Lippen und das Meisterstück seiner Beredsamkeit ist nicht sein Anhang zum Burke, sondern besteht darin, dafs er zwei und vierzig tausend Thaler Schulden machen konnte, ohne das geringste Vermögen zu besitzen; dafs er dem Beutel der Juden das Geld entlockt und ihre Zungen zum Verstummen beredet, wenn sie den Conkurs über ihn aussprechen wollen." In zwei Briefen an Varnhagen v. Ense vom October 1814 giebt Woltmann Beweise richtigen Einblicks in politische Verhältnisse jener Zeit und zugleich Kunde von seinen damaligen Aussichten, Wünschen und Thätigkeiten. Ein Brief von Friedrich Buchholz vom Juny 1815 zeigt uns auch diesen in einem herzlichen und fruchtbringenden Freundesverhältnisse mit Woltmann. In drei Briefen des Ritters v. Lang aus den J. 1815. 1816 erschliefst sich die scharfe Originalität dieses gründlichen Geschichtsforschers auf eine höchst ergötzliche Weise und besonders erregt die humoristische Skizze seines eigenen Lebens den Wunsch, die darin verheifsene ausführliche Beschreibung desselben zu lesen. Hierauf folgen sechs Briefe des Grofsherzogs von Frankfurt an W. sämmtlich aus dem J. 1809. als unschätzbare Beiträge zur Kenntnifs dieses trefflichen, durch strenge Reinheit und unwandelbare Milde der Gesinnung, wie durch geistige und gelehrte Ausbildung gleich ausgezeichneten Charakters. Von ihm lesen wir folgende Bemerkung über Johannes v. Müller: „Der geistvolle Mann, von dem Sie mit mir in Ihrem letzten Briefe sprachen, hat viele Güte des Herzens, viele Stärke des Geistes und vielleicht eben so viel Schwäche des Charakters. Sein Wille ist nicht fest und kann der Macht eines gegenwärtigen Eindrucks nicht widerstehen. So oft er in ruhiger Einsamkeit den vergangenen Dingen nachdenkt, wird er sie mit vortrefflicher Einsicht darstellen; wenn er aber handeln soll, wird er gleich einem Kinde die Last nicht heben, welche seine Kraft übersteigt: *non omnia possumus omnes.* Sich selbst strenge und Anderen mild sein, ist der Grundsatz des Menschenfreundes." Durch acht hierauf folgende Briefe von Therese Huber an Frau v. Woltmann, die vom Jahre 1820 bis 1827 reichen, werden wir nun plötzlich in eine ganz andere Zeit und Region des litterarischen Lebens versetzt. Die Redaktion des Morgenblatts, der diese fruchtbare Schriftstellerin mehrere Jahre vorstand, gab die erste Veranlassung zu dem hier mitgetheilten Briefwechsel. Als Tochter Heyne's von Kindheit an in stetem Umgange mit Gelehrten und Litteraturgenossen, als Gattin Forsters, dann Hubers in das litterarische Leben und Treiben dieser Männer thä-

tig hineingezogen, selbst Schriftstellerei als Erwerbs- und Neigungsbeschäftigung neben der Erziehung und Versorgung ihrer Kinder treibend, giebt sie in ihren Briefen das Bild eines wenn auch etwas fremd gestalteten, doch auf eigene Weise rüstigen und elastischen Frauenlebens, worin denn auch die uns zunächst liegende zu wild wuchernder Blätterfülle herangewachsene Litteraturperiode, die wir die industrielle nennen möchten, sich deutlich zu erkennen giebt. Der Briefstellerin, deren sonstige litterarische Verdienste auf sich beruhen mögen, kann eine lebhafte und gewandte Darstellungsgabe nicht abgesprochen werden, und in den hier vorliegenden Briefen zeigt sie in einer gewissen gutmüthig geistreichen Plauderhaftigkeit viel Ueberblick, feine Beobachtung, freies Urtheil und gewandte Thatfähigkeit. Die Eigenthümlichkeiten der so einflufsreichen und weit umfassenden Cotta'schen Litteratur-Industrie werden in Lob und Tadel treffend dargestellt, und manche litterarische Produkte ihrer Zeit selbstständig und unbefangen so scharf als treffend beurtheilt. Die beiden letzten dieser Briefe und die darauf folgende Antwort der Frau v. Woltmann behandeln contradiktorisch, von beiden Seiten mit Gewandtheit und auf langjährige Beobachtung und eigene Erfahrung gegründeter Einsicht die Ehe, ein Verhältnifs, das auch in neuester Zeit wieder von sittlichen und socialen Standpunkten aus zum Thema mannigfacher Betrachtungen gemacht worden ist. Wie immer fein fühlenden und welterfahrenen Frauen über solcherlei Gegenstände vor Allen Gehör zu geben ist, so finden wir auch in dem, was hier so unbefangen als lauter verhandelt worden, manches Belehrende und Wohlerkannte. Die Betrachtung leitet schliefslich dahin, dafs nicht nur die bürgerlichen Schriftgesetze, sondern auch die in der Gesellschaft angenommenen sogenannten Wohlstandsgesetze, welche Niemand ohne Nachtheil für seine äufsere Lebensstellung öffentlich überschreiten darf, in der Regel da am strengsten zu sein pflegen, wo die Unsittlichkeit am gröfsten ist, welches Verhältnifs sich darin offenbart, dafs nach diesen Gesetzen Vieles erlaubt ist und ohne Anstofs zugegeben wird, was innerlich wahrhaft unsittlich ist, umgekehrt aber auch Vieles durch dieselben Gesetze streng Verpönte von einem höheren Standpunkte der Sittlichkeit aus betrachtet, als vollkommen rein erkannt, ja empfohlen werden sollte. Den Beschlufs machen fünf Briefe der Herausgeberin aus Italien, die, im J. 1833 geschrieben, uns in die neueste Zeit versetzen. In der anspruchlosen Darstellung wechselnder Eindrücke einer schönen Natur und einer reichen Kunstwelt giebt sich eine anziehende weibliche Individualität zu erkennen, die sich über viele Stufen des Lebens und der Erkenntnifs mit Ernst und Liebe zu einer erfreulichen Bildungshöhe emporgehoben hat und durch ihre Mittheilungen in objectiver und subjectiver Beziehung den günstigsten Eindruck macht.

Ist nun gleich, wie aus diesem Inhaltsbericht erhellt, das Ganze in weiblicher Redaktionsweise ein wenig bunt zusammengefügt, so liegt doch auch eben in diesem Contrast der Zeiten und Personen wieder ein gewisser Reiz, der zu Vergleichungen und Betrachtungen einladet, wobei denn auch nicht vergessen werden darf, dafs Sammlungen dieser Art mehr durch den Werth des Einzelnen als durch die Anordnung des Ganzen sich schätzbar machen, und die beliebige Einschaltung in seine Vorräthe dem Leser billig überlassen wird.

W. N.

CXI.

Die Theorie der rednerischen Erfindung mit besonderer Hinsicht auf geistliche Reden dargestellt und an Beispielen erläutert von Dr. Heinr. Aug. Schott, Prof. d. Theol. zu Jena. Zweite verbesserte Ausgabe. Leipzig 1833. *Auch unter dem Titel: Die Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Zweiter Theil.*

Wesentliche Veränderungen hat Hr. S. mit dieser zweiten Auflage nicht vorgenommen. Nur der Abschnitt von den dogmatisch-praktischen Predigten, wo die Ansichten über Supranaturalismus und Rationalismus „bestimmter modificirt erscheinen" ist verändert; und der Abschnitt: „von dem Verhältnifs der Predigt zum Text", wo von dem Unterschiede zwischen Predigten freier Meditation und Homilien gehandelt wird, hat den verbesserten Nachtrag zur ersten Auflage der Theorie der Erfindung, welcher schon der im Jahr 1827 herausgegebenen Theorie der rednerischen Anordnung angehängt war, in sich aufgenommen. Es ist demnach das Publikum mit der Anordnung, der Tendenz und auch mit dem Inhalte des Werkes schon bekannt. Wir geben daher nur allgemeine Bemerkungen und erläutern sie durch Beispiele aus diesen beiden Abschnitten.

Was sich überhaupt an diesem Werke ausstellen läfst, möchte in der Form und in der Methode, welche es gewählt hat, liegen. Für die Darstellung einer wissenschaftlichen Disciplin

verfährt nämlich der Hr. Vf. nicht distinct und präcis genug. Dies bezieht sich sowohl auf die wirkliche Deduction der Begriffe, als auf die unscharfe Begränzung solcher Begriffe, die er nicht deducirt. Wenn daher auch im Allgemeinen Alles, was über den vorliegenden Gegenstand in diesem Werke gesagt ist, wahr und unbezweifelt ist, wenn sich im Ganzen selbst gegen die theologische Richtung des Vfs. nichts sagen liefse, und besonders der redliche und fromme Eifer zur Lösung einer wichtigen Aufgabe denselben höchst schätzenswerth macht, so richtet man doch an die Bearbeitung eines Gegenstandes als Wissenschaft, die in ein System gebracht sein will, noch andere Anforderungen. So viel Schätzbares dies Werk immer enthalten mag, wie sehr der Fleifs für die Sammlung von Materialien, der darauf verwandt ist, seit seiner ersten Erscheinung vielfach, auch öffentlich, und mit Recht, anerkannt ist, so wird es doch nach dieser Seite hin nicht genügen. Die einzelnen Momente, deren Zusammenfassung einen Begriff bilden, erscheinen nicht scharf genug gesondert; es fliefst eins zu dem anderen, zwar mit reichen Worten, doch nur zufällig und wie es dem Hrn. Verf. gerade eingefallen ist; die einzelnen Theile, welche einen Abschnitt bilden, ordnen sich nicht nach bestimmten Principien über oder unter, sondern sie stehen gleichgültig neben einander, und was sich gerade hier oder dort bequem anknüpfen läfst, das findet eine Stelle, ohne dafs man die Nothwendigkeit einsieht, warum es nur hier und nicht auch anderswo stehen könne. Sogar neue Bestimmungen, die der Vf. einführen will, erscheinen nur beliebig, nicht als nothwendig. So heifst es z. B. S. 119: „Darum nenne ich die Predigtmethode, von welcher hier die Rede ist (die synthetische), *lieber* nach dem Vorgange anderer Homileten die progressive", und weiter unten: „darum nenne ich sie (die analytische Methode) *lieber* regressiv". Weshalb *lieber*? Ist eine alte Bezeichnung in ihrer Unwahrheit bekannt, weshalb sie nicht scharf angreifen und beweisen, wie fehlerhaft sie sei, und wie begriffsmäfsig die neue? Dasselbe gilt von den Bestimmungen über die Homilie S. 124 f. So redet der Vf. S. 112 nur von einer Nützlichkeit und von der Förderung der Erbaulichkeit, welche es gewähre, wenn den Predigten Bibeltexte zum Grunde lägen, behauptet auch, durch seine unbestimmte Haltung schwankend gemacht, eine Rede könne auch christlich und ein erbaulicher Vortrag sein, ohne die Beobachtung dieser kirchlichen Gewohnheit. Ein *erbaulicher Vortrag* mag ohne Bibeltext denkbar sein, hätte aber der Vf. an den Begriff der *Predigt* gedacht, als Verkündigung des Evangeliums von Christo, so hätte er die Nothwendigkeit der Texte nicht aufgeopfert. Ja der Text sollte bei jeder Predigt das Erste sein, und man sollte bestimmt nicht zugestehen, was der Vf. S. 136 thut, dafs man zu einem Thema hintennach einen Text sucht, es erscheint uns eben so mifslich, als wenn zu einem fertigen Musikstück Worte gesucht oder verfertigt werden. Der Mangel eines sichtenden, ordnenden Elementes fiel uns besonders auf bei der Stelle, wo S. 10 16 von den wirkenden Grundeigenschaften der geistlichen Rede gesprochen wird. Wie leicht war es hier, sich bestimmt zu fassen, und die Wirkungen der Predigt auf Verstand (durch Belehrung), Willen (durch Ermahnung) und Gemüth (durch Erbauung) nachzuweisen, deren Totalität den Menschen als sittlich freies Wesen begreift! Von geringer Beherrschung des Stoffes zeugt auch folgendes. In dem veränderten ersten Abschnitte werden S. 16 die Gattungen der Gegenstände und Wahrheiten, aus welchen der geistliche Redner den Stoff für seine Vorträge entlehnen kann und soll, bestimmt, und die Predigten in praktisch-dogmatische und in christlich-moralische getheilt; hierauf folgt die Abhandlung beider Arten S. 18 78; nun aber S. 79 noch eine Eintheilung desselben Gegenstandes, indem sich noch eine dreifache Sphäre menschlicher Erkenntnifs ergiebt: Geschichte, Natur, Erfahrungsseelenlehre, so dafs es hinterher noch christlich-historische Predigten, christliche Naturbetrachtungen, und christlich-psychologische Predigten giebt. Sieht dies nicht gerade so aus, als ob dem Verf. dies nachträglich nur eingefallen, oder als ob er erst während der Bearbeitung davon Notiz bekommen hätte? S. 29—31 endlich wird ein einseitiger, und ein modificirter Rationalismus unterschieden. Jenen, welcher das Christenthum nicht als eine eigenthümliche von Gott uns geöffnete Quelle der religiösen Erkenntnifs und Belebung sittlicher Gesinnungen gelten läfst, und es nicht unterscheidet von anderen gewöhnlichen, die Cultur des menschlichen Geschlechts befördernden Mitteln und Kräften u. s. w., nennt er Naturalismus. Diesem, welcher das Christenthum wenigstens als ein *mittelbares* Wirken Gottes auf die Welt betrachtet, den Begriff des Uebernatürlichen *relativ* fafst, zwischen der biblischen Lehre selbst und ihrer Einkleidung in bildliche Ausdrücke oder Symbole, unterscheidet — diesem schreibt er die Fähigkeit zu, christlich predigen zu können, wenn er nur Jesum als Erlöser, als Anfänger und Vollender des Glaubens und der Tugend anerkenne. Hier scheint aber die Grenze des Rationalismus überschritten zu sein. Denn als den Erlöser, wenigstens in dem Sinne, in welchem der Begriff dieses Wortes in der Kirche genommen wird, erkennt der Rationalist Christum nicht an. Als den Anfänger und Vollender der Tugend betrachten sie ihn wohl, sie bewundern auch wohl den grofsen Lehrer in ihm, das Wesentlichste aber, den Sohn des lebendigen Gottes, den Versöhner der Welt mit Gott, den Erlöser von den Sünden, predigen sie nicht. Zumeist behaupten sie einen allgemein moralischen Standpunkt in ihren Predigten, wenn sie nicht gar auf Nebendinge verfallen. Biblische *Worte* haben sie oft noch, aber vom *Geiste* des Christenthums bleiben sie fern. Neue Belege hierfür sind die Predigten des Hrn. Dr. Schmaltz: „Predigten zur Förderung des evangelischen Glaubens (!) und Lebens". Hamb. 1834, und Schatter „Predigten für den christlichen Landmann auf alle 52 Wochen des Jahrs." Neust. a. d. Orla 1834. Jene Sammlung enthält eine Reihe Passionspredigten über die Pericopen der Evangelien und die sieben Worte Christi, ohne dafs die mindeste Berührung der evangelischen Glaubenswahrheiten und des Versöhnungstodes Christi darin hervorträte.

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CXII.

1. *Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. Von D. Gustav Friedrich Wiggers. Hamburg bei F. Perthes.* 1833. (Auch unter dem Titel: *Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Zweiter Theil*). *VI.* 446.

2. *De Pelagianorum doctrinae principiis. Dissertatio historico-critica, quam scripsit Johannes Henricus Lentzen, SS. theologiae Doctor, ejusdemque Repetens in Seminario Archiepiscopali Coloniensi. Coloniae ad Rhenum, impensis M. Dumont-Schauberg. MDCCCXXXIII. VII.* 92.

Den Freunden einer gründlichen historischen Forschung kann das zuerst genannte Werk, in welchem Hr. D. Wiggers seine früher erschienene Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus fortsetzt, und nun zur Geschichte des Semipelagianismus, oder zur zweiten Periode der Geschichte des Augustinismus und Pelagianismus, übergeht, nur eine sehr erfreuliche Erscheinung sein. Obgleich beide Werke durch einen Zeitraum von zwölf Jahren getrennt sind, und der Hr. Vf., welcher in der Vorrede zu dem frühern Werk nur unbestimmt Hoffnung zu der weitern Bearbeitung des von ihm gewählten Gegenstandes gemacht hatte, dasselbe nur erst als den ersten Theil seiner historischen Darstellung bezeichnet, so ist doch der nun nachfolgende zweite Theil dem ersten in Hinsicht des Plans und der Methode, der ganzen Anlage und Behandlung so durchaus entsprechend, dafs er mit vollem Recht als eine Fortsetzung des frühern Werks zu betrachten ist. Diese Gleichförmigkeit der beiden Werke fällt von selbst in die Augen, wenn wir den Inhalt der einzelnen Abschnitte, zumal da der Hr. Verf. selbst eine Uebersicht seinem Werke beizugeben unterlassen hat, vorerst kurz überblicken. Nach einer kurzen Einleitung über den innern und äufsern Ausgangspunkt der semipelagianischen Bewegungen, und die bisherigen Bearbeiter der Geschichte derselben (S. 1—6) beginnt der Hr. Verf. seine Darstellung mit Johannes Cassianus. Cap. I. Schilderung des Johannes Cassianus nach dessen Leben und Schriften S. 7—47. Cap. II. Cassians Lehrsätze, betreffend die zwischen dem Augustinus und den Pelagianern streitigen Punkte S. 47—127. Cap. III. Ueber das Charakteristische des cassianischen Systems und die philosophische und exegetische Begründung desselben S. 128—136. Cap. IV. Prosper Aquitanus und dessen Widerlegung des dreizehnten Buchs der Collationen Cassians S. 136—153. Cap. V. Bewegungen, welche Augustins Büchlein *de correptione et gratia* in Gallien hervorbringt. Bestrebungen des Prosper und Hilarius für die Aufrechthaltung des augustinischen Lehrbegriffs S. 153—183. Cap. VI. Fernerer Kampf des Prosper für Augustinus Lehre. Schlaues Mittel der Semipelagianer, sie zu verdrängen S. 183—198. Cap. VII. Vitalis von Carthago. Das Gedicht *de providentia* S. 198—202. Cap. VIII. Einmischung des römischen Bischofs Cölestinus in die Streitigkeiten der semipelagianischen Gallier S. 202—208. Cap. IX. Vincentius Lirinensis und dessen Commonitorium S. 208—216. Cap. X. Weitere Erzählung des Geschichtlichen. Zwei Bücher von der Berufung aller Völker S. 216—224. Cap. XI. Faustus von Ries (*Regiensis*) und Synode zu Arles 475. S. 224—235. Cap. XII. Anthropologischer Lehrbegriff des Faustus S. 235—287. Cap. XIII. Ueber das Charakteristische des Systems des Faustus und die philosophische und exegetische Begründung desselben S. 287—329.

Cap. XIV. Prädestinatus S. 329—350. Cap. XV. Gennadius Massiliensis. Ennodius Ticinensis S. 350—357. Cap. XVI. Hauptsumme des Semipelagianismus S. 357—358. Cap. XVII. Zusammenstellung des Augustinismus, Pelagianismus und Semipelagianismus nach den Grundzügen S. 258—364. Cap. XVIII. Bekämpfung des Semipelagianismus. Verdammung desselben auf einer römischen Synode unter Gelasius I. Widerlegung des Faustus durch mehrere occidentalische Schriftsteller S. 365—393. Cap. XIX. Unerwartetes Auftreten scythischer Mönche zu Gunsten des Augustinismus gegen die gallischen Semipelagianer. Ungestüm, mit welchem sie den Semipelagianismus im ganzen Occident zu vertilgen suchen. Kalte Aufnahme, welche sie bei dem römischen Bischofe Hormisdas finden. Eifer, mit welchem sie von den exilirten africanischen Bischöfen, namentlich von Fulgentius unterstützt werden S. 394—429. Cap. XX. Sieg, welchen der Augustinismus auch für Gallien auf der zweiten Synode zu Orange 529 durch die förmliche Verdammung des Semipelagianismus erhält. Synode zu Valence. Bestätigung der Synodalschlüsse durch den römischen Bischof Bonifacius II. S. 430—442. Cap. XXI. Schlufsbemerkungen S. 442—446.

Ueber die Eröffnung der Geschichte des Semipelagianismus mit Johannes Cassianus bemerkt der Verf. S. 4: Chronologische Zweifel, welche sich nie ganz werden beseitigen lassen, da es uns an hinlänglichen Datis fehle (sofern nämlich aus der chronologischen Untersuchung nach S. 37 nur soviel hervorgeht, dafs die sieben Collationen Cassians, welche den zweiten Theil des ganzen Werkes ausmachen, und das Eigenthümliche der cassianischen Denkart in Hinsicht der in den pelagianischen Streitigkeiten angeregten anthropologischen Fragen enthalten, Coll. XI—XVII., nicht vor dem Jahr 428. aber auch nicht nach dem Jahr 432. geschrieben sein können, also vielleicht gleichzeitig mit Prosper's Brief an den Augustin, um's Jahr 428 geschrieben sind), lassen hier eine genaue, über alle Einwürfe erhabene Zeitbestimmung nicht zu. Doch werde es immer am gerathensten sein, mit dem Cassianus den Anfang zu machen, theils weil dieser als der vornehmste Repräsentant der semipelagianischen Denkart zu betrachten sei, theils weil dessen Ansicht, insofern er sie in Schriften darlegte, den zuerst von Augustin entwickelten Grundsätzen, welche als die Prämissen zu seiner Prädestinationstheorie anzusehen seien, entgegengesetzt gewesen seien. Indefs könne man eigentlich, sagt der Verf. kurz zuvor, keinen Einzelnen als den Urheber des Semipelagianismus angeben, da dem Semipelagianismus als Lehre eine Denkart zum Grunde gelegen sei, welche zwar in mehreren wesentlichen Punkten auch die Denkart orthodoxer besonders griechischer Väter vor Augustinus gewesen sei, welche sich aber im Gegensatze gegen Augustin's anthropologische Lehren mitten in der lateinischen Kirche ausbildete, und Anhänger fand, seitdem Augustinus die Pelagianer bekämpft, und sein anthropologisches System der ganzen Consequenz nach entwickelt hatte. Einzelne berühmt gewordene Semipelagianer haben diese Denkart nur deutlicher und bestimmter in ihren Schriften ausgesprochen. So richtig diese Bemerkungen sind, so liegt doch in dem durch sie eingeleiteten Uebergang auf die Geschichte des Semipelagianismus eine Inconvenienz, die ihren Grund in dem Verhältnifs hat, in welches die beiden Werke des Verfs., das ältere und neuere nun erst mit dem letztern als zusammengehörige Theile Eines Werkes zu einander gesetzt worden sind. Der Anfangspunkt der Geschichte des Semipelagianismus kann nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten bestimmt werden. Man geht entweder von dem ersten uns bekannten semipelagianischen Schriftsteller oder von der uns zugekommenen Kunde von den ersten semipelagianischen Bewegungen aus. Im erstern Falle mufs Johannes Cassianus vorangestellt werden, im zweiten Falle kann von ihm als semipelagianischen Schriftsteller in dieser Beziehung nicht die Rede sein, da nicht nur Prosper und Hilarius in ihren Briefen an Augustin von Bewegungen in Gallien reden, die, vielleicht wie es scheint, noch über das Jahr 428. zurückgehen, sondern auch noch früher in Africa ähnliche Anregungen des semipelagianischen Streits stattgefunden haben. Der Vf. bezeichnet selbst wiederhohlt (S. 4. 165) Augustins um das Jahr 427. an die adrumetischen Mönche gerichtete Schrift *De correptione et gratia* als das eigentliche Signal zu den semipelagianischen Streitigkeiten, nun ist diese Schrift selbst schon durch eine Veranlassung hervorgerufen worden, die als der eigentliche Anfangspunkt zu fixiren ist. Die adrumetischen Mönche waren keinesweges pelagianisch gesinnt, aber eben so wenig konnten sie der augustinischen Lehre darin ihre Zustimmung geben, dafs sie sowohl das Wollen als das Vollbringen des Guten nur von Gott bewirkt werden liefs. Der-

selbe Hauptpunkt also, um welchen sich der ganze semipelagianische Streit bewegte, tritt schon hier hervor, und wenn wir annehmen, dafs jene Mönche, um die moralische Zurechnung der Menschen zu retten, die sie hauptsächlich gegen die augustinische Prädestinationslehre geltend machten, dem Menschen wenigstens das Wollen des Guten zuschrieben, so dachten sie offenbar bereits semipelagianisch. Warum nun der Verf. diesen ersten einen Mittelweg zwischen der pelagianischen und augustinischen Theorie suchenden Widerspruch gegen die letztere nicht mehr hervorgehoben und zum eigentlichen Anfangspunkt seiner Geschichte des Semipelagianismus gemacht hat, kann seinen Grund nur darin haben, dafs dieser Gegenstand schon in der Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus S. 274 f. berührt worden war. Allein dort erscheint diese Sache in einem ganz andern Zusammenhang, der ihre wahre Bedeutung nicht erkennen läfst, sie erscheint nur als ein auch von dieser Seite erhobener Widerspruch gegen die augustinische Prädestinationslehre, nicht aber als Ausgangspunkt einer neuen Reihe von Bewegungen. Hätte sie der Verf. hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkt aufgefafst, so würde er einen bestimmtern Anfangspunkt für seine Darstellung gewonnen haben und es hätte ihn dann auch jener Vitalis von Carthago, welchem er S. 298 neben dem unter den Werken Prospers von Aquitanien befindlichen Gedicht *de providentia* ein eigenes ganz kurzes Capitel widmet, nicht eben so als eine blofs isolirte Erscheinung sich darstellen können, was um so mehr auffällt, da der Verf. doch zugleich selbst sich zu der Bemerkung veranlafst sieht (S. 199), dafs wahrscheinlich die Streitigkeiten der adrumetischen Mönche dem Vitalis Veranlassung gegeben haben, seine Meinung über das Verhältnifs der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade zu äufsern. Vielmehr ist es nur die Darstellung des Verfs., die Erscheinungen, welche zusammen gehören und sich von selbst unter Einen Gesichtspunkt stellen, als isolirte Einzelnheiten auffafst, und es hätte sich unstreitig eine klarere und vollständigere Anschauung des Ursprunges der semipelagianischen Streitigkeiten geben lassen, wenn der Verf., was einerseits in Augustins nächster Umgebung in Africa von den adrumetischen Mönchen und von Vitalis in Carthago zur Sprache gebracht wurde, und sodann andererseits die beinahe gleichzeitigen und in demselben Sinne geschehenen Bewegungen in Gallien als die beiden Hauptausgangspunkte unterschieden und auf Augustin zurückbezogen hätte, dessen Prädestinationslehre als der eigentliche Anstofs zu diesen Bewegungen erscheint, wobei dann sogleich auch derjenige Punkt, der das Unterscheidende des semipelagianischen Lehrbegriffs ist, die Lehre von dem Antheil des freien Willens an dem ersten Anfang des Guten als das wesentliche Moment hervortritt. Würde Cassian nicht so ausschliefslich vorangestellt worden sein, so würde sich der Verf. auch nicht veranlafst gesehen haben, der erst um das Jahr 432 verfafsten, Cassians dreizehnter Collation entgegengesetzten Schrift Prospers *De gratia Dei et libero arbitrio* vor dessen schon im J. 428 geschriebenen Brief an Augustin Erwähnung zu thun (vgl. S. 138 u. 153), eine chronologische Umstellung, welche zwar an sich von keiner Bedeutung ist, aber doch zum Charakter einer historischen Darstellung nicht ganz pafst, welcher es vor allem um chronologische Genauigkeit und eine urkundlich factische Relation zu thun ist.

Neben Cassian sind Prosper von Aquitanien und Faustus von Ries die bedeutendsten Personen, die in den semipelagianischen Streitigkeiten auftreten, Prosper als Anhänger Augustins und wichtiger Bestreiter der semipelagianischen Lehre, Faustus als gewandter Vertheidiger derselben. Die Darstellung der Lehrbegriffe dieser drei Männer und die Entwicklung der Gründe, mit welchen von ihnen für und gegen die semipelagianische Lehrweise gestritten wurde, macht den bei weitem gröfsern Theil der vorliegenden Darstellung aus, deren gröfster Vorzug überhaupt darin besteht, in reichhaltigen Auszügen und worttreuen Uebersetzungen aus den sorgfältig durchforschten Quellen den gesammten während jener Streitigkeiten zu Tage geförderten dogmatischen Stoff wohlgeordnet vor Augen zu stellen, ohne über der Gleichförmigkeit des Inhalts, der steten Wiederholung derselben Lehren, Grundsätze, Argumente und Schriftbeweise jemals zu ermüden. Wir glauben gerne, dafs es dem Verf., wie er in der Vorrede sagt, leicht gewesen wäre, noch viel mehrere Stellen aus den Quellen anzuführen, möchten aber eher das auf diese Weise Mitgetheilte (wenigstens in denjenigen Abschnitten, in welchen nach der Darstellung des eigentlichen Lehrbegriffs noch besonders von der exegetischen Begründung desselben die Rede ist) etwas zu reichlich finden, so wenig wir auch dies ihm zum Vorwurf machen wollen, da es bei der Bearbeitung eines speciellen

Cap. XIV. Prädestinatus S. 329—350. Cap. XV. Gennadius Massiliensis. Ennodius Ticinensis S. 350—357. Cap. XVI. Hauptsumme des Semipelagianismus S. 357—358. Cap. XVII. Zusammenstellung des Augustinismus, Pelagianismus und Semipelagianismus nach den Grundzügen S. 258—364. Cap. XVIII. Bekämpfung des Semipelagianismus. Verdammung desselben auf einer römischen Synode unter Gelasius I. Widerlegung des Faustus durch mehrere occidentalische Schriftsteller S. 365—393. Cap. XIX. Unerwartetes Auftreten scythischer Mönche zu Gunsten des Augustinismus gegen die gallischen Semipelagianer. Ungestüm, mit welchem sie den Semipelagianismus im ganzen Occident zu vertilgen suchen. Kalte Aufnahme, welche sie bei dem römischen Bischofe Hormisdas finden. Eifer, mit welchem sie von den exilirten africanischen Bischöfen, namentlich von Fulgentius unterstützt werden S. 394—429. Cap. XX. Sieg, welchen der Augustinismus auch für Gallien auf der zweiten Synode zu Orange 529 durch die förmliche Verdammung des Semipelagianismus erhält. Synode zu Valence. Bestätigung der Synodalschlüsse durch den römischen Bischof Bonifacius II. S. 430—442. Cap. XXI. Schlufsbemerkungen S. 442—446.

Ueber die Eröffnung der Geschichte des Semipelagianismus mit Johannes Cassianus bemerkt der Verf. S. 4: Chronologische Zweifel, welche sich nie ganz werden beseitigen lassen, da es uns an hinlänglichen Datis fehle (sofern nämlich aus der chronologischen Untersuchung nach S. 37 nur soviel hervorgeht, dafs die sieben Collationen Cassians, welche den zweiten Theil des ganzen Werkes ausmachen, und das Eigenthümliche der cassianischen Denkart in Hinsicht der in den pelagianischen Streitigkeiten angeregten anthropologischen Fragen enthalten, Coll. XI—XVII., nicht vor dem Jahr 428. aber auch nicht nach dem Jahr 432. geschrieben sein können, also vielleicht gleichzeitig mit Prosper's Brief an den Augustin, um's Jahr 428 geschrieben sind), lassen hier eine genaue, über alle Einwürfe erhabene Zeitbestimmung nicht zu. Doch werde es immer am gerathensten sein, mit dem Cassianus den Anfang zu machen, theils weil dieser als der vornehmste Repräsentant der semipelagianischen Denkart zu betrachten sei, theils weil dessen Ansicht, insofern er sie in Schriften darlegte, den zuerst von Augustin entwickelten Grundsätzen, welche als die Prämissen zu seiner Prädestinationstheorie anzusehen seien, entgegengesetzt gewesen seien. Indefs könne man eigentlich, sagt der Verf. kurz zuvor, keinen Einzelnen als den Urheber des Semipelagianismus angeben, da dem Semipelagianismus als Lehre eine Denkart zum Grunde gelegen sei, welche zwar in mehreren wesentlichen Punkten auch die Denkart orthodoxer besonders griechischer Väter vor Augustinus gewesen sei, welche sich aber im Gegensatze gegen Augustin's anthropologische Lehren mitten in der lateinischen Kirche ausbildete, und Anhänger fand, seitdem Augustinus die Pelagianer bekämpft, und sein anthropologisches System der ganzen Consequenz nach entwickelt hatte. Einzelne berühmt gewordene Semipelagianer haben diese Denkart nur deutlicher und bestimmter in ihren Schriften ausgesprochen. So richtig diese Bemerkungen sind, so liegt doch in dem durch sie eingeleiteten Uebergang auf die Geschichte des Semipelagianismus eine Inconvenienz, die ihren Grund in dem Verhältnifs hat, in welches die beiden Werke des Verfs., das ältere und neuere nun erst mit dem letztern als zusammengehörige Theile Eines Werkes zu einander gesetzt worden sind. Der Anfangspunkt der Geschichte des Semipelagianismus kann nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten bestimmt werden. Man geht entweder von dem ersten uns bekannten semipelagianischen Schriftsteller oder von der uns zugekommenen Kunde von den ersten semipelagianischen Bewegungen aus. Im erstern Falle mufs Johannes Cassianus vorangestellt werden, im zweiten Falle kann von ihm als semipelagianischen Schriftsteller in dieser Beziehung nicht die Rede sein, da nicht nur Prosper und Hilarius in ihren Briefen an Augustin von Bewegungen in Gallien reden, die, vielleicht wie es scheint, noch über das Jahr 428. zurückgehen, sondern auch noch früher in Africa ähnliche Anregungen des semipelagianischen Streits stattgefunden haben. Der Vf. bezeichnet selbst wiederhohlt (S. 4. 165) Augustins um das Jahr 427. an die adrumetischen Mönche gerichtete Schrift *De correptione et gratia* als das eigentliche Signal zu den semipelagianischen Streitigkeiten, nun ist diese Schrift selbst schon durch eine Veranlassung hervorgerufen worden, die als der eigentliche Anfangspunkt zu fixiren ist. Die adrumetischen Mönche waren keineswegs pelagianisch gesinnt, aber eben so wenig konnten sie der augustinischen Lehre darin ihre Zustimmung geben, dafs sie sowohl das Wollen als das Vollbringen des Guten nur von Gott bewirkt werden liefs. Der-

selbe Hauptpunkt also, um welchen sich der ganze semipelagianische Streit bewegte, tritt schon hier hervor, und wenn wir annehmen, dafs jene Mönche, um die moralische Zurechnung der Menschen zu retten, die sie hauptsächlich gegen die augustinische Prädestinationslehre geltend machten, dem Menschen wenigstens das Wollen des Guten zuschrieben, so dachten sie offenbar bereits semipelagianisch. Warum nun der Verf. diesen ersten einen Mittelweg zwischen der pelagianischen und augustinischen Theorie suchenden Widerspruch gegen die letztere nicht mehr hervorgehoben und zum eigentlichen Anfangspunkt seiner Geschichte des Semipelagianismus gemacht hat, kann seinen Grund nur darin haben, dafs dieser Gegenstand schon in der Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus S. 274 f. berührt worden war. Allein dort erscheint diese Sache in einem ganz andern Zusammenhang, der ihre wahre Bedeutung nicht erkennen läfst, sie erscheint nur als ein auch von dieser Seite erhobener Widerspruch gegen die augustinische Prädestinationslehre, nicht aber als Ausgangspunkt einer neuen Reihe von Bewegungen. Hätte sie der Verf. hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkt aufgefafst, so würde er einen bestimmtern Anfangspunkt für seine Darstellung gewonnen haben und es hätte ihn dann auch jener Vitalis von Carthago, welchem er S. 298 neben dem unter den Werken Prospers von Aquitanien befindlichen Gedicht *de providentia* ein eigenes ganz kurzes Capitel widmet, nicht eben so als eine blofs isolirte Erscheinung sich darstellen können, was um so mehr auffällt, da der Verf. doch zugleich selbst sich zu der Bemerkung veranlafst sieht (S. 199), dafs wahrscheinlich die Streitigkeiten der adrumetischen Mönche dem Vitalis Veranlassung gegeben haben, seine Meinung über das Verhältnifs der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade zu äufsern. Vielmehr ist es nur die Darstellung des Verfs., die Erscheinungen, welche zusammen gehören und sich von selbst unter Einen Gesichtspunkt stellen, als isolirte Einzelnheiten auffafst, und es hätte sich unstreitig eine klarere und vollständigere Anschauung des Ursprunges der semipelagianischen Streitigkeiten geben lassen, wenn der Verf., was einerseits in Augustins nächster Umgebung in Africa von den adrumetischen Mönchen und von Vitalis in Carthago zur Sprache gebracht wurde, und sodann andererseits die beinahe gleichzeitigen und in demselben Sinne geschehenen Bewegungen in Gallien als die beiden Hauptausgangspunkte unterschieden und auf Augustin zurückbezogen hätte, dessen Prädestinationslehre als der eigentliche Anstofs zu diesen Bewegungen erscheint, wobei dann sogleich auch derjenige Punkt, der das Unterscheidende des semipelagianischen Lehrbegriffs ist, die Lehre von dem Antheil des freien Willens an dem ersten Anfang des Guten als das wesentliche Moment hervortritt. Würde Cassian nicht so ausschliefslich vorangestellt worden sein, so würde sich der Verf. auch nicht veranlafst gesehen haben, der erst um das Jahr 432 verfafsten, Cassians dreizehnter Collation entgegengesetzten Schrift Prospers *De gratia Dei et libero arbitrio* vor dessen schon im J. 428 geschriebenen Brief an Augustin Erwähnung zu thun (vgl. S. 138 u. 153), eine chronologische Umstellung, welche zwar an sich von keiner Bedeutung ist, aber doch zum Charakter einer historischen Darstellung nicht ganz pafst, welcher es vor allem um chronologische Genauigkeit und eine urkundlich factische Relation zu thun ist.

Neben Cassian sind Prosper von Aquitanien und Faustus von Ries die bedeutendsten Personen, die in den semipelagianischen Streitigkeiten auftreten, Prosper als Anhänger Augustins und wichtiger Bestreiter der semipelagianischen Lehre, Faustus als gewandter Vertheidiger derselben. Die Darstellung der Lehrbegriffe dieser drei Männer und die Entwicklung der Gründe, mit welchen von ihnen für und gegen die semipelagianische Lehrweise gestritten wurde, macht den bei weitem gröfsern Theil der vorliegenden Darstellung aus, deren gröfster Vorzug überhaupt darin besteht, in reichhaltigen Auszügen und worttreuen Uebersetzungen aus den sorgfältig durchforschten Quellen den gesammten während jener Streitigkeiten zu Tage geförderten dogmatischen Stoff wohlgeordnet vor Augen zu stellen, ohne über der Gleichförmigkeit des Inhalts, der steten Wiederholung derselben Lehren, Grundsätze, Argumente und Schriftbeweise jemals zu ermüden. Wir glauben gerne, dafs es dem Verf., wie er in der Vorrede sagt, leicht gewesen wäre, noch viel mehrere Stellen aus den Quellen anzuführen, möchten aber eher das auf diese Weise Mitgetheilte (wenigstens in denjenigen Abschnitten, in welchen nach der Darstellung des eigentlichen Lehrbegriffs noch besonders von der exegetischen Begründung desselben die Rede ist) etwas zu reichlich finden, so wenig wir auch dies ihm zum Vorwurf machen wollen, da es bei der Bearbeitung eines speciellen

Gegenstandes dieser Art keinen bestimmten Maſsstab für das zu viel oder zu wenig giebt, und eine so musterhaft genaue Darlegung des Inhalts der Quellen in jedem Falle die beste Grundlage einer historischen Darstellung ist. Selbstständige Quellenforschung und eine wahrhaft objective Darstellung, ohne störende Beimischung subjectiver Betrachtungen, bezeichnet der Verf. selbst in der Vorrede mit Recht als die Hauptaufgabe, nach welcher sein Streben, wie in dem frühern Werke, gerichtet war.

Diese Objectivität der Darstellung hat das vorliegende Werk allerdings dadurch, daſs man in ihm beinahe durchaus die urkundliche Sprache der Quellen vernimmt, wir möchten sie ihm aber auch in einem andern Sinne wünschen, in welchem sie ihm nach unserer Ansicht nicht mit demselben Rechte zugeschrieben werden kann. Zu einer wahrhaft objectiven Darstellung gehört auch eine so viel als möglich objective Beurtheilung der Bestimmungen, die über ein zum Gegenstand des Streits gewordenes Dogma aufgestellt werden sind. Ein Schriftsteller, welcher die Darstellung einer solchen dogmatischen Controverse unternimmt, wird dem Gange des oft so lange und in so vielfachem Wechsel zwischen zwei entgegengesetzten Punkten hin und her schwankenden Streits nur dann mit sicherer Haltung folgen können, wenn er zuvor über den speculativen Gehalt des Dogmas, um dessen Bestimmung es sich handelt, auf dem Wege der Speculation mit sich selbst in's Reine gekommen ist. Jedem Dogma ist ja seine geschichtliche Bewegung durch seinen objectiven immanenten Begriff von selbst vorgeschrieben, es kommt daher vor allem darauf an, die verschiedenen Momente, in welche es in seiner geschichtlichen Entwicklung auseinandergeht, so aufzufassen, daſs sie in ihrer wesentlichen Beziehung zu dem Begriffe, der durch sie vermittelt werden soll, sich darstellen, oder auf jedem einzelnen Punkte der Entwicklung von selbst klar wird, wieweit die einzelnen Bestimmungen, die sich als Momente des Begriffs geltend machen, denselben wirklich in sich ausdrücken, oder von ihm noch verschieden sind. Es kann nicht bezweifelt werden, daſs eine objective Betrachtung in diesem Sinne hauptsächlich bei der Darstellung einer Streitigkeit, wie die semipelagianische ist, für ein nothwendiges Erforderniſs gehalten werden muſs, da die beiden Dogmen, mit welchen sie sich beschäftigte, die Dogmen von der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit, ihrer ganzen Natur nach, ohne eine speculative Auffassung nicht auf ihren wahren Begriff gebracht werden können. Billig fragen wir daher den Verf., welche Ansicht er selbst von dem Verhältnisse der Gnade und der Freiheit hat, um, ihrem Begriffe gemäſs, beurtheilen zu können, was andere hierüber gedacht und behauptet haben? Sosehr in dem ganzen Werke jede philosophische Erörterung absichtlich vermieden zu sein scheint, so konnte der Verf. wenigstens am Schlusse der Anforderung nicht widerstehen, seine eigene Ansicht über den Gegenstand des dargestellten Streits in Folgendem (S. 444) auszusprechen: „Sehen wir auf die theologische Wahrheit des Semipelagianismus, und wenden uns zur heiligen Schrift, als der alleinigen Quelle der objectiven Wahrheit des Christenthums, so dürften die Hauptlehren von der aus dem Schiffbruche des Sündenfalls wohl als geschwächt hervorgegangenen, aber doch nicht völlig vernichteten menschlichen Freiheit, von dem Bestehen derselben neben der göttlichen Gnade, von der durch das Verhalten der Menschen bedingten Prädestination und einer Erlösung des ganzen menschlichen Geschlechts wohl die Autorität der Offenbarung für sich haben. So wie wir ihren Belehrungen zufolge das Menschliche sowohl als das Göttliche in der Person Christi anerkennen, ohne daſs wir das Verhältniſs des einen zu dem andern mit unserm Verstande zu erfassen im Stande sind, so haben wir auch die göttliche Gnade neben der menschlichen Freiheit festzuhalten, wenn gleich das Verhältniſs der einen zu der andern für uns ein Mysterium bleibt. Und sollte auch der Consequenz nach des Semipelagianismus gegen den Augustinismus und Pelagianismus zurückstehen, dem Leben liegt die semipelagianische Lehre näher. Auf dem religiösen Standpunkte findet der Christ seine Beruhigung und Erhebung in dem alle Streitigkeiten über Freiheit und Gnade wahrhaft versöhnenden und indifferenzirenden herrlichen Ausspruche des Jacobus, daſs alle gute Gabe von Gott sei."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

1. *Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. Von D. Gustav Friedr. Wiggers.*
2. *De Pelagianorum doctrinae principiis. Dissertatio historico-critica, quam scripsit Johannes Henricus Lentzen.*

(Fortsetzung.)

„Also auch die menschliche Freiheit — eine wahrhaft gute Gabe — findet ihre Urquelle in der Gnade Gottes, und welcher christliche Theolog sollte nicht bei allem Festhalten an der durch die Sünde freilich entstellten, aber doch immer das Ebenbild Gottes an sich tragenden Natur des Menschen in dieses demüthige Bekenntniſs gerne einstimmen? Die augustinische Theorie hebt auf Kosten des moralischen Elements das religiöse hervor; die pelagianische auf Kosten des religiösen Elements das moralische; die semipelagianische vernichtet den pelagianischen Tugendstolz, indem sie die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade zur Vollbringung des Guten lehrt, bewahrt aber auch vor sittlicher Trägheit und vor Verzweiflung, indem sie auf die dem sittlich Kranken noch übrig gebliebene Kraft hinweiset." Der Verf. macht hiemit das semipelagianische System zu dem seinigen, läſst aber ebendamit die speculative Aufgabe, die hier zu lösen ist, völlig auf sich beruhen. Denn das Eigenthümliche des semipelagianischen Systems besteht eben darin, daſs es die beiden Begriffe der Freiheit und Gnade, die speculativ betrachtet nur in ein inneres und wesentliches Verhältniſs zu einander gesetzt werden können, so daſs sie nur Momente eines und desselben Begriffs sind, der Einheit des göttlichen und menschlichen Willens, in ein bloſs äuſserliches Verhältniſs zu einander setzt. Sie werden als Begriffe betrachtet, von welchen jeder getrennt und unabhängig von dem andern seine eigene Selbstständigkeit geltend zu machen sucht, weswegen, sobald sie äuſserlich zusammengebracht und mit einander verbunden werden, auf der einen oder andern Seite ein Widerspruch entsteht, durch welchen immer der eine den andern dieser beiden Begriffe aufhebt und vernichtet. Der Begriff der Gnade hebt den Begriff der Freiheit auf, weil der freie Wille, sobald er nicht durch sich selbst bestimmt wird, und das Princip seines Wollens und Willens in sich selbst hat, nicht mehr ein freier Wille ist, ebenso kann aber auch der Begriff der Freiheit mit dem Begriff der Gnade nicht zusammen bestehen, weil, wo Freiheit und Selbstbestimmung ist, auch sittliche Zurechnung und sittliches Verdienst angenommen werden muſs, was der Begriff der Gnade nicht zuläſst. Diese Halbheit der Ansicht, die mit gutem Grunde auch schon in dem Namen des Semipelagianismus ausgedrückt ist, tritt in keinem Lehrbegriff so klar und auffallend hervor, wie in dem Cassian'schen. Nach Cassian ist die Gnade, wie der Verf. S. 120 die Hauptpunkte seines Lehrbegriffs über die Gnade zusammenfaſst, „eine nicht bloſs auf den Verstand, sondern auch auf den Willen sich erstreckende geheime Wirkung, durch welche die Menschen nicht allein erleuchtet, gestraft, erinnert, sondern auch zu dem Wege der Tugend und zum Heile gezogen werden. Ohne diese Gnade kann zwar die menschliche Tugend so wenig zunehmen, als vollendet werden, aber die Anfänger des guten Willens, die guten Gedanken, frommen Begierden, Anfänge des Glaubens können aus uns sein. Die Gnade ist daher nothwendig zur Erlangung der Vollkommenheit der Tugend, und zur ewigen Seligkeit, aber nicht zum Anfange der Heiligung und des Heiles. Die Gnade wirket daher immer mit dem freien Willen: wenn sie uns verläſst, so vermag die Anstrengung des Arbeitenden nichts." Es ist leicht zu sehen, daſs diese Theorie auf nichts anderm beruht, als auf einem falschen Begriff von der Freiheit des Willens. Denn was soll ein Wille sein, welcher zwar das Wollen aber

nicht das Vollbringen hat, oder vielmehr welche Bedeutung soll diese Unterscheidung zwischen Wollen und Vollbringen, die das Fundament der semipelagianischen Lehre ist, für den freien Willen haben? So wenig der Glaube im protestantischen Sinne erst der Werke bedarf, um das zu sein, was er seinem Begriffe nach sein muſs, eben so wenig kommt es bei dem Willen neben dem Wollen erst auf das Vollbringen an, sondern das Vollbringen des sittlich Guten, das die Aufgabe des freien Willens ist, ist eben das Wollen selbst, da das sittlich Gute schon dadurch, daſs es der Wille will und in sich aufnimmt, zur sittlichen That des Willens wird. Eine Gnade, durch welche erst vollbracht und vollendet werden soll, was der Wille gewollt oder angefangen hat, ist demnach ein völlig leerer Begriff, durch welchen zu der sittlichen That des Willens nichts wesentliches hinzukommen kann, was nicht an sich schon in ihr liegt. Aus demselben Grunde ist es völlig widersprechend, von einem geschwächten, deteriorirten, kranken Willen zu reden, oder den Menschen in Hinsicht seines sittlichen Zustandes mit einem Kranken zu vergleichen, welcher von der Krankheit befreit zu werden verlange, aber stets der Hülfe bedürfe (S. 79), auf welche von Cassian gebrauchte Vergleichung der Verf. groſses Gewicht zu legen scheint, da er die drei Theorien, die augustinische, pelagianische und semipelagianische, wiederholt so charakterisirt: nach Augustin sei der Mensch in seinem gegenwärtigen Zustande sittlich todt, nach Pelagius sittlich gesund, nach den Semipelagianern weder sittlich todt, noch gesund, sondern krank (man vgl. z. B. S. 128. 129. 361 f.). Allein zum Begriffe des freien Willens gehört es, daſs bei ihm kein Unterschied eines Plus und Minus stattfinden kann, es sind in Ansehung desselben nur die zwei Fälle denkbar, daſs man ihn entweder hat, oder nicht hat, fehlt dem freien Willen auch nur ein Minimum, um frei zu sein, so ist er nicht mehr frei, und ein zwar nicht aufgehobener, aber geschwächter, gelähmter, gebundener Wille ist ebendeswegen ein wahres Unding. Auf diesen im Wesen des Semipelagianismus liegenden Mangel an logischem Zusammenhang macht der Verf. nirgends aufmerksam, und es ist in der That auffallend, wie er Cap. III. S. 128 f., wo das Charakteristische des cassianischen Systems auch in Hinsicht seiner philosophischen Begründung ausdrücklich zur Sprache gebracht wird, folgende Hauptsätze zur Kritik desselben für genügend halten konnte: „Cassian suchte einen Vereinigungspunkt der menschlichen Freiheit und der göttlichen Gnade, wobei sich sowohl die Forderung der sittlichen Natur des Menschen als auch sein religiöses Bedürfniſs befriedigt fände. Und in der Lösung dieser Aufgabe scheint er im Ganzen nicht unglücklich gewesen zu sein. Denn so viel sich auch gegen einzelne seiner Behauptungen sagen, und soviel er auch vorzüglich in Rücksicht der Klarheit in Entwicklung der Begriffe zu wünschen übrig läſst, die Grundansicht, welche allenthalben durchleuchtet, hat sich den christlichen Theologen immer von einer vortheilhaften Seite empfohlen." Ja, selbst über solche Sätze des cassianischen Semipelagianismus, in welchen der innere Widerspruch desselben grell genug hervortritt, geht der Verf. so arglos hinweg, wie wenn hier alles im schönsten Zusammenhange wäre. Nach Cassian wird die Gnade im Allgemeinen nur denen verliehen, welche sich mit eigenem Willen zu derselben wenden, da die Gnade immer nur *mit* dem freien Willen wirkt. Gleichwohl behauptete Cassian zugleich, daſs Gott zuweilen nach seiner unerforschlichen Weisheit dem Willen der Menschen zuvorkomme, und sie wider ihren Willen, indem sie nicht wollen und widerstehen, zur Tugend und zum Heil ziehe. Deutliche Beispiele in der heiligen Schrift seien Paulus und Matthäus. Es gebe also neben der allgemeinen *gratia cooperans* auch eine besondere nur auf Einzelne sich erstreckende *gratia praeveniens*. Indessen sei die Gnade auch bei diesen nicht unwiderstehlich (S. 121). Welcher klare Widerspruch in diesen beiden Sätzen: die Gnade zieht gewisse Menschen, ungeachtet sie widerstehen, zur Tugend und zum Heil, und: sie ist auch in diesen nicht unwiderstehlich! Entweder widerstehen sie mit Erfolg und dann zieht sie die Gnade nicht zur Tugend und zum Heil, oder sie widerstehen nicht mit Erfolg und dann wirkt die Gnade ebendeswegen unwiderstehlich. Eine widerstehliche Gnade aber, die gleichwohl die Widerstehenden wider ihren Willen zu demjenigen zieht, was sie nicht wollen, kann es doch gewiſs nicht geben. Aber eben dies giebt der Verf. nicht bloſs S. 121, sondern auch S. 122. 127. 129 mit klaren Worten als Lehre Cassian's an. Damit man nicht denke, die *gratia praeveniens* solle nur in dem Sinne nicht eine *irresistibilis* sein, sofern die von ihr Ergriffenen nicht nothwendig selig werden müssen, weil sie ja auch von der *gratia praeveniens* wieder mit freiem Willen abfallen können, unterscheidet der Verf. das

letztere ausdrücklich von jener Nicht-Irresistibilität, indem er S. 122 sagt: Cassian „hielt die Gnade selbst bei denen, welchen sie zuvorkommt (oder welche, wie es zuvor heifst, ihr widerstehen und sich widersetzen), nicht für *irresistibilis*. *Hiezu kommt*, dafs diese zuvorkommende Gnade die Nichtwollenden nicht zum *ewigen* Heile zieht, da sie, nach Cassian's Lehre, von dem rechten Wege, welchen sie betreten haben, abweichen können." Also, auch abgesehen davon, ist sie nicht *irresistibilis*! Dafs auch bei denjenigen, bei welchen kein Entgegenkommen des eigenen Willens stattfand, wie der Verf. S. 129 bemerkt, das Vermögen des Willens nicht aufgehoben sein sollte, da auch diese durch eigene Kraft den Wunsch der Besserung, das fromme Verlangen der Gnade hätten entgegen tragen können, macht durchaus nichts zur Sache aus, da es nicht darauf ankommt, was sie hätten thun können, sondern was sie wirklich thaten. Sie widerstanden der Gnade, deswegen mufste die Gnade auf eine unwiderstehliche Weise bei ihnen wirken. Aus allem diesen geht hervor, dafs der Verf. Cassian's Lehre von der *gratia praeveniens* wenigstens sehr unklar dargestellt hat. Cassian konnte mit seinem Hauptsatze: *totum non semper resistentibus nobis nec perseveranter invitis concedi* (S. 119), Augustin's Lehre von der *gratia irresistibilis* nur theilweise verwerfen, theilweise aber mufste er sie zugeben. Augustin's Lehre von der *gratia irresistibilis* begreift nämlich zweierlei in sich: 1) die Ueberwindung des Widerstandes des Willens, 2) die Beharrlichkeit der Richtung des Willens auf das Ziel der Seligkeit. In dem letztern Sinne konnte Cassian (wie der Verf. allerdings auch nicht ganz unbemerkt läfst S. 119. 129) keine *gratia irresistibilis* annehmen, in dem erstern aber mufste er sie annehmen, wenn er nicht sich selbst widersprechen wollte, und da nun gerade dieser Punkt, die Ueberwindung des reluctirenden Willens, das Nächste und Wesentlichste ist, woran bei der Lehre von der *gratia irresistibilis* gedacht werden mufs, so ist es sehr verwirrend, Cassian geradezu ohne nähere Bestimmung die Lehre zuzuschreiben, die *gratia praeveniens* sei keine *irresistibilis*. Was aber die Sache selbst betrifft, die Lehre von der *gratia praeveniens* in dem angegebenen Sinne, so hätte doch hier die Aufforderung sehr nahe liegen sollen, die völlige Principlosigkeit und den Empirismus des cassianischen Semipelagianismus in's Licht zu setzen. Denn wodurch anders wurde Cassian zu der Behauptung bestimmt, dafs der Anfang des Guten in gewissen Fällen auch von der Gnade allein geschehe, als durch die Meinung, dafs Personen der heiligen Schrift wie Matthäus und Paulus auf diese Weise bekehrt worden seien? Welche Bedeutung soll aber der freie Wille noch haben, auf welchen doch Cassian Augustin gegenüber so grofses Gewicht legen zu müssen glaubte, wenn nicht blofs der Fortgang, sondern selbst der Anfang des Guten nicht gerade nothwendig von ihm abhängt? Freiheit und Gnade erscheinen als völlig willkürliche Begriffe, was dem einen derselben zugeschrieben wird, kann auch wieder dem andern zugeschrieben werden, da sie aber doch auch wieder unterschieden werden müssen, so scheint das letzte Auskunftsmittel zu sein, sie in Ansehung des Zeitpunkts ihrer Wirksamkeit zu unterscheiden, so dafs nach der Beschaffenheit der einzelnen Fälle das einemal dem einen Princip, das anderemal dem andern der abwechselnde Primat zukommt! Gewifs die äufserlichste Lösung der Aufgabe, die hier zu lösen ist.

Würde der Verf. das Widersprechende und Unzusammenhängende des cassianischen Semipelagianismus schärfer in's Auge gefafst haben, so hätte ihm auch nicht entgehen können, wie eben dadurch der Gang des Streits selbst bestimmt werden mufste. Eine der wissenschaftlichen Haltung so sehr ermangelnde Theorie, wie die cassianische, hatte zu wenig Befriedigendes, als dafs man bei ihr stehen bleiben konnte. Das speculative Interesse mufste von selbst von jener Principlosigkeit auf die eine oder andere der beiden entgegengesetzten Seiten hinlenken. Während daher augustinisch denkende Gegner des Semipelagianismus den Beweis zu führen suchten, dafs derselbe, wenn man nicht einen offenbaren Widerspruch in ihm voraussetzen wolle, vom Pelagianismus nicht wesentlich verschieden sei, liefsen die Vertheidiger desselben selbst gerade diejenigen Bestimmungen fallen, die dem Cassian am meisten den Vorwurf der Inconsequenz zugezogen hatten. Dies sind die durch das speculative Interesse bedingten Hauptmomente der innern Fortbewegung des Streits, wenn wir den Gang desselben nach den Hauptpersonen, die zunächst in ihm auftreten, Prosper von Aquitanien und Faustus von Ries, fixiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXIII.

Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staats-Umwälzung bis auf den Congreſs zu Verona. Von Herrmann von Keyserlingk, Doctor der Philos. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1834. X u. 326 S. gr. 8.

Der Stil und Vortrag des Verfassers ist fliessend, klar und annehmlich; somit sei das Buch Allen empfohlen, die eine schnellfaſsliche Uebersicht lieben, und den Strom der Begenheiten bequem an sich vorübergehen lassen, ohne sich weitere Fragen über den Kampf der geistigen Mächte in einer Geschichtsepoche zu stellen. Was die Zusammenfügung des Stofflichen betrifft, so ist uns nur aufgefallen, daſs der Verf. den eigentlichen innern Verlauf der Revolution in Frankreich einer verhältniſsmäſsig geringeren Ausführlichkeit gewürdigt hat, als die auswärtigen gleichzeitigen Ereignisse. Die Feldzüge der Mächte gegen das revolutionaire Frankreich sind ziemlich weitläufig abgehandelt, während die Geschichte der öffentlichen Meinung in Paris und die Uebergänge der mannigfach wechselnden Regierungssysteme von der gesetzgebenden Versammlung bis zur Consular-Regierung auch in bloſs pragmatischer Hinsicht weniger eingehend und genügend entwickelt sind. Die Geschichte der französischen Revolution ist aber recht eigentlich eine Geschichte der Constitutionen, die sich ganz sachgemäſs, von einem innern Impuls getrieben, stufenweise zu Tage förderten.

Nach Vorrede und Einleitung zu schlieſsen, könnte man der Vorstellung Raum geben, der Autor habe einen Kreis junger Leute, die nach Vollendung ihrer Gymnasialbildung einen historischen Kursus zu machen gedächten, als sein Publikum vor Augen gehabt. Nur für solche konnte es als zweckdienlich erachtet werden, in einem Vorworte die längst allgemein für richtig anerkannte Behauptung aufzustellen, daſs Wahrheit, Unbefangenheit und Beobachtung der geschichtlichen Würde die leitenden Grundsätze des Historikers sein müſsten. Der Vf. warnt dann auch „vor kleinlichem Schmähen und Herabwürdigen, vor einseitigem Aburtheilen über groſse Männer und auſserordentliche Begebenheiten und Zeiten", da es die Aufgabe des Geschichtschreibers sei, „alle Licht-, aber auch alle Schattenseiten derselben zu beleuchten." In der Einleitung werden dann die Epoche machenden Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte im Allgemeinen aufgezählt, und es könnte von den jungen Leuten als dankenswerth aufgenommen werden, daſs der Verf. sich bemüht, sie nachträglich an Schul-Lectionen zu erinnern. Allein schon hier möchten die Worte des Autors bei nur einigermaſsen aufgeweckten Köpfen Anstoſs erregen. „Die Geschichte der Menschheit — sagt er nämlich — zeigt uns von Zeit zu Zeit das Schauspiel von welterschütternden Begebenheiten, die bestimmt scheinen, in Hinsicht des geistig-sittlichen Lebens der Völker dasselbe zu bewirken, was in Bezug auf das physische Weltleben Erdbeben und Gewitter bewirken." Zu solchen Scheide- und Wendepunkten, die also angeblich wie Erdbeben wirken sollen, wird dann obenan die Blüthe Griechenlands in Kunst und Wissenschaft gezählt. Nach welcher Logik ist Beides zu sagen erlaubt?

Die Schrift des Verfs. ist weder aus einem Studium bis jetzt noch unbenutzter Quellen hervorgegangen, noch fuſst er selbst auf einem Standpunkte historischer Kritik, der es ihm möglich machte, ein Werk zu schaffen, das der Wissenschaft angehörte, weil es sie fördert. Zur Bestätigung dieses Ausspruchs heben wir noch überflüssiger Weise folgenden Punkt aus der vorliegenden Darstellung hervor. Der Verf. räumt bei Erwähnung der letzten Theilung Polens ein, daſs dieses Reich im wahren Sinne des Worts eigentlich nie ein Staat gewesen und eben darin sein nothwendiger Untergang innerlich begründet war. Seine ganze Schilderung der polnischen Zustände arbeitet eifrig und fast mit Pikanterie darauf hin, den innern Ruin Polens als fertig und gewiſs vor Augen zu stellen. Der äuſsere Untergang eines Reiches ist bei so bewandten Umständen ein ganz naturgemäſses Ereigniſs, das der Strom der Begebenheiten mit sich führt. Gleichwohl nennt der Verf. Polens Untergang einen „Fluch für Europa", so daſs seit dieser „beispiellos gewaltthätigen" Theilung des Landes „alle völkerrechtlichen Verhältnisse und Begriffe gänzlich zerstört wurden und unter den europäischen Staaten seitdem nur noch das Recht des Stärkeren in Anwendung gebracht werden konnte." Erstlich ist zu entgegnen, daſs das Recht des Stärkeren im ganzen Laufe der Weltgeschichte gilt. Das Starke, nämlich das in sich Gediegene, Naturkräftige und Geistiggesunde siegte schlieſslich zu allen Zeiten über das in sich Verworrene, Getrübte, Hohle und Kranke. Was hilft es dem Vf. in der Vorrede die Ueberzeugung auszusprechen und hintenan als Trost zu wiederholen, daſs ein Gott die Weltgeschichte lenke, wenn er nicht im Stande ist, im Wirren und Toben des Völkerlebens diese Weltregierung Gottes in concreto nachzuweisen! Hat er dies selbst für die Function des Historiographen anerkannt, so muſs man doch sagen, daſs es nach seiner Darstellung sowohl in den Revolutionen als auch in den politischen Maſsregeln der Mächte ziemlich trostlos und gottverlassen hergehen muſste.

Zweitens ist gegen seine Ansicht vom Untergange Polens zu erinnern, daſs von einem Verstoſse gegen das Völkerrecht, von einem Frevel gegen die polnische Nationalität doch nicht so geradezu und dreist zu sprechen sein dürfte. Polen und Ruſsland waren von früheren Jahrhunderten her Antagonisten, über deren Haſs und Eifersucht wie früherhin auch im vorigen Jahrhunderte ein offener Kampf hätte entscheiden müssen, wenn Polen nicht moralisch in sich erlahmt und zur Fehde mit offenem Visiere unfähig geworden wäre. Es neigte sich im Gefühl seiner geistigen Ohnmacht nach dem Auslande; Frankreich hatte dort seine geheime Partei und es war natürlich, daſs auch Ruſsland die für sich günstigen Gemüther in Polen nicht aufgab. Ist einmal dies Verhältniſs anerkannt, so ist damit auch alles andere anerkannt, was der Lauf der Geschichte mit sich führte. Ein Volk, das innerlich untergeht, muſs auch äuſserlich seine Existenz verlieren. Die innern Mächte gehen Hand in Hand mit den äuſseren; dies darzustellen ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, denn nur so zeigt er, wie mitten im Wandel des Endlichen das Unendliche in der Gestalt des neuen frischen Lebens sich ewig jung und kräftig bewährt. Uns dünkt, der Vf. ist den Beweis einer göttlichen Weltregierung schuldig geblieben. Aber auch im Einzelnen findet sich im Buche trotz der plausiblen und geschmeidigen Form des Vortrags manches Miſsbehägliche. In Englands Staatsmaximen nur eine gewinnsüchtige Krämerpolitik zu sehen, verräth eine Dürftigkeit der Auffassungsweise, die ihres groſsen Gegenstandes nicht mächtig ist und da lästert, wo sie nicht begreift. Auch andere Nationalitäten werden unwürdig geschmäht, wie man das höchstens in mündlicher Mittheilungsweise, und auch dann nur in gewissen Cirkeln, erlaubt findet. Was hilft uns die Versicherung des Vfs. in der Vorrede, es sei ihm nichts widerlicher, als kleinliches Schmähen und Herabwürdigen!

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

1. *Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. Von D. Gustav Friedr. Wiggers.*
2. *De Pelagianorum doctrinae principiis. Dissertatio historico-critica, quam scripsit Johannes Henricus Lentzen.*

(Fortsetzung.)

Der Verf. hebt diese Momente nirgends so hervor, wie in einer Darstellung geschehen muſs, die dem Gange des Streits nicht bloſs empirisch, sondern mit wissenschaftlichem Geiste folgen will. Die Folge hievon ist, daſs die Darstellung des Verfs. nicht bloſs die Fortbewegung des Begriffs nicht klar hervortreten läſst, sondern sogar auf die historische Gerechtigkeit nicht immer gehörig Rücksicht nimmt. Dem Prosper von Aquitanien werden S. 152 Vorwürfe gemacht, zu welchen seine Widerlegung des dreizehnten Buchs der Collationen Cassian's, die zunächst dazu Veranlassung giebt, keineswegs berechtigen kann. Er habe nur mit Augustin's Waffen, ungewandt genug, gestritten, an eine tiefere Begründung des Augustinismus vollends nicht gedacht, sei nur ein sklavischer Anhänger der Worte seines Lehrers gewesen, an dessen Geistes-Reichthum es ihm gänzlich gefehlt habe. Man begreift in der That nicht, wie dieses harte Urtheil gerechtfertigt werden soll. Es soll jedoch nur die Einleitung zum Folgenden sein: „Die Hauptargumente, welche er gegen Cassian vorbrachte, waren, er widerspräche sich selbst, und lehre die an den Pelagianern verdammten Lehren, daſs die Seele Adams durch dessen Sünde nicht verletzt sei, und daſs die Gnade nach unsern Verdiensten ertheilt werde. Der erste Vorwurf ist durchaus ungerecht, da der anscheinende Widerspruch, sobald man nur in die Sache dringt, und nicht an Worten hangen bleibt, durchaus verschwindet. Denn wenn Cassian in dem ersten Cap. der dreizehnten Coll. Gott auch den Anfang unsers guten Willens beilegt, so thut er dies dem Zusammenhange seines ganzen Gedankensystems zufolge nur insofern, als Gott uns die Gelegenheit zur Besserung verleiht, und die Gnade ist hier nur von der äuſsern Gnade zu verstehen. Daſs durch die Sünde Adams nicht dessen Seele verletzt sei, hatte Cassian nie behauptet, so wie er auch den Satz, die Gnade werde nach unserm Verdienst ertheilt, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, keineswegs gebilligt haben würde." Diese Rechtfertigung Cassian's gegen die Vorwürfe Prosper's kann nicht für genügend gehalten werden. Es ist nicht bloſs die äuſsere Gnade, durch welche Cassian den Anfang des Guten geschehen lieſs, sondern, wie zuvor in Hinsicht der *gratia praeveniens* gezeigt worden ist, auch die innere, und wenn auch allerdings diese nicht immer dem Willen zuvorkommen sollte, so ist es doch eine übel zusammenhängende Vorstellung, den Willen beim Anfang des Guten bald frei wirken, bald nur durch die Gnade bestimmt werden zu lassen. Warum soll Prosper bei jenem Vorwurf nicht auch dies im Auge gehabt haben? Von einem gewissen Verderben des Willens oder einer Verletzung der Seele in Folge der Sünde Adams sprach allerdings Cassian, wenn er aber zugleich behauptete, daſs der freie Wille dem Menschen geblieben sei, um das Gute zu wollen, also gerade das Wichtigste, worauf es hier ankam, unverletzt sein lieſs, so hatte sein Gegner das Recht, jene Verletzung der Seele als eine sehr unwesentliche zu betrachten. Den Begriff des Verdienstes konnte ohnedies Cassian's Lehre nicht ausschlieſsen. Hieraus, so wie aus der ganzen Widerlegung S. 139—152 erhellt deutlich, daſs Prosper die principlose Inconsequenz Cassian's, „das zwitterartige weder den Katholikern noch den Pelagianern anstehende Dritte," das Cassian erfunden habe (S. 140), recht gut aufdeckte, und das geringschätzende Urtheil des Verfs., zumal Cassian gegenüber, keineswegs verdient.

Auch Faustus von Ries ist bei aller Aufmerksamkeit, die ihm der Vf. schenkt, Cassian gegenüber, nicht so gewürdigt, wie er es vom speculativen Gesichtspunkt aus verdient. Der Verf. giebt den Unterschied zwischen beiden in Ansehung der Hauptlehren, die hier in Betracht kommen, S. 287 sehr richtig so an: „Cassian näherte sich in der Lehre von der jetzigen Beschaffenheit des Menschen mehr dem Pelagius, Faustus mehr dem Augustin. Faustus behauptete ausdrücklich ein *originale peccatum*, welches Cassian sogar zu nennen Bedenken trug. Dagegen näherte sich Cassian in der Lehre von der Gnade mehr dem Augustin, von welchem sich Faustus in dieser Beziehung, vielleicht mehr als es sich mit seiner Theorie von der geschwächten Freiheit des Menschen vertrug, am weitesten entfernt. Von einer übernatürlichen Einwirkung der göttlichen Gnade auf den Menschen ist bei ihm überall nicht die Rede, sondern er scheint die Hülfe, welche dem Menschen durch die Gnade zu Theil werden soll, auf die Anregung der dem Menschen einwohnenden sittlichen Kraft durch das göttliche Wort beschränkt zu haben." Der Grund dieser Abweichung des Faustus von Cassian kann nur in einem speculativen Interesse gefunden werden, das auf die Theorie des Faustus Einfluſs hatte, dem Cassian aber fremd blieb. Der Begriff der Willensfreiheit kann in seiner Reinheit nicht festgehalten werden, sobald angenommen wird, der Wille bestimme sich das einemal durch sich selbst, das andremal aber werde er durch innere Wirkungen der göttlichen Gnade auf übernatürliche Weise bestimmt. Um dieser Inconsequenz und Principlosigkeit auszuweichen, nahm er keine innere, sondern nur eine äuſsere Gnade an. Daſs er dagegen in der Behauptung eines *peccatum originale* sich dem Augustin näherte, ist kein Widerspruch mit seiner Lehre von der Gnade. Obgleich er mit Augustin von einer durch die sinnliche Lust bei der Zeugung sich fortpflanzenden Erbsünde sprach, so konnte er doch mit derselben, da er die Freiheit des Willens festhielt, und den Willen nicht durch innere Wirkungen der Gnade, also nur durch sich selbst bestimmt werden lieſs, keineswegs den augustinischen Begriff verbinden. Das *peccatum originale* war ihm vielmehr nur der mit der Sinnlichkeit angeborne Hang zur Sünde, und das *liberum arbitrium* nur insofern *infirmatum* oder *attenuatum*, sofern es mit diesem Hang zu kämpfen hat. Die Besorgniſs des Verfs., Faustus möchte sich vielleicht in der Lehre von der Gnade mehr als sich mit seiner Theorie von der geschwächten Freiheit des Willens vertrug, von Augustin entfernt haben, erscheint daher ungegründet. Nicht sehr genau wenigstens drückt sich der Verf. aus, wenn er S. 276, wo er nach seiner Weise zuerst die Lehre des Faustus von der göttlichen Gnade und S. 286, wo er sodann den ganzen anthropologischen Lehrbegriff desselben zusammenfaſst, an der erstern Stelle sagt: „Da der bloſse Wille des Menschen unwirksam ist, um das Gute anzufangen, so ist in dieser Beziehung die göttliche Gnade als die Anfängerin alles Guten zu betrachten, nur muſs der Mensch folgen" u. s. w. und an der zweiten: „die göttliche Gnade bedient sich des ihr entgegenkommenden Willens des Menschen und stärkt denselben zur Ausübung des Guten durch die Predigt des göttlichen Worts" u. s. w. Kommt der Wille des Menschen der Gnade entgegen, so kann er nicht geradezu unwirksam genannt werden, überhaupt ist klar, daſs sobald eine bloſs äuſsere Wirksamkeit der Gnade angenommen wird, der eigentliche Anfang des Guten nur in den Willen gesetzt werden kann. Auch der Behauptung des Verfs. S. 289. „daſs Faustus über die Gnade sich nicht einmal pelagianisch äuſserte, ist allerdings befremdend, und dürfte ihm leicht als Inconsequenz angerechnet werden," kann Ref. nicht beistimmen. Nicht einmal pelagianisch würde Faustus über die Gnade nur in dem Falle gedacht haben, wenn Pelagius übernatürliche Gnadenwirkungen angenommen hätte. Dies behauptet zwar der Vf. Th. I. S. 228 f. S. 232, es lieſse sich aber, worauf wir hier nicht eingehen können, leicht zeigen, daſs diese Behauptung keinen Grund hat, und die Stellen, auf die sich der Verf. beruft, dazu nicht berechtigen. In keinem Falle kann hier dem Faustus der Vorwurf der Inconsequenz gemacht werden, da die Inconsequenz, wenn die Behauptung des Verfs. richtig wäre, nur auf der Seite des Pelagius stattfinden würde. Der Verf. sagt zwar nur: „es dürfte ihm leicht als Inconsequenz angerechnet werden," allein solche bei dem Verf. öfters vorkommende „vielleicht" nehmen sich bei Dingen, über welche man eine bestimmte Ansicht haben kann und haben muſs, wenn die Darstellung nicht unklar und unsicher werden soll, überhaupt nicht gut aus.

Die Geschichte der semipelagianischen Streitigkeiten giebt eine sehr günstige Vorstellung von dem geistigen und wissenschaftlichen Leben, das damals in der gallischen Kirche angeregt war, und eine um so erfreu-

liche Erscheinung ist, je mehr es mit den zerstörenden Wirkungen der Stämme der Völkerwanderung, deren nahe Zeugen mehrere dieser Schriftsteller waren, einen Contrast bildet. Merkwürdige litterarische Erscheinungen aus dieser Periode sind besonders des Vincentius Commonitorium, die Schrift *De vocatione gentium*, und der Prädestinatus-Schriften, die sich ebenfalls auf den semipelagianischen Streit beziehen, aber gerade durch die verhüllte Weise, auf welche sie an demselben theilnehmen, in das lebendige Zeitinteresse um so tiefer hineinblicken lassen. Dafs Vincentius bei den Kriterien, die er über den nothwendigen katholischen Charakter einer Lehre aufstellt, um die *proprias et occultas et privatas opiniunculas* von demjenigen, *quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est*, zu unterscheiden, auch an Augstin's neue Theorie gedacht habe, wird zwar von dem Verf. S. 213 bemerkt, aber er sieht hierin mehr nur eine „Anspielung" auf dieselbe, und Neander's sehr wahrscheinliche Vermuthung (Gesch. der chr. Rel. u. Kirche Bd. 2. Abth. 3. 1831. S. 1327), die erst das rechte Licht hierüber giebt, dafs Vincentius sein berühmtes Commonitorium, wenn nicht ausschliefslich, doch besonders in der Absicht, dem Augustinismus zu Gunsten des Semipelagianismus entgegenzutreten, geschrieben habe, wird von ihm nicht berührt. Ebenso vermifst man in dem Abschnitt über die Schrift *Praedestinatus* S. 329 f. die Rücksichtnahme auf das Neander'sche Werk. Der Verf. spricht S. 347 als „Resultat einer sorgfältigen hier nicht weiter her gehörenden Untersuchung" gewifs mit vollem Recht die Ansicht aus, es habe wohl einzelne Ultra-Augustiner, aber nie eine Secte oder auch nur eine besondere, sich mit Bewufstsein von Augustinus entfernende Partei von Prädestinatianern gegeben, daher habe ein Semipelagianer das geheim gehaltene Buch in dem Sinne verfafst, um durch Uebertreibung augustinischer Lehrsätze Abscheu gegen dieselben zu erregen. Dagegen hat Neander a. a. O. S. 1341 f. auf's neue das Dasein einer Secte von Prädestinatianern (schwärmerischen Anhängern der Prädestinationslehre, welche nur Einer einseitigen religiösen Gefühlsrichtung sich hingebend, die anstöfsige Härte jener Lehre auf die Spitze trieben) behauptet. Der Beweis dafür sei eben jene von einem solchen Prädestinatianer verfafste Schrift, in welcher die eigenthümliche Denk- und Ausdrucksweise dieser Leute auf das Anschaulichste sich darlege. Was Neander hauptsächlich für seine Ansicht geltend macht, dafs sich in jener Schrift ein so bestimmter lebendiger und persönlicher Charakter zu erkennen gebe, dafs man schon deshalb die Vermuthung, der Semipelagianer, welcher die Schrift widerlegte, habe sie auch verfafst, nicht wahrscheinlich finden könne, es kämen auch manche Stellen vor, welche der Semipelagianer, der die absolute Prädestinationslehre verhafst machen wollte, wohl anders würde ausgedrückt haben, dies und anderes scheint uns von keinem grofsen Gewicht zu sein, und die gewöhnliche, nun auch von Hrn. D. Wiggers bestätigte Ansicht möchte um so mehr die wahrscheinliche sein, da eine solche Entstehung der genannten Schrift mit der litterarischen Regsamkeit, wie sie damals in Gallien stattfand und sich besonders auch in anonym und apokryphisch erscheinenden Schriften gefiel (auch Vincentius liefs ja sein Commonitorium vielleicht wegen der polemischen Absicht, die er dabei hatte, unter dem angenommenen Namen Peregrinus erscheinen) ganz gut zusammenstimmt. Warum hat nun aber der Verf., da er doch einmal von den verschiedenen Meinungen über diese Schrift spricht, der Neander'schen Ansicht keine Erwähnung gethan? Was die Schrift *De vocatione gentium* betrifft, so wäre bei der Ausführlichkeit, mit welcher der Verf. in den Inhalt einzelner Schriften und ihre specielle Argumentationsweise eingeht, um so mehr zu wünschen gewesen, dafs er dieser durch eigenthümliche Ideen sich auszeichnenden Schrift gröfsere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Selbst die ganz hieher gehörende Unterscheidung einer *gratia generalis* und *specialis*, die in derselben gemacht wird, wird S. 221 nur nebenher ganz kurz erwähnt.

Der semipelagianische Streit nimmt zuletzt eine Wendung, bei welcher vieles sehr unklar ist. Scythische Mönche, deren Herkunft ganz unbekannt ist (Neander a. a. O. S. 1354 bemerkt doch wenigstens, dafs sie aus den Gegenden des schwarzen Meeres gewesen seien, der Verf. sagt gar nichts zur Erklärung des so unbestimmten, aber doch aus dem Sprachgebrauch jener Zeit zu erklärenden Namens) treten plötzlich als die entschiedensten und thätigsten Gegner des Semipelagianismus auf, ohne dafs man weifs, ob nur die zufällige äufsere Verbindung, in welche einmal der Pelagianismus und Nestorianismus durch das gemeinsame Interesse des römischen Bischofs Cölestin und des Cyrill von Alexandrien mit einander gekommen waren, es war, was

diese monophysitisch gesinnten Mönche auch zu Gegnern des Semipelagianismus machte, oder ob wirklich eine tiefere Ahnung des allerdings stattfindenden innern Zusammenhangs des Pelagianismus mit dem Nestorianismus dabei zu Grunde lag. Der römische Bischof Hormisdas, an welchen sie sich wandten, erklärte sich so wenig im Sinne dieser Mönche, und ihre und der mit ihnen verbundenen africanischen Bischöfe Bemühungen hatten noch so wenig den gewünschten Erfolg, dafs der Semipelagianismus auch ferner ruhig neben dem Augustinismus fortbestehen zu können schien. Gleichwohl gelang es bald darauf in Gallien vierzehn Bischöfen, die zur Einweihung einer neuerbauten Kirche in Orange versammelt waren, unter dem Vorsitz des Bischofs Cäsarius von Arelate, dem Augustinismus den Sieg zu verschaffen. Es geschah dies nicht nur *secundum auctoritatem et admonitionem sedis Apostolicae*, sondern es waren sogar die auf der Synode in Orange angenommenen *Capitula* von Rom aus zugesandt worden. Auch der noch in demselben J. 529. auf der Synode in Valence festgesetzte Lehrbegriff wurde von Cäsarius dem römischen Bischof vorgelegt und von diesem sanctionirt. Wir erhalten auch durch die Darstellung des Vfs. keinen helleren Blick in den Zusammenhang dieser ziemlich unklaren Verhältnisse. Was übrigens den Antheil des Bischofs Cäsarius an dieser Sache betrifft, so dürfte doch an das Verhältnifs erinnert werden, in das sich die römischen Bischöfe seit Zosimus zur Kirche von Arelate zu setzen suchten. Cäsarius zeigt, wie der Vf. selbst bemerkt S. 440, durchaus die gröfste Ergebenheit gegen den römischen Stuhl. Aufserdem möchte dabei noch besonders in Betracht kommen, welches Interesse die römischen Bischöfe haben mufsten, dem Geiste der Selbstständigkeit, welcher in der gallischen Kirche durch den Kampf des Semipelagianismus gegen den Augustinismus, sogar mit sichtbarer Opposition gegen den römischen Stuhl (wovon ja selbst das Commonitorium des Vincentius einen Beweis giebt) sich entwickelt hatte, durch Begünstigung des Augustinismus entgegenzuwirken, um so mehr, da es für die römischen Bischöfe nur vortheilhaft sein konnte, die bedeutende Auctorität, die Augustin nun doch einmal erlangt hatte, für ihre eigene Auctorität zu benutzen. Da jedoch der Sieg, welchen der Augustinismus in Orange gewann, im Grunde nur darauf beruhte, dafs die Väter jener Synode, bei der nun auch in Gallien eintretenden allgemeinen geistigen Erschlaffung, zufällig das letzte bedeutende Wort in dieser Sache gehabt hatten, da der von ihnen festgesetzte Lehrbegriff doch nur eine neue Halbheit war, indem man sich zwar zu augustinischen Prämissen, zu der Lehre von dem völligen Unvermögen des menschlichen Willens, bekannte, aber die nothwendig daraus sich ergebenden Consequenzen, die Lehre von einer *gratia irresistibilis*, nicht anerkennen wollte, da endlich der Natur der Sache nach auch der Semipelagianismus noch immer seine Freunde haben mufste, so ist mit Recht als eine Folge des damals auf diese Weise beendigten semipelagianischen Streits die eigene Erscheinung anzusehen, die bis auf den heutigen Tag eine charakteristische Eigenthümlichkeit der katholischen Kirche geblieben ist, dafs man zwar den Namen der augustinischen Orthodoxie überall voranstellt und im Munde führt, der Sache nach aber semipelagianisch oder pelagianisch denkt, wie denn ja selbst die Tridentiner Synode nichts besseres thun zu können glaubte, als dafs sie ihren Pelagianismus unter denselben augustinisch lautenden Formeln verhüllte, deren sich schon die Synode in Orange bedient hatte. Andeutungen in diesem Sinne über die historische Bedeutung, die der semipelagianische Streit für die folgende Zeit hatte, vermifst man bei dem Verf. ungerne, während die Schlufsbemerkung desselben, dafs allen Theorien, um die es sich in diesem Streite handelt, eine gehörige Auffassung und Entwicklung des evangelischen Begriffs des Glaubens fehle, einen nicht ganz befriedigenden Eindruck deswegen zurückläfst, weil sie mit dem unmittelbar zuvor ausgesprochenen beifälligen Urtheil über den dogmatischen Werth der semipelagianischen Theorie nicht gut zusammenstimmt, sofern der evangelische Begriff des Glaubens immer so bestimmt worden ist und bestimmt werden mufs, dafs der Semipelagianismus durch ihn von selbst ausgeschlossen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

1. *Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. Von D. Gustav Friedrich Wiggers.*
2. *De Pelagianorum doctrinae principiis. Dissertatio historico-critica, quam scripsit Johannes Henricus Lentzen.*

(Fortsetzung.)

Die Bemerkungen, zu welchen wir uns in dieser Anzeige des vorliegenden Werks veranlafst sahen, sollen dem von uns bereits anerkannten Werth desselben keinen Eintrag thun, vielmehr ihn nur unter den ihm gebührenden eigenthümlichen Gesichtspunkt stellen, und wenn der Verf. in der Vorrede von der Theilnahme des Publikums an diesem Theile historischer Forschungen es abhängig macht, ob er die geschichtliche Entwicklung des Augustinismus und Pelagianismus noch weiter verfolgen, und sie durch das ganze Mittelalter hindurch bis auf Luther herabführen werde, so zweifeln wir nicht, dafs sich viele Stimmen mit der unsrigen zu demselben Wunsche vereinigen werden.

Die unter No. 2. genannte Schrift *De Pelagianorum doctrinae principiis* unterscheidet sich durch ihre ganze Anlage und Richtung von der zuvor angezeigten Wiggers'schen. Während es der letztern nur um die unmittelbare Darlegung des historisch gegebenen, aus den Quellen erhobenen Inhalts der semipelagianischen Lehre zu thun ist, ohne den Begriff, auf welchen sie gebracht werden mufs, um dogmatisch gewürdigt zu werden, näher in's Auge zu fassen, schickt die jetzt anzuzeigende die historisch ermittelten Hauptsätze der pelagianischen Lehre nur deswegen voran, um von dieser Grundlage aus zu dem Begriff aufzusteigen, durch welchen der dogmatische Gehalt derselben bestimmt werden mufs. Für diesen Zweck theilt der Vf. seine Schrift in drei Theile, die er in der kurzen Einleitung, in welcher er den Umfang seiner Aufgabe bestimmt, so bezeichnet S. 3: *Prima (pars) versatur in historica universae Pelagianorum doctrinae expositione, secunda in inquisitione de illius doctrinae principiis, ejusdemque expositione systematica, tertia in brevi illorum principiorum, utrum vera an falsa sint, examinatione.* Bei dem ersten Theil, welcher S. 3—44 in vier Capiteln: 1) *De statu hominis primario*, 2) *De libero arbitrio*, 3) *De gratia divina*, 4) *De nexu liberi arbitrii et gratiae divinae* handelt, dürfen wir nicht weiter verweilen, da derselbe zwar eine klare, einfache, mit gutgewählten Beweisstellen belegte Darstellung der genannten Lehren enthält, aber nichts besonders bemerkenswerthes darbietet. In dem zweiten Theil *De systemate Pelagianorum* S. 44—74 rückt der Verf. seiner eigentlichen Aufgabe näher. Das erste Cap. *Conspectus eorum doctrinae universalis* giebt nur eine Uebersicht des bereits Entwickelten, die nicht gerade nöthig gewesen wäre, im zweiten Cap. aber: *Principia Pelagianorum sive propositiones generales* S. 48—64 sucht nun der Verf. die Grundlehre des pelagianischen Systems genauer auszumitteln. Weder die Lehre von der Taufe, noch die Lehre von der Erbsünde, welche G. Voigt in einer von dem Verf. widerhohlt berücksichtigten Abhandlung über die augustinische und pelagianische Theorie für den Schlüssel zum Verständnifs der Lehre von der Gnade und Willensfreiheit erklärt, können dafür gehalten werden, da die Lehre von der Erbsünde im System der Pelagianer vielmehr die Lehre von der Freiheit zu ihrer Voraussetzung habe. Diese Lehre haben sie auf's entschiedenste verfochten, in der festen Ueberzeugung: *voluntatis libertatem esse absolutam boni et mali conditionem* (S. 53). Welche Wichtigkeit sie in dieser Beziehung für die Pelagianer gehabt habe, zeigt der Verf. theils aus ihren Argumentationen gegen die Lehre von der Erbsünde und der Nothwendigkeit der göttlichen Gnade, theils aus ihrem Begriff von dem Wesen der Freiheit,

wodurch zugleich die Meinung widerlegt wird, der Pelagianismus habe nicht sowohl eine speculative oder theoretische, als vielmehr nur eine practische Bedeutung gehabt. Das dritte Cap. *Systema universae Pelagianorum doctrinae* S. 64—74 enthält sodann die nähere Nachweisung, wie die Pelagianer mit ihrem Begriff von der Freiheit, als der absoluten Bedingung des Guten und Bösen, mit den Lehren von der Erbsünde, der Taufe und Gnade in Collision kommen mufsten, aber ebendeswegen, da sie den Grund dieser Lehren in der heiligen Schrift nicht ganz verkennen konnten, auf die eigenthümlichen Modificationen, die sie ihnen zu geben suchten, geführt wurden. In dem dritten Theil: *Critica Pelagianorum doctrinae brevissima* S. 74—92 stellt sich der Verf. im ersten Cap. *Methodus critica*, durch die Unterscheidung einer innern und äufsern, oder formalen und materialen Kritik, die Hauptaufgabe, um deren Lösung es zu thun ist, S. 77 auf folgende Weise: *In promptu est, criticam nostram externam sive materialem in iis potissimum versaturam esse: primum, utrum fieri possit, ut ostendatur, naturam atque essentiam libertatis talem esse, qualem Pelagiani illam definierunt, cognosci non posse; tunc, utrum ostendi possit, eorum definitionem libertatis omnino falsam, aliam loco illius esse admittendam; deinde, utrum fortasse cognosci non possit, sententiam eorum scilicet libertatem esse absolutam boni et mali conditionem ea significatione, quam eidem tribuerunt, veram esse; postremo, utrum ostendi possit, illam sententiam de absoluta boni et mali conditione Pelagianorum significatione omnino falsam esse, notionemque boni et mali latius patere, quam illi existimaverunt?* Was die erste Frage betrifft, so wird die pelagianische Definition des Begriffs der Freiheit, dafs sie nämlich in das absolute Vermögen, sich selbst zu bestimmen, zu setzen sei, insofern zwar zugegeben, dagegen die Folgerung geleugnet, die die Pelagianer aus ihr ziehen zu müssen glaubten, dafs man zu allem, zum Guten wie zum Bösen, sich frei bestimmen könne. Diese Folgerung sei falsch. *Nam posita illa libertatis definitione eo ipso quidem positum est, ad ulla me destinare posse, sed ad omnia, sive bona sive mala, minime gentium sequitur* (S. 79). Wir müssen gestehen, die logische Richtigkeit dieser Behauptung nicht einsehen zu können. Ist die Freiheit das absolute Vermögen, sich selbst zu bestimmen, so folgt daraus von selbst, dafs sie auf gleiche Weise auf das Gute wie auf das Böse sich beziehen mufs, denn absolut ist ja dieses Vermögen nur dadurch, dafs es nach keiner Seite hin beschränkt ist, und als Vermögen, entweder das eine oder das andere zu wählen, wie die Freiheit definirt wird, kann sie nur gedacht werden, wenn sie wirklich das Vermögen ist, sich für das Gute, wie für das Böse zu entscheiden. Der Vf. bemerkt, die Pelagianer haben allerdings behauptet, dafs ohne die Anerkennung ihrer Definition der Freiheit der Begriff des Guten und Bösen aufgehoben werde, wenn aber auch dies der Fall sei, so könne doch mit diesem Grunde der Begriff der Freiheit nicht festgehalten werden. Dies führt auf die zweite der obigen Fragen: *utrum ostendi possit, Pelagianorum libertatis definitionem omnino esse falsam, aut ex una parte veram, ex altera autem falsam?* Der Vf. beruft sich hier auf das Zeugnifs der innern Erfahrung für die Behauptung, dafs der Mensch nur dann wahrhaft frei handle und sich selbst bestimme, wenn er das Gute wolle und wähle, wenn er aber sündige und dem Bösen sich hingebe, nicht frei handle und sich selbst bestimme, sondern durch etwas bestimmt werde, was nicht zu seiner vernünftigen Natur gehöre. Die pelagianische Definition der Freiheit: *me eodem modo malum, quo bonum libere velle atque eligere*, sei daher einerseits ganz falsch, andererseits aber vollkommen wahr, sofern der Mensch im Wählen und Vollbringen des Guten ganz frei handle. Es ist jedoch klar, dafs hier an die Stelle des pelagianischen Begriffs der Freiheit ein ganz anderer gesetzt wird, und wenn einmal die Freiheit nicht mehr so genommen wird, wie die Pelagianer sie nahmen, als Wahlfreiheit, so ist es inconsequent, den pelagianischen Begriff nur für das Gute, nicht aber für das Böse gelten zu lassen, oder nur von einer Wahlfreiheit in Beziehung auf das Gute, nicht aber in Beziehung auf das Böse zu reden, denn eine blofs einseitige Wahl ist und bleibt keine Wahl. Sagt man mit dem Verfasser S. 81, das *peccare, malumque persequi* sei kein *revera et proprie libere agere, vel semetipsum destinare*, sondern ein *agi et destinari*, so kann ja eben dieses auch vom Guten gesagt werden, das Gute ist das Object, durch das der Wille bestimmt wird, das Formelle ist also auf beiden Seiten dasselbe, und der Unterschied des Guten und Bösen liegt nur im Object, durch das der Wille bestimmt wird. Dieses Object nun mag man immerhin so bestimmen: *si quis ad bonum perficiendum sese destinat, hoc non fit mundi illecebris voluptatumque fal-*

licitis, sed interna mentis libera destinatione. Hoc autem nemini mirum videri debet, modo consideret naturam indolemque mentis humanae. Habita illius ratione bonum est aliquid, quod ex intima rationis natura promanat, hominique amplectendum omnino proponitur, malum vero est aliquid, quod spectat ad alienam naturam, hominique prorsus fugiendum. Quid igitur, hominem in propriis libere agere, in alienis autem libere agere non posse, miri habeat? S. 82. Wie ist es aber möglich, auf diese Begriffe vom Begriff der für das Gute angenommenen pelagianischen Wahlfreiheit aus zu gelangen? Für die Freiheit als Wahlfreiheit ist das Gute noch keineswegs mit dem Willen selbst, als der *intima rationis natura* gegeben, sondern es ist noch etwas vom Willen verschiedenes, und wird erst dadurch, dafs der Wille durch dasselbe als sein Object bestimmt wird. Es kann daher auch zur Begründung dieser Theorie keineswegs genügen, sich auf das Zeugnifs der innern Erfahrung zu berufen, auf die sich ja auch der Pelagianer beruft, um eben hieraus zu beweisen, dafs der Wille zwischen dem vernünftigen und sinnlichen Princip, als den beiden gleich wesentlichen und integrirenden Elementen der menschlichen Natur, mitten inne stehe und gleich frei handle, er mag sich durch das sinnlich Angenehme oder das Vernünftige (welche beide für den Menschen nicht *aliena*, sondern *propria* sind) bestimmen lassen. Diese unangemessene Verbindung zweier ganz verschiedenartiger Theorieen ist die Ursache, dafs der Vf. auch über das Verhältnifs der Gnade zur Freiheit in dieselbe Inconsequenz geräth. Da die Freiheit, wird S. 82 gesagt, nicht als *aequilibrium inter bonum et malum* zu nehmen sei, so könne die göttliche Gnade mit der Freiheit des Willens in keinen Widerspruch kommen. Es lasse sich gar wohl denken, dafs der Mensch zwar an sich (*absolute*) das Vermögen hat, sich für das Gute zu bestimmen, dasselbe aber entweder für sich (*propter se*) zu schwach oder durch die Erbsünde gehemmt ist, so dafs der Mensch durch eigene Kraft nicht im Stande ist, stets das Gute zu lieben und das Böse zu meiden. *Itaque illa facultas — per gratiam divinam intensive roboratur, atque per illam impedimenta virtutis amoventur* (S. 83). Es erhellt von selbst, dafs dieser Begriff einer Willensfreiheit, die eigentlich keine ist, nicht der pelagianische ist, und doch will der Verf. eben diesen in Beziehung auf das Gute festhalten. *Ex parte*, in Beziehung auf das Böse wird ja S. 81 gesagt, *Pelagianorum libertatis definitio prorsus falsa est. Ex altera autem parte, quum in eligendo atque perficiendo, quid sit* (sollte heifsen: *eo, quod est*, eine Incorrectheit, wie sie in dem leichten und fliefsenden lateinischen Ausdrucke des Vfs. nur selten vorkommt) *decorum atque honestum, sane libere agam, illa est vera.* Entweder hält also der Vf. den pelagianischen Freiheitsbegriff fest, und dann kann nicht erst die Gnade möglich machen, was an sich zum Begriff des freien Willens gehört, oder die Kraft des freien Willens mufs erst durch die Gnade intensiv erhöht werden, und dann ist der pelagianische Freiheitsbegriff nicht theilweise falsch, theilweise wahr, sondern völlig aufgegeben. In Ansehung des weitern Satzes der pelagianischen Lehre, die Freiheit des Willens sei die absolute Bedingung des Guten und Bösen, wird S. 84 f. gezeigt, es folge hieraus nicht, dafs der Begriff des Guten und Bösen durchaus nur durch die Freiheit bedingt sei. Es gebe ja vieles, was durch unsere Freiheit weder hervorgebracht, noch durch sie bedingt sei, und doch die Natur des Guten und Bösen an sich trage, oder unter den Begriff des Guten und Bösen falle, wie z. B. Vernunft, Freiheit etwas an sich Gutes, sinnliche Lust, Leidenschaft, auch abgesehen von der Freiheit, etwas an sich Böses sei. Der Begriff des Guten und Bösen habe also einen weitern Umfang, als ihm die pelagianische Definition gebe, und jener pelagianische Satz, dafs die Freiheit die absolute Bedingung des Guten und Bösen sei, könne nur soviel heifsen, die Freiheit sei die absolute Bedingung der Zurechnung des Guten und Bösen. Zwischen diesen beiden Sätzen sei aber ein sehr grofser Unterschied, welchen die Pelagianer gar nicht beachtet haben.

(Der Beschlufs folgt.)

CXIV.

Die Ehe nach ihrer Idee und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der Ehe und der ehelichen Verhältnisse (insonderheit der Scheidung und der zweiten Ehe Geschiedener) vom allgemein-wissenschaftlichen und vom christlich-theologischen Standpunkte von Fr. Liebetrut, Dr. d. Phil. und Pred. zu Wittbrietzen bei Treuenbrietzen. Nebst einem Vorwort von Dr. Aug. Hahn, Königl. Consistorialrathe und Prof. d. Th. z. Breslau. Berlin, 1834. *XXX und* 382 S.

Einige Bemerkungen über die Form und den Inhalt dieses Werkes mögen den Charakter und den Standpunkt desselben

feststellen. Was erstens die eigenthümliche Form dieser Monographie betrifft, so geht sie einen dem gewöhnlichen Entwickelungsgange entgegengesetzten Weg. In der Regel nämlich verfolgt man in der Begriffsentwickelung die drei Stadien des biblischen, des kirchlichen oder historischen und des theologisch-philosophischen Begriffes, welcher letztere dann die höhere Einheit und die Zusammenfassung aller untergeordneten Momente bildet. Der Vf. vorliegender Schrift hingegen nimmt das Apriorische vorweg und bestimmt den Begriff der Ehe zuvörderst nach ihrem objectiven Wesen, so jedoch, daſs er nichtsdestoweniger von der Schrift ausgeht, sich aber lediglich auf die Stellen Gen. 1, 26 sq. und 2, 18 sq. beschränkt, und aus den daselbst angegebenen Bestimmungen die göttliche Idee der Ehe, als einer von der menschlichen Sünde noch unentweihten Einrichtung, darstellt. Er wählt hier also willkührlich zwei Bibelstellen aus, und giebt ihnen so einen Vorzug vor den übrigen, gleich als hätten sie die göttliche Inspiration in eminenterem Grade als alle übrigen, hieher bezüglichen Bibelstellen und als wenn sich der Begriff der Ehe aus anderen Bibelstellen nicht entwickeln lieſse. Es liegt somit der Wahl dieser Methode keine Nothwendigkeit unter, der Verf. hat eine von vielen Möglichkeiten ergriffen *), denn das kann doch keinesweges bestimmend sein, daſs jene Stellen zufällig zu Anfang der heil. Schr. sich finden. Sie enthalten zwar die Einsetzung der Ehe durch Gott, ihre einzelnen Momente sind aber daselbst noch sehr im Keim, daſs man ohne die Erklärungen und Ergänzungen durch andere Stellen und ohne Hülfe der Geschichte, nur durch ein Uebergreifen alle wesentlichen Begriffsbestimmungen der Ehe aus ihnen allein ableiten kann. Der Vf. hat also nichts gethan, als das durch seine Untersuchungen gewonnene Resultat vorn hingestellt und sich den Schein gegeben, als wäre es aus jenen zwei Bibelstellen allein deducirt. Zu dieser eigenthümlichen Auffassungsweise hat ihn die Ansicht geleitet, es könne in der unmittelbaren Einsetzung der Ehe durch Gott, wie sie in jenen Stellen enthalten sei, nur Wahrheit liegen. Freilich sind an sich alle wesentlichen Momente darin, es wäre aber unmöglich, ohne gewaltsames Verfahren, sie allein aus ihnen zu entwickeln, und ohne die vermittelnden Elemente der anderen Bibelstellen und der Geschichte. Kurz es ist hier einem vorgefaſsten Plane zu Liebe ein Sprung gethan, der das Ende zum Anfang macht. Naturgemäſser wäre der Begriff entwickelt worden, wenn der Vf. immerhin ausgehend von jenen zwei Hauptstellen, gezeigt hätte, wie an sich zwar, d. h. im Keim oder andeutungsweise der ganze Begriff der Ehe in ihnen läge, daſs es jedoch vieler Jahrhunderte bedurfte, ehe derselbe durch alle möglichen Stadien der Negation sich hindurcharbeitend zu der Höhe seiner Bestimmungen gelangen konnte, welche der göttlichen Idee entspricht.

Was zweitens den Inhalt betrifft, so zerlegt der Verf. das Ganze in zwei Theile. Der erste theoretische, überschrieben: „die Ehe nach der Idee Gottes, nach ihrem objectiven Wesen und nach ihrer wahren Bestimmung" (d. h. ohne Sünde), giebt in einer scheinbaren Entwickelung aus Gen. 1, 26 sq. und 2, 18 sq. S. 32 als Resultat den Begriff der Ehe „als die vollständige Vereinigung Eines Mannes und Eines Weibes, nach Geist, Seele und Leib, zur innigsten Verschmelzung und freien Vollendung ihrer gegenseitigen geschlechtlichen Besonderheit, und zur Darstellung des Menschen und der Menschheit in der Vollendung, mit völliger Ausschlieſsung der Scheidung, welche dem Begriffe der Ehe zuwiderläuft." Der zweite exegetisch-historische Theil ist überschrieben: „die Ehe unter den Störungen der Sünde und unter dem Einfluſs der wiederherstellenden Gnade", und hat 2 Hauptabschnitte. A. Die Ehe und die ehelichen Verhältnisse unter dem ungehemmten Einfluſs der Sünde, nämlich in der vormosaischen Zeit, handelt von den Wirkungen der Sünde: Pleiogamie, Concubinat, Hurerei, Scheidung. B. Die Ehe unter dem Einfluſs der wiederherstellenden Gnade, a. im A. B., b. im N. B. I. Die Lehre Jesu und der Apostel, mit ausführlicher Auslegung der Stellen Marc. 10, 3—12. Matth. 19, 2—9. Luc. 16, 18. Matth. 5, 31. 32. I. Cor. 7. II. Die Ehe nach ihrer geschichtlichen Entwickelung in der Kirche Christi. 1) die Ehe in der christlichen Vergangenheit, 2) in der Gegenwart, 3) in der Zukunft; oder was hat die Kirche gethan, was thut sie und was hat sie noch zu thun, um die Idee der Ehe zu verwirklichen. Der letzte Punkt ist die Spitze der Untersuchungen und der Verf. läſst dahin alle Ströme seiner Begeisterung zusammenflieſsen. Der edle Eifer und das wahrhaft sittliche Streben, welches er hier an den Tag legt, verdient alle Anerkennung. Auch sind die meisten seiner Vorschläge in einer gemäſsigten Mitte gleich fern von einer laxen Weichlichkeit als von einer zu überspannten Forderungen geneigten Härte, wenn gleich in manchen Vorschlägen die subjective Ansicht in der Wärme der Begeisterung zu weit gegangen ist, und zu schwerlich realisirbaren Theorieen sich versteigt. — Was die Vorschläge im Besonderen betrifft, so erstrecken sie sich vornämlich auf die Bedingungen zur kirchlichen Eheschlieſsung, auf Aufschub oder Verhinderung gewisser Ehen, Verweigerung der Copulation in gewissen Fällen, oder doch wenigstens auf Veränderung ihrer Form bei der Copulation zweifelhafter und anstöſsiger Paare, auf die Einsetzung von Ehecollegien und Ehegerichten u. s. w. Vorzüglich aber handelt der Vf. von der Ehescheidung, von der zweiten Ehe Geschiedener und den Hindernissen, die man beiden in den Weg legen sollte. Zum Schluſs können wir aber jedenfalls und aus vollem Herzen dem Zeugniſs des Hrn. Dr. Hahn (Vorrede S. X) beistimmen, daſs diese Schrift „wegen ihres Gehalts beachtet zu werden verdient", und daſs sie „gewiſs ein erfreuliches Zeugniſs ist, wie die christlichen Ideen in unserer Zeit erwachen und nach allen Beziehungen hin und für alle Verhältnisse, in denen unser Geschlecht seiner Vollendung entgegenschreiten soll, nach Entwickelung und Anerkennung streben."

*) Wie auch Hr. Tholuck in Bezug auf denselben Gegenstand mit der Stelle Matth. 19, 9. gethan hat in seiner Auslegung der Bergpredigt. Hamb. Perthes. 1833.

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

1. *Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. Von D. Gustav Friedr. Wiggers.*
2. *De Pelagianorum doctrinae principiis. Dissertatio historico-critica, quam scripsit Johannes Henricus Lentzen.*

(Schluſs.)

Da nun vieles gut oder böse sei, ohne durch die Freiheit bedingt zu sein, so habe es keine Schwierigkeit, das, was den moralischen Zustand des Menschen fördert und vollkommen macht, moralisch gut, was ihn verschlimmert, moralisch böse zu nennen, und es könne nicht gezeigt werden, daſs die Nothwendigkeit der Gnade und die Erbsünde mit dem Begriffe des Guten und Bösen streite, oder ein Zustand undenkbar sei, in welchem der Mensch ohne die göttliche Gnade für das wahrhaft Gute völlig unvermögend ist. Streite die Gnade, sofern sie etwas Gutes ist, nicht mit dem Begriffe des Guten, so folge daraus: *illum, qui divinam accepit gratiam, eapropter quanquam laude non sit dignus, nobis placere atque illum, qui eam non accepit, eapropter quanquam vituperatione dignus non sit judicandus, nobis displicere. Itaque certum est, Pelagianorum sententiam, voluntatis libertatem esse absolutam boni et mali conditionem, id est, notionem boni et mali prorsus dependere a libertate, falsam esse.* (S. 91). Darin aber stimmt der Vf. den Pelagianern bei, daſs der Zustand, in welchem der Mensch geboren werde, sei er gut oder böse, ihm nicht zugerechnet werden könne, weswegen der augustinische Satz von der ewigen Verdammung wegen der bloſsen Erbsünde durchaus verwerflich sei (wie der Vf. in der Anm. S. 87 durch eine freiere Interpretationsweise auch aus den Decreten des florentinischen Concils darzuthun sucht). — Worin in Hinsicht dieser letzteren Sätze der Unterschied der pelagianischen und der von dem Verf. ihr entgegengestellten Theorie eigentlich bestehen soll, ist nicht klar. Es versteht sich doch von selbst, daſs die Pelagianer den Begriff des durch die Freiheit des Willens bedingten sittlich Guten nicht mit dem Begriffe des Guten überhaupt schlechthin identificirten, und daher auch kein Bedenken tragen konnten, z. B. den Begriff der Gnade unter den Begriff des Guten zu subsumiren. Unterschieden somit die Pelagianer ebenso, wie der Verf. verlangt, zwischen dem Guten im weitern Sinne und dem sittlich Guten, so erhielt dadurch der ihnen zugeschriebne Grundsatz, daſs die Freiheit des Willens die absolute Bedingung des Guten und Bösen sei, von selbst den Sinn, in welchem er allein genommen werden kann, und es ist ein vergeblicher Versuch durch diese Unterscheidung die pelagianische Lehre, daſs die Gnade nicht absolut nothwendig sei, oder durch die Gnade nicht bewirkt werden könne, was nur durch die Freiheit des Willens ihrem Begriffe nach bedingt sein kann, widerlegen zu wollen. Sobald man mit dem Vf. annimmt, es widerstreite dem Begriffe des freien Willens nicht, sich denselben für das Gute so schwach und unkräftig zu denken, daſs ihm die positive Kraft, sich für das Gute zu bestimmen, erst durch die Gnade zu Theil werden kann, so tritt man ebendamit aus der Sphäre des pelagianischen Freiheitsbegriffs völlig heraus, und es ist nur eine Inconsequenz, dem freien Willen doch noch eine gewisse, nur nicht zureichende Kraft zum Guten zuzuschreiben, und eben darauf die Unterscheidung des Guten im weitern Sinne und des sittlich Guten zu beziehen, so daſs dieses durch jenes ergänzt wird. Denn ein freier Wille, welchem immer noch etwas fehlt, um sich für's Gute bestimmen zu können, hebt sich selbst auf, und es entsteht zwischen der Gnade und der Freiheit, dem Guten überhaupt und dem sittlich Guten ein bloſs äuſserliches und mechanisches Verhältniſs. Das innere Verhältniſs beider ist nur das Verhältniſs des Abstrac-

ten und Concreten, so dafs das durch die Freiheit des Willens vermittelte sittlich Gute nichts anders ist, als das in dem freien Willen concret wirkende an sich Gute, oder der durch die Freiheit sich selbst realisirende Begriff des Absolut-Guten. Die Abhandlung des Verfs. giebt daher grade durch ihre klare, lichtvolle Entwickelung nur um so mehr einen neuen Beweis davon, wie jede Theorie über die Freiheit, die nicht von dem Begriffe des Absoluten ausgeht, nur wieder auf eine sich selbst aufhebende Halbheit der Vorstellung führt.

D. Baur.

CXV.

Rechtssprüche der preufsischen Gerichtshöfe, mit Genehmigung Ihrer Exc. der Herrn Justiz-Minister. Herausgegeben von A. H. Simon, geh. O. Justiz- und Revis.-Rathe, und H. L. v. Strampf, Kammergerichts-Rathe. Dritter Band. Berlin bei Ferd. Dümmler. 1834. *XVIII. u.* 424 *S.* 8.

Die Verdienste, welche sich die Hrn. Simon und v. Strampf durch die von ihnen seit 1828. begonnene Sammlung preufsischer Rechtssprüche, in Verbindung mit einer Zeitschrift für wissenschaftliche Bearbeitung des preufsischen Rechts, (wovon bereits einige Hefte erschienen sind, auf deren Inhalt jedoch nach dem Plan dieser Blätter nicht eingegangen werden kann) um die Belebung der preufsischen Rechtsbildung erworben, sind bereits so allgemein anerkannt, dafs es darüber keiner weitern Bevorwortung bedarf. Und so wird nicht allein das jetzige Versprechen der Hrn. Herausgeber allgemein willkommen sein, künftighin in kürzern Zeiträumen die heftweise Fortsetzung der Rechtssprüche zu liefern; sondern es mufs auch beinahe überflüssig erscheinen, über den besondern Inhalt der bisher gelieferten drei Bände ausführlichen Bericht zu erstatten, da dieselben sich in den Händen so vieler Juristen befinden und bereits in der Praxis, wie in Schriften des preufsischen Rechts, vielfach benutzt worden sind. Noch weniger kann es als eine Aufgabe für diese Blätter betrachtet werden, Erörterungen über die Grundlagen der einzelnen mitgetheilten Entscheidungen anzustellen, da letztere für die Wissenschaft hauptsächlich nur als Thatsachen der Praxis in Betracht kommen. Einer nähern Verständigung bedarf allein das Verhältnifs, in welchem die Praxis der preufsischen Gerichtshöfe zu dem preufsischen Recht selbst steht, und welche Stellung sie diesem gegenüber behaupten kann oder mufs; denn es ist einleuchtend, dafs hiervon sowohl der Zweck und Werth, wie auch die Auswahl und Redaction der mitzutheilenden Rechtssprüche wesentlich abhängt, wenn sie nämlich nicht blofs als Entscheidungen einzelner Fälle, sondern als lebendige Stimmen des Rechts selbst gelten sollen.

Im Vorwort zum ersten Bande der gegenwärtigen Sammlung, S. 5. 6. äufserten sich die Hrn. Herausgeber über den Zweck solcher Sammlungen dahin: „die Benutzung vieler Erkenntnisse, der Resultate einer oft wiederholten Discussion tüchtiger Richter, müsse endlich zum Richtigen (d. h. zum richtigen Verständnisse der Gesetze oder des Rechts überhaupt) hinführen, und so auch hier aus Streit und Kampf, Geist und Wahrheit gewonnen werden, zumal, wenn die historische und wissenschaftliche Entwickelung der Gesetze damit verbunden werde." Es war also nur ein rein doctrineller Werth, den die Herausgeber der Veröffentlichung einzelner Rechtssprüche (abgesehn natürlich von der rechtlichen Entscheidung der einzelnen Fälle, worin sie ergangen waren) beilegten; jetzt aber, in Folge der neuesten Gesetzgebung, besonders seit der Einführung eines ziemlich ausgedehnten Nichtigkeits-Rechtsmittels, scheint ihnen die Judicatur, wenigstens die in dem höchsten Gerichtshofe der rechtsrheinischen Provinzen beruhende, noch um vieles bedeutsamer geworden zu sein. Das neue Gesetz vom 14. Decbr. v. J. gestattet nämlich in allen Fällen eine Nichtigkeitsbeschwerde, wenn ein Urtheil einen Rechtsgrundsatz verletzt, er möge auf einer ausdrücklichen Vorschrift der Gesetze beruhen, oder aus dem Sinn und Zusammenhang der Gesetze hervorgehn, oder wenn dasselbe einen solchen Rechtsgrundsatz in Fällen, wofür er nicht bestimmt ist, in Anwendung bringt; und *ein* oberster Gerichtshof ist es, der über das Dasein und die Verbesserung der Nichtigkeiten zu entscheiden hat. Eben dasselbe ist auch allein competent, über das Rechtsmittel der Revision zu entscheiden, wo solches nach der neuesten Gesetzgebung noch Statt findet. Die Herausgeber glauben nun, und gewifs nicht ohne Grund, dafs durch die jetzt Statt findende Mittheilung der Entscheidungsgründe des höchsten Gerichtshofs die Einheit der richterlichen Auslegung im Geiste und Zusammenhange der Gesetze vorzüglich gesichert sei. Denn meist würden die Gründe des höchsten Gerichts auch die Ue-

bezeugung der Instanzrichter herbeiführen, in den seltneren Fällen einer bleibenden Verschiedenheit aber würde es wenigstens auf eingelegte Nichtigkeitsbeschwerde die gestörte Einheit des Rechts wiederherstellen, jedenfalls auch eine länger dauernde Discordanz die Gesetzgebung zu ergänzenden, erläuternden oder abändernden Bestimmungen veranlassen.

Es ist nicht zu leugnen, dafs die neuern preufsischen Justizeinrichtungen, welche die dritte und letzte Instanz in Civilsachen betroffen haben, einen bedeutenden Einflufs auf die Rechtspraxis äufsern müssen, namentlich dadurch, dafs nur *ein* Gericht, und nicht mehr, wie sonst, verschiedene Gerichte, in jener Instanz zu erkennen hat; dafs dasselbe seine Entscheidungsgründe den Parteien mitzutheilen hat, wovon es früherhin ganz entbunden war; dafs endlich auf Nichtigkeit eines Erkenntnisses nicht mehr blofs dann geklagt werden kann, wenn gegen den klaren Buchstaben eines im Allg. Landrecht oder in den Provinzialgesetzbüchern enthaltenen Gesetzes erkannt wird, sondern auch dann, wenn die Analogieen der Gesetze unberücksichtigt geblieben, oder *in concreto* unpassende Rechtsgrundsätze angewendet worden sind. Offenbar ist dadurch dem geheimen Ober-Tribunal eine den Cassationsgerichten in den Ländern des französischen Rechts entsprechende Stellung gegeben worden, und es kann sich dabei nur fragen, in wiefern dieselbe mit dem System des preufsischen Civilrechts selbst in Einklang stehe oder wie sie damit in Einklang zu bringen sei.

Die Einleitung zum A. L. R. §. 6. enthält bekanntlich den Satz: auf Meinungen der Rechtslehrer oder ältere Aussprüche der Richter soll bei künftigen Entscheidungen keine Rücksicht genommen werden; eine Stelle, die sowohl in Betreff ihres beabsichtigten Inhalts, wie in Ansehung ihrer Fassung, vor und nach ihrer Entstehung Anlafs zu Erinnerungen und Ausstellungen gegeben hat. Die Hauptabsicht war ursprünglich blofs auszusprechen, dafs Judicate oder vielmehr die in richterlichen Urtheilen angenommenen Grundsätze, gleich den Ansichten der Rechtslehrer, an sich keine Gesetzeskraft haben sollten, welche sie in der frühern deutschen Praxis doch beinahe erlangt hatten. Immer nur das Gesetz sollte entscheiden, und wo es dunkel wäre, ein eignes Organ der gesetzgebenden Gewalt, eine Gesetzkommission, nicht der Richter. Man fand nur zuletzt, der Discussionen und mancherlei Vorschläge ungeachtet, nicht den richtigen Ausdruck (vgl. Bornemann system. Darst. des preufs. Civ. Rechts I, 181 f.). Es ist bekannt, dafs jenes Institut der Gesetz-Commission späterhin aufgehoben ward, und die Gerichte an die allgemeinen Regeln der Rechtsanwendung, an die Wissenschaft gewiesen wurden. Die Judicatur ward also recht eigentlich, aufser den Schranken der deutlichen Bestimmungen der Gesetze, sich selbst überlassen. Denn an einem Organismus zur äufsern Erhaltung eines wissenschaftlichen Princips in der Judicatur fehlte es gänzlich. Die Inconsequenz dieser Freiheit, da wo das Gesetz aufhörte deutlich zu sein, mit dem Streben und Princip, *einen* bestimmten rechtlichen Willen im Staat herrschen zu lassen, mufste sich bald fühlbar machen. Die einzelnen Streitsachen wurden zwar entschieden, aber oft dieselben Fragen, welche die Gesetze übrig liefsen, bei dem einen Gericht anders als bei dem andern, oft verschieden bei demselben Gericht, je nachdem die Meinungen der Mitglieder sich gestalteten und änderten. Ein *gewisses* allgemeines Recht war immer nur durch authentische Interpretation für die Zukunft zu gewinnen, und selbst ein Anschliefsen an die von andern Rechtsverständigen ausgesprochenen Ansichten *konnte* durch den obigen §. des A. L. R. für verboten angesehn werden. Die Judicatur war aufser dem Gesetz jeder sichern Haltung beraubt; sie repräsentirte mehr die durchgreifende Regierungsgewalt, als die richtende Intelligenz. Zwar auch das römische Justinianische Recht hatte den Grundsatz: *non exemplis sed legibus judicandum esse*; aber es lieferte einen authentischen, reichen Schatz von Entscheidungen einzelner Rechtsfälle, wodurch die Einheit der Rechtsanwendung gesichert ward; es erkannte ferner eine *auctoritas rerum perpetuo similiter judicatarum* an, d. h. es liefs die richterliche Uebereinstimmung in der Rechtsanwendung auf einzelne gleichartige Fälle, eben so wie den *consensus populi*, als Rechtsnorm für die Zukunft gelten. Grade diese Quelle verschlofs aber das A. L. R. und mit ihm die neuern Codificationen, obgleich nichts natürlicher ist, als dasjenige, was sich den Richtern stets als gerecht in einzelnen Fällen kund gethan hat, auch jetzt noch dafür gelten zu lassen. Das geschriebene Gesetz sollte beinahe allein die Norm aller Rechtsverhältnisse sein; seine Unantastbarkeit und richtige Auslegung ward durch Cassationsgerichte und Nichtigkeitsmittel gesichert. Diesen Weg hat nun auch die neueste preufsische Gesetzgebung eingeschlagen.; indefs ist dabei [illegible]gendes nicht zu übersehn.

Erstlich: die neue Institution der Nichtigkeitsbe-

schwerde und die dem höchsten Gerichtshof dabei eingeräumten Befugnisse beziehen wesentlich und zunächst die Rechte und den Nutzen der Privatparteien. Blofs die von diesen ausdrücklich und förmlich gerügten Nichtigkeiten bilden nach dem Gesetz vom 14. Decbr. v. J. einen Gegenstand der oberstrichterlichen Untersuchung; nicht auch andre können von Amtswegen oder im Interesse des Staats darunter gezogen werden, während die französische Verfassung hier einen höheren oder den staatsrechtlichen Gesichtspunkt mitberücksichtigt und daher eine Cassation im Interesse des Gesetzes gestattet, d. h. den Ausspruch, dafs ein Gericht wider die Gesetze geurtheilt habe, wenn dies auch auf den entschiedenen Streitfall selbst ohne weitern Einflufs bleibt. Es ist hier nicht der Ort, diese verschiedenen Principe mit einander zu vergleichen, doch ist dem Ref. nicht zweifelhaft, dafs das in der pr. Gesetzgebung befolgte dem Wesen der Privatstreitigkeiten, und den Verhältnissen des Staats zu denselben, entsprechender sei, als das französische.

Zweitens: der §. 6. der Einl. zum A. L. R. bleibt in seiner wahren Bedeutung auch jetzt noch unaufgehoben stehn; d. h. selbst die Cassations- und Revisionsurtheile des höchsten Gerichtshofes enthalten noch keine authentischen Erklärungen der Gesetze, wodurch die übrigen Gerichte in künftigen Fällen zur Berücksichtigung verpflichtet würden; und dieser Punkt kann nicht genug beherzigt werden, damit nicht andere, besonders Untergerichts-Stellen, verleitet werden, anstatt eigner wiederholter Prüfung, lediglich den Ansichten des höchsten Gerichtshofes sich anzuschliefsen, der seine Ueberzeugung selbst noch bei neuer Erörterung ändern kann. Auch seine Erklärungen sollen immer nur richterliche Aussprüche sein, freilich aber einer Behörde, die vorzüglich dazu berufen und organisirt ist, das Gesetz lebendig und klar zu erhalten. Eben deshalb kann es natürlich nicht fehlen, dafs eine sich gleichbleibende Praxis eines solchen Gerichtshofes das Gewicht einer provisorischen Gesetzgebung erlangen mufs, so lange man in der Procefsführung nicht im Stande ist, überzeugende Gründe gegen sie vorzubringen. Möge also nur auf keiner Seite vergessen werden, dafs sie eine Auctorität der Intelligenz und keine blofs äufserliche sein soll.

Im Allgemeinen könnte man die neuerlichen Attributionen des obersten Gerichtshofes denen der ehemaligen Gesetz-Commission in Privatparteisachen vergleichen. Auch die Gesetz-Commission entschied auf die hier vorkommenden Fragen nur für den einzelnen Fall, ohne dafs ihr Ausspruch für künftige ähnliche Fälle verpflichtend war; und sogar Rechtsmittel in derselben Sache waren nicht ausgeschlossen, insofern dadurch die Grundlage des Commissions-Gutachtens mit angegriffen werden konnte. Indefs konnten natürlich auch diese Gutachten nicht verfehlen, einen grofsen Einflufs auf die Praxis auszuüben, da ähnliche Fragen doch zuletzt wieder an dieselbe Behörde kommen mufsten. Unleugbar ist aber die jetzige förmlichere Einrichtung jener frühern bei weitem vorzuziehn, da sie eine selbständige Discussion der Parteien über die Frage der Gesetzanwendung mit sich führt, und erst nach den Erörterungen zweier Instanzen hinzutritt. Auch geht sie nicht auf Dunkelheiten der Gesetze allein, sondern auf den richtigen Sinn und Inhalt derselben überhaupt. Besonders wohlthätig wird sie überdies auf den Procefs einwirken, auf die Handhabung einer strengeren Ordnung in demselben, die bisher fast zu lax, wenigstens zu sehr untergeordnet war, indem nunmehr auch eine nicht unbedeutende Anzahl processualischer Verstöfse zur Nichtigkeitsbeschwerde Anlafs geben kann.

Wie wichtig nun fortan die Mittheilung der Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs über Rechtsfragen (nicht über blofse Thatsachen) für die Gerichte so wie für das Publicum überhaupt sei, bedarf keiner weitern Darlegung. Nöthig ist dabei aufser der sich von selbst verstehenden Originalität und Treue der Mittheilung nicht blofs eine genaue Angabe des wesentlichen Thatbestandes, worauf sich die Entscheidung bezieht, sondern auch wo möglich eine befriedigende Notiz von der vorausgegangenen *disputatio fori*, mit welchen Worten es erlaubt sein mag, die Ansichten der Rechtsbeistände zu bezeichnen, — da, wie gesagt, fernere Prüfung und Erörterung nicht ausgeschlossen ist. Ueberdies kann aber auch selbst in Zukunft die Jurisprudenz des höchsten Gerichtshofes nicht als die einzige Trägerin oder Leiterin der preufsischen Rechtspraxis angesehen werden, denn besonders für die Fixirung der provinciellen und örtlichen Rechtsverhältnisse werden dieselben immer eine gewichtige Auctorität und Stimme behalten müssen.

Alles dies ist nun von den Herausgebern der vorliegenden Sammlung berücksichtigt und mit einem Fleifs ausgeführt worden, der jede Ausstellung unmöglich macht. Eine Abtheilung, und zwar der stärkere Theil, ist blofs den Erkenntnissen des geheimen Obertribunals gewidmet, eine zweite den Erkenntnissen der Landes-Justiz-Collegien und Untergerichte. Unter den im gegenwärtigen Band mitgetheilten kann besonders hingewiesen werden auf die Entscheidungen mehrerer wichtiger wechselrechtlichen Fragen, ferner über die Stimmzählung unter mehreren Compatronen, über die *Condictio Indebiti* bei Rechtsirrthümern, über den Rechnungsprocefs u. dgl. Bemerkenswerth ist endlich auch ein Erkenntnifs des rheinischen Revisionshofes über ein nach altpreufsischen Rechten zu beurtheilendes Kaufgeschäft und die Auslegung der dabei zur Anwendung kommenden Gesetze.

Möge das Unternehmen allenthalben recht viel Förderung finden! — Ein erstes Heft des vierten Bandes hat so eben die Presse verlassen. Heffter.

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CXVI.

Zoographia Rosso-Asiatica sistens omnium animalium in extenso imperio Rossico et adjacentibus maribus observatorum recensionem, domicilia, mores et descriptiones, anatomen atque icones plurimorum. Auct. P. Pallas. Vol. 1—III. 4to. Petrop. (Impress. 1811. cum novo titulo tandem in lucem) edit. anno 1831. Als Beilage wird mit diesem Werke ausgegeben: Berichte über die Zoographia Rosso-Asiatica von Pallas abgestattet an die K. Akademie der Wiss. von Dr. K. E. v. Baer. Königsberg 1831. 4.

Wir haben hier von einem Werke nicht, wie gewöhnlich, bloſs die Geburt anzukündigen, sondern zugleich auch schon eine Biographie mitzutheilen. Es ist die *Zoographia Rosso-Asiatica* von Pallas, ein Werk, das zwanzig Jahr hindurch im Besitze sehr weniger Naturforscher war und von ihnen als ein Schatz bewahrt wurde, von dem die meisten übrigen kaum den Namen kannten, von dessen Existenz und Zurückhaltung dennoch eine dunkle, unverständliche Sage zu aller Ohren gekommen war — bis ganz kürzlich es im deutschen Buchhandel öffentlich erschienen ist und dadurch Ansprüche auf eine Anzeige in unsern Jahrbüchern gewonnen hat.

Ueber die Veranlassungen zu dem langen Zurückhalten von dem öffentlichen Bücher-Verkehr hat Referent Gelegenheit gehabt, sich auf das Vollkommenste zu unterrichten und er hat darüber der Akademie zu St. Petersburg einen ausführlichen Bericht abgestattet, den dieselbe unter dem oben genannten Titel durch den Druck bekannt zu machen verordnete. Es erscheint an diesem Orte gewiſs nicht überflüssig, vor einem gröſsern Kreise von Lesern, das Wesentlichste von den Schicksalen der Zoographie, die jener Bericht bis in's Einzelne verfolgt, zu erzählen. Wir können es uns aber nicht versagen, noch weiter zurückzugehen, um anschaulich zu machen, wie schon früher ein neidisches Verhängniſs unter der Form von Begünstigung über Pallas geschwebt zu haben scheint und ihn um einen Theil des Ruhmes betrogen hat, auf den die glücklichsten Anlagen, vereint mit der vielseitigsten Ausbildung (Pallas schrieb in fünf bis sechs Sprachen) und unermüdeter Thätigkeit Ansprüche machen konnten. Um so eher dürfen wir uns diesen Rückblick erlauben, da es gewissermaſsen eine deutsche National-Sache ist, die wir berühren.

Ohne die bekannte Lebensgeschichte dieses gröſsten Naturforschers des deutschen Volkes wiedergeben zu wollen, erinnern wir doch an die Zeit, in welcher er, noch mit seiner wissenschaftlichen Vorbereitung beschäftigt, in den naturhistorischen Schätzen Hollands schwelgte und — ein fünf und zwanzigjähriger Jüngling! — seinen unsterblichen *Elenchus Zoophytorum* herausgab, ein Werk, welches so sehr die Grundlage unsrer Kenntniſs der Zoophyten geworden ist, daſs die Ansichten, die jetzt über die Lebensverhältnisse der Korallen herrschend sind, wenn auch kurz, doch vollständig in demselben sich enthalten finden. In demselben Jahre erschienen die *Miscellanea zoologica* — die damals wenige Theilnahme fanden und finden konnten, weil sie viele Untersuchungen über niedere Thiere enthielten, die man jetzt aber nicht ohne Bewunderung lesen kann, indem hier die falschen Principe, nach denen Linné die Würmer klassificirt hatte, widerlegt und naturgemäſsere Gruppen, namentlich die der Mollusken, der Anneliden (wenn auch nicht unter diesem Namen), der Strahlthiere und der Zoophyten aufgestellt werden. Um nicht vielleicht von einer vorgefaſsten Vorliebe hingerissen zu werden, wollen wir die Worte desjenigen Mannes anführen, dem hierüber das erste Urtheil zu-

steht. Cuvier sagt in seinem *Eloge historique sur P. S. Pallas*, bei Gelegenheit der *Miscellanea zoologica: Certainement le naturaliste, dont le premier coup d'oeil était si perçant, auroit débrouillé le chaos, où gisoit pêle-mêle ces animaux sans vertèbres, s'il eût continué à s'en occuper avec la même suite.* Erinnert man sich, dafs Cuvier den grofsen Erfolg seiner Wirksamkeit eben durch die natürliche Gruppirung der wirbellosen Thiere begründet und Linné das Scepter in der Zoologie entrissen hat, so bleibt man zweifelhaft, ob diese Aeufserung mehr den Redner ehrt oder den, welchem die Rede gilt. Pallas aber beendete das Begonnene nicht — und dieses Nichtbeenden ist nachher mit Ausnahme der Reisebeschreibung fast sein fortwährendes Schicksal gewesen und hat ihn noch nach dem Tode verfolgt. Unbeendetes findet immer schwerer Aufnahme, besonders wenn es seiner Zeit vorgreift. So kam es, dafs Cuvier, der 30 Jahr später ebenfalls Linné's Klasse der Würmer umgestaltete, — fast nach denselben Grundsätzen wie Pallas — aber in einem Handbuche für Schulen, auf dem reifer gewordenen Boden reichliche Lorbeeren einerntete und gestärkt durch die erlangte Anerkennung immer an Gröfseres sich wendend die Wissenschaft mächtig förderte und für lange Zeit wohl den ersten Preis errang. — Hätte Pallas auf der begonnenen Bahn fortfahren können, und wäre er in solche Verhältnisse gekommen wie Cuvier, so würden wohl die Deutschen nicht so lange bei den Franzosen für Zootomie und Zoologie in die Schule gegangen sein, denn auch in seiner Vorliebe für die Zootomie war Pallas seiner Zeit weit vorgeschritten.

Dafs Pallas die Absicht hatte, seine Untersuchungen über die niedern Thiere fortzusetzen und die skizzirte Gruppirung derselben mehr auszuarbeiten, geht offenbar aus dem Umstande hervor, dafs er, nach Berlin zurückgekehrt, in den *Spicilegiis zoologicis*, die noch jetzt Muster für zoologische Monographien sind, die meisten Aufsätze der *Miscellanea* wiedergab, aber grade diejenigen zurücklegte, welche Bausteine zu einem neuen Gebäude des Systems enthielten. Sie blieben für immer zurückgelegt. Denn bevor Pallas zu diesen Gegenständen kam, erhielt er den Ruf zu der Akademie von St. Petersburg und der grofsen Reise durch Rufsland, und da seine Vaterstadt Berlin nichts that, um ihm einen passenden Wirkungskreis zu gewähren, verlor Deutschland seinen Cuvier und, darf man vielleicht hinzusetzen, Pallas sich selbst.

Wie aufserordentlich thätig Pallas auf der Reise, wie reich die Ausbeute derselben war, wie grofs die Anerkennung, die der ganzen Unternehmung und diesem Reisenden in's Besondere zu Theil ward, ist zu bekannt, um es näher schildern zu wollen — aber Pallas erstickte in diesem Reichthume. Bei der Lebendigkeit seines wissenschaftlichen Interesses zog ihn alles an, die Thiere, die Pflanzen, die Gesteine, der Bau der Gebirge, die Menschen, nach ihren Stämmen und ihrem Gewerbe. Die Thier- und Pflanzenwelt hatte jedoch vor den andern Gegenständen die ältern Ansprüche. Sie wurde in der Reisebeschreibung nur kurz berücksichtigt und sollte ausführlich behandelt werden, sobald der Stoff sich zu einer grofsen *Flora* und *Fauna Rossica* gesammelt haben würde. Unterdessen gab Pallas einzelne vortreffliche Monographien heraus. Der Stoff zur Bearbeitung schwoll aber zu unüberwindlichen Massen an und nochmals war es die Thierwelt, die Pallas zurückstellte, ohne Zweifel in der Hoffnung die *Flora Rossica* vollständig beendigen zu können, und dann ungestört an die *Fauna* sich zu wenden. Vergebliche Hoffnung! Das Materiale ward so grofs, dafs die *Flora* des Reiches unterbrochen wurde und Pallas einzelne botanische Monographien herausgab. Endlich wandte er sich schon mit bangem Gefühl des Versäumnisses auf die Bearbeitung der mehrfach versprochenen *Fauna*, die er selbst als das Hauptziel seiner Arbeiten ankündigte. Um sie zu vervollständigen ward noch eine Reise in die neu erworbenen südlichen Provinzen des Reiches unternommen. Hierdurch neu bereichert, sollte der gewonnene Stoff in der Hauptstadt bearbeitet werden. Von den Massen, die hier zu überwinden waren, würde man sich eine sehr falsche Vorstellung machen, wenn man glaubte, Pallas habe nur selbst Gesammeltes und Beobachtetes zu verwenden gehabt. Man mufs sich erinnern, dafs Pallas durch den frühzeitigen Tod der meisten mit ihm gleichzeitig reisenden Naturforscher und die ihm übertragene Herausgabe ihrer Werke auch in den Besitz ihrer Original-Beobachtungen kam. Die Gmelinsche Ausbeute ist wahrscheinlich ziemlich vollständig in seinem Reiseberichte wiedergegeben, allein in des trefflichen Güldenstadt's Tagebüchern fand Pallas einen reichen Schatz zoologischer Ausbeute, den er

für die *Fauna Rossica* sich vorbehielt und man darf wohl vermuthen, dafs ohne diese Pallas nie den Plan, die *Fauna* eines so ungeheuren Reiches zu bearbeiten, aufgefafst haben würde. Noch andere Schätze waren aus den Archiven der Akademie auszuschachten. Es wäre in der That ein wunderbares Phänomen, dafs das russische Reich für seine wissenschaftlichen Reisen schon in sehr früher Zeit so ausdauernde und genaue Beobachter gefunden hat, wenn es sich nicht einfach dadurch erklärte, dafs zu Reisen durch Sibirien im Anfange des 18. Jahrhunderts sich eben nur Männer entschlossen, die von Enthusiasmus für diese Art der Beobachtung erfüllt waren. Schon Peter der Grofse hatte eine Expedition ausgerüstet und dafür Messerschmidt aus Danzig gewonnen. Ich war erstaunt und überrascht in dem bändereichen Tagebuche dieses Reisenden eine Genauigkeit der Beobachtung zu finden, die damals fast unerhört war. Um diese anschaulich zu machen will ich nur bemerken, dafs Messerschmidt bei Beschreibung der Fische die gegenseitige Entfernung der Flossen ausmafs, eine Methode der Art-Unterscheidung, deren Werth erst jetzt wieder durch Cuvier hervorgehoben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXVII.

Carmina Anicii Manlii Torquati Severini Boethii, Graece conversa per Maximum Planudem. Primus edidit Carolus Fridericus Weber. Darmstadii, typ. et sumpt. C. G. Leske. 1833. *(XXII und 62 S. 4.)*

Unter diesem Titel liegt eine in ihrer Tendenz löbliche Arbeit des Hrn. Prof. Weber in Darmstadt vor uns, ein Beitrag zur Bekanntmachung der letzten poetischen Erzeugnisse altgriechischer Litteratur. Der Hr. Herausg. hatte die Arbeit ein halbes Jahr früher in einem Schulprogramm mitgetheilt, später aber einen Zuwachs an kritischen Mitteln durch die von dem Bibliothekar Hase in Paris erhaltene Vergleichung eines Pariser Codex, und durch kritische Bemerkungen von seinem Collegen J. F. Dilthey und vom Prof. Osann erhalten. Hierdurch und durch eine Vorrede bereichert erscheint nun das Buch zum erstenmal im Buchhandel. Letztere handelt nach einer allgemeinen Würdigung von Planudes Verdiensten um die Litteratur, mit Rücksicht auf dessen Zeit — Blüthe um 1327 *) — und den damaligen Stand aller wissenschaftlichen Studien nicht übertrieben, mit Uebergehung der eigenen Werke des Mönchs, von seinen Uebersetzungen aus dem Lateinischen: Cicero's Somnium Scipionis, die er ihm zu-, Cato major. und den Abschnitt über die Mnemonik aus Rhetor. ad Herenn. III, 16 ff., welche er ihm abspricht: letztere wird jedoch dem Theodorus Gaza aus dem Grunde, weil Planudes das Somnium sicher übersetzt habe, wohl nicht, wie Hr. W. meint, um so eher zuzuschreiben sein. Ferner Caesar de bell. Gall., Ovid. Metam. und Heroidd. in Prosa, Caton. Disticha in Versen, Donats kleine Grammatik, Augustin: De trinit., beides Inedita, Macrob. comment. in Cic. somn. Scip., verschiedene Schriften des Boethius, mehr oder weniger ungewifs, ob von Plan. übersetzt, endlich ein Theil der Summa des Thomas von Aquino und der Summulae des Petrus Hispanus, ebenfalls ungewifs. Darauf nennt er 17 codd. der griechischen Uebersetzung der vorliegenden Gedichte: *De consolatione philosophiae*, von denen er aufser vorgedachtem Pariser nur den letzten hat benutzen können, einen Wiener: wo er von diesem im Text abgewichen ist, giebt er in den Noten darunter an. Wie gegründet seine Klage über die Unkorrektheit dieser Handschrift ist, ersieht man zum Theil aus diesen zahlreichen Verbesserungen: dazu ist noch vieles Unrichtige unverbessert stehen geblieben. Ein gewisser Georg Mudakion hat den cod. a. 1455 zu Cydonia auf Creta geschrieben. Am Schlufs der Vorrede findet man eine fleifsige Zusammenstellung von Abweichungen und Eigenthümlichkeiten der Uebersetzung in Rücksicht auf Prosodie, Dialekt, Bedeutung, Construction und Wortbildung, von denen besonders das erste und letzte Verzeichnifs stark ist. Ein Verzeichnifs endlich von verschiedenen Arten von Ungenauigkeit in der Uebersetzung hätte mit Beispielen aus jedem Gedichte noch stark vermehrt werden können: so dafs sich unser Urtheil über den Werth der Gedichte *als Uebersetzungen* dadurch noch bedeutend modificiren dürfte. Unter den S. IX angeführten vier Beispielen von eigenthümlichen Wortbedeutungen hingegen sind 2, *δέξασθαι* als bed. *favere*, und *λοφόεσσα* als *alta* mit Unrecht aufgeführt. Jenes steht I, 17 in dem Verse: *εἴτε τύχη γὰρ ἄπιστος ἰδεξιώσατό με τεροπνοῖς* (verst. *ἱπίσσων*) in seiner bekannten Bedeutung *anreden, begrüfsen;* dieses XII, 12: *σκιὰν δὲ* (*ἴδιδον*) *πίνος λοφόεσσα* ist nur eine poetisch freie Uebersetzung von umbras *altissima* pinus; wörtlich ist es entweder *cristata* oder *collium* pinus: beides kommt genügend auf jenes altissima hinaus. S. XI ff. ist die Varietät des Cod. Paris. besonders abgedruckt: eine für den Gebrauch unbequeme Einrichtung: auch hätte der Text, wie wir unten noch näher an Beispielen zeigen wollen, mit Benutzung dieser Varianten neu überarbeitet sein sollen. Im Texte ist das lateinische Original, zu dessen Constituirung H. W. die Collation von zwei Mainzer Handschriften gebraucht hat, dem Griechischen über- oder nebengesetzt; unten kritische Anmerkungen. — Der Gedichte sind 39, in fünf Bücher getheilt, meist in lyrischen Maafsen, zu deren Erklärung die griechischen metrischen Scholien darüber gesetzt sind. Wir vermissen eine

*) Das Todesjahr setzt der Hr. Herausg. mit Bestimmtheit nach 1353, und so auch die meisten Neueren: auch Schöll (Gesch. der griech. Litt. Bd. III. S. 222 der deutschen Uebers.) nimmt an, er habe 1352 noch gelebt. Hrn. W.'s. Worte sind: — *ad mortem usque, qua post annum MCCCLIII occubuit.* In der Note freilich (Not. 5. pag. I.) sagt er das Gegentheil: *eum a. MCCCLIII inter vivos fuisse contendit Wharton* — — *sed sine justa causa:* wo es ihm indefs begegnet zu sein scheint, dafs er irrthümlich den Ausdruck *contendere* für *bestreiten* statt für *behaupten* gebraucht hat.

Uebersicht derselben, *) und genauere Rechenschaft von manchen unter ihnen, statt dafs eine wenig dankbare Sorgfalt auf die Ergänzung und Emendation jener nicht immer richtigen metrischen Scholien verwendet ist. Eine gröfsere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt hätte den Hrn. Herausg. auch wohl manche Fehler vermeiden lassen in der Constituirung des Textes, die nur durch das Metrum sich als solche offenbaren. So schreibt er z. B. I, 19 a. E. eines Hexam. dactyl. *δνοφερὴν μετημείψατο μορφήν*, — V, 17 a. E. eines Dim. anapaest. *ἔμπαλιν νύκτας*, — XI, 17 a. E. eines Ithyphallicus *φοθίοῃ*, was wenn es ein solches Wort gäbe, die vorletzte Silbe kurz haben müfste, — XXXII, 15. *πᾶς δ' ἀτειρέος χιόνος ὄγκος*, in einem Pherecrateus mit vorgesetztem Creticus. Besondere Beachtung verdiente z. B. das Metrum dieses Gedichts, das aus Pherecrateen besteht, abwechselnd mit einem Creticus und Antibacchius davor; ferner die eigene Form von anapästischen Dimetern No. 36, die alle auf einen Adonius ausgehen; dazu bestehen im Latein. die ersten Hälften der Verse aus blofsen Daktylen oder Spondeen, so dafs dort der Vers ein katalektischer, daktylischer Tetrameter ist; im Griechischen hingegen sind in der 1sten Hälfte desselben fünfmal Anapästen eingemischt. —

Giebt schon die blofse Uebersicht der Metra eine Vorstellung von dem künstlerischen Fleifse, welcher diesen Gedichten in so später Zeit noch gewidmet ist, und nimmt man dazu, dafs die Sprache und der Inhalt ebenfalls fast überall, in der Uebersetzung sowohl wie im Original, einer wahrhaft lyrischen, bald heiteren, bald ernsten Regung und Fassung von Lebensbetrachtungen entsprechen, so wird man mit uns bedauern, dafs der Hr. Herausg. nicht durch Benutzung mehrerer Hülfsmittel seiner Arbeit eine gröfsere kritische Vollkommenheit gegeben hat. Wie viel allein die auf der Pariser Bibliothek befindlichen 8 Handschriften dazu hätten beitragen können, dürfen wir aus dem bedeutenden Gewinn wohl in etwas abnehmen, den allein die Varianten des einen benutzten bieten. In den Anmerkungen zu ihrem Verzeichnifs giebt der Hr. Herausg. blofs schon zu dem 1sten Gedicht von 20 Versen fünfmal ihnen den Vorzug. Abgesehen von dieser Dürftigkeit des gebrauchten Materials aber läfst auch die angewandte Kritik des Hrn. Herausg. an und für sich manches zu wünschen übrig. Wir wählen, wo wir uns zu einem derartigen Urtheil veranlafst finden, zur näheren Begründung, um auch den Schein zu meiden, Stellen ausgesucht zu haben, gern den Anfang, so weit der Raum es gestattet: hier aber auch noch deshalb, weil gerade zu dem 1sten Gedichte auch noch ein zweiter Cod. Paris. verglichen ist, der in den meisten Fällen mit jenem ersten stimmt.

V. 2, wo das Latein. hiefs: Carmina qui quondam studio florente peregi, *Flebilis heu! moestos cogor inire modos:* hatte Cod. Vindob. *ᾆσμα προῆγμαι φεῦ γοερόν τι πλέκειν.* Hr. W. schreibt des Metrums wegen *προηγοῦμαι*, was so wenig den Sinn des Originals wiedergiebt, als überhaupt eine passende Deutung zuläfst. Da *προῆγμαι* beides thut, so mufste eine Lücke angedeutet werden. Die zwei Pariser Handschriften ergänzen nun aufs befste durch *νῦν φεῦ*: welche L. A. indessen von dem Hrn. Herausg. grade nicht das Prädikat der Billigung erhalten hat.

V. 7 *f.* (*Μοῦσαι*) *Δόξα δ' ἐμῆς νεότητος ἐὔπραγίος πάρος οὖσαι, Νῦν παραμυθεῦνται γήρᾳ δυσπραγίην.* Hr. W. bemerkt zu *ἐὐπραγίος* richtig, dafs es die mittlere Silbe verkürze, wie auch V. 15: *Ἁ πόνα δυσπραγίοντας ἀποστρέφει οὐάσι κωφοῖς.* Zu *δυσπραγίην* nun und *δυσπραγίοντας* V. 8 und 15 zieht er vom bei den Varianten das *δυστυχίην* und *δυστυχίοντας* des Cod. Par. vor, propter metrum: an und für sich zwar richtig; er bedenkt aber nicht, dafs, da diese L. A. nicht auch V. 7 steht, und in dem andern Pariser Codex gar nicht, eine einmal zugelassene prosodische Freiheit im nächsten Verse und im 8ten darauf nicht füglich für falsche Lesart erklärt werden kann, so lange jene erste Stelle unangetastet bleibt. Aufserdem aber wird der Ausdruck *δυσπραγίη*, vom Alter gesagt, durch das kritisch feststehende *εὐπραγής*, als Prädikat der Jugend im Verse zuvor, nur noch mehr gehalten.

V. 15 *f.* (Mors) Eheu, quam surda miseros avertitur aure, *Et flentes oculos claudere saeva negat* heifst in der Uebersetzung im 2ten Verse: *κλαίειν τ' οὐκ ἐθέλει πενθαλέα βλέφαρα*: wo unbedingt *κλείειν* (claudere) zu schreiben ist. Ist jenes, wie wir glauben, blofser Druckfehler, so hätte dessen nachträglich zu den Varianten Erwähnung geschehen sollen, wie dies dort z. B. über den Accent von *μελέαι* V. 3. statt *μέλεαι* geschehen ist: wiewohl man aus der Note des Hrn. Herausg. nicht sieht, ob der Fehler auf Rechnung des Cod. Vind. oder des Setzers kommt. *Error a me non correctus*, sagt Hr. W. — Von dem fehlerhaften Schlusse des Hexameters *V.* 19, *δνοφερὴν μετημείψατο μορφήν* haben wir schon oben gesprochen: cod. Par hat auch hier richtig *μεταμείψατο*. Dafs so etwas nur durch Uebersehen in den Text kommen konnte, sieht Jeder; aber besser wäre freilich, wenn durch eine gröfsere Sorgfalt der sonst sich fleifsig und kenntnifsreich zeigende Hr. Herausg. dieses Versehen und viele ähnliche zu vermeiden gesucht hätte.

O. F. Kleine in Duisburg.

*) Wir geben eine solche in aller Kürze hier für den mit dem Lateinischen Original vielleicht weniger bekannten Leser. Ein und denselben Vers wiederholt haben folgende: den Adonius No. 7., den Pherecrateus mit verschiedener Basis, No. 29, den Glyconeus N. 6. 15. 27. 30. 38., den Sapphicus hendecasyllabus N. 13. 34., einen Tetrameter dactylicus *σκάζων* (Trim. dact. cum iambo) N. 16., den Phalacaeus hendecasyllabus N. 4., den epischen Hexameter N. 24., den Paremiacus N. 12. 20., den Dimeter anapaesticus N. 5. 17. 33. 36. 37., den Trimeter iambicus *σκάζων* s. Hipponacteus N. 26., den Ithyphallicus mit pyrrhichischer Anacrusis N. 22. — Mit zweierlei Versen wechseln folgende: auf einen Ithyphallicus c. anacrusi folgt ein Pherecrateus N. 11., desgleichen auf einen Dimeter trochaicus: auf einen Trimeter iambicus ein desgl. Dimeter N. 14., ein elegischer Pentameter N. 18; auf den Sapphicus hendecasyllabus ein Glyconeus N. 10.; auf den Phalacaeus hendecasyllabus ein elegischer Pentameter N. 31., ein Sapphicus hendecasyllabus N. 25., ein Alcaicus decasyllabus N. 19.; auf eine Penthemimeris dactylica ein Adonius N. 2.; auf den Tetrameter dactylicus catalecticus in syllabam ein Pherecrateus N. 21.; auf einen vollständigen Tetrameter dactylicus ein Dimeter iambicus N. 28., e. Tripodia trochaica N. 39.; auf den epischen Hexameter ein Tetrameter dactylicus N. 3., ein elegischer Pentameter N. 1. 35.; auf den Asclepiadeus dodecasyllabus der Dimeter iambicus N. 23., der Pherecrateus N. 9.

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

Zoographia Rosso-Asiatica sistens omnium animalium in extenso imperio Rossico et adjacentibus maribus observatorum recensionem, domicilia, mores et descriptiones, anatomen atque icones plurimorum. Auct. P. Pallas.

(Fortsetzung.)

Nicht minder wichtige Ausbeute hatte die zweite Expedition in Sibirien gegeben, besonders durch Steller, von dem Cuvier in seiner *Histoire des poissons* sagt, dafs er zu denjenigen Männern gehörte, welche die Seethiere am besten gekannt haben. Aufser diesen gab es noch eine Menge kleinerer Berichte aus früherer und späterer Zeit, die um so weniger unbenutzt bleiben konnten, da Pallas sich die Aufgabe gestellt hatte, die geographische Verbreitung jeder Thier-Art so vollständig als möglich anzugeben. Durch diese Rücksicht erhielt sein Werk einen unschätzbaren Werth, sie war es aber auch, welche die Arbeit verdreifachte, denn die Beschreibungen allein würden, bei der Gewandtheit des Verfs., ihm viel weniger Zeit gekostet haben. Auch mied er bald, immer besorgter für die Beendigung geworden, die Zerstreuungen der Hauptstadt und floh (so mufs man wohl sagen) in die ihm lieb gewordene Krimm. Aber er konnte nicht zurückfliehen in die Kraft früherer Jahre und das Klima der Krimm, das ihn beim ersten Besuche entzückt hatte, wirkte sehr ungünstig auf ihn. Immer deutlicher spricht aus seinen Briefen die Vorahnung der Nichtbeendigung seines Werkes. Im Jahr 1803 endlich, nach einem achtjährigen Aufenthalte in der Krimm, kündigte er der Akademie den ersten Band als fast beendet an und bat, dafs die Abbildungen nicht in St. Petersburg, sondern in Leipzig von einem Manne gestochen würden, der ihn auf seinen Reisen in die südlichen Statthalterschaften begleitet und den er lieb gewonnen hatte. Die Akademie äufserte ihr Bedenken über die Beendigung des Stiches, über den man in so weiter Ferne nicht wachen könne. Allein Pallas beharrte bei seinem Wunsche und als drei Jahr später das Manuscript anlangte, ward ihm gewillfahrt, die Zeichnungen gingen nach Leipzig — um 24 Jahre da zu bleiben. —

Alle Bedingungen, die der Künstler stellte, wurden ohne irgend eine Beschränkung angenommen. Aber die Besorgnisse der Akademie gingen nur zu bald in Erfüllung. Kaum waren die Zeichnungen in Leipzig, als die Kriegsunruhen der Jahre 1806 und 1807 den Künstler zwangen, an andere Beschäftigungen zu gehen, und die Communication mit Leipzig, wo nicht ganz hinderten, doch so erschwerten, dafs Pallas Briefe aus der Krimm nach St. Petersburg und von da über Brody nach Leipzig gingen und so einen Weg machten, der sie durch ganz Europa hätte führen können. Vergeblich spornte die Akademie, von Pallas ängstlich gemahnt, den Künstler an, die begonnene Arbeit zu beschleunigen, und erbot sich unaufgefordert zu besondern Vergütungen, wenn nur rasch vorgeschritten würde. Vergeblich wies sie den russischen Consul in Leipzig an, die Platten zu honoriren, sobald sie abgegeben oder auch nur Abdrücke nach St. Petersburg gelangt wären. Die Störung war einmal eingetreten und ein unglückliches Verhängnifs wollte, dafs der Künstler zu falschen Schritten sich verleiten liefs, immer in wenigen Monaten fertig zu sein versprach, immer eine viel gröfsere Anzahl von Platten als vollendet angab, als wirklich ausgeführt waren, und während er von diesen die Abdrücke nächstens einzuliefern versprach, gegen Pallas sich beklagte, dafs er nicht Zahlung erhalte. Diese Correspondenz, über die der Bericht ausführlicher nach den Acten Mittheilungen macht, währte mehrere Jahre. Hier mag es genügen, dafs während im August 1809 der Künstler Pallas anzeigte, 56 Platten wären fertig, er nur von zweien die Abdrücke abgeliefert hatte. Endlich trat die Proposition zu einem Vorschusse hervor.

Es war aber wohl jetzt natürlich, dafs die Akademie erklärte, sie werde zahlen, sobald sie von den vollendeten Platten Abdrücke erhalten würde. Unterdessen waren neue Kriegsunruhen im Süden Europas ausgebrochen. Nicht ohne das schmerzlichste Gefühl kann man Pallas Briefe aus dieser Zeit lesen, aus welchen die Furcht, das Werk werde unvollendet bleiben, immer lebhafter spricht. Endlich entschliefst er sich, nachdem der Druck des ersten Bandes beendet ist, nach Berlin zu ziehen, um von dort aus kräftiger für die Beendigung der Kupferstiche zu wirken. Schon auf der Reise schrieb der sehr leidende siebenzigjährige Greis an den Künstler. Es kamen auch einige Abdrücke nach Berlin, jedoch immer nur wenige — aber die Platten wurden nirgends abgegeben, obgleich sie bei ihrer Abgabe, wo diese auch geschehen möge, sogleich honorirt werden sollten. Aus der geringen Zahl der vorgelegten Abdrücke wurde es aber augenscheinlich, dafs der Kupferstecher bei weitem nicht so viele gestochen hatte, als er sowohl gegen Pallas als gegen die Akademie erklärt hatte. Die letztere verlangte daher im Jahr 1811 entschieden, dafs die Zeichnungen diesem Künstler abgenommen werden sollten und Pallas fand keinen Ausweg mehr, seinen Schützling vor der definitiv verlangten Auslieferung zu bewahren. Unter diesen Umständen nun gestand im Juni 1811 der Kupferstecher in einem Briefe an Pallas, er habe bisher zu Nothlügen (nach seinem eignen Ausdrucke) seine Zuflucht genommen, es seien nie so viele Platten als er angegeben, gestochen gewesen, und die bereits gestochenen seien aus Geldmangel verpfändet. Pallas, dessen Anhänglichkeit an Personen, die er lieb gewonnen hatte, sehr ausdauernd war, sandte dieses Geständnifs nach St. Petersburg und bat mit soviel Wärme, dem Künstler die Arbeit nicht abzunehmen, dafs man ihm nochmals willfahrte. Leider aber war das Geständnifs nicht vollständig gewesen, denn auch der gröfste Theil der Zeichnungen war versetzt, wovon weder Pallas noch die Akademie eine Ahnung hatte. Leider hatte ferner der Künstler mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit zugleich mit seinem Geständnifs das Versprechen gegeben, in wenigen Wochen die 50ste Platte zu vollenden und für diesen Moment die Zahlung verlangt. Sie wurde ihm zugesagt, aber er gelangte nie zu dieser Zahl, denn überhaupt waren nicht mehr als 33 Platten gestochen, als Pallas starb, und vor Pallas Reise nach Berlin scheinen nur zwei Platten beendet gewesen zu sein, obgleich der Kupferstecher von 56 gesprochen hatte.

Nach Pallas Tode hörte er ganz auf zu arbeiten und Napoleon's Einbruch in Rufsland nahm der Akademie sogar die Möglichkeit, sich nach der Lage dieser Angelegenheit zu erkundigen. Nach beendetem Kriege war der Künstler aus Leipzig verschwunden, wo ihn Tilesius vergeblich suchte. Es war nur ein glücklicher Zufall, dafs ein reisender Akademiker ihn im Jahr 1817 in Nürnberg traf. Von letzterem aufgefordert, legte der Künstler neue Bekenntnisse ab und machte neue Propositionen: Er wolle nach Leipzig ziehen und das begonnene Werk vollenden; da er im Besitze aller Zeichnungen und handschriftlichen Notizen von Pallas sei, da ferner eine Anzahl von ausgestopften Thieren als Musterexemplare ihm von Pallas zugesendet seien, so wolle er alle Zeichnungen neu anfertigen, damit sie, wenn es gewünscht werde, in St. Petersburg gestochen werden könnten, im entgegengesetzten Falle sei auch er bereit, die Kupfertafeln neu zu stechen. Die bisherige Arbeit wolle er als nicht geleistet betrachten. (Um die letzte scheinbare Aufopferung zu verstehen, mufs man wissen, dafs es im pecuniären Interesse des Künstlers lag, die versetzten Platten gar nicht mehr einzulösen.)

Durch diese Propositionen wurde die Beendigung des Werkes sehr weit hinausgeschoben, da nun erst neue Zeichnungen geliefert werden sollten, die man doch bisher als beendet betrachten konnte. Leider ging die Akademie in dieselben ein, „nur aus Rücksicht auf den Wunsch des seeligen Pallas", wie sie sich erklärte und wahrscheinlich weil sie — nicht im Besitze der zum Theil trefflichen Zeichnungen — glauben mufste, der Künstler habe ausführlichere handschriftliche Notizen, als sich später ergeben hat.

So wurden denn nun neue Zeichnungen angefertigt und es darf nicht unerwähnt bleiben, dafs selbst solche Thiere, von welchen die vortrefflichsten Abbildungen da waren, von neuem, flüchtig genug gezeichnet wurden, dafs selbst diejenigen nicht ausgelassen wurden, von welchen der Künstler nur Abdrücke von Kupfern erhalten hatte, die im Besitze der Akademie waren, dafs aber diese neuen Zeichnungen erst nach St. Petersburg kamen, nachdem sie durch den russischen Consul in Leipzig honorirt waren.

Um nicht in das Einzelne uns zu verlieren, wie es

die Berichte mittheilen, bemerken wir hier nur, dafs auf die angegebene Weise einige Dutzend neuer Zeichnungen angefertigt wurden, dafs aber ihre Anfertigung durch den Tod des russischen Consuls in Leipzig eine Unterbrechung erlitten hatte, dafs nur die Originalzeichnungen von den Säugethieren nach St. Petersburg zurück kamen, die Bemühungen aber, die Copieen beendet zu sehen, oder die Originalzeichnungen von den Vögeln zurückzuerhalten, fehlschlugen.

Unterdessen erwartete man die Fauna überall mit Ungeduld, besonders seitdem Rudolphi in der Biographie von Pallas deren Werth gewürdigt hatte. Einzelne Exemplare derselben waren von der Akademie an namhafte Zoologen verschenkt, vielfach aber erhoben sich Klagen, dafs das Werk nicht im gewöhnlichen Buchhandel zu haben sei. Die Akademie sah sich hierdurch veranlafst, im Jahr 1826 den Text für sich verkäuflich zu machen, ohne in Bezug auf die Abbildungen ein bestimmtes Versprechen eingehen zu können. Aber auch hier schien ein böses Verhängnifs zu walten, denn die gesammte zoologische Litteratur der letzten Jahre lehrt, dafs die Verkäuflichkeit des Textes den wenigsten Männern vom Fache bekannt geworden war.

Unter diesen Umständen war es des Referenten eifrigste Sorge, während seines kurzen Aufenthaltes in St. Petersburg, sich vollständig über die bisherigen Hindernisse der Herausgabe zu unterrichten, welche wegen Tod oder Abgang vieler betheiligten Personen niemanden mehr vollständig bekannt waren, und wo möglich die Beendigung zu bewirken. Da man bereitwillig alle Materialien, selbst aus Privat-Correspondenzen mittheilte, so sammelte sich ein Actenstofs, welcher im Drucke einen starken Quartband füllen würde. Unthätigkeit konnte also der Grund der Nichtbeendigung nicht sein. Es leuchtete vielmehr ein, dafs aufser dem complicirten Geschäftsgange, den die Entfernung des Kupferstechers herbeigeführt hatte und aufser den von ihm eingestandenen Unbesonnenheiten noch ein gröfseres Hindernifs da sein müsse, das sich aus den Acten zu St. Petersburg nicht entnehmen liefs.

Referent machte daher der Akademie den Vorschlag, mit dem Leipziger Kupferstecher nicht nur entschieden alle Geschäfte abzubrechen, sondern auch in Leipzig selbst die Lage dieser Angelegenheit untersuchen zu lassen. Die Akademie hielt es für nothwendig, ihn selbst zu diesem Zwecke nach Leipzig zu senden und zugleich Nachfrage über den entomologischen und helmintholo-gischen Theil des Werkes in Berlin anzustellen.

In Leipzig zeigte sich nun jetzt der eigentliche Grund aller Verzögerung darin, dafs der Kupferstecher sehr früh schon einen grofsen Theil der Original-Zeichnungen verpfändet hatte, ohne jemals diesen Umstand berichtet zu haben. So waren also alle von ihm ausgehende Propositionen von der Art gewesen, dafs sie nie zur Beendigung führen konnten.

Auch wufste er nicht, ob und wo diese Original-Zeichnungen noch existirten, denn der Pfand-Inhaber war längst gestorben, seine Erben waren aus dem sächsischen Staate in den preufsischen gewandert und waren jetzt auf einer Reise im österreichischen begriffen. Nur durch einen Zufall hatten sich jene Zeichnungen erhalten, indem der Pfand-Inhaber, der Actuarius der Universität gewesen war, sie im Archive der Universität vergessen hatte, wo es dem Referenten gelang, sie aufzufinden.

Ueberflüssig würde es sein, anzuführen, welche Wege eingeschlagen werden mufsten, um die Akademie in den Besitz, sowohl der Zeichnungen, als der Kupferplatten zu bringen und dafs sie zu allen Opfern bereit war, sobald sie nur von der Lage der Dinge Kenntnifs erhalten hatte. Nicht überflüssig scheint es aber, zu bemerken, durch welche besondern Verhältnisse ein Gerücht, als habe die Akademie die eingegangenen Verpflichtungen gegen den Künstler nicht erfüllt, veranlafst wurde. Dieser letztere hatte dem immer mahnenden Verf. sowol nach der Krimm, als nach Berlin jahrelang geantwortet, die Verzögerung läge darin, dafs die Akademie ihm nicht zahle, während er der Akademie immer schrieb, er verlange die Zahlung erst nach Ablieferung der Abdrücke, die entweder schon abgegangen seien oder sogleich folgen sollten. Jene Klage-Briefe wurden zu Berlin in Pallas Nachlafs vorgefunden, nicht aber das im Jahr 1811 abgelegte Bekenntnifs, dafs alle Angaben unwahr seien, denn dieses hatte Pallas zur Versöhnung nach St. Petersburg geschickt. Hier hatte man deshalb nicht die geringste Ahnung davon, dafs die Akademie für den schuldigen Theil in der öffentlichen Meinung gelte. Soll irgend eine Schuld die Akademie treffen, so kann es nur die sein, dafs sie zu lange dabei beharrt hat, das Werk ihres berühmten Mitgliedes ganz nach seinen Wünschen herauszugeben. Selbst eine andere Vermuthung, als habe zu irgend einer Zeit in die-

ser langen Reihe von Jahren falschen Urtheil oder litterarische Eifersucht Hindernisse in den Weg gelegt, eine Vermuthung, die so nahe liegt, wenn man sich erinnert, dafs Peyssonel's Entdeckung über die thierische Natur der Corallen durch einen Réaumur unterdrückt wurde und wenn man aus Cuvier's Geschichte der Ichthyologie ersieht, wie oft Akademien es vernachlässigen, den Arbeiten Verstorbener die gewünschte Publicität zu geben — auch diese Vermuthung mufs hier ganz zurückgewiesen werden. Die Präsidenten der Akademie, deren mehrere einander folgten, stehen in St. Petersburg zu sehr über den Interessen, als dafs sie ein anderes verfolgen könnten, als die Arbeiten der Akademie zu fördern. Der damalige Secretär hätte, da ihm die Leitung der Geschäfte oblag, am leichtesten hindernd einwirken können — dieser aber hat grade mehr noch als in seiner Amtspflicht lag, für die Förderung sich bemüht. Nicht nur hat er dem Kupferstecher zur Ermunterung einen Brillantring vom Kaiser Alexander verschafft, sondern später ohne einen Beschlufs der Akademie abzuwarten auf eigene Verantwortung versprochen, wenn nur die Arbeit rasch und sorgsam gefördert würde, werde die Akademie mehr noch zahlen, als der Künstler fordere. Er war es aber auch, der am lebhaftesten seine Besorgnifs wegen des Stiches im Auslande äufserte. Die beiden Zoologen, die einander folgten, Ozeretskofski und Tilesius, statt Gegner des Werkes zu sein, lieferten selbst Beiträge und konnten durch die Erscheinung desselben nur gewinnen. Eine Einwirkung eines andern Mitgliedes der Akademie ist nach der Verfassung derselben gar nicht denkbar. Fällt nun die Verantwortlichkeit, so weit Referent hat auffinden können, ganz auf den Kupferstecher zurück, so erinnern wir zur Milderung nochmals an die Störungen, welche die Kriegsunruhen jener Zeit ausübten, und halten es für Pflicht noch einen Umstand hervorzuheben, der dem ganzen Geschicke dieses unglücklichen Mannes einen tragischen Charakter giebt. Man sieht nämlich aus seinen Briefen, dafs er, geschmeichelt durch die Anhänglichkeit, welche ihm Pallas bewies, dessen Werk nicht blofs als Erwerbsmittel betrachtete, sondern im ersten Gefühle der Achtung und Freundschaft die Forderung für seine Arbeit zu gering stellte. Es ist unverkennbar, dafs ihn diese Bedingungen bald reueten und eine falsche Schaam ihn abhielt, die eigenen Forderungen zu erhöhen. Der erste falsche Schritt zog die andern nach sich, durch die er sich selbst immer mehr schadete, ohne jemals völlig offen zu sprechen. Es ist zu bemerken, dafs auch diese durch eigene Schuld und besonders Mangel an bestimmter Entschliefsung und Offenheit erzeugten Verlegenheiten nicht unberücksichtigt geblieben sind, sobald man davon vollständige Kenntnifs erhielt.

Mit allen Opfern, die die Akademie gebracht hat, konnte aber nicht mehr der Verlust erkauft werden, den Pallas an wohlverdienter Anerkennung und die gelehrte Welt durch Zurückhaltung des Werkes erlitten hat. In sehr vergröfsertem Mafsstabe ist wahr geworden, was der Verf. am Schlufs der Vorrede besorglich äufsert. Er bittet (im Jahr 1806), dafs man ihm verzeihen möge, wenn er durch vielerlei Hindernisse aufgehalten, Manches für neu halte, was unterdessen ohne sein Wissen von Andern auch gefunden sei. Zu den fast vierzig Jahren, während welcher Pallas sammelte, sind nun noch fünf und zwanzig an zoologischen Entdeckungen sehr reiche Jahre gekommen. Es ist ganz überflüssig hervorzuheben, wie viel unterdessen durch die Bemühungen Anderer veraltet ist.

Der Verlust, den die Wissenschaft erlitten hat, liegt weniger in der zurückgehaltenen Kenntnifs einiger Arten (sehr viele waren schon im Anhange zur Reisebeschreibung kurz charakterisirt), obgleich auch dieser, besonders in der Klasse der Fische sehr bedeutend ist, sondern vielmehr in dem Unbekanntbleiben der zahlreichen Zergliederungen und am meisten in dem Aufenthalte, den die Entwickelung der geographischen Zoologie erlitten hat. Noch jetzt ist für die Kenntnifs der Verbreitung der Thiere das hier angezeigte Werk von Pallas bei weitem die reichste Fundgrube. Man erstaunt über die für diesen Zweck aufgebotene Arbeit. Die Lehre von den Wanderungen der Thiere und in's Besondere der Vögel, die mit der Verbreitungsgeschichte nahe verschwistert ist, erhält ebenfalls reichen Stoff.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

Zoographia Rosso-Asiatica sistens omnium animalium in extenso imperio Rossico et adjacentibus maribus observatorum recensionem, domicilia, mores et descriptiones, anatomen atque icones plurimorum. Auct. P. Pallas.

(Schluſs.)

Wäre nicht Mittel-Asien dem wissenschaftlichen Forscher noch weniger zugänglich als dem Kaufmanne, und bliebe nicht dadurch der Winteraufenthalt vieler Vögel unerreichbar, so würden wir durch die Bemühungen des einzigen Pallas ein eben so vollständiges Bild über die Wanderungen der Vögel in der Nordhälfte der alten Welt erhalten, als uns die Einleitung zum ornithologischen Theile von Richardson's *Fauna boreali-americana* mit Benutzung der Arbeiten aller amerikanischen Ornithologen von den Wanderungen der Vögel Nord-Amerikas giebt. Auch darf es uns nicht wundern, wenn der Winteraufenthalt mancher nordasiatischen Vögel nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, da wir ihn doch von den gewöhnlichsten europäischen Vögeln eben so wenig sicher bestimmen können. So viel leuchtet ein, daſs soweit Pallas reichen konnte, er keine Mühe gespart hat, um Erkundigungen einzuziehen. — Sehr reich sind ferner die Beiträge, welche Pallas *Fauna* für die Lehre von der sogenannten thierischen Ausartung oder den Abweichungen von den Grundformen giebt. — So können überhaupt die allgemeinen Aufgaben des zoologischen Studiums jetzt nicht mehr ohne Benutzung der *Fauna Rosso-asiatica* bearbeitet werden. Sie ist für alle gleich unentbehrlich.

Daſs auch die Zergliederungen und Beschreibungen der äuſsern Form der Thiere nach Maſs und Gewicht, so wie die verschiedenen Benennungen und die Benutzung für die Oekonomie überall, wo Pallas selbst beobachten konnte, vollständig gegeben sind, wäre für einen Refer. noch zu sagen Pflicht, wird aber von allen denen vorausgesetzt, welche desselben Verfs. frühere Arbeiten kennen. Wir halten es daher um so mehr für überflüssig, viel hierbei zu verweilen, als die bereits seit längerer Zeit verbreiteten wenigen Exemplare schon vielfältig für die systematische Zoologie benutzt sind. — Je wichtiger dieses Werk für die Systematik ist, um so unbequemer wird der Gebrauch dadurch, daſs die gewählten Benennungen weder sich genau genug an die Linnéischen anschlieſsen, noch an die in neuerer Zeit mehr gebräuchlich gewordenen. Oft hat Pallas die Verbesserungen Latham's, Pennant's und Bechstein's angenommen, oft hat er, weiter sehend, selbst neue Gruppirungen vorgenommen, wie sie später auch von Andern versucht sind, die ohne Pallas Arbeit zu kennen, neue Namen erfanden. So ist denn durch die Zurückhaltung der *Fauna* die Synonymie der Thiere unnöthig belastet. Leider hat aber Pallas auch oft an den Linnéischen Namen ohne hinlänglichen Grund etwas willkürlich geändert. So will er, um nur Ein auffallendes Beispiel hervorzuheben, statt *Mustela Erminea* und *vulgaris*, *Mustela Ermineum* und *M. Gale* gesagt wissen, was wir um so weniger zu vertheidigen verstehen, als die letztere Benennung schon früher, aber in schwankender Bedeutung, gebraucht ist.

Aehnliche Umänderungen kommen häufig genug vor und könnten fast muthwillig genannt werden, wenn man sich nicht erinnerte, daſs Pallas sein Werk vorzüglich in den siebenziger und achtziger Jahren bearbeitete, wo Linné's Benennungen noch nicht so lange eingebürgert waren, und daſs er hoffen durfte, seine *Fauna*, bei weitem die meisten europäischen Thiere und viele andere enthaltend, würde auch in Bezug auf die Namengebung das Recht erste Autorität zu werden, sich erwerben. Er betrachtete mit Recht sein Werk nicht als bloſse *Fauna* im gewöhnlichsten Sinne des Wortes. *Faunam hic vista,*

sagt er in der Vorrede, *non macilentam, ut sunt aliae, sed plenam, copiosam et ita constitutam, ut universae zoologiae illustrandae par sit.*

Wir glauben, dafs diese allgemeine Charakteristik vom wissenschaftlichen Gehalte des Werkes genügen werde, da jeder Zoologe ohnehin, von welcher Art auch seine Arbeiten sein mögen, das Studium desselben nicht entbehren kann. Es wird aber nothwendig, noch Einiges über die jetzige äufsere Form und die Beendigung zum allgemeinen Verständnifs zu sagen.

Der Text, drei Bände stark, umfafst nur die Wirbelthiere und ist bereits vor zwanzig Jahren gröfstentheils unter Tilesius Augen, leider nicht ohne störende typographische Fehler, gedruckt. Es wurden jedoch im Jahre 1831 neue Titelblätter gegeben, theils weil die frühern Titel der einzelnen Bände nicht unter sich harmonirten, theils weil die frühern Jahreszahlen ein Hindernifs für die Ankündigung im Mefskataloge abgegeben hatten und in der That die vollständige Veröffentlichung erst im Jahre 1831 erfolgte. Ein systematisches Verzeichnifs nach dem Systeme des Verfs. ist zu leichterer Uebersicht jedem Bande beigegeben. Eben so wird der Gebrauch desselben sehr erleichtert werden durch ein doppeltes alphabetisches Register für alle drei Bände, von denen das eine die systematischen Namen und die Synonymen anderer Schriftsteller, das zweite aber die in Rufsland gebräuchlichen Trivialnamen in vielen Sprachen enthält. Refer., der diese Register angefertigt hat, konnte die zahlreichen Druckfehler nur in den ihm bekannten Sprachen verbessern, obgleich die etwas willkürlichen Veränderungen der systematischen Namen auch hier oft zweifelhaft liefsen, ob man einen Druckfehler vor sich habe oder nicht, und nur in diesen Sprachen war es ihm möglich, die Benennungen nach den Hauptwörtern zu ordnen. Dafs bei den übrigen häufig die Nebenwörter die Stellung im Register bestimmt haben, hätte kaum von einer ganzen Akademie orientalischer Linguisten vermieden werden können, wird aber im Gebrauche hoffentlich wenig stören.

Pallas hatte zwar die gesammte Thierwelt des russischen Reiches hier bearbeiten wollen, allein vom helminthologischen Abschnitte fanden sich nach seinem Tode nur wenige abgerissene Notizen vor. Vom entomologischen Theile waren nur die Käfer vollständig ausgearbeitet. Die Zahl der beschriebenen Arten belief sich zwar über 1000, doch ist auch diese Zahl im Vergleiche zum Umfange des Reiches und zu dem, was wir auf anderen Wegen, z. B. durch Fischer oder German aus demselben erfahren haben, zu gering, um ein einigermafsen vollständiges Bild seiner Insectenwelt zu geben. Ueber die andern Ordnungen war das Manuscript noch nicht ausgearbeitet und in den Händen einiger Entomologen Berlins befinden sich nur Convolute von Brouillons, die von Pallas zu so verschiedenen Zeiten gesammelt sind, dafs sie nothwendig einer Umarbeitung bedurften, um wenigstens einem bestimmten Zeitmomente angehörig zu erscheinen. Diese Umarbeitung würde aber, da für viele Beschreibungen die Originale nicht mehr vorliegen, um so weniger möglich werden, als nach dem Urtheile Klug's Pallas häufig einzelne Arten zu Gattungen gezählt hat, in welche sie durchaus nicht gehören. Refer. glaubte daher der Akademie vorschlagen zu müssen, den entomologischen Theil des Werkes ungedruckt zu lassen und vielmehr den Text der *Fauna* als beendet zu betrachten. Ein nach Abgabe des Berichtes eingegangenes ausführliches Gutachten des Geh. R. Klug entwickelt die Gründe für diese Mafsregel so vollständig und nachdrücklich, dafs die gelehrten Entomologen überzeugt sein können, hier nur einen Verlust, der nicht vermieden werden konnte, zu erleiden.

Weniger darf man erwarten für die Bestimmungen über die Abbildungen allgemeine Zustimmung zu erhalten. Es liegt in der Natur der Sache, dafs die Urtheile über das, was in dieser Beziehung noch zu geben ist, verschieden ausfallen müssen und da der Nachlafs eines Pallas ein Gegenstand ist, auf den die gesammte Welt der Naturforscher Ansprüche hat, so ist es Pflicht für den Unterzeichneten, da ihm die Auswahl der Abbildungen von der Akademie übertragen ist, hierüber Rechenschaft öffentlich abzulegen.

Ueber die erste Frage, ob überhaupt noch Abbildungen zu geben seien, konnte man nach Ansicht derselben zwar kaum zweifelhaft sein, da von mehreren der hier dargestellten Thiere noch nirgend Abbildungen erschienen waren, auch sehr oft der Text allein über die Bestimmung der Arten zweifelhaft liefs. So hat man — und Pallas selbst ist in diesen Irrthum gefallen — den Fisch, welchen Pallas aus der Wolga als A. Sturio beschreibt, für identisch mit dem Stör der Ostsee gehalten, die Ansicht der Abbildungen lehrt aber sogleich, dafs man sich darin geirrt hat. In andern Fällen, wo Pallas einen specifischen Unterschied asiatischer und europäi-

scher Formen annimmt, wird man ohne Ansicht der Abbildungen sich kein eigenes Urtheil bilden können. Eben so wenig konnte es für zweckmäfsig angesehen werden, alle Kupfertafeln erscheinen zu lassen, denn viele Tafeln sind jetzt völlig überflüssig. Theils sollten hier einige Thiere des mittleren und südlichen Europas, von denen wir seitdem die treuesten Abbildungen erhalten haben, z. B. die gewöhnlichsten Falken, in Kupfer gestochen werden, theils haben auch dieselben Zeichnungen schon zu gut ausgeführten Kupfertafeln gedient, die sich in den *Spicilegiis zoolog.* in den *Nov. spec. e Glirium ordine* und in Schreber's Säugethieren, in den Neuen nordischen Beiträgen und andern Werken finden. Um die Absicht, sie in die *Fauna* aufzunehmen, zu verstehen, mufs man immer im Gedächtnifs behalten, wie früh der Plan zu derselben entworfen ist. Es wurde also beschlossen, nur eine Auswahl zu treffen, um nicht ohne allen Vortheil das Werk zu vertheuern und diese nicht mit fortlaufenden Zahlen, sondern nur mit einer Verweisung auf den Text zu versehen. Nur über das Mafs und die Grundsätze dieser Auswahl kann man verschiedener Meinung sein.

Die Akademie hatte es für passend erachtet, die vor langer Zeit angefertigten Kupferplatten sämmtlich einzulösen. Leider bezogen sich diese fast nur auf die Säugethiere, aus welcher Klasse durch die oben genannten Werke die meisten Abbildungen überflüssig geworden waren. Ueberdies waren die Tafeln meistens ziemlich flüchtig gearbeitet, unter diesen auch solche, welchen meisterhafte Zeichnungen zum Grunde lagen, wie die Abbildungen der Spitzmäuse, der Pfeifhasen u. s. w. Auch waren alle diese Tafeln mit einem Rahmen und sehr schwerfälligem Beiwerke versehen, das zu lebhaft an die Mitte des vorigen Jahrhunderts und an Buffon erinnert, wo der Embryo des Nilpferdes auf einem schön drappirten Tische liegt. Refer. schlug vor, die neuen Tafeln nicht in dieser Manier stechen zu lassen. Nun aber entstand die Frage, ob es passender sei, die bereits gestochenen Tafeln ganz zu verwerfen und mit neuen zu ersetzen oder nicht? Ohne Zweifel hätte die Akademie, die kein Opfer gescheut hat, sich auch zu der ersten Alternative verstanden, allein es waren grade unter diesen Tafeln nur wenige, die eines neuen Stiches würdig schienen. Auch wäre durch diese Mafsregel die Herausgabe der Abbildungen noch mehr verzögert worden und die Akademie hatte die Herausgabe zweier Hefte schon im Jahr 1830 versprochen. Ueberdies hatte Pallas jene Tafeln gebilligt und es konnte für viele von Interesse sein, auch die ursprüngliche Art der Bearbeitung, wie Pallas sie beabsichtigt hatte, kennen zu lernen. Deshalb ward beschlossen von den fertigen Tafeln, aufser denjenigen, welche noch nicht abgebildete Thiere darstellen, auch alle diejenigen auszuwählen, welche noch *irgend ein Interesse* gewähren konnten, indem entweder Pallas die in Schreber's Werk gegebene Colorirung geändert wissen wollte, oder wo sonst die Abbildung, wie beim Élen, von der gewöhnlichen abwich und durch die Autorität von Pallas Rücksicht verdiente. Die Abbildung vom Stellerschen *Manati* (*Rytina Ill.*) wurde von neuem treu nach der freilich sehr unbestimmten und offenbar fehlerhaften Zeichnung gegeben, weil der Leipziger Kupferstecher ganz willkürlich die Abbildung verändert hatte, und bei dem Mangel aller bildlichen Darstellung von diesem, entweder ganz vertilgten oder wenigstens von den russischen Küsten verdrängten Thiere, die Zoologen ein Recht hatten, wenigstens die Abbildung zu verlangen, welche Pallas als authentisch mitgetheilt war und die dieser, ihre Mängel nicht verkennend, versprochen hatte.

Unter diesen Umständen können die beiden ersten Lieferungen der Abbildungen zu Pallas nicht Ansprüche machen, den Forderungen der Wissenschaft und noch weniger den Forderungen der Kunst zu genügen. Sie dürfen aber auf keine Weise einen Mafsstab für die folgenden geben. Die dritte Lieferung, ganz von Hrn. Lehmann, demselben der die Tafeln zu Bojanus Werk über die Schildkröten gestochen hat, wird in Bezug auf den Stich allen Forderungen genügen. Dasselbe ist von der folgenden (die vierte ist fast vollendet) zu hoffen. Leider mufs aber nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden, dafs die Original-Zeichnungen von sehr verschiedenem Werthe sind. Einige dürfen ganz vorzüglich genannt werden und stehen denen von Naumann, Becker und Temminck nicht nach. Allein sie stellen meistens die gewöhnlichsten Thiere Europas dar und es wäre daher ein ganz unnöthiger Luxus, sie stechen zu lassen, da vortreffliche bildliche Darstellungen von ihnen verbreitet genug sind. Niemand würde es der Akademie Dank wissen, wenn *Stryx nisoria*, *Falco islandicus*, *Falco peregrinus*, *F. Lagopus*, *F. Nisus*, *F. palumbarius* u. s. w. neu gestochen würden. — Dagegen sind die Abbildungen von Thieren aus dem östlichen Asien im Allgemeinen von viel geringerem Werthe, in

der Regel nach sehr schlecht ausgestopften Exemplaren angefertigt. Die meisten derselben werden aber doch gestochen werden müssen, da man sie selten oder gar nicht in den Museen findet und die Abbildungen zur Ergänzung des Textes nothwendig scheinen.

Es wird also bei der fernern Auswahl mehr die Wichtigkeit für die Wissenschaft, als der artistische Werth berücksichtigt werden müssen. Die dritte Lieferung enthält folgende Tafeln: 1) *Aquila pelagica*, eine sehr gute Zeichnung, die schon früher dem Kupferstecher übergeben war, als von demselben Vogel eine Abbildung durch Hrn. von Kittlitz bekannt wurde. Da die letztere sehr klein ist, so wird die Tafel nach Pallas den Ornithologen gewiſs willkommen sein. 2) *Stryx barbata*, 3) 4) 5) *Acipenser Sturio* (Pall.), *Huso* und *Helops*, 6) *Rana cachinnans*, 7) *Anser pictus*, 8) *Anas glocitans*. Von dieser letztern haben wir zwar schon von Pallas selbst eine Abbildung in den schwed. Abhandl. Bd. XL. Allein theils ist diese nicht colorirt, theils weicht sie in der Zeichnung von dem neuen Bilde ab. Wir haben daher nach einem aus Sibirien für das hiesige zool. Museum durch den Staatsrath Ledebur erhaltenen Exemplare noch eine Abbildung des Kopfes hinzugefügt, welche zwischen beiden Pallasschen Zeichnungen die Mitte hält, und die Variationen dieser Art nachweist. Auch würde ohne die neue Kupfertafel man nicht entscheiden können, ob die von Pennant in der *British zoolog. II. t.* 100 abgebildete und von Vigors in den *Linnean Transactions Vol. XIV. p.* 560 nochmals beschriebene Ente von *Anas glocitans* Pall. verschieden ist.

Alle zu diesen Tafeln gebrauchten Zeichnungen sind gut, ja zum Theil Meister-Arbeiten. Für die nächste Lieferung haben wir aber einige nach ausgestopften Exemplaren gemachte steife Zeichnungen gewählt, weil sie Thiere aus den wenig zugänglichen Theilen des östlichen Asiens darstellen.

Von den noch vorräthigen Zeichnungen, deren Zahl sich auf 200 beläuft, dürfte überhaupt nur der dritte oder vierte Theil etwa des Stiches würdig scheinen.

Baer.

CXVIII.

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Herausgegeben und zum Theil selbst verfaſst von Fr. H. Chr. Schwarz, Dr. d. Theol. u. Philos., Großherz. Badensch. Geh. K. Rathe und ord. Prof. der Theol. zu Heidelb., Mitgl. der hist.-theol. Gesellsch. zu Leipzig. Als Nachträge zur Erziehungslehre. Leipzig 1833. *gr.* 8. *XII und* 377 *S.*

Mit wehmüthigem Blick schaut der jugendliche Greis nun fast am Ziele seines rastlosen Strebens auf die Laufbahn zurück, auf welcher er mit so vielem Segen gewirkt hat. Auch auf diesem Gipfel seines Tagewerkes setzt er seinem Wirken keine Schranken, das Angefangene auch durch diese Nachträge ergänzend, vermehrend, vervollkommnend. Neue Hoffnungen erfüllen seine Seele. Mit hoher Begeisterung spricht er von seiner höheren Erziehung, von einer höheren wissenschaftlichen Begründung dieser Kunst, von einer eigentlichen Erziehungswissenschaft, welcher eine neue Entwickelungsperiode bevorstehe und dessen Studium er einen neuen Aufschwung in den nächsten Tagen verheiſst. Er erwartet diese Bahnbrechung nicht von abstrakten Theoretikern, welche das Praktische gern fallen lassen, und das Lebendige einer wahren Idee übersehen; sondern von solchen, die „aus der Idee selbst, welche nun einmal in das Leben geboren ist, und in der vielseitigsten Erfassung des Lebens ausgebildet werden will", eine höhere Erziehung zu erzeugen streben; welche die Natur des Menschen philosophirend erforschen, und ihre Bestimmung und Entwickelung, wie sie Gott gewollt, erkennen. Aus der Fortbildung der Anthropologie erwartet er die Hülfsquellen zur Verwirklichung seiner Idee.

Von zehn hier mitgetheilten Aufsätzen haben sieben den Herausgeber, die übrigen demselben befreundete Pädagogen zu Verfassern. I. Die Weihe eines Pädagogen. Aus seiner Bildungsgeschichte von dem Herausg., begleitet einen jungen Erzieher auf seiner Laufbahn, welche sich in drei Stufen seiner Bildung in symbolischer Einkleidung unterscheidet. Die Erziehung wird verglichen: 1) mit der Gartenkunst, die Natur kann veredelt werden; 2) mit der Arzneikunst, sie bedarf der Heilung; 3) mit der Tonkunst, sie wird zum Ebenbilde Gottes geleitet, die musikalische Erziehung ist die christliche. N. III. Die Nichtweihe des Pädagogen liefert ein Gegenstück hierzu.

II. Drei Schulreden, historisch-pädagogischen Inhalts, bei den Prüfungsfeierlichkeiten des Gymnasiums zu Frankfurt a. M., gehalten von Theod. Vömel, Direct. 1) Rede über Ph. Melanchthons Einfluſs auf das Schulwesen; 2) Johannes Sturm; 3) die Leidenschaften sind mit den Wissenschaften unverträglich — Flacius Leben.

IV. Die Geschichte der Erziehung des Hgbrs. betreffend, enthält die Beantwortung einiger Vorwürfe, welche dieser Geschichte gemacht worden, nebst Berichtigungen und Nachträgen.

V. Das Christenthum der höchste Standpunkt für die Erziehung und ihre Geschichte. Allgem. Schulrede v. d. Herausgeber.

VI. Warum ist manchmal eine Erziehung von christl. Eltern so unwirksam? Rede vor einem engeren Kreise von dem Herausgeber.

VII. Einige Bemerkungen über den Gang des Menschen. Von einem Kenner der Gymnastik.

VIII. Nachträge zur Erziehungslehre, hauptsächlich mit Beziehung auf G. H. Schubert Geschichte der Seele, 1830, von dem Herausg. Das Werk von Schubert erscheint dem Verf. als ein solches Mittel zur Fortbildung seiner Ideen der höheren Erziehung, als eine „Fundgrube anthropologischer Kenntnisse und genialer Tiefblicke."

IX. Epilog. Gespräch des Vfs. mit einem Gegner, dient zur Beseitigung eines Miſsverständnisses des Ausdrucks „höhere Erziehung".

X. Ueber die neuen Methoden, fremde Sprachen zu lehren, welche Hamilton und Jacotot angegeben. Von Dr. Kröger, Katecheten am Waisenhause zu Hamburg. Der Verfasser empfiehlt beide Methoden, aber nicht in ihrer ganzen Consequenz, sondern will sie nur gemäſsigt und berichtigt angewendet wissen.

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CXIX.

Traité de mécanique, par S. D. Poisson, membre de l'institut etc. Seconde édition, considérablement augmentée. T. I. 696 S. Tom. II. 782 S. Paris, Bachelier 1833.

Seit dem Jahre 1811, in welchem dieses Werk zuerst erschien, hat es fortwährend als das beste Lehrbuch, was wir über die rationelle Mechanik besitzen, gegolten. Indessen hat seit dieser Zeit sowohl die Behandlung der analytischen Ausdrücke, die in der Mechanik vorkommen, besonders durch die Ausbildung der Theorie der elliptischen Transcendenten und durch Fourier's Erweiterungen der Integralrechnung, als auch die physikalische Grundlage derselben bedeutende Erweiterungen erhalten. Es war daher zu erwarten, dafs der berühmte Vf. bei einer neuen Ausgabe seines Werkes dasselbe den Fortschritten der Wissenschaft gemäfs umarbeiten würde, was auch wirklich geschehen ist. Es mufste aber aus noch einem Grunde eine Umbildung erleiden, weil es zum Theil eine andere Bestimmung erhalten hat, als es die frühere war. Während es nämlich früher ganz besonders auf den Gebrauch beim Unterricht an der polytechnischen Schule berechnet war, so hat es jetzt eine ausgedehntere Bestimmung erhalten. Es soll nämlich als Einleitung zu einem Lehrbuch der mathematischen Physik dienen, welches der Vf. herauszugeben beabsichtigt und wovon schon ein Theil unter dem Titel „*nouvelle théorie de l'action capillaire*" erschienen ist. Es ist daher Mehreres, wie z. B. das Kap. von der Reibung, die nur gelegentlich berührt wird, und die *additions*, die sich am Ende des ersten Theils befanden, weggefallen, während wieder Vieles, was noch besonders erwähnt werden soll, hinzugekommen ist. Indessen hat doch der Vf. auch die frühere Bestimmung des Buches nicht aus den Augen verloren, vielmehr Manches mehr erläutert und auch die Materien umgestellt, wie es ihm zur Erleichterung des Verständnisses passend schien. Auch hat er sich dieses Mal ganz konsequent an den Begriff des Unendlichkleinen gehalten, ohne zugleich die Methode der Grenzen in Anwendung zu bringen, was wir allerdings für eine Verbesserung halten, wenn wir auch nicht glauben, dafs der Begriff des Unendlichkleinen die klarste Darstellung gewährt. Denn bei der früheren Darstellung schien es immer, als ob doch der Vf. glaubte, es sei der Infinitesimalrechnung nicht ganz zu trauen, und die wiederholte Bemerkung, dafs man dieselben Wahrheiten auch ohne den Begriff des Unendlichkleinen finden könnte, erinnerte nur an das *qui s'excuse s'accuse*.

Gehen wir nun auf das Einzelne über, so kann es nicht in unserer Absicht liegen, jeden Zusatz und jede Aenderung besonders hervorzuheben, sondern es soll nur im Wesentlichen gezeigt werden, in wiefern dieses Werk wirklich beträchtlich vermehrt worden ist. In der Einleitung, die sich von der früheren bedeutend unterscheidet, indem in derselben viele, besonders zur Integralrechnung und zur analytischen Geometrie gehörende, für das Folgende nothwendige Sätze zusammengestellt sind, stofsen wir sogleich auf Einiges, das auch schon in der vorigen Ausgabe, wiewohl nicht so deutlich entwickelt, vorkam, was unseren Ansichten über die Behandlung der rationellen Mechanik widerstrebt. Wir glauben nämlich, dafs diese eben so rein ideell gehalten werden mufs wie die Geometrie, von der sie sich nur dadurch unterscheidet, dafs, so wie dort die Idee des *Raumes* den Urgrund aller Betrachtungen bildet, hier noch die Idee der über der Beschreibung des Raumes verfliefsenden Zeit hinzutritt. Es müssen also die Wörter *Punkt*, *Linie* u. s. w. ganz dieselbe Bedeutung behalten, wie in der Geometrie, und nur ein neuer Begriff, der der Bewegung, braucht mit den geometrischen Betrachtungen verbunden zu werden, um die Mechanik zu konstituiren. Es müssen alsdann aber auch die Begriffe von *Masse*, *Kraft* u. s. w. als rein ideelle Dinge erscheinen, ohne dafs man an phy-

sikalische Wahrnehmungen appellirt. Hierdurch wird die Mechanik wie die Geometrie ein reines Produkt des Denkvermögens und kommt daher nie in Gefahr durch Aenderungen in den Ansichten über das Wesen der wirklich existirenden Körper auch nur das Geringste zu leiden. Sobald man aber die Mechanik gleich von Anfang an auf Eigenschaften der Körperwelt gründet, so verliert sie dadurch den Charakter einer rein mathematischen Wissenschaft und man ist genöthigt Dinge zu definiren, deren Natur man gar nicht kennt, zuletzt aber wird man doch genöthigt, wieder zum Ideellen und Hypothetischen seine Zuflucht zu nehmen, nur mit dem Unterschiede, dafs man nun Hypothesen über wirklich vorhandene Gegenstände aufstellt, deren Wahrheit also immer bezweifelt werden kann, während man bei einer rein mathematischen Behandlung gleich von Anfang an von aller Wirklichkeit abstrahirt und nur auf freiwillig angenommenen Voraussetzungen weiter baut. Es scheint mir um so nothwendiger, dafs man überall, wo sich die Gelegenheit darbietet, auf eine reinere Behandlung der Mechanik dringe, wie wir sie bei der Geometrie finden, weil man in unserer Zeit ganz davon abgekommen ist und gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hat. Es ist mir nur eine, wie es scheint, viel zu wenig beachtete Schrift bekannt, in welcher eine solche Behandlung der Mechanik konsequent durchgeführt ist, es ist die Schrift von Lehmann „Anfangsgründe der höheren Mechanik", von welcher schon früher in diesen Blättern Nachricht gegeben worden ist. Bei Poisson finden wir sogleich eine Definition von *Materie* und *Körper*, die vor den Augen der meisten Philosophen schwerlich Gnade finden dürfte. Die Materie ist nach Poisson Alles, was unsere Sinne afficirt, die Körper sind begränzte Theile der Materie. Wir wollen nur bemerken, dafs wenn diese Definition streng wäre, auch ein Körper ganz aus Materie bestehen müfste, was weder erwiesen noch Poisson's eigene Meinung ist, der doch leere Zwischenräume in den Körpern annimmt. Ein *materieller Punkt* wird als ein unendlich kleiner Körper definirt, den man nicht mit einem geometrischen Punkte verwechseln darf, eben so ist der Weg, den der materielle Punkt beschreibt, keine mathematische Linie. Ob aber ein unendlicher kleiner Körper etwas ist, was in der Wirklichkeit existiren kann, hängt von den verschiedenen Ansichten über die Natur der Körper ab, und namentlich ist nach dem Verf., der sich zur Atomistik bekennt, eine unendliche Theilbarkeit der Körper nicht denkbar. Er bemerkt daher selbst (no. 98.), dafs die Theilung der Masse in unendlich kleine Elemente auf wirkliche Körper nicht anwendbar sei, was jedoch nicht verhinderte, dafs man Formeln, die auf diese Idee gegründet sind, auf wirkliche Körper anwenden könnte, wenn diese in Theile von endlicher Gröfse getheilt würden, sobald diese Gröfse nur *insensibel* sei. Man sieht also, wie hier die Darstellung, die von der Materie ausgeht, doch schon beim nächsten Schritte gezwungen zu dem blofs Imaginären zurückkehrt, und es springt hierdurch um so deutlicher der Vorzug einer Methode in die Augen, die die Wirklichkeit ganz aus dem Spiele läfst. Was noch besonders den Ausdruck *insensibel* betrifft, der bei Poisson, wie auch sonst jetzt, so häufig vorkommt, so scheint er uns ein völlig unklarer zu sein, der aus mathematischen Betrachtungen ganz verbannt werden sollte. Denn will man darunter Etwas verstehen, das so klein ist, dafs es unseren Sinnen nicht bemerkbar ist, selbst wenn diese durch die uns zu Gebote stehenden Mittel verstärkt werden, so wird eben dadurch dieser Begriff völlig schwankend, weil diese Mittel sich von Tag zu Tag erweitern können.

Auf die Einleitung folgt die Statik, welche, wie in der früheren Ausgabe, mit der Betrachtung des Gleichgewichts der Kräfte, die an einem Punkte angebracht sind, beginnt. Der Beweis des Parallelogramms der Kräfte ist geändert worden, wir möchten jedoch nicht unbedingt behaupten, dafs er verbessert worden ist. Man braucht freilich bei der jetzigen Darstellung den taylorischen Lehrsatz nicht, indessen kann man auch den früheren Beweis ohne Hülfe der Differenzialrechnung ausführen, wie dies schon Grunert in seiner Statik gethan hat. Dagegen ist nun der Beweis dadurch viel künstlicher geworden, dafs man sogleich die Wahrnehmung benutzt, dafs der Werth $\varphi x = 2 \cos ax$ der Gleichung

$$\varphi x . \varphi z = \varphi(x+z) + \varphi(x-z)$$

Genüge leistet, während dies früher direkt bewiesen wurde. Völlig umgearbeitet ist das zweite Kapitel. Während es in der früheren Ausgabe mit der Betrachtung der parallelen Kräfte anfing, beschäftigt sich hier die Untersuchung hauptsächlich mit der Theorie des Hebels, den der Vf. eine *Maschine* nennt, wiewohl er ihn als eine unausdehnbare *Linie* von unveränderlicher Form definirt. Später (no. 579.) bemerkt er, eine Maschine sei ein *Apparat*, vermittelst dessen eine Kraft auf Punkte wirkt, die aufserhalb ihrer Richtung liegen. Die Lehre

von den parallelen Kräften folgt dann besonders im dritten Kap. Die Theorie der Momente, die hier in der früheren Ausgabe folgte, ist weggelassen worden und kommt erst später (pg. 526) vor. Auch in dem 4ten und 5ten Kap., die von der Schwere und dem Schwerpunkte handeln, ist Vieles systematischer geordnet und viel Neues hinzugefügt worden. So ist in §. 72. die Gleichung für die Cykloide und mehrere ihrer Eigenschaften entwikkelt. In der ersten Ausgabe wurde (§. 111. u. §. 113.) behauptet, dafs der Werth der Abscisse des Schwerpunktes einer Fläche, die durch einen Bogen der Cykloide begränzt ist, und eben so die Bestimmung des Schwerpunktes eines Körpers, der von einer Oberfläche begränzt ist, die durch die Umdrehung der halben Cykloide um die Abscissenaxe entsteht, von einem Integrale abhängt, das nicht in endlicher Gestalt bekannt ist. Schon der verstorbene Schmidt hat in der Uebersetzung dieses Werkes gezeigt, dafs diese Behauptung irrig sei, es wird nun in der zweiten Ausgabe das erste Integral wirklich in geschlossener Form gegeben, das zweite kommt nicht vor. Ganz neu hinzugekommen ist das sechste Kapitel, welches „Berechnung der Anziehung der Körper" überschrieben ist. Man sollte diese Untersuchungen, die zu den höheren der Dynamik gehören, nicht hier erwarten, wirklich kommt auch Einiges davon in der ersten Ausgabe in der Dynamik (no. 323 ff.) vor. Dieses Durcheinanderwerfen der Materien wird wohl schwerlich durch die Bemerkung des Verfs. entschuldigt, dafs die Berechnung der anziehenden Kräfte der Berechnung der Coordinaten des Schwerpunktes eines Körpers ähnlich ist; wie viel heterogene Dinge könnte man nicht in einem mathematischen Werke zusammenbringen, wenn man sich von solchen Aeufserlichkeiten leiten lassen wollte. Die Berechnung der Anziehung einer Kugel und eines homogenen Ellipsoids ist mit grofser Sorgfalt durchgeführt.

Der Verf. unterbricht hier die statischen Untersuchungen und wendet sich zur Dynamik. Es wird, wie in der ersten Ausgabe, zuerst die geradlinigte Bewegung und das Mafs der Kräfte betrachtet, manche Grundbegriffe sind genauer entwickelt worden, wie z. B. das Mafs der Zeit, der Begriff der Geschwindigkeit, der Trägheit. In der ersten Ausgabe wurde die Begründung der Dynamik von zwei Hypothesen, nämlich vom Gesetze der Trägheit und von dem Satze, dafs die Geschwindigkeiten den Kräften proportional sind, abhängig gemacht. Letzteren Satz stellt aber der Verf. hier als Lehrsatz auf, den er beweisen will. Ref. hat sich jedoch vergeblich bemüht, in das Verständnifs dieses Beweises einzudringen. Poisson nimmt an, ein materieller Punkt habe am Ende der Zeit t den Raum x durchlaufen und die Geschwindigkeit v erlangt. Nimmt man nun an, dafs in diesem Momente zwei Kräfte f und f' gleichzeitig auf den Punkt nach der Richtung seiner Bewegung wirken, und, dafs in der unendlich kleinen Zeit τ die Kraft f, wenn sie allein wäre, die Geschwindigkeit u und die Kraft f', wenn sie allein wäre, die Geschwindigkeit $u_{,}$ dem Körper mittheilen würde, so soll bewiesen werden, dafs wenn die Kräfte zusammen wirken, sie die Geschwindigkeit $u + u_{,}$ hervorbringen. Hierauf fährt Poisson fort: „*En effet l'augmentation de vitesse du mobile ne pourra dépendre que du temps τ auquel elle sera proportionelle et de l'état de ce point matériel, ou, autrement dit, de sa position et de sa vitesse pendant ce même temps τ; ce ne serait donc qu'en influant sur cet état que l'action de la force f' pourrait modifier la vitesse qui sera produite par la force f. Or pendant le temps τ la distance du mobile à un point fixe et sa vitesse ne peuvent varier que de quantités infiniment petites, négligeables par rapport à x et v; ses variations de distances à d'autres points fixes ou mobiles d'où peuvent émaner les forces f et f' sont également négligeables; par conséquent, la vitesse que produira la force f, pendant cet intervalle de temps τ, ne saurait être modifiée en aucune manière par l'action simultanée de la force f'; et il en sera de même à l'égard de la vitesse due à la force f', qui ne sera pas non plus changée par l'action de f. Donc la vitesse totale imprimée au mobile pendant le temps τ par la force $f + f'$, sera égale à $u + u_{,}$.*" Es ist dem Ref. durchaus nicht möglich gewesen herauszufinden, auf welche Weise hier bewiesen ist, dafs die Kraft f' in der unendlich kleinen Geschwindigkeit u nicht eine unendlich kleine Veränderung hervorbringt. Es ist aber auch nicht gut einzusehen, wie man *a priori* Eigenschaften eines Dinges beweisen kann, dessen Natur man gar nicht kennt, und ein solches Ding ist doch gewifs die physikalische Kraft, so lange man nicht die Erfahrung zu Hülfe ruft, und selbst diese zeigt uns nirgendwo Kräfte, sondern immer nur Bewegungen; das Vorhandensein der Kraft bleibt immer etwas Hypothetisches. Ganz anders stellt sich freilich die Sache, sobald man die Betrachtung

der physikalischen Kraft aus den mechanischen Betrachtungen ganz wegläfst. Das zweite Kap. beschäftigt sich mit einigen Beispielen der geradlinigten Bewegung. Hier kommen namentlich die Gesetze des Falles schwerer Körper vor, die viel ausführlicher, als in der ersten Ausgabe behandelt sind; am Schlusse ist noch die Geschwindigkeit berechnet, die ein Körper, der vom Monde weggeschleudert wird, haben mufs, um auf die Erde zu gelangen. Im folgenden Kapitel, das die krummlinigte Bewegung behandelt, ist Mehreres aus verschiedenen Kapiteln der ersten Ausgabe zusammengezogen. So wird hier nicht blofs die Bewegung des freien materiellen Punktes, sondern auch die Bewegung eines Punktes auf einer gegebenen Oberfläche betrachtet und zuletzt wird auch noch der Fall untersucht, wenn sich der Punkt auf zwei Oberflächen, oder auf der Kurve, die ihr Durchschnitt bildet, bewegt. Auch das Princip der kleinsten Wirkung und dessen Anwendung auf die Theorie der Refraktion und Reflexion ist hier aufgenommen. Letztere wird aber auch hier auf eine direkte Weise durch die Theorie der anziehenden Kräfte bewiesen, woran sich noch Bemerkungen über die Zerstreuung des Lichtes und über den Einflufs der Aberration auf die Refraktion schliefsen. Das folgende Kap. ist der Theorie der Centrifugalkraft gewidmet, welche hier ebenfalls ausführlicher, wie früher behandelt worden ist. Ganz umgearbeitet is die im 5ten Kap. behandelte Theorie des Pendels. Neu hinzugekommen ist besonders die Betrachtung des Falles, wo die Schwingungszeit des Pendels unter endlicher Form dargestellt werden kann, manche durch Bessels Untersuchungen veranlafste Bemerkung über den Einflufs der Luft auf die Schwingungen des Pendels, der Beweis des Satzes, dafs die Zeit, welche ein Körper braucht, um zum tiefsten Punkt der Cykloide zu gelangen, auch dann noch von der Länge des Bogens nicht abhängt, wenn die Bewegung in einem widerstehenden Mittel geschieht, und der Widerstand der ersten Potenz der Geschwindigkeit proportional ist (no. 195.), die Bewegung des einfachen Pendels auf einer gegebenen Oberfläche, besonders die konischen Schwingungen des Pendels (no. 205—207). Bei der Bestimmung der Bahn geworfener Körper ist besonders bemerkenswerth die Bestimmung der horizontalen Wurfweite und der Dauer des Wurfes aus der bekannten Gröfse der anfänglichen Geschwindigkeit und dem bekannten Coeffizienten des Widerstandes des Mittels. Auch die in demselben Kap. behandelte Theorie der planetarischen Bewegung hat viel Zusätze erhalten. Wir rechnen hierher namentlich die Ausdrücke für die Polarkoordinaten der Planeten und die mittlere Bewegung (no. 220.), ferner die Formeln für den Radius Vektor und die Mittelpunktsgleichung ausgedrückt durch Reihen, die nach *sinus* und *cosin.* von Vielfachen der mittleren Bewegung fortschreiten (no. 221.). Ferner die Untersuchung über den Widerstand des Aethers (no. 227.), wobei zugleich die Lagrange'sche Methode der Variation der Constanten erläutert wird, die Untersuchung über die Bahn des angezogenen Körpers, wenn die Anziehungkraft dem Abstande oder dem umgekehrten Verhältnisse des Cubus des Abstandes proportional ist, besondere Untersuchung der parabolischen Bewegung und über die Bestimmung der Bahn eines Cometen (239—240). Die Bestimmung der Jupitersmasse zu $\frac{1}{1070}$ ist nach den neuesten Untersuchungen schwerlich mehr brauchbar. Das siebente Kap. entspricht der dritten Abtheilung des ersten Kap. im zweiten Theile der frühern Ausgabe. Jedoch ist hier die spezielle Betrachtung der Perturbationen, die Betrachtung der Ebbe und Fluth und die daraus abgeleitete Masse des Mondes, die Berechnung des Einflusses des Mondes auf die Schwerkraft an der Oberfläche der Erde und manches Andere hinzugekommen. Poisson wendet sich nun wieder zur Statik. Zuerst findet sich hier das Gleichgewicht eines festen Körpers, was in der ersten Ausgabe im zweiten Kap. vorkommt. Neu hinzugekommen ist besonders die Behandlung der Aufgabe: den Druck zu berechnen, den jede Stütze aushält, wenn ein Körper auf einer horizontalen Fläche liegt, die in mehr als drei Punkten unterstützt ist. Die Unbestimmtheit der Aufgabe wird, wie schon Euler gethan, daraus erklärt, dafs man die Tafel als völlig unbiegsam angenommen hat, was in der Natur nicht der Fall ist. Dafs die Aufgabe auch dann schon unbestimmt ist, wenn drei Punkte unterstützt sind, die in einer geraden Linie liegen, haben Abel und Crelle bemerkt (s. *Jour. f. d. Math. Bd.* 1.). Poisson schliefst mit der sehr zu beherzigenden Bemerkung, dafs in der Natur alles nothwendig bestimmt ist und dafs, wenn Etwas unbestimmt zu sein scheint, dies blofs daher rührt, dafs man von irgend einer in Betracht zu ziehenden Eigenschaft der Materie abstrahirt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

Traité de mécanique, par S. D. Poisson, membre de l'institut etc.

(Schluſs.)

Die nun folgende Theorie der Momente ist fast dieselbe geblieben, dagegen sind die Untersuchungen über das Gleichgewicht biegsamer Körper sehr ausgedehnt worden. In der früheren Ausgabe war die Gleichung der Kettenlinie in einer schwerfälligen Gestalt gegeben; Gudermann hat darauf aufmerksam gemacht, daſs sie einfacher dargestellt werden kann (Crelle's *Journ. f. d. Math. Bd.* 6. S. 327) und so findet sie sich auch hier, auch der Ausdruck für die Spannung ist nach Gudermann's Bemerkung geändert. Der Satz, daſs der Schwerpunkt aller Curven von gegebener Länge, die durch die Aufhängepunkte einer Kettenlinie gehen, höher liegt, als der der Kettenlinie, der früher durch Hülfe des Grundsatzes der virtuellen Geschwindigkeit bewiesen worden war, wird hier (no. 296.) direkt bewiesen. Der Raum gestattet uns nicht, über die vielen anderen Zusätze, die die Theorie der gespannten Seile noch erhalten hat, besonders zu berichten und es soll nur noch bemerkt werden, daſs die Untersuchungen über die elastischen Bleche durchaus umgestaltet worden sind, namentlich ist hier auf die Drehung (*torsion*) Rücksicht genommen worden. Jedoch ist Poisson nicht auf das eigentliche Wesen der Elastizität eingegangen, verweist vielmehr auf seine Abhandlung „*sur l'équilibre et le mouvement des corps élastiques*" (*mém. de l'ac. de sc. T.* 8.). Am Ende dieses Kapitels finden sich auch wichtige Bemerkungen über gewisse Integralformeln. Die Darstellung des Princips der virtuellen Geschwindigkeit, womit die Statik und der erste Theil schlieſst, ist fast dieselbe geblieben. Wir hätten gewünscht, daſs der Verf. auf die Bemerkungen von Gauſs (Crelle's *Journ. f. d. Math. Bd.* 4. S. 234) Rücksicht genommen hätte.

Im zweiten Theile beginnt die Untersuchung mit dem d'Alembert'schen Grundsatze; auch hier ist das Gauſsische Princip unerwähnt geblieben, welches überhaupt noch in kein mechanisches Lehrbuch übergegangen zu sein scheint. Unter den neu hinzugekommenen Anwendungen sind besonders auszuzeichnen, die Anwendung auf die Bewegung der Kanone und der Kugel, wenn letztere noch im Kanonenlauf ist (no. 358.), und auf den Widerstand der Flüssigkeiten unter der Voraussetzung, daſs dieser Widerstand mit einer Reihe von Stöſsen, die der bewegte Körper gegen die Flüssigkeit ausübt, verglichen werden kann (no. 365.). Diese Voraussetzung, die Newton annahm, giebt keine mit der Erfahrung übereinstimmende Resultate. Poisson erklärt sie für unhaltbar; nach seiner Ansicht ist der Widerstand, den eine Flüssigkeit der Bewegung eines festen Körpers entgegensetzt, erstens aus einer Reibung gegen die feste Oberfläche und zweitens aus dem gesammten Druck, den die Flüssigkeit gegen die ganze Oberfläche ausübt, zusammengesetzt. Um aber diesen zweiten Theil zu berechnen, der den eigentlichen Widerstand ausmacht, muſs man zugleich die Bewegung des Körpers und der Flüssigkeit in Betracht ziehen. Weitläuftiger hat Poisson hierüber in den *Mém. de l'ac. de sc. T.* 11. gehandelt. In den zwei folgenden Kapiteln finden wir (no. 406.) wie in der vorigen Ausgabe die Bemerkung, daſs die Winkelgeschwindigkeit konstant ist, sobald die Lage der Umdrehungsaxe dieselbe bleibt, es ist aber leicht einzusehen, daſs der Ausdruck $\frac{p}{\sqrt{p^2+q^2+v^2}}$ derselbe bleibt, wenn man statt p, q, v, bezüglich $a\,p$, $a\,q$, $a\,v$ setzt, während hierdurch der Werth von $\sqrt{p^2+q^2+v^2}$ in $a\sqrt{p^2+q^2+v^2}$ übergeht. Neu hinzugekommen ist die Integration der Differenzialgleichungen der drehenden Bewegung für den Fall, wenn der feste Punkt nicht der Schwerpunkt des Körpers ist, zugleich die Schwere berücksichtigt wird, aber der Körper durch Umdrehung entstanden ist, und der feste Punkt in der Axe seiner

Figur liegt (425—432.). Im folgenden Kap. ist besonders die Anwendung auf die Artillerie zu bemerken (no. 444—446.), indem untersucht wird, welchen Einfluſs der Widerstand der Luft auf die Bahn der Kugel haben kann, wenn diese in der Kanone eine drehende Bewegung angenommen hat. Ganz umgearbeitet ist das sechste Kap., das von der Bewegung eines festen schweren Körpers auf einer Ebene handelt; es war früher auf die Reibung keine Rücksicht genommen worden, die jetzt ausführlich in Betracht gezogen worden ist. Auch ist der Fall behandelt, wenn die Ebene selbst in Bewegung ist. In dem folgenden Kap., das nur einen Theil des entsprechenden in der früheren Ausgabe enthält (ein Theil kommt schon im ersten Kap. vor), finden wir wieder eine neue Anwendung auf die Artillerie (no. 675 ff.). Ganz neu hinzugekommen ist das achte Kap., welches die Grundzüge einer mathematischen Akustik enthält, und zwar des Theils, der sich mit der Bewegung der schwingenden Saiten und Stäbe beschäftigt. Der Raum gestattet uns nicht hier mehr als eine Anzeige der Hauptabtheilungen zu geben. Zuerst werden die Schwingungen einer vollkommen elastischen, wenig ausdehnbaren, homogenen und überall gleich dicken Saite, die gespannt und an beiden Enden befestigt ist, untersucht, wobei das Gewicht der Saite nicht in Betracht gezogen wird. Poisson giebt sowohl die d'Alembert'sche als auch die Lagrange'sche Auflösung dieses Problems. Es ergiebt sich, daſs die transversalen und longitudinalen Schwingungen durch dieselbe Differenzialgleichung gefunden werden, woraus alsdann das Verhältniſs der Zahl der longitudinalen Schwingungen zu der der transversalen folgt. Hierauf folgen die Untersuchungen über die longitudinalen Schwingungen eines elastischen Stabes und über den longitudinalen Stoſs mehrerer Stäbe. Da in allen diesen Untersuchungen Gleichungen mit partiellen Differenzialen vorkommen, so hat es Poisson für nöthig erachtet, hier eine Zwischenbetrachtung über deren Integration einzuschieben. Bei den meisten Gleichungen dieser Art ist es nämlich nicht möglich geschlossene Integrale zu geben, vielmehr muſs man sich damit begnügen, diese Integrale in Reihen zu entwickeln. Diese Reihen müssen daher auch die allgemeine Auflösung der gegebenen Gleichung angeben, d. h. sie müssen eine hinreichende Zahl von arbiträren Funktionen enthalten. Wie viel solcher arbiträren Funktionen aber vorkommen müssen, darüber hat man keine bestimmte Regel und ihre Zahl hängt keineswegs bloſs von der Ordnung der Differenzialgleichung ab, ja zuweilen können alle arbiträren Funktionen verschwinden, so daſs die Reihe nur willkürliche Constanten enthält und dennoch das vollständige Integral der gegebenen Gleichung ausdrückt. Diese verschiedenen Umstände sucht hier Poisson zu erläutern. Namentlich untersucht er die Gleichung $\frac{du}{dt} = a.\frac{d^2u}{dx^2}$ deren Integral zuerst Fourier gefunden hat, man vergl. *théorie de la chaleur chap.* 9. Besonders wichtige Bemerkungen über die Bestimmung der Coeffizienten der Reihen enthalten no. 515—517. Nach diesen Untersuchungen folgt die Theorie die transversalen Schwingungen elastischer Stäbe. Die Schwingungen der elastischen Platten und die damit zusammenhängende Theorie der Klangfiguren, wie auch die Theorie der drehenden Schwingungen, hat Poisson nicht berührt, er verweist deswegen auf seine Abhandlung *sur l'équilibre et le mouvement des corps élastiques.* In no. 502. und in no. 506. findet man die Summation zweier Reihen, die fast in allen Theilen der mathematischen Physik vorkommen, nämlich:

$$\sin\vartheta - \tfrac{1}{2}\sin 2\vartheta + \tfrac{1}{3}\sin 3\vartheta \ldots = \tfrac{1}{2}\vartheta$$

und

$$\cos\vartheta - \tfrac{1}{3}\cos 3\vartheta + \tfrac{1}{5}\cos 5\vartheta \ldots = \frac{\pi}{4}$$

Poisson leitet diese Summen auf eine künstliche Weise, die beim Unterricht nicht die passendste sein möchte, aus einer verwickelten Integralformel ab. Eine einfachere Herleitung derselben wird daher hier nicht am unrechten Orte stehen, um so mehr, da die Methode, die wir andeuten, sich auch auf viele andere und viel verwickeltere Reihen anwenden läſst, worüber Ref. schon an einem andern Orte mehr gesagt hat (Crelle *Journ. f. d. Math. Bd.* 10. *pg.* 209). Poisson bemerkt zwar selbst, daſs man auf verschiedenen Wegen zu diesen Summen gelangen kann, schwerlich aber hat er hierbei auch an die folgende Methode gedacht, da sie auch bei Fourier, der dieselben Reihen in *Théor. de la chal.* auf verschiedenen Wegen summirt hat, nicht vorkommt. Um zuerst die Summe der Reihe

$$\sin\vartheta - \tfrac{1}{2}\sin 2\vartheta + \tfrac{1}{3}\sin 3\vartheta$$

zu finden, setze man allgemein statt $\sin. m\vartheta$ den Werth $\frac{e^{m\vartheta\sqrt{-1}} - e^{-m\vartheta\sqrt{-1}}}{2\sqrt{-1}}$. Hierdurch wird die gegebene Reihe in zwei Theile zerlegt, nämlich

$$\tfrac{1}{2}\sqrt{-1}\left(e^{\vartheta\sqrt{-1}} - \tfrac{1}{3}e^{2\vartheta\sqrt{-1}} + \tfrac{1}{5}e^{3\vartheta\sqrt{-1}} \ldots\right)$$
$$-\tfrac{1}{2}\sqrt{-1}\left(e^{-\vartheta\sqrt{-1}} - \tfrac{1}{3}e^{-2\vartheta\sqrt{-1}} + \tfrac{1}{5}e^{-3\vartheta\sqrt{-1}} \ldots\right)$$

Die zwei in Klammern eingeschlossenen Ausdrücke haben aber bezüglich die Werthe

$$\int_0^1 \frac{e^{\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+xe^{\vartheta\sqrt{-1}}} \quad \text{und} \quad \int_0^1 \frac{e^{-\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+xe^{-\vartheta\sqrt{-1}}}$$

also ist der Werth der ursprünglichen Reihe

$$\frac{1}{2\sqrt{-1}}\int_0^1 \frac{e^{\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+xe^{\vartheta\sqrt{-1}}} - \frac{1}{2\sqrt{-1}}\int_0^1 \frac{e^{-\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+xe^{-\vartheta\sqrt{-1}}}$$

$$\text{oder } \frac{1}{2\sqrt{-1}}\log.\left(\frac{1+e^{\vartheta\sqrt{-1}}}{1+e^{-\vartheta\sqrt{-1}}}\right) = \frac{1}{2\sqrt{-1}}\lg.e^{\vartheta\sqrt{-1}}$$
$$= \frac{\vartheta}{2}.$$

Ebenso findet man die Summe der Reihe

$$\cos.\vartheta - \tfrac{1}{3}\cos.3\vartheta + \tfrac{1}{5}\cos.5\vartheta \ldots$$

wenn man allgemein statt $\cos.m\vartheta$ den Werth $\frac{e^{m\vartheta\sqrt{-1}} + e^{-m\vartheta\sqrt{-1}}}{2}$ setzt, die gegebene Reihe wird hierdurch in zwei Theile zerlegt, nämlich

$$\tfrac{1}{2}\left(e^{\vartheta\sqrt{-1}} - \tfrac{1}{3}e^{3\vartheta\sqrt{-1}} + \tfrac{1}{5}e^{5\vartheta\sqrt{-1}} \ldots\right)$$
$$+\tfrac{1}{2}\left(e^{-\vartheta\sqrt{-1}} - \tfrac{1}{3}e^{-3\vartheta\sqrt{-1}} + \tfrac{1}{5}e^{5\vartheta\sqrt{-1}} \ldots\right)$$

deren Summe bezüglich $= \frac{1}{2}\int_0^1 \frac{e^{\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+x^2e^{2\vartheta\sqrt{-1}}}$ und

$\frac{1}{2}\int_0^1 \frac{e^{-\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+x^2e^{-2\vartheta\sqrt{-1}}}$ ist, also der Werth der gegebenen Reihe

$$= \tfrac{1}{2}\int_0^1 \frac{e^{\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+x^2e^{2\vartheta\sqrt{-1}}} + \tfrac{1}{2}\int_0^1 \frac{e^{-\vartheta\sqrt{-1}}\,dx}{1+x^2e^{-2\vartheta\sqrt{-1}}} =$$

Die Summation zeigt hier unmittelbar, dafs der Werth der Reihe nicht in allen Fällen $= \frac{\pi}{4}$ ist, wie dies schon Fourier nachgewiesen hat. Die genauere Erörterung dieser Zweideutigkeit so wie der Zweideutigkeit des Werthes der Reihe $\sin.\vartheta - \frac{1}{3}\sin.2\vartheta \ldots$ kann jedoch hier nicht nachgewiesen werden.

Das 9te Kapitel, mit dem die Dynamik schliefst, entspricht dem letzten Kapitel der Dynamik in der früheren Ausgabe, indem es die allgemeinen Gesetze und Eigenschaften der Bewegung eines Systems von Körpern enthält, es ist aber dieser Gegenstand hier viel erschöpfender behandelt, worüber wir jedoch nur kurze Andeutungen geben können. Poisson zeigt zuerst, nach Lagrange, wie durch die Verbindung des d'Alembertschen Grundsatzes mit dem Grundsatze der virtuellen Geschwindigkeit sich eine Formel ergiebt, aus der alle Differentialgleichungen der Bewegung eines Systems materieller Punkte abgeleitet werden können, und wie man diese Gleichungen durch Variation der willkührlichen Constanten auflösen kann. Er geht alsdann zu den Gesetzen der kleinen Schwingungen über, die hier nicht wie früher blofs angedeutet, sondern vielmehr ausführlich erläutert werden. Von dem Princip der Coexistenz der kleinen Schwingungen wird das Princip der Uebereinanderlagerung der kleinen Schwingungen unterschieden, welches letztere von den besonderen Gesetzen der kleinen Bewegungen, die man betrachtet, unabhängig ist und blos darin besteht, dafs man annimmt, dafs die Wellen sich übereinanderlagern, ohne sich zu modificiren. Auch bei Erläuterung der anderen Principe, wie des Princips der Erhaltung der Bewegung des Schwerpunkts u. s. w. sind manche Aenderungen vorgenommen worden, man vergleiche besonders No. 558, 568, 569, 572.

Bei der nun folgenden Hydrostatik ist die Folge der Materien dieselbe geblieben, nur ist noch ein sechstes Kapitel hinzugekommen. Neu sind besonders im zweiten Kapitel die Bemerkungen über die Molekularkräfte No. 588, die Berechnung der Fälle, in welchen die elliptische Gestalt dem Gleichgewicht einer homogenen Flüssigkeit, die sich um eine feste Axe dreht und deren Theile sich im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats des Abstandes anziehen, Genüge leistet, die Anwendung hiervon auf die Abplattung der Erde, und die Berechnung der Gestalt, die eine im Gleichgewicht sich befindende Flüssigkeit annehmen mufs, wenn die Theilchen sich im Verhältnifs ihres Abstandes anziehen. Im dritten Kapitel ist die Erläuterung über die Pumpen weggelassen worden, theilweise findet sie sich in No. 623, und zwar nicht am passendsten Orte. Im fünften Kap., das von den Barometermessungen handelt, berechnet der Vf. zuerst die Masse der atmosphärischen Luft, die er zu 0,0000008854 angiebt, die der Erde als Einheit genommen. Die Formel für die Höhenmessungen

ist in so fern geändert, dafs hier die Ausdehnung des Quecksilbers zu $\frac{1}{5560}$ angenommen ist, während in der früheren Ausgabe $\frac{1}{5412}$ gesetzt worden war. Auch ist der barometrische Coeffizient direkt berechnet worden, und zwar findet Poisson für diesen Coeffizienten 18337m,46, was von dem Ramond'schen Coeffizienten nur wenig abweicht. Sonst findet man in diesem Kap. auch noch Bemerkungen über das Steigen des Luftballons und am Schlusse einiges über die Spannkraft des Dampfes. S. 610 lese man statt 13m,5975 und 5m,50 blofs 13,5975 und 5,50. Das sechste behandelt die schwierige Theorie der elastischen Kraft und der Wärme der Gasarten, wobei auch Anwendungen auf die Theorie der Dampfmaschinen vorkommen.

Die Hydrodynamik, die früher die schwächste Seite dieses Werkes war, hat ebenfalls beträchtliche Zusätze erhalten, jedoch scheint sie uns noch immer nicht vollständig genug zu sein, namentlich sind die Ergebnisse der hydraulischen Versuche, die wir besitzen, nicht genug beachtet. In der früheren Ausgabe stellte Poisson die Hypothese über den Parallelismus der Schichten an die Spitze der Untersuchung, und liefs erst zuletzt die allgemeinen Gesetze der Bewegung der Flüssigkeiten folgen. Hier hat er einen umgekehrten Gang befolgt, was uns auch viel wissenschaftlicher zu sein scheint. Der Abschnitt über die Oszillation des Wassers in einer gekrümmten Röhre ist weggelassen worden, dagegen ist das zweite Kapitel, welches die Theorie der Ausbreitung des Schalls enthält, hinzugekommen. Der Vf. giebt zuerst die Differenzialgleichungen, von denen die Theorie des Schalls abhängt, für die zwei besondern Fälle, nämlich erstens, wenn die Luft in einer cylindrischen Röhre enthalten ist, und ihre Theilchen sich parallel mit der Axe, die horizontal gedacht wird, bewegen, und ferner, wenn die Luftmasse unbegrenzt ist und dieselbe von einem Punkte aus nach allen Richtungen gleichzeitig erschüttert wird. Ueber die Reflexion des Schalls von einer unbegrenzten festen Ebene (No. 663), über die Geschwindigkeit des Schalls in der Luft (664, 665) und im Wasser (666). Auf die Theorie der Blasinstrumente hat sich Poisson nicht eingelassen, was darüber in no. 658. vorkommt ist unbedeutend. In einem Anhange ist noch der Gebrauch des Princips der lebendigen Kräfte bei Berechnung der Leistungen von Maschinen, die in Bewegung sind, erläutert. Der Vf. verweist auf die Vorlesungen von Navier und Poncelet, die jedoch bis jetzt nur lithographirt vorhanden sind. Poisson giebt hier noch ein Mal eine Definition von dem Wort *Maschine*, die nicht ganz mit derjenigen, die er früher (no. 579) gegeben hat, zusammenfällt. Hier nämlich sagt er: Maschinen sind Werkzeuge oder Systeme fester Körper, die geeignet sind, die Wirkung der Kräfte von einem Theile dieser Verbindungen auf einen anderen überzutragen. Wir verweisen noch wegen der Anwendung des Psincips der lebendigen Kräfte auf die Maschinenlehre auf die vortreffliche Abhandlung von Coriolis in den *Mémoires présent. par divers savans à l'acad. Roy. de sc. Sc. math. et phys. T.* 3. Stern.

CXX.

Leben Georg Whit(e)fields. Motto I. Cor. 15, 10. *Nach dem Englischen herausgegeben von Dr. A. Tholuck. Leipzig* 1834. *VI und* 212 S. 8. *Mit einem lithographirten Bilde Whitefields.*

Niemand möchte leugnen, dafs Lebensbeschreibungen frommer und wirksamer Männer erregend wirken auf die Erweckung ähnlicher Tugenden und zur Nacheiferung anspornen, auch möchten wir nicht bezweifeln, dafs eine auch nur einigermafsen vollendete Biographie jenes berühmten Methodistenhauptes manches Gute in den angegebenen Beziehungen wirken könnte; es werden aber dazu Eigenschaften erfordert, welche der gegenwärtigen Schrift abzusprechen sind. Wenngleich nach den Quellen gearbeitet, scheinen ihr doch hinlängliche Nachrichten über die Verhältnisse W.'s gefehlt zu haben. Daraus entstand ein unmotivirtes Eintheilen in Capitel ganz nach Zufall oder Willkühr. Das ganze Leben zerfällt weder in Hauptabschnitte, noch ist es unter gewisse scheidende Gesichtspunkte gebracht, welche einige Ruhepunkte gestatteten, vielmehr gehen unvorbereitet die Begebenheiten nebeneinanderher, gar nicht einander bedingend oder in einander greifend. Wendet man dagegen ein, dafs, wie thätig und vielseitig auch das Leben jenes Frommen in Anspruch genommen war, doch eben seine Activität immer wieder dieselbe, seine Laufbahn keine glänzende, seine Wirksamkeit nur die durch die Predigt war, so kann dies doch wenig entscheiden, ein sichtender Geist weifs doch jeden, auch den unförmlichsten, Stoff in seine Bestandtheile zu zerlegen. Dazu treten auch noch andere Anforderungen, welche an eine gute Biographie gemacht werden müssen, hier aber vergeblich gemacht werden. Jede Biographie nämlich ist werthlos und erregt auch wenig Interesse, wenn sie nicht auf dem Hintergrunde gleichsam derjenigen Begebenheiten gezeichnet ist, welche die ganze Zeit der Hauptperson umgeben, wenn man nicht den historischen und geistigen Zusammenhang derselben mit den übrigen grofsen Geistern und Begebenheiten und die Wechselwirkung überschaut, in welcher die einzelnen gröfseren Erscheinungen mit der gegenwärtig betrachteten stehen. Dies geschieht in diesem Leben W.'s so wenig, dafs sich der Nichthistoriker oder Nichtgelehrte, für den sie doch wohl hauptsächlich soll geschrieben sein, ganz aufser Möglichkeit sieht, über den damaligen religiösen Zustand in England und Schottland ein Bild zu bekommen. Für den Theologen kann sie gar kein Interesse darbieten, weil sie so ganz aufser aller Berührung mit der damaligen Theologie und den theologischen Beziehungen überhaupt gehalten ist, dafs man nicht einmal eine Auseinandersetzung der Grundsätze Whitefield's oder ein Bild der Abweichungen seiner Lehre von der herrschenden englischen Kirchenlehre darin angedeutet findet. Diesemnach ist wohl selbst der Name „biographische Skizze" (Vorrede S. III) noch viel zu hoch für diese Darstellung. Vielleicht hätte sich manchem dieser Uebelstände leicht abhelfen lassen durch einige Anmerkungen unter dem Text oder durch eine Einleitung, die Geschichte des Methodismus aus den Ursachen, die ihn hervorrief, behandelnd, durch eine Darlegung der methodistischen Dogmen oder dergl. Um so unverzeihlicher scheint es uns, dafs Herr Tholuck ein Buch, das doch einmal seinen Namen führt, mag er auch noch so wenig Antheil daran haben, so wenig ausstattet, wie sich's gebührt. Dies hätte vielleicht auch ein junger Theologe unter seiner Leitung unternommen, wie die ganze Uebersetzung auch so entstand. Die Vorrede trägt auch in so hohem Grade das Gepräge der Uebereilung, dafs wenig Urtheilskraft dazu gehört, diese Entdeckung zu machen, äufserlich geht es schon aus den Verbesserungen hervor, die dem Vf. nachher unter den Druckfehlern nöthig schienen. Bei Vermeidung dieser Mängel wäre der Verdacht vielleicht geringer, welcher sich unwillkührlich aufdringt, dafs diese Lebensgeschichte, welche im Ganzen einen mystischen Anstrich nicht verleugnen kann, doch nur die Reihe der zahllosen Erbauungsschriften vermehren sollte, welche den Conventikelbesuchern vorzugsweise zusagen. Wohl dem, der an festeren und nahrhafteren Speisen sich zu sättigen gewöhnt hat!

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CXXI.

Die Lüge. Ein Beitrag zur Seelenkrankheitskunde, für Aerzte, Geistliche, Erzieher u. s. w. von Johann Christ. August Heinroth. Leipzig, bei Fr. Fleischer. 1834. *XII*, 496 S. 8.

Herr Heinroth ist einer der wenigen unter den jezt lebenden Schriftstellern, die über sittlich-religiöse Gegenstände aus wahrhaftem Gemüthsbedürfnisse und gründlicher, in den innersten Tiefen der Seele erlebter Erfahrung, die mit Einem Worte, über diese Gegenstände auch in einem sittlich-religiösen Interesse schreiben. Sein bedeutendes Talent der Darstellung vermag dieses Interesse auch in dem Leser in einem gewifs nicht gemeinen Grade zu erwecken, und die durchaus edle und geschmackvolle, von allen den Verirrungen einer polternden oder sentimental declamirenden Rhetorik, denen sonst Darstellungen dieser Art so leicht unterliegen, völlig frei gehaltene Ausbildung, welche er diesem Talente gegeben hat, läfst den Eindruck, den seine Darstellungen machen, einen reinen und erfreulichen bleiben. Eben dieses Talent und diese Bildung geben ihm das Vermögen der Popularität in einem Sinne, wie dasselbe äufserst wenigen Schriftstellern gegeben ist. Ohne je trivial zu werden, vielmehr stets in seinen Wendungen und in der Art und Weise seines Ausdrucks originell und geistreich bleibend, und dadurch die Aufmerksamkeit auch der höher gebildeten Leser fesselnd, weifs er über die gemeinsten Dinge mit einer Breite und Ausführlichkeit zu sprechen, wie solche allerdings gefordert sein mag, um unter dem gröfsern Publicum die Wirkung, die der Hr. Vf. beabsichtigt, hervorzubringen. Ohne alle Frage bleiben daher seine Schriften, was man auch von wissenschaftlicher Seite gegen ihren Inhalt einzuwenden haben möge, in hohem Grade nicht nur interessante, sondern auch erfreuliche Erscheinungen; und sie verdienen eine sorgfältige Beachtung auch von Seiten Solcher, die sie nicht zunächst für sich selbst bestimmt glauben können. Obgleich sie nämlich, ihrem gesammten Charakter nach, wenigstens zum gröfsern Theile, fast mehr den Charakter der Erbaulichkeit, als der eigentlichen Wissenschaftlichkeit, zu tragen scheinen können, so regen sie doch, theilweise schon durch die Form der Wissenschaftlichkeit, die der Hr. Vf. allerdings für sie in Anspruch nimmt, weit mehr aber durch die Klarheit und Vollständigkeit, mit der man in ihnen einen Standpunkt dargelegt findet, den die philosophische Wissenschaft zwar nicht für den ihrigen, aber doch für einen berechtigten erkennt, wenigstens indirect die wissenschaftlichen Probleme auf eine Weise auf, die allerdings auch die Wissenschaft selbst dankbar anzuerkennen Ursache hat.

Der religiöse Standpunkt des Hrn. Vfs. ist bekanntlich der Standpunkt des, wenigstens in seinen Hauptmomenten mit dogmatisch-positiver Strenge festgehaltenen, christlichen Offenbarungsglaubens. Nicht dafs er diesen Glauben, wie ehemals so Viele, von früh auf in der Weise eines Vorurtheils eingesogen hätte, und derselbe aus geistiger Indolenz oder Beschränktheit bei ihm verblieben wäre. Vielmehr hat er sich ihn aus einem inneren, lebendigen Quell selbstthätig erzeugt; und dieser Quell ist einerseits das tiefe sittliche Bedürfnifs des Gemüths, welches in diesem Glauben den Halt und die Stütze für seinen heiligen Inhalt fand, die ihm früher eine einseitige Verstandesbildung entzogen hatte, anderseits die begeisterte ästhetische Anschauung der geschichtlichen Erscheinung des Gottmenschen, welche sich in der Seele des Vfs. an die, gleichfalls mit enthusiastischer Liebe von ihm gepflegten Anschauungen der künstlerischen und poetischen Welt anreihte. Die Durchdringung dieser beiden Elemente ist unserm Vf. eigenthümlich und für seine litterarische Erscheinung charakteristisch. Wir wüfsten unter unsern Zeitgenossen neben ihm kaum einen andern Schriftsteller zu nen-

nen, der, bei gleicher Beschränkung auf den positiv-dogmatischen, und Entfernung von dem speculativen Standpunkte, doch eine so vollständige Vereinigung darböte von gründlichem, sittlichem Ernste mit der heiteren Genialität einer begeisterten Kunstliebe und einer dichterischen Weltansicht; — so häufig sonst auch jedes dieser beiden Elemente vereinzelt und, sei es zur finstern ascetischen Strenge, oder zur frivolen Kunstvergötterung gesteigert, das Phänomen eines antiphilosophischen Offenbarungsglaubens hervorzurufen pflegte. Der Hr. Vf. theilt diese schöne und hocherfreuliche Doppelseitigkeit seiner religiösen Richtung mit allen ächten Jüngern der wahrhaften, philosophischen Speculation, gegen welche letztere er sich doch so hartnäckig ablehnend, ja so ungerecht und uneinsichtig ankämpfend verhält. — Dieses Ankämpfen, diese hin und wieder fast an das Geflissentliche anstreifende Verblendung gegen das Verdienst und das Vermögen der Philosophie — leider ein nicht minder scharf hervortretender, zur Vollendung ihres Charakterbildes wesentlich gehörender Zug von Heinroths Schriften, als jene vorhin erwähnten erfreulichern — stammt bei ihm nicht etwa aus einer reinen, alles Reflectiren und Raisonniren verschmähenden Hingebung des Gemüthes an die in unmittelbarer Anschauung erfaſste Substanz des Göttlichen. Vielmehr würde der Hr. Vf., wenn er sich zu dem freieren Standpunkte des Denkens, der, weit entfernt dem Offenbarungsglauben zu widersprechen, wesentlich vielmehr von diesem gefordert wird, wahrhaft und durchaus zu erheben vermöchte, diese seine gegenwärtige Polemik gegen diesen Standpunkt für eine Nachwirkung eben jener einseitigen Reflexionsbildung erkennen, deren Ungenügen für alle höhern Bedürfnisse ihm schon früher zum Bewuſstsein gekommen war. Es ist offenbar die Befangenheit in dem Resultate der Kantischen Philosophie, das *Vorurtheil*, daſs der Mensch ein Absolutes, ein Anundfürsichseiendes zu erkennen nicht vermöge, welches, mit der Macht einer geistigen Substantialität, in die er sein Denken einmal hineingebildet hat, ihn gefesselt haltend, ihm nicht nur alle Versuche zu einem höhern Aufschwunge des Denkens als Irrthum und Frevel erscheinen läſst, sondern in der That ihn auch in einen leicht nachweislichen Widerspruch mit seiner besseren, durch eine glückliche Genialität seines Gemüths ihm angeeigneten, religiösen Ueberzeugung setzt. Denn, vermag wirklich der Mensch den Gedanken des Ewigen nur auf subjective für ihn, aber nicht auf an sich wahre Art zu denken; giebt es für ihn keine Gewiſsheit, daſs er in dem Denken als solchem die absolute, die göttliche Wahrheit erfaſst: so bleibt auch für dasjenige, worin das Gemüth die Stimme der sich offenbarenden Gottheit zu vernehmen glaubt, die Möglichkeit der Täuschung. — Wir leugnen nicht, daſs manche Stufen des speculativen Denkens eher von dem Göttlichen ab, als zu ihm hinzuführen scheinen können; aber weder sind diese Stufen die letzten und höchsten, noch darf auch selbst in ihnen das im ächten Sinne des Wortes religiöse Streben nach Wahrheit, der so zu sagen noch *latente* Glaube verkannt, und dieselben wohl gar, wie unser Vf. zu thun sich nur allzu geneigt zeigt, unter die Kategorie der *Lüge* eingereiht werden.

Der Begriff der Lüge ist es, den der Verf. in dem gegenwärtigen Buche abhandelt, freilich unter den mannigfaltigsten — Digressionen nicht sowohl, denn sein Gedankengang ist trotz seiner Ausführlichkeit durchgehends ein streng geordneter und das Hauptziel unverrückt vor Augen haltender, — als vielmehr Einleitungen, Erläuterungen, Feststellungen und Ausführungen verwandter oder vorauszusetzender Begriffe, wodurch dieses Buch nicht weniger, als schon manche seiner früheren, zu einer fast vollständigen Darstellung seiner gesammten sittlichen, ästhetisch-religiösen Weltansicht wird. Er spricht von der Lüge im häuslichen Leben, und giebt uns dabei eine beredte Darstellung der häuslichen Verhältnisse sowohl nach ihrem ächten Begriff, als nach ihrer Ausartung; von der Lüge im öffentlichen Leben, und hier erhalten wir die Grundzüge seiner Staats- und Rechtsphilosophie; von der Lüge in Wissenschaft, Kunst und Religion, und er ermangelt nicht, uns in geistreichen Andeutungen darüber zu belehren, was nach seiner Ansicht Wissenschaft, was Kunst und was Religion ist. Die Metaphysik der Lüge, welche den dritten und letzten Haupttheil seines Werkes ausmacht, ist ihm Veranlassung, noch einmal seine Hauptlehren über Gott und Welt, über menschlichen Geist und menschliches Erkennen zu entwickeln, nachdem er die Grundzüge derselben bereits im ersten Theile vorgetragen hatte. Wir vermögen hier nicht, dem Vf. in alle diese weitläuftigen Verhandlungen zu folgen, sondern müssen uns begnügen, seine Auffassung des Hauptgegenstandes kürzlich zu bezeichnen und ihr, soweit dies in der Kürze möglich, die unsrige gegenüberzustellen. Allerdings nämlich er-

blicken wir in dem vorliegenden Buche eine Aufforderung für jeden philosophisch Denkenden, sich über den hier abgehandelten Begriff auf eine ausdrücklichere und vollständigere Weise klar zu werden, als es, wenn man demselben nicht eine eigene Untersuchung widmet, meist zu geschehen pflegt.

In der Haupt- und Grundansicht seines Gegenstandes weicht Hr. Heinroth keineswegs von der gewöhnlich gäng und geben Betrachtungsweise desselben ab, welche unter Lüge alle und jede, den Zweck wirklicher Täuschung verfolgende Abweichung von der factischen, sinnlichen und äufserlichen Wahrheit in der Mittheilung an Andere durch Rede oder That versteht. So weit verbreitet und — wir sprechen hier durchaus nur von dem Materiellen der Sache, nicht von der Darstellung des Hrn. Vfs. — trivial diese Auffassung ist, so kann man doch nicht einmal dies von ihr sagen, dafs sie sich streng an den Sprachgebrauch anschliefst oder denselben festhält. Der Sprachgebrauch erweist der gemeinen, thatsächlichen Wahrheit, — die streng genommen für sich allein betrachtet, nicht einmal den Namen der Wahrheit verdient, — mit Nichten die Ehre, ihre Verletzung für sich selbst und ohne hinzukommende gründlich-bösartigere Motive, mit einem so gehässigen Ekelnamen zu bezeichnen. Wir können es nur als eine Verirrung des abstrahirenden Verstandes betrachten, wenn Hr. Heinroth davon ausgeht, diese oberflächliche Wahrheit, die an sich selbst eben so sehr Unwahrheit als Wahrheit ist, für schlechthin berechtigt, Anerkennung von dem erkennenden und seine Erkenntnifs in Rede und That bethätigenden Geiste zu fordern, gelten zu lassen. Vielmehr sind wir keck genug, zu behaupten, dafs ihr, dieser gemein sinnlichen, sogenannten Wahrheit, an und für sich nichts anders, als ihr Recht widerfährt, wenn sie von dem freien Geiste, der sie zu beherrschen, nicht aber ihr zu dienen geboren ist, verleugnet wird. Hr. Heinroth glaubt die Pflicht und den Trieb des Wahrheitredens in diesem äufserlichen, factischen Sinne so tief in der Natur des Geistes begründet, dafs er es für eine wichtige, sowohl anthropologische als metaphysische Aufgabe hält, den Gründen und Motiven, welche zur Verletzung dieser Pflicht hinführen können, nachzuforschen. Uns will er umgekehrt bedünken, dafs zuvörderst den Gründen nachzugehen gewesen wäre, welche die freie Herrschaft des Geistes über seinen Stoff dergestalt beschränken, dafs sie ihm die Anerkennung und das Belassen dieses Stoffes in seiner geistlosen Unmittelbarkeit in vielen Fällen allerdings zur Pflicht machen. Denn dafs diese Anerkennung um ihrer selbst willen eine Pflicht sei, können wir ein für allemal nicht zugeben; auch wollen wir den Argwohn nicht verhehlen, dafs der Vf. durch die starre Consequenz seiner Theorie verleitet, in dem Zusammenhange derselben für manche sogenannte Gewissensfälle das Bekenntnifs solcher Wahrheit fordert, wo er mit vollem Rechte im Leben, trotz seiner rigoristischen Casuistik, kein Bedenken tragen würde, sie zu verleugnen, ja wo er vielleicht ihre Verleugnung für die heiligste Pflicht erkennen würde (s. z. B. S. 182 f.). Dafs durch solche Verleugnung ein Gut aufgeopfert werde, welchem kein irdisches Gut zu vergleichen sei: diesen in einem solchen Zusammenhange von dem Vf. ausgesprochenen Satz, können wir für nicht anders als beruhend auf einem Mifsverständnisse halten, auf dem Mifsverständnisse, durch welches die ewige, absolut geistige Wahrheit mit der äufserlichen, sinnlichen, Thatsächlichkeit verwechselt, und diese letztere für jene erstere untergeschoben wird.

Man sieht, wie auch in der, übrigens so gründlich durchdachten und so geistreich vorgetragenen Sittenlehre unsers Hrn. Vfs. sich die Mangelhaftigkeit jenes Standpunktes der Verstandesreflexion, den er dem höhern Glaubensinhalte zum Opfer darzubringen nicht ganz vermocht hat, bethätigt. Es ist schon mehrmals von tiefsinnigen Denkern bemerkt und darauf aufmerksam gemacht worden, wie der Verstand, indem er die Erkenntnifs des Absoluten verleugnet, oder scheinbar bescheiden darauf verzichtet, eben dadurch seinen eigenen, unwahren Inhalt, das Endliche, Relative und Nichtige, die Welt der Erscheinung, zum Absoluten macht. Niemand vermag auch nur das Geringste, — viel weniger einen so durchgreifenden Satz, wie der von der objectiven Gültigkeit oder Ungültigkeit des menschlichen Erkennens ist, — zu bejahen oder zu verneinen, ohne dabei einen Begriff der Wahrheit, einen unbedingt und schlechthin gültigen, an den er das so Bejahte oder Verneinte hält, in seinem Geiste vorauszusetzen. Verleugnet er daher die Erkenntnifs einer unbedingten und objectiven Wahrheit, so wird ihm unter der Hand die subjective und bedingte zur unbedingten. Dies ist auf eine eben so auffallende als lehrreiche Weise unserm Vf. begegnet, wenn er den Zugang zu einer höhern Wahrheit dem menschlichen Geiste verschliefsend, der äufserlichen sinnlichen Wahrheit eine so hohe Würde zuerkennt, dafs er dem Geiste die Pflicht, *um ihrer selbst willen* sie zu bekennen, zumuthet. — Wir sind weit entfernt, auch in diesem Irrthume selbst das edle und ehrenwerthe Motiv zu verkennen, welches den Verf. darauf hingeführt hat, dem Principe desselben auch in der Ethik eine so energische Durchführung zu geben. Dieses Motiv ist, wie wir deutlich zu sehen glauben, eben jener Offenbarungsglaube, der sich in seiner Denkweise, so gut es gehen will, mit der Reflexionsansicht vertragen mufs. Hat Gott die gemein sinnliche Erscheinung gewürdigt, sie zum Element, zum Träger seiner Offenbarung zu machen, ohne doch dadurch sie über ihre nur relative und end.

liche Geltung emporzuheben und absolute, anundfürsichseiende Wahrheit ihr zu ertheilen: so wird es für den Menschen unerläfsliche Pflicht, diese Scheinwahrheit in allen ihren auch noch so gleichgültigen und bedeutungsleeren Momenten unbedingt zu respectiren; denn er kann nicht wissen, in welchem vielleicht wesentlichen und unentbehrlichen Zusammenhange jedes dieser Momente mit einem Momente der göttlichen Offenbarung steht. Ist dieser Zusammenhang einmal zu einem äufserlichen Causalzusammenhange gemacht, die äufsere, sinnliche Wahrheit in der göttlichen Offenbarung *nur* erhalten und nicht zugleich aufgehoben, und dagegen in dieser Offenbarung selbst keine absolute, sondern immer nur wiederum eine relative Wahrheit gegeben: dann freilich bleibt dem Menschen nichts übrig, als diese relative Wahrheit selbst für das Heilige und Unverletzliche anzuerkennen und ihr eine unbedingte Verehrung und Hingebung zu widmen.

Was uns betrifft, so finden wir durch das Wort und den Begriff der *Lüge* nur den Gegensatz gegen diejenige Wahrheit bezeichnet, die auch uns für eine heilige und um ihrer selbst willen von dem Menschen anzuerkennende gilt, gegen die ewige und übersinnliche. Nicht als leugneten wir, dafs nicht auch die Verletzung der gemeinhin sogenannten Wahrheit in den meisten Fällen sittlich verboten sei; aber sie ist dies nicht um dieser Wahrheit selbst willen, sondern einzig und allein in Folge der Art und Weise, wie sich diese Wahrheit organisch in einen höhern, sittlich-geistigen Zusammenhang einreiht, welchem seinerseits als Glied anzugehören, die sittliche Bestimmung des Menschen ausmacht. Aber in diesen Zusammenhang tritt das äufserlich Factische nicht nach seiner sinnlichen Unmittelbarkeit ein, sondern es wird darin organisch umgebildet, auf entsprechende Weise, wie auch in dem Naturprocesse ein von einem organischen Körper aufgenommener Nahrungsstoff. Dies Verhalten des sittlichen Organismus zu der geistlosen Existenz und Aeufserlichkeit ist wesentlich ein negatives, ein dialektisches; und so geschieht es denn, dafs nicht nur in unzähligen Fällen Bekennen oder Verleugnen jener sogenannten Wahrheit als etwas Gleichgültiges in die Willkür des sittlichen Menschen gegeben ist, sondern dafs auch in unzähligen andern die Verleugnung derselben ausdrücklich zur Pflicht werden kann. In einigen dieser Fälle findet sich auch Hr. Heinroth durch die immanente Dialektik der Sache genöthigt, die Nothwendigkeit einer Aufhebung der äufserlichen Wahrheit zuzugeben, z. B. bei der Kunst, über die er sich selbst die Frage vorlegt, wie es denn komme, dafs sie nicht durchweg als Lüge betrachtet werden dürfe; ohne aber sie auf genügende Art zu beantworten. In andern Fällen dagegen, wo man dieses Zugeständnifs mit gleichem Rechte hätte fordern können, beharrt er auf der starren Consequenz seines Principes. So z. B. wenn er alle und jede Täuschung über materielle Thatsachen, die sich zu Zwecken des Gemeinwohles der Staat erlaubt, unter die Kategorie der *Staatslüge* bringt; wo dann gegen den Hrn. Vf. die Bemerkung nahe liegt, dafs er bei einem entsprechenden Verfahren dem Staate auch die Befugnifs zu strafen, — jener zum Kriegführen nicht zu gedenken, — würde absprechen müssen, da ihm das Leben und die Freiheit menschlicher Individuen doch gewifs nicht minder für unverletzlich gelten wird, wie jene thatsächliche Wahrheit. — Durch eben diese Dialektik nun, welche die factische Unmittelbarkeit in dem objectiven Organismus des Geistes aufhebt, wird in letzter und höchster Potenz beides in der *Idee* der Wahrheit, in dem *absoluten Geiste* aufgehoben, d. h. sowohl verneint, als auch erhalten. Diese Idee bezeichnet daher allerdings ein Letztes, ein Absolutes, sowohl an sich, als auch insbesondere für den sittlichen Geist, der das was er ist, allein durch sie ist, und daher durch die Auflehnung gegen sie, welche ausschliefslich mit dem Namen der Lüge gebrandmarkt werden sollte, seines Wesens, d. h. seiner Sittlichkeit, allerdings verlustig geht. Den Begriff der Lüge in diesem Sinne festzustellen, seine Möglichkeit, — die keineswegs eine sich von selbst verstehende ist, da die Idee der Wahrheit doch Alles in Allem sein soll, — zu erweisen, die Erscheinungen seiner Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Tiefe zu ergründen und zu durchmessen, betrachten wir als die allein würdige Aufgabe einer *Metaphysik der Lüge*, als eine Aufgabe von so hoher Wichtigkeit, als bisher noch unüberwunden gebliebener Schwierigkeit. Sie wird nämlich keineswegs etwa dadurch gelöst, dafs man dem Begriffe dieser ewigen Wahrheit den Begriff der schlechten, d. h. der endlichen Verneinung derselben gegenüberstellt, welcher weit entfernt, den wahrhaften Gegensatz gegen sie zu bezeichnen, vielmehr nur das einfache Nichtangelangtsein des endlichen oder subjectiven Geistes bei ihr bezeichnet. Die eigentliche Lüge ist dieser geistlosen Unwahrheit gegenüber nicht minder ein Positives, ein geistig Absolutes, wie die Wahrheit selbst; der Lügengeist, der Teufel, dessen Begriff wieder zu Ehren gebracht zu haben, wir unserm Vf. aufrichtig danken, wenn auch dies vielleicht von ihm auf eine etwas zu äufserlich positive Weise geschehen sein sollte — ist nicht die schlechteste oder ohnmächtigste, sondern die oberste und gewaltigste der Creaturen. Allerdings kann und wird die Lüge sich auch in der Verdrehung und Verunstaltung des Thatsächlichen äufsern, wiefern nämlich dieses Thatsächliche als Moment in den Organismus der absoluten Wahrheit eingeht; aber keineswegs ist diese Gestalt der Lüge die einzige, oder auch nur die ursprüngliche und hauptsächlichste. Die Lüge ist wesentlich eine geistige That, ja Schöpfung; die Erzeugung eines geistigen Daseins, dessen Unterscheidung von dem ächten und wahrhaften Dasein des Geistes gar so leicht nicht ist, als man meint; — sie kann dem gemeinen, geistlosen Dasein gegenüber, sogar als das Aussprechen einer grofsen Wahrheit auftreten. — Einen Beitrag zur Metaphysik der Lüge in diesem Sinne glaubt Ref. durch seine Beleuchtung des Begriffs der Häfslichkeit, welche nichts anders als die ästhetische Lüge ist, in seiner Aesthetik (Thl. 1. S. 173—207) gegeben zu haben; vollständig würde solche Metaphysik nur in dem wissenschaftlichen Zusammenhange der speculativen Theologie gegeben werden können.

C. H. Weifse.

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CXXII.

Geschichte Pabst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. Erster Band. (S. XVI. 717). Hamburg bei Friedr. Perthes 1834. 8.

Bei der Oberflächlichkeit und Flauheit, welche sich in den letzten beiden Jahren, wie fast aller Theile des Lebens, so auch der Litteratur im Ganzen bemeistert haben, ist es unendlich wohlthuend, einmal wieder einem historischen Werke zu begegnen, dem man es ansieht, wie an ihm, als wäre es eine feine Ciselirarbeit, jedes einzelne Stück mit Liebe und Sorgfalt berücksichtigt worden ist. Dafs der gelehrte Janhagel dem Buche nicht zujauchzt, mufs auch der Verf. erwartet haben; ist der letztere ja doch den Wünschen des Zeit-Pöbels zu huldigen, wie in seinem ganzen Leben, so in diesem Buche zu stolz gewesen — oder: *stolz* ist vielmehr nicht der rechte Ausdruck; es ist ein anderes Gefühl, welches durch das Werk hindurchgeht, und welches wir nur umschreibend bezeichnen, nicht aber mit einem einzigen Worte nennen können. Wenn in der Reformationszeit einzelne Männer gelebt haben, die einerseits das dringende geistige und *geistliche* Bedürfnifs, was in der Reformation seine Befriedigung fand, theilten, aber andrerseits zugleich einsahen, wie man unnützer und unnöthiger Weise ein Gebäude zerbrach und beraubte, was Jahrhunderte lang Schutz, Bequemlichkeit und Bildungsraum gewährt hatte, — einsahen, wie die Folgen des Ausziehens aus dem festen Pallast nach rasch und im Drange einer aufgeregten Zeit erbauten Häuserchen später so üble werden müfsten, dafs man zweifeln könnte, ob man nicht überhaupt besser gethan, wohnen zu bleiben — so werden sie ein ähnliches Gefühl gehabt haben, als sich in diesem Buche ausspricht; — das Gefühl nämlich, dafs der Pöbel mit seinem Thun und Wollen, wie die Sünde die Seele des Menschen, so dessen äufsere Verhältnisse verdirbt; dafs man ihm selbst, dem Pöbel, dies in keiner Weise zum Bewufstsein bringen kann, weil er eben Pöbel ist — und dafs man also in Zeiten, wo die Rücksicht auf ihn weit und breit der gebietende Herr wird, nichts thun kann trotz aller besseren Einsicht, als in steter Verwahrung eignen Seelenheiles und unter steten Bestrebungen der Bewahrung besserer Einsichten für bessere Zeiten eine Art Brücke zu bilden nach diesen Zeiten hin; eine Brücke für die wahre Bildung der früheren Zeit über den Strom sinnlicher Interessen und barbarischer Philisterei, die eben den Pöbel aller Stände bezeichnen, hinüber. Das Gefühl solchen Thuns, welches seine wahre Anerkennung erst in weiterer Zukunft sucht und welches also nothwendig auch mit dem Schmerz behaftet ist, in einer Zeit leben zu müssen, der man eigentlich nicht angehört, die man geisseln und stöcken würde, wenn man die Macht hätte, und der man, obwohl man sie als eine unsaubere, lüderliche Substanz anerkennt, doch die äufsere Gewalt über sich nicht nehmen kann, — dies Gefühl der Würde und der Trauer ist es, welches eigentlich den Geist des Buches bildet, und welches sich aufrichtet an dem Thun eines geistigen Helden, der allerdings in günstigeren Zeiten geboren, über dieselben auch eine Herrschaft übte, wie man sie irgend einem höheren Individuum jetzt mit Gut und Blut nicht zu erkämpfen vermöchte.

Wie grofs mag die Zahl sein der Individuen nur allein in Deutschland, die in dem Lumpenhaufen zusammenstehen, der da bei dem Namen „Innocenz" schon schreit: steiniget! steiniget! — blofs weil der Mann ein Bischof von Rom war. Die lumpigsten darunter sind jene Philister, die so ein Wenig bei Seite stehen, und zwar das allgemeine Durcheinanderschreien nicht billigen, und noch weniger die Steine; dann aber in ihrem besonderen Geschwätz vom Pabstthum nichts klügeres zu Tage bringen, und durch ihren Mangel an gesunden

Knochen den Zweifel erregen, ob sie das Steinigen hassen wegen der Ungerechtigkeit der That oder wegen der Kraftlosigkeit ihrer Personen.

Und wie wird einem zu Muthe, wenn man von diesem Gewürm und von diesen Sepienbildungen unserer Zeit hinblickt auf Innocenz selbst, auf den Mann, der seine Zeit und in ihr doch auch allen Jammer des gewöhnlichen Menschenlebens getragen hat, bis sie ihn selbst trug. Wie ein Blitz bricht seine Seele durch das gewöhnliche, untergeordnete Getreibe, was auch ihm bange gemacht, auch ihn mit Angst erfüllt hat, und seine Sehnsucht nach dem Brode himmlischer Gnade wird ihm zu Fittigen, die ihn emportragen: „Wie das Meer bitter und wogig ist, so klagt er, so herrscht Bitterkeit und Wogendrang durch's zeitliche Dasein. Nirgends Friede und Sicherheit; nirgends Rast noch Ruhe; überall Bangen und Beben, Mühsal und Schmerz. Schmerz mischt sich in's Lachen, Trauer in die Blüthen der Freude." — „So kurz das Leben, so ist es doch voll Elends; und wo finden wir Trost dagegen? Es mattet sich ab in Arbeit, es ängstigt sich in Furcht, es quält sich in Leiden. Dieses Elend ist lang, denn es dauert bis an's Ende; es ist anhaltend, denn nicht *ein* Tag ist dessen frei." — „So ist das Erdenloos des Menschen trübe, denn er ist zur Mühseligkeit geboren — und der gebrechliche Körper möchte unter der endlosen Bekümmernifs nicht bestehen, wenn nicht ein Strahl der Freude bisweilen dieselbe durchdränge". — „Aber wie Viele sind nicht in der Welt, welche nie eine Ahnung geistiger und ewiger Freude empfinden, nur fleischlicher und weblicher Lust anhängen?" — „*Das Leben ist ein Kriegsdienst*; ringsum Feinde, Gefahren. Wo ist einer, der auch nur einen einzigen Tag in reiner Freude durchlebt hätte, ohne Gewissensschuld, ohne Aufwallung des Zorns, und Regungen der Begierden? Wie schnell oft folgt nicht Leid auf Lust, Trauer auf Freude? Unablässig droht der Tod; Träume schrecken; Gesichte verwirren; wir zittern für Freunde, für Verwandte; ehe wir uns dessen versehen, schleicht Mifsgeschick herbei; stürmt Unglück ein; befällt uns Krankheit; durchschneidet der Tod den Lebensfaden. Alle Jahrhunderte haben der Arzneiwissenschaft nicht genügt, um sämmtliche Arten von Leiden zu erforschen, welche der gebrechliche Mensch zu tragen hat." — „*Eben so grofs ist das sittliche Elend.*"

Unwillkürlich fühlen wir, dafs wer so den Jammer des Lebens geschmeckt hat, wie uns diese Aeufserungen Innocenzens III. beweisen, dafs er es gethan hatte — dafs der, wenn er dann dennoch so gewaltig heraustritt, sittliche Riesenkräfte besitzen mufs. Andrerseits aber war das Durchgehen dieser Leidensschule auch ihm zu seiner Bildung eine nothwendige, denn nur wer die Angst des Meschen vor dem Tode und vor dessen Schatten im Leben gefühlt, und sich in dem Erzittern vor ihnen doch von ihrer Macht frei erhalten, wer mit den sinnlichen Interessen in letzter Instanz gebrochen hat, nur der kann ein Bischof von Rom sein, wie Innocenz es war. Rom aber hat eine ganze Anzahl solcher Bischöfe gehabt, und schon dies müfste hinreichen der katholischen Kirche eine gröfsere sittliche Achtung zu sichern, als dafs ein Paar Auswüchse wie etwa Johann XXIII. u. Alexander VI. sie aufzuwiegen vermöchten.

Der Verf., nachdem er eine Reihe von Stellen, die Innocenzens Ansichten von der Welt und ihren Verhältnissen erläutern, aneinandergefügt hat, zieht selbst den Schlufs: „Wer mit solchem Sinn in das Leben und Treiben der Welt schaut, der wird entweder in Abgeschiedenheit die Kräfte seines geistigen Wesens einzig auf die grofse Angelegenheit richten, welche von Zeit zu Zeit dort Gegenstand der Grübelei sogenannter Weiser, hier der Anbetung der Frommen war, und, erhaben über das Hinfällige und Vergängliche, nach dem Bleibenden und Dauernden streben. Oder wenn in weitumfassendem Wirken er eingreifen soll in die vielverschlungene Bewegung des Menschengeschlechts, wird er solcher Obliegenheit ungetheilt leben, um so mehr je eine tiefer begründete Ueberzeugung von der hohen Bedeutung jenes Wirkens er gefafst hat. *Losgetrennt von dem Irdischen mit seinen Wünschen und Begierden*, mit den Neigungen, welche so gewaltig den Menschen darniederziehen, und in getheilter Richtung seine Kräfte lähmen, *wird er mit seinem Leben einen grofsen Zweck desto rastloser verfolgen, je klarer er dessen Erreichung* nicht blofs als seine eigene Sache, sondern *als eine Aufgabe betrachtet, deren Lösung ein Höherer ihm übertrug;* je demüthiger er sich blofs für das Werkzeug hält, durch welches derjenige, der die menschlichen Angelegenheiten ordnet, das Wohlsein der Gesammtheit begründen und fördern will; deshalb in solcher Stellung sich selbst als unmittelbar unter der Lei-

tung des Ewigen, so wie in umfassenderem Maſse demselben für verantwortlich achtet."

Wenn jemand in solchem Sinne das Leben eines solchen Mannes, wie Innocenz war, zu schreiben unternimmt, ist er selbst schon in eine Region emporgestiegen, wo ihn einseitig beklemmte und befangene Urtheile über Gegenstand und Behandlung nicht mehr berühren können. Ueberlassen wir also jene grün d. h. unreif protestantische Gesinnung, die sich schon hie und da gegen das Buch erhebt, ihrem eignen Divertissement.

Das Werk selbst, von dem wir sprechen, ist seinem Aeuſseren nach in Bücher abgetheilt, von denen der erste Band das 1ste bis 9te *inclusive* enthält. Mit Ausnahme des ersten Buches, welches alles, was von Innocenzens Familie, Geburt, Erziehung, Studien und früheren Schicksalen bis zur Bischofsweihe in Rom bekannt war, enthält, ist jedem Buche der Zeitraum eines Jahres bestimmt, also im ersten Bande sind die Jahre 1198—1205 von Innocenzens Pontificat abgehandelt. Es sind eigentlich Annalen dieses Pontificates, dann aber zugleich Annalen nicht bloſs Europas, sondern der *katholischen Welt* damaliger Zeit, welche in einer herrlichen Weise an Rom den Mittelpunkt ihrer Bildung, ihres Verkehrs, ihrer allseitigen Erhaltung bei rechtem Wege fand. „Seit Karl der Groſse aus Leo's des dritten Händen unter freudigem Zuruf des Volkes die Kaiserkrone empfangen und sich zugleich als Schirmherrn der römischen und in dieser der allgemeinen Kirche bekannt hatte, waltete zwischen ihr und dem Reiche eine stete Wechselverbindung, aus welcher, so lange diese ungestört blieb, beide in vollendeterer Ausbildung zu gröſserer Kraft und mit hellerem Glanze sich erhoben. Die Kirche sicherte das Reich gegen Alleingewalt, welche kein Recht neben sich dulden will; das Ansehen des Reiches gewährte der Kirche jene allgemeine Anerkennung in allen Ländern, ohne die das Christenthum, entweder dem trennenden Einfluſs der Begriffe, Gewohnheiten und Richtungen der Völker Preis gegeben, in eben so viele Secten zerfallen, oder bloſs das Eigenthum einer Schule geblieben wäre. So hingegen bildete es sich zu dem Bande, welches die Völker umschlang, Leben, Gesittung und geistige Güter allen erhielt, und das Abendland als Ganzes in lebendigem Glauben dem durch die jugendliche Kraft einer die menschlichen Leidenschaften entflammenden Lehre nach der Weltherrschaft strebenden Morgenland gegenüberstellte. In dem ernsten Ringen der Päbste, frei (weil der Geist edler ist als der Körper, das Ewige höher steht als das Zeitliche) für alles, was durch die Kirche geheiligt wird, walten zu mögen, lag für das Christenthum ein Schutzmittel, daſs es, *weder der weltlichen Obergewalt dienstbar*, bloſs ein Theil der Staatseinrichtungen (wie die heidnischen Religionen) geworden, noch, der Willkür preis gegeben, durch die Anmaſsung des Menschengeistes zum bloſsen Gegenstand objectiver Speculation oder subjectiver Meinung herabgesunken ist."

Für die Darstellung dieses allseitigen Wirkens und Eingreifens der Kirche in allen Ländern, wo man sich zu Rom hielt, wird sich nun ein zwiefacher Weg einschlagen lassen; entweder wird man die Bestrebungen und Geschäfte der Päbste, wie sie sich in Gruppen und Massen bilden, verfolgen, oder man wird ihre Thätigkeit in den einzelnen Jahren nach allen Seiten hin jedesmal für ein Jahr betrachten, und so denselben Kreis in Annalenform immer von neuem zu durchlaufen haben.

(Der Beschluſs folgt.)

CXXIII.

Synonymia Insectorum, oder Versuch einer Synonymie aller von mir (sic!) bisher bekannten Insekten von J. C. Schönherr, Königl. Schwed. Commerzien-Rathe, Ritter u. s. w. u. s. w. Erster Band, Eleutherata, vierter Theil: Fam. Curculionides. Tom. I. p. 1 *und* 2 *und Tom. II. p.* 1. *Paris (Roret) und Leipzig (Fr. Fleischer)* 1833 *u.* 34. 8.

Nach einer vieljährigen Unterbrechung erhält in dieser Arbeit endlich das entomologische Publikum einen neuen Band der trefflichen *Synonymia Insectorum*, welcher in zeitgemäſser Modification des schon 1801 begonnenen Werkes nicht bloſs, wie die früheren, ein einfaches Namenregister mit Citaten aller Art ausgestattet darbietet, sondern den Anfang einer vollständigen, systematisch strengen Monographie der *Rüsselkäfer* bildet, welche sich den besten Arbeiten dieser Art würdig anreihen zu dürfen verspricht. Wie sollte man den Aufwand von Fleiſs und Mühe verkennen, welchen die Ausarbeitung eines Werkes gemacht haben muſs, worin über 3500 Arten in mehr als 300 Gattungen beschrieben sind. Durch eine genaue synoptische Eintheilung sind diese Gattungen in einen engen systematischen Verband gebracht, und auſser den neuen oder selbst beobachteten Arten wieder auch die übrigen, bei früheren Schriftstellern erwähnten und beschriebenen, mit aufgenommen, ja, was besonders zu loben ist, nach muthmaſslicher Verwandtschaft in das System eingeordnet, nicht wie ein groſses Nachzügler-Heer, den übrigen genauer untersuchten in unübersehbarer und deshalb nutzloser

Schaar hinzugefügt. Ref. kann daher dem Vf. den wohlverdienten Ruhm, das Möglichste geleistet zu haben, nicht vorenthalten, ohne dabei zu übersehen, dafs seine Arbeit auch manchen tadelnden Angriffen ausgesetzt ist, die indefs von den grofsen Vorzügen bei weitem überboten werden.

Zuerst verdient schon das Unternehmen an sich den Dank aller Entomologen, insofern sie dadurch in den Stand gesetzt werden, eine Familie übersehen zu können, die bei der unendlichen Menge ihrer Glieder ein genaues Ordnen und Bestimmen der einem Jedem vorliegenden Bruchstücke fast unmöglich machte, auch mufs die Art und Weise der Ausführung nicht minder gelobt werden. Wenn gleich die Hauptgruppen der *Orthoceri* (mit graden Fühlern) und *Gonatoceri* (mit gebrochenen Fühlern) nach des Verfs. eigener Bestimmung künstlich sind, insofern dadurch die Calandrinen und Cassoniden von den ihnen nahe verwandten *Brenthoden*, und letztere besonders von den *Bostrychoden*, weit getrennt werden; so ist doch die Annahme dieses Unterscheidungsmerkmahles das einzige Mittel, Hauptgruppen innerhalb der grofsen Familie zu erhalten, weshalb wir die Wahl desselben als gerechtfertigt ansehen müssen. Die untergeordneten Gruppen sind dagegen allermeist sehr natürlich begrenzt. Die *Gonatoceri* zerfallen zunächst nach der Länge des Schnabels in *Brachyrhini* (Schnabel kurz, Fühler neben dem Maule eingelenkt, stets *zwölf*gliedrig) und *Mecorhini* (Schnabel lang, Fühler entfernt vom Maule, *neun-* bis *zwölf*gliedrig). Die letzteren bilden *acht* untergeordnete Gruppen, welche sich nach der Anzahl der Fühlerglieder überhaupt, so wie der einzelnen die Geifsel und die Keule bildenden, und nach der Lage des Schnabels unterscheiden. Die *Brachyrhini* bestehen aus *zwölf* Abtheilungen, deren bestimmende Merkmahle in der Lage der Grube (*scrops*), worin das erste grofse Glied (Schaft, *scapus*) der Fühler aufgenommen wird, in der Form des Schnabels, ob verdickt oder zugespitzt gegen das Ende, in der Breite desselben in Bezug auf die Breite des Kopfes und in der Form des von den Flügeldecken umschlossenen Körpertheiles ausgedrückt sind. Bei der Charakteristik dieser Abtheilungen wäre mitunter eine gröfsere Genauigkeit zu wünschen gewesen, besonders vermifst man streng ausschliefsende Unterschiede, doch weifs Ref. aus eigener Erfahrung nur zu gut, welche Schwierigkeiten einer solchen Scheidung entgegentreten. Die *Orthoceri* haben theils 9—10gliedrige, theils 11—12gliedrige Fühler, und bestehen aus 12 Abtheilungen, welche sich nach der Länge und Form des Schnabels, ob er grade oder gebogen, rund oder flach ist, von einander unterscheiden. Auch die Form des ganzen Kopfes wird hier mit in Betracht gezogen, da unter den *Orthoceren* manche mit frei aus dem Prothorax heraustretendem Kopfe vorkommen, dergleichen unter den *Gonatoceren* nicht bekannt sind.

Ohne auf eine nähere Erörterung einzelner Gattungen und Arten einzugehen, erlaubt sich Ref. einige Bemerkungen, die ihm beim Durchgehen des Werkes sich aufdrangen. Sie betreffen zunächst die gewählten Namen, welche manchen gerechten Ausstellungen Raum geben, und zwar lassen sich in dieser Rücksicht drei Fehler, in welche der Vf. wiederholt gefallen ist, rügen: 1) Er wählt schon in anderen Thierklassen gebrauchte Gattungsnamen, z. B. *Lagostomus Brook.*, *Ptilopus Meig.*, *Leptosomus Vieill.*, *Nanodes Vieill.*) — 2) Er wählt Gattungsnamen, die schon gebrauchten höchst ähnlich und gleichklingend sind, z. B. *Spermophagus* und *Spermophilus Fr. Cuv.*, *Tropideres* und *Tropidurus NeuW.*, *Stenocerus* und *Stenocorus Fabr.*, *Centrinus* und *Centrina Cuv.*, *Scythropus* und *Scythrops Ill.*, *Promecops* und *Promerops Briss*, *Cyrtomon* und *Cyrtoma Meig.*, *Sphaeromus* und *Sphaeroma Latr.* 3) Er schreibt manche der neugebildeten Gattungsnamen unrichtig, z. B.: *Cherrus* st. *Cherrhus*, *Sciaphilus* st. *Sciophilus*, *Araecerus* st. *Araeocerus*, *anomaloceps* st. *anomaliceps*, *melancoryphus* st. *melanocoryphus*, *auricephalus* st. *chrysocephalus* oder *auriceps*. — Solche und ähnliche Fehler hätte der Verf. bei einiger Umsicht schon vermeiden können. Dann mufs besonders hervorgehoben werden, dafs Hr. Schönherr kaum eine einzige der neu beschriebenen Arten selbst beschrieben hat, sondern von seinen Freunden Gyllenhal und Boheman beschreiben liefs. Dadurch entgeht ihm ein grofser Theil des dem Werke gebührenden Ruhmes, da mehr als die Hälfte der Arbeit nicht sein Werk ist, sondern Hr. Schönherr nur als Redakteur eines gemeinsamen, von mehreren geförderten, Unternehmens erscheint. Daher kann es nicht fehlen, dafs man bei näherer Prüfung auf Verschiedenheit der Ansichten stöfst, oder lieber eine ermüdende Weitläuftigkeit in der Beschreibung vermieden sähe, die indefs jetzt, wo nah verwandte Arten oft von verschiedenen Autoren beschrieben sind, nothwendig erfolgen mufste. Dies gilt noch mehr von der Charakteristik der Gattungen, indem die eigenthümlichen Unterschiede unter der gröfseren Menge übereinstimmender Merkmahle oft so versteckt sind, dafs es schwer hält, sie herauszufinden, wie z. B. bei den Gattungen *Cleonus* und *Bothynoderes* (*Tom. II. p.* 171 und 226), wo die etwas abweichende Schilderung des Vorderrückens (*thorax* genannt) die einzigen Gattungsunterschiede darbietet. Hat doch der Vf. selbst Arten dieser beiden Gattungen verwechselt, denn sein mit Gyllenhals Diagnose versehener *Cleonus nebulosus* (*II.* 177. 13) ist ein wahrer *Bothynoderes*, wie die deutliche Grube am Hinterrande des Vorderrückens beweist. Dies kommt indefs ganz natürlich von den spitzfindigen Gattungsunterschieden, deren sich die jetzigen Entomologen zum Theil befleifsigen; sie wissen am Ende selbst nicht mehr, wo sie sind und was sie wollen. — Die äufsere Ausstattung ist, wie es sich der gewählten elegant-französischen Offizin nach erwarten liefs, vortrefflich und in jeder Hinsicht lobenswerth.

Burmeister.

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

Geschichte Pabst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter.

(Schluſs.)

Die erstere Methode erlaubt kaum ein ganz detaillirtes Eingehen, gewährt für vieles anscheinend Vereinzelte keinen rechten Anhaltspunkt und läſst die Einwirkung gleichzeitiger Betriebe und Verhältnisse nicht so deutlich wahrnehmen; die letztere bietet alle diese Vortheile dar, erschwert aber die Uebersicht und führt dem Leser vieles vereinzelt vor Augen, für dessen Verständniſs und Wirkung er schon einen sehr gebildeten historischen Sinn mitbringen muſs. Der Vf. hat sich lieber Leser der letzteren Art gedacht, als der strengen, genauen Arbeit an seinem Gegenstande Eintrag thun wollen, und wir wissen ihm dafür herzlichen Dank, denn für den, der die älteren groſsen Annalenwerke katholischer Gelehrter nicht zur Hand hat oder verschmäht, giebt es keine herrlichere Einführung in die Kenntniſs der eben so groſsartigen Motive als Richtungen des Handelns der Päbste als vorliegendes Buch eines protestantischen Geistlichen, welches vor jenen Werken bei seiner Beschränkung auf einen kleineren Zeitraum den Vorzug vollständigerer Sammlung und kritischerer Bearbeitung in hohem Maſse besitzt. In der That sind uns nur in Kleinigkeiten, die noch dazu, wo sie eben vorkommen, ohne Bedeutung sind, Unrichtigkeiten erschienen; z. B. S. 153 werden neben einander genannt: „Herzog Heinrich von Brabant, dem sein Muth die Benennung des Streitbaren erworben; der Herzog von Loewen, dessen Gemüthsart der Beiname des Kampflustigen bezeichnete". — Diese hier als zwei besondere Personen aufgeführten sind eine und dieselbe. — Ferner heiſst es S. 157: „jene Krone mit dem *Weihen*, dem köstlichsten Edelgestein des Erdbodens." — Entweder ist dies ein Druckfehler, oder der Hr. Vf. hat zufällig die hier in Frage kommende Kleinigkeit nicht genau gekannt. Es war nämlich in der deutschen Krone ein Edelstein, von welchem man glaubte, daſs seines Gleichen, seiner Gattung kein zweiter sei, und man nannte ihn, weil er so allein stand in der Welt: den *Waisen* oder in mittelhochdeutscher Schreibart: den *Weisen*, z. B. Walther von der Vogelweide in dem Gedicht auf König Philipp in der Lachmannischen Ausgabe S. 19:

„swer nu des riches irre ge,
der schowe wem der weise ob sime nacke ste":

Statt „Weihe" wäre also an der angeführten Stelle zu lesen „Waisen".

S. 276 sind *hospites* durch „Fremdlinge" übersetzt. *Hospes* aber in den hier in Frage kommenden Stellen ist ein Germanismus, und die Uebersetzung von „Gast", welches Wort keinesweges sowohl einen Fremdling im Allgemeinen als vielmehr einen ausländischen Söldner bezeichnet; *hospites teutonici* sind deutsche Söldner, die im Auslande (hier in Ungarn) dienen. Ganz genau hieher gehört eine Stelle aus Otto von Freisingen, welche ebenfalls von Ungarn handelt (*de gestis Frid. I. lib. I. cap.* 31.): „*Omnes* (nämlich die Ungarn) *pene tetri, tetris in armibus procedunt: nisi quod jam ab hospitibus, quos nunc solidarios dicimus, educati, vel ab eisdem etiam geniti, quandam non innatam, sed quasi extrinsecus affixam virtutem trahentes, principes tantum et hospites nostros in pugnandi peritia, armorumque splendore imitantur.*"

Diese Beispiele mögen als Probe dienen, welcher geringfügigen Art Ungenauigkeiten in dem Buche auch vorkommen; denn sonst was Haltung, Gesinnung, Auffassung der dargestellten Zeit und ihrer Farbe, kurz was den ganzen übrigen Inhalt anbetrifft, kann Refer. nur mit der freudigsten Anerkennung derselben erwähnen. Selbst die Aeuſserlichkeit der Sprache, die Diction, ist würdig und correct, wenn man ein Paar Schweizerprovincialismen, wie z. B. *Verlurst* und *verlurstig* für: „Verlust und verlustig", oder die Redensart: *Allem aufbieten*

für: „Alles aufbieten" sind, zu Gute hält. Ersterer Provincialismus ist ganz entschieden ein Fehler gegen die Etymologie, da das *s* in „Verlust" schon aus dem *r* in „verlieren" entstanden ist, und das dennoch hinzugenommene *r* in „Verlurst" nur zu dulden wäre, wenn man auch *Frorst* und *frorstig* statt Frost und frostig, und umgekehrt „*wars*" für „war" von dem alten Zeitwort „*wesen*" „ich was" (wo das *s* in *r* übergegangen ist in: ich war) schriebe.

Doch nun sei es uns vergönnt, nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen, noch auf einzelnes zurückzukommen, was uns bei der Lecture dieses Buches besonders hervortrat; obgleich sich dabei vornämlich auch des Refer. Individualität einmischt, glaubt doch derselbe diese Bemerkungen nicht unterdrücken zu dürfen, da gerade nach der betreffenden Seite hin sein Wesen ein dem Hrn. Vf. analoges zu sein scheint, und also wohl auch dient mit dem Verf. von dieser Seite her in Verständniſs zu setzen. Es hängt alles dieses näher zu besprechende Einzelne zusammen mit der Opposition gegen den Philanthropismus, wie es der Vf. nennt, oder gegen die schlechte Humanität unsrer Zeit, wie Refer. die Sache lieber nennt, welche Opposition durch das ganze Buch hindurch geht, und ihre schärfsten Waffen aus den kräftigeren früheren Zeiten schöpft.

S. 55 ist eine Erklärung des Pabstes Innocenz aufgenommen gegen die Anakatastase in folgenden Worten: „Ungern entweicht der Geist dem Leibe. Schauerlich sind Tod und Verwesung. Was helfen alsdann Schätze, Gastmäler, Lebensgenüsse und Ehren? *Da kömmt der Wurm, der nicht stirbet, das Feuer, das nicht erlöschet.* Vergeblich wollen die Verdammten Buſse thun; mannigfach sind ihre Strafen, unaussprechlich ist ihre Angst. Jedes Glied wird seine besondere Strafe darin dulden müssen, worin es gesündigt hat. *Nimmer werden die Qualen ein Ende erreichen.* Sage nicht: „„Gott wird nicht ewig zürnen, seine Barmherzigkeit geht über Alles, der Mensch hat in der Zeit gesündigt, darum wird Gott nicht in Ewigkeit strafen."" Thörichte Hoffnung, falscher Wahn! *Es giebt keine Erlösung aus der Hölle, denn fortan wird das Böse als Neigung bleiben, auch wenn es als That nicht mehr kann vollführt werden.* Sie werden den Ewigen lästern und immerfort wird sich so Schuld als Strafe erneuern."

Das Abgehen von dieser Ansicht bildet recht eigentlich einen Zeiger an der Uhr des sittlichen Mattwerdens in den protestantischen Kirchen, welche sich anfangs dieser Ansicht der katholischen Kirche entschieden anschlossen, und namentlich sind wir Lutheraner durch den Schlussatz des 17. Artikels der Augsburgischen Confession: „*Damnamus et Origenistas, qui finxerunt, diabolis et damnatis finem poenarum futurum esse*", so streng an dieselbe Lehre in dieser Hinsicht gewiesen, wie die Katholiken. Ueberhaupt hat es noch *keine einzige christliche Kirche* gegeben, die nicht die Lehre von der Anakatastasis in ihren symbolischen Büchern mit Abscheu von sich gewiesen hätte, bis es in neuester Zeit zu einer solchen Gleichgültigkeit gegen die symbolischen Grundlagen gekommen ist, daſs eine Menge einzelner Lehrer trotz der Confessionen es wagen dürfen, dergleichen Gift vorzutragen. Das, was uns zu dem Hervorheben aber dieser Erklärung gegen die sittlich verwüstende, schauerliche Lehre von der Wiederbringung aller Dinge an diesem Orte bewegt, ist die ganz richtige Bemerkung des Hrn. Vfs. über den innigen Zusammenhang dieser Lehre mit dem Einbruch aller festen theoretischen Basis unserer neueren Strafrechtsgesetzgebungen. Er sagt nämlich zu obiger Widerlegung der anakatastatischen Ansichten in der Nota 313: „Eine scharfsinnige Idee, welcher der richtige, mit der göttlichen Schrift übereinstimmende Begriff von der Strafe als Sühne — Compensation für das Vergehen — zu Grunde liegt. Der Philanthropismus hat die Besserung als Zweck der Strafe aufgestellt, *mittlerweile diese nur ein Accessorium sein kann.*"

Wir wollen das fruchtbare Thema nicht weiter ausführen, weil es hier nicht am Orte sein kann, eine Abhandlung über die Irreligiosität und Gottesverlassenheit gewisser neuerer Strafrechtstheorieen — denen ziemlich überall die klare Einsicht in das Wesen und die Wirkung der Sünde abgeht — zu liefern. Aber unterdrücken konnten wir die Hinweisung auf diese Note nicht; ihr Inhalt war zu sympathetisch.

Wo möglich noch sympathetischer ist für Ref. der Inhalt von S. 124 gewesen, von welchem wir einige Zeilen ausheben: — „darin liegt der Unterschied jener Zeit und der unsrigen, daſs damals neben und unter der Hoheit die Rechte des Einzelnen, gleich einem besonderen Leben in dem allgemeinen, auf mannigfaltige Weise sich ausbilden konnten; indeſs heutzutage alles Einzelne in dem Allgemeinen aufgehen und auſser oder neben diesem nichts anderes Werth und Würdigung finden soll.

So konnten, ohne dafs die Hoheit alles ordnen, jede Lebensregung durch Formeln ersticken wollte, Städte Fehden führen, Bündnisse schliefsen, den Verkehr regeln, *nach Uebungen, Gewohnheiten oder Rechten ihre eignen Verhältnisse bestimmen und achtete selbst der Oberherr diese für unantastbar*". Refer. hat sich bereits 1820 in dem Vorwort zu einer kleinen, der Ausführung nach längst von ihm verworfenen und wie er glaubt durch eine spätere Arbeit über denselben Gegenstand gut gemachten Abhandlung über die Verfassung der lombardischen Städte (Ueber die Verfassung der freien lombardischen Städte im Mittelalter; von H. Leo. Rudolstadt 1820) ganz in demselben Sinne, nur jugendlicher, ausgesprochen, und glaubt dies hier ausdrücklich erwähnen zu müssen, da man ihn jüngst im Hamburger Correspondenten zu verdächtigen gesucht hat, als hätten äufsere Rücksichten, die erst im J. 1824 eintreten konnten, in ihm solche Gesinnungen zu Wege gebracht.

Eine andere Stelle, an welcher Hr. Hurter die Gesinnung des Mittelalters gegen die Vorwürfe der Ignoranz unsrer Zeit in Schutz nimmt, ist S. 311 und wir heben diese Stelle noch aus einem anderen Grunde aus:

„Die Unbekanntschaft mit diesem Zeitalter, der Widerwille gegen die geistige Macht, welche der Mittelpunkt alles Lebens in demselben war, eitler Dünkel von ausschliefslichen Vorzügen der Gegenwart, geben sich gerne der Meinung hin, als hätte nur Willkür geherrscht, als wäre gewaltsame Bedrückung die alleinige Aeufserung alles bürgerlichen und kirchlichen Wesens gewesen. Solcher Befangenheit halten wir eine Verordnung Innocenzens wegen der Juden entgegen, welche ebensowohl das Gepräge der zartesten Humanität trägt, als zugleich des Pabstes Ueberzeugung von dem eigentlichen Verhältnifs derselben zu den Christen ausspricht. „Sie sind, sagt er, die lebendigen Zeugen des wahren christlichen Glaubens *). Der Christ darf sie nicht vertilgen, damit er der Erkenntnifs seines Gesetzes nicht vergesse. So wie sie in ihren Synagogen alles, was ihr Gesetz erlaubt, üben dürfen, so darf niemand in Uebung dessen, was ihnen erlaubt ist, sie kränken. Obwohl sie lieber in ihrer Herzenshärtigkeit verharren, als dafs sie die Weissagungen der Propheten, die Geheimnisse ihres Gesetzes verständen und Christum erkennen lernten, so haben sie dennoch Ansprüche auf unseren Schutz. Daher wir ihnen solchen aus christlicher Milde, gleich wie unsere Vorgänger, angedeihen lassen. Kein Christ soll einen Juden zur Taufe zwingen, denn der Gezwungene hat keinen Glauben; wollen sie es freiwillig und offen thun, so darf sie aber auch niemand durch verunglimpfen" u. s. w. — Was der Vf. im Folgenden über das Verhältnifs der Juden zu den Christen, was er in's Besondere von den „neuerungssüchtigen Mosaiten" unsrer Zeit sagt, verdient unsere volle Anerkennung, nur scheint uns keinesweges genug hervorgehoben, dafs die Juden nicht blofs eine Religionspartei, dafs sie vielmehr auch *ein Volk*, und ein Volk mit sehr bestimmten körperlichen und geistigen *Naturanlagen* sind, die niemand durch eine Aenderung, selbst nicht durch eine sehr ernste, tiefgehende Aenderung religiöser Ueberzeugungen mitzuändern im Stande ist. Wir erkennen im höchsten Mafse die welthistorische Wichtigkeit des israelitischen Volkes an, und würden es keinem Israeliten übel nehmen, wenn er mit wahrem Stolz auf seine Abkunft blickte; auch finden wir es auf der anderen Seite natürlich, dafs der eine oder der andere im Innersten seiner Seele für das Christenthum gewonnen, sein Volk verläfst und Christ wird; nur sollten *einmal* diese letzteren nicht vergessen, dafs sie nach der Seite *ihres natürlichen Bestehens* eben so wie ihre Familien, bis sich die Reste jüdischer Volksanlagen in Generationen verwaschen haben, doch *Fremdlinge* unter uns sind, Fremdlinge, die über die Verhältnisse des Volkes, mit dem sie *nur* durch ihren neuen Glauben ein Band geknüpft haben, kein Recht haben, so laut mitzusprechen, als sie neuerdings thun.

Wir wüfsten diesen Artikel nicht besser zu schliefsen, als mit einer Aeufserung des von uns in jeder Hinsicht hochverehrten Verfassers über die Wichtigkeit der *äufseren* Kirche, die wir noch allen denen zu Gemüthe führen möchten, welche in idealistischer Richtung der äufseren Kirche eine nur sehr untergeordnete Rolle zutheilen möchten; es findet sich diese Stelle S. 360: — „Der Pabst blieb unbeweglich; weder Drohung noch

*) „Das ist wohl der einzig richtige Gesichtspunkt, worunter sie in dem christlichen Staate betrachtet werden sollen. Damit wäre ihnen zugleich die untrüglichste Garantie ihrer Sicherheit und der ungestörtesten Duldung gegeben. Die Zeitweisen mochten dies nicht erkennen, und haben darum mancherlei Versuche vorgeschlagen oder gemacht, die alle an dem eigentlichen Judenvolk — welches als lebendiges Monument einer höheren Ordnung philanthropischen Rhapsodieen so wenig als früherer Barbarei weichen wird — gescheitert sind."

Bitte konnte ihn erschüttern; als den, der auf dem sicheren Grund gerechter Pflichterfüllung stand. Solche Festigkeit hat den Einfluſs des Christenthums im Abendlande erhalten, Roms Weltherrschaft gegründet, und *bloſs durch die siegende Macht einer höheren Idee den apostolischen Stuhl damals über die Throne der Könige emporgehoben.* Daſs das Christenthum weder als eine Secte in einen Winkel des Erdballs sich zurückgezogen hat, noch an einer Form, wie die Religion der Hindu, erstarrte, noch Europas Kraft in den Wollüsten des Morgenlandes erlahmte, ist auch jetzt noch einzig dem vereinigenden, wachenden, versittlichenden Princip der Kirche, *wie sie als festgeschlossenes Ganzes in jenen Jahrhunderten sich ausgebildet hatte,* zu verdanken."

Heinrich Leo.

CXXIV.

Lehrbuch der Psychologie. Von Dr. Friedrich Eduard Beneke, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, Posen und Bromberg, 1833. *Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler. Vorrede:* S. *XVIII. Text:* S. 258. *gr.* 8.

Nach dem Wendungspunkt der Fichteschen und Schellingschen Philosophie ist es fast zur allgemeinen Redensart geworden, daſs es mit den Kräften und Vermögen der empirischen Psychologie nichts ist. Solche Ansichten, daſs die Seele selbstständige Kräfte und Vermögen habe, sollen längst antiquirt sein. Wenn dem wirklich so wäre, könnte man der Wissenschaft nur Glück dazu wünschen. Aber die meisten, die dies versichern, auch sich ein Geschäft daraus machen, die Psychologie umzugestalten, sagen immer dasselbe nur mit andern Worten wieder. Es hilft zu nichts, wenn man, wie Herbart an die Stelle der Kräfte und Vermögen sogenannte Zustände einfacher Wesen setzt, oder wie der Vf. sogenannte Urvermögen, durch welche die äuſseren Reize aufgenommen, und für die Bildung von Empfindungen angeeignet werden. Denn worauf es in aller Psychologie ankommt, der Geist, welcher über dergleichen Bestimmungen weit hinaus liegt, wird nicht erkannt, weil überhaupt, was an sich ist, nicht gewuſst werden soll.

Der Vf. hat über Psychologie mancherlei gelesen, und auch viele Zustände der Seele beschrieben. Es ist jedoch ein unglücklicher Gedanke, seinem gewohnten empirischen Verfahren einen Anstrich von Wissenschaft geben zu wollen. Dazu gehört speculative Bildung, welcher der Vf. ganz abhold ist. Es geht ihm als Psychologen, wie den Physikern, die dafür, daſs sie immer gegen Metaphysik eifern, von der allerschlechtesten Metaphysik, die es nur geben kann, tyrannisirt werden. Diese reducirt sich bei ihm darauf, für die sonst gewöhnlichen Ausdrücke in der Psychologie andre zu fabriziren. Dabei kann am Ende nichts weiter herauskommen, als daſs *jene* durch *diese* erklärt werden. Solche Ausdrücke sind: Urvermögen, Reize, Spuren, Angelegtheiten, Vielräumigkeit, Gruppen- und Reihenbildungen, allerlei Frischen und dergleichen.

Indem alles seelisch werden soll, wird die Psychologie zu einem groſsen Seelensack für Gott und die Welt. Da sie die tiefste Grundlage aller andern philosophischen Wissenschaften sein soll, wird der Inhalt derselben vielfach in die Psychologie hineingezogen, und daraus erklärt. Dadurch wird alles, anstatt beseelt zu werden, vielmehr entseelt, in bloſse Subjectivität verflüchtigt.

In der Einleitung giebt der Vf. einen kurzen Abriſs der Geschichte der Psychologie. Manches ist darin ganz falsch aufgefaſst und beurtheilt, wie z. B. Aristoteles, Vieles übergangen, und Wichtiges ignorirt. Vor Allen hebt er Baco und Locke hervor. Der erstere soll die richtige Methode der Psychologie gefunden, und der letztre diese Wissenschaft durch innere Erfahrung mit Ausschlieſsung aller Metaphysik begründet haben. Diesen Empirikern will der Verf. nachfolgen, und ein Lehrgebäude der Psychologie auf der sichern Grundlage der Erfahrung aufrichten. Die Psychologie will er als eine Naturwissenschaft betrachtet wissen, die sich lediglich auf sorgsame Beobachtung stützen, und welche aus dieser Beobachtung ihre allgemeinen Gesetze und die von ihr zur Erklärung zum Grunde gelegten Kräfte durch vorsichtige Induction ableiten soll.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

Lehrbuch der Psychologie. Von Dr. Friedrich Eduard Beneke.

(Schluſs.)

Diese Wissenschaft soll sich von den übrigen Naturwissenschaften nicht durch ihre Methode unterscheiden, aber desto mehr durch ihren Gegenstand und ihre Erkenntniſsquelle, in sofern jener die menschliche Seele und diese das unmittelbare Selbstbewuſstsein ausmache. Aber die bloſs inductive Methode reicht weder in wirklicher Naturerkenntniſs noch für die Psychologie aus, weil sie sich nicht zur concreten Allgemeinheit auszubilden im Stande ist. Auch kann der Psychologe die Seele nicht, wie der Naturforscher etwa eine Pflanze in die Hand nehmen, und ähnlicher Weise untersuchen.

Wenn auch der Verf. in der Psychologie der Entstehungsart der Kräfte und Vermögen nachforschen, und dieselben nicht als fertig existirend und ursprünglich annehmen will, so ist doch seine Nachforschung keine lebendige Stufenentwickelung der Seele selbst. Sondern jede einzelne Entwickelung wird auf eine besondre Kraft bezogen, von der zu zeigen ist, in welcher realen Verbindung dieselbe stehe, ob sie schon ursprünglich in der Seele vorhanden, oder erst später entstanden sei. In sofern kann die Nachforschung bloſs auf mechanische Erklärung hinauslaufen. Ueberhaupt sollte von einer ursprünglichen Kraft in der Seele gar nicht die Rede sein, weil dies der Aufgabe zuwider ist. Aber ohne gewisse Erscheinungen anzunehmen, die der Seele ursprünglich angehören sollen, könnte keine innere Erfahrung stattfinden. Der Vf. ist daher sogleich mit sich selbst in Widerspruch, weil jene Erscheinungen, die er als Urvermögen bezeichnet, nicht aus eigner Thätigkeit erzeugt, und deshalb gleich den selbstständigen Kräften und Vermögen in der empirischen Psychologie, welche er bestreitet, vorausgesetzt werden.

Die menschliche Seele soll theils ein immaterielles Wesen sein, bestehend aus gewissen Systemen von Kräften, die in sich und mit einander eins sind, theils ein sinnliches Wesen, in sofern die Urvermögen der Seele gewisser Bewegungen durch Reize fähig sind, welche von diesen Kräften angeeignet und festgehalten werden. Ferner sollen die Grundeigenschaften der Seele die eigenthümliche Bestimmtheit der Systeme sein, zu welchen sie gehören, und einen gewissen Grad von Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit haben. Diese Eigenschaften soll die menschliche Seele mit der thierischen gemein haben, nur daſs sie eines höheren, klareren und umfassenderen Bewuſstseins fähig sein soll. Dies erinnert an die Definition des Menschen, welche man wohl in Naturgeschichten findet, daſs der Mensch ein mit Vernunft begabtes Thier sei, obgleich das Thier keine Vernunft hat, ähnlicher Weise wie Herbart auch die Urkräfte der menschlichen Seele der thierischen völlig gleich erachtet, indem er den geistigen Charakter des Menschen aus der vorzüglichern leiblichen Organisation herleitet. Dies ist eine Ansicht vom Geist, worin keine Spur von Geist zu finden ist. Aber daſs das Thier im Menschen negirt und aufgehoben ist, scheint doch der Vf., wenn nicht erkannt, wenigstens geahnt zu haben, indem er meint, daſs die höhere Vollkommenheit der menschlichen Seele keine bloſs äuſsere, sondern eine innere und qualitative sein müsse. Aber dies ist und bleibt bei ihm Meinung, Einfall, weil er gar nicht daran denkt, jene Vollkommenheit wissenschaftlich zu fassen und zu entwickeln.

Die Ableitung und Entwickelung der Vermögen fällt bei dem Vf. mit dem zusammen, was Locke Sensation und Reflexion nennt. In Betreff der erstern setzt er für das Empfinden Urvermögen und gewisse äuſsere Elemente voraus. Aus den Empfindungen soll sich das Bewuſstsein entwickeln, ohne daſs irgend etwas Neues oder Fremdes hinzuzukommen brauche. Demnach wäre die Empfindung die Grundlage für das Bewuſstsein, und das

Bewufstsein blofs gesteigerte Empfindung. Aber das Bewufstsein ist nicht quantitativ, sondern qualitativ, specifisch von der Empfindung verschieden. Das Bewufstsein ist das Negative der Empfindung, hebt dieselbe als seine Voraussetzung auf. Deshalb wird nicht die Empfindung als solche zum Bewufstsein, sondern dadurch, dafs sie negirt, über sich hinaus gehoben wird. Die Empfindung als solche und die Sinne können das Bewufstsein nicht entwickeln, wie der Verf. will, sondern dieses bildet sich vermittelst der Empfindung und der Sinne selbst, und entwickelt sich selbst.

Wohin dergleichen Meinungen führen, erhellt daraus, dafs der Verf. in der Betrachtung der einzelnen Sinne von dem Gesichtssinn curioser Weise als von einem Sinn des Verstandes und der Wissenschaft redet. Beiläufig gesagt, fehlt es im Buch nicht an dergleichen Vorstellungen und Ausdrücken, die selbst lächerlich werden. Dafs der Unterschied der Sinne auch blofs quantitativ und äufserlich gefafst wird, versteht sich von selbst.

Das Werden der Empfindung zur Vorstellung, was der Vf. Erweckung zum Bewufstsein nennt, will er durch Steigerung aus dem Unbewufsten zum Bewufsten erklären. Das Unbewufste, die Urvermögen sollen durch Erfüllung mit Reizen bewufst werden. Ein theilweises Entschwinden dieser Reize soll die bewufsten Empfindungen in unbewufste Spuren und Angelegtheiten verwandeln. Da diese durch ihr Unbewufstwerden nicht aus der Seele ausgeschieden werden, sollen dieselben an der allgemeinen Ausgleichung der beweglichen Elemente Theil nehmen, wodurch die unbewufsten Spuren zu bewufsten Seelenthätigkeiten gesteigert würden. Aus solcher Steigerung und aus der Kräftigkeit der Urvermögen, aus dem Beharren der Vorstellungen und dem Einssein der Seele, will der Verf. das Gedächtnifs, die Erinnerung und die Einbildungskraft erklärt wissen. Deshalb macht er alle diese Bestimmungen von dem sinnlichen Empfinden abhängig. Im Gegentheil besteht die Entwickelung derselben vielmehr darin, dafs sie sich vom Sinnlichen unabhängig und frei machen. In der Erinnerug ist noch die Vorstellung sinnlich bestimmt, weil sie für dieselbe, wie das Gedächtnifs, noch kein willkürliches Zeichen hat, aber schon in der Einbildungskraft macht sich der Geist von dem gegebnen Inhalt der Empfindung und Anschauung los. Die Vorstellungen werden von der Einbildungskraft producirt, weshalb diese productiv ist. Ihr Inhalt kann daher keine Empfindung sein, wie der Vf. meint, sondern ist Gedanke. Dasselbe gilt vom Gedächtnifs, das sich von der blofsen Empfindung durch Zeichen frei macht.

Der Vf. geht zum Denken über. Hiemit tritt bei ihm die Lockesche Reflexion hervor. Dies, wie die Erkenntnifs und das Sittliche, soll von aller Sinnlichkeit unabhängig, soll durch die Natur der Seele selbst bestimmt sein. Das Selbstbewufstsein soll zu einer Quelle eigenthümlicher Vorstellungen werden. Dabei kommt der Vf. aus der Vorstellung nicht heraus. Die concrete Natur des Denkens, welches eins mit dem Sein ist, verkennt er ganz und gar. Verstand, Urtheilskraft und Vernunft werden dazu degradirt, ihre Erklärung aus den von den Begriffen zurückgebliebenen Spuren und Angelegtheiten zu finden.

Auch mit der Erkenntnifs geht es nicht anders. Sie wird ganz subjectiv aufgefafst, als blofse Vorstellung der Dinge und des Ich selbst. Die Erkenntnifs soll durch Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen bewirkt werden, in sofern unsre Seelenthätigkeiten zu einem Gesammtact in einander fliefsen und durch Wirksamkeit andrer psychischer Entwickelungen erzeugt würden. Daraus folgt, dafs wir in unsern Vorstellungen nicht die Dinge, wie sie an sich sind, erkennen, sondern blofs die Wirkungen wahrnehmen können, die sie auf uns ausüben.

Da die Urvermögen zu allem sollen ausgebildet werden können, leitet der Verf. auch das Begehren von denselben ab. Sie sollen unerfüllt und durch Reizentschwinden frei geworden die Quelle der Strebungen sein. Wenn gleichartige Strebungen sich zu einem Gesammtbild vereinigen, soll dasselbe nach Mafsstab der Stärke und Vielräumigkeit entweder die Neigung sein, oder der Hang, oder die Leidenschaft. Ueberhaupt sucht der Verf. daraus alle Zu- und Abneigungen zu erklären. Deshalb erkennt er die innerliche Beziehung derselben nicht, oder erkennt nicht, dafs das Begehren der zum Hang werdende Trieb, und der Hang das zur Neigung werdende Begehren selbst ist.

Auch die Gefühle zieht der Verf. hieher, und zieht allerlei in diese Betrachtung hinein. Unter Gefühl versteht er das unmittelbare Bewufstsein, welches in jedem Augenblick uns von der Beschaffenheit unsrer Thätigkeiten und Zustände inwohnen soll. In sofern bezeichnet er alle Affecte als Gefühle, aber der Affect ist nicht

bloſs unmittelbar, nicht bloſses Gefühl. Zum Affect gehört Vermittlung, Denken, weshalb das Gemüth, das die Quelle des Affects ist, Gefühl und Denken in einer Einheit vereinigt. Das Angenehme, Schöne und Erhabne, so wie das Sittliche, was der Verf. auch in dies Bereich des Gefühls zieht, gehört gar nicht hieher, weil dergleichen allgemein geistig bestimmt ist.

Erst zuletzt kömmt der Verf. auf das Psychische zu sprechen. Damit hätte er anfangen sollen, jedoch ist innere Entwickelung, eine Deduction, welche die Bestimmungen des Geistes im innern Verhältniſs zu einander zum Inhalt hätte, im Buch nicht zu finden. An solche Deduction reicht die inductive Methode nicht hinan. Deshalb erklärt der Verf. auch das Psychische wieder aus dem Verhältniſs von Unbewuſsten und Bewuſsten, und den damit zusammenhängenden Urvermögen und Reizen, Spuren und Ausgleichungselementen. Schlaf und Wachen sieht er als Wechsel von Unbewuſstem und Bewuſstem an, Traum als eine Mischung von beiden, und Schlafreden, Nachtwandeln und magnetischen Schlaf als solche Mischung gleichfalls. Auch die Lebensalter und den Tod erklärt er aus der Abbildung der Urvermögen, aus der Stärke und Schwäche derselben. Der Tod soll eintreten, wenn die Ausbildung neuer Urvermögen aufhört, oder doch so gering wird, daſs die Urvermögen und die durch sie aufgenommenen Reize nicht mehr zur Erhaltung des Bewuſstseins hinreichen. Ferner sollen die Temperamente angeborne Eigenthümlichkeiten der Urvermögen sein, und Geschlechtsunterschied, Charakter, Stand, bis zur Sitte und Gewohnheit herauf soll alles durch Zusammenwirken gewisser Eigenthümlichkeiten der Uranlagen mit gewissen eigenthümlichen Lebensverhältnissen begründet erlangt werden.

Zu allerletzt überblickt der Vf. in einem bloſsen Anhang die Seelenkrankheiten, die er als Abweichung von der normalen Seelenentwickelung behandelt, und durch entweder zu starke oder zu schwache, zu übermäſsig angeregte oder zu wenig angeregte psychische Grundgebilde erklärt. Sind diese zu stark, soll die fixe Idee oder die Verrückung entstehen, wenn sie zu schwach sind, Blödsinn. Wird die psychische Entwickelung zu übermäſsig angeregt, soll Manie, und wenn sie zu wenig angeregt wird, Melancholie erfolgen. Demnach würde jede Vorstellung und Neigung schon dadurch, daſs sie entweder zu stark oder zu schwach wäre, zum Wahnsinn führen, was ungereimt ist.

Im Allgemeinen ist der Vf. Locke, seinem Vorbild, treu geblieben. In sofern wendet er die Lehre vom Geist auf eine vergangene Stufe der Bildung zurück. Sein Standpunkt ist das unmittelbare Bewuſstsein, weshalb das Allgemeine, wozu er kömmt, bloſs subjectiv, ein gemachtes, nicht an und für sich ist. Ob, was er psychologisch ableitet, auch wahr sei, untersucht er nicht, und doch wäre dies die Hauptsache gewesen. Zwar kann der Mensch, der in sich hineinblickt, allerlei in sich, in seinem Innern finden und wahrnehmen, auch zur Kenntniſs bringen, aber der Schluſs von dem Innern auf ihn selbst ist nicht weniger unsicher, als der vom Aeuſsern auf's Innere. Das Wesen des Menschen, welches die Vernunft und Freiheit ist, der geistige Mensch, der Geist ist über solche Ansichten und Betrachtungen erhaben.

Hinrichs.

CXXV.

Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände vom Professor Oken. Vierter Band oder Thierreich, erster Band, und fünfter Band, Lief. 1—4. *Stuttgart bei C. Hoffmann.* 1833.

Die meisten populären Werke über Naturgeschichte sind von Liebhabern verfaſst, welche oft ohne eigenes Urtheil Wahres und Unwahres neben einander berichten, wie es der Zufall ihnen zuführt. Dadurch wird der Zweck der allgemeineren Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse, nämlich Aufklärung der Naturgeheimnisse und Entfernung alles Wunderbaren und Abergläubigen aus diesem Kreise, oft zum groſsen Theil vereitelt, und es ist daher sehr zweckmäſsig, daſs ein berühmter Naturforscher vom Fach sich dazu versteht, den Hauptinhalt der Naturgeschichte, insofern er allgemeines Interesse hat, kritisch von allem Zweifelhaften und Unrichtigen gesäubert, aus den besseren Quellen der gröſseren Welt zugänglich zu machen. Zur zweckmäſsigen Ausführung dieser Aufgabe, um hierbei nämlich das Wahre mit dem Nützlichen in ansprechende Vereinigung zu bringen, gehört in der That besonders jetzt viel Geschick und Umsicht. Die wissenschaftliche Richtung der Naturgeschichte unserer Zeit ist, sehr ernst, sich in das Einzelne vertiefend mehr die Unterscheidung der Formen bis in die feinsten daran aufzufindenden Merkmale verfolgend und die innere Organisation zum Zweck einer richtigen Abtheilung derselben zergliedernd, wobei es natürlich ist, daſs der Blick von der Einheit der Lebensverhältnisse, welche die Naturkörper im Ganzen und im Verhältniſs zur Welt darbieten, abgezogen wird. Nun sind aber diese Weisen der Thätigkeit und Lebensart der Geschöpfe in ihrer rein historischen Erscheinung in der Weise, wie die Naturgeschichte der Alten sie uns schon schildert, gerade dasjenige, was die Aufmerksamkeit des Menschen am ersten rege macht und seine Theilnahme am längsten festhält, während jene ins Einzelne gehende Unter-

suchungen über Gliederung der Abtheilungen und Sonderung der Formen schon eine nähere Bekanntschaft mit den Gegenständen fordern, um wahres Interesse zu erzeugen, und daher gewöhnlich den Anfänger mehr abzuschrecken als anzuziehen geeignet sind. Dennoch lassen sich die Resultate dieser Untersuchungen in jetziger Zeit auch in tüchtigen populären Schriften nicht übergehen, und es ist daher die Schwierigkeit zu erklären, jene beiden Theile, man könnte sie das organisirende und das erzählende Element nennen, zweckmäfsig zu verbinden. Nach dem, was von obigem Werk bereits vorliegt, zu urtheilen, kann man nur sagen, dafs der Verf. sehr bemüht ist, jenen doppelten Zweck zu erreichen, was vielleicht am besten dadurch gelingt, dafs er das organisirende Element selbst in die erzählende Form bringt, um es dem Leser gleichsam unvermerkt zu eigen zu machen. Dafs bei solcher Behandlung der reinen Wissenschaftlichkeit nicht immer völlig Genüge geleistet werden konnte, liegt in dem Zweck und in der Natur der Sache, nach welcher die wissenschaftliche Genauigkeit auf Kosten der erzählenden Lebendigkeit sich schon einige Opfer gefallen lassen mufs. Die Naturgeschichte der Thiere vom 4ten bis 6ten Band läfst der Vf. zuerst erscheinen, weil er glaubt, dafs der lebendigere Inhalt mehr geeignet ist, Interesse zu erregen. Der ganz beendete erste Band enthält das Allgemeine über die Organisation und die Verrichtungen der Organe des Thiers, wobei der Mensch zum Grund gelegt ist, ferner die Grundsätze der Klassifikation und eine Uebersicht der verschiedenen zoologischen Systeme, welcher der Verf. seine eigne, im 5ten und 6ten Band zu befolgende, Anordnung folgen läfst. Was über die Organisation überhaupt gesagt worden, ist unter folgende Abtheilungen gebracht: *Anatomie*, *Entwickelung der Theile*, *Bedeutung der Theile*, *Verrichtungen*, *vergleichende Anatomie*. Die Anatomie und Lehre von den Verrichtungen sind rein beschreibend und erzählend. Die „Entwickelung und Bedeutung" der Theile haben einen mehr philosophisch-nothwendigen Gang, indem sie auf den Zusammenhang und die morphologische Verwandtschaft der inneren Organe in der dem Verf. eigenen und grofsentheils aus früheren Schriften bekannten Weise eingehen. In wiefern es zweckmäfsiger gewesen wäre, die streng rationelle Entwickelung mehr mit den Beobachtungen über Entwickelungsgeschichte Hand in Hand gehen zu lassen, lassen wir dahin gestellt, und bemerken nur, dafs es hier die Absicht des Verfs. ist, die verschiedenen zusammengesetzten Organe und Systeme auf ihre einfachen Grundformen zurückzuführen, und die Wiederholung derselben Urformen in verschiedenen Entwickelungsstufen der Organe zu zeigen. Der thierische Leib entwickelt sich ursprünglich in Form concentrischer Blasen, durch deren Metamorphosen dann die verschiedenen Organe entstehen: Darm, Athemblase, Gefäfsblase. Die Nervenorgane sind die höchste Entwickelung des Athemsystems: animales Athemsystem. Auch die Wirbelsäule ist ursprünglich ein darmartiger Kanal, in dem sich Knochenringe bilden. Die Wirbel selbst wiederholen sich dann für die verschiedenen Organe als Afterwirbel, Darmwirbel Lungen- und Kiemenwirbel und Kopfwirbel, letztere erscheinen in bestimmter Zahl von Formen den Sinnesorganen entsprechend u. s. w.

Bei der Klassifikation geht der Vf. speculativ genetisch, d. i. nach rationell festgestellten Entwickelungsstufen der Organisation zu Werke. Das ganze Thierreich ist der auseinandergelegte thierische Leib, dessen Organe ein eigenes Leben führen, für sich herumkriechen, herumlaufen u. s. w. Der Polyp ist blofser Darm, kommt die Leber hinzu, so ist es die Muschel, treten gegliederte Füfse dazu: Insekten, so dafs um so mehr Organe hinzukommen, als die Stufen steigen. Die Eintheilung geschieht nun nach den höchst entwickelten Organen, den Empfindungsorganen, und es giebt so viel Klassen als Sinne; die kleineren Abtheilungen entstehen durch die anatomischen Systeme, welche sich in den höheren Formen wiederholen. Es giebt daher 1) Gefühlsthiere, welche, da der Gefühlssinn dem ganzen Rumpf angehört, auch Eingeweide- oder Rumpfthiere heifsen. 2) Kopfthiere (mit den 4 höheren Kopfsinnen), bei denen zugleich Muskel, Knochen und Rückenmark auftreten. Jenes sind die wirbellosen oder Bauchwirbelthiere, dieses die Rückenwirbelthiere. Die Namen der Unterabtheilungen (Fische, Amphibien, Vögel u. s. w.) richten sich nach der vorwaltenden Entwickelung ihrer anatomischen Systeme: Knochenthiere, Muskelthiere, Nerventhiere u. s. w. Aehnlich werden die Unterabtheilungen bis auf die Gattungen durchgeführt.

Die vorhandenen vier Hefte des 5ten Bandes; besondere Naturgeschichte, enthalten die niederen Thiere (Eingeweidethiere des Vfs.) die Infusorien, Polypen, Quallen, bis zu den Muscheln und Schnecken. In den hier ausführlich gegebenen Beschreibungen der Lebensart, des Nutzens, Fanges, der Verbreitung und sonstiger Eigenschaften der Thiere erholt man sich von der Anstrengung des Studiums der allgemeinen Organisation und Entwickelung, und man folgt gern den fleifsigen, aus dem reichen Material älterer und neuerer Schriftsteller gegebenen Nachrichten und Beschreibungen, über welche man die strenge Methode der Klassifikation fast zu übersehen geneigt ist. Nachrichten, die von berühmten früheren Naturforschern über das Leben der Thiere gegeben, von späteren dann nicht immer wiedergefunden, und von vielen geläugnet sind, trägt der Vf. nebst seinen Zweifeln, jedoch, wie es wünschenswerth ist, ausführlich mit den eigenen Worten der Entdecker vor, wie z. E. die Erscheinung des Wiederauflebens eingetrockneter Räderthiere. Man fängt jetzt an, dieses so viel bestrittene Phänomen einer Art von Auferstehung aus dem Grabe möchte man sagen, allgemein wiederzufinden. Es kommt dabei darauf an, dafs man nur Räderthiere aus dem Sande der Dachrinnen mit diesem Sande eintrocknen läfst, der durch seinen Kalkgehalt selbst in trockner Luft immer noch so viel Feuchtigkeit einzusaugen scheint, dafs ein völliges Eintrocknen bis zum Absterben verhindert wird, wogegen die ohne Sand eingetrockneten Thiere nicht wieder aufleben, wenn man sie mit Wasser benetzt. Im Uebrigen hat Spallanzani vollkommen recht, dafs die eingetrockneten Thiere gegen 3—4 Jahre in dem Sande ihre Lebensfähigkeit behalten. Je länger sie eingetrocknet liegen, desto länger aber dauert das Wiederaufleben im Wasser, so dafs oft bei den jahrelang trockenen ½—1½ Stunden dazu gehören, während die 4—6 Wochen eingetrockneten in 1—2 Minuten wieder lebendig herumkriechen. Es ist unzweifelhaft, dafs hierbei keine Eier des Thiers im Spiel sind, wie der Verf. meint, denn man sieht das zu einem Klümpchen eingetrocknete Thier durch alle Stufen der Veränderung ganz wieder aufleben. In dem Sande jeder alten Dachrinne sieht man es. Auch leben die Essigaale und der Tardigrade des Spallanzani ebenso nach dem Eintrocknen wieder auf. Was der Vf. über die Reproduktion der Süfswasserpolypen nach Trembley, über Perlenfischerei, über den Austernfang, die Austernzucht u. dergl. aus bewährten Autoren zusammengestellt hat, giebt eine ziemlich vollständige Belehrung über diese Gegenstände und wird mit Interesse gelesen werden. Die Sauberkeit der Abbildungen giebt dem zu diesem Werke gehörigen Atlasse ein sehr ansprechendes Ansehen.

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1834.

CXXVI.

Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal von Carl Friedrich Göschel. Schleusingen, Glaser. 1834. Zwei Bände. 214 u. 251 S. 8.

Wir haben in diesen zwei Bändchen eine Gallerie von Aufsätzen, Lebensbildern, Schildereien und Paraphrasen, in denen sich Goethe's Persönlichkeit als Mittelpunkt aller Interessen hindurchbewegt. Besonders tritt uns Goethe als Mensch und als denkendes Individuum mit dem vollen Gehalte seines ihm eigenthümlichen Ideenkreises hier entgegen, und wie sehr uns auch diese ganze Welt von Gedanken und Lebensmaximen als durchaus seiner Persönlichkeit angehörig, fertig und geschlossen erscheinen mag, so ersteht uns dies alles doch so frisch, lebendig und gegenwärtig, als hätten wir hier noch ausschliefslich den Complex unseres eignen Denkens und Fühlens beisammen, und als schlügen die Pulse unseres eignen Lebens lediglich innerhalb dieses Kreises Goethischer Dicht- und Denkweise. Die hier zusammengestellten Abhandlungen sind keineswegs etwa aus früheren Studien und Anschauungen hervorgegangene Producte. Viele sind mit der Jahreszahl 1824 oder 1825 bezeichnet, die Mehrzahl gehört dem nächstverflossenen und dem laufenden Jahre ihrer Entstehung nach an; alles ist aber Goethisch gedacht und empfunden, einiges sogar auf ungesuchte Weise, aber unverkennbar, in Goethischer Erzählungsweise wiedergegeben. Zu diesem letzteren gehört besonders das achte Stück des ersten Bandes, „die Rochuskapelle, eine Gewissensfrage", und dies enthält grade ein inneres Lebensbild, in welchem der Vf. sich selbst und seine eigenste Gemüthsstimmung zum Gegenstande der Betrachtung machte. Man kann in dem sympathetischen Mitrausche der jugendlichen Zeitgenossen die übergewaltige Bedeutsamkeit Goethe's historisch dokumentiren, nicht minder jedoch, dünkt mich, bethätigt sie sich in dieser nachhaltigen Wirksamkeit auf tiefbewufste Männer der Nachwelt, die, wie sich eben bei Göschel erweist, in andern Sphären des wissenschaftlichen Lebens sich ihre ganz eigenthümlichen Gebiete eröffnet haben, und dennoch von jenem übermächtigen Geiste wie durch Zauberbann in seinem Kreise festgehalten werden.

Dies interessante Verhältnifs innigster Hinneigung darf jedoch nicht als ein blofs gemächliches Verweilen in vorgefundnen Sphären und Anschauungsweisen angesehen werden; wo das letztere möglich wird, hört gewifs schon der Puls des eignen Lebens auf und es tritt mit dem müfsigen Vegetiren ein Zustand ein, der uns das Bild des geistigen Stillstandes oder des Todes vor Augen stellt. Wo ein innerlich bewegtes Gemüth in ein so nahes Verhältnifs des Anschmiegens tritt, wie Göschel in Bezug auf Goethe's Denk- und Dichtweise, da ist kein anderes Medium möglich als die Liebe, und wo Liebe die Vermittelung zu Stande bringt, da herrscht auch das tiefste bewegteste Leben vor, dessen reichstes und vollstes Aufgebot nichts anderes als ein immer noch intensiver werdendes Verständnifs des grofsen Gegenstandes zum Ziele hat. Wo Liebe vorwaltet, da ist die Seele in frischester Regsamkeit unaufhaltsam bemüht, grade das Individuellste, das Zarteste, das Heimlichste und Heiligste, das sich so oft versteckt und nur andeutungsweise verräth, an das Licht zu ziehen und den tiefsten Nerv der Persönlichkeit nicht blofs herauszufühlen, sondern ihn mit der ganzen übrigen Welt der Erscheinungen zu verknüpfen. Wie ein bedeutsames kritisches Talent sich in eine grofse Individualität völlig verlieren könne, so dafs das Verständnifs des Zusammenhangs derselben mit den übrigen Zeitrichtungen unmöglich wird, haben wir genugsam an dem Verhältnifs erlebt, in welches sich Schubarth zu Goethe versetzte. Göschel aber bringt in den Kreis Goethischer Ideen ein unabhängiges, reiches, selbstgelebtes Leben, er bringt die Speculation des reli-

giösen Gefühls, das philosophische Bewufstsein seiner Zeit mit, um sich in Goethe und Goethe in der Welt der offenbarten Erkenntnifs zu orientiren. So ist dies Verhältnifs einer geistigen Ehe eben so neu als denkwürdig. Eine wunderbare Rührung könnte uns fast beschleichen, wenn wir sehen, wie ein in religiöser und philosophischer Beziehung mannigfach bewegtes, ja tief gesichertes Gemüth, das sich in der eignen Sphäre, in der ihm gewohnten Welt, schon reichlich befriedigt fühlen könnte, doch unwiderstehlich getrieben wird, eine zunächst ganz fremde Individualität in den leisesten Anregungen ihres innern Lebens zu belauschen, alle ihre Momente der geistigen Empfängnifs vom ersten Knabenmärchen („der neue Paris") an bis zum letzten Schwanengesange der dichterischen Ergiefsung (die Novelle ohne Titel, „Kind und Löwe") mit in sich durchzuleben und den eignen Drang der Erkenntnifs mit jener Lust am Scheine, die dem Dichter eignet, in Einklang zu bringen. Dies Gefühl innerer Nöthigung hat nur der speculative Gedanke, der sich in einer Zeit der Parteiung und Bewegsamkeit nach allen Richtungen hin, als das lediglichc Heil erweisen wird, wenn er sich der Bewegung selbst zu bemächtigen versteht und sie in sich zur Entscheidung bringt. Dies Gefühl innerer Nöthigung kennt nur die Liebe, und als solche gefafst, hat der speculative Gedanke eine zwiefache Function. Er ist entweder weiblich anschmiegend, indem er sich in vorhandene Schöpfungen hineinlebt und Empfangenes in sich verarbeitet, verschmilzt und versöhnt, oder er ist, wie auch die Liebe diese zweite Natur in sich trägt, ein männlicher, erobernder Drang des Geistes, der sich Welten unterwirft und sie durchdringend, sie beherrscht.

In Göschels Eigenthümlichkeit dürfte jener erstere Zug des speculativen Erkennens vorwaltend sein. Er gehört zu den vermittelnden Naturen, die einer Spätzeit der Literatur noth thun, zu den Geistern, die weniger selbsterzeugend eine Welt erst schaffen, als die geschaffenen, vorhandenen Elemente in sich aufnehmen, und was unstät oder isolirt und inselhaft umherschwimmt, zu einem organischen Ganzen verknüpfen. Diese ordnenden, organisirenden Gewalten erweisen sich mit ihrer vollen wohlthätigen Versöhnungskraft in Göschel thätig. Hegels Speculation in ihrer Vernunftnothwendigkeit, — Goethes individuelle Ideenkreise im Denken und Dichten, — und das Buch der Offenbarung, treten hier ungesucht und unwillkürlich bis zum innigsten Grade gegenseitiger Erfüllung, Ergänzung und Durchdringung in einander, und wir sehen die Vernunftnothwendigkeit der objectiven Gedankenwelt mit der reinsten, kindlichsten Freiheit der Persönlichkeit in einer Wahlverwandtschaft, wie sie bisher noch nicht zur Erscheinung gekommen, am wenigsten zur Sprache gebracht ist. Sind Hegel und Goethe die beiden Pole, zwischen denen Göschels Denken sich beziehungsvoll bewegt, so bildet die geoffenbarte Religion gewissermafsen die bindende Axe seiner Dialectik. Diese Dialectik eines unaufhörlichen Vermittelns geht aus einer gewissen, fast möchte ich sagen scrupulösen, geistigen Empfindsamkeit hervor, die jedoch nie den Anstrich von Affectation verräth, vielmehr den Character einer zarten religiösen Reizbarkeit an sich trägt. So sehen wir denn in Göschels Studien die Bibel nicht blofs als Buch der Bücher, sondern — was sie selten ist — als Lieblingsbuch, das für die tiefsten Angelegenheiten menschlicher Forschung wie für die kleinen Particularitäten des geselligen und häuslichen Lebens seine Geltung behauptet und selbst zum steten Reisegefährten wird, wie sich dies bei der Rheinfahrt des Vfs. ergiebt.

Zwischen Goethe's naturwissenschaftlichen Leistungen und der speculativen Philosophie die Anknüpfungspunkte zur Vermittelung zu finden, welches in der dritten und vierten Paraphrase des zweiten Bandes zum Thema gemacht ist, möchte weniger neu und kühn erscheinen, da es hier auf geistvolle Durchführung bereits gegebener Andeutungen ankam; allein in Goethe den Christen so herauszufühlen, wie es auch ein in den Formen gläubiger Hingebung gefangenes Gemüth für heilbringend und wünschenswerth erachten mag, und im Dichter auch die Regungen der frommen Demuth und die allerdings versteckten Momente eines Sündenschmerzes, den man an ihm vermissen wollte, in seiner innersten Natur zu belauschen, dazu bedurfte es eines religiösen Feinsinns, von dem ich nicht weifs, ob er sich irgendwie unter unseren Zeitgenossen so intensiv entwickelt hat als in Göschels Persönlichkeit. Des Dichters authentische Selbsterläuterungen über Werther und die Wahlverwandtschaften haben den Zeitgenossen eben sowenig genützt, als sein Schweigen über das Spiel der Natürlichkeit in den Römischen Elegieen; die Bekenntnisse der schönen Seele werden in ihrer Gültigkeit durch die Gestalt der Natalie aufgelöst, die aus denselben Elementen hervorgegangen, nicht in ihnen beharrt, nicht betend, sondern lebend, nicht in der Abstraction des gläubigen

Versinkens, sondern im concreten Leben, im rein Menschlichen das Göttliche vollkommner, weil naiver und harmloser, manifestirt, und endlich läfst sich der reizende Schimmer, der die blofs sinnlichen Gestalten umflattert, nicht fortwischen, ohne dem Dichter sein Schönstes zu trüben. Trotz dem ist es Bedürfnifs des religiösen Gemüthes, in dem vielverzweigten Leben des Dichters die stillen Augenblicke aufzusuchen, wo mehr oder minder der Christ in gläubiger Demuth und im aschfarbenen Kleide sich unwillkürlich hervordrängt; Bedürfnifs des speculativen Gedankens aber ist es, Sünde und Irrthum allerdings als negative, aber doch solche negative Erscheinungen zu fassen, an denen sich Tugend und Wahrheit glänzend bethätigen. Wie das Absolute niemals mit Einem Wurfe und nackt ins Leben tritt, und die Wahrheit in den Extremen des Irrthums ihre eigentliche, wirkliche Geschichte hat, so kann und mufs auch der Dichter in negirenden Erscheinungen voll momentaner Gültigkeit Tugend und Wahrheit aus der Abstraction in die concrete Fülle der Wirklichkeit einschreiten lassen. Die grofsen Vergehen sind, wie in der Geschichte, so in der dramatischen Poesie oft genug die Hauptphänomene, an denen sich die Wahrheit herausgebiert. In ihrer Existenz liegt eben soviel Nothwendigkeit als in ihrem Untergange. Und die kleineren geselligen Sünden der Menschenwelt kann der Romandichter nicht mit tragischem Untergang strafen; dadurch dafs sie wie Blasen auf der Wasserfläche entstehen und verdunsten, in ihrer Nichtigkeit, tragen sie ihre Strafe in sich. Eine Philine kann nicht polizeilich zur Sittlichkeit genöthigt werden; mit ihrer Vergänglichkeit, die sie an sich selbst erfährt, straft das Schicksal und Goethe. Es wäre eine Unmoralität, dem Champagner durch einen permanenten Stöpsel das Aufschäumen unmöglich zu machen.

Göschel hat weniger den speculativen Gedanken als das religiöse Bedürfnifs an Goethes Dichtungen vertreten und es bleibt das schönste Denkmal tiefster Gemüthlichkeit, im Dichter den Christen nachgewiesen zu haben, obwohl der Verf. die Acten hierüber nicht als geschlossen ansieht. Wir finden dies Thema besonders in seiner Paraphrase der titellosen Novelle und in dem zweiten Conversations-Stücke des zweiten Bandes: „Anklage und Vertheidigung, ein Procefs ohne End-Urthel". Ein Dr. Gregorius ist der christliche Ankläger, „Graf Brandenstein", aus Tiecks Verlobung, ist der moralische Ehrenretter, „Dorothea", dieselbe schöne echt weibliche Gestalt aus der genannten Novelle, ist die parteilose Theilnehmerin am Streite.

Was die übrigen, noch nicht erwähnten Aufsätze betrifft, so finden wir in ihnen philosophische Umschreibungen und Uebersetzungen von Wilhelm Meisters Lehrbrief, Wanderbuch und Geleitsbrief, Scenen aus des Dichters Leben, die zu manchen kleinen Portraits und Bildern erweitert und in reflectirender Betrachtung festgehalten werden, und einen juristischen Hinweis auf die Ungültigkeit des Pactes zwischen Faust und Mephistopheles. Aus einzelnen leisen Andeutungen in Goethes Autobiographie sehen wir kleine Scenen hervorgehen, die noch weiter durchgeführt, Novellengestalt hätten annehmen können. So sind Goethe und Stilling in den Punkten gegenseitiger Berührung in Bildern festgehalten, Goethe und die Fürstin Gallizin zu einer Gruppe neben einander gestellt, und was der Dichter selbst über seine Differenz mit Schiller in Betreff ihrer verschiedenen Naturanschauungen bemerkt, erwächst zu einer Spaziergangs-Scene in Jena, wo beide Männer den Widerstreit ihrer Ansichten zur Sprache bringen. Pflanzen und Farben geben hier Veranlassung, vom Einzelnen zum Allgemeinen überzugehen und die Stellung des Geistes zur Natur zu beleuchten. Schiller klagt über die zerstückelnde Methode der Physik, und während er mit der ihm eignen Schärfe der Fassungskraft den anschaulichen Demonstrationen des Freundes folgt, bleibt er doch selbst haften an der Kantischen Zerstückelung des Lebens und an dem Dilemma zwischen Erfahrung und Idee, während Goethe, als der Vertreter des Endlichen, der Natur, und doch zugleich als der tiefere Anwald des Unendlichen, des Geistes, das Geheimnifs der Farben als der verklärten Leiber des Lichtes, nicht anders als in diesem, in der Wirklichkeit selbst vollzogenen Ineinandergreifen des Endlichen und Unendlichen, in der Identificirung des Leibes und der Seele, entdeckt hatte. Nie hat sich die Nothwendigkeit des Endlichen zur Realisirung des Ideellen so zart und still, und doch zugleich so sicher und unverholen, als das ganze Geheimnifs der Welt, verrathen als in Goethes gesammtem Denken und Dichten. Auf die Farbenphänomene konnte Schiller nur annäherungsweise und allmälig eingehen und den bestimmten Erfahrungssätzen gegenüber erwiedert er nur mit unbestimmt hingeworfenen Unmöglichkeiten, die an die Stiche auf Goethe in seiner Abhandlung über Anmuth und Würde erinnern. Mit einer Hinweisung auf die „Metamorphose der Pflanzen" schliefst Göschel dies beziehungsreiche Thema, und das Erfreuliche seiner eignen Reflexion möchte für uns besonders darin liegen, dafs er, ohne es selbst auszusprechen, hier wie auch sonst die Anschauung giebt, wie die Philosopheme einer Zeit zur Sache der Individualitäten werden müssen, um in Saft und Blut Eigenthum der Gesellschaft zu werden. Auf umgekehrte Weise geht des Vfs. Bemühen auch dahin, die kleinen Einzelnheiten des sociellen Lebens und die Formen des christlichen Glaubens in das Bereich der philosophischen Speculation hinüberzuziehen und sie durch den Gedanken zu verklären. In dieser Hinsicht mufs in vorliegendem Werke die Symbolisirung des Wassers und

der Erde, sowie die speculative Paraphrase des Vaterunser hervorgehoben werden. Als Musterstück einer kritischen Synthesis ist noch die Abhandlung über „die neue Melusine" zu erwähnen, „das lose Märchen", in welchem sich doch die Verknüpfungspunkte zwischen Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren auf sinnige Weise concentriren. Dafs die Personen des Romans ihre ideellen Bestrebungen in materielle Tendenzen verkehren, darin sieht Göschel die religiöse Ironie des Dichters und eine Bufse, die über die Welt des Strebens kommt; die Subjectivitäten entsagen und geben sich auf, um nichts im Leben zu fördern, als eben die Objectivität des Lebens selbst.

Sämmtliche Aufsätze haben, wie die Vorrede dies andeutet, zunächst einem engeren Kreise zur Unterhaltung gedient, dessen vorzugsweise religiöse Bildung sich unverkennbar macht, und in welchem den Frauen das schöne Mitrecht unbestritten bleibt, den Ton der Unterhaltung zu bedingen. Daraus erklärt sich denn auch des Vfs. sorgsame Bemühung, die scharfen Seiten der Gegenstände zu glätten und die Versöhnung der Extreme im Gedankenleben möglich zu machen, ohne die friedliche Eintracht des religiösen Gemüthes mit Gott und Welt, erst aufzuheben. Dr. F. G. Kühne.

CXXVII.

Die Abenteuer des Odysseus aus Hesiodus erklärt von Rudolf Heinrich Klausen. Mit einer Karte. Bonn, bei Adolf Marcus. 1834.

Hr. *Klausen* reiht sich an diejenigen Mythologen an, welche die Meinung hegen, Allegorie und Symbolik seien die Grundlage der griechischen Mythenwelt. Seiner Ansicht nach bewahrt der jüngere Hesiod die ältere und reinere Tradition der Mythen, Homer dagegen, der ältere Dichter, eine jüngere und mährchenhafte Umbildung derselben. Da nun die Untersuchung ganz auf diesen Glauben basirt ist, so deutet der Vf. in den homerischen Erzählungen symbolisch und allegorisch, was nur immer auf nahen und fernen Wegen einer solchen Deutung sich bequemen will, und läfst sich hierbei von den Gesetzen der Logik keine Fesseln anlegen. Was aber zu hartnäckig widerstrebt, das beseitigt er als inhaltsleeres Mährchen, hervorgegangen „aus der mehr *nechischen*, jonischen Sage", oder aus der heitern Ansicht des Dichters. Auf diese Weise möchte es freilich nicht schwer sein, alle griechischen Schriftsteller symbolisch und allegorisch zu interpretiren.

Soviel über die Grundansicht des Vfs. und über seine Methode. Wir wollen nun die angeblichen Resultate der einzelnen Abschnitte in der Kürze referiren. Hr. Kl erblickt im *Odysseus* „den Heros des beharrlichen, zweckmäfsigen Handelns (S 86), der die unzerstörbare heroische Lebenskraft gegen alle Schrecknisse des dreifachen Todes, durch Blitz, Orkan und Götterfluch bewährt (S. 76);" und führt ihn sofort zu den *Cyclopen*, mit Uebergehung der früheren Abenteuer. Die Cyclopen sind Dämonen des Gewitters. *Aeolus*, zu dem Odysseus darauf gelangt, ist Dämon des Windes, und die Winde wohnen auf Aeolia, obschon Homer (*Il. XXIII.* 229 flg.) *Thrazien* den Winden zur Heimath anweist, und Hesiod weder den Aeolus noch Aeolia kennt. Die *Lästrygonen* identificirt der Verf. mit den Hekatoncheiren, und macht sie zu Dämonen der Orkane. Denn die Lästrygonen sind „*Frechschwirrer, Frechmurrer, Frechbrauser*" (S. 20). Rec bemerkt hierbei nur, dafs Homer die Lästrygonen und Hekatoncheiren als ganz verschiedene Leute aufführt. *Circe* ist eine Umbildung der Hecate. Wenn dies wahr ist, so hat Hesiod die Hecate zweimal: einmal in ihrer wahren Gestalt, und wiederum als Circe maskirt. In dem *Beilager des Odysseus und der Circe* findet der Vf. (S. 34): „eins der wesentlichsten und eigenthümlichsten Dogmen der griechischen Theologie." Und über dieses Dogma giebt er nicht blofs sogleich eine ausführliche Auseinandersetzung, sondern da der Gegenstand so hochwichtig ist, so kommt er S. 44 noch einmal darauf zurück, und findet in den Liebesabenteuern der Heroinen eine *sehr tiefe Bedeutung*. Warum nicht? Denn was z. B. Tyro und Poseidon am Ausflufs des Enipeus mit einander vorhatten, war gewifs keine Kleinigkeit! In ähnlicher Weise erkannte schon ein älterer Hellseher in der Liebesscene zwischen Ares und Aphrodite eine Allegorie über die Verbindung des Muthes mit der Holdseligkeit. Die Deutung des *Todtenreiches* ist keines Auszuges fähig. Die *Sirenen* sind Dämonen der Verwesung, sie schmelzen in Sonnengluth und Windstille das Herz und den Leib mit ihrem Gesange, so dafs er in Staub zerfällt (S. 46). Die *Scylla* wird auf den Cerberus, und die *Charybdis* auf den Charon gedeutet. Was das Symbol Scylla-Cerberus bedeute, verschweigt der Vf., Charybdis-Charon ist Dämon der Gräber. Für Nicht-Symboliker bemerkt dagegen Rec., dafs Homer die Scylla deutlich genug vom Cerberus unterscheidet, und dafs den Charon die Griechen in *nachhesiodischer* Zeit aus der ägyptischen Mythologie entlehnt haben. Die *Irrfelsen* *) sind nach Hrn. Kl. die Vertheidiger der hesperidischen Aepfel bei Homer; obschon Homer die hesperidischen Aepfel gar nicht kennt. Hesiod macht einen Drachen zum Hüter jener Aepfel, und nun meint der Vf., dafs ungeachtet der Ungleichartigkeit sich die homerischen und hesiodischen Vorstellungen dem Inhalt nach vollkommen entsprechen. Man merke also die symbolische Lehre: Irrfelsen und Drachen sind zwar ungleichartige, aber dennoch ihrem Inhalt nach vollkommen entsprechende Dinge. *Die Rinder des Helios auf Thrinakria* deutet der Vf. nach Anderer Vorgang auf die Rinder des Helios auf Erytheia bei Hesiod. Thrinakria selbst hält er nicht für Sicilien (obschon das ganze Alterthum dies bezeugt), sondern mit Hrn. Völcker für eine kleine, unbewohnte Insel. Ueber die Ableitung des Namens schwankt der Vf., doch wählt er endlich die Ableitung von *θρῖναξ Dreizack, Karst des Worfelers*, und gelangt so zu der symbolischen Erklärung (S 68 : „Dafs der *Gott des Dreizacks* hier die Spreu vom Weizen sondert, die unverständigen Gefährten in die Vernichtung stürzt, und nur den Helden des Verstandes und der Beharrlichkeit selbst, obgleich diesen sein eigentlicher Hafs trifft, auch dies Abenteuer bestehen läfst." Hier haben wir das echte Dogma uralter Symbolik, und vergleichen damit, wie es in der „*nechischen*" jonischen Sage mährchenhaft umgebildet erscheint. Der leichtsinnige Homer läfst sich nichts von der Spreu und dem Weizen merken, ja er geht in seinem Frevel soweit, sogar den *Gott des Dreizacks* ganz aus dem Spiel zu lassen, und statt seiner den *Gott des Blitzes*, den Zeus zu substituiren, der auf Helios Verlangen Odysseus Gefährten vertilgt. Nun aber wissen wir, was Homer vom Zeus erzählt, ist symbolisch vom Poseidon zu verstehen. — *Calypso* ist identisch mit der Styx, und die *Phäaken* sind das Volk der Wellengeister. Nach Hrn. Welckers Urtheil sind die Phäaken Todtenschiffer. Wer von Beiden mag wohl Recht haben? *Scheria* erklärt schon Thucydides für Corcyra. Aber die Herren Welcker und Klausen halten es für ein Nachbarland des elysischen Gefildes. Auch die *Lotophagen*, mit denen der Vf. die Wunder schliefst, während Homer sie mit ihnen beginnt, setzt Hr. Kl auf dieselbe Küste mit Elysium. Das Buch endigt mit einer Betrachtung über *Odysseus*, deren Inhalt oben angegeben ist. Als Zugabe erhalten wir eine Charte, welche die Fahrt des Odysseus, wie der Vf sie sich denkt, darstellt. Sie veranschaulicht zugleich die vielen geographischen Erörterungen im Buche selbst. Etwas Sonderbareres als diese Charte ist uns nicht leicht vorgekommen. Doch eine nähere Beschreibung derselben erläfst uns wohl der geneigte Leser.

Lange.

*) Den Namen *Πλαγκταὶ* leitet Hr. Kl von einem Worte eigener Fabrik *πλαγκτής* ab, und übersetzt die Verirrer.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1834. (Zweites Semester.) № 4.

Litterarische Anzeigen.

[illegible] ist erschienen:

[illegible]ndeutscher Sprachschatz oder etymologisches [illegible]terbuch der althochdeutschen Sprache u. s. w. [illegible]arbeitet von Dr. E. G. Graff. Erste Lieferung: [illegible]scriptionspreis 1 Rthlr.

[illegible] Subscriptionslisten bleiben nur noch bis zum Schlusse [illegible]jahres offen. Vom 1. Januar ab tritt sowohl für jede [illegible] bereits erschienene als auch folgende Lieferung ein [illegible] Ladenpreis von 1 Rthlr. 10 Sgr. ein.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

[illegible] Gehmigke und Riemschneider in Neu-Ruppin [illegible]schienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

[illegible] Kaulfs Handbuch der griechischen Geschichte. [illegible] Gebrauch für die oberen Klassen in Gymnasien. 346 [illegible] gr. 8. 1 Rthlr. 7½ Sgr.

[illegible]sis de intelligentia sive mente sententia exposita a F. [illegible]arke. 4 maj. 15 Sgr.

[illegible] der 50 jährigen Amtsjubelfeier des Herrn Superintendent [illegible]ner, gehalten von Dr. Hofsbach, Königlichem Consisto[illegible]ke. gr. 8. geb. 5 Sgr.

Neujahrs-Gabe.

Kynalopekomachia,

das heifst:

Hunde Fuchsenstreit.

Episch Gedicht in 6 Gesängen

von

C. Fr. von Rumohr.

Mit 6 Bildern von Otto Speckter.

gr. 8. 10 Bogen cartonnirt. 2 Thlr.

[illegible] Sympathie, welche besonders im Kinde so lebhaft ist, [illegible] selbst in reiferem Alter oftmals sich frisch erhält; jenes [illegible]pathetische als wesentliche Mitfühlen des allgemeinen Natur[illegible]ens bei Menschen jeden Alters und jeder Bildungsstufe, also [illegible] einfacher, allgemein verständlicher Sprache anzuregen, scheint [illegible] Verfassers vornehmste Absicht zu sein.

Wenn hierdurch sein Werk als Neujahrsgabe besonders [illegible] empfiehlt, fehlt es andererseits darin nicht an denjenigen [illegible] welche das reifere Alter und die höhere Bildungsstufe in Hervorbringungen dieser Art zu finden liebt.

Die gelungenen Bilder des talentvollen Otto Speckter vor jedem Gesange sind eine Zierde des Buches.

Lübeck im October 1834.

v. Rohden'sche Buchhandlung.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die

Daltonsche Thorie.

Von J. F. Benzenberg.

Mit 3 Steindrucktafeln. gr. 8. XVI und 192 Seiten.

Preis 1⅙ Thlr. oder 2 Fl.

Wichtige Anzeige für Philologen und Historiker.

Herabgesetzter Preis.

Des

C. Cornelius Tacitus

sämmtliche Werke

übersetzt

und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. *Fr. R. Ricklefs.*

Vier Bände in grofs Octav.

1825 bis 1827.

Bisheriger Preis	6 Thlr. 17½ Sgr.
Herabgesetzt auf	Drei Thaler.
Jeder Band einzeln	Einen Thaler.

Zu obigen billigen Preisen wird nunmehr diese treffliche Uebersetzung des Tacitus durch alle Buchhandlungen zu beziehen seyn.

Oldenburg, im September 1834.

Schulze'sche Buchhandlung.

Gesuch einer astronomischen Bibliothek.

Zur bevorstehenden Gründung einer vollständigen astronomischen Bibliothek, würde man gern eine schon bestehende grofse Sammlung von Büchern dieser Wissenschaft käuflich übernehmen und ersuche ich die Besitzer solcher Sammlungen

oder auch nur bedeutender Reihenfolgen astronomischer Beobachtungen welche zu deren Verkauf geneigt sind, mir Näheres in portofreien Briefen zu Einleitung weiterer Unterhandlungen mitzutheilen.

Leipzig den 7. November 1834.

Leopold Voß.

Freunde der Literatur, insbesondere Besitzer von Bibliotheken.

werden nochmals aufmerksam gemacht auf das

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern für zwei Drittel, von 50 Thalern für drei Fünftel, von 100 Thalern für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (2¼ Bogen stark.)

da die darin gebotenen ungewöhnlichen Vortheile nur bis Ende December d. J. gelten. In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist dieses Verzeichniß gratis zu haben.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Einladung zur Subscription.

Geschichtliche Entwickelung

der

geistigen Richtungen

in Staat, Kirche und Wissenschaft

seit

der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Oder

der in der gegenwärtigen Zeit fortdauernde Kampf der alten und neuen Welt, der romanischen und germanischen Bildungselemente

und deren Versöhnung durch Kunst und Wissenschaft.

Von

Georg Ludwig Wilhelm Funke.

---

circa 24 Bogen in gr. 8., Subscriptionspreis 1½ Rthlr.

Ausgehend von dem Grundsatze, daß alle Kämpfe der neuen Zeit nichts Anderes seien, als ein Kampf der alten griechisch-römischen Welt mit der neuen germanischen, welche, weil das Christenthum nicht tief genug eingedrungen ist, bis dahin nicht mit einander ausgesöhnt worden sind, hat der Verfasser gegenwärtiger Schrift darzustellen versucht, wie das germanische Princip der Subjectivität, nachdem es durch die Reformation zu seinem Rechte gelangt war, seit der Zeitperiode der mercantilen Politik seine geistige Grundlage verloren und nunmehr alle Verhältnisse dergestalt ausgehölt habe, daß nur eine inhaltslose Leere bleiben konnte. Alles dieß ist in Staat, Kirche und Wissenschaft nachgewiesen, und macht dasselbe den Inhalt des ersten Abschnittes aus, wogegen im zweiten Abschnitte gezeigt wird, wie die objectiv sittlichen Mächte wieder sich erheben und in Deutschland von der Subjectivität geistig durchdrungen werden, nämlich in der Kunst durch die vollendete Poesie und in der Wissenschaft durch die vollendete Philosophie, durch welche Durchdringung aller Dualismus zerstört und die antike und moderne Weltanschauung versöhnt erscheint.

In der äußern Ausstattung soll dieses Werk seiner innern nicht nachstehen und auf gutem weißen Druckpapier in gr. 8. Format erscheinen; um aber die Kosten für Druck und Papier einigermaßen gedeckt zu sehen, wählt der Verleger den Weg der Subscription. Der Umfang des Werks wird circa 24 Bogen betragen, die zu einem billigen Subscriptionspreise von 1½ Rthlr. (2 fl. 42 Kreuz. Rhein.) den Unterzeichnern geliefert werden sollen. Der Subscriptionstermin bleibt bis Ende Januar 1835 offen und wird der später eintretende Ladenpreis um 1 Rthlr. erhöht werden, weshalb der Verleger die Unterzeichnung in jeder guten Buchhandlung ungesäumt zu bewirken ersucht.

Osnabrück im October 1834.

Friedrich Rackhorst.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung. — Erster Abschnitt. Sieg der subjectiven Ansicht über die objectiv sittlichen Mächte. Kap. 1. Entwickelung der subjectiven Ansicht in Frankreich. 2. Entwickelung der subjectiven Ansicht in Deutschland und deren Gegenrichtungen. 3. Der Uebergang der subjectiven Ansicht in das Staatsleben. 4. Der Uebergang der subjectiven Ansicht in das Volksleben. 5. Der Uebergang der subjectiven Ansicht in die wissenschaftliche Bildung. 6. Der Uebergang der subjectiven Ansicht in die ästhetische Bildung. 7. Das Besiegen der subjectiven Ansicht in der Kirche. 8. Völliges Besiegen der subjectiven Ansicht im Staate durch die französische Revolution. — **Zweiter Abschnitt. Allmähliges Sich-erheben der objectiv sittlichen Mächte gegen die subjective Ansicht und deren gegenseitige Aussöhnung.** Kap. 1. Die objectiv sittlichen Mächte und ihr Zusammenfluß mit der subjectiven Ansicht in Deutschland. 2. Die unvermittelten objectiven Mächte in Staat und Kirche. 3. Die unvermittelte Objectivität und Subjectivität in den einzelnen europäischen Staaten. 4. Die abstracte Ausgleichung der Objectivität und Subjectivität in Frankreich. 5. Die concrete Ausgleichung der Objectivität und Subjectivität in Deutschland. 6. Die unvermittelten objectiven Mächte und die hervorgetretene Subjectivität des Gefühls in der Kirche. 7. Die vermittelte Objectivität und Subjectivität in der Kunst und der Poesie. 8. Die vermittelte Objectivität und Subjectivität in der Wissenschaft durch die Philosophie. 9. Die Einwirkung der vollendeten Poesie und Philosophie.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Des Herrn Geheimen-Kirchenraths und Professors

Dr. *C. Daub*

Darstellung und Beurtheilung

der

Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit.

Mit Zustimmung des Verfassers aus dessen Vorlesungen herausgegeben, und mit einigen Zusätzen über

Die Lehre vom Gewissen, von der Todesstrafe.

begleitet von

Dr. *J. C. Kröger.*

Katecheten im Waisenhause zu Hamburg.

(Altona, bei J. F. Hammerich 1834. 1½ Rthlr.)

Diese wichtige Schrift ist aus den Vorlesungen, welche der

ihrer Verfasser 1832 und 33 über die Lehre von der Willensfreiheit gehalten, hervorgegangen. Wir dürfen nur auf den Inhalt hinweisen, um alle Freunde eines ernsten Studiums, alle Schüler und Verehrer des Verfassers auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches den Theologen und Juristen, den Philosophen und Pädagogen gleich stark interessirt, und bei des Verfassers anerkannter Schärfe des Geistes und Gründlichkeit des Forschens mannigfaltige Belehrungen und neue Ansichten darbietet.

Bei Leopold Voss in Leipzig ist so eben angekommen:

Récueil des actes de la séance publique de l'Académie Impériale de St. Pétersbourg, tenue le 29. décembre 1833. (9me Recueil) 1¼ Thlr.

Inhalt: Apperçu de l'état du cabinet anatomique et des diverses collections que renferme le musée asiatique de l'Académie. — Die Volksstämme der Mongolen, von I. I. Schmidt.

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. 6me Série: Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tome II. Livr. 4 et 5. (der Band 4¼ Thlr.)

Inhalt: Herrmann, Recherches sur le nombre des suicides et des homicides commis en Russie pendant les années 1821 et 1822. — Charmoy, Relation de Masoudy et d'autres auteurs musulmans sur les anciens Slaves. — Schmidt, die Volksstämme der Mongolen.

Sciences mathématiques, physiques et naturelles T. II. Livr. 6. (der Band 6¼ Thlr.)

Inhalt: Ostrogradsky, Mémoire sur l'intégration des fractions rationelles — Parrot et Lenz, Expériences de forte compression sur divers corps — Lenz, über die Leitungsfähigkeit der Metalle bei Temperaturen — Hess, l'Hydrobocite, nouvelle espèce minérale — Hess, sur le traitement métallurgique de l'argent telluré de Kolyran — Tarkhanoff, calcul du passage de Mercure observé le 5. mai 1832 — Brandt, Anatomie und Physiologie des medicin. Blutegels — Ostrogradsky, sur la relation que peuvent avoir entr'elles des intégrales des fonctions algébriques.

Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome III. Partie II. (Sciences naturelles. Tome I. Livr. 1.) (der Band 9¼ Thlr.)

Inhalt: Zagorsky, Monstrositatis singularis specimen — Hamel, über Cochenille am Ararat, und über Wurzelcochenille im allgemeinen — Brandt, naturhistorische Bemerkungen über Wurzelcochenille, im Vergleich zur mexicanischen — Bongard, generis Lacis revisio speciesque nonnullae novae — Bongard, observations sur le Sedum verticillatum L.

Mémoires présentés par divers savans. T. II. Livr. 3. (der Band 5¼ Thlr.)

Inhalt: Goebel, über die Ameisensäure — Baer, über die Kiellechte, in welche sich einige grössere Schlagadern der Säugethiere früh auflösen — Bazaine, Mémoire sur les machines à vapeur — Bazaine, Mémoire sur l'évaluation de la force expansive de la vapeur.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

C. Valerii Catulli *Veronensis*

Carmina

annotatione perpetua illustravit

Frid. Guil. Doering.

(Altonae, J. F. Hammerichii. 1834. 8. 1¼ Rthlr.)

In dieser neuen Ausgabe eines der originellsten und lieblichsten Dichter der Römer erhält das philologische Publikum

nicht etwa nur eine verbesserte Auflage der vor fast 50 Jahren von dem Herrn Ober-Cons.-Rath Döring veranstalteten Edition, sondern eine völlig neue Bearbeitung des Dichters. Der Commentar in der bekannten mustergültigen Latinität des Herausgebers verfaßt, giebt eine bündige und geschmackvolle, die sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten lösende, so wie die neuesten kritischen Forschungen berücksichtigende Erklärung, und ist — was zu nicht geringer Empfehlung gereichen wird — vor dem Abdruck dem geistreichen Freunde des Herausgebers, dem Herrn G. H. R. Friedrich Jacobs, dessen Erinnerungen benutzt sind, zur Durchsicht mitgetheilt. Diese Andeutungen werden hinreichen alle Philologen auf diese vortreffliche Ausgabe des Catull aufmerksam zu machen.

Bei H. B. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schirlitz, Dr. S. C., die latein. Stylübungen in den obern Classen, methodisch und practisch unterstützt. In 2 Bändchen.

1stes Bändchen a. u. d. T.

Methodik der latein. Stylübungen oder practische Winke bei Anfertigung eines latein. Stylstück's. 10 Bog. 8. ⅓ Thlr. oder 40 xr.

2tes Bändchen a. u. d. T.

Themata und Theses oder Aufgaben zu latein. Aufsätzen und Disputirübungen; mit method., literär. und anderen Nachweisungen versehen. 13 Bog. 8. ½ Thlr. od. 54 xr.

Hess und Vömel, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische;

2tes Bändchen a. u. d. T.

Vömel, Dr. J. Th., Uebungsbuch zum Uebersetzen a. d. Deutschen in das Griech. Syntax. 1. und 2. Cursus 4te verm. und verb. Aufl. 20 Bog. 8. ⅔ Thlr. od. f. 1. 12 xr.

Weber, Dr. W. E., Uebungsschule für den latein. Styl in den obersten Classen der Gymnasien. Mit fortgehenden Anmerkungen. 2te verm. und verb. Aufl. 37½ Bog. gr. 8. 1¼ Thlr. oder fl. 2. 24 xr.

Krebs, Dr. J. P., Lateinischer Antibarbarus, nebst Vorbemerkungen über Reinheit und Eleganz der Rede. Aus der 7ten Ausgabe der Anleitung zum Lateinischschreiben abgedruckt. 5¼ Bog. 8. $\frac{1}{24}$ Thlr oder 21 xr.

So eben ist in der Sinnerschen Hofbuchhandlung in Coburg erschienen:

In P. Virgilii Maronis opera omnia *Lexicon* scholarum usui imprimis adcommodatum edidit G. Braunhardus. gr. 12. 22 Bogen. 1¼ Thlr.

P. Virgilii M. opera omnia ex recensione Heynii. Editionis quartae ab Wagnero paratae textum denuo recognovit ac perbrevi lectionis varietate instruxit G. Braunhardus. gr. 12. 21 Bogen. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Dasselbe mit dem Lexicon, zusammen 1¼ Thlr.

Coburg, 20. October 1834.

Bei Leopold Voſs in Leipzig erschienen im Laufe dieses Jahres:

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriſs der praktischen Medicin für akademische Vorlesungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit königl. würtemb. Privilegium. gr. 8. 3¼ Thlr.

——, Anleit. zur ärztlichen Receptirkunst. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit königl. würtemb. Privilegium. gr. 8. ⅓ Thlr.

Choulant, Ludw., drei anthropologische Vorlesungen. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Centralblatt, pharmaceutisches. 5ter Jahrg. f. 1834. gr. 8. 3½ Thlr.

Drobisch, M. W., Beiträge zur Orientirung über Herbart's System der Philosophie. gr. 8. geh. $\frac{5}{12}$ Thlr.

— —, Grundzüge der Lehre von den höhern numerischen Gleichungen nach ihren analytischen und geometrischen Eigenschaften. Ein Supplement zu den Lehrbüchern der Algebra und der Differentialrechnung. Mit 2 Kupfert. gr. 8. 2½ Thlr.

Dulk., Fr. Ph., Synoptische Tabelle über die Atomgewichte der einfachen und mehrerer zusammengetzten Körper. Aus dem Commentar z. Pharmakopöa.) 3te Aufl. Fol. ¼ Thlr.

Flores illustrium poetarum romanorum veterum per Octavianum Miranduiam collecti et in titulos singulos digesti; nunc vero diligentius emendati atque dispositi, novis etiam passim aucti et adspersis annotationibus illustrati a L. F. Billerbecko. 8maj. 1¼ Thlr.

Handlingar, rörande Invigningen af K. Alexanders Universitaets i Finiland nya Hifoadbyggnad. Mit 1 Kupfert. gr. 4. Helsingfors. ⅔ Thlr.

Ledebour, C. F. a, Icones plantarum novarum vel imperfecte cognitarum floram Rossicam, imprimis Altaicam, illustrantes. V Tomi's. 10 Fasciculi. C. 500 tabb. lith. Fol.-maj. illum. 375 Thlr. schwarz 215 Thlr.

Ménétries, E., Catalogue raisonné des objets de zoologie recueillis dans un voyage au Caucase et jusqu'aux frontières actuelles de la Perse. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1⅞ Thlr.

Meyer, C. A., Verzeichniss der Pflanzen, welche während der in den Jahren 1829 und 1830 unternommenen Reise im Kaukasus und in den Provinzen am westlichen Ufer des caspischen Meeres gefunden und eingesammelt worden sind. gr. 4. St. Petersburg. 1⅞ Thlr.

Pharmacopoea Borussica. Die preufsische Pharmakopöe, übersetzt und erläutert von Fr. Ph. Dulk. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit königl. würtemb. Privilegium. 2 Bände. Mit Kupfert. und Holzschnitten. gr. 8. 8¼ Thlr.

Reich, C. G., der erste Unterricht des Taubstummen mit angefügten Declinations-, Conjugationstabellen und einer Zeittafel. gr. 8. $\frac{11}{12}$ Thlr.

Sammlung, neue, königl. sächs. Medicinalgesetze. 1ster Bd. herausgegeben von Ludwig Choulant. gr. 8. 2½ Thlr.

Schwabe, C, das Leichenhaus in Weimar. Nebst einigen Worten über den Scheintod und mehrere jetzt bestehende Leichenhäuser, so wie über die zweckmässigste Einrichtung solcher Anstalten im allgemeinen. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 4. 1¼ Thlr.

Sjögren, A. I., über die finnische Bevölkerung des St. Petersburgischen Gouvernements und über den Ursprung des Namens Ingermannland. gr. 4. St. Petersburg. 1⅞ Thlr.

Smitt, F. v., Suwarow's Leben und Heerzüge. Im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit dargestellt. 1ster Theil. gr. 8. Wilna. 3 Thlr.

Stoeckhardt, H. R., de juris Justinianei in generis humani cultum insigni merito. Adjecta oratio T. G. Juschkewii: Jus Justinianeum cum novissimo juris Rossici codice componens. 8maj. Petropoli. ⅔ Thlr.

Summarium des Neuesten aus der in- und ausländischen Medicin, zum Gebrauche praktischer Aerzte. Herausgegeben von A. F. Haenel, fortgesetzt von W. Friedrich. Jahrgang 1834. 24 Hefte. gr. 8. 6⅔ Thlr.

Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. XXVIII. c. 12. tabb. lith. 8maj. Petropoli. 1½ Thlr.

Wagner, R., Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. In 2 Abtheilungen. 1ste Abth. gr. 8. 1 Thlr.

— —, Partium elementarium organorum, quae sunt in homine atque animalibus, mensiones micrometricae. 4maj. ½ Thlr.

Zahnarzt, der vollkommene, oder die Lehre vom Leben, von den Krankheiten und den mechanischen Hülfsmitteln zum Ersatz der Zähne. Nach dem Französischen des Maury, dem Englischen von Thomas Bell, und mit Zusätzen nach Linderer. Mit 42 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr.

Zeitung für die elegante Welt. 34ster Jahrg. f. 1834. (Herausgeg. von Dr. A. von Binzer.) gr. 4. 8 Thlr.

Anzeige
das
Staats-Lexicon von Rotteck und Welcker
betreffend.

So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Staats-Lexicon oder Encyklopädie
der Staatswissenschaften

in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von

Carl von Rotteck und Carl Welcker.

Ersten Bandes erste Lieferung.

Jeder Anpreisung uns enthaltend, beschränken wir uns einzig auf die einfache Anzeige, dafs nun endlich die erste Lieferung dieses Werkes erschienen ist.

Der Subscr.-Preis ist für jede Lieferung 12 gGr. (15 Sgr.), wird aber beim Erscheinen der fünften Lieferung aufhören und sodann ein bedeutend erhöhter Ladenpreis eintreten.

Altona, im October 1834.

Johann Friedrich Hammerich.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Dänemarks u. s. w. ist dieses Werk zum Subscriptions-Preis zu haben.

Lexicon Platonicum.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lexicon Platonicum
Composuit
Dr. *Fridericus Astius.*
Volum. I. fasc. 1.

gr. 8. Bogen 1 — 12. Preis 1 Thaler.

Das ganze Werk wird aus etwa 10 Lieferungen bestehen, die sich von 2 zu 2 Monaten folgen sollen. Da das Manuscript vollständig ausgearbeitet ist, so darf eine Unterbrechung des Druckes nicht befürchtet werden.

Leipzig, 1. November 1834.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1834. (Zweites Semester.) № 5.

Litterarische Anzeigen.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle

sind zur Oster- und Michaelis-Messe 1834 neu erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bogatzky, C. H. von, Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist, bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift nach der Ordnung der heiligen Bücher; samt beigefügten kurzen Betrachtungen, Gebeten und Reimen. 1r Theil. 41ste Auflage. 2r Theil. 35ste Auflage. 12mo. 10 Sgr. (8 Ggr.)

Dähne, A. F., Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie. In 2 Abtheilungen. 1ste Abtheilung gr. 8vo. 2 Thlr. 15 Sgr. (2 Thlr. 12 Ggr.)

(Die 2te Abtheilung ist unter der Presse.)

Förstemann, Dr. K. E., Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530. Nach den Originalen und nach gleichzeitigen Handschriften herausgegeben. 1r Band. (Von dem Ausgange des kaiserlichen Ausschreibens bis zu der Uebergabe der Augsburgischen Confession). gr. 8vo. 2 Thlr. 15 Sgr. (2 Thlr. 12 Ggr.)

Hohl, Dr. A. F., Die geburtshülfliche Exploration. 2r Theil. (Das explorative Sehen und Fühlen). gr. 8vo. 2 Thlr.

(Der erste Theil, das Hören enthaltend, mit 1 Kupfert. erschien 1833 und kostet 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Ggr.)

Niemeyer, A. H., Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner. Neunte Ausgabe. 3 Bände. 1r Band gr. 8vo. Preis für alle drei Bände Velin-Druckpapier 6 Thlr. Schreibpapier 8 — Velin-Schreibpapier 9 —

Die neunte Auflage von Niemeyer's Grundsätzen bedarf keiner Empfehlung, denn seit mehr denn dreifsig Jahren ist dieses Buch in allen Gegenden Deutschlands nicht blos unter den Schulmännern verbreitet, Uebersetzungen haben es dem Auslande zugänglicher, Nachdrücke, Auszüge und anderweitige Bearbeitungen verschiedener Verfasser haben dies Werk allgemeiner gemacht, in welchem der hochgefeierte Verfasser das, was sich aus langer eigener Erfahrung und aus fleifsigem Studium aller Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik als das Beste bewährt hatte, gesammelt hat. Längst sind diese Grundsätze ins Leben getreten, nicht blos in den grofsartigen Stiftungen Fränke's, denen der Verewigte vorstand, sondern vor allem durch die Tausende von Schülern, die zu den Füfsen des Mannes gesessen haben, den man wohl nicht mit Unrecht, als den andern Lehrer Deutschlands bezeichnet hat, durch die Menge von Familienvätern, denen dieses Buch die trefflichste Anleitung zur Erziehung ihrer Kinder und zur Aufklärung über viele pädagog. Streitfragen der Zeit gewährt hat. Mit dem Tode des Verfassers war das Werk nicht verwaist; ein rüstiger Sohn, der Pfleger des väterlichen Ruhms und hinlänglich bewährt als Vorsteher so bedeutender Anstalten, als Lehrer der Pädagogik an einer der berühmtesten Hochschulen unseres Vaterlandes, hat die Fortführung desselben übernommen und diese neue Ausgabe in dem Geiste seines verewigten Vaters auf den Standpunkt geführt, auf welchem sie dieser geführt haben würde. Zahlreiche Bereicherungen hat besonders die Litteratur, immer ein besonders gerühmter Vorzug des Werks, erfahren; noch mehrere werden in der mit hoher Begeisterung für das Werk der Erziehung niedergeschriebenen Vorrede für den zweiten didactischen Theil und vornehmlich für die Geschichte der Pädagogik versprochen, die in neuer und weit umfassenderer Form den dritten Theil beschliefsen soll.

Oudendorpii, Franc., Dictatorum in selectas M. Tullii Ciceronis epistolas particula edita ab J. A. Liebmanno. Accedunt annales Gymnasii Halensis inde ab a. MDCCCXXXIII. usqua ad a. MDCCCXXXIV. 4to. geh. 10 Sgr. (8 Ggr.)

Palaestra musarum. Materialien zur Einübung der gewöhnlicheren Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer, von Dr. Th. Echtermeyer und Dr. M. Seyffert. 1r Theil. Für untere Gymnasialclassen herausgegeben von Dr. M. Seyffert. 8vo. 15 Sgr. (12 Ggr.)

Text zu den Materialien der Palaestra musarum für untere Gymnasialclassen, herausgegeben von Dr. M. Seyffert. Auch u. d. Titel: Anthologie aus neueren lateinischen Dichtern. 1r Theil. 8vo. 20 Sgr. (16 Ggr.)

Bei der immer mehr anerkannten Zweckmäfsigkeit des Anfertigens lateinischer Verse in den Gymnasien können wir diese Anleitung allen Lehrern empfehlen, da sich dieselbe durch eine neue zweckmäfsige Methode in der Anordnung des mit unermüdlichem Fleifse aus den besten neuern lat. Dichtern aller Nationen ausgewählten Materials und durch Reichhaltigkeit der über alle Theile der dichterischen Grammatik und Phraseologie sich erstreckenden Bemerkungen und Hinweisungen auf die jetzt am weitesten verbreiteten Grammatiken von O. Schulz und Zumpt

vor ähnlichen Büchern dieser Art auszeichnet. Jemehr gerade in dem Schulunterrichte ein zu langes Beharren bei einem Lehrbuche Lehrenden und Lernenden unangenehm und selbst nachtheilig ist, um so bereitwilliger, so hoffen wir, werden die Lehrer der Gymnasien dieses Hülfsbuch ihrem Unterrichte zu Grunde legen. Für diejenigen, denen Mangel an Mufse oder eigener Fertigkeit die Lösung der Aufgaben beschwerlich machen könnte, ist dieselbe besonders abgedruckt; zugleich aber dürfte dieser Text der Materialien allen Freunden neu-lateinischer Poesie eine willkommene Erscheinung sein, da sie darin die schönsten Erzeugnisse derselben vereinigt finden werden. Noch mehr wird dies bei dem bald erscheinenden 2ten Cursus, der längere Stücke enthält, der Fall sein.

Schirlitz, Dr. K. A., Lateinisches Lesebuch 2r Cursus. Zur öffentlichen und Privatlectüre für mittlere und obere Classen in Gelehrtenschulen. 8vo. 1 Thlr.

Auch u. d. Titel:

Schirlitz, Dr. C. A., Historia Romana ad pugnam usque Actiacam praemissa Italiae antiquae descriptione. Ex scriptoribus veteribus contexta et in usum scholarum adornata.

Vielfältigen Aufforderungen genügend, hat sich der verehrte Verf. dieses Lesebuchs entschlossen, in einem 2ten Cursus eine Uebersicht der Geographie Italiens und der Geschichte Roms bis zur Schlacht von Actium zu geben, um so den Bedürfnissen der etwas weiter vorgeschrittenen Schüler abzuhelfen. Aber nicht nur zum Schulgebrauche, sondern auch ganz besonders der Privatlectüre dürfte dies Buch am besten bestimmt sein. Jeder weitern Empfehlung glauben wir uns um so eher enthalten zu können, als der Name des Herausg. hinlänglich bekannt und seine Methode von den erfahrensten Schulmännern als höchst zweckmäfsig erkannt ist.

Schulz, Dr. Otto, Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 8te verb. Auflage. gr. 8vo. 12½ Sgr. (10 Ggr.)

Auch die achte Auflage dieses weit verbreiteten Schulbuchs hat zahlreiche Verbesserungen durch den Herrn Verf. erhalten; und wir hoffen für dasselbe jetzt eine um so weitere Verbreitung, als in des Verfassers ausführlicher Grammatik (2te verbesserte Auflage, gr. 8vo., 1834, 47 Bogen, 1½ Thaler) auch den obern Gymnasialklassen ein Lehrbuch geboten ist, welches, nach gleichen Grundsätzen bearbeitet, diese Schulgrammatik erweitert und vervollständigt. Wohlfeilheit des Preises dürfte keine geringe Empfehlung für die Einführung desselben sein.

Splittegarb, K. F., Deutsche Sprachlehre für Anfänger, mit Aufgaben. 11te verb. Aufl. 8vo. 7½ Sgr. (6 Ggr.)

— — Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefafsten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 11te verb. Aufl. 8vo. 12½ Sgr. (10 Ggr.)

Beide Bücher sind längst allgemein bekannt; ihre Brauchbarkeit für den Unterricht bezeugen am besten die vielen Auflagen, denn schon die elfte legen wir jetzt allen Schulmännern vor. Dafs dieselben nicht ohne Verbesserungen abgedruckt sind, versteht sich wohl von selbst, da wir immer bei neuen Auflagen der zahlreichen in unserm Verlage erschienenen Schulbücher sachverständige Männer mit der Durchsicht und Berichtigung derselben zu beauftragen pflegen.

Vossii, G. J., Aristarchus sive de arte grammatica libri septem. Edid. C. Foertsch. Pars II. contin. de art. grammat. lib. IV. et V. edid. Fr. Aug. Eckstein. 4maj. 2 Thlr. 25 Sgr. (2 Thlr. 20 Ggr.)

(Pars I. erschien 1833 und kostet 3 Thlr. 15 Sgr. 3 Thlr. 12 Ggr.)

Der zweite Theil dieses grofsartigen grammatischen Werkes des grundgelehrten Vossius bedarf für Kenner und Freunde der latein. Sprache wohl kaum einer Empfehlung; wir dürfen nur wünschen, dafs derselbe mit gleichem Wohlwollen aufgenommen werde, als dem ersten Theile, selbst im Auslande, im reichen Maafse zu Theil geworden ist. Der Herausgeber hat, wie sein gelehrter Vorgänger, Rektor Dr. Förtsch, keine Mühe gespart, diese Ausgabe dem vorgesteckten Ziele, in den Anmerkungen ein Repertorium für die lateinische Sprachwissenschaft zu geben, näher zu bringen, und er hofft den Dank aller Gelehrten um so zuversichtlicher, als eine solche Sammlung der in unzähligen Commentaren und Monographien niedergelegten Observationen über Lat. Grammatik einem jeden, dem diese Studien am Herzen liegen, erwünscht sein mufs. Die Vollendung des Ganzen und die reichhaltigen Register glauben wir mit Bestimmtheit zur Ostermesse des kommenden Jahres versprechen zu können.

Xenophontis Anabasis, s. Expeditio Cyri. Editio 4ta emendatior. Accedunt Indices et Tabula geographica. 8vo. 1 Thlr.

Diese vierte Ausgabe unterscheidet sich von den frühern wesentlich. Der Text, hauptsächlich zwar an Dindorf's Recension sich anschliefsend, ist durch einen ausgezeichneten akademischen Lehrer revidirt, neue Summarien sind hinzugefügt, und aus der Menge der Lesarten eine Auswahl derer gegeben, die dem Lehrer zur Erörterung der wichtigsten Punkte aus der griechischen Grammatik Gelegenheit darbieten können. Das Wortregister, von einem tüchtigen Schulmann neu angefertigt, wird sich als brauchbar und allen Bedürfnissen entsprechend gewifs bewähren. So glauben wir, durch Weglassung der unzweckmäfsigen Bemerkungen und des schlechten Wortregisters der frühern Ausgaben, diesem schon viel verbreiteten Buche einen höhern Werth gegeben zu haben, ohne dafs wir bei dem schönen Aeufsern des Buches den Preis desselben erhöhten, und so vielleicht die Verbreitung desselben in den Schulen erschwerten.

Zedlitz, L. v., Neues hydrographisches Lexicon für die deutschen Staaten. Enthaltend die Beschreibung aller grofsen und kleinen Flüsse so wie der gröfsern Bäche, mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung, Schiffbarkeit, Fischerey, Mühlen-, Hammer- und Hüttentrieb, ihrer Wichtigkeit als militärische Punkte, ihrer Länge, Breite, und ihrer Uebergänge auf Brücken und Fähren. Mit 1 hydro-orographischen Charte von Deutschland, den Königl. Prov. Ost- und West-Preufsen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem Königl. Preufs. Major Dr. F. W. Streit und gestochen von Leopold Müller in Berlin. gr. 8vo. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 10 Sgr. (2 Thlr. 8 Ggr.)

Mit Umsicht, Sorgfalt und Mühe hat der durch seine geographischen und statistischen Schriften der gelehrten Welt wohlbekannte Herr Verf. dieses Werks von jedem nur irgend der Anführung werthen Flusse oder Bache der Deutschen Staaten eine genügende und seiner Wichtigkeit angemessene Beschreibung gegeben. Es sind in derselben die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen gröfsern und kleinern Rinnsäle von ihren Quellen bis zu ihren Mündungen, die Beschaffenheit ihrer Ufer, besonders auch in Hinsicht für militärische Operationen, der Anfang ihrer Schiffbarkeit und ihr anderweitiger Nutzen für den Handel und den Verkehr, ihre Verstärkung durch die verschiedenen namhaft gemachten Zuflüsse u. s. w. u. s. w., nach den besten, durch örtliche Bekanntschaft, Aufnahmen, geodätische Berechnungen, Correspondenz und gedruckten Beschreibungen gesammelten Quellen, mit genauer Berück-

richtigung der die neueste Landeskunde betreffenden Schriften, so wie der besten Specialkarten dargestellt. Allen Freunden der Lehre der Staatenkunde, den Militärs, den Geschäftsmännern, und Zeitungslesern, wird dieses Werk also um so mehr willkommen sein, da ein solches bisher gänzlich der neuen deutschen Litteratur fehlte und eine längst gefühlte Lücke dadurch ausgefüllt ist. Die dem Werke beigegebene hydro-orographische Charte von Deutschland, den Preuſs. Prov. Ost- und West-Preuſsen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem Königl. Preuſs. Major Dr. F. W. Streit und gestochen von Leopold Müller in Berlin, wird gewiſs ebenfalls alle billigen Anforderungen vollkommen befriedigen, und vereint mit dem Buche sich als ein neuer zuverlässiger Führer auf den Gewässern Deutschlands bewähren.

Schul- und Unterrichts-Bücher,

welche 1834 in neuen Auflagen

im Verlage von

Duncker und Humblot in Berlin

erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Heinsius, Dr. Theod., kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien. 13te rechtmäſsige, stark vermehrte und durchweg verbesserte Auflage. gr. 8. ⅓ Thlr.

Die praktische Brauchbarkeit dieser Sprachlehre ist allgemein anerkannt. Der Verf. hat bei dieser neuen Auflage die jüngsten Erscheinungen der Sprachforschung sorgfältig benutzt.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Zweite vermehrte Ausgabe. gr. 8. ⅓ Thlr.

Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privat-Unterricht. Enthaltend: 1) Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2) Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. ⅔ Thlr.

Egen, P. N. C., Handbuch der allgemeinen Arithmetik. Besonders in Beziehung auf die „Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra, von Meier Hirsch." Zweite verbesserte Auflage. Theil II. Die Algebra. Mit 4 Kupfertaf. gr. 8. 2⅓ Thlr.

(Theil I, die Buchstabenrechnung, 1833, kostet 2 Thlr.)

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig sind erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik

von

Prof. Dr. Fr. H. Chr. Schwarz,

Geh. Kirchenrath, Ritter u. s. w.

Zweiter Band.

gr. 8. auf weiſsem Druckpapier 2 Thlr.

auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste Band dieses Werks fand die günstigste Aufnahme und der nun erschienene zweite Band wird durch seinen reichen gediegenen Inhalt nicht minder willkommen sein. Der Name des gefeierten Verfassers ist rühmlichst bekannt, und das vorliegende Werk bedarf deshalb keiner weitern Empfehlung.

Der Redner des M. T. Cicero.

Eine Zuschrift an M. Brutus. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von J. P. Brewer. 1824. ⅔ Rthlr. od. 1 fl. 12 kr. Düsseldorf bei J. E. Schaub.

Zeitgemäſs erachten wir die Uebersetzung dieses Meisterwerks des unsterblichen Redners, der selbst Muster seiner eigenen Theorie und Praxis war. Immer wird noch die Anleitung zur wahren Beredsamkeit und die Uebung darin zu sehr auf unsern Schulen vernachlässigt. Eine Aufgabe für den Abschieds-Akt kann unmöglich Ersatz geben. Der ganze letzte Jahres-Cursus sollte der Lehre und Anwendung nach Cicero's Leitfaden um so mehr gewidmet werden, als nicht nur die geistliche, sondern in unsern Tagen auch die politische Beredsamkeit ein neuer Hebel geworden ist, die Gemüther der Menschen zum eigenen Heil und zur Unterstützung des allgemeinen Wohls zu lenken. Aber auch hievon abgesehen und mit Verzichtleistung auf die höhere Beredsamkeit, ist die Kunst des mündlichen Vortrags, sowohl vorbereitet als, und noch mehr, aus dem Stegreife, in so vielen Verhältnissen eine unentbehrliche, ja höchst wichtige Geschicklichkeit geworden, daſs es nur Verwunderung erregen kann, wenn so viel wie gar nichts zu ihrer Erwerbung geschieht. Wir empfehlen daher diese Uebersetzung, die im Ganzen sehr gut gerathen ist, zum Studium.

Neue Verlags-Bücher

der Buchhandlung

Josef Max und Komp. in Breslau.

Epaminondas und Thebens Kampf

um die

Hegemonie,

von

Ed. Bauch.

gr. 8. 1834. Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp. Geheftet. Preis 10 Sgr.

Die hier gelieferte Darstellung des Lebens und Charakters des Thebaners Epaminondas und seines Zeitalters ist aus einem gründlichen und gewissenhaften Studium der Quellen hervorgegangen und geschöpft, und beleuchtet einen der interessantesten Abschnitte der griechischen Geschichte, die Zeit der Blüthe und der Macht Thebens, auf eine Weise, wie bisher noch von keinem Geschichtsforscher und Darsteller geschehen ist. Philologen, so wie allen Freunden des griechischen Alterthums, wird diese Schrift gewiſs eine sehr willkommene Erscheinung sein.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten,

von

Eduard Müller, Dr. ph.

Erster Band.

gr. 8. 1834. Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Die obige Schrift, die nicht blos für den eigentlichen Philologen, sondern überhaupt für jeden Freund der alten Kunst und Philosophie von hohem Interesse sein wird, entwickelt die Kunsttheorie, d. h. die Ansichten der Alten über Aesthetik, wie sie sich in den Schriften des Alterthums vorfinden. Der Verf. beginnt mit Homer, geht dann zu den folgenden Dichtern über,

hierauf zu den Philosophen, besonders zu Plato, dessen Ideen über Schönheit und Kunst hier vollständig dargelegt werden, demnächst zu Aristophanes und dessen Anforderungen an die Dichtkunst, besonders an die tragische und komische. Den Beschluſs machen die Ansichten der attischen Redner Isokrates und Lykurgus. Der zweite, nächstens folgende Band, wird die Geschichte der Kunsttheorie der Alten von Aristoteles bis zum Schluſse fortführen.

Bei Universitäts-Buchhändler C. F. Winter in Heidelberg sind neu erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Annalen der Pharmacie, vereinigte Zeitschrift des neuen Journals der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemiker, des Archivs des Apoth. Ver. im nördl. Deutschland und des Magazins für Pharmacie und Experimental-Kritik. Herausgeg. von J. B. Trommsdorff, R. Brandes, Ph. L. Geiger und Just. Liebig. Jahrgang 1834. gr. 8. (12 Hefte.) Rthlr. 7.

Jahrbücher, Heidelberger, der Literatur, unter Mitwirkung der vier Facultäten, redigirt von F. C. Schlosser, G. W. Muncke und Chr. Bähr. Neue Folge, erster Jahrgang, 1834. (12 Hefte.) Rthlr. 8.

Fries, J. F., populäre Vorlesungen über die Sternkunde. Zweite Auflage. Mit 11 Tafeln (in einem besondern Foliohefte). 8. elegant brochirt. Subscr. Preis Rthlr. 2. 16 Gr. (20 Sgr.)

Der Prophet Jesaja, übersetzt und ausgelegt von Dr. Ferd. Hitzig, d. Theol. Doct. und öffentl. ordentl. Professor an der Universität zu Zürich. gr. 8. Rthlr. 3. 16 Gr. (20 Sgr.)

Geiger, Dr. Ph. L., Handbuch der Pharmacie, zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht für Aerzte, Apotheker und Droguisten. — Erster Band, welcher die praktische Pharmacie und deren Hülfswissenschaften enthält. Vierte, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit zwei Kupfertafeln. gr. 8. Rthlr. 5. 16 Gr. (20 Sgr.)

Gervinus, Dr. G. G., zur Geschichte der deutschen Literatur. gr. 8. geh. 10 Gr. (12 Sgr 6 Pf.)

Fichte, J. H., Religion und Philosophie in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse. gr. 8. geh. 8 Gr. (10 Sgr.)

Vofs, H., Briefe, herausgegeben von Abr. Vofs. 1stes Bändchen. (Briefwechsel mit Jean Paul.) 8. geh. 16 Gr. (20 Sgr.) 2tes Bändchen. (Mittheilungen über Göthe und Schiller und Briefe an Chr. v. Truchsefs.) 8. geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Schlosser, F. C., Anzeige der Aktenstücke zur Geschichte der Regentschaft in Frankreich, die sich in dem französischen Hauptarchiv finden, verbunden mit einer Kritik von *Lemontey, histoire de la régence.* gr. 8. geh. 6 Gr. (7 Sgr. 6 Pf.)

Heise, A., Grundrifs eines Systems des gemeinen Civilrechts zum Behuf von Pandekten-Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage, fünfter Abdruck. gr. 8. Rthlr. 1.

Martin, Dr. Chr., Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses. Eilfte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Rthlr. 2. 16 Gr. (20 Sgr.)

Fischer, Dr. K. Ph., unpartheiishe Beurtheilung der Verfassung und Verwaltung der Gothaischen Feuerversicherungsbank für Deutschland. gr. 8. geh. 8 Gr. (10 Sgr.)

Blaul, G. F., Bilder aus München. 8. geh. (In Comm.) 20 Gr. (25 Sgr.)

Köster, C., zerstreute Gedankenblätter über die Kunst. Eine Zugabe zu den Heftchen über Restauration alter Oelgemälde. 2tes Heft. 8. geh. 8 Gr. (10 Sgr.)

Janouli, Dr. J., über Kaiserschnitt und Perforation in gerichtlich-medicinischer Beziehung. gr. 8. geh. 10 Gr. (12 Sgr. 6 Pf.)

Bronner, J. P., Anleitung zur zweckmäfsigen und äusserst vortheilhaften Anpflanzung von Weinstöcken an sonst unbenützten Plätzen, in Höfen, Gärten, an Mauern, Häusern u. s. w. Mit Abbildungen. gr. 8.

— — der Weinbau in Süddeutschland vollständig dargestellt. Mit vielen Abbildungen. gr. 8. — 1stes Heft. (Der Weinbau am Haardtgebirge von Landau bis Worms) 16 Gr. (20 Sgr.) — 2tes Heft. (Der Weinbau in der Provinz Rheinhessen, von Worms bis Bingen, im Nahethal und Moselthal). 16 Gr. (20 Sgr.) (Wird fortgesetzt. Das Ganze wird in 8 oder 9 Heften vollendet sein).

Dittenberger, Th. F., Geographie für Gymnasien, Lyceen oder Mittelschulen und zum Privatunterricht, nach natürlichen Grenzen und historisch-statistisch bearbeitet. Dritte, sehr vermehrte und neu umgearbeitete Auflage, mit Ergänzungn bis zum Jahr 1834. Mit ausführlichen Tabellen, lateinischen und deutschen Registern und 6 Versinnlichungscharten. gr. 8. Rthlr. 1. 4 Gr. (5 Sgr.)

Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutschen Zollvereine, veranlafst durch die Denkschrift für den Beitritt Badens von C. F. Nebenius. 8. geh. 8 Gr. (10 Sgr.)

Sachsse, C. R., *juris publici veterum Germanorum specimen.* Inest observatio de territoriis civitatum eorumque partibus quod vocatur *Gauverfassung.* gr. 8. 4 Gr. (5 Sgr.)

Nächstens erscheint:

Geiger, Ph. L., *Pharmacopoea Badensis,* cum additamentis, *pharmacopoeam universalem* complectentibus. (Lexicon-Octavo, Velin-Papier.)

Hermann, K. Fr., Geschichte und System der Platonischen Philosophie. 1ster Band. gr. 8.

Schwarz, F. H. C., Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre 3te vermehrte und verbesserte Auflage in 3 Theilen. gr. 8.

Bei Universitäts-Buchhändler C. F. Winter in Heidelberg ist so eben erschienen:

Archiv der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft, herausgegeben in Verbindung mit Prof. Hermann in München, Geh. Conf. Rath Lotz in Koburg, Präsid. Freiherrn von Malchus in Heidelberg, Prof. Mohl in Tübingen, Staatsrath Nebenius und Ministerialrath Regenauer in Karlsruhe, von K. H. Rau, Geh. Hofrath und Professor in Heidelberg, Ritter des Zähringer Löwenordens. Ersten Bandes erstes Heft. gr. 8. geh.

Dieses erste Heft, dem ein ausführlicher Prospectus über Plan und Inhalt der Zeitschrift beigefügt ist, ist durch alle gute Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz zu beziehen. Der Preis eines Bandes von 3 Heften ist Rthlr. 2. 12 Gr. (15 Sgr.)

15

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410